Princeton University Library
32101 064300559
Digitized by Google

002
.08g
s
ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Neunter Band,

Januar bis Juni

1836.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

April: Ein Ritt nach den Furnos auf San Miguel. Aus dem Tagebuche eines Deutschen Offiziers in Portugiesischen Diensten (52).

Mai: Ein Nachtquartier auf dem Feldzuge in Portugal (65).

Spanien.

Januar: Die Stadt Santander. Nach der Schilderung eines Englischen Militairs (1). Die Spanischen Mönche (10). Bibliographische Mittheilungen.

März: Drei Monate im Dienst der Britischen Hülfs-Legion in Spanien. Aus dem Tagebuche eines Veteranen. August, September und Oktober 1835 (37).

April: Scenen aus Spanien im Jahre 1835 (42).

Mai: Der Jahrmarkt von Tordesillas (59).

Juni: Der Tanz und die Tänzer in Spanien (71).

Frankreich.

Januar: Zur Geschichte der Königlichen Bibliothek in Paris (1). Victor Hugo, nach Mistreß Trollope (3). Elementar-Unterricht in Frankreich. Aus dem Bericht des Herrn Boulay de la Meurthe (4). Das Foyer des Théâtre français. Von J. N. Bouilly (7). Memoiren von Lacenaire (9). Briefe aus Paris, von Mistreß Trollope. Erster und zweiter Brief (11). Dritter Brief (12). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Was ist Wahrheit? Philosophische Zweifel von Charles Nodier (15). Die letzten Tage der Madame Elisabeth. Von Frederic Favot (17). Scribe in der Academie Française (19). Antwort des Herrn Villemain (20). Versuch über die Französische Infanterie (21). Die Französische Literatur im Jahre 1835. Von L. Accarias. I. Romane und Reisebeschreibungen. — II. Poetische Werke. — III. Dramen. — IV. Kritik und Literatur-Geschichte (23). Ueber Schauspielkunst. Von Madame Talma, geb. Vanhove (26). Bibliographische Mittheilungen.

März: Französische Schauspieler in den Kolonieen (27). Der Tod der Mutter Napoleons. Von Mérv (28). Der Französische Gewürzkrämer (30). Der Pariser Schachklub (35). Eine Abend-Unterhaltung bei Madame de Duchenois (36). Lemoville und Antonille. Episode aus der Geschichte der Französischen Marine, von Eug. Sue. (37). Neuere Charakteriskiken. Der Langweilige (38). Lamartine's Jocelyn (39). Bibliographische Mittheilungen.

April: Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske. Vom Bibliophilen P. L. Jacob (40). Zur Statistik des Blumenhandels in Paris (43). Die eiserne Maske. Zweiter Artikel (45). Die Autographensucht (45). Ueber Geister-Anerkennen (46). Leichtsinnigkeit des Mauthwirts. Aus dem Taschenbuch eines Mauth-Beobachters (47). Ueber das Glück. Von Pierre Leroux (49). Eine Scene zwischen Molière und seiner Haushälterin (50). Die Literatur als Bildnerin des Menschen (51). Die eiserne Maske. Dritter Artikel (52). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske. [Schluß] (53). Die Rhone-Inseln. Von Jules Janin (54). Villemain als Kritiker und Literarhistoriker. Von Ste. Beuve (55). Die Seubrette und der Kammerdiener des ältern Französischen Lustspiels (57). Die Pferderennen zu Chantilly. Von Jules Janin (58). Der Gemälde-Liebhaber (60). Beweis, daß Napoleon in der Wirklichkeit gar nicht existirt hat (61). Ein Englisches Urtheil über die heutigen Französischen Romane (65). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Die beiden Tage. [Der 20. März 1811 und 1815.] Von dem Grafen Theodalt Walsh (66). Englisches Urtheil über die heutigen Französischen Romane. [Schluß] (66). Französische Literatur und Civilisation (68). George Sand und die Institution der Ehe, von G. Risard (69). Kaper-Scenen aus den letzten Seekriegen (71). Ein Besuch bei Bernardin de St. Pierre. Von Leon Gozlan (74). Passagiere zur See (74). Geschichte der Schachmaschine (77). Bibliographische Mittheilungen.

Italien.

Januar: Marsand's Nachrichten über die auf der Königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Handschriften der „Divina Commedia" (2). Reise einer Ignorantin nach Italien (8). Aus Leopold-Robert's Künstlerleben (11). Anglomanie der heutigen Italiäner. Von A. Pioggia (13). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Eine Skizze des Domes zu Mailand (14). Musikalische Leiden und Freuden in Italien. Von Alexander Dumas (17). Zwei Abende im Theater zu Mailand. Aus dem noch ungedruckten Tagebuche eines Preußen (26). Bibliographische Mittheilungen.

März: Freuden einer Sicilianischen Reise (27). Allgemeine Geschichte Italiens, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Von Giovanni Campiglio. Mailand (29). Ueber den Ursprung der Töchtersprachen des Lateinischen (31). Einige der besseren Italiänischen Journale (33). Korsikisches Liebesleid (34). Zur Statistik der öffentlichen Bibliotheken von Adriano Balbi (39).

April: Die Katastrophe Leopold Roberts (41).

Mai: Italiänischer Nekrolog des Jahres 1835 (54). Neuere Italiänische Romane. [Estratto von Bicetinga?] (62). Bibliographische Mittheilungen.

England.

Januar: Wilhelm III., König von Großbritannien (1). Englische Contrebande-Anekdoten. Die rechten und die linken Handschuhe (2). Rienzi, der letzte Volks-Tribun. Von Edward Lytton Bulwer. Drei Bände. London, 1835 (3). Eine Quäker-Versammlung. Von Charles Lamb (6). Ehrenerklärung über Shakespeare (9). Englische Messen und Mütter (10). Arago's Lobrede auf Thomas Young (12). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Arago's Lobrede auf Thomas Young. [Fortsetzung.] (14). Der Amerikaner Willis über Englands Leben und berühmte Schriftsteller (18). Shakespeare's Quellen zu Romeo und Julie (21). Die Englische Literatur im Jahre 1835 (25). Bibliographische Mittheilungen.

März: Das Englische Oberhaus (28). Die Besoldungen der Marine-Offiziere Frankreichs und Englands (31). Holman, der blinde Reisende (32). Die schönen Künste in England im Jahre 1835 (33). Ermordung der Mannschaft der „Elise" (34). Kleine Englische Provinzialstädte (36). Bibliographische Mittheilungen.

April: Einige Auszüge aus H. L. Bulwer's neuestem Werke über Frankreich (40). Kartons von Leonardo da Vinci (42). Das „Annual Biography and Obituary" als Quelle Englischer Schriftsteller- und Bücher-Kunde (43). Vom Stolze der Irländer. Von Mrs. S. C. Hall (44). Ein Englischer Kriegsgefangener in Frankreich (48). Sitten der Englischen Provinz. Die Leihbibliothek. (49). Lord Brougham im Oberhause (50). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Neue Untersuchungen über die Bildung des Negers (53). Eine neue Stimme über die Schrecken der Ostindischen Gefängnisse (56). Die komische Poesie Englands im neunzehnten Jahrhundert (57). Was ist Perfect? (59). Robert Burns (60). Die Französischen und Englischen Tanzschriften (62). Zur Geologie von Europa (63). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Der Piraten-Schooner, Vom Capitain Marryat (68). Einige Worte über das Britische Museum (70). Capitain Back's Reise nach den Polar-Ländern (72). Philosophie der Naturgeschichte (73). Zur Statistik der Verbrechen in London (75). Zwei verschiedene Weisen, eine Geschichte zu erzählen (76). Bibliographische Mittheilungen.

Digitized by Google

Holland.

Februar: Admiral de Ruyter und Jean Bart. Aus Eugène Sue's Geschichte der Französischen Marine (16). Admiral Pieter Pietersz. Heyn und die Spanischen Galleonen [1628.] — Pieter de Coulant de Rebecque [1640]. Aus Engelberts Gerrits Geschichte der Holländischen Marine (24). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Das Haus des Admirals de Ruyter. Aus Eugene Sue's Geschichte der Französischen Marine (75).

Belgien.

Mai: Rikard's Belgische Reise-Erinnerungen (64).

Juni: Eine Fahrt auf der Eisenbahn von Brüssel nach Antwerpen (77).

Dänemark.

März: Grundtvig's mythologische Lehre (34).

Schweden.

Februar: Graf Georg Adlerfparrer (16). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Ueber die Geschichte Karl's XII., von Lundblad (73). Bibliographische Mittheilungen.

Böhmen.

März: Ueber die Bewegungen und Richtungen in der Neu-Böhmischen Literatur. Vom Professer Dr. Purkinje (32).

Polen.

Februar: Einige Worte über den Zustand der Polnischen Literatur im Jahre 1835 (14).

April: Von dem poetischen Geiste der Polnischen Nation (41).

Rußland.

Januar: Petersburger Sitten. Der Assairschtschik (6). Ueber die Gesangsweise der Russen und der Letten. Von J. G. Kuman in Mitau (8). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Die Berg- und Hüttenwerke im Ural (21). Die Russische Literatur im Jahre 1835 (22). Ein Blick auf Irkutsk (25). Bibliographische Mittheilungen.

März: Plan zu einem phantastischen Roman unter dem Titel: Der Mensch ohne Namen und mit den Ansprüchen auf einen Namen. Ein halbes Wort zur philosophischen Geschichte des 19ten Jahrhunderts. Von Th. Bulgarin (30). Der Kosaken-Posten jenseits des Kaukasus (31). Die Wohnungsveränderung. Beobachtungen eines Russischen Journalisten (38). Der Russische Schriftsteller, von Th. Bulgarin (39). Bibliographische Mittheilungen.

April: Mittheilungen aus Sibirien (40). Ein Blick auf die Russische Bühne. Von Th. Bulgarin (48). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Neu-Ladoga (54). Die Russen am Balkan (62). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Das Kosaken-Mädchen von dem tapferen Greeg und dem Wolf. Vom Kosak Luganski (71). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

Januar: Antikes und Modernes in Morea. Von einem Englischen Reisenden (10).

Türkei.

April: Neun Jahre aus der Praxis eines Arztes in Konstantinopel (47).

Juni: Sultan Mahmud. Von Constantin Vasili (66). Der Seriaskier Ebobrem-Pascha. Von demselben (67). Eine Feuersbrunst in Konstantinopel (78).

Ostindien.

Januar: Zustand der Indischen Frauen (6).

Februar: Die Ajderi's, Indische Tragödien. Von einem Britischen Offizier (15). Die Indischen Frauen (23).

März: Hindostan und seine Bewohner. Nach Miß Emma Roberts (35).

April: Die Dergah's und muhammedanischen Heiligen in Hindostan (49).

Juni: Eine neue Religion im westlichen Indien (67).

China.

Februar: Erinnerungen an China. Von einem Britischen Seo-Offizier (20).

Mai: Die Chinesen, eine allgemeine Beschreibung des Chinesischen Reiches und seiner Bewohner, von J. F. Davis (61).

Juni: Die Mandarinen und die Europäer in China (72).

Asien.

Januar: Ein Buddhaistisches Fest auf Ceylon (2). Die heiligen Bücher der Buddhaisten (3). Wissenschaftliche Reise an den Küsten von Klein-Asien (11).

Aegypten.

Mai: Die Fellah's in Aegypten (56).

Abyssinien.

Mai: Zustand der Abyssinischen Christen (55).

Afrika.

Januar: Die Kabylen und andere Volksstämme in und um Algier. Aus Thomas Campbell's Briefen aus Algier (4). Werden die Franzosen Algier behalten oder civilisiren? Aus Thomas Campbell's Briefen (7).

Februar: Der Bey von Titeri (18). Algierische Poesie (19). Gesetze und Rechtspflege in Algier. Von Thomas Campbell (20).

März: Ausflüge in die Umgebungen Algiers. Von Thomas Campbell (33). Bugia und Bona. Von Thomas Campbell (34).

April: Der neueste Krieg mit den Kabylen (44). Neuere Mittheilungen aus Algier. Von Thomas Campbell (51).

Mai: Algiers Korallenfischerei. Von Thomas Campbell (53).

Juni: Eine Mission nach Tunis. Von J. L. Lugan (77).

Nord-Amerika.

Januar: Legenden aus der Zeit der Eroberung Spaniens. Von Washington Irving (3). Zweikampf eines Indianischen Wilden mit einem Franzosen (7). Die Langen und die kurzen Leute (13).

Februar: Tyrone Power's Skizzen aus Amerika (24).

März: Capitain Back's Expedition nach den Polarländern Amerikas (29).

April: Ein Tag in New-Orleans (52).

Juni: Amerikanische Naturschilderungen. Von R. P. Willis (66) Zur Sittengeschichte der Vereinigten Staaten (69).

Mexiko.

März: Das Land Texas in Nord-Amerika (27).

Westindien.

Januar: Neger-Prozesse auf Jamaika (4).

Februar: Plato der schwarze Räuber (22).

April: Mittheilungen aus der Neger-Republik Haïti (47).

Mai: Ein Neger-Zweikampf auf Jamaika (59).

Australien.

Januar: Literatur auf Vandiemensland (12).

April: Major Mitchell's neueste Untersuchungs-Expeditionen in das Innere von Neu-Süd-Wales (46).

Mannigfaltiges.

Januar: Chinesische Orakeln. — Die Lascaren. — Sympathie der Thierleine. — Bäume, die Wasser geben. — Sonderbarer Gebrauch. — Nouvelles Annales des Voyages. — Das Leichenbegängniß einer Indischen Priesterin. — Essbare Festen. — Preis-Aufgaben. — Shakspeare's Denkmal in Stratford. — Seewasser, süßes Wasser und Eis — Deutsche hysterische Anthologie. — Englische Bibliothek. — Holländische Seebelden. — Englischer Bijou-Almanach. — Die Spanischen Garten. — Indische Taschenspieler. — Mißlungene Jagd auf Bobac-Thee. — An Göthe's Bettina. — Neues Material für Geschichtsforscher. — Reitkunst der Indianer. — Belgischer Nevenchr. — Gewandheits-Spiele der Indier.

Februar: Göthe's Faust. — Französisches Drama. — Canning als Redner. — Englands Handel. — Romeo und Julie. — Russische Literatur in England. — Dichterräume. — Amerikanische Wundermerke. — Wilderforce's Arcanum. — Neues Italiänisches Heldengedicht.

0302.6088 v.2 (RECAP) 606008 (Jan-June)
Digitized by Google

gedicht. — Merkwürdige Uhr. — Sir Walter Scott zu Neapel. — Ein neuer Beitrag zur Shakespeare-Literatur. — Das Britische Museum. — Das lebendig Begraben bei den Indiern. — Charles Lamb und seine Schwester. — Englischer und Amerikanischer Regen. — Leben und Prozesse der Reformer. — Eiserne Dampfschiffe. — Papier aus Torf. — Feuerverkünfte in London.

März: Englands wissenschaftliche und artistische Sammlungen. — Walter Scott und Lady Morgan. — Alte Französische Literatur. — Porson's Gedächtnißübungen. — Wüthender Zorn der Malaien. — Alt-Englische Literatur. — Religiöse Skrupel der Buchhändler. — Spartanische Tanzweise. — Neue Briefe der Lady Mary Wortley Montagu. — Eisenbahn zwischen Dover und Calais. — Europäische Gastfreundschaft. — Literarische Notizen. — Zur Statistik der Englischen Literatur. — Loos der Sklavinnen in Amerika. — Materialien zur Französischen Geschichte. — Leopold Schefer's Laien-Brevier. — Journal der Asiatischen Gesellschaft in London. — Englische Skizzen von Deutschland.

April: Sterblichkeit unter den Britischen Truppen auf Jamaika. — Indo-Germanisches Sprachstudium. — Ein Winter in Rußland. — Sir William Gell. — König Franz I. und der Wahrsager. — Indische Ehe-Disziplin. — Ein neuer Englischer Bühnendichter. — Abgebrannte Schauspielhäuser. — Ein neuer Robinson. — Die Meuterei des Feindenfürsten. — Französische Journalistik. — Ausländische Literatur in Frankreich. — Die Farbigen in Nord-Amerika. — Sklaven-Regnet in Süd-Karolina. — Revue de Paris. — Das Gesetz, die Presse und das Ceremoniell in Nord-Amerika. — Verbreitung der heiligen Schrift. — Chirurgische Wahrnehmung. — Bodenstein, König der Wälder. — Das Portfolio. — Theologische und politische Literatur Frankreichs im Jahre 1835. — Nord-Amerikanische Literatur im Jahre 1835. — Eine Deutsche Schrift aus Liverpool. — Nimrod. — Die Sprache der Magyaren.

Mai: Englische Journalistik. — Die Holbornstraße in London. — Consumtion des Zuckers in Europa. — Europäische Bildung in Aegypten. — Consumtion des Fleisches in Paris. — Gründung der ältesten Londoner Brücke. — Das Reisen sonst und jetzt. — Fabrikenbevölkerung Großbritanniens. — Portwein. — Die Société Gésellschaft. — Torquato Tasso, ein epischen Gedicht. — Neuere historische Studien. — Eine Tombola. — Frauen-Strafungen nach Virginien. — Neue Polnische Zeitschrift. — Ein altes in die Erde versenktes Schiff. — Paganini's Büste. — Antiquarisches. — Die Wolgaschen Berge. — Ungarisches. — Früh-Aufstehen.

Juni: Die Wolgaschen Berge. — Eisenbahn nach Gretna-Green. — Kreisförmige Bibliothek. — Die Sprache der Taubstummen. — Illinois in den Vereinigten Staaten. — Die Horatier und Curiatier des Schachspiels. — Gehobete Schulbildung in England. — Ein Brief von Neu-Braunschweig. — Französische Galeeren. — Zu den Grundsätzen über den Schutz des literarischen Eigenthums. — Lichtenberg in England. — Gedankenflüge. — Bildung durch Bilder. — Aus Norwegen. — Orientalisches. — Die Englische Sprache in Indien. — Buchhändler-Verkehr in Rußland. — Westindische Biber-Uhr. — Das Alter der Steinkohlen.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieß Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz die wie im Auslande bei den Kais. Postämtern.

№ 1. Berlin, Freitag den 1. Januar 1836.

England.

Wilhelm III., König von Großbritannien *)

Die Englische Nation hatte die Restauration der Stuarts freudig begrüßt, denn die Völker vergessen in der Regel sehr bald die Vergangenheit und denken nicht an die Zukunft. Allerdings hatte damals für den Breda aus erlassene Erklärung Karl's viele Besorgnisse beschwichtigt, vielen Erwartungen entsprochen; aber die Lage der Dinge war eine ganz andere geworden, als vierundzwanzig Jahre nachher der Herzog von York, Jakob II., den Thron seines Bruders bestieg.

Fünf Jahre vor dieser Epoche, im Jahre 1679, war im Parlament die Rede davon gewesen, ihn vom Throne auszuschließen; die katholische Religion, zu welcher er sich bekannte, gerechte dieser Maßregel zum Vorwande. Diese von einer schwachen Majorität verworfene Bill war durch eine andere: die Bill der Beschränkung der Rechte, ersetzt worden, welche nichts Geringeres bezweckte, als die Königliche Gewalt in den Händen des Herzogs zu vernichten und sie während dessen ganzer Regierung auf ein leeres Wort zurückzuführen. Diese Bill theilte zwar das Schicksal ihrer Vorgängerin; die Verhältnisse hatten sich jedoch so widerwärtig für den Herzog gestaltet, daß der König selbst und einige Fremde der Herzogin nahe daran gewesen waren, ihr Ansuchen zu begünstigen. Im Jahre 1681 hatte eine andere, dem Parlament neuerdings vorgelegte Ausschließungs-Bill sogar die Ehre einer zweiten Lesung erlangt. Andererseits schlug der Graf von Essex demselben Parlamente eine damals so genannte Association vor, nämlich eine Art protestantischer Ligue, und der Herzog sollte bei seiner Thron-Besteigung gezwungen werden, dieser Association, als Unterzeichnet für die Sicherheit der protestantischen Religion, einige seiner Würde zu überlassen. Andere verlangten eine Ehescheidung des Königs und der Königin, in der Absicht, Karl mit einer protestantischen Prinzessin zu verheirathen, von welcher er Erben hoffen dürfte. Einige dachten an Monmouth, einen natürlichen Sohn Karl's: er war schön und tapfer; er war im Kriege glücklich gewesen; vorzüglich aber verdankte es ihm die Gunst des Volkes, daß er Protestant war. Der entgegengesetzte Grund machte den Herzog von York für England zum Ziel des Hasses und der Verwünschungen.

Schottland hatte, wie es schien, ihn mehrere Jahre lang sich ergeben gezeigt; nichtsdestoweniger machte sich auch dort bald die nämliche Stimmung gegen ihn geltend, wie in England. Dort, so gut wie in England, war der Katholicismus der Gegenstand der feurigsten Anfeindungen, aller Meinungen; der Herzog von Argyle, in diesem Lande sehr einflußreich, war der eifrigste Anhänger des Prinzen; und demnach hatte er ihm erklärt, daß er, im Nothfalle, die Landes-Religion bis zum letzten Athemzuge gegen ihn zu vertheidigen wissen werde. Eines Tages, als im Schottischen Parlament die Rede davon war, allen denjenigen, welche irgend ein Amt bekleideten, die Unterschreibung einer Art von protestantischem Glaubens-Bekenntniß aufzuerlegen, verlangte der Herzog von York eine Ausnahme für seine Person; aber Argyle erhob sich sofort, bekämpfte in einer langen Rede die Anforderung des Herzogs und schloß mit folgenden Worten: „Der Parlaments ist in diesem Rechte nicht zu stürzen, es sey denn, daß er durch die Königliche Familie selbst eingestürzt würde, und die protestantische Religion ist eher eine der verabscheuungswürdigsten Bürgschaften weniger in Gefahr, als mit dieser einzigen Ausnahme, welche sie alle vernichtet." Argyle war, wie gesagt, gleichwohl ein Freund, ein eifriger Anhänger des Herzogs; ein Widerspruch, der schon allein einen Begriff davon geben wird, wie gewaltig und tückisch Gefühle der Feindschaften waren, welche sich gegen diesen unglücklichen Prinzen erhoben.

Man würde sich gar nicht denken können, wie weit die Erbitterung des Volkes ging. Es gab kein Verbrechen, keine Scheußlichkeit, deren es ihn nicht allzeit fähig hielt; seinen Beweis davon lieferte der berüchtigte Prozeß des Titus Oates; wir abgeschmackt, wie unsinnig, wir unwahrscheinlich auch alle verleumderische Beschuldigungen des Letzteren waren, so wurden sie nichtsdestoweniger von dem Volke begierig aufgenommen; dadurch, daß sie gegen den Herzog gerichtet waren, verwandelten sie sich für das Londoner Volk schon in ausgemachte, bewiesene Thatsachen. Während des Prozesses wurde ein Friedens-Richter, Namens Godfrey, ermordet, und nun war es wieder der Herzog, welchem das Volk während seiner ganzen Regierung dieses Verbrechen zuschrieb. Bei dieser Gelegenheit war der Schrecken in der Stadt allgemein.

Bei dem Leichen-Begängnisse Godfrey's, fast ein protestantischer Geschichtschreiber, glaubte Jeder auf der eigenen Brust den Dolch zu fühlen, der jenen getroffen hatte; und diesen Dolch, er sah ihn sonderlich in den Händen des Herzogs. Ein bei diesem Prozeß bekannt gewachsener Brief von dem Secretair des Herzogs hatte die Pläne ans Licht gebracht, welche er schon damals zur Wiedereinsetzung der katholischen Religion hegte. Durch diese Entdeckung, welche ihn, in den Augen Englands, so zu sagen, als amtlichen Siegelbewahrer des Papismus erscheinen ließ, war er in den Augen der Menge für alle Ausschweifungen, allen Aberglauben, alle Verbrechen, welche die protestantische Einbildungskraft damals nur mehr als je bieser Religion lieh, verantwortlich geworden.

Es war damals die Epoche des Widerrufes des Ediktes von Nantes. Europa's protestantische Staaten, Holland, Schweden, Dänemark, die Mark Brandenburg, sahen sich plötzlich von Französischen Flüchtlingen angefüllt; England allein hatte vierzig bis funfzig Tausend derselben aufgenommen. Sie schwelgten hier und bort in den drei Königreichen umher; sie erzählten die Verfolgungen, die Verunglimpfungen, die Verunreinigungen, denen Opfer sie geworden, und forderten Rache für das Blut ihrer Brüder, das noch unter den Säbeln der Dragoner floß. Man denke sich den wüthenden Haß und Ingrimm, welche bei diesen Erzählungen zu gleicher Zeit gegen den König von Frankreich, gegen die katholische Religion und gegen Jakob, ihren Freund, Verbündeten und vereinigten Beförderer, entbrennen mußten.

Gezwungen, für den Augenblick seinen Feinden das Feld zu räumen, hatte sich Jakob lange Zeit nach Schottland verbannt. Späterhin wußte er bis nach Holland seine Zuflucht nehmen. Er verlieh es, um den letzten Seufzer seines Bruders zu empfangen, indem er so zum ersten Male der Welt das Schauspiel eines prätendirenden Thronerben gab, der es vielen hatte, daß seine Bestrebungen durch Kreuz feierlich ausgeschlagen und im Senate der Nation verdammt wurden, und der aus dem Land, um den Thron seiner Ahnen zu bestrigen, zurückkehrt.

Tapfer im Kriege, geblendet in der Schule Türenne's, ein glücklicher und bedeutet Admiral an der Spitze der Flotten Englands, war König Jakob ein Ehrsüchtiger, in welchem Schwäche und Eigensinn sich mischten. Ein eigenmächtiger Geist, unterlief er niemals, die einmal von ihm angenommenen Grundsätze mit eiserner Konsequenz bis aufs Aeußerste zu verfolgen. Mußte gebandelt werden, so schritt er in dieser Weise vorwärts; plötzlich aber sah man ihn nicht nur inne halten, sondern zuweilen vor einem Hindernisse zum halten, das er sehr leicht hätte überwinden können. Denn der Strom, seinen Gewissensbissen nachgebend, empfand er zu gleicher Zeit eine gebeime unabweichliche Unterwerfung, vor der Machtgestalt seiner Ansterungnaten. Er verband auf diese Art die äußerste Verwegenheit mit einem völligen Mangel an aller Energie; was wußte es kommen, daß er während seines ganzen Lebens mit den Ministern und Bräuteinissen seiner Zeit in Kollision geriet. Es begegnete ihm öfterer, was niemals der Fall gewesen wäre, wenn er sich selbst vertrauet hat. Alles wandte sich gegen ihn, Alles vereinigte sich zu seinem Untergange: sein Muth so gut als seine Schwäche, seine Eigenschaften wie seine Mängel, seine Tugenden so gut als seine Laster.

Zu jener Zeit war Alles noch unbestimmt, schwankend und verwirrt in den geistigen Elementen, aus welchen sich seitdem die Verfassung Englands gebildet hat. Das Aufleben der Krone, die Rechte des Parlaments, die Anklagen, nichts von alle dem war festen und unabänderlichen Regeln unterworfen; die Macht des Parlaments beschränkte sich definitiv fast allein auf die Geldverweigerung. Als es sich um Karl II. darum handelte, die Herzogin von Cleveland, des Königs Geliebte, zu Anklagezustand zu versetzen, rief ein altes Parlaments-Mitglied von seinem Platze: „Was sagen sie von Anklagen! Im Gegentheil, Statuten müßte man den Geliebten Seiner Majestät errichten, denn ohne sie hätten Sie kein Parlament." Auf einem schwankenden, dunklen, schlecht begränzten Gebiete kollidirten unausgesetzt die Privilegien des Parlaments und die Königliche Prärogative. Aber eben dadurch, daß die Bewegungsgesetze der Subjekten, wie gesagt, das Haupt-Element der Macht des Parlaments ausmachten, war diese Macht lediglich eine negative, und sie hörte auf, zu seyn, sobald der König Geld genug hatte, um des Parlaments zu entbehren. Karl II. ließ oft mehrere Jahre vergehen, ohne ein Parlament zusammenzurufen.

Diese Mangel an Festigkeit in den Institutionen erleichtern anfangs Jakob die Ausführung seiner Entwürfe zur Wiederherstellung des katholischen Glaubens. Bei der Zusammenberufung des zweiten Parlaments unter seiner Regierung machte er es sich zur Pflicht, den Test-Eid aufzuheben; so nannte man eine Art von protestantischem Glaubens-Bekenntniß, welches jeder obrigkeitliche Beamte und jeder Offizier in der Armee ablegen mußte. Dieser Eid, der erst in unseren Tagen abgeschafft

*) Aus dem kürzlich erschienenen philosophisch-politischen Werke des Barons A. Bazancourt: „Guillaume d'Orange et le Duc d'Orléans."

Digitized by Google

worden, lautete also: „Ich erkläre, daß ich nicht daran glaube, daß eine Transsubstantiation vorgehe bei dem Mahle des Herrn, weder während noch auch nach der Weihung." Diese Erklärung unterzeichnete, hielt in Wahrheit, seinen Glauben abschwörend, wenn man Katholik war, und sich im Angesicht des Himmels und der Menschen zum Protestantismus bekennen. In einem der letzten Parlamente seiner Regierung hatte Karl II. den Beschluß verkündigt, die Offiziere der Armee von dieser Feindlichkeit zu entbinden, kraft einer gewissen Dispensations-Gewalt, welche er sich anzueignen behaupte; eine Adresse des Parlaments hatte diesen Eingriff Karl's zurückgewiesen; eine neue Adresse, als Erwiederung der Thronrede Jakob's, wies ihn nicht minder energisch zurück, als er zum zweiten Male damit hervorgetreten war. Doch auffatt, wie sein Bruder, sich für geschlagen zu halten, versucht Jakob, da er auf dem geraden Wege an der Niederwindung des Hindernisses verzweifelt, es zu umgehen.

Er vertagt das Parlament und läßt den zwölf Richtern Englands eine folgendermaßen abgefaßte Frage vorlegen: „Darf der König die Personen, welche er in die Aemter und Würden des Königreichs einsetzt, von den Eiden und Test-Akten entbinden?" Die zwölf Richter antworteten hierauf: „Die Gesetze des Königreichs sind die Gesetze des Königs; er kann von ihnen so oft entbinden, als die Nothwendigkeit es erheischt; er ist der einzige Richter über diese Nothwendigkeit, und er kann nicht verzichten auf dieses Recht, welches nur in seine Hände niedergelegt ist und einen Theil der Vorrechte der Krone ausmacht." Diese Beweisführung war von Grund aus fehlerhaft; sie räumte das Prinzip ein, daß der König in Angelegenheit der Religion über den Gesetzen wären, und dies war keineswegs wahr, denn auch dem Wotten der Englischen Verfassung gehörte die gesetzgebende Macht nicht dem Könige allein, sondern dem Könige und dem Parlamente in Verbindung. Die Folgerungen aus dieser Entscheidung anlangend, so waren sie in Wahrheit unermeßlich; sie gingen auf nichts Geringeres hinaus, als die bis der beschränkte Macht der Krone in eine unbeschränkte Diktatur zu verwandeln. Was wußte aus dem Rechte des Parlaments, an der Abfassung der Gesetze Theil zu nehmen, indem dieselben neuen dem Könige zuerkannten Rechte werden, von dem Gehorsam gegen die Gesetze zu entbinden, d. h. diese Gesetze, sobald sie gegeben wären, zu vernichten und zu vertilgen?

Indessen stieß auch die Herrschaft der protestantischen Religion durch diesen Beschluß aufzeordentlich gefährdet, da durch ihn die letzten Schranken gegen den eindringenden Katholizismus niedergerissen wurden; die Bresche war geöffnet und der Weg gebahnt, auf welchem die bis dahin außerhalb der politischen Gesellschaft gestellten Katholiken im Triumph einziehen konnten. Die Verwirrung der Begriffe war so groß geworden in Betreff der Formel gebrachten Theorie sührte zu diesem Resultate. Ihre seltsame Entschreibung machte sich auf einige Zeit nichtsdestoweniger geltend, als ein Ausspruch der Gerechtigkeit, dieser bekanntlich in England so mächtigen Autorität. Der Ritter Edward Hales, Oberst eines Infanterie-Regiments, ward von seinem Kutscher angezeigt, weil er angeblich die Test-Akte umgangen hatte. Edward Hales, welcher sich weigerte, sich vor Gericht zu stellen, wurde in contumaciam verurtheilt, und der Richter stimmen für die Anwendung der Strafe. Das Urtheil soll gefällt werden, als Edward Hales eine Dispensation vom Test-Eid, unterschrieben vom Könige und mit dem großen Staats-Siegel besiegelt, vorzeigt. Er wird losgesprochen und entlassen. Ermuthigt durch diesen günstigen Erfolg, ernennt nun Jakob an nichts eifriger, als die öffentlichen Stellen, namentlich in der Armee, mit Katholiken zu besetzen; er leidet nur noch Katholiken um seine Person. Bald genügt es ihm nicht mehr, daß man es im Geheimen sey; er zwingt diejenigen, welche die hohen Aemter der Krone bekleiden, alle Ceremonien dieses Glaubens öffentlich ein Genüge zu leisten.

Man sah ihn einen Augenblick lang auf einem Punkte stehen, wo er nicht mehr bloße Duldung für die Römische Kirche forderte, sondern die unbedingte Herrschaft derselben laut proklamierte. Barillon, der Französische Gesandte, schreibt bei Gelegenheit des Widerrufs des Edikts des Nantes und inmitten des Rausches der Bewunderung, welche diese Maßregel ihm einflößte, an Ludwig XIV.: „Man würde Ihnen hier bald nachfolgen, wenn man es nur."

Sonderbar! vermöge seines Titels als König von England blieb Jakob dabei doch zugleich das Oberhaupt, der anerkannte oberste Bischof der Anglikanischen Kirche. Der Krönungs-Eid verpflichtete ihn, durch alle Mittel und Wege die Suprematie dieser Kirche aufrecht zu erhalten. Man kann sich keine in sich selbst Zerspaltung so vollkommen verkehrte Logik denken, als die dieses unglücklichen Fürsten war.

Zur völligen Durchsetzung seiner Entwürfe brauchte Jakob Geld, um nicht genöthigt zu werden, das Parlament zusammenzurufen; außerdem bedurfte er dessen zur Unterhaltung einer stehenden Armee. Es war die Schatzkammer Ludwig's XIV., aus der er zu schöpfen hoffte; Frankreich war es, welche die Mittel zu seinen Handeln herbeischaffen sollte. In der That konnte Ludwig den Entwürfen Jakob's II. nur seinen Beifall schenken; mit Herz und Seele war er auf seiner Seite; wie sollte er, als unumschränkter Souverain, den Bewilligungen eines benachbarten Königs, die Bevormundung auszuschließen, nicht beistimmen, und Katholik aus voller Seele, mußte er natürlich geneigt sein, jeder Unternehmung gegen die protestantische Religion seine Unterstützung zu leihen. In diesen allgemeinen Bewegungen traten noch andere von einem wichtigeren Interesse, welche mit den politischen Verhältnissen Europa's zusammenhingen. Die protestantischen Staaten bildeten eine allezeit fortdefehlende Ligue gegen Frankreich; der Krieg zwischen diesem und erlterem drohte lange vorher. Es war dies die Ligue, welche später, nach Hinzuretung einiger neuen Staaten, die Ligue von Augsburg genannt wurde. Sollte England dieser Ligue beitreten, oder mit Frankreich ein Bündniß schließen! Das Letztere versprach dem Erfolge von Ludwig's XIV. Unternehmungen, bei dem im Stillen sich vorbereitenden Konflikte, ein großes Uebergewicht. Die Verbindung mit England sichen seine Beherrschung des Kontinents auf immer zu sichern; er hatte also ein großes Interesse an dieser Allianz und stand nicht an, sie so theuer, als nöthig war, zu erkaufen. Dahin alle jene geheimen Verträge zwischen den Höfen von St. James und von Versailles, einer der sonderbarsten Momente in der Diplomatie jener Zeit!

Die gesammte innere Politik Englands knüpfte sich auch an diese Frage der auswärtigen Politik. Frankreich, auf dem Kontinente triumphirend, führte in seinem Gefolge den Triumph des katholischen Prinzips, das es repräsentirte, mit sich; zuwiderst auf dem Kontinente, in der Folge auch in England. Dem Volke entging diese Stellung nicht. Der Protestantismus, hierin dem Katholizismus nachahmend, wählte, wie letzterer, seinen Stützpunkt und seine Mittel zum Handeln außerhalb. Bei Gelegenheit des Kampfes, der sich vorbereitete, sprach er sich für ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit Holland aus, mit dem demselben Eifer, eben der Bekanntschaft, welche Jakob und sein Hof darein setzten, die Verbindung mit Frankreich zu bringen. Wenn damals war es Holland, welches in Europa an der Spitze der protestantischen Angelegenheiten stand. Holland hatte um den Preis seines Bestehens und theuersten Blutes den Eroberungen Ludwig's XIV. ein Ziel gesetzt; es stand stets bereit, den Krieg zu erneuern, stets bedroht in seiner Existenz, stets auf eine neue Invasion gefaßt. In Erwartung des Kampfes, unterbricht es durch die Presse eine heftige Polemik gegen die Katholiken sowohl, wie gegen die herrschsüchtige Politik Ludwig's. Gemeinschaft des Glaubens und der Sympathien vereinigte solchergestalt die beiden Völker; die Interessen der Politik, des Handels, der Industrie, die Ueberlnahme an einer gemeinsamen Gefahr knüpfte das einigende Band noch fester. Mit einem solchen Bunde wollte gleichwohl Jakob nicht von dem Getanken abstehen, diese so fest geschlungenen Bande zu trennen; er wollte England von dem Holländischen Bündniß losreißen, um es in das System der Französischen Politik hineinzuziehen.

Die wichtige Rolle, welche der Prinz von Oranien in den Englischen Angelegenheiten zu spielen berufen war, erklärt sich durch das Gesagte vollkommen. Der Prinz stand da als die Personifikation des Protestantismus, und zugleich war er das Oberhaupt der Europäischen Interessen im Widerstande gegen die Uebermacht von Frankreich; eine politische Stellung, welche er frühzeitig angenommen hatte. Zur Zeit, als die Französischen Armeen in Holland einfielen, war er kaum aus dem Jünglingsalter herangetreten; der Sieg hatte damals die Fahnen der Republik verlassen; ohne Heer, ohne Geld, ohne Hülfsquellen irgend einer Art, mitten unter einer allgemeinen Entmuthigung, war es Wilhelm allein, der an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifelte. Die unerschütterliche Energie seines Charakters zeigte sich damals in seinem höchsten Glanze; sein Entschluß war gefaßt, er ist gefaßt, als die Demüthigung seines Vaterlandes zu unterzeichnen; und diese wahrhaft Römische Großherzigkeit machte ihn zu dessen Befreier. Erstaunt, ihn einst in der äußersten Noth dennoch die Annahme ziemlich erträglicher Friedensbedingungen ausschlagen zu sehen, unterbrach ihn der Englische Gesandte mit den Worten: „Was wollen Sie denn?" — „Sterben!" antwortete der Prinz, „und mit mir das Andenken meines Vaterlandes." Außer diesen Eigenschaften und Verhältnissen war es auch noch seine Stellung als Gemahl der präsumptiven Thron-Erbin, die ihn berief, verschiedene unter die verschiedenen Parteien, welche England theilten, zu treten; man sah in ihm sehr natürlich den Vermittler, den Schiedsrichter. Wird über seine Gemahlin der religiösen Disziplin gestritten, so schreiben die in den Tower zu London eingesperrten Bischöfe an ihn, daß sie in ihm den wahren Vertheidiger der protestantischen Religion erblickten. Handelt es sich um die vorgebliche Illegitimität des Prinzen von Wales, so fordern die Lords ihn auf, zu einer geistlichen und gerichtlichen Untersuchung über die Geburt des jungen Prinzen zu schreiten.

Die Geburt eines Erben hatte in der That Jakob's Thron ziemlich stark erschüttert, statt daß er ihn, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zufolge, hätte befestigen sollen. Die Hoffnung, einer Tages die Prinzessin von Oranien ihrem Vater auf dem Throne folgen zu sehen, bezauberte einen großen Theil der Nation; die Erwartung Jakob's des Zeitraum zu ertragen; sie erblickten in der Ferne die Thronbesteigung dieser protestantischen Prinzessin, einer natürlichen Beschützerin ihres Glaubens und ihrer Interessen. Und siehe, diese Zukunft, welche sie begrüßten, welche sie vom Grunde des Herzens herbeiriefen, verflüchtet sich plötzlich und gestaltet sich noch drohender, als die Gegenwart; denn auch die Zukunft gehört den Katholiken, welche bereits ihre Hand nach ihr, wie nach einem sicheren Eigenthume, ausstrecken. Doch es findet sich für die Feinde Jakob's ein Mittel, ihn von einer empfindlichen Seite anzugreifen. Die Abweisendeit protestantischer Frauen bei der Entbindung der Königin, einige reliqiöse Ceremonien, welche den Protestantismus beleidigten, an und für sich unbedeutende nichtige Umstände, Jakob von einer gewandten Böswilligkeit trefflich benutzt, stützten zuletzt der ganzen Nation den Unglauben gegen die Geburt des Prinzen ein. Die Meinung, daß der Prinz ein untergeschobenes Kind sey, erwuchs zu einer von jenen Ueberzeugungen, jenen Vorurtheilen, welche durch die sonnenklarste Wahrheit nicht mehr aus den Gemüthern der Zeitgenossen zu vertilgen sind. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

The pirate, and the three cutters. — Zwei Novellen, von Cap. Marryat. Mit 20 Holzschnitten nach Stanfield. 3½ Sh.

Japhet in search of a father. (Japhet, der einen Vater sucht.) Vom Verf. des „Peter Simple" [Cap. Marryat]. 3 Bde. 3½ Sh.

Remarks on the geographical distribution of British plants. (Ueber die geographische Vertheilung der Britischen Pflanzen.) Von H. C. Watson. 6½ Sh.

Rudiments of physiology. (Elemente der Physiologie.) Von Dr. J. Fletcher. Fifte Auflag. 5 Sh.

Digitized by Google

Introduction to the science of botany. (Einleitung zur Wissenschaft der Botanik.) Von E. F. Partington. 6 Sh.

Romance of history; India. (Geschichte von Indien in romantischem Gewande.) Von H. Cammer. 3 Bde. 31½ Sh.

Land und See-Ialen. (Land- und See-Geschichten.) Von dem „alten Matrosen". Mit Holzschnitten von Kruikshank. 2 Bde. 16 Sh.

Vindication of the engliab constitution. (Ein Wort zum Schutze der Engl. Verfassung.) Von D'Israeli dem Jüngeren. 8 Sh.

Frankreich.

Zur Geschichte der Königlichen Bibliothek in Paris.

Schon vor dem vierzehnten Jahrhundert besaßen mehrere Könige von Frankreich Bibliotheken; sie verfügten darüber bei ihren Lebzeiten nach Gefallen, machten Geschenke mit ihren Büchern an Hofleute, an Abteien oder andere religiöse Stiftungen, die sie gerade begünstigten. Bei ihrem Tode erbten die Nachfolger nur ihre Andachtsbücher.

Karl der Große vermehrte in seinem Testamente, daß seine Bibliothek verkauft und der Erlös daraus unter die Armen vertheilt werden sollte. Unter diesen Büchern befand sich ein Band Briefe von den Päpsten Gregor III., Stephan III., Zacharias, Paul, Stephan V. und Hadrian I., an Karl Martell, Pipin und den Großen selbst. Auch erfreht man aus den Unterschriften eines im Jahre 876 gehaltenen Konziliums, daß Stiftuin, Abt von Saint-Denis, Bibliothekar Karl's des Kahlen war; Ebon, Erzbischof von Rheims, war Bibliothekar Ludwig's des Frommen. Schon damals galt diese Stelle für eine sehr bedeutende und wurde nur an Personen verliehen, welche dohe kirchliche Würden bekleideten und durch Rechtschaffenheit aus dem Dunkel der allgemeinen Unwissenheit hervorragten.

Als der heilige Ludwig von seinem seiner Züge zurückkam aus dem Orient, ließ er (einem Sarazenen-Fürsten nachahmend, der zur Unterweisung der Jugend seines Volkes die besten philosophischen Werke kopiren ließ) die heilige Schrift und die Werke der Kirchenväter, die bisher in den verschiedenen Klöstern zerstreut aufbewahrt worden waren, abschreiben, und legte diese kostbaren Manuskripte in den Schatz der heiligen Kapelle nieder. Seinen Kindern hinterließ er in der Erbschaft nur seine Gebetbücher; vier geistliche Stiftungen, die Jakobiner, die Cordeliers von Paris, die Abtei Royaumont und die Jakobiner von Compiegne, erbten seine kostbaren Bücher.

Erst unter dem König Johann (1350) finden wir das erste feste Etablissement einer Büchersammlung, die zum allgemeinen Gebrauch des Publikums bestimmt war und als unveräußerlich angesehen wurde.

Dieser Fürst liebte und pflegte die Wissenschaften. Der literarische Reichthum, den sein Nachfolger von ihm ererbt, bestand in acht bis zehn Bänden, die wir als die ersten Elemente der Bibliothek zu betrachten haben.

Karl V. (1364) erbte Geschmack und Neigung seines Vaters für Studien und Bücher; er ließ eine beträchtliche Anzahl Manuskripte abschreiben und die Kopiren von seinem Hofmaler mit Miniatur-Bildern verzieren. Die Kriegen und Unruhen, die sein Reich mit Bürgerkrieg verheerten, machten ihm manuskripte zum Geschenk. Karl ließ seine Bibliothek in einem der Thürme des Louvre aufstellen, der von da an Bibliotheksthurm genannt wurde. In drei Zimmern standen die Bücher; die Wände waren mit Irländischem Holze getäfelt, die Decken mit Cypressenholz, mit Gemälden reich und mit Krönungsnetz verziert; die Fenster waren mit Eisenstäben und Drahtgittern verwahrt. Die Scheiben gemalt. Zum Abendlement gehörten derzeit kleine Leuchter und eine stehende Lampe, die allnächtlich angezündet wurden, so daß in der Bibliothek zu jeder Stunde gearbeitet werden konnte.

Die Aufsicht über diese Bibliothek wurde Gilles Mallet, der damals Kammerdiener, später Haushofmeister des Königs war, anvertraut. Im Jahre 1373 fertigte er den Katalog an. Dieser existirt noch und besteht aus drei Abtheilungen. Wir ersehen daraus, daß das erste Zimmer 269 Bände enthielt, das zweite 261, und das dritte 381, die ganze Bibliothek also aus 910 Bänden bestand.

Karl VI. (1380) vermehrte nicht nur diese gleiche Sorgfalt auf seine Bücher. Unter Des Erstern folgte im Jahre 1410 Gilles Mallet im Amte, und im Jahre 1411 bestand die Bibliothek aus 1100 Bänden.

Nach dem Tode Karl's VI. kamen bekanntlich die Engländer nach Paris. Der Herzog von Bedford, der sie besetzte und den Titel eines Regenten des Königreichs Frankreich führte, ließ sich am 22. Juni 1425 die Bücher von Charles von Saint-Pol, der sie unter sich hatte, übergeben und bezahlte sie mit 12,000 Livres. Die Bibliothek wurde hierauf nach England gesandt.

Karl VII. (1422), sein ganzes Leben lang kriegerisch beschäftigt, mochte und konnte sich auch nicht darum bekümmern, jenen Verlust zu ersetzen; Ludwig IX. dagegen (1461) brachte zusammen, was von Büchern und Manuskripten in den Königlichen Schlössern noch aufgefunden war, gab die Bücher seines Vaters, und die er selber besaß, dazu und brachte, durch die Entdeckung der Buchdruckerkunst in seinem Unternehmen begünstigt, die Sammlung auf eine ansehnliche Höhe.

Im Jahre 1493 vereinigte Karl VIII. die von seinem Eroberungszuge aus Neapel mitgebrachten Bücher mit der Bibliothek im Louvre.

Johann und Karl von Angoulême, Beingen des Hauses Orleans, gründeten nach ihrer Rückkunft aus fünfundzwanzigjähriger Gefangenschaft in England, der Eine zu Blois, der Andere zu Angoulême, eine Bibliothek mit den Büchern, die sie während ihres Aufenthalts in England gesammelt hatten, und deren größter Theil aus den vom Herzog von Bedford ehemals weggeschleppten bestand.

1496. — Ludwig XII. ließ die Bibliothek aus dem Louvre nach Blois bringen und vermehrte sie mit der der Sforza und Visconti aus Pavia. Auch die Bücher Petrarka's und eines Flamändischen Herrn Ludwig's von Greethuisen vertinigte er damit.

1515. — Franz I. ließ die Bibliothek nach Fontainebleau bringen. Aus dem damals angefertigten Katalog ergiebt sich, daß in Blois 1890 Bände waren, und unter diesen nur 109 gedruckte, und 38 oder 39 Griechische Manuskripte, die von Neapel gekommen und von Lascaris in Blois deponirt worden waren.

Im Jahre 1527 wurde, in Folge des Abfalls des Connetable und der Confiscation seiner Güter, die Bibliothek zu Fontainebleau mit der des Hauses Bourbon vereinigt.

Franz I. beauftragte Jerome Fondule, Griechische Manuskripte einzusammeln. Fondule brachte 60 Stück nach Frankreich mit, für die er 12,000 Thaler bezahlt hatte, und im Jahre 1529 schenkte ihm der König 4000 Goldthaler für seine Bemühungen. Bis auf diesen König bestand das Personale der Bibliothek aus einem Aufseher, einigen Schriftstellern und einem Lampenputzer; Franz gründete im Jahre 1522 die Stelle eines wirklichen Bibliothekars und ernannte dazu Wilhelm Budé.

Heinrich II. erließ im Jahre 1556 den Befehl, daß alle Buchhändler gehalten seyn sollten, den Königlichen Bibliotheken von sämmtlichen Büchern, die sie unter Privilegium drucken würden, ein Exemplar auf Velin und gebunden zu liefern.

Unter den Regierungen Franz II. (1559) und Karl's IX. (1560) wurde die Bibliothek nur unbedeutend vermehrt. Jakob Amyot, der Lehrer dieses Letztern, war Bibliothekar.

1574. — Heinrich's III. Regierung war von den Stürmen der Bürgerkriege zu bewegt und zu wirr, als daß er Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf Vermehrung der Bibliothek hätte verwenden dürfen. — Heinrich IV. (1589) ließ sie von Fontainebleau nach Paris bringen, im Jahre 1595. Auf den Vorschlag Auguste's von Thou, den er zum Bibliothekar ernannt hatte, vereinigte Heinrich von Merlesie Bibliothek, die aus mehr als 800 Lateinischen Manuskripten, deren Werth Franz Pithou auf 3400 Thaler schätzte, bestand, der Königlichen einverleibt.

Die von Fontainebleau gebrachten Bücher wurden im Jesuiten-Kollegium Clermont, das gerade leer stand, aufgestellt und, als die Jesuiten im Jahre 1604 nach Frankreich zurückkamen, nach einem Saale des Klosters der Cordeliers geschafft; Ludwig XIII. (1610) ließ sie in ein Haus in der Straße la Harpe bringen, das jenen Mönchen gehörte.

1643. — Ludwig XIV. kaun als derjenige unter allen Französischen Königen betrachtet werden, der, vermöge seines Geschmacks an den Künsten und Wissenschaften, das Meiste beigetragen hat zu der ungeheuren Ausdehnung, die die Bibliothek genommen. Colbert ließ sie unter seinen Aeffort stellen, und nachdem auf sein Anraten der König mehrere Privat-Sammlungen mit Bibliotheken von Gelehrten oder bedeutenden Staatsmännern gekauft hatte, ließ er sie in zwei an sein Hotel stoßende Häuser der Straße Vivienne bringen.

Ludwigs XIV. Gesandten an den auswärtigen Höfen waren sämmtlich beauftragt, Käufliich an sich zu bringen, was ihnen von seltenen Büchern oder kostbaren Manuskripten in den respektiven Residenzen vorkäme; und die Sammlung der Chinesischen, Arabischen und Hebräischen Bücher, die von Franz I. angefangen worden, wurde zu dieser Zeit um eine beträchtliche Anzahl der interessantesten und seltensten Werke bereichert.

Im Jahre 1721 kam die Bibliothek nach dem Neverschen Hotel in der Straße Richelieu, wo die Bank gewesen war. Seitdem ist sie in immer rastlos fortgehendem Zunehmen begriffen gewesen und in der Französischen Revolution der Aufhebung der Abteien und Klöster durch eine Menge Bücher und die literarischen Reichthümer, sowohl an Manuskripten als an gedruckten Büchern, vergrößert vermehrt worden, daß sie nun in der ganzen Welt nicht ihres gleichen findet.

Sie enthält gegenwärtig (1835) 800,000 gedruckte Bände, 100,000 Manuskripte und eine Million historische Dokumente und Aktenstücke. Jährlich im Durchschnitt erhält sie 15,000 Bände, die Broschüren unsgerechnet. (France Littéraire.)

Bibliographie.

Dictionnaire de Théologie. Par Pabbé Bergier, nouvelle édition, considerablement augmentée. — 8 Dtelle. 20 Fr.

Nouveau Manuel du Jurt. — Von C. B. Berger. 2 Fr.

Diorama des Enfans, ou les Petits Ambitieux. — Von Madame Alida de Savignac. 6 Fr.

Critique de la raison pure. Par Em Kant, traduit de l'allemand, sur la 7e édition. — Von B. J. Tissot. Th. 1. 7 Fr.

Les Ecoliers en vacances. Contes du moyen âge. — Von Sibrvilé. 3 Fr.

Histoire de la Réformation au 16e siècle. — Von J. H. Merle d'Aubigné. Th. 1. 6½ Fr.

Histoire générale de la Philosophie ancienne et moderne jusqu'à nos jours, ou supplément à la bibliothèque choisie des pères grecs et latins. — Von Guillon. 2 Bde. 12 Fr.

Sermons sur divers textes de l'Ecriture Sainte. — Von Emile Frossard. 4 Fr.

Manuel de Philosophie, à l'usage des élèves qui suivent les cours des Universités. — Von E. Mallet. 4½ Fr.

Spanien.

Die Stadt Santander.

Nach der Schilderung eines Englischen Militairs.

Hätte irgend ein anderer Hafen hinsichtlich seiner Lage und seiner Nähe am Kriegsschauplatz solche Vortheile dargeboten wie Santander, so wäre es sehr zu wünschen gewesen, daß man nicht gerade diesen Ort zur Landung und zum Depot der Britischen Hülfs-Legion gewählt hätte, denn es möchte schwerlich noch eine weite Stadt in Spanien zu finden seyn, die in mehreren Beziehungen so sehr dazu angethan wäre, eine unglün-

Digitized by Google

nige Vorstellung von diesem Lande zu geben und dem Engländer völligen Ekel zu erregen. Obgleich die Militairs, welche hierher kommen, nun den Feldzug mitgemachen, natürlich nicht erwarten können, die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, welche sie in England gewohnt waren, auch hier zu finden, so treffen sie doch auf einen so gänzlichen Mangel an den allergewöhnlichsten und nothwendigsten Bedürfnissen, die sich in England auch der niedrigste Mann zu verschaffen im Stande ist, daß natürlich eine gelbene Krankheit oder irgend eine andere eben so starke Verleider dazu gehört, wenn sie sich bewegen fühlen sollen, die nähere Bekanntschaft eines Landes zu machen, das ihnen gleich beim ersten Anblick so wenig Anziehendes darbietet.

Wenn man in der Bucht und im Hafen anlangt, die auf der einen Seite von Bergen begränzt werden, deren ferustes Kette jetzt mit Schnee bedeckt ist, so hat die Stadt Santander, die sich am Ufer hinzieht noch, anfange etwas Erhabenes; dieser blendende Eindruck verschwindet aber augenblicklich, so wie man aus Land tritt, den Quai betritt und sich in die anderen Theile der Stadt begiebt. Der Quai ist sehr lang, und es läuft an demselben eine Reihe großer und stattlich gebauter Häuser hin. Sonst aber sind, mit Ausnahme einiger kleinen Plätze, die Straßen überall eng, krumm, schlecht gepflastert und oft von Zügen reicher schmutziger Ochsen und den barbarisch mißgestalteten Fahrzeugen, die sie zu ziehen haben, ganz versperrt, so daß man sich völlig durchquetschen muß und dabei Gefahr läuft, von einem Stoß mit dem Horn in die Rippen oder von einem Hufschlag an einem der unteren Glieder begrüßt zu werden. In den Straßen kommt noch, wenn es regnet, wie es seit meiner Ankunft in Santander fast ununterbrochen gethan hat, die Gewißheit, ein tüchtiges Steybad umsonst zu empfangen (das Einzige, was hier unentgeltlich zu haben ist), denn vom Dach eines jeden Hauses strömt dann aus jedes oder acht hervorragenden Rinnen ein dicker Wasserschwall gerade auf die Köpfe der Vorübergehenden. Da es hier des Hoch und Niedrig allgemeiner Brauch zu sein scheint, nach Napoleon's Rath ihre schmutzige Wäsche zu Hause zu waschen, so wird das gewaltsame Leinenzeug auf den Balconen der Häuser zum Trocknen aufgehängt, und da hier jedes Haus, auch das ärmlichste, vor jedem Fenster einen Balcon hat, so sieht die Stadt am Tage nach der Wäsche zwar bunt und mannichfach genug, aber nichts weniger als reinlich aus. Schon der Anblick der ausländischen Häuser ist sehr unerfreulich, wenn sie so in Windeln und Lappen, man kann wohl sagen, eingehüllt sind, obgleich man hier doch noch reinliche und ganze Stücke vor sich hat; aber die schlechteren Häuser, deren Zahl die größte ist, kann man dann gar nicht ansehen, ohne den größten Ekel zu empfinden. Es ist wahrhaftig so, wenn man sie schaudernd betrachtet, Häuser mit schlecht gewaschenen, zerlumpten und unsaubren Kleidungsstücken beider Geschlechter von allen Arten und Farben, und jede Schattirung menschlichen Elends und Jammers zeigend, von oben bis unten bedeckt zu sehen. Ein Fremder muß glauben, es sey hier ein immerwährender Plundermarkt, oder die Stadt habe lauter Lumpenhändler zu Einwohnern.

Indeß so sehr Einem auch durch dies Alles das Vergnügen, auf der Straße zu gehen, verleidet wird, so sind die Straßen doch aus vielen Gründen den Innern der Häuser immer noch vorzuziehen; besonders darum, weil man sich in den Straßen wenigstens durch Bewegung etwas warm erhalten kann, was in den Häusern nicht der Fall ist, da bis jetzt ein Ofen oder Kamin in Santander noch zu den unbekannten Dingen gehört, obgleich es in den Monaten November und Dezember hier so kalt ist, daß die Männer sich bis an die Ohren in ihre Mäntel hüllen und die Frauen zitternd wie Espenlaub und mit blauem Antlitz in der Kirche erscheinen. Mit diesem gänzlichen Mangel an allen sind nun eine ganze Reihe häuslicher Bequemlichkeiten, an einem Kamin, stehen die festlig ausschehenden weiß angestrichenen Wände, die man überall, auch in den besten Zimmern der besten Häuser, antrifft, die Fenster und Betten ohne Vorhänge und die Glasthüren der Gesellschafts- und Schlafstuben im vollkommensten Einklange. In einigen der vornehmeren Häuser hat man zwar den französischen Kamin mit der silbernen Kohle eines Stellvertreters, brasero genannt; es ist dies eine große kupferne Pfanne in Form eines umgekehrten Kardinalshutes, die auf einem runden oder achteckigen Gestell in der Mitte des Fußbodens steht. Diese Pfanne ist halb mit Asche angefüllt, und mitten darin liegen ein paar brennende Holzkohlen, die zur Erwärmung des Körpers gar nichts thun, aber in hohem Grade mit Gefahr auf eine Weise brmerklich genug machen, indem der Kohlen-Sauerstoff, den sie ausströmen, Kopfschmerzen und Uebelkeit erzeugt.

Die Kocherei ist nun vollends Ein einen Englischen Magen ganz empörend. Keinem Dinge läßt man den Geschmack, den die Natur ihm gegeben hat. Die Fische werden in grünem, dickem, ranzigem Oel geschmort, und das Fleisch wird mit Zwiebeln und Knoblauch überladen.

Was die Betten anbelangt, so ist es am besten, ganz davon zu schweigen. So viel nur sey gesagt, daß der Reisende sich glücklich preisen kann, der bloß von den Flöhen zu leiden hat. Ueber die Anwesenheit anderer noch lästigerer Insekten sich zu beschweren, ist ganz vergebens, denn man erhält immer zur Antwort, das sey nirgends besser, und in der That giebt es kein Haus in Santander, das von diesem ekelhaften Ungeziefer frei wäre. Noch andere unsaubere Sachen in den Häusern dieser Stadt sind von der Art, daß man ihrer vor geistlichen Ohren gar nicht erwähnen kann; mögen die Neugierigen es errathen, wenn sie hören, daß benzenigen Zuhörer eines Hauses, das in England den abgelegensten Theil des Hauses vor Hofraums einnimmt, in vielen Häusern zu Santander ein warmer und in die Augen fallender Platz in der Küche zunächst dem Feuerherde angewiesen ist.

Diese kurze Schilderung von dem, was einem Fremden hier zuerst auffällt, und was noch nicht gerade das Aergste ist, wird hinreichend zeigen, wie weit man in diesem Theil von Spanien noch in den gewöhnlichsten Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens zurück ist. Und wollte man noch genauer ins Einzelne eingehen, wollte man die Kleidung — wenn eine Hülle von gestickten, dürftigen und schmutzigen Lumpen so zu nennen ist — die unreinliche, ekelhafte Lebensweise und die Kocherei der großen Masse der Bevölkerung betrachten, so wollte man unfehlbar die Ueberzeugung erlangen, daß wenigstens diesem Theile von Spanien auch die ärmliche Provinzialstadt in Frankreich um Jahrhunderte und das schlechteste Dorf in England um eine Eingkeit voraus gerett ist. Man kann sich denken, daß ein Feldzug in einem solchen Lande keine Sache für Stutzer und Wohlschmecker ist, noch für diejenigen, die ohne reine und weiche Betten nicht leben können. Wer sich nach Spanien begiebt, um ein Krieg mitzumachen, der muß nicht bloß ein tapferes Herz, sondern auch einen guten Magen haben und sich noch auf andere Wunden an seinem Körper gefaßt machen, als die ihm eine die Kartätschen beibringen. (L. P.)

Bibliographie.

Himnos patrioticos al morimiento Español liberal. (Patriotische Lieder, dem Grafen de las Navas gewidmet.)

Cuadros de costumbres de la capital, observados y descritos por un curioso parlante. (Sittengemälde von Madrid in seiner jetzigen Gestalt.) Erster Band.

Reconocido de la Milicia nacional de Pamplona creada en 1822. (Erinnerung an die im Jahre 1822 zu Pamplona errichtete National-Miliz.)

Mannigfaltiges.

— Chinesische Obdalien. Als wir unterwegs einige Dollars aus dem Mantelsack abhanten gekommen waren, fiel mein Verdacht zunächst auf meinen Chinesischen Bedienten. Da derselbe aber den Durchfall auf den Thürsteher des Hauses zu schieben versuchte, so ward der nächste Morgen dazu anberaumt, daß alle Chinesische Bekannten sich einem Gottesurtheile unterziehen sollten, um dadurch den schuldigen Theil an den Tag zu bringen. Dieses Gottesgericht bestand in nichts Anderm, als in einem Eide nach Chinesischen Begriffen; der Abscheulichere war der Erste, der vermittelst deffelben seine Unschuld zu erweisen suchte: — „Heut', an dem neunundzwanzigsten Tage des zehnten Monats des zehnten Jahres Tan-Kwang's, da man bebauptet, daß ich die dem Engländer Holman am Bord des Schiffes abhanten gekommenen sechzehn Dollars entwendet habe, schwöre ich, Van Neä, vor dem Anblick des Himmels und im Angesichte aller heiligen Buddha (Götter), wenn ich, Van Neä, die sechzehn Dollars gestohlen, so mögen meine Frau und meine Kinder, sie wie mein Vater und meine Mutter, allesammt sterben gleich dem Hahne, den ich hier schlachten werde. Ich rufe euch zu Zeugen an, ihr blauen Himmelsgewölbe! Wenn aber Neä die sechzehn Dollars nicht gestohlen, so mögen sie zum Verderben Jenem verderben und meine ganze Familie im Glücke und im Frieden leben. Ich, Van Neä, falle kniend zu euren Füßen und erscheine vor euch mit diesem Eide." Nachdem er diese Worte auf den Knieen vor einem zu dem Zwecke errichteten Altar (einem alten Stuhle, auf welchem zwei brennende Lichter standen) feierlich abgelesen hatte, küßte er sich wieder auf und ergriff den Hahn, streckte denselben über ein Stück Holz hin und schnitt ihm mit einem Messer die Gurgel ab. Auf diese Weise hatte sich denn der Thürsteher vor den Augen seiner versammelten Landsleuts vollkommen von allen Verdacht gereinigt, und mein Bedienter kam unmehr an die Reihe, um sich demselben Gottes-Gericht zu unterziehen. Allein dieser weigerte sich, den Eid zu leisten, obwohl er feierlichend seine Unschuld versicherte. Alle Anwesenden waren sogleich überzeugt, daß er der Dieb sey. (Holman's Voyages)

— Die Lascaren. Die Lascaren (Indische Matrosen) sind alle mehr oder weniger abergläubig. Das Erste, was sie, wenn sie ein Schiff betreten, thun, ist, sich niederzuknien, und wenn sie sich dann, zum Zeichen ihrer Ankunft als Neue Gäste, die Ohren durchdrungen haben, so fangen sie, wenn sie die Ceremonie unterbrechen, dürchchen sie, es möchte ihnen irgend ein Unglück auf der Reise widerfahren. Um keinen Preis lassen sie sich bewegen, zu gewissen Monds-Phasen abzusegeln, und zwar ebenfalls aus Besorgniß für ihr irgend Wohl. Das geringste Meiner ist im Stande, sie außer Fassung und in die größte Verwirrung zu bringen, wenn sie dem Einstuße desselben all ihr Unglück zuzuschreiben pflegen. Am gewöhnlichsten herrscht den ihnen der Glaube, daß der Satan selbst zuweilen das Schiff besuche. Dieser wird immer als eine koloffale Figur mit feurigen Augen, einem ungeheuren Munde und mit Krallen an den Fingern dargestellt. Kaum verbreitet sich das Gerücht, daß der Teufel am Bord sey, so steigt Alles mit Blitzesschnelle an Takelwerk, um sich zu bergen und der drohenden Gefahr zu entgehen.

(Holman's Voyages.)

— Sympathie der Diabetiker. Den Sonntag nach meiner Ankunft auf der Insel Diabeti besuchte ich die Kirche, wo Herr Bieff in der Sprache der Eingeborenen predigte. In meinem Erstaunen sah ich die ganze Gemeinde — wenigstens dreitausend Personen — in einen schwarzen Zeug von dem Baste des Papier-Maulbeerbaums gekleidet. Auf meine Erkundigung gegen den Grund dieser Trauer, daß der Tod der kleinen Tochter eines anderen Missionairs den König von Diabeti bewogen habe, sich selbst und alle seine Unterthanen in Trauer zu kleiden, damit das Gefühl der herzlichen Reuen und Angehörigen des Kindes durch die beschaffenen Kleider der Eingeborenen nicht verletzt würde. Dies verdient um so mehr Bemerkung, als die Diabetiker noch vor zehn Jahren zu den Menschenfressern gehörten und jedem Luster fröhnten.

(Oceanic Sketches.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Erscheinungsweise und Pränumeration.

Dieses Blatt erscheint jeden Montag. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationsbedingungen.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Montag den 4. Januar 1836.

Italien.

Marsand's Nachrichten über die auf der Königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Handschriften der „Divina Commedia."

Der Professor Anton Marsand aus Padua, der durch seine Sammlungen für die Literatur des Petrarca und durch seine vielgelobte Ausgabe des Canzoniere dieses Dichters den Freunden der Italiänischen Literatur längst bekannt ist, hat als Ergebniß mehrjähriger Thätigkeit ganz vor kurzem ein Verzeichniß der in der Königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrten Italiänischen Handschriften herausgegeben. Dieser mit dem größten typographischen Luxus ausgestattete starke Quartband ist in der Pariser Königlichen Druckerei auf öffentliche Kosten erschienen, und die in ihm gedotene Arbeit hat, wie dies bei solchen Gelegenheiten nach literarischem Herkommen nicht unterbleiben darf, bereits in mehreren gelehrten Blättern, z. B. in der Bibliotheca Italiana und in den Berliner Jahrbüchern, die lauteste Anerkennung gefunden. Da nun diese Anzeigen vorzugsweise der genauen und scheinbaren Rechtsichten gedachten, welche das Buch über einige dreißig großentheils vortreffliche Handschriften von Dante's göttlicher Komödie enthalte, so nahm ich bei der fast leidenschaftlichen Liebe, die ich dem größten Dichter des Mittelalters gewidmet habe, die Marsandsche Arbeit mit dem lebhaftesten Verlangen zu Händen. Wie sehr indeß meine Erwartungen getäuscht worden, mag folgender Bericht kurz belegen.

Herr Marsand zählt im Ganzen 32 Handschriften der göttlichen Komödie auf, und deren Beschreibung nimmt einen Raum von fünf Druckbogen ein. Gewiß sich bei solcher Ausführlichkeit voraussetzend viel Lehrreiches über jedes einzelne Manuskript sagen, und Bandini, der mich mühe macht, mehrere Tausende von Handschriften in 7 Folio-Bänden zu beschreiben, hat auch für diesen Gegenstand, für den es ihm an allen Vorarbeiten fehlte, gezeigt, wie detaillirte Nachrichten auch auf viel beschränkterem Raume sich geben lassen. Wie viel leichter ist nun die Arbeit für den geworden, der sich auf Bandini's und so mancher Anderen Material und Vorbild stützen kann! Was zunächst den Text der göttlichen Komödie betrifft, so beschränkt sich Herr Marsand darauf, in unfolglicher Weise anzugeben, ob er nach seinem individuellen Urtheil eine Handschrift für gut oder schlecht halte, wobei denn Redensarten, wie: der Schreiber scheine „generalmente parlando" sich grober Schreibfehler enthalten, auch einiger Belesung nicht ermangelt zu haben; die Dante-Beflissenen würden Gelegenheit finden, viel Besprechene und Bestrittene Stellen auch in diesem Kodex zu ihrer Belehrung zu vergleichen, die Handschrift stimme an vielen Orten mit den Lesarten überein, die neuere Gelehrten für richtig gehalten u. s. w., die zum Theil oft wiederholt werden. Wie völlig unsicher und leer aber ein solches fundamentloses Meinen und Dafürhalten über den Werth einer Handschrift sei, das hat Herr Marsand selbst am Schlusse seiner, wie er, wie sich unten ergeben wird, ein Manuskript, als ob es zwei wären, zweimal beschreibt, und das eine Mal (p. 9, 10) davon berichtet, „man finde darin, wenn nicht fast alle, doch viele und aber viele (molte e molte) der gefunden und guten Lesarten, die jetzt allgemein für richtig erkannt werden", und „daß sie so unter die guten Handschriften des Dante zählen" (das andere Mal aber (p. 810): „der Schreiber dieses Manuskriptes sei nicht nur der Italiänischen Sprache unkundig gewesen, sondern habe auch ein äußerst schlechtes Original zum Kopiren vor Augen gehabt." Als einigen Prüfstein, den er überdies kaum bei der Hälfte der verzeichneten Handschriften wirklich angewandt zu haben scheint, erwähnt Herr Marsand zweier Zeilen des dreiundzwanzigsten Gesanges der Hölle, in Betreff deren er mir zugleich mit einer wichtigen Korrektur bescheukt. Nachdem der Graf Ugolino della Gherardesca nämlich in der erwähnten und allerdrastischen Episode die Erzählung seines Hungertodes beendigt, sagt der Dichter, es habe derselbe sich hierauf wieder zum Knochen des Erzbischofs Ruggieri gewandt und es ergriffen mit Zähnen: Che furo all' osso come d'un cane forti, „die sich an dem Knochen, gleich denen eines Hundes, hart bewährten." Dieser Vers soll nun auf die Autorität der von Marsand mit Nr. 1, 8, und 483 bezeichneten Pariser Handschriften dahin berichtigt werden: Che furo l'osso come d'un can forti, „welche den Knochen gleich den starken sämmtlich Hündern eines Hundes durchbohrten." Die oben angeführten öffentlichen Beurtheilungen haben zwar einstimmig dieser Entdeckung Beifall gezollt; theils aber ist es keine Entdeckung, theils ist die versuchte Veränderung offenbar eine falsche. Bis vor dreißig Jahren hat Biviani dieselbe Lesart aus seiner Bartolinianischen und aus zwei Alcrotschen Handschrift entnommen und zu verfechten gesucht; aber selbst der verstorbene Adolph Wagner erkannte in seinem Paradiso italiano deren Unhaltbarkeit. Indeß war jenes forar auch nicht einmal für Biviani eine Entdeckung; denn schon Vincenzo Bonanni ließ in seinem 1572 erschienenen Kommentar über die Hölle ebenso, und das sinnverwandte foran oder foron findet sich in der ehemals Boffilschen Handschrift des Marchese Trivulzio und in der Ausgabe von 1491 bei Petro Cremonese. — Falsch ist die Korrektur aber; denn nicht nur läßt sie das sorti lahm und gegen alle Syntax nachschleppen, sondern sie giebt auch ein schiefes, ins Lächerliche spielendes Bild, wenn sie uns den Grafen vorstellt, wie er den Schädel des Erzbischofs gleich einer welschen Nuß mit den Zähnen aufknackt (Marsand und Bonanni erklären forare mit strilolare und sgretolare); zu geschweigen, daß es alsdann noch eines neuen, von Dante nicht erwähnten Mundwerkzeugs bedürfte, durch welches der aufknackte Kopf immer wieder ganz würde. Dagegen geht schon aus dem Schlusse des 32sten Gesanges hervor, daß Dante den Ugolino nur an dem Genicke seines Feindes nagen, nicht aber den Knochen zerbeißen läßt.

Wie wenig aus einzigen solchen Zeilen über den Werth oder Unwerth der Handschriften eines Gedichtes, das deren mehr als 14,000 enthält, entnommen werden kann, bedarf für Niemanden, der sich je mit dergleichen beschäftigt hat, einer Erwähnung. Wenn uns nun Herr Marsand berichtet, daß drei Italiäner (Giuseppe Compi, der sechen bei der großen Padovaner Ausgabe der göttlichen Komödie thätig war, Jacopo Ferrari und Pietro Tarrochini) gleichfalls mit einer neuen Ausgabe des muthmaßlichen Gedichtes beschäftigt seien und zu dem Ende, außer den vier Ältesten Ausgaben, die Pariser und die nach Oxford gekommene ehemals Canonicische Handschrift vergleichen wollen, so ist zwar von diesen Unternehmen besserer Erfolg, als von jener müßigen Spielerei mit sechs Zeilen zu erwarten, doch will ich nicht leugnen, daß mir auch ein Verfahren, wie das angedeutete, noch nicht zum Ziele zu führen scheint. Wir besitzen von der göttlichen Komödie mindestens gegen 400 Manuskripte von höchst verschiedenem Werthe, und die wohllose Vergleichung einzelner willkürlich aus dieser Anzahl herausgegriffener, wenn auch einiger Dutzend, kann wohl durch die Uebermenge von Varianten verwirren, nicht aber der Kritik sicheren Boden verschaffen. Vielmehr scheint es weidwendig, diesen überreichen Vorrath erst zu ordnen und nach prüfenden Vorarbeiten daraus eine geringe Anzahl der Vergleichung in der That würdiger Manuskripte zu erlesen. Ich habe nie zu dem Ende erst fast zehn Jahren, nicht ohne große Aufopferungen, einen vollen Gang umfassende Proben-Vergleichungen und sonstige genaue Notizen von 211 Handschriften theils selbst gemacht, theils nach meinen Anweisungen machen lassen. Außerdem besitze ich von der Hand wenig Grund, den Pariser Manuskripten, unter denen Herr Marsand selbst nur fünf zuverlässlich ins 14te Jahrhundert sich zu stellen geraunt, so vorzugsweise Sorgfalt zuzuwenden.

Besondere Aufmerksamkeit hätten ohne Zweifel die Scholien und Kommentare der Handschriften verdient, da man sich auch in Italien den Werth dieser zum Theil fast gleichzeitigen Hülfsmittel für die Erklärung der divina commedia zu erkennen anfängt, und in der That wird bei mehr als der Hälfte der aufgeführten Codices erwähnt, daß sie mit Anmerkungen, zum Theil mit ausführlichen Kommentaren, versehen seyen. Fragen wir nun aber beruhigend weiter nach dem Inhalt dieser Kommentare, nach ihrem Verhältniß zu den uns anderweitig bekannten bereits bekannten, erwarten wir Angaben der Anfangs- und Schluß-Worte, oder sonstige Exzerpte aus den anderwärts nicht vorkommenden, wie Bandini dies Alles so musterhaft geliefert, so sehen wir uns abermals getäuscht. Die Berichte, die Herr Marsand in dieser Hinsicht giebt, pflegen in folgender Weise zu lauten: Die Anmerkungen sind mit kleiner und unleserlicher Schrift geschrieben) was sich nach langer Mühe davon entziffern konnte, war überaus langweilig, und bald Italiänisch bald Lateinisch, so daß es mir weiteren Zeit-Aufwandes nicht würdig schien. Mögen Andere ihre Augen und ihre Muße, wenn es ihnen beliebt, daran verwenden. Natürlich, daß die armen, so verdammt abgeschriebenen, Kommentatoren gröhtentheils von Herrn Marsand keinen nähern Bezeichnung erhalten! Erbeblich ist die einzige Notiz, daß eine Pariser Handschrift den bisher nur dem Namen nach bekannt gewesenen Guiniforte Barzizio dabietet. Lächerlich muß es dagegen genannt werden, wenn Herr Marsand sich zu der „Entdeckung" des dem jüngsten Sohne des Dichters (Jacopo) beigelegten Kommentars, über die doch schon so Manches geschrieben ist, gratulirt.

Digitized by Google

Bei so oberflächlichen, so gut als nichts Brauchbares liefernden Notizen sollte man doch wenigstens auf völlige Genauigkeit des Gegebenen zählen können, und in der That sagt Herr Marsand, daß die Korrektur überhaupt sey die größte Sorgfalt, übergroße aber auf die aus den Manuskripten extrapirten Stellen verwandt: „cutta pur in fede il lettore, che tali qui si leggono, come stanno scritti ne' codici.“ Von dieser angeblichen Gewissenhaftigkeit muß ich nun noch das entsprechende Pröbchen mittheilen: Herr Marsand berichtet, daß die Handschriften der Königl. Bibliothek in verschiedene Abtheilungen zerfallen, wovon die eine die ausschließlich sogenannte bibliothèque du Roi umfaßt, andere aber andere Namen führen, „du Fonds de Reserve u. s. w. Unter diesen letzten Namen beschreibt nun (Nr. 696. 697. 700) Herr Marsand mit größter Breite drei Manuskripte der göttlichen Komödie, die er vorher schon einmal (Nr. 6, 7, 8) mit gleicher Breite abgehandelt hatte; und obgleich er in allen drei Fällen an der einen und anderen Stelle dieselben Bibliotheks-Nummern (7001, 7002, 7003. in A.) angiebt, so ist doch weder die zum zweiten Mal beschriebenen Handschriften, als ihr ihm wieder zu Händen kamen, erkannt, noch ist ihm beim Aufzeichnen der 4 Seiten langen Beschreibung die leiseste Ahnung davon gekommen, daß er das Alles schon einmal gesagt! So verdienen sich denn die 32 Dante-Handschriften, die Herr Marsand aufzählt, auf 29. Wie wenig er bei dieser in der Geschichte der Bibliographie wohl beispiellos unerhörten Wiederholung sich selbst getreu bleibt, ist bereits oben angedeutet worden. Da, wo er die Handschrift 7002. mit der Nr. 8. bezeichnet, giebt er an, sie habe an der einzigen Stelle, der er seine Sorgfalt zugewendet, Che forse Iosso; wo sie ihm aber Nr. 700 heißt, schreibt er die Lesart Che forte Iosso zu! Wie alle andere hier und dort angeführte Lesarten im Einzelnen so gehören auch diese der Leser, der mir nicht aufs Wort glauben will, selber vergleichen. Nur noch ein Exempel: Unter Nr. 8 berichtet Herr Marsand, die Handschrift habe zu Ende des Kommentars über das Purgatorium das Datum des 10. März 1399 (offenbar die Zeit der Abfassung dieses Kommentars), am Schlusse der Handschrift aber sey der 23. Februar 1430 angegeben. Nun bekauptet er, die Handschrift sey im Jahre 1394 vollendet, und erst lange nachher willkürlich das andere falsche Datum eingeschwärzt worden. Er setzt sich der gütlichen „Entdeckung“ dieses Betruges und rühmt das hohe Alter der Handschrift, „weil das Wasser, je näher der Quelle, desto reiner sein müsse.“ Unter Nr. 700. hat er dagegen diese ganze Entdeckung wieder vergessen und erklärt ausdrücklich, das Datum von 1439 „sey mit kerthaften Zeter, wie der ganze Kodex, geschrieben.“ Nicht viel besser ist es, wenn das Manuskript Nr. 7002 als Nr. 7. einen Kommentar über die 10 ersten, als Nr. 697. aber nur über die 6 ersten Gesänge hat!

Interessant dürfte den Dante-Freunden die Notiz seyn, daß die Pariser Bibliothek zwei Handschriften des Cordite und drei der lyrischen Gedichte Dante's enthält.

Halle. Karl Witte.

Bibliographie.

Studii sul secolo di Pericle. Libri sei. (Studien über das Zeitalter des Perikles.) Von Tullio Dandolo. Mailand.

Annali del mondo. (Allgemeine Weltgeschichte) Erster Band. Heft 1—3. 336 S. Venedig.

Commentarii dell Ateneo di Brescia. (Wissenschaftliche Abhandlungen des Athenäums von Brescia.) Vorgetragen im J. 1834. Brescia.

England.

Wilhelm III., König von Großbritannien.

(Fortsetzung.)

Der Tod des Kurfürsten von Köln, ein an sich unbedeutender Umstand, war die Veranlassung, daß der bisher in Europa glimmende Funke der Zwietracht plötzlich in helle Flammen ausbrach. Frankreich und Holland standen sich heute zu Gunsten verschiedener Bewerber aus, Ludwig XIV. rückte sich und Recht, seinen Bruder mit Gewalt der Waffen, dem Römischen Hofe und den Rechten des Deutschen Reiches zum Trotze, einzusetzen. Diese Anmaßung führt die völlige Vereinigung der verschiedenen Europäischen Staaten gegen Frankreich herbei; von der einen Seite Wyhen, Brandenburg, Sachsen, Dänemark und Schweden; von der anderen Oesterreich, Savoyen, Spanien und der Kirchenstaat, welche die Liga von Augsburg bilden. Holland war gleichsam der Grundstein dieser Coalition. In dieser seltsamen Allianz folgten protestantische und katholische Staaten bunt durch einander einem und demselben Banner. Protestantische Fürsten regierten die Waffen, um einer Entscheidung des Papstes Gewicht zu geben; katholische Fürsten führten sich zum Kampfe gegen den Verfechter der Kirche, gegen den Monarchen, der so eben erst das Edikt von Nantes widerrufen hatte. In Grunde aber handelte es sich um eine Europäische Reaction gegen Frankreich, eine Reaction, an welcher, unter verschiedenen Verwänden, alle diejenigen Theil nahmen, deren Interesse es seit wenig Jahren mit Füßen getreten hatte. Der gebrannte Vertrag Jakob's mit Ludwig XIV. war es zu verdanken, daß Englands allein dieser Coalition fremd blieb, ganz allein fremd dieser großen politischen Bewegung. Unter einem anderen Könige, als Jakob, hätte England die Leitung derselben gehabt; der Interessen seiner Politik und die der protestantischen Kirche umsonst ihm gleichermaßen als mächtige Hebel dazu dienen.

So ist auch der Plan des Prinzen von Oranien, in Folge dessen er sich nach England begiebt, eben so sehr gegen Ludwig XIV., als gegen Jakob II. gerichtet; der König von Frankreich sieht diese sehr wohl ein. Fern den Ränkungen Wilhelm's unterrichtet, läßt er den General-Staaten bekennen, daß zwischen ihm und dem Könige von England ein Schutz- und Trutzbündniß bestehe, daß der Einen angreifen, auch den Anderen angreifen heiße. Allein dieser Schritt konnte nur zum Nachtheile Jakob's gereichen; denn er verschaffte Wilhelm vollends die Universalität Europa's; er machte die Nothwendigkeit nur noch sichtbarer, England von der Verbindung mit Frankreich loszureißen; eine Nothwendigkeit, die Europa nicht länger verkennen konnte. Europa sah in der That in Wilhelm das Oberhaupt der gewaltigen Conspiration, welche es seit langer Zeit in seinem Schooße hegt. Von den Staaten des Vatikans bis zu den Haiden Schottlands zählt er nichts als Mitverschworene. Die Wünsche des Oberhauptes des Katholicismus begleiten den protestantischen Usurpator nach Lyonnet seinen Fürsten, welcher sich für den Triumph des katholischen Glaubens aufopfert. Im Haag läßt der Spanische Gesandte in seiner eigenen Kapelle öffentliche Gebete für das Gelingen der Unternehmung Wilhelm's abhalten; derselbe Gesandte bringt bei einem den ersten Mitgliedern der General-Staaten gegebenen großen Mittagsmahle den Toast aus: „Dem Prinzen von Oranien! Möge er, als König von England, das nächste Jahr an der Spitze von hunderttausend Mann seinen Einzug in Paris halten!“ Hiermit war der gehegte Gedanke verrathen, welcher für den Augenblick so viele in der Regel einander entfernende Wünsche und Interessen vereinigte.

Der spanische Sturm, wie man damals sagte, entfernte das Geschwader Wilhelm's mehrere Male. Der Hof Jakob's überlieferte sich übrigens Hoffnungen; Erinnerungen an die berühmte Armada flogen in allen Gemüthern auf, um sie in blendende Täuschungen einzuwiegen.

Aber die Holländischen Fahrzeuge waren kaum wieder vereinigt, als der bekannte Wilhelm sofort von neuem in See stach. Nachdem er in den Kanal gekommen war, und sich gefangen zu haben, Irrthumswegen, sein Heer vorwärts zu führen; er verliert aber schnell doch in einer vollkommenen Unthätigkeit die ersten Tage nach seiner Landung zu verlieren, indem er Jakob Zeit genug gestattet, seine Lage zu erkennen und energische Maßregeln zu ergreifen, wenn dieser überhaupt dessen fähig war. Von allen Seiten strömen Bittschriften herbei, welche den Wilhelm angenommen werden, und in denen er dringend aufgefordert wird, wo die protestantischen Interessen neue Wichtigkeiten erhalten sollten und wo das Bündniß mit Holland endlich bestimmt entschieden würde. Er zieht durch schwierende erstaunte Dörfer, welche keine Vertheidigung an den Tag legen; viele Tage vergehen, ohne daß eine einzige Person von Rang, ein einziger Edelmann unter seine Fahnen sich zu treten herbeiströmt. Es wird bereits durch diese unerwartete Stille er wiederholt daselbe, was er bereits in einer Denkschrift an den König ausgesprochen hat: daß, wenn er in England gelandet sey, dies nicht zur Erreichung persönlicher ehrgeiziger Absichten geschehen, sondern einzig und allein, um der Einladung der vornehmsten weltlichen und geistlichen Pairs des Königreichs zu folgen. Dieser ganze Kraft scheint in den Worten zu bestehen, welche sein Banner führt: „Für die protestantische Religion!“, und darüber die Devise seines Wappenschildes „Je maintiendrai.“ In seinen Reden giebt er einen ausführlichen Kommentar über dieser Worte, die an sich ziemlich vieldeutig waren und verschiedenen Absichten angepaßt werden konnten. Er macht überdies auf seine Stellung aufmerksam, welche bankelt im Namen seiner gesetzlichen Macht; er stellt sich (man weiß nicht, trotz welches Rechtes) als obersten Schiedsrichter zwischen dem Könige und dem Volke, oder treffe, zwischen dem Könige und den Herren England dar, einer der sonderbarsten Schauspiele, welche uns die Geschichte aufzeigt.

Ihm Tage waren bereits verstrichen, und der Prinz, auch in Exeter, hatte nicht einen einzigen Schritt vorwärts gethan. Nach zwei Meeren zu gedenken, war er der zehrer Ueberraschung sicher. Während dieser Zeit vermehrt er mit seine Anhänger sorgfältig jeden Aufruf an die Leidenschaften; wenn sonderen, das Volk zum Kampfe auffordern, werden die geringsten Unterstimmen mit unbarmherziger Strenge geahndet. Einige Soldaten aus Jakob's Heere sangen wohl an, zu den Fahnen des Prinzen überzugehen, doch nur, um hier eine weit strengere Mannzucht zu finden, als in den Reihen, welche sie verlassen haben.

Einmal in Bewegung gesetzt, nachdem seinem Gefolge mehrere Personen von hohem Rang sich angeschlossen haben, bewegt er bei allen seinen Schritten denselben radsam und fast unbotenen Charakter. Wenn die Soldaten, welche gegen ihn zu kämpfen bestimmt sind, in ziemlich großer Anzahl zu ihm übergehen wollen, so weist er sie vielmehr von seinem Reihen zurück, statt sie aufzumuntern; er bedauf ganzer Regimenter mit ihrer Disziplin, ihren Anführern und ihren Fahnen. Die Stadt, in welcher sich in Unterwerfung anfangen könnte, scheint ihn vorzugsweise zu bekrechtigen; er bringt die ohne Bedenken die Interessen des Augenblicks zum Opfer; aber noch viel mehr, da er sich bereits als den Herren der Gesellschaft betrachten, bittet er sich, das Bündniß in ihrem Betrieb umzustellen. Und wozu braucht er dies auch? Kaum an der Spitze von dreißehntausend Mann, worunter sechstausend Mann, welche Jakob ihm entgegen stellt, in Unthätigkeit und Trägheit, und unterstützt sie durch die heiligen Worte, welche sein Banner führt. Es ist von einer moralischen Kraft, wie von einem magischen Schilde gedeckt, an dem alle Kräfte seines Gegners zu Schanden werden. Jakob ist sich dessen wohl bewußt; im Grunde seines Herzens fühlt er sich besiegt, ehe er gekämpft hat, und durch die Nacht des Geschickes verurtheilt. Er, der an Talente's Seite auf mehreren Schlachtfeldern sich ausgezeichnet; er, den man an der Spitze der Britischen Flotten als geschickten und tapferen Admiral gesehen hatte, er verläßt eiligst seine Armee; er wagt es nicht, irgend einen kräftigen Entschluß selbstständig; er irrt dahin und dorthin, von einem Palast in den anderen; er gerirt in der Eil und tausend sich widersprechenden Anordnungen; er sucht mit dem Prinzen in Unterhandlung zu treten und sanctionirt so gewissermaßen selbst eine bald erfolgende Usurpation; endlich, da er sich in Wilhelm's Nähe nicht sicher wähnt, flieht er plötzlich mitten in der Nacht. Die Königin und die Prinzessin von Wales waren be-

Digitized by Google

reitz auf dem Kontinent. In Bezug, sich einzuschiffen, wird er angehalten und nach London zurückgebracht. Der Anblick des unglücklichen Mannes rührt die Bevölkerung dieser Stadt; der flüchtige König empfängt hier mehr Beweise der Ehrfurcht und der Liebe, als ihm zur Zeit seiner Macht jemals zu Theil geworden waren.

Eine zahlreiche Partei war überdies dem katholischen Könige treu geblieben; es war also noch möglich, daß die Verhandlungen im Parlamente, wo die Zukunft Englands entschieden werden sollte, einen seiner Sache glücklichen Ausgang nahmen. Doch Jakob ward von dem Gedanken an seine persönliche Gefahr ganz und gar beherrscht; er entschied sich, lieber, wenn, bisenall mit glücklichem Erfolge, und landet in Frankreich. Wem soll nun die Krone Englands zufallen? Jakob braucht sich über, ohne einen Schwertstreich zu thun. Wilhelm stellt sich, als ob ihm gar nichts daran gelegen sey.

Die Eröffnung des Parlaments vermag den Prinzen nicht aus jener scheinbaren Kälte und Apathie herauszureißen, worin er sich seit seiner Landung in England verschlossen hielt. Man sieht ihn durchaus nicht bemüht, die Stimmen der Mitglieder in den beiden Häusern zu gewinnen. Er spielt die Rolle des vollkommen Gleichgiltigen in Bezug auf Alles, was um ihn vorgeht; er spricht selten, und wenn er es thut, so geschieht es in trockenen und kurzen Worten, welche seine innere Regung verrathen, seinen Wunsch durchblicken lassen; hier und da bricht nur eine etwas ironische Verachtung hervor. Das Volk von London wird daher auch gleichgiltig gegen Wilhelm und seine Truppen. Am Tage des Einzuges des Prinzen dringt es selbst zwei Holländische Soldaten um und verbietet den Truppen, in die Stadt einzurücken. Man hätte sonst Ursache, sich zu fürchten, daß die Artillerie ihm nicht viel günstiger gesinnt sey; denn es mischte sich einige Eifersucht auf die Macht mit ein. An der Spitze seiner Regierchen stimmte findet sich der Prätendent fast schon eben so vernichtet, fast eben so ins Dunkel gestellt, wie ein constitutionneller König auf dem Throne. Seine Proclamation an das Volk, seine Mittheilungen an das Parlament verstehe er niemahls mit solchen Worten zu beginnen: „Wir, auf das Gutachten der versammelten Herren und Ebelleute.“ Wilhelm scheint dieweilen wie in seinem Trumphe begraben. Der Englische und der holländische Stolz stoßen und reiben sich jetzen Augenblick, weil kein geschmeidigeres Element vorhanden ist, um beide mit einander zu versöhnen.

Ein Edelmann aus der Grafschaft Kent, Henry Seymour, war einer der ersten gewesen, welche zu dem Prinzen übertraten. Seine gewöhnliche Kälte vergessend, breite sich Wilhelm, ihm entgegen zu gehen; und um sich ihm freundlich zu zeigen, redet er ihn mit den Worten an: „Sie sind, glaube ich, mein Herr, aus der Familie des Herzogs von Somerset?“ — „Mein, Sir,“ antwortet Seymour, „der Herzog von Somerset ist aus meiner Familie.““

Der König behandelte nicht bloß das Volk mit Geringschätzung, sondern war selbst gegen die Leute nur selten beradzulassen, und diese fühlten sich nicht wenig betroffen und verletzt durch seine Kälte. Aus der Entfernung eines Jahrhunderts wird uns noch jetzt Zeug innerer Aufregung an dieser blassen, bärtigen Gestalt schaudar, auf der in tiefen Furchen bittere Sorgen und frühzeitige Gebrechlichkeit geschrieben stehen. Aber dieser steifsche Gleichmuth, diese Abwesenheit aller Leidenschaften, aller äußeren Bewegung, mochte man sagen, kommt gleichwohl dem Prinzen zu Statten; sie macht ein neues Wesen aus ihm, verbirgt vor den Leuten denjenigen, welche neben ihm handeln. Rohe und Kaltblütigkeit sind einen jenen sonderbaren und allmächtigen Zauber über die Menschen aus.

Als das Parlament versammelt war, entwirft der Prinz von Oranien dem Oberhause eine Schilderung von der allgemeinen Lage der Europäischen Angelegenheiten. Der Krieg steht zwischen Frankreich und Holland als nahe bevorstehend dar; er bebt die Gefahren hervor, welche diesem letzteren Staate drohen, und schließt mit folgenden Worten: „England stehet sich, trotz bestehender Verträge, verpflichtet, den Generalstaaten zu Hülfe zu kommen; ich hoffe, daß diese Verpflichtung, so wie dasjenige, was dieselben für Sie, ohne Gefahren zu vermeiden, gethan haben, Sie ermuntern wird, mit gleicher Entschiedenheit zu schreiten, für nothdürftigen zu unterstützen. Das ist es, was ich von Ihnen, in Ihrer doppelten Eigenschaft, als Protestanten und als Engländer erwarte.“ Der Sprecher des Unterhauses teilich sich in ähnlicher Weise aus; er schilderte die traurige Lage des Landes; er bedeutet sich über die durch viel traurigere von Irland, welche damals eine Quelle heftiger innerer Aufregungen war, und endigt mit diesen Worten: „Ich bin von Seiner Hoheit besonders beauftragt, Ihnen die Vergrößerung Frankreichs und die Absichten seines unruhigen und der protestantischen Religion feindlich gesinnten Königs vor Augen zu führen; Ihnen zu sagen, daß wir uns in den Stand setzen müssen, nicht allein uns zu vertheidigen und alle seiner Macht Trotz zu bieten, sondern außerdem eine so drohige Diversion in seinen eigenen Staaten zu machen, daß wir unsere ersten Eroberungen in Frankreich wieder gewinnen und der Krone von England die Provinzen, welche ehedem ihr gehörten, wieder verschaffen können.“ Diese letzteren Worte schließen den im Hintergrunde verborgenen Gedanken Wilhelm's in sich.

Eine Menge Fragen werden hierauf von den Lords und den Abgeordneten der Gemeinen vorbandelt. Besteht zwischen dem Könige und der Nation ein Vertrag? Der Majestät entschedet sich für die Bejahung. Hat Jakob diesen Vertrag gebrochen? Hat er abgedankt, oder hat er die Krone im Stiche gelassen? Die Majestät bejaht auch diese Frage. Man geht zu einer andern über: Da der Thron als erledigt angesehen wird, soll ein König oder ein Regent ernannt werden, um im Namen von Jakob's Sohne die Regierung zu übernehmen? Im Oberhause erklären sich sunfzig Stimmen für das Königthum, vermittelst vierzig für die Regentschaft. Aber als dieser Punkt an die Reihe kam, wirft Wilhelm zum ersten Male die Zurückhaltung, die er sich anfangs auferlegt hatte, ab. Er wolle nicht Regent seyn, sagt er; er wolle sich in die Staats-Angelegenheiten nicht mischen, es sey denn in allem Ernste! Er sey der Mann nicht, der Befehle von einer Maude annehme, oder der sich mit den Ränken einer Schlitze am Throne beflabte. Als die Erklärung der Erledigung des Thrones zur Sprache kam, stellen die Tories einen Einwurf entgegen, welcher die Verhandlungen längere Zeit aufhält. „In einer Monarchie“, sagen sie, „ist der Thron niemals leer; denn der durch Erbrechtreit auf den Thron gelangte König erneunt auch vorhrmdig den nächsten Anverwandten zu seinem Nachfolger.“ Allein es epsilere, wie gesagt, einer Bill, welche alle Katholiken von den öffentlichen Aemtern und Geschäften ausschloß; tiefe war ein glänzende Antwort auf jenen Einwurf; und kraft dieser Bill war die Ausschließung des Prinzen von Wales entschieden, ohne daß es erst einer ausdrücklichen Erklärung darüber bedurfte. Die Unrechtmäßigkeit seiner Geburt war überdies zu jener Zeit ein fester Glaube geworden.

Von diesen Gesichtspunkte aus gehörte nun der Thron unbestreitbar Wilhelms Gemahlin, der Prinzessin Marie, nach ihr ihren Kindern und in deren Ermangelung ihren jüngeren Schwester, der Prinzessin von Dänemark, und endlich den Kindern der Letzteren. Die Abdankung des Königs ward als eine Folge seiner Flucht angenommen. Man bestand nicht auf der Unrechtmäßigkeit des Prinzen von Wales, nicht als wäre sie zweifelhaft erschienen, sondern weil sie vermöge der gegen die Katholiken gerichteten Ausschließungs-Bill unwirksig war. Man blieb auf diese Weise, bis auf einen gewissen Punkt, innerhalb des Gesetzes der Erblichkeit. Nur eine einzige Abweichung von dem Gesetze gestattete man sich dadurch, daß man dem Prinzen von Oranien, im Fall er seine Gemahlin überlebte, den Thron übertrug, und zwar wollte man sich jede Verfügung vorbehalten; der Prinz hatte ein Recht darauf, Kinder mehr haben. Diese Bestimmung allein war es, bei welcher man den Umständen, oder, wie man benutzungsgemäß, der Nothwendigkeit der Zeit nachgab.

So lange diese Verhandlungen dauerten, war Wilhelm gleichgiltig, oder wenigstens scheinbar gleichgiltig gegen die Angelegenheiten in Bezug auf welche man ihn so sehr bittig mit den ausgezeichnetsten Auszeichnungen beschäftigt. Er beabsichtete den Reichstag zu Regensburg, um ihn dahin zu bringen, sich bald gegen Frankreich zu erklären. In seinem Briefen über diesen Gegenstand nannte er Ludwig XIV. nicht nur den Feind des Deutschen Reiches, sondern auch der Christenheit, und man muß zugeben, die Bedrerung der Pfalz, die noch rauchenden Ruinen so vieler von den Händen Türenne's in Brand gesteckten Dörfer, waren nur zu sprechende Belege für Wilhelms Worte; auch erklärte der Reichstag im Mai Frankreich den Krieg. In demselben Monate, und beinahe an demselben Tage, erschien das Manifest der General-Staaten; der Ehrenstreit von Beantwortung machte das seinige am 13. April bekannt, und den 28sten desselben Monats setzten aus eigenem Antriebe das Unterhaus an Wilhelm, welcher am 12. Februar den König entlassen hatte, eine Adresse, worin es ihn demüthigste, daß die treuen Abgeordneten der Gemeinen einstimmig geneigt waren, ihm zum Beginn und zur Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich, sobald es Seiner Majestät gefiele, ihn zu erklären, die nöthigen Mittel zu bewilligen.

Die Verhandlungen über diese Frage, so wie jene Verhandlung vorangegangen, in welcher die Sprache mehrerer Redner die ganze Kraft ihres Hasses gegen Frankreich aussprachen. Einer unter ihnen hatte unter dem rauschendsten Beifall ausgerufen, daß es bedr Zeit wäre, mit dem allerchristlichsten Sultan ein Ende zu machen, welcher der Christenheit mit mehr Verdruß verfolge, als selbst die Türken es thun könnten; Wilhelm theilte diese Aufschten. Seitdem längerer Zeit hatte er dem Französischen Gesandten bedeuten lassen, er möge sich binnen vierundzwanzig Stunden von London entfernen; es war dies sogar die erste Handlung seiner Regierung. Auch erschien England's Kriegserklärung den 7. Mai, alle lange Zeit nach Wilhelm's Landung. Ludwig XIV. antwortete auf diese Erklärung, indem er vorgeblich den Grundsatz Ludwig's XIV. angerufen; am 12. März war er schon an der Spitze seines Truppen-Corps in Irland aus Land gestiegen und besand sich den anderen Tag in Cork, wo die eingesetzten Behörden ihn aufnahmen. Am 24sten hielt er unter dem Zuruf der ergebensten Bevölkerung einen Triumph-Einzug in Dublin. Alles dies schien jedoch mit Wilhelm in keinem unmittelbaren Einverständ zu stehen, vermöge in den Verwickelungen des Europäischen Krieges, überhaupt er deinahe den Lords und den Gemeinen die Sorge, die ihm selbst beschimmte Krone zu verbreiten; das Schicksal rief ihn nach einer anderen Seite hin. Das Scepter Englands soll in den Händen dieses Mannes nur eine Waffe seyn, um damit für die den Statthalter von Holland zugefügten Beleidigungen Rache zu nehmen.

So sieht man ihn bald auf dem Kontinente, in alle Angelegenheiten von Europa verwickelt. Er wird die Seele jenes berühmten Haager Kongresses, wo die kräftigsten Beschlüsse gegen Frankreich gefaßt werden. Die Feindseligkeiten sind kaum eröffnet, so erblickt man ihn in den Reihen Heeres. Unterdessen ist in seinem Königreiche, das Ludwig XIV. in Irland, mittelst der Jakobiten, angegriffen; Wilhelm vernachlässigt diesen entfernten Punkt; in größerer Nähe, gleichsam Mann gegen Mann, will er mit Frankreich kämpfen. An der Spitze von hundertausend Mann, welche er in Person befehligt, führt er, während des ganzen Sommers von 1692, mit unentschiedenem Erfolge den Krieg gegen Luxemburg und Boufflers. Auch Namur belagert das Feldzugs und seiner Rückkehr nach England stattete er dem Parlamente einen sehr übertriebenen Bericht über den Sieg von La Hogue ab; dann dringt er auf die Nothwendigkeit, die Subsidien zu vermehren und neue kräftigere Anstrengungen nach außen hin zu machen. Das Jahr 1693 sieht ihn wieder auf dem Kontinente. In diesem Augenblicke haben die Angelegenheiten der Verbündeten eine ungünstliche Wendung genommen; er aber wird dadurch nur noch mehr ermuthigt und angefeuert. Er allein dringt in sie, die von Frankreich gemachten Friedens-Vorschläge, deren Grundlagen sie das Land und dessen Monarchen schon erniedrigend waren, zu verwerfen. Im Jahre 1694 kommt er den Eifer des Parlaments noch mehr an; er fordert 10 zu neuen

Digitized by Google

Gelöbnissen auf; er spricht von der Nothwendigkeit, die Truppen zu Wasser und zu Lande zu vermehren; er schätzt sie ein durch das Phantom des Papismus, das er, als bereit, in England einzudringen, schildert. In demselben Jahre, im Monat Mai, zu einer Zeit, wo die verbündeten Armeen nicht einmal versammelt waren, greift er mit seinen Truppen den Marschall Luxemburg an.

Die Königin Marie, die zu dieser Zeit, in Abwesenheit Wilhelm's, Regentin des Reiches, war gestorben. Er ernennt eine Regentschaft und verweilt nicht einen Tag länger in England. Drei Monate darauf eroberte er Namur im Angesicht einer der feinigen an Zahl weit überlegenen Französischen Armee. Im Jahre 1696 findet man ihn wieder auf dem Kontinente. Auch diesmal ist er es, welcher die Abwirfung der Französischen Waffen, zu Wasser und zu Lande, veranlaßt; von dem Vorschlage eines Kongresses, auf welchem alle Fragen, welche damals Europa theilten, zwischen den Herrschern oder ihren Stellvertretern in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung verhandelt und beschlossen werden sollten, will er nichts hören. Dasselbe Jahr hatte er im Schooße des Parlaments erklärt, daß er nur ein Mittel kenne, mit Frankreich zu unterhandeln: wenn man allezeit die Waffen in der Hand behalte. In der That willigte er erst im Jahre 1697 darein, sie für kurze Zeit niederzulegen. Ludwig XIV. entsagte dem größten Theile seiner Eroberungen; er verstand sich dazu, auf alle weitere Versuche, Jakob wieder einzusetzen, zu verzichten und den Prinzen von Oranien feierlich als König von England anzuerkennen. Dieser Vertrag, Frankreich ward seit dieser Zeit auf's Aeußerste und unglückerfüllendste Bahnen hingezogen, auf welchen der ruhmlichst Glanz der vorhergehenden Zeit allmälig verblichen sollte. (Schluß folgt.)

Englische Contrebande-Artikel.

Die rechten und die linken Handschuhe.

Während der kurzen Ruhe nach dem Frieden von Amiens, den die bald darauf von neuem beginnenden Feindseligkeiten wieder vernichteten, begab sich ein Französischer Offizier nach England. Er kannte über ein Mittel nach, die Reise Kabine so wenig sonderbar als möglich zu machen, und bald war ein solches gefunden. Man rieth ihm, eine Partie Französischer Handschuhe einzuschiffen, welche damals, wie noch jetzt, sinnreich der Mercerage ein gefährlicher Artikel waren und sich dort zu sehr guten Preisen unterbringen ließen. Der Offizier kaufte für ungefähr 12,000 Franken, tief sie sorgfältig verpacken und begab sich auf die Reise.

Er langte in Dover an. Die Zoll-Beamten fragten ihn, ob er irgend etwas Steuerbares bei sich habe, und er entgegnete: Eine bedeutende Anzahl Französischer Handschuhe, für die er sich den Zoll entrichten will. Nebst dem Werth der Waare befragt, gab er denselben, um so billig als möglich wegzukommen, zu 6000 Franken an und unterzeichnete die Declaration.

Die Zoll-Beamten untersuchten das Gepäck des Offiziers und fuhren bald, daß ihre eigentliche Werth der Handschuhe wenigstens noch einmal so groß sey, als Ihrer angegeben hatte; sie machten also von dem durch das Gesetz ihnen ertheilten Rechte Gebrauch, behielten die Waare mit Beschlag und zahlten dem Eigenthümer 6000 Franken aus.

Der arme Offizier war ruinirt; er wollte anfangs verzweifeln. Aber er gab einer verunsinnigen Ueberlegung Raum, und nach einem gründlichen Studium der Zoll-Gesetze fand er ein Mittel aus, wie er sich an den Englischen Zoll-Beamten rächen und sein Geld mit Wucher wieder erhalten könne.

Die Besetzigung seiner Familien-Angelegenheiten auf eine andere Zeit verschiebend, trat er augenblicklich die Rückreise an und landete in Calais. Er hatte in früherer Zeit ein Liebesverhältniß mit einer Dame unterhalten, die zur Zeit Vorsteherin einer großen Handschuh-Fabrik zu Grenoble war. Er benachrichtete sie von dem Unglück, das ihn getroffen, und theilte ihr den Vorsatz mit, daß er ausschließen im Begriff stehe. Die Dame fand dasselbe höchst auffahrbar und berufte sich, dem Offizier eine wohlassertierte Sendung von Handschuhen, zum Betrage von 40,000 Franken, zu übermachen.

Es war unserem Reitenden bekannt, daß sämmtliche Zoll-Aemter in Großbritannien die von einem Waaren einmal in Jahr, an demselben Tage, zu derselben Stunde verrichteten lassen, und er trug Sorge, daß er sich zu dieser Zeit wieder jenseits des Kanals befinde.

Nachdem er die ihm von Grenoble aus übermachten Waaren in zwei gleiche Theile getheilt hatte, vertauscht er den einen Theil einem Freunde an, damit dieser sie für Rechnung in England einführen solle, den zweiten behielt er bei sich, um damit in Dover zu landen.

Beide Freunde schifften sich ein. Sie langten bei den Zoll-Aemtern an und deklarirten ihr Handschuhe. Man berechnete den Werth derselben zu wissen, und dieser ward in 10,000 Franken angegeben. So wie das erste Mal, wurde nach geschehener Unterschuldung, die Waare mit Beschlag belegt, und Jedem von ihnen die verlangten 10,000 Franken ausgezahlt.

Der Tag, welcher zur Verstiegerung sämmtlicher konfiszierten Waaren bestimmt war, brach an. Unser Freundt begaben sich jeder nach dem entgegengesetzten Zoll-Amte, der Eine nach Dover, der Andere nach Brighton. Sie traten ein und prüften sämmtliche zugeschlagene Waaren, augenscheinend mit großer Gleichgültigkeit, endlich schienen sie Handschuhe über besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Aber plötzlich gerathen sie in ein großes Erstaunen, zu Dover gehörte alle Handschuhe ausschließlich für die rechte Hand, zu Brighton für die linke.

Die beiden Wareau, dreißig Meilen weit auseinanderliegend, hatten jedes für sich gehandelt; man hatte die Packete vorher nicht sorgfältig genug untersucht, man hatte sie zu übereilt in Beschlag genommen. Die Versteigerung hat begonnen, man muß verkaufen, oder allen Aufenthalt verkaufen, und den beiden Franzosen wird die Waare, unter den lauten Glossen der Anwesenden, zu einem sehr geringen Preise von Gerichts wegen zugeschlagen.

Am folgenden Tage treffen sie zusammen, erdenen die Handschuhe paarweise und breiten sich, das bekannte Abenteuer durch die Zeitungen bekannt zu machen. Nachtundvierzig Stunden später hatten sie ihren ansehnlichen Vorrath bereits mit einem ungeheuren Vortheil verkauft.

Bibliographie.

Facsimiles of literary curiosities. (Facsimiles von Literaten und literarischen Merkwürdigkeiten. Von Smith. Nr. 1. 7½ Sh.

Evolution, or the power and operation of numbers. (Die Zahl und ihre Combinationen.) Von Smith. 5 Sh.

The noble and the slave. (Der Edelmann und der Sklave.) Erzählung von Miß Jane Strickland. 2½ Sh.

The companion for the sick chamber. (Rathgeber für Krankenstuben.) 2½ Sh.

Additional observations etc. (Zusätze und Bemerkungen zu Lord Brougham's Werk über die natürliche Theologie.) Von Wallace. 3½ Sh.

Treatise on insects. (Insektenkunde.) Aus der Encyclopaedia Britannica besonders abgetreuckt. Von Wilson. 4. 15 Sh.

Asien.

Ein Buddhaistisches Fest auf Ceylon.

Als ich im Juni 1834 nach Anaradschapura, der alten Hauptstadt von Ceylon, kam, wurde eben ein Fest zu Ehren Buddha's gefeiert, das Paradar hrist. Tausende von Pleuschen hatten sich in der jetzt verödeten Stadt zusammen; die meisten waren Weiber, welche täglich, mit Blättern in der erhobenen Hand, von Tempel zu Tempel eilten und beteten. Das Ceremonell des Festes ist im Westentlichen folgendes:

Der Priester hat einen breiten Schirm, mit Blumen geschmückten Stab vorher und zeigt ihn dem Volke, das auf seinen Knieen liegt und Opfergaben überreicht. Sind die Gaben alle in Empfang genommen, so legt der Priester seinen bemalten Stock, wie ein Gewehr, über die Schulter, bindet sich ein Tuch um den Mund, damit kein Athem das edle Stück holz nicht verunreinige, und besteigt dann einen Elephanten, der mit vielen Tüchern bedeckt ist. Auf diesem Thiere unterhält er einen Triumphzug durch die Stadt. Den Zug eröffnen vierzig bis fünfzig andere mit bronzenen Glöckchen behangene Elephanten.

Hinter den Elephanten schritten Männer einher, die als Riesen maskirt sind, zur Erinnerung an das Riesengeschlecht der Myhir. Nach ihnen kommt eine Schaar von Tambourin, Trompetern und Pfeifern, die einen so entsetzlichen Spektakel machen, daß man beinahe den Gebrauch seiner Sinne verliert; diesen folgt eine Anzahl tanzender Männer, und dann das ganze Corps der zum Tempeldienst nothwendigen Frauen. Jede Kaste geht abgesondert, und zwar in Gliedern von drei Personen, die einander bei den Händen fassen.

Endlich kommt der priesterliche Elephant mit dem Stabträger. Über diesen Haupte ein anderer Priester einen Sonnenschirm hält. Ihn begleiten zwei andere Elephanten, gleichfalls mit Priestern auf dem Rücken. Hinter dieser heiligen Gruppe gehen Tausende der wohlbadenden Bewohner dreierlei Geschlechts, je drei neben einander. Man sieht bei dieser Gelegenheit alle Schönheiten Ceylons in ihrem festbarsten Schmuck. Den Zug beschließen die Häuptlinge und über Soldaten. So umzieht man die Stadt einen ganzen Monat lang, abwechselnd, bei Tage und bei Nacht.

Alle Straßen werden vorher gereinigt, und zu beiden Seiten pflanzt man Reihen von Stangen, mit Kokos-Zweigen und bunten Fähnlein geschmückt. Bei Tage und bei Nacht brennen mehrere Lampen in den Straßen. (Journal of an Excursion in Ceylon.)

Mannigfaltiges.

— Bäume, die Wasser geben. Auf der Insel Ferro findet man nur drei Quellen, und diese sprudeln in einer Gegend am Strande hervor, die beinahe unzugänglich ist. Zum Glücke besitzt bei der Natur dieser Insel Bäume gegeben, die sie mit Wasser versorgen. Diese Quellen-Bäume sind von mittlerer Höhe und haben gerade, lange, immer grüne Blätter. Man hält sie für eine Gattung der lanrus indica. An dem Wipfel derselben sirbt man gewöhnlich einen Nebelstreif, der die Blätter in solchem Grade mit Wasser tränkt, daß sie fast ununterbrochen triefen. Das Wasser ist klar und perlenrein, es kommt Menschen und Vieh zu Statten.

— Sonderbarer Gebrauch. Bei einem halb Indischen Volke auf dem Himalaya herrscht die Sitte, daß jede Mutter ihrer Tochter, wenn sie dieselbe verliebt, beide Ohren durchbohrt. Vorher aber die Mutter diese mystische Perforation vollziehen kann, muß sie sich die rechten Gehörer des dritten und vierten Fingers ihrer rechten Hand abbeißen lassen. Der Operateur, gewöhnlich der Großschwied des Dorfes, löst die Frau ihre Finger auf seinen Amboß legen, tegt einen stumpfen Meißel mit der Schneide auf die Gelenke beider Finger und haut sie mit einem schweren Hammer ab. Die Frau verhält sich bei dieser grausamen Operation so ruhig, als würden ihr die Nägel abgeschnitten. Eine heilsame Salbe aus Turmerik heilt die Wunden in wenigen Tagen. (Oriental Annual.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Mittwoch den 6. Januar 1836.

Frankreich.

Victor Hugo, nach Mistreß Trollope. *)

Ich höre hier merkwürdige Details über den gegenwärtigen Zustand der Französischen Literatur. Wenn wir recht ist, so habe ich Ihnen schon erzählt, daß ich von der neuen verzweifelten Schule allgemein mit der tiefsten Verachtung sprechen gehört, und zwar nicht nur die ehrwürdigen Vertreter der guten alten Zeit, sondern ebenfalls und in einem gleich hohen Grade die durch Stellung oder Talent ausgezeichnetsten Männer der Gegenwart.

In Betreff Victor Hugo's, des Einzigen der in Rede stehenden Klasse, welcher in England bekannt ist, um für uns als berühmt gelten zu können, erscheint diese Stimmung noch viel bedeutungsvoller. So oft ich mich über ihn oder seine Werke, mit wem es war, mit freilich Personen von moralisch tüchtiger Gesinnung und gebildetem Geiste, zu sprechen Gelegenheit gefunden, immer mußte ich hören, daß ihm selbst der Grad von Schätzung verweigert wurde, den ihm unsere besten Kritiker angedeihen lassen. Ich, welche sagen, Frankreich scheint sich seiner zu schämen. Oft hab' ich hier und dort herumgefragt, was man von diesem oder jenem seiner Stücke hielte, immer nur zur Antwort bekommen: — Die Wahrheit zu gestehen, kenne ich es gar nicht; ich hab' es nie gesehen. — Haben Sie es nicht gelesen? — Nein; ich könnte mich nicht entschließen, Victor Hugo zu lesen.

Einer, der von meinem Arzte Fragen und Forschen nach Victor Hugo's schriftstellerischem Ruf in Paris Zeuge gewesen war, sagte mir endlich, er habe wohl, daß ich, wie die Ausländer mußtens alle, auch namentlich die Engländer, Victor Hugo und seine Schriften als eine Art von Typus des brutigen Frankreichs betrachtete. „Erlauben Sie mir indessen, Ihnen zu versichern", setzte er ernst und mit Nachdruck hinzu, „daß nichts irriger ist, als diese Meinung. Er steht an der Spitze einer Sekte; er ist der Papst einer Verbindung, die alle moralische und intellektuelle Gesetze, von denen die Besserungen des Menschen-Geistes bisher geleitet wurden, aufgeboben hat. Das ist das Ansehen und die Gewalt, die er erlangt hat, und ich hoffe wenigstens, daß ihn kein Verständiger darum beneidet. Aber keinesweges ist Victor Hugo ein Schriftsteller, dessen Werke in Frankreich populair wären."

Dies Urtheil, gleichlautend oder ähnlich ausgedrückt, mußte ich von neun oder zehn verschiedenen Leuten, an die ich mich wandte, aber ihn verurtheilen, und es gilt mir als ein Beweis von gesunder Vernunft und gutem Geschmacke, der den Franzosen Ehre macht. Ich war um so mehr darüber erfreut, je weniger ich derselben erwartet. Das Falsche und Unwahre in seinen Schriften ist mit so viel Glanz ausgestattet und hier und da so viel wirklich Echtes und Schönes mit eingeflicht, daß ich sicher darauf rechnete, namentlich unter der Jugend die minder reifem Urtheil, nur enthusiastische Verehrer dieses Schriftstellers zu finden.

Seine Neigung und Vorliebe für Schilderungen des Lasters und Schreckens-Scenen, und seine bodenlose Verachtung alles dessen, was die Zeit im Schoosse oder in der Moral als gut gebeiligt hat, konnten, so dachte ich es mir, gar leicht gemeinschaftliche Sache machen mit dem unruhigen empörten Geiste des Jahrhunderts, und mußten die Sympathie und das Lob derer, die von diesem Geiste ergriffen waren, unbedenklich gewinnen. Doch dem ist nicht so. Man erkennt die wilde Ippige Naturkraft, die sich in einigen seiner Beschreibungen geltend macht, rühmend an, aber das ist auch das einzige Lob, das ich über Victor Hugo's Productionen in seinem Vaterlande vernommen habe.

Die überraschenden Theatereffekte in seinen Dramen, bei der Kehrheit, wie es sie anpreisungen, und dem Glanze, den er ihnen zu geben weiß, müssen natürlich, wenn man sie das erste Mal sieht, die Aufmerksamkeit die zu einem gewissen Grade fesseln; es liegt zu augenscheinlich im ganz gewissen neunzehnten Interesse der Theater-Directionen, noch dergleichen Stücken zu gestatten, als daß sie Ehre der Darstellung, die sie genießen, durch ungeschickte Mittel hervorzubringen. Ein Beweis mehr für die systematische Degradation der Kunst. Es ist ein Faktum, welches durch die Komödien Scribe's selbst unleugbar konstatirt wird, daß, so bald sich die erste Neugier des Publikums an Victor Hugo's Stücken satt gesehen, von einer Wiederholung derselben nicht mehr die Rede ist, und daß sich sein einziges auf dem Repertoir erhalten hat.

Dies Faktum, das mir sogleich im Anfang meines Aufenthalts von einem in diesen Angelegenheiten sehr bewanderten Manne mitgetheilt wurde, ist mir später durch viele Andere bestätigt worden, und lebte besser, als es die gründlichste Kritik vermöchte, welches das wahre Urtheil über diese Stücke ist.

Der Roman Notre Dame von Paris wird immer als Victor Hugo's bestes Werk genannt; dennoch, obwohl es offenbar einzelne Stellen enthält, in denen sich sein Talent für die Beschreibung in einer bewundernswürdigen Höhe erhebt, habe ich auch von diesem Werke immer mit mehr Mißbilligung als Bewunderung reden gehört; in Zirkeln, wo ein einziges Lob genügt hätte, seinen Ruf zu gründen, wurde es nur beschränkt und bewegt — das stärkste Gegenzeit, womit man als der Tadel der strengsten Kritik.

Aber dieser Herold des Lasters, der die Chronik der Sünde, des Elends und der Schande schreibt, dürfte sich vielleicht auf das Sprüchwort berufen und sagen: „Kein Prophet gilt was in seinem Vaterlande." Und in der That erinnert ich mich in einem Englischen Journal (ihre Examiner) gelesen zu haben: „Notre Dame von Victor Hugo ist den besten Romanen des Verfassers des Waverley an die Seite zu stellen, und übertrifft sie sogar an Leben und Feuer und Kenntniß der Sitten des Jahrhunderts, das darin geschildert wird."

Was man den letzteren Punkt betrifft, so habe ich gerade in dieser Beziehung in Paris selbst ein sehr gewichtiges Zeugniß vom Gegentheil gehört. Ein geehrter Greis, ein Mann, dessen siebenundsiebzig als ausgezeichnet und hochgestellt, führte uns im Justiz-Palast herum. Indem er und den Saal, in welchem die Kriminal-Prozesse abgehalten werden, zeigte, bemerkte er, daß es dieser Saal sey, den Victor Hugo in seinem Roman beschreibe, und fügte hinzu: „Aber er hat hierbei ein Versehen begangen, wie in der Regel, so oft es auf Kenntniß der Zeiten ankommt, die er beschreibt, und so oft es sich die Miene geben will, als besitze er jene Kenntniß. Unter der Regierung Ludwigs XI. wurden die Kriminals-Prozesse gar nicht in diesem Palaste verhandelt; die ganze Beschreibung, wie sie Victor Hugo giebt, ist offenbar von den Zuständen der Gegenwart entnommen und paßt durchaus nicht auf die Gewohnheiten der Zeit, in welcher der Roman spielt."

Wären die Fehler, die wir an den Schriftstellern jener verzweifelten Schule rügen, nur literarischer Art, so würden wir, meiner Meinung nach, uns kaum erst die Mühe nehmen, sie zu kritisiren, und ihre Absurditäten würden in alle vier Winde verweben, sobald sie dem Tagesgeschrei der Oeffentlichkeit entgehen würden. Die Schriften des Victor Hugo's sind ihrer Natur nach höchst schädlich und gefährlich für schwache Gemüther, und müssen jeden tüchtigen Charakter, jede würdige Gesinnung gegen sich erbittern und empören. Sie wollen uns glauben machen, daß unsere reinsten Neigungen, die zartesten und lieblichsten Gefühle nur nur zu Schmach und Verderben führen. Ich zweifle, wenn wir Alles nehmen, was er geschrieben hat, daß sich ein einziger reiner, hoher, besliger Gedanke darin wird aufweisen lassen. Die Sünde ist seine Muse; Schrecken und Entsetzen sind seine Begleiterinnen; Schauern von Augebeuern bilden sein Gefolge und leihen ihm die widerlichen Züge zu den schauerlichen Masken, an deren Zeichnung er sein Leben vergeudet.

Und in diesem Innern haben kranke Köpfe einen neuen Shakespeare sehen wollen! Einen Shakespeare! Als einen Schriftsteller, der das menschliche Geschlecht durch Schmäh- und Schandschriften, die er gegen dasselbe drucken läßt, förmlich zum Kampf herausfordert, um einen solchen Schriftsteller zu züchtigen, wie er verdient, wäre allerdings ein mächtigerer und schärferer Hasse erforderlich, als die Hand einer Frau sie zu führen im Stande ist; aber wenn man die Unverschämtheit so weit treibt, ihn mit Shakespeare zu vergleichen, so dürfen wir auch sprechen; denn wenn irgend wer, so sind die Frauen Shakespeare Dank und Liebe schuldig! Wir hat ein Mensch, weder vor noch nach ihm, wie er das weibliche Herz erkannt und durchdrungen, und keiner er so dargestellt in Meisterwerken wie er in den unsterblichen Zügen seiner Porzia, Julia, Hermione, Cordelia, Boimmula, Isabella, Desdemona und Imogen.

Betrachten wir dagegen einmal die Gestalten des modernen Franzosen. Welches sind seine Heldinnen? Lucrezia Borgia, Marion Delorme, Blanca, Magdelene und all' die übrigen, die Heldin Alexandre Dumas noch ungetrechnet, die Herr Henry Lytton Bulwer „die zartest weibliche Gestalt, die je aus der Feder eines Romandichters geflossen" nennt; die Esmeralda! deren einzige Reize darin bestehen, daß sie auf der Straße singt und tanzt, und die ... bei ihrer zartesten Zartheit! ...

*) Aus dem so eben erschienenen Werke dieser Schriftstellerin „Paris und die Parisser". Bekanntlich ist es Mistreß Trollope, die in England als der Typus einer neuen Art von Reise-Literatur angesehen wird. Wenigstens gelten diese — und zwar mit Recht, denn sie sind bekanntlich einer — die „Briefe eines Verstorbenen" als eine auf England übertragene Parodie der Trollopeschen Schilderung von Rom und Amerika, welche letztere auch in Deutschland mitunter als das Musterbild des Reiseschen „Thalers, wie es wirklich ist", angesehen wird.

Digitized by Google

als sie ein Ritter bei einer nächtlichen Rauferei entführte, diesen mit beiden Armen umschlingt, ihm zuschwört, er sey wunderschön, und von Stund' an alle Zärtlichkeiten ihres Herzens über ihn ausschüttet und, wie bald wahnsinnig, Allem, was sie erführt, zum Trotz, ihn anbetet, ohne irgend einen Gegenbeweis von Zuneigung feinerseits zu erhalten, als eine schmachvolle Liebeslösung in einer Nacht, wo er von Wein trunken ist. „Das zarte weibliche Wesen!“ Es ist bald zum Lachen. Und dennoch wird es zur heiligen und unerläßlichen Pflicht, so oft von Victor Hugo's Schriften in der Rede ist, laut gegen die dabei herrschende Manier und Tendenz zu protestiren und, so viel man vermag, die falsche Vorstellung zu berichtigen die man sich in England von dem Muse und der Anerkennung macht, die dieser Autor in Frankreich genießt.

So oft man in England von Ihm spricht, führt man seinen Sinesty als einen Beweis für die moralische und intellectuelle Entartung Frankreichs an. Und dies wäre in der That wahr, wenn eben sein Ruf von der Beschaffenheit wäre, wie seine Partei es ausposaunt. Bisweder beweist sie hier, wie er von seinen Landsleuten beurtheilt wird, zur Genüge, daß weder Macht und Reubeit der Erfindung, noch Schönheit der Diction, noch glutvolle Schilderung der Leidenschaften hinreichend sind, einem Autor in Frankreich gegenwärtig einen großen Ruf zu verschaffen, sobald er mit allen diesen Vorzügen den Gefühlen des Edlen und Guten und dem gesunden gebildeten Geschmack Hohn spricht. Wer an der Richtigkeit dieser Behauptung zweifelt, der kann sich nur an die Quelle verweisen, aus der ich sie mit redlichem Fleiße geschöpft habe, nämlich an Frankreich selber. Es ist aber noch eine Thatsache vorhanden, aus der man diese Einsicht gewinnen kann, ohne über den Kanal zu setzen, und das ist folgende: Eine Französische Revue *) wollte einen Artikel über das moderne Drama geben und fand zu dem Zweck nichts geeigneter, als den vortrefflichen, ausgezeichnet achtzehn Monaten in unserer Quarterly-Review über diesen Gegenstand erschienenen Artikel in getreuer vollständiger Uebersetzung mit Angabe der Quelle ihren Französischen Lesern mitzutheilen. **)

Wären der Name und die Werke Victor Hugo's nirgend anderes als in seinem Vaterlande bekannt, so hätte uns wahrhaftig nicht so lange beschäftigen; so aber hat ein Englischer Kritiker gesagt, er habe den Boden unter Racine's Füßen wankend gemacht, und hierdurch sehen wir uns denn genöthigt, die Gediegenheit des Letztern noch auf einige Minuten in Anspruch zu nehmen. Wir wollen sogar Großmuth üben gegen Herrn Hugo und ihn vorführen in seinem Drama „des Königs Zeitvertreib“ (Le Roi s'amuse), demjenigen Stücke, das zufolge eines für den Verfasser besonders glücklichen Umstandes, daß es nämlich von der Polizei verboten wurde, unter allen, die aus seiner Feder geflossen, die meiste Celebrität erlangt hat.

In der ersten Freude, die dem Verfasser der Ruhm und die Glorie dieses Werkes eingeflößt, scheint er darüber völlig den Kopf verloren zu haben. Die Vorrede zu jenem Stücke enthält, unter anderem Symptomen des Wahnsinns, folgende Stellen:

„Anfangs zweifelte der Verfasser an dem ganzen Faktum ... Der Schritt war zu willkürlich, um glaublich zu erscheinen ... Der Verfasser kannte nicht an die Möglichkeit eines solchen Uebermuthes, solcher blinden Tyrannei, als er war sie, der Minister hat sie ausgeübt ... Thut von seinem göttlichen Rechte den unmöglichsten Gebrauch gemacht ... Der Minister hatte ihm sein Stück genommen, sein Recht genommen, sein Eigenthum genommen. Es fehlte nichts mehr, als ihn, ihn den Dichter, in die Bastille zu setzen ... Hat es denn in der That ein Ding gegeben, was die Juli-Revolution geheißen hat? ... Was kann das Motiv zu einem solchen Gewaltstreiche seyn? ... es scheint, daß die Herren von der Censur der Meinung sind, ihre Moral werde durch das vorliegende Stück angegriffen und geschmäht; der bloße Name des Dichters hätte hinreichend seyn sollen, ihnen diesen Wahn zu benehmen ... (!!!) Dies Stück hat das Schamgefühl der Gendarmen empört; die Brigade Léotaud war darin und hat es obscön gefunden; das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hat sich beide Hände vor's Gesicht halten müssen; herr Bidocq ist roth geworden ... Hollah! meine Herren und Meister! schweigen wir über diesen Punkt ... Seit wann ist es einem Könige nicht mehr erlaubt, auf der Bühne einem Schenkwirthchen Ehre Lenz zu machen? ... Einen König in sein schlechtes Haus zu bringen, auch das sogar wäre nichts Neues ... Der Verfasser will eine reine, aber keine prüde Kunst ... Tief betrübt es ihn, zu sehen, was aus der Juli-Revolution geworden ist ...“

Hieraus folgt das Scenarium des Stückes, dessen Helin, der ihbliche Mode gemäß, ein verdorbenes gefallenes Mädchen ist; er schließt mit folgenden emphatischen Worten: „Ich knnerte Nern einen der Werke des Verfassers ist die Idee des Schicksals ... der des vorliegenden Stückes die Idee der Vorsehung.“

Es würde wir ein großer Gefallen geschehen, wenn Sämmtliche Vorreden Victor Hugo's gesammelt und als ein besonderer Band abgedruckt würden; ich wäre ihr Erste, der dies Buch anschaffte; es würde eine unerschöpfliche Quelle von Belustigung für mich seyn. Er nimmt in diesen Vorreden einen Ton an, der vielleicht ohne Beispiel in der Literatur ist. So heißt es an einer anderen Stelle in der oben citirten:

„Beim Himmel! Es wird der Regierung nicht frommen, wenn sie sich an uns vergreift, wenn wir, die Männer der Kunst, unser ernstes heiliges Tagewerk liegen ließen ...“

Ich frage jeden Vernunftigen, ob es irgendwo toller spuken kann, als in Herrn Hugo's Kopf! Ein paar obscöne Stücke zu schreiben und dann zu sagen: man thue ein heiliges Tagewerk! Es ist zu arg!

Die Hauptpersonen in „des Königs Zeitvertreib“ sind Franz I., Triboulet, sein Narr, und noch was Schlechteres, Blanca, Triboulet's Tochter, das verführte Mädchen, die Heldin, und Magdone, die Gemahlin des Grafen. Das Haupt-Interesse ist in den Kontrast zwischen Triboulet als des Königs Kuppler und als Vater gelegt. Dieser Kurir ist der verworfenste und nichtswürdigste Kerl, den man sich denken kann, und weil er boshaft ist, macht er es zu seinem Hauptgeschäft und Zeitvertreib, den König, seinen Herrn, zu allen Arten von Ausschweifungen zu verleiten; nur seine Tochter verschont und verschließt er; nur ihre Tugend und Unschuld liegt ihm am Herzen; nur diese will er bewahrt wissen; der Dichter hat all' sein Genie aufgewandt, die heilige Berehrung zu beschreiben, die der Vater Triboulet der Tugend zollt, die sonst überall zu verhören er sich als Kuppler zum Amte kennes Herrn gemacht hat. Natürlicherweise verliebt sich der König gerade in Blanca; Blanca weiß seine Anträge von sich; Triboulet unterstützt sie bekräftigt, sie Nachts zu entführen, indem er sie für die Frau eines vornehmen Herrn hält, der Seine Königliche Majestät ebenfalls nachstellen.

Des Trilboulet nun entdeckt, wozu er behülflich gewesen, ergreift ihn Jammer und Entsetzen, und hier gerät uns der Dichter einen Ohrenschmaus erlesenster Art, nämlich zu hören, wie ein solcher Vater zu einer solchen Tochter spricht. Er faßt den Entschluß, den König zu ermorden, und theilt seiner Tochter, die ihrem Königlichen Verführer leidenschaftlich ergeben ist, diesen Entschluß mit. Sie schaudert davor zurück und flieht den Vater an, davon abzustehen; endlich aber willigt sie ein, in der Vater für seinen Plan durch ein Fest den König Franz in Magdenen's Armen zeigt. Sofort ertheilt er ihr die Rolle zu, die sie spielen soll, schickt sie fort und verabredet nun mit einem Zigeuner, Namens Saltabadil, den Bruder Magdenen's, den Mordanschlag. Der Mord soll in ihrem Hause, einer abgelegenen Winkelschenke, verübt werden; das schlechte Wetter und die Schönheit Magdenen's den Königlichen Wüstling die Nacht über festhalten. Triboulet will seinen alten Sack, in den sie den Körper stecken sollen, und verspricht, um Mitternacht wiederzukommen, um den Leichnam mit in die Seine werfen zu helfen. Blanca, die vorher abgezangen war, hat Gewissensbisse über den Mordanschlag gegen ihren Liebhaber gefriegt und kommt zurück; sie trifft auf's neue an dem nämlichen Tische in der Kneipe, wo Seine Majestät sich in der Bodenkammer zur Ruhe gelegt, und hört zugleich, wie Bruder und Schwester sich über die Art und Weise beralhschlagen, wie sie ihn umbringen sollen. Magdone, die, wie nicht selten kann, weder ein sehr zartes weibliches Wesen ist, macht auch einige Umstände; sie bringt die Schönheit des Königs in Anschlag und propenirt ihrem Bruder, des Schlafenden zu schonen, im Fall noch ein Anderer kommen sollte, dessen Körper man in den Sack stecken könne. Was thut Blanca? In einem Anfall von heroischer Zärtlichkeit faßt sie den Entschluß, ihrer Fremde, dieses Opfer zu seyn, und ruft aus: „Wohlan! sterben wir für ihn.“

Ehe sie aber an die Thür klopft, sinkt sie noch auf die Kniee und bittet Gott, allen ihren Sünden zu vergeben. — Nun klopft sie an die Thür geht auf; Blanca wird erdolcht und in den Sack gesteckt. Unmittelbar darauf, ganz wie gerufen, kommt der Papa; der Sack wird ihm eingehändigt; er nimmt ihn und schickt sich an, ihn nach dem Fluß zu schleppen; mit dem vollen Triumph der gelungenen Rache ihn von Beiden hinschleifend, ruft er aus:

Jetzt Welt, geh her auf mich;
Das ist ein König, und ein Narr bin ich.“

In diesem Moment hört er die Stimme des Königs, der singend aus Magdenen's Hause geht. Triboulet stutzt, schnürt den Sack auf und erkennt beim Schein des Mondes, der ganz à propos als ein echter melodramatischer Mond aus den Wolken hervortritt, seine eigene Tochter, die noch einmal ins Leben zurückkommt, um — in seinen Armen zu verscheiden.

Es ist dies allerdings eine höchst traurige und herzzerreißende Situation, und ich bekenne, es mag sehr gefühllos erscheinen, wenn man darüber lacht; aber der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen, die Gränze, die beides von einander trennt, ist hier so unbestimmt gehalten, daß es in einander, und in so kurzer Zeit, so geht, daß der Ernst des Vaters wie der Tochter ist so dicht Ungeschicktes und Lächerliches, daß die pathetische Wirkung dieser Scene durchaus davon paralysirt wird.

Man denke, daß sie in Mannskleidern ist, von denen der Vater so liberaus poetisch gesagt hat:

„Ich hab' sie Die im voraus eigens machen lassen.“

Und daß sie während dieser ganzen Scene immer im Sacke stecken bleibt. Das Alles ist gräßlich, ohne allen Zweifel höchst gräßlich, und das wird Niemand in Abrede stellen. Aber tragisch, poetisch ist es nun und nimmermehr, und doch sollen hier die gewaltigen Kräfte seyn, vor denen der Boden unter Racine's Füßen wankt!

Wenn Sie die sämmtlichen Stücke Victor Hugo's durchlesen (obwohl ich Ihnen nicht rathen will, daß Sie Gott Ihnen dieses Kelch möge vorübergehen lassen!) so weiß ich gewiß, daß Sie auch nicht einen einzigen Charakter darin finden, mit dem Sie sympathisiren könnten, nicht eine einzige Ansicht, nicht ein einziges Gefühl, das eine gleichgestimmte Saite in ihrem Herzen anzuschlagen im Stande wäre.

Und Alles zugegeben, zugegeben, daß die von diesem neuen Shakespeare erfundenen Scenen ein getreuestes Bild von der wirklichen Verderbtheit des menschlichen Geschlechts lieferten, als die jenen würdig edlen Dichtern, der von ihm entthront seyn soll, so werde ich doch nicht von meiner Behauptung abgehen, daß es gegen alle gesunde Vernunft ist, dergleichen Scenen auf die Bühne zu bringen. Warum soll der Anblick der Laster, in seiner ganzen Nacktheit und Schamlosigkeit, unser Ergötzung ausmachen? Warum sollen die niedrigsten und schändlichsten Leidenschaften der menschlichen Natur unaufhörlich in prunkenden Phrasen vor unseren Blicken abgespiegelt werden? „Es ist nicht, und es wird auch nimmer gut!“ Mit demselben Recht und nach den nämlichen Grundsätzen müßten wir unseren schönen Gärten und Parks, mit ihren Marmorstatuen, ihren Springbrunnen, ihren Blumenbeeten, ihren Lauben, ihren Rasenplätzen, ihren Alleen, ihren Wasserkünsten, ihren Gondeln, ihren Schwänen, ihren Pfauen, ihren Rehen, ihren Hirschen, ihren Fasanen, ihren Nachtigallen, ihren Lerchen, ihren Kanarienvögeln, ihren Papageien, ihren Affen, ihren Schmetterlingen, ihren Käfern, ihren Fischen, ihren Goldfischen, ihren Kühen, ihren Schafen, ihren Ziegen, ihren Eseln, ihren Pferden, ihren Hunden, ihren Katzen, ihren Ratten, ihren Mäusen, ihren Maulwürfen, ihren Igeln, ihren Kröten, ihren Eidechsen, ihren Schlangen, ihren Würmern, ihren Spinnen, ihren Flöhen, ihren Wanzen, ihren Läusen, ihren Krätzen, ihren Pocken, ihren Aussätzen, ihren Lazarethen, ihren Leichenhäusern, ihren Kirchhöfen, ihren Gräbern, ihren Todtengräbern, ihren Leichenbestattungen, ihren Leichenbegängnissen, ihren Leichenbegleitungen, ihren Leichenbegleitern, ihren Leichenbegleiterinnen, ihren Leichenbegleiterinnen, ihren Leichenbegleiterinnen

wor-Terraffen, ihren Blumen und Früchten aus allen Ländern und Welttheilen, den Rücken kehren und uns im Sumpf ergehen, und, wenn wir stecken blieben und verſanken im Koth, uns tröſten mit dem Gedanken, daß dies natürlicher ſey als ein Garten.

Bibliographie.
Idées anarchiques. — Von J. E. Baillenl. 3 Fr.
Voyage à Buenos-Ayres et à Porto-Alègre (de 1830 à 1834). Von Arsene Isabelle. 12 Fr.
Mémoires de John Lampton. — Nach Lord Rugent. Mit einer hiſtoriſchen Einleitung von Salvandy. 2 Bde. 15 Fr.
La Bedouine. — Roman von Pouyoulat. 2 Bdchn. 7 Fr.
Mémoires de John Tanner, ou trente années dans les déserts de l'Amérique du Nord. Traduits sur l'édition originale publiée à New-York. Par M. Ernest de Blosseville. — 2 Bde. 15 Fr.
Mémoires historiques sur Annonay et le Laut Vivarais. — Von A. Penter. 2 Bde.
Neuf années à Constantinople. — Von A. Beaper. 2 Bde. 16 Fr.

England.

Wilhelm III., König von Großbritannien.

(Schluß.)

Jetzt erſt ſchlug die Stunde der Ruhe für Wilhelm; denn Wilhelm iſt der bewußteſte Vertreter des Proteſtantismus, der Vorſechter aller Intereſſen, welche gegen Frankreichs Uebermacht ſich aufſtehen, das Oberhaupt und der eigentliche Hebel aller Liquen, aller Coalitionen gegen den großen König. Er trug das Bewußtſeyn von dieſem Berufe in ſeinem Innern. Eines Tages, als er ſich nach dem Kontinente begab, um ſich an die Spitze der vereinigten Armeen zu ſtellen, und ein widriger Wind, einige Stunden von der holländiſchen Küſte, ihn aufhielt, verließ er ſein Schiff, beſtieg eine Schaluppe und verſuchte, mit Hülfe der Ruderer das Land zu gewinnen. Ein ſchrecklicher Sturm erhebt ſich; die Schaluppe wird acht volle Stunden hindurch das Spiel der Winde und Wellen. Die Mannſchaft bricht in Murren und Drohungen aus und verweigert den Dienſt. Da erhebt ſich Wilhelm, der bis dahin, unbeweglich in ſeinen Mantel gehüllt, geruht hatte, und ruft den Murrenden zu: „Was giebt es? Iſt etwa die Geſellſchaft, in der Ihr Euch befindet, nicht gut genug, um mit ihr zu ſterben?“ Weiter vermochte dieſer ganze Aufruhr, in deſſen Mitte er ſich befand, den Beherrſcher der drei Königreiche nicht zu erſchüttern. Cromwell und Napoleon hatten denſelben Glauben an ihre Beſtimmung. Uebrigens pflegen Männer, welche in großen Dingen verſuchen, ſich gewöhnlich mitten unter den kontrairſten Ereigniſſen von der Hand der Vorſehung nach einem Ziele hin, das ſie nie aus den Augen laſſen, geleitet zu glauben: haben ſie dieſes Ziel erreicht, ſo finden ſie ſich alsbald unbefriedigt und kommen ſich als überflüſſig auf dieſer Erde vor; unruhig für die Welt, werden ſie ſich ſelbſt zur Laſt. Der Geiſt iſt von ihnen gewichen, das Hauptband dieſer Simſone iſt unter unſichtbaren Scheeren.

Als die Monarchie Ludwig's XIV. vollkommen gedemüthigt war, als England ſein ganzes Uebergewicht in den Angelegenheiten des Kontinents wiedergewonnen hatte, als endlich der Friede geſchloſſen war, richtete Wilhelm nach ſeiner neuen Seite ſeine Thätigkeit. In jenen Jahre, wenn kamm die Sitzungen des Parlaments geſchloſſen waren, ſchiffte er ſich ſofort nach Holland ein, welches das Vaterland ſeines Herzens blieb. Sein Schloß Loo, nicht St.-James', war es, wo er am liebſten ſeinen Hof hielt. Dort empfing er mit Stolz die Geſandten Ludwig's XIV., dort leitete er die Theilung der Erbfolge Spaniens, dort ſpielte er nach Luſt die Rolle des Schiedsrichters in Europa, daſ beſtändige Ziel ſeiner Anſtrengungen, ſeiner Wünſche. In London dagegen kann er ſich als einen Fremden in der Mitte der Nation, welche ihn an ihre Spitze berufen hatte. Er liebte die Engländer nicht: ihre Sitten, ihr Geſchmack, ihre Gewohnheiten ſtießen ihn eine Abneigung ein, die zu verbergen er keine Sorge trug. Seine ihm am nächſten ſtehenden Räthe hatten viel Mühe, ihn zu vermögen, ein einziges Mal einem Pferderennen beizuwohnen, dieſem Lieblings-Vergnügen Alt-Englands. Meiſtens in ſeinem Park von St.-James eingeſchloſſen, lebte er hier ganz einſiedleriſch und verſchmähte ſogar den Umgang mit dem hohen Adel. Seine einzige Zerſtreuung beſtand darin, eine ungeheure Summe in Bauten und Verſchönerungen dieſes Palaſtes zu ſtecken; ohne Zweifel ſollte ihm dies für die Langeweile dieſes Aufenthaltes einigen Erſatz geben. Mehr als einmal empörte ſich der Engliſche Stolz gegen ein ſolches Benehmen, mehr als einmal beklagte er ſich laut darüber. Man beſchuldigte ihn in voller Parlamentsverſammlung, daß er mehr Holländer als Engländer wäre, und er that nichts, um dieſen Vorwurf von ſich abzuwälzen. Der Thron war ihm lästig; er hatte zuweilen ſogar die Anwandlung, von ihm herabzuſteigen. Unter Andrem ſchrieb er einmal mit eigener Hand den Entwurf einer Abdankungs-Akte nieder. In dieſer Schrift gab er eine kurze Darſtellung ſeiner Beſtrebungen um die Sicherſtellung und Erweiterung des Britiſchen Einfluſſes auf dem Kontinent; hierauf machte er dem Parlamente lebhafte Vorwürfe über deſſen grillenhafte Sparſamkeit. Den Anlaß dieſes Schrittes gab die Unterdrückung einer Holländiſchen Garde und eines Regiments Franzöſiſcher Flüchtlinge, welches ihm ſehr am Herzen lag; er verſchwieg es auch nicht, wie wenig Reiz das Scepter und die Macht der Gerechtigkeit für ihn hatten, ſeitdem ſie aufgehört, ein Kommando-Stab für ihn zu ſeyn.

So wenig alſo der leidenden ſchien um die Krone drückummert, mußte er es noch viel weniger darüber ſeyn, wie es nach ſeinem Tode damit gehen würde. Im Frieden von Ryswyk forderte Ludwig XIV. von ihm, er ſollte den Prinzen von Wales durch das Parlament als Thronfolger erklären laſſen, oder wenigſtens den Verſuch machen. Er gab ohne Schwierigkeit ſeine Einwilligung dazu. Es wurde dies der Gegenſtand einer der gedrehten Stipulationen dieſes Vertrags, welche auch aller Wahrſcheinlichkeit nach in Erfüllung gegangen wäre, hätte nicht Jakob ſich widerſetzt. Als ein gewiſſenhafter Mann, war, trotz der Schwäche ſeines Charakters, Jakob inzwiſchüchterlich in ſeinen Grundſätzen; er erklärte, lieber tauſendmal ſterben zu wollen, als zu erleben, daß ſein Sohn, welchem der Thron nach der Ordnung zufäme, ihn aus der Hand eines Uſurpators empfangen ſollte.

Die Geſchichte Wilhelm's ſeiner beſchränkt ſich alſo vollkommen auf ſeinen Kampf mit Ludwig XIV. Mit dem Friede ſich den großen König von dem Welt-Schauplatze fort — und Wilhelm bedeutet nichts mehr; er ſinkt herab, wird unſcheinbar und verliert ſich in der Menge; er iſt dann nichts als der bloße Statthalter, deſſen Name kaum von der Geſchichte aufbewahrt werden wäre. Was ihm an Energie, an Thätigkeit, an geiſtigem Uebergewicht bleibt, wird nur an kleinlichen innern Unordnungen, an einigen unbedeutenden Debatten mit den Generalſtaaten über ſeine von der Verfaſſung unbeſtimmt begränzte Autorität daranſetzen; allein, aller Wahrſcheinlichkeit nach, wird ihn nichts aus dieſer dunkeln Sphäre herausreißen. Er hatte eine ſehr vernachläſſigte Erziehung erhalten, war in ſeiner Wiſſenſchaft bewandert, und er ſchien ihm an Geſchmack für die Literatur; ſein Anekdot war ohne Anmuth und Leichtigkeit; ſeine Erſcheinung war durch ihre Trockenheit zurückſtoßend, ſein militairiſches Talent endlich kaum über die Mittelmäßigkeit erhaben. Die Republik befaß in dieſem Augenblicke keinen großen General, keinen großen Staatsmann, deſſen Glanz ihn verdunkeln konnte. Weit entfernt, jenen religiöſen Fanatismus zu hegen, welcher den großen Thaten entſtammt, war er ein Mann des Herzens mehr Zwiſter als Gläubiger. Er war eben ſo wenig Geſetzgeber: wenn man von ſeiner Berachtung gegen die Menſchen abſieht iſt, kann man ſich mit der Sorge um ihre Intereſſen nicht thätig beſchäftigen. Allein, gegenüber Ludwig XIV., das Schwert der Eroberung in der Hand, getrieben von einem großen Gedanken, von einer heiligen Leidenſchaft, welche ſich plötzlich in ſeinem Innern entwickelte, war dieſer Mann plötzlich groß geworden. Von den letzten Verbrüderungsweiten ſeines vom Feinde überſchwemmten Landes ſchwingt er ſich auf die Höhne der Welt und ertegt durch ſeine Kühnheit, ſeine Hartnäckigkeit und Feſtigkeit, was ihm vielleicht an Talenten und Genie fehlte. Ganz allein ſteht er Europa in Bewegung; er wird der Gegner, der Nebenbuhler, vielleicht, in manchen Hinſicht wenigſtens, der Meiſter jenes Ludwig's XIV., der dem Jahrhundert ſeinen Namen geben ſollte. Der ſeltſame Mann, deſſen Rolle, ſo zu ſagen, eine negative war, oder nichtsdeſtoweniger großartig bleibt, muß gleichſam durch diejenigen groß werden, gegen die er Kämpfte, wie es zuweilen der Fall iſt, daß ein Mann durch ſeine Gegner ſelbſt gradelt wird. Und die Gegner Wilhelm's — es waren Ludwig XIV., die Franzöſiſche Monarchie, die katholiſche Religion.*)

Uebrigens, wenn auch Wilhelm, mit ſeinen Entwürfen gegen Frankreich unaufhörlich beſchäftigt, nur geringen Antheil an den innern Angelegenheiten des Reiches nahm, ſo verfolgte doch die Britiſche Oppoſitionsgeiſt ihren Lauf und gelangte zu einer vollſtändigen Entwickelung. Eine Bill, genannt die Bill der Rechte, wurde ihm bei ſeiner Thronbeſteigung vorgelegt; in dieſer Bill fanden ſich die gegenſeitigen Rechte der Krone und der Nation verzeichnet, feſtgeſtellt und beſtätigt; die Prärogative des Staatsoberhauptes, welche die Macht, die Einflüſſe der Krone, ihre Talente, das freie Spiel der Inſtitutionen zur Macht verhalf, ſetzten, Tag für Tag, dieſes Werk der Freiheit fort. Eine Bill beſtimmte die Dauer der Parlamente auf drei Jahre; eine andere Bill ſetzte die bis dahin unbeſtimmte Zeit feſt, während welcher der König ſie nicht zu berufen brauchte; die Art und Weiſe ihrer Zuſammenberufung ward feſtgeſetzt für den Fall, wo der König ſie nicht ſelbſt zuſammenberiefe. Das Verfahren gegen Verbrechen des Hochverraths wurde der Willkür, die dabei herrſchte, entzogen; ſchwere Strafen wurden über unrechtmäßige Wahlen verhängt. Die Finanzen wurden, in den Händen des großen Staatsmannes und Finanzers, Ritter Montagu, auf die beſten Grundſätze geſtützt, Anleihen geſtiftet, und die Gegenmittel nicht vernachläſſigt; er war es, welcher, anſtatt anderen wichtigen Maßregeln, die Statuten der Jüdiſchen Compagnie zur Annahme brachte. Endlich, in den auf die Revolution zunächſt folgenden Jahren, oder doch in den erſten Regierungs-Jahren der Königin Anna, ward das Ganze ſeiner verſchiedenen Inſtitutionen, welche die Verfaſſung von England ausmachen, vollſtändig feſtgeſtellt. Wilhelm ſtellte ſich bloß inmitten dieſer Umwälzung der Revolution nicht entgegen; er begünſtigte ſie vielmehr mit ſeiner ganzen Macht, obſchon er es vermied, ſich perſönlich in das Treiben des Parlaments zu miſchen. Bis auf die Subſtitien, welche ihm ſie ſeine Kontinental-Kriege nöthig waren, enthielt er ſich gern aller Einmiſchung in die Angelegenheiten ſeines Landes, welchem er im Grunde ſeines Herzens ſtets fremd blieb.

Die Königin Anna, eine Fürſtin von ſanftem und nachgiebigem Charaktre, mußte ſich der freien Entwickelung der Britiſchen Inſtitutionen noch minder feindlich geſtimmt beweiſen. Von Georg I. galt das Nämliche. Als conſtitutionneller König im ausgedehnteſten Sinne des Wortes, hörte ſich Georg I., anders als durch ihre Augen ſeiner Miniſter zu ſehen. Er, der auf dem Throne Englands ein Deutſcher blieb, wie Wilhelm ein Holländer geblieben war, ſtammelte kaum einige Worte Engliſch. Walpole bemerkt ihn nur mit Mühe zu einigen Konferenzen, und in ſchlechten Latein berichtete dieſer erſte Miniſter dem Könige über die Angelegenheiten der drei Königreiche.

Die Revolution hatte ſie den Angelobilet die ganze Staats-Gewalt in den Händen der Ariſtokratie vereinigt; ſie hatte dieſe als Rächterin in dem Streite zwiſchen Jakob und Wilhelm hingeſtellt. Indem dieſelbe den

*) Wir bitten, nicht außer Acht zu laſſen, daß es ein Franzoſe von alter Geſinnung iſt, der dieſes Gemälde Wilhelm's von Oranien entwurf n hat.

Digitized by Google

Thron an den Letzteren vergab, stellte sie ihm zugleich Bedingungen; das Königthum ward erblich, wie gesagt, unter Wilhelm's ersten Nachfolgern zu einem bloßen Namen. Andererseits ward das Unterhaus fast ganz und gar unter dem Einflusse der Aristokratie ernannt; es war nur eine andere Form, ein anderer Ausdruck der aristokratischen Interessen, eine Art Hülfsmacht des Oberhauses. So blieb denn dieses auf seine Schranken in seiner Vergesserung, weder noch oben, noch nach unten, es konnte sich nach Willkür und Lust ausdehnen; andererseits nahm das ganze Gebiet ein; im Schooße der Nation wurde es gleichsam eine andere Nation, für welche allein ein öffentliches Leben vorhanden war; es konstituirte sich als eine wahre aristokratische Republik auf jenem alten Boden, wo sonst mächtige Binnenherren gebildet hatten. Im Besitze von neun Zehntheilen des Territoriums und unermeßlicher Kapitalien, übte es das ausgedehnteste Patronat aus, und umfaßte, die Wahrheit zu sagen, beinahe die ganze Nation unter seiner Vormundschaft. Als eine mächtige Kaste konstituirt, zeigte es sich dabei der hohen Sendung, zu welcher das Glück es berufen hatte, durchaus würdig. Es leitete die Angelegenheiten des Landes mit einer unbeirrten darin Geschicklichkeit; es selbst ihm nicht an Admiralen, Generalen, Staatsmännern und Rednern. Es bewegte sich in der Erreichung seiner Absichten mit einer Folgerichtigkeit, Einheit, Beharrlichkeit und Rechtlichkeit, wie sie bis dahin den Volksmassen versagt zu seyn schien. Eifersüchtig auf seine politischen Vorrechte, bewies das Oberhaus sich nicht minder begierig nach dem wirklichen Vortheilen der Wissenschaft und des Charakters. Die Zusammlung, im Geiste der verschiedenen Versechen, welche von ihm durchgemacht wurden, waren ihm, so scheint es uns, nicht fremd. Es wußte mit einer seltenen Einsicht die äußerhalb seines Kreises geborenen höheren Talente sich zu assimiliren. Es übte sich durch eine stete Achtung vor der Freiheit und den Rechten Aller und der menschlichen Würde. Es verdiente es die Englische Aristokratie, daß das hohe Wort Gentleman zum Ausdruck einer der vollendetsten gesellschaftlichen Typen, welche jemals existirten, wurde. Sie brachte es dahin, daß die Britische Flagge auf allen Meeren, im Angesicht aller Küsten, mit Ruhm wehte und den Globus der Englischen Kolonieen beschützte, während zugleich die innere Wohlfahrt der Nation auf eine in der Geschichte bisher unerhörte Stufe gehoben wurde. Indem sie endlich die ganze Welt mit ihren ungeheuren Entwürfen umfaßlang, sahen wir sie in unseren Tagen mit dem einen Arm Indien unterwerfen, und mit dem anderen den Riesen des Occidents, Napoleon, bekämpfen, und so bot sie ein Jahrhundert lang der Welt ein Schauspiel dar, welches an Größe mit demjenigen wetteifern kann, das einige Jahrhunderte früher Roms majestätisches Patrizat gewährte.

Und die Stunde ist gekommen, um ihr diese Gerechtigkeit zu erweisen, der feierliche Augenblick für sie ist erschienen. Ein neuer Tag, eine neue Bestimmung steigt auf für das alte England. Der Koloß steht zwar noch aufrecht, aber die Reform hat sein Bleidach zertrümmert; zu seinen Füßen treibt bereits der bewegliche Stand der Demokratie, welcher ihn eines Tages herstürzen dürfte. So werden in Sanct-Peters-Dom, welcher der Wind aus der Wüste dahertrieb, die gigantischen Monumente des alten Aegyptens verschüttet.

A. Barchou.

Bibliographie.

The principles and practice of surgery. (Sir Astley Cooper's theoretische und praktische Chirurgie.) Herausgegeben von Dr. R. Lee. 18 Sh.

Letters etc. of S. T. Coleridge. (Coleridge's Briefe.) 2 Bde. 18 Sh.

The naval service. (Ueber den Dienst in der Marine.) Von Cap. Glascock. 2 Bde. 21 Sh.

Von Audubon's interessanter Naturgeschichte der Nord-Amerikanischen Vögel ist so eben der dritte Band (638 Seiten) in Edinburg erschienen.

Asien.

Die heiligen Bücher der Buddhaisten.

Die verschiedenen Nationen, welche der Lehre Buddha's huldigen, besitzen eine große Menge religiöser Schriften, von denen die wesentlichsten ursprünglich in der Sanskrita-Sprache abgefaßt und aus dieser ins Chinesische, Tibetanische, Mongolische, Mandshu-Tatarische, Japanische und in die Sprachen der unzugänglichsten Inselwelt übertragen worden sind. Bei einigen dieser Völker, wie den Mongolen und Hinter-Indiern, besteht fast die ganze Literatur aus unmittelbar oder mittelbar übersetzten Sutras und Schasters. Unter den ersteren verdient man diejenigen — zum Theil sehr blätterreichen — Religionsbücher, die als Buddha's Wort, verehrt werden und stets rein likalischen, theils didaktisch-historischen Inhalts sind. Unter den letzteren sind eine Menge Legenden von freundlichem Werthe, die, mehr für den großen Haufen berechnet, über die eigentlichen Mysterien der Buddha-Lehre keine Aufschlüsse geben. Der große buddhistische Religions-Kodex, im Tibetanischen Gandschur genannt, ist eine vollständige Sammlung der Sutras in hundert und acht Bänden, welches zugleich die Zahl der Rosalien eines buddhistischen Rosenkranzes ist. Von diesem zur tieferen und umfassenderen Kenntniß der echten Lehre des Buddha Schakiamuni unentbehrlichen Riesenwerke besitzt Herr Baron Schilling von Canstadt in St. Petersburg ein schönes Exemplar in Tibetanischer Sprache.

Die tiefsten Forschungen über den Buddhismus und sein Verhältniß zur Brahma-Lehre wie zu anderen morgenländischen Doktrinen verdanken wir bis jetzt dem gründlichsten Kenner des Mongolischen, den Europa vielleicht besitzt, Herrn Kollegien-Rath J. J. Schmidt in St. Petersburg, dessen höchst interessante und gehaltreiche Abhandlungen über diese wichtigen Gegenstand noch lange nicht die allgemein gerechte Würdigung gefunden haben; die sie verdienen. In den Schmidt'schen Werken ist auch manches längere Anzug aus den geachtetsten Sutras gegeben, zu deren Verständniß — besonders insofern sie rein didaktisch sind — der Forscher große sprachliche und sachliche Schwierigkeiten überwinden muß. Leider besitzen wir noch keine vollständige Uebersetzung eines der sogenannten Jana-Sutras, deren Hauptzweck darin besteht, dem Hörer begreifen Buddha's Verehrer die Mittel und Wege anzugeben, wie er aus dem „Meere des Geburten-Wechsels" an das „jenseitige Gestade" gelangen, d. h. ins ewige Nirwana, in die von jedem Schicksals-Wechsel befreite buddhaistische Intelligenz, zurückkehren könne.

Die Sutras und andere Erbauungs- oder Belehrungs-Bücher der Buddhaisten bestehen, wie der Bücher der Hindus, aus langen und schmalen Blättern. Das erste Blatt der Mongolisch geschriebenen Sutras enthält nach einer Anrufung der buddhaistischen Trias (Buddha, die Lehre und die Geistlichkeit) den respektiven Titel in Indischer (Sanskrit), Tibetanischer und Mongolischer Sprache, jedoch Alles mit Mongolischen Buchstaben. Sie sind gewöhnlich mittelbare Uebersetzungen, und zwar aus dem Tibetanischen, weil die Lehre Schakiamuni's aus Tibet zu den Mongolen gekommen ist. Man kann sich denken, daß eine Lehre, die auf gänzliche Abstraktion von der Sinnenwelt und die Entfernung beschauliche Vertiefung des Gemüthes dringt, auch vieler technischen Ausdrücke für ihre metaphysischen Subtilitäten bedurfte. Dergleichen Ausdrücke nun, die sich zum Theil selbst in hochgebildeten Sprachen nur durch Umschreibung wiedergeben lassen, finden, B. bei den Mongolen, zumeist unübersetzt gebieben; andere Völker, wie die Ehinesen, gebrauchen dafür ihrer Wörter ihrer Muttersprache, jedoch in neuen sonst nicht vorkommenden Bedeutungen.

Mannigfaltiges.

— Nouvelles Annales des Voyages. Die Herausgeber die genannten in Paris erscheinenden Journals zeigen an, daß vom J. 1836 ab Herr Baron Alexander von Humboldt an der Redaction dieser vorzüglichen den geographischen Forschungen gewidmeten Zeitschrift Theil nehmen werde. Außer unserem berühmten Landsmanne besteht die Redaction nunmehr aus den Herren Eyriès, Larenaudière und Walckenaer. Bis zu seinem im vorigen Jahre erfolgten Ableben hat bekanntlich auch Herr Professor Julius Klaproth dazu gehört.

— Das Leichengängnigt einer Indischen Priesterin. Beim Eintritte der Nacht, als ich, in meinem Zelte sitzend, den Glanz des Mondes und der Sternbilder betrachtete, bemerkte ich, wie sich plötzlich durch die geräuschvolle Erscheinung einer großen Masse von Hunden aufgetrieben, die im Fackelzuge, unter Begleitung einer Schaar von Musikern, an den Fluß herankamen. Ich erwartete in dem Augenblick, einer Scene des Frohsinns und der Heiterkeit beizuwohnen; aber wie groß war meine Bestürzung, als ich das Leichengängnigt einer jungen Wagdhi sah, die vor mir lag. Ihr Leichnam, schmalen mit der goldenen und silbernen Blättern bedeckten Bahre, deren Seiten mit Blumen geschmückt waren; nachdem man die Leiche am Ufer des Flusses niedergesetzt hatte, nahm der Zug, ohne daß die Gesänge und die Musik einen Augenblick aufhörten, auf den drei Seiten der Bahre Platz. Ich wendete mich an einen der Vorübergehenden, der zufällig aus demselben Dorfe war, dem die Verstorbene angehörte, und richtete einige Fragen an ihn, auf die er mir mit einem tiefen Seufzer in folgender Weise antwortete: „Dschemna war die Frau eines Tschamar Wagdhi, eines Priesters, der uns die heilige Schrift vorliest und erklärt, und dessen fromme Enthaltsamkeit (derselbe nimmt nämlich gar keine animalische Nahrung an sich) uns werden würdigt hat, mit der Gottheit uns zu versöhnen. Die von ihrem Gatten getriebe Dschemna war zugleich die zärtlichste der Töchter und die beste der Freundinnen; sie ist nun durch den Tod in der Wüste ihrer Jugend den Armen ihrer unglücklichen Eltern entrissen werden, die ihr Verlust unerträglich machen. Die Frau, sie für ihre an ihrer Schöre weinen sehen, ist ihre Mutter." Bei diesen Worten hielt der Erzähler inne, indem er den neuen Schluchze und mehrmals die Worte wiederholte: „Gott hat Dschemna in eine bessere Welt gerufen." — „Hat sie Kinder hinterlassen", fragte ich hierauf, „die ihr frühzeitiges Ende betrauern?" — „Ja, aber sie hat das Glück nicht genossen, ihrem Ernährerinn die Brust zu reichen; denn am dritten Tage nach der Geburt des sie kaum ihr Gesicht hat sie für den Letzten beschauen." Einen Augenblick darauf, als ein Fahrzeug dem Flusse sich näherte, hörte ich ein dumpfes Geschrei und sah die ungastliche Mutter, wie sie sich über den Leichnam ihrer Tochter warf und die entseelten Lippen an ihren Mund drückte; darauf umarmte sie dieselbe und verschwand, in tiefen Schmerz versunken, in die den Leichen mütterlichen Kuß gegeben. Man ließ den Leichnam in den Nachen hinab; der sich mit einem Theile der Sänger, der Musiker und des übrigen Zuges füllte, während die Anderen am Ufer zurückblieben; als der Nachen abfuhr, wurden von beiden Seiten Gesänge angestimmt, die man bis zu dem Augenblicke hörte, wo die Leiche in der Mitte des Flusses angekommen war; einen verstummte Alles auf einmal, und der Leichnam ward in der heiligen Gewässer des Ganges hinabgesenkt. Die Gesänge und die Musik begannen hierauf wieder von neuem, bis diejenigen, welche sich in den Nachen befanden, ausgestiegen waren und Jeder endlich in dieselbe Stiller Ruhe nach seiner Wohnung zurückkehrte. (Bengal Herald.)

— Schwarze Felsen. In der Gegend des Ural-Gebirges in Sibirien findet sich pulverisirter Gyps, den die Eingebornen Felsen-Mehl nennen und mit ihrem Mehle verbacken. Auch die Tataren verspeisen das sogenannte Felsen-Mark und bedienen sich der Felsen-Butter als eines Mittels gegen verschiedene Krankheiten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Freitag den 8. Januar 1836.

Afrika.

Die Kabylen und andere Volksstämme in und um Algier.

Aus Thomas Campbell's Briefen aus Algier.

Es ist ein Irrthum, obgleich ein allgemein verbreiteter, daß die „Staaten der Barbarei" ihren Namen von dem hier herrschenden Barbarenthume erhalten haben; der Name stammt vielmehr von den Berbern, alias Kabylen, den frühesten Einwohnern des Landes. Der Ursprung eines gemeinten Wahlen hat Aehnlichkeit mit dem eines Arabers, so daß ich oft in Verlegenheit bin, beide von einander zu unterscheiden. Man hat mir zwar versichert, daß die kamelhaarene Schnur um den Kopf gebunden ein untrügliches Abzeichen des Arabers sey; nichtsdestoweniger zeigte man mir Eingeborne, die unbezweifelt Kabylen waren, aber dennoch die Mützen mit derselben Schnur um den Kopf gebunden hatten. Gewöhnlicher trägt indessen der Kabyle eine wollene Kappe, denen unserer Priester ähnlich, einen zerrissenen oder geflickten Mantel, der in der Mitte zusammengebunden wird, und, ebenso wie der Araber, selten Schuhe, obgleich große Schaaren von ihnen in Kriegszeiten gestiefelt und gespornt in den Kampf ziehen. Einige ihrer Stämme sind von so schöner Gestalt, daß man der Vermuthung eines Vandalischen Ursprungs bei ihnen Raum geben dürfte; Lemelson erzählt, daß Manche unter ihnen sich noch mit der Figur des Kreuzes tätowirten; doch habe ich noch keine lichte Augen, oder lichte Haare bei ihnen angetroffen. In der Regel ist ihre Hautfarbe braun, die Farbe des Haares schwarz, der Körper von mittler Statur, mager, aber nervig und wohlgebaut. Das Gesicht ist runder, als beim Araber, und die Haubichtenase weniger gebogen. Sie scheeren eine eigene, von der Arabischen verschiedene Sprache, und im Innern finden sich Gebirgsstämme, von denen der Araber nicht verstanden wird. Doch vermuthe ich, daß die Alabrebersprache und die Arabische Sprache verwandte Idiome sind.

Die Kleidung der Kabylinnen ist der ihrer Männer sehr ähnlich. Sie tätowiren ihre Beine und Arme und färben, gleich den Arabischen Frauen, Hände und Nägel mit Hennasaft, aber sie verhüllen niemals das Gesicht durch den Schleier. Inzwischen bestätigen auch sie die Definition, welche ein Philosoph von dem Begriffe „Weib" gegeben hat: daß es nämlich ein lebendiges Wesen sey, welches seine Freude am Putze habe. Können sie die Kosten erschwingen, so schaffen sie sich Ohrringe und Armbänder von Gold oder Silber an; ist dieses nicht der Fall, so beschieden sie sich auch mit Geschmeide von unedlerem Metall; Eisen, Kupfer und Blei weiß der Kabyle, so wie er auch sonst ist, aus seinen Bergwerken zu gewinnen.

In der gewöhnlichen Lebensweise unterscheidet sich der Stamm der Kabylen wenig vom übrigen Volke. Jedes Dorf hat nächst dem Gotteshause, Marabout genannt, noch ein steinernes Haus für den Häuptling, oft auch mehrere für die Aeltesten; die übrigen Wohnungen sind gewöhnlich Hütten aus Rohr und mit Stroh gedeckt, oder Zelte aus Zeug von Kamelhaar. Ihre Nahrung besteht in Cuscuss oder Korn, das durch einfaches Zerreiben zubereitet, zu Knchen geknetet und unter der Asche gebacken wird. Diesen Teig mit Berberischen Feigen, Tomaten (Liebesäpfeln), Zwiebeln, langem Pfeffer und verdorbenem Oehle, und dann und wann mit einer kleinen Fleischschnitte halten sie für ihre auserlesenste Speise.

Die Wohnsitze der Kabylen befinden sich hauptsächlich auf hohen Bergen und an den durch die Natur festen Stellen des Landes. Hier lebten diese Autochthonen Hochländer stets ohne völlige Abhängigkeit von fremder Herrschaft und wurden selbst durch die Römer nicht unterjocht. Die Araber erreichten nie mehr, als eine schwankende Oberherrlichkeit über sie, und viele Stämme haben sich nicht nur geweigert, an das Türkische Gouvernement Steuern zu bezahlen, sondern haben auch die Truppen muthlich geklopft, die einen feindlichen Einfall bei ihnen versuchten. Zu Lemelson's Zeit war es in Algier sprichwörtliche Redensart, wenn ein Türke unverschämt war, zu sagen: „Hätten ihn nur die Kabylen, die würden ihn schon tanzen lehren!" Wenn man den Gebrauch der Feuer-Waffen ausnimmt, so besteht ihr ganzes Kriegswesen noch so, wie zur Zeit des Sallust. Hat man sie auch zerstreut, so sind sie darum nicht auch gleich vernichtet, und es ist vielmehr für die eigene Sicherheit des Siegers rathsamer, sie ruhig sitzen zu lassen, wenn er sie von einer Stelle verjagt hat, als sie nach einem andern Punkte zu verfolgen. Hielten sie in großen Bündnissen zusammen, sie würden der ganzen Welt Trotz bieten, allein sie sind in unzählige Stämme zersplittert und führen unter sich selbst unaufhörlich Krieg. Bisweilen stößt sich der Aneinanderstoß der Feindseligkeiten auf einen entfernten Grund; ein böser Verführer schleicht sich ins fremde Lager und begabert dort eine Schöne so sehr, daß sie die blauen tätowirten Arme zärtlich um seinen Hals schlingt und mit dem Verführer entweicht. Alsbald erönet die Kriegs-Drommete durch die Gefilde, um den entrinnenen Schimpf zu rächen, was allerdings auslangiger Bewaffnung genug ist. Oefters aber kann keine ehrliche Ursache dieser Art die Fehde rechtfertigen; sie laben ihre Gewehre und vergießen Blut, blos wegen Wegführung eines Schafes, wegen des Raubes einiger Dutzend Deangen. Gegen die Gefangenen, glaube ich, sind sie noch grausamer als die Araber.

Ein Theil der Kabylenstämme unterwarf sich doch, nach und nach sowohl den Arabern, als den Türken, und alle bekennen sich zum Islam. Bei ihnen, wie bei allen Muhamedanern der Barbarei, sind die Marabouts oder heiligen Männer die einflußreichsten Personen. Der Name „Marabout" bedeutet: Gottgeweiht; der Charakter des Marabouts gleicht in gewisser Beziehung dem der katholischen Mönche, aber der Titel vererbt sich vom Vater auf den Sohn, wie z. B. Abd el Kader, Emir von Mascara, den heiligen Charakter und das Ansehen seines Vaters geerbt hat. Uebrigens widersprechen sich die Nachrichten über diese Heiligen so sehr, daß ich geneigt bin, mit Lemelson, zwei Klassen von sehr verschiedenem Charakter bei ihnen anzunehmen. Es ist klar, daß einige unter ihnen vollkommene Thoren sind, oder zugleich Fanatiker: natürlich sind diese wenigstens die Lieblinge des Pöbels und der Weiber, während der verständige Muselmann sie zwar äußerlich verehrt, aber im Herzen nur Verachtung für solche schmutzige Heilige hegt. Auf der anderen Seite giebt es Marabouts, welche ihren Einfluß auf sittlichen Wege zu behaupten stehen, oder wenigstens die ihnen vom Bauten gezollte Ehrfurcht zu lobenswürdigen Zwecken benutzen. Sie treten als Schiedsrichter auf bei Streitigkeiten der Einzelnen, tragen die Palme des Friedens zu den kriegführenden Stämmen, sie stiften Ruh und theilen überall den Segen der Barmherzigkeit aus. So schildern sie wenigstens der Mäuer Sidi Hamdan ben Othmann Ehoja.*) Das Ansehen der Aeltesten eines Stammes ist Nichts im Vergleich zu dem Ansehen eines Marabouts, Niemals darf er mit seinem Namen angeredet werden, immer mit dem Titel: „Mein heber Herr." Das Volk überschüttet ihn mit Geschenken, und der Kabyle hält nicht nur den lebenden Marabout für heilig, sondern auch die Grabstätte, wo die Asche des Verstorbenen ruht. Diese Grabstätte und die sie umgebende Kapelle stehen in solcher Heiligkeit, daß sie den gräßlichsten Verbrechern schützen, wenn er glücklich genug war, vor Ausbruch zu finden; ja der Sohn darf den Mörder seines Vaters dort nicht ergreifen; die Franzosen haben viele solche geweihte Stätten defekt und mit unpolitischer Leichtfertigkeit dort gestedelt und getanzt.

Den Fremden kann die Verschiedenheit der Namen, welche den Eingebornen beigelegt werden, leicht Konfus machen. Die Benennung „Beduine" war ich zu glauben gewohnt, kam zuerst bei Araber zu; allein mein obgenannter Führer Hamdan sagt, daß sie eben so gut dem Berbern oder Kabylen zukomme. Das Wort kommt von dem Arabischen „Bedewe" her und bedeutet einen Mann vom Lande, der oft seine Wohnstätte verändert, im Gegensatze zum Bürger, der seinen bleibenden Aufenthalt in der Stadt hat, also einen Mann, den der Schrift- und Holländer „Landläufer" nennen würde. Indessen fühlt sich weder der Kabyle noch der Araber durch die Benennung „Beduine" sehr geschmeichelt; die Wahrheit ist, daß keiner der Stämme ihn allgemein oder anschriftlich verdient, denn viele unter ihnen wohnen in Dörfern beständig zusammen und verlassen sie nicht anders, als bei feindlichen Einfällen. Auch zeigen die Kabylen eine Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, die sie niemals erlangt haben würden, wären sie stets in nomadischem Zustande. Ich habe z. B. einen Diener, der aller Waheschrinkscheite nach Kabyle ist, und dessen Geburtsort, laut seiner Aussage, fünfzehn Tagereisen von Algier liegt. Dieser Mensch besserte nur ein Paar Pistolen aus, so geschickt, wie nur irgend ein gelernter Büchsenmacher in England. Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß er zu Hause das Handwerk eines Büchsenschäfters gelernt habe; er mußte oder aus Mangel an Arbeit sein Dorf verlassen, denn dort habe auch jeder Andere gelernt, Feuergewehre machen. Ist diese Erzählung treu, und ich wüßte gar keinen Grund, weshalb er mich täuschen sollte, so wäre es eine merkwürdige Erscheinung, daß die Ueberkäufung der Handwerker sich schon bis in die Wildnisse Afrikas ausgedehnt hat! Ausgemacht ist's, daß die Kabylen die meisten Europäischen Handwerke, wenn auch noch in

*) In einem Werke, das aus dem Arabischen ins Französische übersetzt ist und den Titel führt: „Aperçu Historique et Statistique sur la Régence d'Alger, intitulé en Arabe Le Miroir."

Digitized by Google

ganz einfachen Weise, treiben. Sie bereiten Schießpulver, bearbeiten Bergwerke und liefern sogar Bijouterie-Arbeiten. Die Franzosen mußten mit eben so vieler Verwunderung als Bestürzung wahrnehmen, mit welcher kräftigen Art die Kabylen jene kleinen Spielbälle zu behandeln wissen, die man im gewöhnlichen Leben Bleikugeln nennt; sie fanden, daß diese zerstampften und armen Teufel so gut Künstler als Handwerker seyn können. Kaum waren die Franzosen zwei Monate in Algier, als den Wenigst an Flintenstücken, unerklärlich genug, durch ganze Lieferungen falschgemünzter abgeholfen wurde. Diese kamen aus dem Innern des Landes und waren mit solcher Feinheit nachgemacht, daß eine große Menge davon unentdeckt in Umlauf kam. Als der Betrug endlich entdeckt wurde, fiel man natürlich gleich auf Europäische Falschmünzer; doch bei genauerer Nachforschung ergab sich, daß die Nachkommen Juda's und Jaguetha's die Urheber waren. Die Missionaire der Falschmünzerei, welche, in Lumpen gehüllt, die Geldstücke nach der Hauptstadt brachten, schienen so einfache, unschuldige Geschöpfe, daß sie lange Zeit von jedem Verdachte frei blieben. Es bewährt sich auch hier wieder der Satz, daß die Vollkommenheit nachahmender Kunst darin besteht, die Kunst selbst zu verbergen.

Die Araber, welche von den Eroberern des Landes am Ende des 7ten Jahrhunderts abstammen, lassen sich leichter durch ihre Physiognomie, als durch ihre Kleidung von den Kabylen unterscheiden. Ihre Gesichtszüge sind ausdrucksvoll, und man findet mitunter Köpfe und Gestalten, die wohl werth wären, von der Hand eines Raphael gemalt zu werden. Doch hat die große Masse gar nichts angenehm Plastisches im Aeußeren; sie sind schmutzig und gehen entweder barfuß oder haben höchstens Stücke von ungegerbten Fellen um die Füße. Diese Nachkommen eines Geschlechts, von welchem Europa die Alchymie und Astronomie gelernt, sind jetzt so unwissend, daß Viele unter ihnen ihre eigenen Lebensjahre, ja oft nicht das Alter ihrer Kinder berechnen können. Wie jetzt soll ich noch meinen Araber mit einem Tuchan auch noch feinen, der auf irgend eine Weise den Mann von Wohlstand verräth, ausgenommen einen mit einem Stück Mousselin um den Kopf; er war aber vielleicht Scheich oder Marabout. Der Araber bedeckt, wahrscheinlich allgemein, das Haupt mit der Spitze seines Haik, oder mit der Kappe an der Burnuss; erstere ist sehr selten, letztere eine der Armuth, beides von weißem Wollenzeuge. Diese beiden Stücke machen den ganzen Staat des gemeinen Mannes aus; die Scheichs, sagt man mir, sind auf gestickte Oberkleider, wie die der Türken, erpicht und tragen noch ein leinwandenes Unterkleid, welches von der Mitte des Körpers bis an das Knie reicht. Die Frauen können wir sich, wie die der Kabylen, beschreiben auch haben sie die Mängel mit ihnen gemein, daß sie für den sie ihre schwarzen Haarlocken, die bei manchen lose über die Schultern fallen, bei anderen mit einer Schnur oder einem Tuche zusammengebunden sind. Ein wollener Ueberrock mit kurzen Aermeln, der in der Mitte zugebunden wird, macht ihre Tracht aus; Schleier tragen sie nicht. Ein nüchterner Beobachter wird sicht Mann und Weib unterscheiden können, sey es auch nur durch den Bart des Erstern; allein ein Französischer Soldat sagt mir, daß bei manchem Kampfe in Ohren Weiber geödtet worden, weil die betrunkenen Soldaten von der Aehnlichkeit der Teachen geäuscht worden. „Ich selbst", fuhr er fort, „erlebte ein solches Schauderstück; und que voulez vous", sagte er hinzu, die Reisen schütteln, „es blieb: Entweder ödte oder tod durch Wein! Ich tödtete einen armen Teufel, ohne es zu fluchte. Als ich ihm den Turban die Figur lieh ein Kind herumtorfallen. Gott wird mir vergeben, denn ich war schrecklich besoffen."

Von den Mauren unterscheiden sich die Araber noch durch ihre schallende Stimme. Im schwach bevölkerten Lande pflegen sie sich aus weiter Ferne einander zu begrüßen und erlangen dadurch eine Stentorstimme, die man oft in den Straßen der Stadt hört, so daß man glauben müßte, der Angeredete sey taub. Und doch hat kein Mensch ein schärferes Gehör als der Araber. Ob Sie einem Reisenden glauben wollen, welcher versichert, daß manche die Ohren, wie Thiere, bewegen könnten, oder sein Hörlichen verlachen wollen, steht bei Ihnen; aber folgendes Beispiel von ihrem ausgezeichneten Hörbestinne erzähle mir mein kapferer und einsichtsvoller Capitain Lagondie: Während der Feindseligkeiten in der Nähe Algiers wurde eine Abtheilung Franzöjischer Reiter vermißt und Lagondie ausgesandt, sie aufzusuchen, wobei ein treuer Araber ihn als Führer begleitete. Sehen war's ganz finster, als die Pferde traben hörten. Lagondie, in der streudigen Voraussetzung, daß seine Landsleute ankämen, befahl einen Trompeter, sie mit seinen Instrumente freundlich zu empfangen. „Halt!" rief der Araber, „es können ja Arabische Reiter seyn, keinen Lärm! wir wollen horchen, was sie sprechen." Lagondie und seine Leute horchten lang, aber konnten keinen Laut hören; allein des Arabers Ohr war nicht so stumpf. Nach einigen Minuten sagte er: „Ja, es sind Franzosen; wenigstens sprechen sie nicht Arabisch." Es konnte demnach artikulirte Worte vernehmen, wo das Europäische Ohr feine Silbe zu unterscheiden vermochte.

Ich hoffe, Ihnen nächstens mehr von diesem einfachen Volke sagen zu können, da ich bald unter ihren Zelten schlafen werde. Bis jetzt mußten sich meine Bemerkungen auf ein Lager beschränken, das bei Douera, 16 Engl. Meilen von Algier, war, und selbst dabei wurde meine Neugierde gezähmt. Ich nahm nämlich einen Europäer mit, der Arabisch spricht und mein Dolmetscher seyn sollte. Gefahr war nicht dabei, denn es war ein Französisches Lager. 2000 Mann stark, in der Nähe. Doch waren Gerüchte von einem kürzlich verübten Morde verbreitet, und mein tapferer Dolmetsch hatte nicht schalb die Arabischen Hunde bellen gehört, als er seinem Pferde die Sporen zum schleunigen Rückzuge gab. Da ich mich sonach durch kein einziges Wort mit den Arabern unterhalten konnte, so wäre mein Besuch bei ihnen freilich nutlos gewesen, und ich war gezwungen, dem Beispiel meines Begleiters zu folgen, nachdem ich etwas näher geritten war, und Männer, Weiber, Kinder und Vieh, unter den schwarzen Zelten gesehen hatte.

Die Franzosen können nicht mit Sicherheit bestimmen, welche von den hundert Arabischen Stämmen ihre Freunde und welche ihre Feinde sind. Von den um Algier in einer Entfernung von 5 bis 24 Stunden wohnenden sind die vier nächsten Stämme sichere Freunde. Und es ist eine merkwürdige Thatsache, die einigermaßen meinen früher ausgesprochenen Zweifeln über den glücklichen Fortgang der Civilisation widerspricht, daß der Stamm Beni Mouss, fünf kleine Französische Meilen östlich von Algier, Baumwolle und Opium produzirt, und die Beni Chalil, drei Meilen weiter, Baumwolle, Reis und Tabak gewinnen. Die befreundeten Stämme haben 1330 Mann unter den Waffen. Zehn andere Stämme innerhalb obiger Entfernung sind wenigstens freiheftig. Diese versehen die Märkte Algiers mit lebendem von Früchten, vorzüglich köstlichen Orangen und Citronen; auch bringen sie Heu, Kelchen, Korn und Rindvieh nach der Stadt.

Fünf andere Stämme, deren beträchtlichster die Hadschuten sind, und von denen hier nach Westen wohnen, werden von den Franzosen für ihre entschiedenen Feinde erklärt. Die Hadschuten stellen 400 Mann ins Feld. Ihr Gebiet enthält die kleine Stadt Koleah. Diese Stämme waren auch dem Dey nur halb unterworfen. Die Araber auf den Territorien von Bona, Oran und Bukschia werde ich bald besuchen und dann über sie berichten.

Unter der Bevölkerung Algiers bilden auch die Neger keine unintereffante Klasse. Seit unbenklichen Zeiten haben die Mauren und Araber Neger-Afrika's zu dem Zwecke schwarze Sklaven und Sklavinnen eingeführt. Die Zahl der Neger in Algier Anfang sich auf ungefähr 1800, darunter einige freie. Die Sklaverei der Neger ist im Ganzen ist noch nicht durchs Gesetz abgeschafft; so viel ich weiß, ist auch in Frankreich noch kein Gesetz gegen den Afrikanischen Sklaven-Handel zu Lande erschienen; doch höre ich, daß die Regierung bald ein solches vorzuschlagen beabsichtigt. Wie dabin wird jeder Herr, der seinen Sklaven mißhandelt, oder gar zwangsweise zur Verheirathung gezwungen, nicht nicht meine Bereitwilligkeit, eine allgemeine und mir angenehme Versicherung zu glauben, so ist das Loos der hiesigen Schwarzen nicht so schrecklich, als an anderen Orten; auf keinen Fall ist die Behandlung gegen eine schwarze Haut hier so groß, als in Westindien und Nord-Amerika, und man hat viele Beispiele von Heirathen zwischen Mauren und Negerinnen. Verkäufe auch der Sklaven sind in vann einen Stockstreich von seinem Herrn, so ist er ihm doch im Allgemeinen ergeben, und die Algierer sind stolz darauf, daß während des Krieges wie den Franzosen kein einziger Neger zu diesen übergang. Kürzlich führte ich ein Gespräch mit einem reichen Mauren, der über zweiundzwanzig Sklaven gebietet; dieser sagte: „Wer einer Verschwörung meiner schwarzen Sklaven hörte, der ich so wenig Furcht, als ich von meinen Kindern hätte, Anschlag auf mein Leben fürchte." Das Herz jammert, solche Versicherungen zu glauben.

Diesen Morgen war ich Zeuge einer abergläubigen Feierlichkeit, die ihre Entstehung zwar keinem Gebote des Koran verdankt, aber doch von allen hiesigen Muhammedanern, schwarzen, braunen und weißen, ja sogar auch von den Juden begangen wird. Sie besteht darin, daß man einen oder mehre Thiere einem armen Teufel opfert, welcher Aussätzen in der Umgegend Algiers bewohnen. Ich bin in der Dämonologie Algiers nicht so bewandert, daß ich genau die Zahl der Teufels-Aussätzen in der Regentschaft angeben könnte; nach Einigen sind es 7, nach Anderen 70. Dem sey, wie ihm wolle, der Teufel wird aus dem Besitze seiner Aussätze hinausgeschmeichelt, indem man einige Thiere schlachtet, dem Fleisch, nach vollzogener Ceremonie, gekocht und den Kranken gereicht wird, die gesund werden, wenn sie es gegessen haben. Die Feierlichkeit fand an der Seeküste statt. Alle Einwohnern waren Afrikaner, mit Ausnahme meiner selbst und eines Marseiller Kaufmanns, welcher Arabisch verstehe und so gütig war, mir Alles zu erklären. Ein schwarzer Fischerdorf, ein Schwarzer und zwei Neger-Priesterinnen leiteten das Ganz. Ihre Priesterschaft kündigte sich durch gar kein besondres Kennzeichen an, bloß durch ihre jetzige Function und durch Gelbnehmen machten sie ihren Character kenntlich. Die Feierlichkeit wurde durch einen lauten Gesang eröffnet, welchen Priester und Volk jauchzend anstimmten und der vollkommen des Teufels würdig war. Hierbei war jeder mit dem Gesichte nach Osten gekehrt. Die zum Feierreich bestimmten Opfer wurden in „das heilige Meer", wie es Homer nennt, getaucht, dann beachte sie der Hohepriester zu einer benachbarten Quelle, schwang dort sein Schlachtmesser drei Mal über das Haupt eines unden der Quelle sitzenden alten Weibes und durchschnitte dann die Kehlen der Opferthiere. Drei Geschlag machte ein allgemeines Gejauchze, in welches die Feiernden ausbrechen, so wie sie das Geschreien der Schlachtopfer hörten, welche wahrscheinlich die einzigen Wesen waren, die keinen Wohlgefallen an der Scene hatten.

Bei der Beschreibung der Algierschen Polizeikämme sollte ich noch der Mosaiden erwähnen, die von der Wüste herkommen und, obgleich augenscheinlich keine Neger, doch so schwarz sind, daß ich nicht weiß, zu welcher Rage ich sie zählen soll. Diese Weidekreaturen haben unter den Dey das Monopol einiger Gewerbe, so wie sie das Geschreien des Schlachtopfer hören, welche wahrscheinlich die einzigen Wesen waren, die keinen Wohlgefallen an der Scene hatten.

Bei der Beschreibung der Algierschen Polizeikämme sollte ich noch der Mosaiden erwähnen, die von der Wüste herkommen und, obgleich augenscheinlich keine Neger, doch so schwarz sind, daß ich nicht weiß, zu welcher Rage ich sie zählen soll. Diese Weidekreaturen haben unter dem Dey das Monopol einiger Gewerbe, so wie sie das Geschreien es unter den Franzosen. Sie stehen den Mühlen, Schlachtbänken und Bädern vor. Häufig machen sie Reisen, in die Wüste, von wo sie Straußfedern herbringen. Aus derselben Gegend, aus der sie herkommen, Mosad oder Mosaiden kommen, stammen auch die Pistacie, welche Algiers Nachmachter sind. Nach einer gewissen Stunde sieht man Algiers Nachtw

Westindien.

Neger-Prozesse auf Jamaika.

Die beiden Hauptkäbelsführer einer weitverzweigten Verschwörung, welche zum Zweck hatte, sämmtliche Weiße auf Jamaika niederzumetzeln, wurden von den Assisen, der Eine zum Galgen, der Andrer zur Landesverweisung verurtheilt.

Der Herd, auf welchem das Feuer der beabsichtigten Verschwörung angeschürt wurde, war Martin's Penn, einr Besitzung des Lord Balcarros. Der Ober-Aufseher des Lords war ein herzensguter Mann, und die Schwarzen hatten nur Ursache, ihn zu loben. Ueber tausend Sklaven waren in die Verschwörung verwickelt, die glücklicherweise von einem Franzosen aus St. Domingo, der Ober-Aufseher eines Englischen Grunddestzers war, entdeckt wurde. Bei Gelegenheit der Beerdigung eines Kindes bemerkte er ein ungewöhnliches Herbeiströmen fremder Neger. Der Vater des verstorbenen Kindes hatte am diesem Tage ein ganzes Schwein braten lassen. Der Aufseher schlich sich heimlich in die Nähe der Hütte, wo die Festlichkeit stattfand, und das Ohr an einen Zaun legend, vernahm er, daß mehr als zweihundertundfunfzig Neger, unter den üblichen Gebräuchen, als Blut trinken, Erde vom frischen Grabe essen u. s. w., einen furchtbaren Eid leisteten. Alle waren Afrikaner; sie hatten keinen einzigen Creolen zugelassen.

Sie hatten einen König erwählt; zwei Feldherren standen unter den Befehlen desselben. Ihre Absicht war, alle Weiße zu ermorden, und der König bezeichnete das Weihnachtsfest als den geeigneisten Zeitpunkt; aber seine Feldherren waren ungeduldiger, sie wollten den großen Streich ohne weiteres Zögern führen. Die Behörde suchte sich sogleich ihrer Personen zu versichern; der eine Feldherr entfloh in die Wälder, der zweite wurde sammt dem König ergriffen und den Händen der Gerechtigkeit ausgeliefert. Sie zeigten kaltes Blut und eine außerordentliche Geschäftsfähigkeit während der ganzen Zeit des gerichtlichen Verfahrens, und versuchten auch nicht, eines der Verbrechen zu leugnen, deren sie angeklagt wurden. Freilich waren die Beweise, welche man gegen sie in Händen hatte, so klar und so alles Leugnen fruchtlos gewesen wäre. Unter anderen Gegenständen, die zur Ueberführung der Angeklagten dienten, fand man bei dem Könige nachfolgenden Gesang, den er, wie der Französische Aufseher gehört, an jenem Begräbnißtage gesungen hatte, wobei die übrigen Neger den Chorus machten.

Gesang des Königs.

Freund Mitbefreiter, gieb uns die Freiheit!
Der Allmächtige wird es Dir lohnen,
Der Allmächtige wird es Dir lohnen!
Du mächt'ger Gott, gieb uns die Freiheit!
Sag ist hier der arme Neger Mann!
Was soll der arme Neger thun?
Verreichen Gewalt mit Gewalt!
Verreichen Gewalt mit Gewalt!

Chor.

So sey's! So sey's! So sey's!

Der König aus dem Stamme der Ebees gestand, daß er dieses Lied gesungen habe. Allein er sah durchaus kein Verbrechen darin. Er habe, sagte er, das Lied gesungen, weil sein Priester (ein Missionair von der Sekte der Wiedertäufer, einer der Assisten des Komplotes) ihm versichert hätte, daß dasselbe den ganzen Beifall Johannes des Täufers habe. — Man sagte ihm, wer denn Johannes der Täufer sey? — Er wußte es nicht; sein Priester hatte ihm nur gesagt, Johannes der Täufer sey ein großer Freund der Neger gewesen, und man habe darum das Haupt desselben in eine Schüssel getban.

Der Feldherr sagte zu seiner Vertheidigung: Wenn der Gerichtshof ihm diesmal noch verzeihen wolle, würde er sich von jetzt ab gewiß ruhig verhalten, da er sehe, daß den weißen Männern ihre Verbindungen unfehlbar wären, was ihm bisher nicht bekannt gewesen sey. Wahrscheinlich hatten sie sich also eingebildet, daß die Weißen eben so viel Vergnügen empfinden würden, sich die Gurgel abschneiden zu lassen, als ihnen — den Schwarzen — das Abschneiden vorzuschen wünsche. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, daß ein eifriger Jäger auf eine ähnliche Weise die Rechtmäßigkeit des Jagens bewiesen wollte. Da es eben so sehr in der Natur des Hasen liege, davon zu laufen, als in der Natur des Hundes, den Flüchtigen zu verfolgen, so versuchte er, daraus den Beweis herzuleiten, daß dem Hasen das Verfolgtwerden eben so viel Spaß mache, als dem Hunde das Verfolgen.

Ich nahm unlängst an den Sitzungen des Gerichtshofes Theil, welcher über die Sklaven richtet. Ein Neger war eines Diebstahls schwerer Art angeklagt, und sein Herr, welcher ihn deßhalb stäupen ließ, hatte eine schwarze Magd gedungen, ihrem Herrn durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Der Erstere wurde zur Deportation verurtheilt: die Magd war ein junges Geschöpf von funfzehn Jahren und hieß Minette. Sie bekannte, daß sie etwas Scheidewasser in ein Glas Branntwein gegossen habe, aber sie bedauere, es in der Absicht gethan zu haben, ohne zu wissen, daß es Gift sey, was sie ihrem Herrn gäbe. Sie habe es auch nur auf Befehl ihrer Großmutter gethan. Diese ganze Erzählung war nichts weiter als eine Erfindung; man bezweifelte die Unschuld der Großmutter keinen Augenblick, dagegen zeugten mehrere man einen heimlichen Einfluß der Mutter. Was Minette selbst betraf, so legte sie eine unglaubliche Verstocktheit an den Tag. Sie hatte sich nahe am Rande ihres Grabes aufgehalten, um ihn das Gift trinken zu sehen, sie war Zeugin seines Todeskampfes gewesen, ohne auch nur ein Zeichen des Staunens oder des Mitleids zu geben, und als man ihr befahl, das Zimmer zu verlassen, stellte sie sich, als ob sie fest eingeschlafen wäre und also nicht hören könne, was man ihr sage. Selbst als sie bereits eingekerkert war, konnte man sie nicht zu dem Geständnisse bewegen, daß sie die mindeste Reue darüber fühle, ihren Herrn vergiftet zu haben. Sie wurde verurtheilt, am folgenden Donnerstag hingerichtet zu werden, sie hörte die Sentenz ohne die geringste Bestürzung an, und man hat mir versichert, daß sie gelacht habe, als sie die Treppe des Gerichtshauses hinabstieg.

Die ganze Verhandlung ging mit allem möglichen Ernste vor sich; die Jury bestand aus neun höchst achtungswerthen Personen, der Gerichtshof aus drei Richtern und einer kleinen Magistrats-Person, die ihnen assistirte. Keine der Parteien hatte einen Advokaten; deswegen sah es auch keine Aufregung der Leidenschaften; die Thatsachen wurden in kein falsches Licht gestellt; keine List wurde angewandt, kein Pathos vernommen, man warf keine künstliche Lauerfragen auf, stellte keine Fragen einander gegenüber, und die Verhandlungen schienen mir deshalb nicht schlechter zu gehen. Kein Mensch sprach für oder gegen die Angeklagten.

Wenn die Neger sich einmal zum Verbrechen gewrudet haben, sind sie nicht mehr zu zügeln, und man erzählt von ihnen unerhörte Beispiele von Grausamkeit. Zwei Neger hatten sich eines Tages um einer Kleinigkeit willen entzweit. Der eine bot dem andern in die Flasche und rief ihn dann auf diese Weise schmälig ab. Ein junges Mädchen entzweite sich mit zwei ihrer Gefährtinnen, diese warfen sich auf sie und zerdrückten die Hände auf eine so furchtbare Weise, daß man fürchtete, sie würde diese nie wieder gebrauchen können. Ich sprach diesen Morgen, wenn der Hirnschädel gebört habe, den ich auf einen Pfahl befestigt und hart an der großen Straße, die von der Bai von Montego hierher führt, aufgerichtet gesehen hatte? Man erzählte mir, daß vor ungefähr fünf Jahren ein gewisser Herr Dundar Mißhelligkeiten mit seinen Negern gehabt habe, ohne daß er eben ein strenger Herr gewesen sey. Sein Plantagen-Meister, ein Schwarzer, der von Kindheit an in seinem Hause gelebt hatte, zettelte unter den Sklaven eine Verschwörung an; sie wollten ihren Herrn ermorden. Sie hatten dieser verruchten That zwei jungen Männer Lenten unterstützt, die zu einer benachbarten Plantage gehörten. Beide kannten den Herrn Dundar nur von Ansehen, sie hatten durchaus keinen Groll gegen ihn und schliefen sich der Verschwörung aus keinem andern Grund an, als um ihren Freunde, dem Plantagen-Meister, gefällig zu sein. Mehrere Monate lang machten sie sich eifrigst erlangten sie die Gewißheit, daß Herr Dundar sich nach einem entfernten Orte zum Mittagessen begeben werde und gendthigt sey, noch denselben Abend nach Hause zurückzukehren. Man legte sich in einen Hinterhalt, um ihm die Heimkehr abzuschneiden. In dem Augenblick, wo der Unglückliche an einer Baumgruppe vorüberzog, warfen Sie sich auf ihn, der Plantagen-Meister an ihm Pferde, und nach wenigen Minuten hatte er unter den Schlägen ihrer Knittel geendet. Keine Idee von Verdacht traf den Plantagen-Meister; als aber im Laufe der Untersuchung sein Haus, wie das aller übrigen, durchsucht wurde, fand man in einem Winkel nicht allein die Uhr des unglücklichen Dundar, sondern auch einige seiner Ehren, welche der Ermordete an demselben Tage angenommen hatte, weil die Ehren des Uebergabens begrei, daß, so lange sie das Ohr eines von ihnen Gemordeten aufbewahren, das Gespenst desselben sie nicht verfolgen kann. Die beiden fremden jungen Neger, zwei Neger des Herrn Dundar und der Plantagen-Meister wurden angeklagt, gestanden ihr Verbrechen ein und empfingen ihr Urtheil. Der Kopf des letzteren wurde auf einen Pfahl gesteckt, um als Warnung Schwarzen zu dienen. Noch immer sie Schwingen im Gefängniß, als sich demahe ein ähnlicher Vorfall ereignet hätte. Der Aufseher einer benachbarten Besitzung gerieth in Streit mit einer Frau, die er zur Verrichtung der Feldarbeit gezwiethet hatte; sie züchtigte, einer Furie gleich, auf ihn ein und packte ihn an der Kehle, indem sie ihren Gefährten rief: „Helbei! herbei!“ Wir wollen ihn durchsichten!“ Verwirrt ihres eben so besitzen, als unerwarteten Angriffs, war es ihr fast gelungen, den armen Aufseher zu demüthigen, als die Sklaven desselben zu seiner Hilfe herbeieilten. Auch diese Frau wurde hingerichtet. Dies geschah freilich vor fünf Jahren, als die Gebirgs-Gegenden in einem Zustande völliger Anarchie waren. Jetzt ist Alles ruhig. Aber es ist deshalb nicht weniger nöthig, daß, als man in einer wirksamere Vertheidigungsmaßregeln den Buchhalter einer fremden Besitzung mit zerschlagenem Hirnschädel fand; keiner richterlichen Untersuchung ist es gelungen, den Mörder zu entdecken.

Ein Plantagen-Besitzer meiner Nachbarschaft, der bei den Negern in großer Gunst stand, ward gnädigst, die Anlage eines Eigenthums aufzugeben, um den Verzüchungs-Versuchen zu entgehen, die ein Anderer, dem man auch nicht im Entferntesten den Vorwurf der Tyrannei machen kann, nur dadurch der Vergiftung entging, daß er eine für ihn bereitgestellte vergiftete Tasse Kaffee aus Höflichkeit zweien jungen Buchhaltern anbot, die auf der Stelle ihren Gift aufgaben. Man entdeckte hierer, daß dies Verbrechen nur eine Frucht des abgeschmackten Glaubens an Hexerei gewesen sey, dem die Neger anhängen; die Frau, welche den Trank gemischt hatte, kannte die giftige Wirkung desselben nicht; sie hatte die Substanz aus den Händen eines „Hexenmeisters“ empfangen, der ihr die Versicherung gab, es sey ein Mittel, wodurch sie sich die Gunst ihres Herrn erwerben würde.

Einer der feinsten Gifte, das die Neger (die in dieser Kunst überhaupt sehr erfahren sind) öfters anwenden, wird aus der Mannioh-wurzel bereitet. Sie pressen den Saft aus derselben, und sobald dieser in Gährung übergegangen ist, erzeugt sich darin ein kleiner Wurm. Wenn auch nur der geringste Theil dieser Masse in den Magen kommt, führt es die gefährlichsten Folgen herbei. Der Neger, der mit dem Worte umgeht, verbirgt einen Theil dieses Wurms zwischen dem Nagel eines seiner Daumen, den er zu diesem Behufe wachsen läßt. Er sucht nun das von ihm erlesene Schlachtopfer zu veranlassen, mit ihm zu essen oder zu trinken, und benutzt den Augenblick, da er ihm das Glas oder die Schüssel darreicht, um den Wurm hineinfallen zu lassen, der sie den, der ihn hinunterschluckt, stets tödtlich wird.

Ein anderes Vertilgungsmittel findet sich, wie ich vernommen habe, in allen Neger-Gärten vor; es ist die Arienik-Bohne. Diese Pflanze gewährt nicht den geringsten Nutzen, sie ist auch keine Zierpflanze, und

Digitized by Google

die Neger können durchaus keinen Grund angeben, weshalb sie sie anpflanzen; aber man kann sicher sein, sie in ihren Gärten zu finden. Die Leber des Krokodils besitzt ebenfalls übrliche Eigenschaften, und die Galle beschwört ist, wie ich versichert, noch ungleich geschickter.

Es versteht sich von selbst, daß die Zergifter und Meuchelmörder zu den Ungeheuern und den Ausnahmen unter den Negern gehören, ganz wie es bei den Weißen der Fall ist, und es ist nicht zu rechtfertigen, daß man, um der Verbrechen Einzelner willen, die ganze Race einer so schandervollen Behandlung preisgab. Man erinnert sich noch mit Abscheu an die Grausamkeiten, welche von den Spaniern in der neuen Welt verübt worden sind; der folgende Zug eines Englischen Kolonisten hält gleichen Schritt mit allen jenen Anekdoten aus Westindien, bei deren Mittheilung dem Leser die Haut schaudert.

Ich hat nun die Erklärung eines Negerliedes, von dem das Folgende der ungefähre Inhalt ist:

„In die Gullen mit ihm! In die Gullen mit ihm! —
Doch bringt mir sein Kleid und die Tresse zurück!"

„„Ach, Massa! ich bin noch nicht todt!""

„In die Gullen mit ihm! In die Gullen mit ihm!
Fort, fort!"

Man erzählte mir, daß diese traurige Ballade ein Ereigniß verewigen sollte, das sich vor ungefähr dreißig Jahren auf einer benachbarten Besitzung zugetragen hatte. Der Eigenthümer dieser Besitzung, die den Namen „Garten der Quelle" führte (ich glaube, er hieß Redward), wird als einer der grausamsten Kolonisten geschildert, die jemals den Englischen Namen auf Jamaika gebrandmarkt haben. So oft einer seiner Neger von einer Krankheit befallen ward, die für unheilbar erklärt wurde, pflegte er zu sagen, es sei eine einfache Pflicht, ihn zu Grabe zu tragen, welches sich auf seiner Besitzung befand und Gulley (die Gosse) genannt wurde. Dort angekommen, ward er an das äußerste Ende des Thales hingewiesen und seinem Schicksale überlassen. Er wurde oft zur Hälfte von den Raben aufgefressen, noch ehe der Tod seinen Leiden ein Ende gemacht hatte; durch dieses Muskustemittel ersparte der Wüterich die Unkosten, die ihm die letzte Krankheit seines Sklaven verursacht haben würde. Aber er, der ungern etwas einbüßte, schärfte den Negern, die den Kranken wegtrugen, jedesmal ein, denselben ganz auszuziehen, bevor sie ihn in die Gulley warfen, auch nicht die Decke und die Bahre zu vergessen, auf der sie ihn hinausgeschleppt hatten. Ein armer Teufel, den man auf gleiche Weise lebend zum Schindanger schleppte, rief in dem bemitleidenswerthen Zeug, daß er noch nicht todt sei, und beschwor seinen Herrn, daß er ihn doch nicht auf eine so grausame Weise sterben lassen möge. Sein Flehen erschreckte nicht, den Herrn zu erweichen; aber die Herzen seiner Sklavenbrüder waren weder von Eisen, noch von Marmor, obgleich die Sklaverei alle menschliche Gefühle tödtet. Einige von ihnen begaben sich in der folgenden Nacht in die Gulley und entrissen ihm Kleid und Tresse, welche sehr schön gitzig umflatterten. Sie tangen den unglücklichen Kameraden in das Negerdorf, wo sie ihn jedem Blicke verbargen. Und ihre Bemühungen wurden gesegnet. Der Kranke genas und verließ die Besitzung, ohne daß irgend Jemand etwas davon wußte; aber als sein Herr eines Tages Kingston besuchte, begegnete er seinem Neger an einer Straßenecke. Er war behäbig, den von Ringschutt zu Ringschutt zu stehen, den er bereits seit langer Zeit bis auf die Knochen verwest glaubte. Sein Grig setzte indessen bald über sein Erstaunen, er hielt den vom Tode Erstandenen an, reklamiete ihn als seinen Sklaven und befahl seiner Dienerschaft, ihn nach seinem Hause zu führen, aber das laute Geschrei des armen Teufels verursachte eine große Versammlung um die Gestalten dieser Scene. Der Neger erzählte seine traurige Geschichte und die erstaunenswürdige Weise, wie er sein Leben und seine Freiheit wiedererhalten hatte. Der dürftigliche Unwille wurde durch diese Mittheilung erregende Erzählung so heftig erregt, daß der ehrliche Redward sich glücklich pries, als es ihm gelungen war, aus Kingston, wo man ihn unfehlbar in Stücke gerissen haben würde, zu entweichen. Man kann wohl denken, daß er es nicht wieder wagte, die Unfreiheit auf seinen Neger geltend zu machen. (Journal d'un Colon.)

Frankreich.

Elementar-Unterricht in Frankreich.

(Aus dem Bericht des Herrn Boulay de la Meurthe.)

Frankreich hat 32,509,742 Seelen. In Rücksicht auf den Elementar-Unterricht läßt sich diese Bevölkerung in vier Klassen theilen. Die erste Klasse besteht aus Kindern unter 2 Jahren, an der Zahl von 1,811,787; die zweite Klasse aus Kindern von 2 bis 6 Jahren, an der Zahl von 2,744,523; die dritte Klasse aus Kindern von 6 bis 15 Jahren, an der Zahl von 4,787,261; die vierte Klasse, Personen von 15 Jahren an bestehend, an der Zahl von 22,966,170. Die erste Klasse von Kindern unter zwei Jahren steht gänzlich unter mütterlicher Pflege. Die zweite Klasse sollte, zur Vorbereitung zum Unterricht, in Kleinkinderschulen aufgenommen werden; aber 2,500,000 Kinder dieser Klasse besuchen diese Anstalten nicht. Die dritte Klasse sollte die eigentlichen Elementarschulen besuchen; doch von den beinahe fünf Millionen Kindern dieser Klasse giebt es noch 2,337,536, nämlich 338,803 Knaben und 1,698,733 Mädchen, welche zu keiner Jahreszeit die Schulen besuchen; und im Sommer bleiben 3,740,804, nämlich 1,700,890 Knaben und 2,390,914 Mädchen, aus den Schulen weg.

Unter den 22,966,170 Erwachsenen sind 14,255,856, nämlich 5,741,342 männlichen und 8,612,314 weiblichen Geschlechts, welche weder lesen noch schreiben können.

Also besteht die Anzahl der Personen in Frankreich, sowohl der Kinder als der Erwachsenen, welche keinen Unterricht haben, auf 19,291,392, d. h. 63 von 100, oder über $\frac{2}{3}$ der gesammten Bevölkerung, nach Abzug der 1,811,787 Kinder unter zwei Jahren.

Zur deutlicheren Uebersicht sagt der Berichterstatter folgende zwei Tabellen hinzu.

Lehr-Anstalten, welche bestehen sollten.	Wirklich bestehende.	Fehlende.
Kleinkinderschulen	40,000.	1,000.	39,000.
Elementarschulen	54 284.	30,467.	23,817.
Weiblich: Handarbeitsschulen	20,000.	1,000.	19,000.
Schulen für mehr Erwachsene	34,890.	2,361.	32,479.
Summa	169,124.	34,828.	134,296.

Nothwendiges Lehrer-Personal.	Wirklich angestellte.	Fehlende.
Lehrerinnen der Kinderschulen	40,000.	1,000.	39,000.
Lehrer überhaupt	34,840.	23,128.	11,712.
Lehrerinnen überhaupt	20,000.	7,700.	12,300.
Lehrerinnen für weibliche Handarbeitsschulen	20,000.	1,000.	19,000.
Summa	114,840.	32,828.	82,012.

Ein anderer Theil des Berichtes handelt von dem Zustande des Volks-Unterrichtes in fremden Ländern in den letzten zwanzig Jahren. Besonders auffallend ist es, zu bemerken, daß Frankreich noch jetzt auf einer so niedrigen Stufe steht, während in Preußen, in der Schweiz, in Bayern, Oesterreich, Böhmen, Norwegen und einem Theil der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's ein Schulkind auf drei, sechs, acht oder elf Einwohner kommt. Es gab in Frankreich im Jahre 1832 nur ein Schulkind auf 16$\frac{1}{2}$, und im Jahre 1834 eins auf 14$\frac{1}{2}$ Einwohner.

Bibliographie.

Mathématiques élémentaires, contenant: 1° l'Arithmétique appliquée au commerce. etc. — Von Labrunt. 5 Fr.

Abrégé élémentaire de Chimie, considérée comme science accessoire à l'étude de la Médecine, de la Pharmacie et de l'Histoire naturelle. — Von J. J. Laffaigne. Zweite Auflage. 2 Bde. 16 Fr.

Dictionnaire Manuel de Chirurgie et de Médecine vétérinaires. Manuel pratique, etc. Redigé par une Société de médecins vétérinaires. Tome I.

Du Cholera Morbus de Marseille. Par les docteurs Fraises, Ramadier et Boyron, de Lyon; envoyés à Marseille.

Eléments de Philologie. — Von Bj. N. Madiru.

Flore des Dames et des Demoiselles.

Histoire naturelle, générale et particulière des Mammifères et des Oiseaux découverts depuis la mort de Buffon. Par R. P. Lesson. (T. V. Suite des Mammifères.) 4$\frac{1}{2}$ Fr.

Tableaux synoptiques des Artères, exposant avec la plus grande clarté la disposition générale de ce système de vaisseaux, et les rapports de ses nombreuses parties entre elles et avec les troncs pulmonaire et artique. — Von J. B. Cury.

Mannigfaltiges.

— Preis-Aufgaben. Die Königliche Societät in London wird im Jahre 1837 zwei goldene Preis-Medaillen (jede zu 50 Guineen, von dem Könige dazu bestimmt) folgenden Schriften zuerkennen: die eine, der besten Abhandlung unter dem Titel: „Beiträge zu einem System der geologischen Ehrenteleie, gestützt auf Untersuchung fossiler Ueberreste und der sie begleitenden Phänomene", und die andere, der wichtigsten ungedruckten Schrift über Physik, welche der Königlichen Societät zur Einsendung in ihre Transactions zwischen dem 1. März 1835 und Juni 1837 eingesandt werden muß. Auf Befehl des Königs giebt die Mitbewerbung den Gelehrten aller Nationen offen.

— Shakespeare's Denkmal in Stratford. Auch in London hat sich ein Ausschuß gebildet, um dem Beispiele der deutschen Vereine (von welchem wir in diesen Blättern vor einigen Monaten gesprochen haben), der das berühmte Denkmal Shakespeare's im Chore der Stratforder Kirche und die Grabstätten der dort ruhenden Familie Shakespeare's wieder herstellen will, beizustehen zu helfen. „Wir wenden uns", sagt das New-Monthly-Magazine, „an Jeden, der auch nur den geringsten Funken auf Liebe zu den Wissenschaften, oder auf Liebe zu dem Vaterlande macht, mit der Bitte, dieses große Werk nach Kräften zu unterstützen. Der Aermste und Geringste unter uns vermag, etwas dazu beizutragen; es ist eine Nationalsache. Das Stratforder Comité hat bestimmt, daß kein Beitrag eine Guinee übersteigen, hingegen die kleinste Gabe mit Dank angenommen werden soll, weil es sehr vielen seiner Landsleute Gelegenheit geben will, einen Theil an einem Werke Theil zu nehmen, welches das Andenken des größten Geistes der Welt verherrlichen soll. Dabei ist die jetzt die erforderliche Summe noch nicht zusammen, und deshalb unser jetziges Gesuch um thätige Mitwirkung. Wir zweifeln nicht, daß unsere Bitte mit der herzlichsten und allgemeinsten Sympathie aufgenommen werden wird."

— Seewasser, süßes Wasser und Eis. Folgende Thatsachen mögen einige Erscheinungen bei Fluthen und Strömungen u. s. w. erklären: 36 Tonnen (Last) süßen Wassers nehmen so viel Raum ein, als 37 Tonnen Seewasser. Wenn 37 Tonnen (Last) Eis von Seewasser in süßes Wasser gelegt werden, so müssen ihm so viel Tonnen Wasser Platz machen. Schmilzt es aber, so nimmt es $\frac{1}{37}$ weniger Raum ein. Das Gegentheil, glauben wir, würde stattfinden, wenn Eis von süßem Wasser in Seewasser aufgelöst wird. (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Montag den 11. Januar 1836.

England.

Rienzi, the last of the Tribunes. (Rienzi, der letzte Volkstribun.) Von Edward Lytton Bulwer. Drei Bände. London, 1835.

Die Lebensgeschichte Rienzi's ist in Europa, eben so wie es die Sagen Aram's in England war, Jedermann bekannt, und man sollte glauben, daß das Interesse an der Erzählung dadurch im voraus geschwächt werden müßte; aber es ist eben der Triumph von Bulwer's Genius, daß er das, was Andern in ihren Erfolgen hinderlich sein würde, für sich in einen Vortheil umzuwandeln und es gerade als ein Mittel zu gebrauchen weiß, um desto größere Spannung, desto mächtigeres Staunen bei seinen Lesern zu erregen.

Ein Englisches Journal äußerte sich über das vorliegende neue Werk folgendermaßen: „Es möchte nicht leicht im ganzen Umfang der alten und neueren Geschichte eine Zeit oder ein Gegenstand zu finden sein, die einen erhabenern Stoff für den historischen Roman darböten, als der letzte Kampf für die Freiheit in Rom, die wunderbare Revolution Rienzi's, der, wie Bulwer bemerkt, selbst eine Revolution war. Der Charakter des Helden ist von den Geschichtschreibern entstellt worden, die ihn einerseits als einen durch die gewaltige Wirkung des Buchstabens auf einen erhitzten Pöbel zur Macht gelangten und seinen Einfluß in der wilden Trunkenheit eines falschen Ehrgeizes vergeudeten Schwärmer, andererseits als den Wiedererwecker der Römertugend, als einen unbestechlichen Vaterlandsfreund und als einen talentvollen und heldenlosen Gesetzgeber schilderten, der inmitten der Verbrechen und Verräthereien des Adels und des Volks unbefleckt und unerschüttert dagestanden habe. Zwischen diesen beiden Ansichten giebt es noch eine mittlere Stellung, die der Wahrheit wahrscheinlich eingenommen haben dürfte, und das Gemälde, welches uns Bulwer von ihm liefert, indem er den Charakter mit bewundernswürdiger Folgerichtigkeit durch die stürmischen und Alles mit sich fortreißenden Begebenheiten seiner außerordentlichen Laufbahn hindurchführt, bringt uns den Mann in den lebendigsten Zügen vor Augen. Die historische Wahrheit ist nirgends den Erfordernissen der Dichtung aufgeopfert, und nie entschwindet aus unseren Blicken die mit Aberglauben gemischte Größe des Tribuns, der, durch die Ungerechtigkeit der Unterdrücker des Volks zur Rache gestachelt und von dem schmeichelnden Wunsch erfüllt, der Freiheitsretter der ewigen Stadt wiederherzustellen, in der Verbreitung der Grundsätze untergang, die ihn zum Sitz der Gewalt emporgehoben hatten. Rienzi's Charakterzeichnung ist ein Meisterstück von Anfang bis zu Ende; wie mögen ihn nun aus dem Pomp seiner prunkvollen Herrschaft hervorleuchten sehen, oder von den Mauren des Hospitals Santo Spirito, wo er zum Forum das Volk anredete oder durch Italiens Schlachten gehetzt, im Kapitol den aristokratischen Parteien, den detitelten Räubern, den Orsini's und Colonna's trotzend, oder in seinem Gefängniß in Frankreichs pfeudo-päpstlicher Stadt vergangener Niederlagen verwindend und auf neue Siege denkend. Die in seinen Lebenslauf verwebten Betrachtungen und die Reize von Gemälden, die uns bestehe von der Lieblichkeit der Thäler, von der Unschicklichkeit der Volksgunst und von der Schwierigkeit eines festen, unerschütterlichen Benehmens im öffentlichen Leben darbietet, lassen sich in der Wirklichkeit auf alle Zeiten anwenden und liefern eine Fülle von Moral, die für Jeden von Nutzen sein kann, der sich in die Wirren politischer Kämpfe zu begeben wagt."

Der Verfasser hat in den Bereich seiner Erzählung eine Menge bedeutender Gestalten und Handlungen, merkwürdiger Ereignisse und berühmter Personen mit eingeschlossen, die sich, ohne daß der strengen chronologischen Genauigkeit im mindesten Gewalt angethan wird, sehr angemessen der Hauptbegebenheit anschließen und unterordnen. Das Hervorbrechen der Gewaltthätigkeit Rom während der Zeit, wo der päpstliche Stuhl nach Avignon verlegt war seine von den Intrigen und Verbrechungen in der Reihefolge der Nachfolger des heiligen Petrus, die von theologischen Sophisten, welche Kamele verschlingen wollen und an Strohhalmen ersticken, lächerlicher Weise als ein schlagender Beweis gegen die Einheit der Römischen Kirche angeführt worden ist*) — die Pest in Florenz, welche den Gedanken zu dem Decameron eingab*) — die von Raubthat erfüllten und von den Magiern angekündigten Deutschen Frei-Corps — die provenzalischen Dichter und Minnesänger — der Hof, nicht des lockeren Giovanna, sondern des schwachen Innocenz — Petrarka und Boccaccio — die Wiedergeburt der Wissenschaften in Europa — die Feudalherrschaft und Grausamkeit des Römischen Adels, dieses mutigen Widerstehens früherer Zeiten, wo keine andere Verschwörung als zum Raube des Reiche in seiner Mitte aufkam; — und den Geist, selbst für jenes ritterliche Jahrhundert zu große Plan, die Staaten Italiens in einen Bund gegen die Attila's des Nordens zu vereinigen — dies Alles bildet einen Theil des Räderwerkes dieses Romans, in welchem das Dichterische so geschickt mit dem geschichtlich Wahren vermischt ist, daß es schwer sein würde, beides zu trennen, ohne den Lauf der Dinge, der uns in der Erzählung so natürlich scheint, als ob er wirklich ganz so gewesen wäre, zu stören.

Der vorliegende Erzählung spielt wenigst im Innern der Häuser, als die „letzten Tage Pompeji's"; dagegen haben wir es hier mehr mit öffentlichen Personen in ihren öffentlichen Verhältnissen zu thun; ihre politische Stellung, ihre eigenthümlichen Ansichten, ihre individuellen Charaktere, wie sie sich unter den sie umgebenden Einflüssen entwickelt haben, werden uns vorgeführt, und Alles fließt in einen bedeutenden Mittelpunkt zusammen, von welchem unsere Aufmerksamkeit und Sympathie fortwährend angezogen wird. Wenn wir auch hin und wieder eine Scene aus dem häuslichen Leben geschildert finden, so dient dieselbe nur als Relief zu der epischen Größe jener merkwürdigen Zeit, wo Päpste sich vor der päpstlichen Majestät eines Plebejers beugten. Indem der Verfasser solcherzestalt die charakteristischen Züge dieser Aera mit seltener Kraft und Wahrheit entwickelt, hat er es doch vermieden, seine Zeichnung mit den Paraphernalien des Lehnswesens zu überladen, so groß die Versuchung auch sein mochte, die ihn von allen Seiten dazu verleiten konnte. Von den Spectakeln und geschmacklosen Ritter-Romane findet man hier nur sehr wenig, und von dem eigentlichen Wesen des Ritterthums nur das, was nicht weggelassen werden konnte, ohne, so zu sagen, dem Kostüm des Dramas zu schaden. Was von häuslichen Scenen in diesem Roman vorkömmt, ist vortrefflich eingekleidet. Die Liebe der zarten hingebenden Irene und des edlen Adrian Colonna hat uns wirklich angeklämmt, provenzalischen Barden Walter von Montreal und der treuen, duldenden Adeline, des Helden Rienzi und der stolzen, aber hochherzigen Nina ist nach dem Leben geschildert. Ein treffliches Bild von den edlen Römischen Schwäbern ist in Baroncelli, dem großmüthigen Dragazzen, und Cecco del Vecchio, dem frechen Schmutz, gegeben. Obgleich übrigens das Ganze fast ein fortlaufender Fluß von Begebenheiten ist, die abwechselnd auf einander folgen und uns kaum hier und da einen Ruhepunkt gewähren, und ungeachtet der unvermeidlichen Mannigfaltigkeit der Gruppen, fehlt es der Erzählung doch nicht an eingreifenden und besonders hervortretenden Stellen, welche die Glanzpunkte in dem an uns vorübergehenden Schauspiel bilden und sich unserem Gedächtniß fest und mächtig einprägen. Zwar finden wir keine so erschütternde Katastrophe wie das furchtbare Verhängniß, welches über Pompeji hereinbricht; doch die Schilderung des Liebenden, der unter den Verheerungen der Pest in Florenz nach seiner Geliebten sucht — der flüchtige Blick, der uns in Avignon auf Rina geworfen wird, wie sie durch die Macht ihrer Schönheit und ihres Geistes die Bestrebungen ihres Gatten vereitelt — die angstvolle und hoffnungslose Einsamkeit des Banditen und seiner Schönen — und das letzte Schicksal des Tribuns, wie er auf dem Lösen-Platz im Angesicht des in Flammen gehüllten Kapitols von der stumpfen Menge, für die er es wirklich sein Leben gewagt hat, erdolcht wird — das sind Gemälde voll Kraft und Leben, deren Eindruck auf meiner Gemüth nicht so leicht zu vertilgen ist.

Es ist aber nun wohl Zeit, dem Leser einige Aufzüge aus dem Werke selbst mitzutheilen, obgleich man wirklich in Verlegenheit geräth, welche unter den vielen schönen Stellen man auswählen soll, um den Charakter dieses Romans anschaulich zu machen. Die folgende zeigt uns Nina, die Gattin des Tribuns, eine stolze, aber edle Frau, wie sie die Damen der Römischen Aristokratie empfand.

„Die Unterhaltung wurde jedoch mit vorrückendem Tage durch die Ankunft mehrerer Römischen Edelfrauen unterbrochen. Da traten denn Rina's Tugenden in den Schatten zurück, und ihre Fehler kamen zum Vorschein. Sie konnte der Lockung nicht widerstehen, sich an ihrem weiblichen Triumph über diese stolzen Signora's zu weiden, welche sich jetzt vor der huldigend krümmten, auf die sie früher mit Verachtung herabgeblickt hatten. Sie gab sich das Ansehen und forderte dieselben Ehrenbezeigungen, wie eine Königin. Und vermöge der feinen Künste, auf die sich das andere Geschlecht so trefflich versteht, wußte sie selbst ihre Höflichkeit zu einer Demüthigung für ihre hochmüthigen Gäste zu machen. Ihre Alles beherrschende Schönheit und ihr unmuthiger Geist

*) Aus einer Stelle in diesem Werk Band 2, Seite 211 ist fast zu schließen, daß Herr Bulwer die Absicht hat, und den Boccaz einst in Englischem Gewande vorzuführen. Bis jetzt fehlt es der Englischen Literatur noch an einer guten Uebersetzung dieses Italianischen Dichters.

Digitized by Google

bewahren sie zwar vor der gemeinen Unverschämtheit der Empörkömmlinge; aber um desto verletzender war ihr Stolz, je weniger die von ihr Getrönten im Stande waren, ihr die Verachtung zurückzugeben. Ihr Hohn war verhüllt, ihr Spott verbarg sich unter die Maske der Artigkeit, sie lächelte, wenn sie schwer beleidigte, sie wußte in Kleinigkeiten scheinbar abschlägiges Respect zu erzwingen, wosse äußerlich keine Rache möglich war, so unausschlichen Groll es auch im Innern nährten mochte.

„Ein schöner Tag für Signora Colonna", sagte sie zu der stolzen Gemahlin des stolzen Stephan; „wir kamen gestern an Eurem Palast vorüber. Wie schön steht er nun aus, da er von dem düstern Mauerwerk befreit ist, dessen Anblick Euch gewiß oft geärgert haben muß. Signora (zu einer der Colonna's gewandt), Euer Herr sieht in hoher Gunst bei dem Tribun, der ihm eine wichtige Kommando zugedacht hat. Sein Verdienst ist geschickt, wir freuen uns darüber, denn Niemand dient dem Staat mit solcher Treue. Habt Ihr, schöne Frau von Frangipani, das neueste Gedicht Petrarka's zu Ehren meines Herrn schon gesehen? Dort liegt es. Diesen wir es wagen, Euch zu ersuchen, die Signora di Sarelli auf die Schönheiten desselben aufmerksam zu machen? Es kennt uns, edle Frau von Malatesta, zu sehen, daß Euer Augenlicht wieder so vollkommen hergestellt ist; das letzte Mal, als wir uns trafen, auf dem Fest der Donna Giulia, schienet Ihr uns kaum von dem Pfeiler zu unterscheiden, an dem wir standen, obgleich Ihr uns ganz nahe waret."

„Wissen wir doch", fügte Stephana hinzu?" spottete Signora Frangipani der Signora Malatesta zu.

„Ei! ei!" — wenn jemals an uns wieder die Reihe kommen soll!"

Hier zur Probe etwas von der Schilderung, wie Adrian seine Traute in den Straßen von Florenz aufsucht, als die Pest dort herrscht, um auch den der regreifenden Gewalt dieses Übels der Geschichte einen Begriff zu geben:

„Es war ein heller, drückend schwüler Morgen, als man einen einzelnen Reiter die Krümmungen der unebenen Straße verfolgen sah, von deren Höhe der Reisende zwischen Feigenbäumen, Weinstöcken und Oliven allmälig das bezaubernde Thal des Arno und die Thürme und Kuppeln von Florenz hervorschimmern sieht. Aber kein Blick der Bewunderung und des Entzückens, wie er sonst aus dem Auge des Reisenden leuchtet, war an diesen einsamen Reiter zu bemerken, und keine Lust, seine Lebhaftigkeit, seine Thätigkeit, wie man sie sonst unter den Bewohnern Toskana's zu finden pflegt, wurde von der heißen Mittagssonne beschienen. Alles war lautlos, leer und öde; ja, selbst in dem Glanz des Himmels lag etwas Drückes und Unheimliches. Nicht ein Lüftchen stand stille, die Cypressen, Pinien und Myrthen standen einem traurigen Feiertag. Ein Flucht, flusterer, als der Flucht Kain's, lastete auf dem Lande! Ab und zu schlich wohl eine einzelne Gestalt, gewöhnlich in der düsteren Mönchstracht, über die Straße, richtete ihr schwergebeugtes, starres Augenlicht mit Entsetzen nach dem Fenstern empor und verschwand dann schnell in irgend einem Dach, aus welchem ein mattes Todesröcheln hervordrang, wie er selbst kaum über die Schwelle gedrungen wäre, hätte nicht ringsumher eine so fürchterliche Stille geherrscht. Als der Reisende der Stadt näher kam, sing es zwar an, etwas belebter zu werden, aber auch um so entsetzenvoller. Da begegnete man Wagen und Karren, die rund herum dicht mit starken Decken verhängt waren, um das Innere, die Last, die sie führten, dem Blicke zu verbergen, vergeblich, daß die Pest überall war. Und wie dieses traurige Fuhrwerk, von dürren, gespensterhaften Pferde-Gerippen mühsam fortgetrogen, gleich Todtenbahren vorüberkroch, ward das Stillschweigen des Zuges manchmal von einem Schrei unterbrochen, und das Roß des Reisenden bäumte sich scheuend, wenn ein Unglücklicher, den die Krankheit überfallen hatte, seine Hand durch irgend einen Deckel, aus welchem ein mattes Todesröcheln hervordrang, und auf der Landstraße sterbend liegen gelassen wurde. Hart am Stadtthor hielt ein Karren, und ein Vermummter warf den Todten desselben in einen grünen schlammigen Graben zur Seite der Straße. Es waren Gerüchte und Aleidungsstücke aller Art, Lumpen und grünes, von gelblicher Farbe des Wundfiebers, der Kopfschmuck und die Schürze der Erstarrte und die Lumpen des Landmanns. Während der Reiter auf die Maske und ihre Arbeit sah, erschlicht er einen Heerde magerer, bald verhungernder Schweine, die eilligst herbeirannten, in der Hoffnung, etwas zu fressen zu finden, und es schauderte den Reisenden, zu denken, was sie Speise sie erwarten haben mochten! Ehe er aber noch das Thor erreichte, stürzten die gierigsten unter den Thieren, die zuerst in dem verpesteten Haufen herumgewühlt hatten, schon todt neben ihren Gefährten zu Boden.

„He, ho!" rief der Mann mit der Maske, und seine hohle Stimme klang noch dumpfer durch sein Visier — „kommst Du hierher, um zu sterben, Fremdling? Sieh, Dein schöner starker Mantel wird der Geldflickerei wohl Dich der Dein zavorviolo nicht schützen. Reit' in, reit' in; — heute noch ein herrlicher Bissen für den Kuß Deiner Schönen, morgen zu schlecht für Ratten und Würmer!"

Ohne auf diesen höflichen Willkommen zu antworten, setzte Adrian, denn er war es, seinen Weg fort. Die Thore standen angelwei offen; das war das schrecklichste Zeichen von allen, denn anfangs hatte man die strengsten Vorsichtsmaßregeln gegen das Eindringen von Fremden getroffen. Aber ach, alle Sorge, alle Vorsicht, alle Wachsamkeit war vergebens. Dreimal neun Wächter waren auf diesen einzigen Posten gestorben, und die Beamten, die ihre Nachfolger hätten ernennen müssen, waren ebenfalls todt! Gesetze und Polizei und Sicherheits-Tribunale und Sanitäts-Anstalten, Alles hatte der Tod hinweggerafft! Ja, selbst Kunst und Gewerbe und geselligen Umgang, kurz, die ganze Harmonie, das ganze Triebwerk der Civilisation hatte die Pest gebrochen, als wären sie von Fleisch und Bein gewesen." —

Mit einem Beruhigung aus der Katastrophe des Ganzen wollen wir schließen. Vom Geist der Unduldsamkeit getrieben, stürzt der Pöbel mit einem Mal wie wahnsinnig auf das Kapitol los, um den Wiederhersteller seiner Freiheiten zu vertilgen. Rienzi giebt nach langer Weigerung dem Zureden seiner Freunde nach, entschlüpft durch ein Fenster und läßt sich auf einen Balkon hinab, von welchem aus er in günstigerem Zeiten das Volk zu haranguiren pflegte.

„Die Fenster des Saales standen noch offen, und Rienzi begab sich von dem Balkon hinein; der Zeugen des gestrigen Banketts waren noch da, der Wein noch nicht eingetrocknet, der Fußboden noch roth, und goldene und silberne Pokale schimmerten aus den Winkeln hervor. Er ging sogleich nach dem Waffenschrank und wählte sich unter den verschiedenen Rüstungen diejenige aus, die er selbst getragen hatte, als er, es waren nun fast acht Jahre, die Barone aus den Thoren Rom's hinausjagte. Er bekleidete sich mit dem Panzer und ließ nur sein Haupt unbedeckt; dann nahm er das große Römische Banner von der Wand herab, faßte es mit der rechten Hand und kehrte noch einmal in den Saal zurück. Niemand begegnete ihm. In dem ungeheuren Gebäude war, außer den Gefangenen und einem treuen Herzen, tiefe Nähe er nicht ahnte, der Senator ganz allein.

„Da stürmten sie heran, nicht mehr in gemessener Ordnung, nein, Strom auf Strom, aus Straßen und Gassen, aus Wallästen und Hütten; das tobende Meer wurde durch immer neue Fluthen angeschwellt. Heran stürmten sie, durch ihre Masse in ihrem Ingrimm noch mehr gereizt, — Weiber und Männer, Kinder und hochbetagte Alte, in der ganzen Furchtbarkeit der aufgejagten, entfesselten, ungebändigten physischen Stärke und thierischen Wuth. — „Tod dem Verräther", schrieen sie, „Tod dem Tyrannen, Tod ihm, der das Volk verkauft hat!" Mors il traditore che ha fatta la gabella! Mora! war das Geschrei des Volks und das Verderben des Senators! Sie überstiegen die niedern Pallisaden des Kapitols, und in einem Nu war das gewaltige Gebäude von dem Haufen angefüllt — einen Augenblick vorher noch verödet und nun mit einem Schwarm menschlicher Wesen, die nach Blut dürsteten, wie Tigerhyänen!

Plötzlich trat eine Todtenstille ein, denn oben auf dem Balkon erschien Rienzi; sein Anblick war unbedeckt, und die Straßen der Morgensonne fielen auf die geheiterschen Brauen und auf das im Dienst jener rasenden Menge vor der Zeit ergraute Haar. Bleich und aufrecht stand er da; weder Furcht, noch Reuger, noch Drohung, sondern tiefer Ernst und hohe Entschlossenheit in seinen Zügen! Diesen Augenblick wurde der Haufen von Scham und Ehrfurcht ergriffen.

Der Senator zeigte auf das Banner mit dem republikanischen Wahlspruch und den Wappen Roms und bob an zu sprechen: „Auch ich bin ein Römer und ein Patriot, wie Ihr selbst!"

„Hört ihn nicht; hört ihn nicht! seine falsche Zunge könnte uns die Sinnen bethören!" rief eine Stimme, noch lauter als seine eigene; und Rienzi erkannte in ihr den Cecco del Vecchio.

„Hört ihn nicht; nieder mit dem Tyrannen!" schrie ein Anderer in noch gellenderem und zugendlicherem Ton; und neben dem Hauptwerfer stand Angelo Villani.

„Hört ihn nicht; Tod dem Todgeber!" kreischte noch eine Stimme dicht unbenan, und aus dem eisernen Gitter des nahen Gefängnisses glotzte, wie mit Tigeblicken, das von Rachsucht flammende Auge von Montreal's Bruder hervor.

Und nun drüllte Aues von der Erde bis zum Himmel: „Nieder mit dem Tyrannen! nieder mit ihm, der das Volk verkauft hat!"

Ein Steinhagel umtobte den Arm des Senators; er rührte sich nicht. Keine Muskel zuckte an ihm, kein Zeichen von Furcht war zu sehen. Seine feste Ueberzeugung von der Wunderkraft seiner Beredsamkeit flößte ihm noch Hoffnung ein, wenn es ihm nur gelänge, sich vernehmlich zu machen; er stand da, gefaßt und gesammelt, unwillig, aber entschlossen; doch der Lärm war zu groß, zur Beredsamkeit war sein schlimmster Feind. Die Raserei übertraf der Menge zitterten davor, daß er zu Worte kommen könnte; „und zweifelsohne", sagt sein Biograph und Zeitgenosse, „hätte er nur gesprochen, er würde sie Alle umgewandelt haben, und es wäre um ihr Werk geschehen gewesen!"

Die Soldaten der Baronen hatten sich schon unter das Gedränge gemischt, und ihre Gesichter überschauten die Szene, indem sie die Wuth des Haufens; Wurfspieße und Pfeile verdunkelten die Luft; und jetzt schrie eine Stimme: „Platz für die Feuerbande!" Rothglühend im Sonnenlicht wurden sie geschwenkt und geschleudert, und tanzten hin und her über den Köpfen der Menge, als ob die Furien unter dem Pöbel tos wären! Und welcher Ort der Hölle hätte wohl solche Furien, wie sie ein solcher Pöbel aus seinem Mittle zu liefern vermag? Stroh, Holz und Heu wurde pfeilschnell rings um die großen Thore des Kapitols aufgeschichtet, und der plötzlich aufsteigende Rauch schlug die anbringenden Stürmer zurück.

Rienzi war nicht mehr sichtbar; ein Pfeil hatte seine Hand durchbohrt, seine rechte Hand, mit der er Roms Panier gehalten, mit der er der Republik eine Verfassung gegeben. Er wich vor dem Sturm in die verlassene Halle zurück. Er saß auf einem Stuhl, und Thränen, nicht aus weichrer und weiblicher Quelle entspringend, nein, Thränen der edelsten Erschütterung, Thränen, wie sie einem Krieger ziemen, wenn seine Truppen ihn verlassen, einem Patrioten, wenn seine Landsleute ihren eigenen Untergange entgegenstürzen, einem Vater, wenn seine Kinder sich gegen seine Liebe aufstehen, solche Thränen drängten sich aus seinen Augen und gewährten seinem Herzen Linderung, aber sie verwandelten es auch."

Er verjucht es, verkleidet zu entkommen, doch vergebens:

„Die Menge wurmigter ihn augenblicklich. Nicht gefühlt, sondern eher sorgfältig und geschickt wurde nun der Senator nach dem Lowen-Platz. Von dem hellen Glanz der aufgeborsten Flamme fiel ein fahler Widerschein auf das graue Bild, so daß es in diesem furchtbar feierlichen Augenblick aussah, als leuchtete es selbst von innerer Glutb!

Dort angelangt, war der Volksbaufen plötzlich wie gebannt. So mächtig wirkte die Größe seines Schlachtopfers auf ihn. Schweigend stand er da und wandte kein Antlitz umher; nicht seine schmutzige Kleid-

Digitized by Google

dung, nicht die schrecklichste Stunde, nicht die flache Verödung brachte, daß er entdeckt worden, vermochten die Majestät seiner Miene niederzuschlagen oder den Muth der Tausende, die sich stummen um ihn gesammelt hatten, wieder zu beleben. Das ganze Kapitol war in Flammen eingehüllt und beleuchtete die unermeßliche Menge mit gräßlicher Pracht. Hinab in die lange Reihe der Straßen ergoß sich der feurige Schein und das dichte Gedränge, bis sich zuletzt der Volkshaufen mit den strahlenden Bauern der Colonna's, der Desini's und Savelli's schloß! Roms eigentliche Tyrannen zogen in die Stadt ein! Da, bei dem Schall der brennenden Balken, Hörner und Trompeten, der die gluthende Luft durchschmetterte, schien der Pöbel seinen Muth wiedergewinnen. Nieder wollte sprechen, aber sein erster Laut war das Losungswort zu seinem Tode.

Still, ohne Seufzer, stürzte er zu Boden, und wie die todenden Wogen der Menge sich über ihm schlossen, vernahm man eine wilde, gellende, schaudernde Stimme, die all den Lärm noch laut übertönte. In der Wohnung des Palastes, am Fenster ihres Gemaches, stand Nina! Nur ihr Gesicht und ihre angestrengteten Arme konnte man durch die unter ihr und rings um sie hervorschlagenden Flammen erblicken! Aber ehe noch der Klang ihres durchdringenden Schreis in der Luft verhallt war, stürzte dieser ganze Flügel des Kapitols mit furchtbar donnerndem Gekrach zusammen, eine schwarzroth dampfende Masse.*)

Das Talent in der Erfindung und Belebung seiner Werke durch aus diesen wenigen Umrissen gewiß hervorleuchten; aber die Trefflichkeit der Zeichnung, die wunderbare Mannigfaltigkeit und die gewaltige Beredsamkeit des Ganzen läßt sich durch Hervorhebung einzelner Stellen nicht genügend anschaulich machen. Wenn etwas an dem Roman auszusetzen wäre, so möchte es die Art und Weise sein, wie darin die Geschichte von Nina's früheren Leben behandelt ist. Seine Erhebung geschieht zu plötzlich; seine innere Geistesentwickelung und das Entstehen der Verschwörung, deren Seele er ist, sind nicht hinreichend motivirt. Es wird eine Zumuthung an den Glauben des Lesers gemacht, die der Dichter uns hätte ersparen können. Indeß dies ist nur ein Schatten in dem Sonnenstrahl. Hingreifender wird der Roman selten, der uns heutiges Tages hier einen Rückblick noch in so mächtiges Interesse abgewinnen kann, wie Bulwer durch dies reine und heroische Denkmal der letzten Zeiten des Römischen Ruhms.

Nord-Amerika.

Legenden aus der Zeit der Eroberung Spaniens.

Von Washington Irving.*)

Washington Irving ist noch kein bejahrter Mann, und schon ein bänderreicher Autor. Er hat viel geschrieben, schreibt gut, mit viel tief- und feinsinniger Reflexion des Lebens beliebt. Wie erinnern uns, mit welchem Staunen und Behagen wir ihn betrachteten, als er den Schleier der terra incognita von New-York lüftete und über die Bevölkerung und vorführte in ihren eigenthümlichen Sitten und Trachten: unser Vergnügen war nicht geringer, als er über das Meer ging und in seinem unnachahmlichen Skizzenbuche unsere Hand die Stellen wallte, die durch die Weihe Britischer Historie und Phantasie verklärt sind. Seit jenen Tagen hat unser Schreibtisch durch manches schöne Werk die Gunst des Publikums gewonnen, und wenn er uns auch nicht mehr überrascht, so müssen wir doch bekennen, daß er noch wie vor seinen Gegenstand mit Gewandtheit und zartem Sinne behandelt, wie wir beides selten in England finden, und noch seltener in seinem Geburtslande. Man hat ihm vorgeworfen, er habe bereits in seinen früheren Werken die Blüthe seines Geistes gehabt, und vielleicht kann dies von den meisten talentvollen Männern gesagt werden. Vielleicht ist es ihm mehr um die Eleganz, als um die lebendige Frische seiner Darstellung zu thun, und wir glauben, daß seine vorliegenden Skizzen, und da ein Theil derselben zu bemerken, seinen Stoff die in das Aeußerste hin zu verfolgen, mehr das Effektvolle in den Gegebenheiten und das Pikanteste der Unterredungen zu erreichen.

Wüßten wir nicht schon anderwo, wie sehr Irving von den großen Reisen Spaniens und den noch größeren seiner Frauen getroffen worden, und wie tiefen Eindruck das Romantische dieses Landes auf sein Gemüth hervorgebracht: wir würden es in der Legende von Don Roderich entdeckt haben. Zwar ist dies Sujet auch schon von anderen Meister-Schriftstellern behandelt worden — Scott im Don Roderich, Southey im Roderich, dem letzten Gothen, Lockhart in seinen schönen Spanischen und Maurischen Balladen und Gibbon in seinem berühmten Geschichtswerke haben uns genug von dem Spanischen und Poetischen dieses Zeitraums mitgetheilt; aber die größere Hälfte der Neuheit auf diesem Gebiete romantischer Sagen scheint unseren transatlantischen Freunde aufgespart geblieben zu sein. „In den folgenden Blättern", schreibt er, „hat der Verfasser versucht, sich tiefer in den Zauberquell Hispanischer Ideen zu versenken, als es gewöhnlich von denen geschehen ist, in neuerer Zeit die thatenreiche Periode der Eroberung Spaniens behandelt. All die hier mitgetheilten Facta, die übertrieben auch manche darunter erscheinen können, finden sich in den Werken gelehrter und ehrwürdiger Ehronisten-Schreiber der alten Zeit, durch verjährten, immer gesteigerten Glauben wohlbegründet, und oft durch gelehrte, impovierende Citate am Rande erläutert." — In unserer nächsteren, verschonten Zeit erscheinen die Thaten der Mauren in Spanien mehr als die Handlungen begeisterter Schwärmer, denn tüchtiger, gefeyter Kriegsmänner. Doch wollen wir nicht vergessen, daß die Ausbrüche der Begeisterung der Maße immer so erschienen, und bedenken, daß der Mosesmitische Kämpfer den Weg zur Schlacht als den zur ewigen Seligkeit betrachtete, und daß ihm die Anwartschaft auf das Paradies und die Gesellschaft der schwarzäugigen Himmels-Töchter ein so mächtiger Antrieb zum Ruhm war.

Der vorliegende Band erzählt die Unterjochung Spaniens durch die Mauren. Die Hauptfiguren sind Don Roderige, Graf Julian und seine Tochter und Muse und Tarif, die Aussöhner der Araber, Unsere Leser würden uns des größten Lästigkeit zeihen müssen, wenn wir ihnen das Wilde Florindens vorenthielten, seiner Dame, deren verhängnißvolle Schönheit den Sturz ihres Landes und ihrer Verwandten herbeiführte. Hier ist es, frisch von der Hand des gewandten Künstlers:

„Die schöne Tochter des Grafen Julian war stets der großer Gunst von der Königin Eliona empfangen und in die Zahl der edlen Jungfrauen ihres Hofhaltes aufgenommen. Hier lebte sie in Ehren und anscheinender Sicherheit, von aufmerksamen Freunden umgeben. Im seiner Königin sich gefällig zu zeigen, hatte Roderich für ihre ländliche Erholung einen Palast außerhalb der Mauren Toledos an den Ufern des Tajo erbaut. Es stand in der Mitte eines Gartens, ganz in dem luxuriösen Style des Orients geschmückt. Duftende Gebüsche und Blumen durchhauchten ihn; die Grotten hallten wieder von dem Tone der Nachtigall; das Geriesel der Quellen und der Wasserfälle und das feine Rauschen des Tajo machten diesen Ort zu dem lieblichsten Aufenthalte während der heißen Sommertage. Die Reiz der vollkommensten Abgeschiedenheit erhöhte die Lieblichkeit; die Mauern des Gartens waren hoch, und zahlreiche Wachen wehrten jedes Eindringen fergsam ab."

„An einem heißen Tage wandte sich der König, statt seinen Mittagsschlaf zu halten, nach diesem Orte, um die Gesellschaft der Königin zu suchen. Er passierte eben ein kleines Betzimmer, als ihn der Ton einer weichen Stimme nach diesem mit Jasminen und Myrthen beschatteten Fensterflügel zog. Dieser soll nach Art der Alhambra mit Orangen-Bäumen durchsäumten Hofes, in dessen Mitte sich eine marmorne Fontaine erhob, umgeben von Rasen-Bänken, die ein reicher Blumenschmelz durchsäumte."

„Er war von der Mittagshitze eines heißen Sommertages, wo in dem glühenden Spanien die Landschaft der heere Rage zittert, noch alles Leben Ruhe sucht, den Grabesstyer aufgenommen, der sein einschläferndes Lied dem Hirten singt, der im Schatten ruht. Klänge um den Springbrunnen befanden sich Mädchen aus dem Gefolge der Königin, die, sich gegen jenes Eindringen verwahrt wähnend, ganz der zwanglosen Freiheit, zu der Zeit und Jahreszeit einlud, sich hingaben. Einige lagen schlummernd auf den blumenreichen Rasenbänken; andere saßen an dem Rande der Quelle, schwatzend und lachend, indem sie ihre Füße in dem klaren Wasser badeten, und König Roderich konnte sich an dem Anblicke der schönen, marmorweißen Formen sennen, die durch die Fluthen schimmerten. Unter jenen Jungfrauen befand sich eine, die mit der Königin von den Küsten der Berberei gekommen war. Ihr Gesicht hatte die dunkle Farbe Mauritanischer Frauen, war aber doch durchsichtig, und durch das lebliche Braun schimmerte das natürliche feische Roth; ihr schwarzes Auge, voll Feuer, leuchtete unter seidenen Wimpern hervor. — Ein scherzhafter Wettstreit erhob sich unter den Mädchen über den Vorzug Spanischer oder Mauritanischer Schönheit; aber die Mauritanerin mit der schönen Symmetrie ihres Körperbaues trug den Preis davon."

„Eben wollten die Spanischen Mädchen sich alles Streites begeben, als sie die junge Florinda gewahrten, die Tochter des Grafen Julian, die in sorglosem Schlummer auf einer Rasenbank lag. Die sanfte Gestalt blühender Jugend und Gesundheitsvolle Eindrücke ihres Wangen; die schönen Rosen schienen nicht ganz ihre Augenkrone; die schwellenden rothen Lippen verriethen die elfenbeinweißen Zähne; ihr jungfräuliches Busen hob und senkte sich, gleich dem schönen Wellenspiele eines klaren Wasserspiegels. Schönheit und Anmuth adjmete die schlafende Jungfrau; wie Blumenduft, schien sie Holdseligkeit um sich zu verbreiten."

„„Schauet!"" rief eine ihrer Gespielinnen jauchzend, „„das ist der Triumph Spanischer Schönheit!"" —

„Sie knieten in ihrer lustigen Siegesfreud bald die schlafende Florinda, bevor sie es merkte; doch erwachte sie noch zeitig genug, um ihren geschäftigen Händen zu entrinnen. Aber bereits war von ihrer Anmuth so viel entschleiert worden, daß der König seinen Augenblick mehr zweifelte, daß mit die feine Mauritanische Schönheit wetteifern könne."

„Von diesem Tage an war Roderich's Herz von unheiliger Glut entflammt. Mit brennender Begier blickte er auf die schöne Florinda und wollte in ihren Blicken lesen, ob Leidenschaftlichkeit und Wollust in ihrem Busen wohnten; aber vor seinen Blicke senkte sich des Mädchens Auge und blieb in schüchterner Jungfräulichkeit zur Erde gerichtet."

„Unsonst sieht er sich das auf ihn gesetzte Vertrauen des Grafen Julian als heilige Pflicht zurück, und daß er ihm versprochen, mit väterlicher Fürsorge über seine Tochter zu wachen. Die Nachtgedanken seiner verdorbenen Sinnenlust hatte seinen Blick getrübt, das Bewußtsein seiner Macht ließ ihn selbstsüchtig nur an Befriedigung denken."

„Als er eines Abends in dem Garten war, wo die Königin mit ihren Mädchen scherzte, und er zu der Quelle kam, wo er die unschuldigen Jungfrauen in ihren Spielen sah, — da vermochte es nicht länger die Leidenschaft zu zügeln, die in seinem Innern wütete. Er setzte sich an den Quell und rief Florinda, einen Krug auszuspielen, den er sich in die Hand gebracht. Das Mädchen kniete zu seinen Füßen nieder, um die Hand zu unterstützen, und die Berührung ihrer zarten Finger durchzuckte seine Adern." —

Von dem gerechten Zorne und von dem unrechtlichen Beraube des Grafen, von der Ankunft der Arabischen Eroberer, von den wunderbaren Kriegsthaten der Mauritschen und Spanischen Ritter sagen wir nichts; denn gewiß sind den meisten unserer Leser die Hauptereignisse der Eroberung bekannt. Weniger ist dies vielleicht der Fall mit der Geschichte des Untergangs des Grafen und seiner Familie, die ist

*) Diese Legenden bilden auch den dritten Theil seines „Wanderbuches", unter dem Titel: Miscellanies. By the author of the Sketch-Book. No. III. Legends of the Conquest of Spain.

Digitized by Google

von dem Verfasser aus den alten Urkunden, die er während seines Aufenthalts in Spanien durchforscht, folgendermaßen erzählt:

„Es weit war dem Grafen Julian Alles gelungen. Er hatte seiner Rache genug gethan; seine Verräthery war glücklich ausgeschlagen; er hatte durch den Sturz seines Landes unermeßliche Reichthümer gewonnen. Doch nicht in dem äußeren Gelingen beruht das Glück. Der Mann trägt sein Verhängniß mit sich und Land da, während in seinem Herzen die Strafe wohnt. Wohin er kam, in jedem Blicke las der Graf Julian den gräßlichsten Haß. Die Christen verwünschten ihn als den Urheber all' ihres Weh's, die Mostemin verachteten ihn und mißtrauten ihm als einem Verräther. Männer, die ihn erblickten, flüsterten sich ein Wort zu, das ihn dann verachtend den Rücken; Mütter zogen mit Schauder ihre Kinder zurück, wenn er sie liebkosen wollte. Er suchte ihn unter den Verwünschungen, unter Mißtrauen, und endlich begann er, sich selbst zu verachten. Vergebens suchte er sein Gewissen zu beschwichten, daß er nur eine ercchtliche Rache geübt; er fühlte wohl, daß sein persönlich erlittenes Unrecht Verrath gegen das Vaterland rechtfertigen kann."

„Eine Zeitlang suchte er im üppigen Lebensgenusse die Qualen des Gewissens zu ertödten oder doch zu beschwichtigen. Alle Genüsse und Freuden, die ein unermeßliches Vermögen erkaufen kann, sammelte er um sich, doch vergeblich. Nicht die leckersten Gerichte seiner kostbaren Tafel konnten ihn herabigen, nicht kennne der Liebreiz holdseligster Töne seine Seele einschläfern; das erwachte Gewissen verschwichte den Schlummer von seinen Augen. Da sann er darauf, seine Tochter Florinda und seinen jungen Sohn Alarbot den Ceuta holen, hoffend, im Schooße seiner Familie die Sympathie und Zärtlichkeit zu finden, die er allerdings sonst in der Welt zu gewinnen vermochte. Aber auch ihre Gegenwart bot ihm keinen Trost. Florinda, die Tochter seines Herzens, für die er zwar unwiderlige Rache genommen, erlag als Opfer jen Wirkungen derselben. Wohin sie kam, hörte sie sich mit Schimpf und Spott vom Volke genannt. Die Schmach, die sie erlitten, wad ihr als Verworfenheit angerechnet, und ihr Unglück ward zum Verbrechen vergrößert. Die Christen nannten ihren Namen nicht ohne Verwünschung, und die Mostemin, die durch ihr Unglück Alles gewonnen hatten, gaben ihr den Beinamen Cava, die unmittelbar grobste Bezeichnung für ein Weib."

„Aber der Vorwurf der Menschen war Nichts im Vergleich mit dem der eigenen Brust. Sich selbst lud sie die Schuld all dieser unheilvollen Kriege auf, sich selbst den Tod so vieler tapferen Helden, der Einnahme und des Untergangs ihres Vaterlandes. So zehrte die Qual der Innern ihre Schönheit auf. Die sonst so funkelnd wimbelnden Rose wad bleicher und bleicher, die Wülde der Jugendfrische flob von ihren Wangen, sie wurden bleich und eingefallen, und zuweilen sprach sie wie eine Verzweifelnde. Sie wich ensetzt der Umarmung ihres Vaters aus, denn sie gedachte des Verrathes und des Unglücks, das sie über Spanien gebracht. Immer höher steigerte sich ihre innere Zerrissenheit, und sie zum Wahnsinne trieben. Einst in der Nacht, da sie mit ihren Rettern in dem Gaoten ihres Palastes spazieren ging, bezad sie sich in einen Thurm, und nachdem sie die Thür verschlossen, ertieg sie dessen Spitze. Von hier herab eief sie ihren zu in schreitenden Tönen, dem Ausdrucke ihrer unentrüstlichen Qual und ihres verzweifelten Entschlusses: „Rennet hinfüdo diese Stadt Almocarca, zum Andenken an die unseligste der Frauen, die ihre ihrem Leben ein Ende gemacht." Und mit diesen Worten stürzte sie sich von dem Thurme und ward zerschmettert. Die Stadt, sagt der alte Chronikenschreiber hinzu, hat den Namen behalten, nur daß er später in „Malaga" gemildert ward — zum Andenken an das tragische Ende der Florinda."

„Die Gräfin Frandina verließ diesen Ort des Wehs und kehrte mit ihrem jungen Sohne nach Ceuta zurück. Sie nahm die Reste ihrer unglücklichen Tochter mit sich und gab ihnen eine ehrwürdige Ruhestätte in einem Mausoleum der Kapelle, die zur Citadelle gehört. Graf Julian reiste nach Carthagena, wo er in seiner Seelenqual zwei Jahren hied bis an sein tragiges Ende."

„Im Jahre Zeit hatte der grausame Suleiman, nachdem er die Familie des Musa ausgerottet, einen Arabischen Feldherrn, Namens Alahoe, nach Spanien geschickt, um dem Abdalazig als Emir zu folgen. Der neue Emir war grausam und argwöhnisch, und begann seine Regierung mit so finsterer Strenge, daß seine Unterthanen bald mit Sehnsucht den Blick nach der mitteren Heerschaft des Abdalazig zurückwandten. Mit Mißtrauen betrachtete er die Mervgaten, welche den Arabern bei der Eroberung geholfen und jetzt im Dienste des Islam Waffen genommen; aber sein gesundlichster Argwohn traf den Grafen Julian. „Er war's", so dachte er, „gegen seine Landsleute ein Verräther; wie darf ich ihrer sein, daß er es gegen uns nicht ebenfalls wird!" —

„Alahoe ritt nach Carthagena, um sich des Grafen Julian zu bemächtigen, und so rasch waren seine Bewegungen, daß der Graf kaum Zeit fand, mit funfzehn Rittern zu entfliehen, mit denen er in das feste Schloß von Marcenello, in den Gebirgen von Aragon, flüchtete. Der Emir, entschlossen, seine Beute aufzahren zu müssen, schiffte sich nach Carthagena ein und wandte sich nach Ceuta, um die Gräfin Frandina sammt ihrem Sohne zu Gefangenen zu machen."

„Noch spät in der Nacht saß Gräfin Frandina in ihrem Zimmer in der Citadelle von Ceuta, die auf einem hohen Felsen lag, weit hinausschauend in das Meer. In düstere Gedanken verloren, überdachte sie die traurigen Geschicke ihrer Familie, als sie ein dumpfes Geräusch vernahm an den Mauern der Citadelle, gleich dem des entfernten Meeres. Und als sie ihr Auge erhob, gewahrte sie ihren Bruder Oppas am Eingange des Zimmers. Sie stand auf, ihn zu umarmen; aber er verbot es ihr mit einer Bewegung seiner Hand, und sie sah, daß er todtenbleich war, und daß seine Augen Flammen sprühten."

„„Rühr' mich nicht an, Schwester!"" sprach er mit dumpfer Stimme, „„daß Dich die Gluth nicht anfiehre, die in mir wüthet! Wache über Deinen Sohn; denn Blutbunde suchen seine Spur. Seine Unschuld hätte ihm gewiß den Schutz des Himmels geschert; aber unsere Verbrechen haben ihn in unseren gemeinsamen Untergang verflochten!""

„Er sprach nichts weiter, und war nicht mehr zu sehen! Er war gekommen und gegangen ohne ein Geräusch, und die Thür des Zimmers blieb fest verschlossen."

„Alahoe ließ die Stadt von allen Seiten belagern, und endlich erstürmte er sie. Die Gefitn mit ihren Truppen warf sich in die Citadelle und vertheidigte sich verzweiflungsvoll; aber die Mauern waren untergraben, und sie sah, daß aller Widerstand unwirksam sey. Ihre einzige Sorge war nun, ihr Kind zu verbergen. Als aber die Gräfin sah, daß dies gefunden, stürzte sie, ihres Stolzes vergessend, vor Alahoe auf die Kniee. „„Gnade, Gnade!"" schrie sie mit herzzerschneidendem Laute, „„meinem Kinde! meinem einzigen Sohne! O, Emie, hör' auf die Bitten einer Mutter, und meine Lippen sollen Deine Füße küssen. Wie Du ihn begnadigst, so mög' auch Gott Dich begnadigen und Segnungen häufen auf Dein Haupt!""

„„Führt die Wahnsinnige fort"", gebot der Emir, „„und bewacht sie sorgsam!""

„Die Gräfin ward von den Soldaten fortgeschleppt, die auf ihr Geschrei und ihren Widerstand nicht achteten, und sie in ein Gefängniß der Citadelle warfen."

„Jetzt ward das Kind vor den Emie gebracht. Es war von dem Tumult aufgeweckt; aber suchtios blickte es die finsteren Gesichter der Soldaten an. War des Emies Herz dem Mitleid zugänglich, gewiß, die zarte Jugend und die schuldlose Anmuth des Kindes mußte ihn rühren; aber sein Herz war ein Stein, und sein unverbrüchlicher Vorsatz der Untergang der jungen Familie des Grafen Julian. Er zog seinen Astrologen, und ob das Kind mit einem geheimen Befehle. — Der barbarische Sohn der Wüste nahm den Knaben bei der Hand und führte ihn über die Wendeltreppe eines Thurmes. Als sie die Spitze erreicht, setzte ihn Yuja auf die Zinnen der Mauer."

„„Hänge Dich nicht an mich, mein Kind!"" sprach er; „„hier ist keine Mutter, ich Dir zu helfen, mich Dir zu retten!"", sagte der unerschrockene Knabe; „„aber das ist wunderhoch!""

„Mit entsetzten Blicken schaute das Kind umher. Der Wind spielte mit seinen Locken, und seine Wange glühte röther bei der endlosen Fernsicht; denn der Thurm war über dem hohen Vorgebirge aufgerichtet, auf welchem sich einer der Säulen gegenüber. Hier böte man das ferne Rauschen des Meeres, wie es sich an den Felsen brach; Seemöwen wirbelten raschen Fluges an dem Fuße des Thurmes vorüber, und die Segel mächtiger Kriegsschiffe schimmerten wie lichte Punkte auf der weiten Wasserfläche."

„„Kennst Du das Land über dem blauen Fluthen?"" fragte Yuja.

„„Ich bin in Spanien!"", erwiderte der Knabe; „„es ist das Land meines Vaters und meiner Mutter.""

„„So breite Deine Hände aus, mein Kind, und segn' es!"" sprach der Astrolog.

„Der Knabe that es, und wie er seine Hände ausstreckte, stürzte ihn die alte Sohn des Jomael mit aller Kraft seiner wilden Glieder mächtig von den Zinnen herab. Er fiel überlings von der Spitze des ragenden Thurmes. Alahoe kam unten an die Mauerkeilrepe. „„Ist der Knabe in Sicherheit!"" fragte er. — „„Er ist's"", erwiderte Yuja; „„komm' und hole Dir die Gewähr der eigenen Augen.""

„Der Emie bestieg den Thurm; er blickte von den Zinnen herab und sah den nackten Leib des Kindes, eine leblose Masse, auf den Felsen tief unten, und die Möven flatterten darüber hin; dann befahl er, daß er in's Meer geschleudert werde, was geschah."

„Am folgenden Morgen ward die Gräfin aus dem Kerker auf den Markt geführt. Sie erfuhr den Tod ihres Kindes, und daß auch der ihr nicht fern sey: sie bat nicht, sie weinte nicht. Ihr Haar war aufgelöst, über ihr Gesicht blickte die Wange bleich und leder, wie ein Marmorbild; aber noch sah man Reste gebietender Schönheit in ihrem Antlitze, und die Wiede ihrer Haltung gebot der Schaar der Anwesenden Ehrfurcht."

„Eine Menge christlicher Gefangenen wurde dann herbeigeschleppt, und Alahoe rief: „„Gebet das Weib des Grafen Julian; sehet ein Glied jener Verräther-Familie, die Verderben gebracht über Euch und Euer Land!"" Und es befahl, daß sie gesteinigt werde. Aber die Christen schauderten zurück und sprachen: „„In Gottes Hand ist die Rache! Laßt ihr Blut nicht auf unsere Häupter kommen!"" — Da schwur der Emir unter grausen Verwünschungen, daß, wer von den Gefangenen sich länger weigerte, selbst zu Tode gesteinigt werden. So ward der grausame Befehl vollzogen, und die Gräfin Frandina ward von den Händen ihrer Landsleute. Als er so geschaltet, segelte der Emir nach Spanien zurück und befahl, die Citadelle von Ceuta in Brand zu stecken, und schiffte durch die Meerenge Nachts bei dem Lichte der sich emporwälzenden Flammen."

„Der nicht lange nachher erfolgte Tod des Grafen Julian machte der tragischen Geschichte dieser Familie ein Ende. Wie er gestorben, darauf ruht ein Schleier. Einige behaupten, der grausame Alahoe sey ihm in seinen Zufluchtsort in den Bergen gefolgt, und, nachdem er ihn zum Gefangenen gemacht, habe er ihn enthaupten lassen; Andere, daß ihn die Mauren in ein Gefängniß geworfen und ihn mit Langsamen Martern zu Tode gequält; nach Anderen stürzte das Schloß von Marcuello bei Huesca in Aragonien, wohin er geflohen, auf ihn und zerschmetterte ihn. Alle stimmen darin überein, daß er eines elenden, gewaltsamen Todes gestorben."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Mittwoch den 13. Januar 1836.

Rußland.

Petersburger Sitten.

Der Affairschtschik. *)

Sollte es in Rußland wohl nöthig seyn, zu entziffern, was dieses Wort bedeutet und wo es herkommt? Ich glaube nicht. Wer spricht heutzutage bei uns nicht Französisch! (Cartouche!... apporte... ici... couche!) Wie schwerlich begreift dieser Pudel: Schade, daß er diese vielen beim Reden mich hindert! — So wie aber Affaire, Geschäft, ein Französisches Wort ist, so ist Affairschtschik ein wahres Russisches Wort, gleich einer Menge anderer Wörter, die wir von den Ausländern mit einer vorsetzlichen Aufklärung, die gewisse witterische Mezzalisten Sittenverderbniß nennen, erobert haben. — Einen Affairschtschik darf man nicht mit einem Sachwalter verwechseln, weil eine Menge Leute sich dadurch getäuscht fühlen würden, die man in Gesellschaften und im Briefwechsel geehrte und hochgeehrte nennt, die ihr ganzes Leben hindurch von Süden nach Norden und von Osten nach Westen mit Actien, fremden Wechseln, Projecten, Plänen und neuen Rathschlägen umherreisten, oder im Gegentheil ihr ganzes Leben lang hinter Papieren saßen. Leute, welche die Kraft des Wuchers besitzen, und beweglichen und unbeweglichen Vermögen, guten Ruf und alles Irdischte in die Luft sprengen können. Bewahre mich der Himmel, irgend Jemand kränken und den Sachwaltern durch die Benennung von Affairschtschiks zu nahe treten zu wollen; es wäre sogar unrecht, weil leider eine ganz besondere Klasse im Gemeinwesen bilden, wie z. B. die Haifische unter den Fischen. Die Sachwalter verschlingen nur fremdes Eigenthum, und die Affairschtschiks fremden und eigenes; sie verschlingen Alles, was ihnen nur in die Hände fällt, Pferde und Ziel, Sklaven und Sklavinnen, und Alles, was ihnen am nächsten ist, ohne Vater und Mutter, Bruder und Freund, Schwester und Geliebte zu schonen. Die Ehestands-Fesseln vermindern sie in Folge ihres Haifisch-Instinktes. Die Sachwalter sind langweilig und werden in Gesellschaften lästig durch ihre Unterhaltung oder durch ihr unerschütterliches Stillschweigen. Die Affairschtschiks dagegen sind liebenswürdig, heiter und angenehm unter ihren Bekannten, und sogar höchst ergötzlich, wenn es zu einer Jagd auf fremdes Eigenthum geht. Kann spielen sie ein romantisches Lustspiel, in welchem Einige weinen und Andere lachen. Etwas auf Shakespearescher Manier!

Jetzt bitte ich, ein wenig mit mir zu philosophiren! Wenn ich Ihnen, geliebte Leser, sagen würde, daß Laster in der Welt nöthig sind, so würden Sie mich einen unmoralischen Schriftsteller nennen. Und dennoch gäbe es ohne Laster kein Drama, kein Trauerspiel, keinen Roman. Ich behaupte aber auch nicht, daß Laster nothwendig sind, sondern nur das, daß die Affairschtschiks eben so unentbehrlich sind, als ein verdorbener Magen, nachdem man unmäßig gegessen, oder Kopfweh, wenn man zu viel getrunken hat, — um die Menschen vor Gesundheit und vor Krankheit zu bewahren. Gesetzt ich ein viel größeres Laster als Gefräßigkeit und Trunkenheit, und daher ist es in der Welt so weise eingerichtet, daß, wenn ein Spekulant aus Geitzigkeit den rechten Weg verläßt — Paff! gleich ein Affairschtschik in seinen Beutel oder in sein Taschenbuch geräth und viel größere Verwirrung anrichtet als ein Knochen im Magen, oder der Spiritus im Kopf. Er ist ein böser Gast — aber nothwendig für das allgemeine Wohl! Nur ein Affairschtschik kann einen Wucherer zur Raison bringen. Von diesen beiden Uebeln habe ich den Affairschtschik, der die Wölfen gieriger Spekulanten und Wucherer in Contribution setzt, viel lieber, als diese selbst, die Rothlebender, Leichtsinnige und Treuherzige auspfändern. Eine Quarantaine ist ungenehm, die Pest aber tödtlich. Arzenei schmeckt bitter, Krankheit aber reibt auf. Und somit hat die wohlweise Philosophie ein Ende!

„Guten Tag Sidor Fedosjewitsch! Wie steht es mit der Gesundheit? Wie gehen die Geschäftchen?" — „Schlecht theurer Freund, schlecht, erdärmliche Zeiten!" — Man beliebe nur zu bemerken, daß wer sein Geld nur auf halb Hundsdütt Weise verdient, immer über schlechte Zeiten klagt. — „Aber, lieber Sidor Fedosjewitsch, und Sie wollen noch klagen! Da ist Sila Pankrazjewitsch, der sich Ihnen nicht gleichstellen kann, und doch neulich ein Geschäftchen gemacht hat, bei dem er auf jeden Rubel zwei Rubel gewann." — „Wo? ... Wie? ... Wann?" ... — „Nun, so ganz in der Stille gab er einem jungen Verschwender Geld gegen Wechsel, 100 gegen 200 und verstand darauf den Wechsel an den Vermund des Verschwenders mit Rabatt." ...

„Sila Pankrazjewitsch hat Glück! Mir bietet sich ein solches Geschäftchen nicht an." — „Ich, Sidor Fedosjewitsch, man muß nur wollen! Es giebt ja der verschwenderischen Söhnlein mehr als der sparsamen Väter, und ein Wechsel ist leicht unterschrieben, wenn ein Anderer ihn bezahlen soll. Hätte ich heute Geld, so würde ich mit einem Rubel fünf gewinnen können. Im Hotel Demuth*) wohnt ein junger Mann, der Alles thun würde, um sich Geld zu verschaffen. Er hat einen schwindsüchtigen Onkel mit einer Million baaren Geldes und eine Heyrathsfreundin, eine Französin. Der Onkel giebt kein Geld und die Freundin will neue Kleider, Brillanten und so weiter haben. Der junge Mensch würde seine Seele dem Teufel verkaufen." — „Ja, aber ist der Mensch auch sicher?" — „Einem Verschwender, natürlich, kann man nicht viel trauen, aber dafür giebt es Stempelpapier, einen Notar, einen schwindsüchtigen Onkel und eine Erbschaft von einer Million." — „Sir können alle den jungen Mann?" — „Ich komme so eben erst von ihm her." — „Wir wollen zu ihm, wenn Sie meinen und sehen wie die Sachen stehen .... Ich habe zwar gerade kein baares Geld liegen, indessen wird man doch auf irgend eine Weise helfen können .... Die Christenpflicht gebietet, seinem Nächsten in der Noth beizustehen."

Der junge Mann wohnte im Gasthofe auf Kredit. Im Hofe stand ein vierspänniger Wagen — auf Kredit. Mehrere im Vorzimmer sich aufhaltende Diener dienten auf Kredit. — Auf einem Tisch befand sich ein ausgezischtes Frühstück nebst einigen Flaschen Champagner — auf Kredit. Den nach der letzten Mode verfertigten Frack, den er trug, erhielt er auf Kredit. Es waren gerade zwei Freunde bei ihm zum Besuch, ein Unbekannter war gemeldet. Alles läßt sich im Zimmer bitten. Kaum hatte der Herr der Wohnung einen Blick auf den Eintretenden gewerfen, als er ohne Lavater oder Gall errieth, mit wem er zu thun hatte. — Nachdem er die Neuangekommenen zum Sitzen genöthigt, wandte er sich zu einem seiner Freunde, als setze er ein solches begonnenes Gespräch fort: — „Kurz, ich bin in Verzweiflung! Die Aerzte haben erklärt, daß er nicht bis zum Herbst leben werde. Millionen können mir diesen Verlust nicht ersetzen! Er war mein Vater, mein Wohlthäter; er erzog mich, erhielt und vermehrte mein väterliches Erbtheil; aus Liebe zu mir heirathete er nicht, und vergnügt sich auf sein Sarafofsches Gut, um mir Geld für mich zu sammeln ... edler Mann! Der Arzt in seinem Alter ist eine verzweifelte Schwäche. Er ist ja nur gezigt zu meinem Besten! — Pardon, Messieurs!" Sich dann zu Sidor Fedosjewitsch wendend, sagte er: „Sie haben Geschäfte mit mir. Belieben Sie, sich in's andere Zimmer zu bemühen." Sidor Fedosjewitsch bat und glaubte. Er ist nichts weniger als einfältig; er traute nicht seinem leiblichen Vater, oder die Geitzigen macht ihr leichtgläubig. Das Laster unmäßiger Verschwendung hat sich reichlich und geht mit dem jungen Mann in's nächste Zimmer. Die Unterhaltung war kurz und bündig. Der Neffe des reichen, schwindsüchtigen Onkels schritt offen und kühn zum Werk; Sidor Fedosjewitsch zögerte zwar anfangs und runzelte die Stirn, erklärte aber endlich, daß er bereit sey, ihm in seinen Nöthen in der Noth zu helfen, daß sein baares Geld ihres Lasters als Gefräßigkeit und Trunkenheit, und daher ist es in der Welt so weise eingerichtet, daß, wenn ein Spekulant aus Geitzigkeit den rechten Weg verläßt — Paff! gleich ein Affairschtschik in seinen Beutel oder in sein Taschenbuch geräth und viel größere Verwirrung anrichtet als ein Knochen im Magen, oder der Spiritus im Kopf. Er ist ein böser Gast — aber nothwendig für das allgemeine Wohl! Nur ein Affairschtschik kann einen Wucherer zur Raison bringen. Von diesen beiden Uebeln habe ich den Affairschtschik, der die Wölfen gieriger Spekulanten und Wucherer in Contribution setzt, viel lieber, als diese selbst, die Rothlebender, Leichtsinnige und Treuherzige auspfändern. Eine Quarantaine ist ungenehm, die Pest aber tödtlich. Arzenei schmeckt bitter, Krankheit aber reibt auf. Und somit hat die wohlweise Philosophie ein Ende!

„Guten Tag Sidor Fedosjewitsch! Wie steht es mit der Gesundheit? Wie gehen die Geschäftchen?" — „Schlecht theurer Freund, schlecht, erdärmliche Zeiten!" — Man beliebe nur zu bemerken, daß wer sein Geld nur auf halb Hundsdütt Weise verdient, immer über schlechte Zeiten klagt. — „Aber, lieber Sidor Fedosjewitsch, und Sie wollen noch klagen! Da ist Sila Pankrazjewitsch, der sich Ihnen nicht gleichstellen kann, und doch neulich ein Geschäftchen gemacht hat, bei dem er auf jeden Rubel zwei Rubel gewann." — „Wo? ... Wie? ... Wann?" ... — „Nun, so ganz in der Stille gab er einem jungen Verschwender Geld gegen Wechsel, 100 gegen 200 und verstand darauf den Wechsel an den Vermund des Verschwenders mit Rabatt." ...

*) Hôtel d'Allemagne, Geschäfts- oder eigentlich Winkelwucher.

*) Einer der ersten Gasthöfe in Petersburg.

Digitized by Google

beinz; mithin hatte er einen reinen Gewinn von 35,000 Rubeln gemacht. Seit 14 Tagen zum ersten Mal überzog ein freundliches Lächeln sein Antlitz.

Während dieser Zeit war von dem Bekannten des Wucherers, der dieses Geschäft eingeleitet hatte, der Neffe des reichen Onkels in seiner Wohnung erwartet worden. Er nahm ihm die Sachen ab und brachte ihm nach Verlauf von zwei Stunden an baarem Gelde, jedoch in Gold, nicht in Banknoten, 6000 Rubel! Alle waren ganz außerordentlich zufrieden.

Vor Liebhabern von Antiquitäten und von Allem macht, was geschätzt ist, der eine zur Auction! Alle eben angeführte Sachen wurden dort öffentlich den Meistbietenden verkauft. Sie waren zu 12,000 Rubel abgeschätzt worden, und der Freund des Wucherers befand sich auch dort mit seinen Freunden, um, wie es verlautete, die Preise in die Höhe zu treiben. Man hörte ihm einen kleinen Vortheil, und er trist sie ab.

Aber war aber der junge Mann, der für 6000 Rubel baar Geld einen Wechsel von 45,000 Rubel ausstellte? Er hatte dem Staate gedient und wegen schlechter Anführung seinen Abschied erhalten. Das später von seinen Aeltern ererbte Vermögen war von ihm durchgebracht und verspielt worden. Er hatte auch in der That einen wohlhabenden Onkel, aber keinen schwindsüchtigen, sondern einen sehr gesunden und vermöglichen, von dem er als Erbschaft nicht einen Kopeken erwarten durfte. Jetzt hatte der junge Mann sich zum Assisschick gemacht. Anfangs betrieberten die Wucherer sich auf seine Kosten; jetzt lebt er auf ihre Rechnung, und reiset. Wenn suchend, von einer Stadt zur anderen, und besucht Jahrmärkte und Seebäder. Und womit endigt eine solche Laufbahn? Wenn nicht mit einem Gefängniß, so doch mit einer elenden Existenz auf dem Lande bei irgend einem wohlhabenden Verwandten, wo er die jungen Leute mit Erzählungen seiner Schicksale belustige, den Hofnarren spielt, bei Verschwendern und Müßiggängern den ergebenen Diener macht, und zuletzt das Schicksal alter Stiefkinder theilt! — Jetzt aber hat er 6000 Rubel in der Tasche — sie theilt Wissil, mit anständigen Leuten, zu 300 Rubel den Rubber, und parirt dabei noch 25 Rubel auf die Figur. Morgen giebt er ein Diner dei Dumay*) für 25 Personen, zu 20 Rubel das Couvert, ohne Wein. Ein sehr liebenswürdiger junger Mann!

Aber Sidor Fedosjewitsch! Der arme Mann! Der Wechsel, den er so sorglam in einem gebrauten Fache seiner Kommode aufbewahrte, war seinen Kopeken werth. Als er erfuhr, war er eine Woche lang vor Wuth außer sich und wurde dann wieder ruhiger. Er bote seinen Schaden wieder ein bei jungen Kaufmannssöhnen, in Bezug auf welche nach einem Jahre ein schöner Kontkel in den öffentlichen Blättern zu lesen ist, mit der höflichen Bitte, ihnen künftig nicht mehr zu borgen, indem die Kellner ihnen sonst keine Speisen mehr verabreichen. Er bot seinen Schaden ein bei Spielern, die gegen hohe Prozente und Vorschuß von Effekten Geld von ihm aufnehmen; bei Assirschischiks-Kandidaten, deren Wechsel noch zu 15 Kopeken der Rubel verkauft werden; bei armen redlichen Leuten, die Geld brauchen zu hohem Zins. Uebrigens ist es, die Wahrheit zu sagen, gar nicht übel, daß er auch einmal geschädigt ward. Dank dem Assisschischt!

Es giebt aber auch verwöhnte Käuze, die den leichtsinnigen Neffen reicher schwindsüchtiger Onkel kein Vertrauen schenken. Für solche mißtrauische Leute giebt es eine andere Art von Assirschischiks. Man besitzt ein kleines Kapital, mit äußert, unter der Hand, einem Herzens-freunde, daß man nicht wisse, was man damit anfangen und wo man es vergeben solle, weil die Banksins so geringe sei, und man sich fürchte, dabei Zinsen zu nehmen. Nach einiger Zeit wird man zufällig mit einem Unbekannten, dessen Güter in den Steppen liegen, bekannt, einem nicht alten, aber ehrbaren Mann, bereit wie Vieree, und ein großer landwirthschaftlicher Oekonom. Er spricht von Adam Smith und Thaer, und von Aktien-Gesellschaften, Er tadelt und lobt mit Sachkenntniß. — Sein Haar ist glattgeschleift, der Backenbart anständig, der Frack zugeknöpft; er trägt weder modische Halstücher noch Ehemisetten, auch keine seidene Hauschuhe, geht zu Fuß mit einem dicken Stock, trinkt keinen Champagner, und spielt, nur der Gesellschaft wegen, Whist zu 5, höchstens zu 10 Rubel den Robber. Es ist ein ehrbarer, gesetzter junger Mann! Wie könnte man denken, daß dieser sehr ehrbare gesetzte Mann, der nur von seinen Dampfmühlen vorredet, nicht so viel eigenes Wasser besitzt, um eine Caraffe damit zu füllen, und wenn er von seiner großen Landwirthschaft spricht, nicht so viel Erde sein nennt, um eine Erbse zu pflanzen? Er hat interessen recht, wenn er behauptet, daß der Acker an durch Gewerbthätigkeit, und umgekehrt, unterstützt werden muß. Schade nur, daß er (wie er sagt) kaum besitzt, aber nicht Kapital genug, um vortheilhafte Anlagen zu machen! Er hatte (wie er sagt) Geld auf sein Land aufnehmen müssen, um die Anstemer einer Schwesteru, und die Schulden seines Vaters zu bezahlen, und seine Besitzung nach dem neuen System zu verbessern. — Besucht man ihn zuweilen so findet man in seiner ansprechenden Wohnung Alles einige ehrbare Freunde, mit denen er beständig von seinen Güte spricht; von Verbesserungen, von seinem Plan, eine Fabrik anzulegen, eine Dampfmühle zu bauen, u. s. w. Auf seinem Tisch liegen weder Karten noch Romane, wohl aber Pläne, Risse, Verzeichnisse über sein Gut und Berichte von seinen Vorsätzern. Entsteht unter er sich ganz ohne Ueberzeug. Man wird von ihm aufgefordert, das Kapital, das man besitzt, in seinen Spekulationen anzulegen, natürlich gegen Unterpfand seines ganzen, gegenwärtigen und zukünftigen, beweglichen und unbeweglichen Vermögens. Schon war man von ihm eingenommen und seine Berechnungen sind so überzeugend! Man giebt ihm sein Kapital und — adieu mon plaisir! Er fährt davon — und verschwindet ist er für immer! — Dieser ehrbare junge Mann nahm Geld in Moskau auf und reiste darauf nach Petersburg, aber, hatte er Geld in Petersburg gefunden, so ging es nach Moskau. Dort geht das zügellosseste Leben los! — Dieser gewesene ehrbare junge Mann kauft in den Magazinen Waaren für 300 Rubel, die er baar anzahlt, und, vermittelst seiner Beredsamkeit, für 2000 Rubel auf Kredit, und verkauft sie durch seine Freunde einem anderen Magazin wieder für der halben Preis. Die Sache geht, so lange sie geht, die sie ein eben solches Ende nimmt, wie es dem Neffen des reichen Onkels warf!

Diese Art von Assirschischtik sind den Wucherern und Schwalttern, die sich in weitläufige Speculationen nicht einlassen, nicht gefährlich, wohl aber reichgewordenen Kastellanen, Hausverwaltern und Beamten, wie sich in irgend einem Winkel, wo eine Mine zu bearbeiten ist, in Ruhe setzen. Diese Herren lieben es nicht, mit ihren wohlerworbenen Kapitalen offen auszutreten, gleichsam als schämten sie sich ihres Reichthums; deshalbig seufzen und klagen sie über hohe Preise und niedrige Zinsen, und verdrechen sich den Kopf darüber, wie sie ihr Kapital vermehren sollen, ohne dem Staate zu dienen und ohne fremden Menschen zu verwalten, nachdem man sie mit unverdienten Schuldklagungen verfolgt habe. Die Assirschischiks züchtigen sie; man kann wahrlich nicht anders, als es ihnen Dank wissen!

Ich habe hier zwei Heeresführer der Assirschischiks, Helden ihrer Kaste, geschildert, die so hoch stehen, daß sie nicht mehr stehen können, sondern durchaus fliegen müssen. In den Städten aber, vorzüglich in den Residenzen, begegnet man beständig kleinen Praktikanten, deren man sich nur sehr schwer erwehren kann. — Einer liest sehr lange an unseren Büchern (nach dem Wörterbuche: er schafft sie bei Seite). Ein Anderer hat ewig keine Scheidemünze bei sich, um Fuhrleute oder Zuckerbäcker zu bezahlen. Ein Dritter vergaß sein Taschenbuch mit Banknoten zu Hause, findet aber immer an das unfrige, und bittet uns, ihn im Wirthshause zu bezahlen, bis auf's nächste Wiedersehen. Ein Vierter, der das Unglück hatte, im Whist 3 Robber zu verlieren, bittet uns beim vierten, seinen Platz einzunehmen, und empfiehlt sich, dem Diner sagend, ihm sey nicht wohl geworden. Ein Fünfter bittet, man möge ihm ein Billet zu einem Benefiz besorgen. Ein Sechster begehrt mit der größten Beschaulanter ein Darlehn von einer Kleinigkeit von 100, 50, oder gar nur 25 Rubel bis auf den Abend oder die morgen. Der Abend oder Morgen kommt aber nie! Alle diese Herren sind charmante, liebenswürdige, zutrauliche Leute. Nichts ist leichter, als sich mit ihnen zu besreunden. Schade nur, daß sie ein so schwaches Gedächtniß haben. In den meisten Fällen ist auch die einzelne Rubel und Kopeken nicht, und zwar nicht aus Geiz, sondern weil sie ihre klingende Münze zu Hause vergaßen. Dies sind keine Hassliche, sondern nur kleine Fleischfresser. Nach fremdem Eigenthum sind sie her, wie Hechte nach Köfel-Sirinen. Pickt doch das Huhn auch in einem Körnchen und wird satt dadei.

Mich soll irgt, was ein Assirschischik ist? — Das verstieht sich, wie sollte man das nicht wissen! Man kann sich ihrer nicht erwehren! — Aber wenn man es weiß, warum traut man ihnen noch? — Ach, sie sind so liebenswürdig... Nun, wenn man liebenswürdigkeit nicht mit Liebenswürdigkeit bezahlen kann, so thut man es mit Geld. Und Sie, meine Herren Jäger nach großen Gewinn, nehmen auch Recht, wenn Sie beklagen Sie sich nicht über die Maladerie unter den Assirschischiks.

Th. Bulgarin.

Bibliographie.

Der Renegade. Eine Erzählung. Aus dem Ehnesischen übersetzt von S. Leontjeff.

Sammlung architektonischer Zeichnungen. Herausgegeben von mehreren im Corps der Ingenieure für den Wegebau dienenden Offizieren.

Biographie des Kaisers Alexander I. Von Nikolaus Grotsch. Mit dem Bildniß des Kaisers. (Aus dem neuen Russischen Conversations-Lexikon besonders abgetruckt.)

England.

Eine Duäker-Versammlung.

Von Charles Lamb.

Leser, wollt Ihr den wahren Sinn der Worte: Friede und Stille kennen lernen, wollt Ihr eine Zuflucht vor dem Lärm und dem Geschrei der Menge finden, wollt Ihr der Einsamkeit und der Gesellschaft zugleich genießen, wollt Ihr Euch in tiefer Ruhe auf Euch selbst besinnen, ohne Euch der kräftigen Nahrung von Erweiterungen zu berauben, wollt Ihr nur mit Euch selbst beschäftigt, aber doch von Gesellschaft umgeben, einsam, und doch nicht verlassen, allein, und doch unter Menschen seyn, die Euch hindern, Euch den Schrecknissen einer völligen Einsamkeit preis zu geben, und wollt Ihr Einheit bei einer Menge, ein einfaches Element in einem zusammengesetzten finden? ... so kommt mit mir in eine Duäker-Versammlung.

Und lieht Ihr ein tiefes Stillschweigen, gleich demjenigen, welches existirte, bevor noch die Winde geschaffen waren? So flüchtet nicht in die Wüste, fliegt nicht hinab in die Eingeweide der Erde, verschließet nicht die Fenster und Thore! Euch nicht Wachs in die Ohren, wie der mißtrauische und furchtsame Ulysses bei der Annäherung der Sirenen... Fürchet mit wie in die Versammlung der Duäker. Wenn es an Einem Menschen schon lobenswerth ist, zu schweigen und sich selbst der schönsten Dinge zu enthalten, so ist dieses bei einer Menge gar eine seltene Vollkommenheit.

Was ist die Stille der Wüste und was die Stummheit der Fische im Vergleiche mit diesem Orte! Hier nur ist es, wo die Gottheit der Stille herrscht und triumphirt.

Wenn der brüllende Sturm und der krachende Donner ihre Stimmen vereinigen, und wenn das tobende Meer das Gebäude aller seiner Wellen mit tiefem Getümmel noch verdindet, so wird ihr Antagonist,

*) Besitzer der ersten Restauration in Petersburg.

Digitized by Google

die göttliche Stille, nur um so vernehmlicher und stärker, sowohl an Intensität als an Sympathie. Die Stille hat auch ihre Tiefen, die noch andere Tiefen verbinden. Die Negazion selbst wird zum Positiven von geringerer oder größerer Ausdehnung, und wenn man bei Nacht die Augen schließt, scheint sich ihre Finsternis noch vermehrt zu haben.

Es giebt Wunden, die eine unvollkommene Einsamkeit nicht heilen kann. Ich nenne diejenige eine unvollkommene Einsamkeit, die der Mensch in gänzlicher Abgeschiedenheit genießt; eine vollkommene aber ist die, welche er im Getränge erlangt, die jedoch nirgends als in einer Quäker-Versammlung existirt.

Sie waren ohne allen Zweifel von der Wichtigkeit dieses Prinzips überzeugt, als sie die ersten Eremiten, nicht einzeln, sondern truppweise, in die Einsamkeit flüchteten, um dort ihres gegenseitigen Stillschweigens zu genießen.

Der Karthäuser-Mönch schließt sich an seine Mitbrüder durch die stillschweigende Uebereinkunft und den einmütigen Entschluß, allen Mitheilung zu entsagen.

Laßt mich in das gewöhnliche Leben eintreten, und sagen mir, ob Ihr etwas Angenehmeres kennt, als an den langen Winter-Abenden ein schönes Buch zu lesen, während ein Freund, oder auch Eure Frau, neben Euch sitzt, ihrerseits auch ein Buch lesend, ohne Euch zu unterbrechen und ohne Euch gegenseitig Bemerkungen mitzutheilen?

Kann denn gar keine Sympathie ohne Austausch der Worte existiren? Fern sey von mir eine unmenschliche, rohe und verkehrte Einsamkeit, welche und die Wilden und die Höhlen daheiten. Schaffen Sie uns, Herr Zimmermann, eine sympathetische Einsamkeit!*) .

Umherwirren auf den Steinplatten der Kirche, oder unter den Kreuzgängen einer verfallenen Kirche, am Fuße der über unserem Haupte schwebenden Felsen, oder an dem Rande eines stäen Wasserfalles, ist nur geeignet, die Wollust zu vergleicht mit den Gesichten derjenigen, welche sich zu dem Zwecke einer mächtigeren und abgezogeneren Einsamkeit vereinigen. Hier nur läßt sich die Abgeschiedenheit fühlen. Die Kirche der Westminster-Abtei hat nichts so Feierliches und nichts so Rührendes, als die nackten Mauern und Wände in einer Quäker-Versammlung. Hier giebt's kein Grabmahl, keine wunder Inschrift und keine Standbilder aus einem verfallenden Königreiche; aber es giebt hier etwas, was das Alterthum selbst in seiner ersten Gestalt hervortreten macht — die Stille, das erste Geschöpf vor allen Wesen, die Sprache der uralten Nacht und der urpeinigen Redner; die Stille, die zu der wie die problezischen Trümmer einer in den Stand getretenen Größe gelangen, wenn nicht durch eine gewaltsame, ich möchte sagen, unmenschliche Steigerung.

Welche Ehrfurcht flößen diese schweigenden Köpfe ein, deren Blicke die Schwelgsamkeit selbst andrücken! Spuren ohne traurige Defekte, ohne Komplotte, ohne Kabalen! Versammlung ohne Intriguen! Parlament ohne Debatten! Welche Lecture giebt Ihr den Königlichen Räthen und den kirchlichen Konsistorien! . . . Mit dem Buche unter Feder nur nachträglig zeichnet — denn sie kann sich leicht verirren — so ist meine Seele darum nicht minder von der Weisheit Eurer Gewohnheiten durchdrungen. Mitten unter Euch stirnt, im tiefsten Frieden, mehr beseligt als erschüttert durch die Thränen, welche mein Auge besuchetten, verfolge ich mit den Blicken die Entwirrungen zweier, in den Zeiten, wo Fox und Penn sowohl das Feld des Glaubens bestellten . . . ich sah mich als den Zeitgenossen derjenigen Männer, welche ein bereisches Stillschweigen auffuhrten, welche weder die groben Scherze des Volkes, noch die rühne Gewalt einer hochmüthigen Soldateska, sowohl Königlicher, als republikanischer Art, die sie zu keuzerlichen abgeschickt war, zu bengen vermochten. Denn Ihr saßet damals zwischen zwei Feuern der Verfolgung: verfolgten von der Anglikanischen Kirche und verfeuget von der Presbyterianischen. . . . . Ich sah den betrunkenen Matrosen, der in Euer Heiligthum eingedrungen war, mit dem Versuche, Eure Ruhe zu stören, wie er, von dem Geiste dieses Ortes ergriffen, ein neues Herz in sich fühlte und Euch bat, ihn zu lehren, wie ein Lamm zu Euch zu kämmen. Ich rief mir lebhaft Euren Penn zurück vor seinen Richtern, und Fox in seinem Gefängnisse, wo er so sehr von innerer Begeisterung ergriffen wurde, daß sowohl die Richter als die Jury, wie vom Schlage gerührt, zu seinen Füßen lagen.

Leser! Wenn Ihr sie noch nicht kennet, so empfehle ich Euch, sonder alle geistlichen Ehrenstellen, vorzüglich die Lektüre der Denkwürdigkeiten der Quäker von Sewel. Es ist ein Werk in Folio, aus den Tagebüchern von Fox und seiner ersten Freunde gezogen. Es ist bei weitem erbaulicher und rührender, als alles das, was Ihr von Wesley und seinen Kollegen lesen könnten. Hier ist nichts, was Euch stören, und nichts, was Euer Mißtrauen erregen könnte; nichts der gerings Anzuwohn einer Vorsätzlichkeit, nichts von dem Sauerteige des weltlichen und Rotzen Geistes. Ihr werdet darin die Geschichte der Mannes lesen, dessen Namen vielleicht zum Sprüchwort in Eurem Munde geworden ist: des James Naylor. Welche bildermäßige Duldung! Mit welcher Märtyrer-Geduld ließ er sich die Zunge mit einem glühenden Eisen durchbohren, ohne die mindeste Klage! Und mit welcher Kraft des Geistes wußte er, als seinem gesunden Sinn jene Illusion wieder Platz gemacht hatte, die ihn befallen und die man mit dem Namen der Blasphemie brandmarkte, seinem Irrthume in den Worten der bewunderungswürdigsten Demuth zu entsagen, und dennoch seit an seinem ersten Prinzipien zu halten, und ein Quäker zu bleiben! Ein Beitragen, so ganz verschieden von dem der gewöhnlichen Bekehrten und von dem Enthusiasmus, mit welchem ein Apostat gewöhnlich seine Apostasie über Alles anzupreisen sucht, indem er sich nie weit genug von seinen sonstigen Irrthümern entfernen zu können glaubt und darum selbst der kleinen Zahl von Wahrheiten, welche damit vereinigt, aber nicht verbunden waren, auf immer entsagt.

Leonel die Beschreibungen des John Woolmann anzuwenden; und liebet die ersten Quäker.

Bis zu welchem Punkte die gegenwärtigen Nachfolger dieser tugendhaften Männer dem ursprünglichen Geiste anhängig geblieben sind, oder bis zu welcher Stufe sie die Form substituirt haben, das vermag nur der aufzusprechen, der die Herzen prüfen kann. Ich habe in ihren Versammlungen Figuren gesehen, in denen gleichsam die Schwerkraft Taube sichtbar war. Ich habe dergleichen Andere belauscht, wo es unmöglich war, etwas Anderes als eine absolute Leerheit zu entdecken. Aber der Friede war überall, und überall die Einmüthigkeit, und nirgends die heftige Wirkung des Streites. Wenn die geistigen Kurpfeifer der Quäker sich vermindert haben, so sind es wenigstens keine Karrer in ihnen. Man kann sie nicht beschuldigen, daß sie scheinbredig sind in ihren Predigten. Es geschieht in der That sehr selten, daß man einen unter ihnen sich erheben sieht, um eine Rede zu halten. Nur hin und wieder gelangt die Stimme einer gewöhnlich alten Frau, nur schwach klingend und summend, aber doch melodisch, zu Eurem Ohre, ohne daß Ihr angeben könnt, von welchem Theile der Versammlung sie herkommt, und ihr hört einige Worte hören, die sie dem Verhältnisse irgend einer gegenwärtigen Person sie angemessen hält. In ihrer Betonung liegt stets das Mißtrauen gegen sich selbst, was seine Vermuthung verstärkt, daß auch nur die geringste weibliche Eitelkeit sich unter ihre Töne voll Zärtlichkeit und Bescheidenheit verdeckt habe. Die Männer, so viel ich habe bemerken können, reden noch weit seltener.

Ein einziges Mal, es sind nun einige Jahre, sah ich ein Weibsbild des alten Enthusiasmus eines Schülers von Fox. Es war ein Mann von riesenhafter Statur, welcher, um mit Wordsworth zu sprechen, diese langen Knochen, in Eisen gekleidet von Kopf bis Fuß; und auch sein Knochenbau schien von Eisen zu sein. Aber der Mann weinte.

Ich sah seinen ganzen Körper von seinem innern Geiste bewegt. Sollte dies ein verblendeter Geist sein? Das Ringen des äußern Menschen war unausforschlich. Es hatte nicht das Ansehen, als wolle er reden, wohl aber wollte er als ein Organ thönen. Ich sah die dicke Terrasse sich zu Thränen steigen, und seine schlotternden Knien, wie sein ganzer Zusammenbau, schien sich auflösen zu wollen. Die Worte, die er aussprach, waren nicht zahlreich, aber voller Sinn. Er widerstand sichtbar seinem Willen und preßte seine weltliche Beredsamkeit mit größerem Erfolg zusammen, als es die größten Redner der Welt zu thun im Stande sind. Er sey in seiner Jugend ein Schöngeist gewesen, sagte er und mit einigen Gemeinschaften; und nur erst eine kurze Zeit nachher, als der Eindruck allmälig verschen war, wiederbelebt ich mir mit einigem Lächeln den stappanten Abstand dieses Bekenntnisses (indem ich jenes Wort in seinem buchstäblichen Sinne nahm) von dem Körperbau und der Physiognomie des Mannes. Seine Stirn hätte den Leichtsinn selbst abgeschreckt, und man konnte seinem Auge kaum zutrauen, daß es auch schneller, als einst die Liebesgöttin beim Anblick des Pluto auf dem Retna. Ich weiß, daß selbst in seiner Jugend dieser Mann unter dem Worte Schöngeist ein außer dem Kreise des Anstandes und der beschränkten Freiheit lebendes Wesen verstanden habe.

Meistens wird die Versammlung aufgehoben, ohne daß ein einziges Wort vernommen ward; aber der Geist ist genährt worden. Ihr geht mit einer Predigt ab, die keine Hand geschrieben hat: Ihr scheidet von einer Kindacht, die einen tieferen Eindruck auf Euch gemacht hat, als selbst ein rhetorisches Meisterwerk des Akropharine, und Ihr verlaßt eine Art Höhle, wo das bewegtlichste und eifrigste der menschlichen Thiere, die Zunge, wie von einem Zauber gebunden und gefangen gehalten wird. Ihr dankt Euch in den Wellen des Stillschweigens . . . . O! wenn der Geist leidet, gequält von Unruhe, erkrankt von Mißbelligkeit, durch das Hadern und Treiben der Welt — welch ein Balsam und welche Erlösung ist es dann, sich auf eine kühle halbe Stunde auf die Erde einer Quäker-Versammlung, deren Atmosphäre nicht von den rings um Euch versammelten friedlichen Quäkern stören wird!

Die Uebereinstimmung ihrer Bekleidung und der Weise stellt Euch das Gemälde einer angenehmen Gleichmäßigkeit dar. Man könnte sagen: das Bild einer Heerde auf der Weide, wo, um den Augenblick der heiligen Schrift zu entlehnen, Vierzig Schafe so friedlich wie ein Einziges weiden . . . . .

Selbst die Bekleidung eines Quäkers schreint nicht empfänglich für den Schmutz zu sein; und die Reinlichkeit bei ihnen ist etwas mehr, als der bloße Mangel an Flecken. Jede Quäkerin ist eine Lilie; und wenn sie, von allen Punkten des Königreichs, truppweise zu ihren Pfingst-Konferenzen kommen, so glänzen sie wie Ebbee der himmlischen Bräute.

Ostindien.

Zustand der Indischen Frauen.

Die Frauen sind bei den Indiern abwechselnde Gegenstände der größten Ehrfurcht und der tiefsten Verachtung; man betrachtet sie als eine Art Gottheiten und behandelt sie wie Sklavin. Von einem Geschlecht, dem sowohl Muhammedaner als Hindus jede Schranke und jedes Laster beimessen, und das man sür ganz unfähig hält, selbst die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens zu besorgen — von diesem Geschlechte fordert der Morgenländer dennoch gegenwärtig die erhabensten Tugenden, die sich auch wirklich bei seinen Frauen nicht selten finden. Wollten wir den Charakter der Asiatischen Frauen nach den Schilderungen beurtheilen, welche Geistgrader und theologische Schriftsteller von ihnen entwerfen, so müßten wir sie als schmutzige Flecken auf dem Antlitz der Natur betrachten. Zum Glücke tritt aber das Heldenleben Mitiel und erzählt Thaten voll heroischer Tapferkeit und hohem Unternehmungs-Geiste, die uns mit staunender Bewunderung erfüllen.

*) Der Verf. ausgezeichnet hier unseren Hannoverschen Landsmann, der bekanntlich ein Buch über die Einsamkeit geschrieben hat.

Digitized by Google

Wir sehen, was der Boden hervorbringen kann, und behaupten kek, daß alles Schädliche nur dem unzweckmäßigen Anbau des Bodens zuzuschreiben ist.

Man weiß recht gut, daß der abscheuliche Ritus des Verbrennens der Wittwen eingeführt wurde, um die Frauen von der Ermordung ihrer Männer abzuhalten. Dieser Umstand hat sehr unglückliche Vorurtheile gegen die Frauen erweckt, und Keinem ist es eingefallen, ihre schlechte Behandlung von Seiten der Männer in Anschlag zu bringen. Noch heutiges Tages sollen die Männer in den meisten Gegenden Asiens dieses für die Nacht Anstalten treffen, damit die schwachen Geschöpfe, die Opfer ihrer Launen, nicht etwa eine Gelegenheit benutzen, um ihre Unterdrücker aus dem Wege zu räumen. Gesetzt aber, dieser Argwohn wäre begründet; ist es damit entwiesen, daß die Frau an Geist oder an moralischem Werthe tiefer steht, als der Mann? Wir lernen daraus höchstens, daß die Frauen Indiens nicht jene Apathie, jene stumpfe und verächtliche Duldung zu ihren Tyrannisch übertriebenen Tyrannen besitzen, wie man sie wohl in anderen, selbst gebildeten Ländern antrifft. Der Leser wird übrigens im Verlaufe dieses Artikels erfahren, daß, obwohl manches Hörbergadte Weib ihr Joch nur mit gerechtem Unmuthe trägt, die meisten diese unglücklichen Geschöpfe dennoch ihren langsamen Martern mit bewunderlicher Nachsicht und wunderlicher Langmuth fohnten.

Daß es Thorheiten und Schlechtigkeiten genug in der Welt giebt, unterliegt keinem Zweifel, und es muß dem herrlichen Manne ein gar tröstlicher Gedanke seyn, wenn er dem schwächeren Geschlechte die Schuld von Allem aufbürden kann. In den Werken der Inder wenigstens sieht man nur zu häufig Klagen der Frauen; sie sind die Wurzel alles Uebels, die Verderberinnen alles Mißgeschicks. Warum sie aber so von Grund aus verderbt seyn sollen, davon bleibt man uns den Beweis schuldig. Ein Asiate leugnet die Existenz weiblicher Tugend a priori; er verläßt sich lieber auf Riegel und Gitter, als auf die besten Rüthe der Anschuld seines Weibes, ein reines Herz und Abscheu vor sinnentlichter Zusschweifung. Man sieht aber das indische Frauenzimmer mit so entehrendem Mißtrauen behandelt, hat es doch zu allen Zeiten, bei den Hindus wie bei den Muhammedanern, Frauen gegeben, die lieber den Tod erleiden, als Argwohn oder Schande erregen wollten. Das alte Rom prahlt mit Einer Lucretia; Indien kann Hunderte, zu Tausende edler Frauen aufweisen, die es vorzogen, durch Gift, Dolch oder Feuer ihr Leben zu enden, ehe sie die Ehre schändeten, oder nur ein Schatten von Argwohn sehte. In der neueren Zeit haben zahlreiche Beispiele gezeigt, daß die Frauen Indiens noch derselben Gefühle, derselben heldenmüthigen Opfer fähig sind, wie vor vielen Jahrhunderten. Dow's Annalen, Ferischta's Geschichte und Oberst Tod's Radschasthan sind voll von Haudlungen weiblicher Seelengröße, die oft aus den reinsten Quellen fließen; und derselben Thatsachen haben noch jetzt ihre ganze Wirkung.

Bei allen barbarischen oder halbwilden Völkern sind die Weiber und Töchter der Besiegten immer der Preis des Siegers gewesen; auch behauptet man, daß die Frauen anderer Asiatischer Völker, an ihre Schönheit gewöhnt, in dieser Hinsicht ihren Gebieter gern entbehren. Ein Indischer Häuptling gilt nicht für ganz bestegt, bevor sein Gegner nicht die Frauen des Harems zu seinen freiwilligen Sklaven zählt: ein Triumph, dessen er sich nur selten rühmen kann. Die Geschichtschreiber haben solche Triumphe der Aufzeichnung gewürdigt; und selbst Monumente aus Stein verewigen sie. Fast jede bemerkbare Hindustan rühmt sich eines oder mehrerer weiblicher Bortsolgen, welche die Ehre ihrer männlichen Verwandten auf Kosten ihres Lebens rettete. Eben so hat man Beispiele, daß die weiblichen Glieder einer Familie sich tödteten, damit ihre männlichen Verwandten von der Tyrannei eines Feindes befreit würden. Wo ein Rückzug im Kriege durch Frauen mitgenommen Frauen behindert worden wäre, haben diese sich selbst geopfert, das einzige Mittel, welches der Ehre bisweilen bleibt.

Dieser Geist findet sich aber nicht bloß in den höheren Ständen oder in Gegenden, die außer dem Bereich der Britischen Gesetze liegen. Noch vor kurzem ereignete sich ein Fall der Art in einer großen Entrepôtstation der Oberen Provinzen. Ein Chidmegar (Bedienter) im Dienste eines zur Garnison gehörigen Offiziers verordnete sein Weib nach einer dort beliebten Manier, indem er es ihr den Kopf abschnitt. Er selbst tödtete sich nicht, obgleich die Indier sonst gleich mit den Selbstmorde bei der Hand sind, wenn sie einer unverweidlichen Todesstrafe entgegen sehen. Anfangs hielt man diese That für einen Akt roher Grausamkeit; bald aber ergab sich's, daß die Frau ihre Einwilligung dazu gegeben hatte. Weiß dann in einer sehr glücklichen Ehe gelebt; aber zum Unglück war die Frau Zeugin von einem Handel gewesen, der vor Gericht entschieden werden sollte; und da ihr Zeugniß zu Vervollständigung des Beweises nothwendig war, sollte sie auf dem Tribunal erscheinen. Die Frauen müssen, so lange sie vor Gericht stehen, ihre Schleier wegnehmen. Wie dahin hatte der Ehidmetgar, trotz seines niederen Standes, seine Frau hinter ihrem Schleier gehalten, und sie war nie von einem Manne gesehen worden, ihre nächsten männlichen Angehörigen abgerechnet. Unsähig, sein Unglück und das seiner Frau zu ertragen, entschloß sich der Mann, die den Tod zu geben. Die That wurde erst am Morgen des Tages verübt, an dem die Frau vorgeladen war, und zwar ohne alle Heimlichkeit. Entweder hatte der Mann sein Weib nicht überleben wollen, oder die Aufregung des Augenblicks war zu groß, als daß er daran denken konnte, seine Frau sich selbst umbringen zu lassen.

Ein anderes Ereignis, wobei die weibliche Ehre, nach den rassinirten Vorstellungen der Hindus, gefährdet war, hätte eben so tragisch geendet, wäre nicht zu rechter Zeit ein Beschützer da gewesen. Eine wegen ihrer Schönheit berühmte Prinzessin pflegte ihren kränklichen Bruder in einem einsamen Lusthause an den Gränzen eines benachbarten Staates. Das Gerücht von den Reizen der Prinzessin drang bis zu den Ohren des Fürsten, der sich ihre unbesichtigte Lage zu Nutze machen und sie als gute Prise in sein Harem schicken wollte. Er sieß die Dame durch einen Trupp Bewaffneter wegschleppen; allein man setzte den Räubern nach, und sie wurde noch auf dem Wege zur Hauptstadt aus ihren Händen befreit. Ein Britischer Offizier verstärkte ihre Eskorte mit seinen eigenen Leuten und ließ sie nach einem sicheren Orte bringen, wo sie vor künftigen Nachstellungen des Königs geschützt war. Das unglückliche Weib hatte sich den schlimmsten Fall eine Gefahr sich zu sich gefreut, und wäre sie in die Hände des Königs gefallen, so würde sie gewiß ihrem Leben ein Ende gemacht haben. Der Britische Offizier, welcher die Denkungsart der Eingebornen aus vieljähriger Erfahrung kannte, ersann einen Plan, um einem künftigen Selbstmorde der Prinzessin vorzubeugen. Er ließ sie als seine Tochter, vertraute sie der Obhut seiner Gattin, und die romantische Geschichte endete damit, daß die Prinzessin den Sohn ihres Retters heirathete.

Die frühe körperliche Entwickelung der Frauen des Orients ist ihnen sehr nachtheilig; denn sie werden schon Gattinnen und Mütter, wenn sie an Jahren noch wahre Kinder sind, und haben sie ein Alter erreicht, in dem Europäische Frauen in vollster Schönheit sind, so gelten sie für alt und abgenutzt. Die Periode der Erziehung muß nothwendiger Weise ausnehmend kurz seyn, und es bleibt dem weiblichen Geschlechte durchaus keine Zeit, um sich Erfahrung zu erwerben. Da sie zu sklavischer Abhängigkeit von dem Willen ihres Gebieters verdammt sind, so ist es nicht zu verwundern, daß beiderlei sie keiner großen Wachsamkeit über sich selbst; obgleich man aber die bese Absicht hat, sie in bloße Maschinen zu verwandeln, so gelingt dies doch nimmermehr. Die Indische Frau besitzt unstreitig große Anlagen, und diese werden, jenem abscheulichen System zufolge, so häufig falsch geleitet, daß man sich nicht verwundern darf, wenn Verbrechen und Elend daraus erwachsen. Offenstrafgerichtet wird selten Jemand, der nicht durch seine Umweltsenheit und der Mißhandlung, zu welchen Frauen von lebendigem Geiste verdammt sind, verhältnißmäßig nur selten das Unheil erzeugen, welches die natürliche Folge zu sehen scheint.

Obwohl man viele Indische Frauen von Rang, gleich Rebekka, aus den Brunnen Wasser schöpfen sieht, so leben die Damen in großen Städten in der Regel in der strengsten Abgeschlossenheit. Von dem Harems giebt es so viele und so genaue Beschreibungen, daß es sich schwerlich lohnen würde, wenn wir sie hier noch einmal schilderten. Die Toilette der Indischen Damen ist nicht so komplizirt, wie die der Europäerinnen; sie verwenden viele Zeit darauf, allein sie putzen sich nicht alle Tage von neuem. Ihr Haar, welches auf der Stirn gescheitelt, hinten breiten Zöpfen glatt herabfällt, ist von großer Länge und in Zöpfe geflochten wird, bleibt dann eine ganze Woche unberührt; auch die Unterkleider wechselt man binnen dieser Zeit nicht, und da die Inder beim Schlafengehen nur die oberen und kostbareren Kleidungsstücke ablegen, so sollte ihnen das Aus- und Anklieden nur wenig Zeit. Die Damen bringen ihn gewöhnlich auf dem Dache, unter seidenen Schleiern, den sie bei Tage tragen, einen Schleier von Musselin oder einen gewöhnlichen Shawl nehmen, der sie von Kopf bis zu Füßen einhüllt und gegen den Stich der Insekten schützt.

Da die Toilette der Indischen Damen nicht Mittel genug gegen die Langeweile ist, so vertreiben sie sich ihre Zeit zumeist mit Schlafen, Essen, Trinken und Rauchen. Auch die weiblichen Geschicklichkeiten in seinen weiblichen Arbeiten, besonders im Sticken, und manche Muhammedanische Lady von Rang, die ein knappes Einkommen hat, sucht sich auf diesem Wege etwas zu verdienen. Talente von anderer Art sind außerordentlich selten; nur Wenige können lesen und schreiben, und obgleich das Spiel auf der Laute von Einigen kultivirt wird, so hält man es nur noch beschränkt für schicklich, daß eine verheirathete oder auch nur wünschenswerthen Theil der Erziehung. Die dem weiblichen Geschlechte so natürliche Liebhaberei an Blumen thut sich auch bei den Indierinnen kund; sie schmücken ihr Haupt gern mit den weißen Blüthen des Jasmin, auch verstehen sie es, Kosenkränze und Guirlanden zu machen.

So gern auch Eine Abgeschiedenheit von der übrigen Welt ist, so machen sich die Indischen Frauen dennoch mit Werthhaltigkeit jeder Art vertraut. Keine politische Intrigue, keine Kabale kann ohne ihre Mitwirkung durchgeführt werden; auch kennen sie den feinen geselligen Ton so gut, daß kein Vorsteh dagegen ihre Ausmerksamkeit entgeht. Oft findet man große Umsichtigkeit und den schärfsten Verstand in einem und demselben Individuum vereinigt, und Frauen, die eine tüchtige Erziehung der größten Achtung und Bewunderung würdig gemacht hätte, gehen oft nur traurige Beweise davon, wie die ausgezeichnetsten Anlagen eine schiefe Richtung erhalten können.

Die Zuthand der Frauen ist jedoch in den verschiedenen Gegenden Hindostans verschieden; diejenigen Hindu-Stämme, welche das Beispiel der Muhammedaner nicht der Magen haben, bewesen dem schönen Geschlecht schon größere Nachsicht. In dem Mahratten-Lande und bei den Radschputen scheint das Weib höher geschätzt zu werden; allein es fragt sich, ob diese höhere Schätzung den Schönen vortheilhafter ist, da sie nur zum Vorwande dient, um ihnen, wenn es irgend thätlich scheint, das Leben zu nehmen. Einige Schriftsteller haben den Mord weiblicher Kinder, der bei den sentimentalen Radschputen so stark im Gebrauche ist, damit zu entschuldigen gesucht, daß er zu weniger grausam sey, als die Sitte der katholischen Christen, ihre Töchter in Klöster einzusperren, und Andere haben sich bemüht, zu beweisen, daß die Indische Frau, trotz aller Entbehrungen, die man ihr auferlegt, so viel Freiheit und Glückseligkeit genieße, als sie mit Recht verlangen könne. (A. J.)

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Freitag den 15. Januar 1836.

Frankreich.

Das Foyer des Théâtre français.

Von J. N. Bouilly.

Kehren wir dem Palast der Tuilerieen den Rücken, dem Tummelplatz der politischen Intriguen, des Stolzes und der Verurtheile — Jahrhunderte lang war er dies; kehren wir ihr den Rücken, dieser großen Laterna magica, die uns in noch nicht einem halben Säkulum mehrere gekrönte Häupter erscheinen und wieder verschwinden, ganze Dynastieen untergehen und wieder zum Vorschein kommen, so viele Größe in Nacht versinken, so viele Kleine aus's Tagesliche treten sieht! Hinweg davon! Wenden wir uns Thalieus und Melpomenens anspruchslosester heiterer Feststatt zu, dem Tempel der wahren echten Unabhängigkeit, wo man gilt, was man ist, wo das große Talent auch den ersten Platz einnimmt, wo der scharfe Witz alle Lächerlichkeiten geißelt, aber ohne sie zu zerfleischen, wo die Abenteurer und Scenen leichter Liebe erzählt und besprochen werden, aber in einer Weise, die das Alter ergötzt und die Jugend doch nicht erröthen macht; mit einem Worte, jenem Versammlungs- und Vereinigungspunkte aller ersten Celebritäten in Kunst und Wissenschaft, dem heiteren Forum der Urbanität, der Anmuth und des feinen Tones — oder mit andern Worten: Machen wir einen Besuch im Foyer des Théâtre français!

Doch freilich, um ein treues Bild von diesem berühmten Foyer, so wie es vor fünfundbreißig Jahren war, zu liefern, ein Bild, das nicht zu sehr hinter seinem Originale zurückbliebe, müßte ich, statt der Feder, den Pinsel eines Aldano und Callot führen können; ich zitterte daher, mich ich anfange, so viel Meisterhaften Verführerisches, so viel Seobeit und Ulke, so viel Natur und Koketterie in ein Bild zusammendrängen und zu einem lebendigen harmonischen Ganzen zu verschmelzen — wie es ausgetragen in Worten, dieses seltsame Gemisch von vornehmen Herren und Schauspielern, reichen Banquiers und Künstlern, die aus den Dachlöchern herabgeflogen, denselben Namen und scheinen Anfängern, gepflanzten Reputationen und schicksternen Dehuts, Männern mit Flammenzügen und Anderen, von deren Lippen kein Wörtchen kam, wahren herzlichen Freunden, Freunden für die Ewigkeit, und falschen, tückischen, die Meister in jeder Täuschung waren! . . .

O, welch ein reiches Feld, welch ein unerschöpflicher Stoff für den ruhigen Beobachter! Welch eine kostbare Schnle für den Moralisten, den Oberflächle und Außenseite nicht blenden! Strahlendes Foyer! Geliebter Aufenthalt, wo ich vierzig Jahre lang so viel köstliche Abende im reichsten Genusse verlebt, wo mir so manch glückliches Wort zugeflossen — wo ich so viel Männer von Ehre, so viele herrliche treffliche Frauen kennen gelernt! Erzielebte Duelle alles deffen, was das Auge erfreuen und entzücken, den Geist zieren, den Geschmack regeln und reinigen, das Gemüth überhaupt gewöhnen kann an das Rechte mit Schicklichke und Gehörige; Foyer français, empfange hier den huldigenden Tribut der Verehrung und Liebe eines deiner Altesten Gäste, und laß' ihn noch einmal Herz und Phantasie zu heller Flamme auffodern in treuem Bericht alles deffen, was er auf deinem Blumengefilde hat einsammeln dürfen — in diesem Sonnenstrahl lichter Vergangenheit laß ihn heut wieder jung werden!

Im Jahre 1795 war es, wo ich beim Théâtre français mein Stück *René Descartes* einreichte, dessen beifällige Aufnahme von Seiten des Publikums ich Monvel und Michet's unvergleichlichem Talent verdankte; der Eine besonders groß in fühner Zeichnung und Darstellung der Leidenschaften, die mächtige Flamme seines Innern mit allentzündender Gewalt in den Kreis seiner Zuschauer schleudernd; der Andere, die Bonhomie und Wahrhaftigkeit in Person, wußte durch ein einziges Wort, durch ein Lächeln, Heiterkeit und Lust und Behagen über das ganze Publikum zu verbreiten. So war es in meinem Stück besonders eine Scene, die, wo der Vater der neueren Philosophie sich mit einem gewöhnlichen Stellmacher einläßt, an deffen treffendem Witz er Gefallen findet — wo man nicht mehr zu lagen vermochte, wer der vollkommenste von beiden beiden bewundernswürdigen Künstlern sey.

Jung, wie ich damals war, machte ich mir mein freies Entree im Théâtre français gehörig zu Nutze, und fast jeden Abend, nachdem ich das erste Stück, das in der Regel um acht Uhr zu Ende war, gesehen, faßte ich im Foyer Posto, wo ich die großen Talente wiedersand, denen ich vom Orchester aus meinen Applaus gespendet; dahin kommen auch sie, sich von der Anstrengung einer langen Rolle durch ein lebendiges geistreiches Gespräch, das von den täglichen Besuchern eigentlich unterhalten wurde, zu erholen. Oft erhielt in diesen Gesprächen der berühmteste Schauspieler nützliche Winke und Belehrungen über die Rolle, die er so eben gespielt, und wie oft wurden dort dem Autor eines neuen Stücks von den Schauspielern zweckmäßige Rathschläge ertheilt, dienliche Kürzungen angegeben und was dergleichen mehr war. Der gemeinsame Zweck und Mittelpunkt war die Förderung der dramatischen Kunst, und dieser schöne würdige Zweck, diese allgemeine Sinn für eine große Sache schloß nun Alle ein trauliches Band der Freundschaft.

So war denn alle Abend, von acht bis elf, und oft bis Mitternacht, dieser Redepag versammelt; alle neue Erscheinungen wurden hier besprochen, Hof- und Stadtgeschichten, Alles in bunter Folge durch einander. Liebesgeschichten wurden hier mit einer Anmuth und einer Laune erzählt, die sie oft erst interessant, stets aber interessanter machten, als sie wirklich waren. Dieses Foyer bildete einen großen Salon, gehörig erleuchtet, und faßte dreißig bis vierzig Personen, die alle bequem sitzen konnten; auf jeder Seite stand ein langes Kanapee, das in der Regel für die Damen reservirt wurde. Hier saßen, im Hintergrunde des Saals, dem Eingange gegenüber, Mlle. Contat, wenn sie die Rolle der Celimene gespielt hatte, Mad. Evrard oder Mad. Patin. Ihre hinreissend schönen Züge, die reizende Art, wie sie den Kopf trug, und die unaussprechliche Anmuth, die über ihre ganze Gestalt ausgegossen war, fesselten das Auge so, daß man das Mangelhafte ganz übersah; sie war nämlich zu stark geworden, und durch diese körperliche ihrem Talente keinen eigentlichen Abbruch that, so erschwerte sie ihr doch, es in seiner vollen Kraft und Macht zu entfalten. Aber die vornehme Tournure der großen Welt, die leichte Grazie eines vollendet gebildeten Benehmens, die ihr zu Gebote stand, diese Meisterschaft der feinen Sitte, der forschende feine Blick, der leichte Mund, lächelnd und heiß, den manchmal ein Zug von unnachahmlicher Bosheit reizend umspielte, alles das trug dazu bei, diese berühmte Schauspielerin in dem Alter von vierzig Jahren zur vorzüglichsten Frau zu machen, zur Königin des Foyer, vor der sich Hohe und Niedere mit Bewunderung neigten.

Von diesem ihrem Throne herab, für den sie wie geschaffen war, hört' ich einmal eins der witzigsten Worte sagen, die unser Zeitalter aufzuweisen hat. Der Herzog von C*** , der verwachsen, aber voller Anmuth war und mit ungemeiner Geschicklichkeit seine Blitzgestalt zu verbergen wußte, machte, wie andere große Herren, auch seinerseits der berühmten Künstlerin Cour. Sie hob er denn unter Anderem auch einmal von ihren frühesten Rollen an, die sie im höheren Lustspiele gegeben, und ergoß sich in Emphase und ungemessenes Lob über die schlanke Nymphengestalt, die ihr verloren gegangen, über jene liebliche Jugendblüthe, die verschwunden und dahin war. Indem er die verlorenen Herrlichkeiten der Reihe nach aufzählte, schien das Lächeln, das seine Rede begleitete, nicht minder verlockend und bestechen, daß er sich auf Kosten der vierzigjährigen Schönen einen Spaß machen wolle. Diese, leicht die Lippen zusammenkneifend, sann auf eine gründliche Rache, und wartete nur auf die Gelegenheit, sie auszuüben. Der Zufall schaffte sie ihr bald: das Gespräch, in der Regel lebhaft, sein und scharf, kam auf die Mittelmäßigen. Der Herzog von C*** sich gleich selbst mit in diese Kategorie zählend, sagte mit vornehmer Suffisance: Man muß es uns oder lassen, daß uns die Natur für ihre stiefmütterliche Strenge auf der einen Seite auf einer andern desto gleichlicher zu entschädigen pflegt; denn in der Regel sind die Buckligen geistreiche Leute. — Ah! Herr Herzog, Sie sind nur ein wenig schief! versetzte Mlle. Contat mit Lebhaftigkeit, mit dem Feuer und der Anmuth, die so reizend standen. Der Herzog wurde roth und schlug die Augen nieder; Alles, was anwesend war, freute sich im Stillen über den dreifachen Einfall, und war unter einander einig, daß nie eine geistreiche Frau einem großen Herrn besser gesagt habe, er sey nur ein Dummkopf.

Zur Seite der schönen Contat saß sich sie wohlbekannte Mlle. Lange nieder, die Demoiselle einmal fragte, indem er auf ihre schönen Schultern wies: „Sagen Sie uns, l'Ange (Engel), wo haben Sie Ihre Flügel gelassen?" Auf der anderen Seite saß in der Regel die reizende Mezeray, die, von der verschwenderischen Natur mit allen Gaben ausgestattet, neben der vollkommensten Schönheit auch die Vorzüge eines gebildeten Geistes und einer vollendeten Erziehung besaß. Ausserdem sah man in diesem Kreise reizender Frauen noch Mlle. Emilie Contat, deren lächelndes holdes Antlitz und Jugendfrische ihr den Beinamen Flora-Hebe erworben hatten; Mlle. Mars, kaum sechzehn Jahre alt, deren anbrechendes Auge und Klang der Stimme ihre spätere Berühmtheit schon damals verkündigten; die Simon, deren melancholische Züge einen ganz eigenthümlichen Reiz hatten; die Desrosiers, eine schöne Blume, die aber, leider in der Wurzel von tödtlicher

Digitized by Google

Unwillen aufgedeckt. Sie werden, wie in Indien, bald lernen, wie staatsklug es ist, human und gerecht zu seyn. 2) Halte ich es als Engländer, der die Franzosen in Nord-Afrika wegen ihrer Grausamkeit anklagt, für Pflicht, einen Blick auf die Frage zu werfen, ob unser eigenes Benehmen im Kaffernlande vollkommen tadellos sey? Ich glaube, das letztere könnte gegen uns größere Anklagen erheben, als Algier gegen Frankreich. Sie enthalte ich mich denn jeder speziellen Beschuldigung gegen die Franzosen und begnüge mich damit, anzudeuten, daß ihr Benehmen wohl noch manche Verbesserungen zulassen dürfte.

(Thom. Campbell's Letters from the South.)

Nord-Amerika.

Zweikampf eines Indianischen Wilden mit einem Franzosen.

Als ich mich vor einigen Jahren zu St. Louis aufhielt, war ich Zeuge einer seltsamen Zweikampfes, der zwischen einem Franzosen und einem Wilden von dem Stamme der Sautis stattfand. Die Ursache des Streites war folgende: Herr von M.... machte eines Tages einen Spaziergang in der Nähe seiner alten Grabhügel, welche sich in der nächsten Umgebung der Stadt befinden. Diese Hügel bezeugen, daß die Ureinwohner des Landes ihren Todten eben solche Ehrfurcht bewiesen, als die Alten in Memphis und Theben. In einem Winkel dieser großen länglichen Viereckte, die entweder Ruinen eines Pantheons oder eines Pallastes sind, erblickte er ein unsförmliches Zelt, mit geflochtenen Matten und Häuten bedeckt. Er ging näher und gewahrte den Kopf eines jungen Weibes, dessen Züge nicht mehr denen der kalten und leichtigen Asche gemein hatten. Alsobald entsann sich zwischen der Tochter der Wüste und dem Manne der Civilisation eine durch Zeichen und Geberden fortgeführte Unterhaltung. Das Ungewöhnlicher der ganzen Scene erregte die Neugier des Reisenden, der sich einige Galanterieen gegen die schöne Wilde erlauben wollte. Diese aber stieß einen durchdringenden Schrei aus, und in demselben Augenblick stand ihr Gatte, ein Mann von herkulischem Körperbau, ihr zur Seite. Zorni Worte reichten hin, um den Hergang aufzuklären, und unser Franzose sah sich bald darauf gekneuelt, gebunden und der Obhut von vier Indianern übergeben, die sich, dem Anschein nach, im Dienst des beleidigten Familienvaters befanden.

Man hielt Rath, und es wurde beschlossen, daß am folgenden Morgen, beim Eindruch des Tages, ein Zweikampf stattfinden solle. Alsobald vernahm man kreischende Töne, welche durch wunderliche Blase-Instrumente hervorgebracht wurden, wodurch angekündigt wird, daß man sich zu dem bevorstehenden neuen Streite in großer Anzahl auf dem eingehegten Kampfplatz einfinden solle; Richter wurden ernannt, um über die beigebrachten Schläge ihr Gutachten abzugeben, und um die Waffen, oder, wie man auch sonst zu sagen pflegte, die Knittel auszuwählen. Man machte dem Franzosen das Gesbrüche seiner Lage begreiflich. Es handelte sich hier nicht darum, einen Degen zu führen, oder ein Pistol abzuschießen; er hatte nur zwischen der Keule, dem Pfeil oder dem Bogen wohnt zu wählen. Er gab der letzten Waffe, die ungefähr wie eine kleine Axt geformt ist, den Vorzug, weil er glaubte, sie sey ihm damit am leichtesten handhaben zu können. Die Einwohner von St. Louis waren verstößt; Jedermann suchte nach einem Mittel, um das unabwendbare Unglück zu verhüten, aber die Beschlüsse, welche von den Sautis gefaßt werden, sind unerschütterlich.

Derjenige Indianer, der Herr M.... beleidigt hatte, war kein geringerer als „der große Adler", ein Abkömmling des berühmten Pontiac, ein Name, der nach Montezuma und den Incas von den Ureinwohnern des Landes am meisten verherrlicht wird.

Mit dem ersten Strahl des neuen Tages waren alle jene Hügel, von denen ich weiter oben gesprochen habe, mit Wilden überstiet. Niemals habe ich eine solche Versammlung gesehen. Diese Leute hatten Gesichter mit den hervorspringenden Backenknochen, diese lebhaften und leuchtenden Augen, deren Wimpern mit Zinnober und, zum Zeichen ihrer größeren Würde, zum Theil mit Blei gefärbt waren, diese dicken und platten Nasen, diese abscheulich große Mund, diese fahlen Köpfe, in deren Mitte man nur ein Haarbüschel stehen sieht, diese Ohren, ausgezerrt durch die Last von schweren Ringen, die man daran die geflügt hat, diese Halsbänder, welche Schlangen ähneln, diese Fuchsschwänze, welche sie sich zur Zierde angehängt haben, diese wallenden Federn, alles das gab der Versammlung ein nicht zu beschreibendes phantastisches Ansehen. Einige von ihnen, mit einem wollenen Lederwurfe bekleidet, liefen nach den Pferden und Bogen sehen. Andere, welche nur mit einem weißen oder rothen Gurt bekleidet waren, trugen ihre schlanken, aber trägen Gliedmaßen zur Schau; sie glichen in ihren Häuten von Tigern, Büffels, oder Elendsthi den Ringern und Faustkämpfern der Griechen und Römer. Diese hatten ganz nackte Beine, seine trugen Kamaschen, wytas gemacht, welche bis an das Knie reichten und Fransen an die Fußbekleidung der Einsiedler erinnerten.

Die Weiber standen da mit flatternden Haaren; beschrieen und surchtsam, wie Sklaven, erwarteten sie in der Stille das Zeichen zum Beginn des Kampfes und mischten ihre Stimmen nur selten mit jenen Hurrahs, die bis in das Innerste der benachbarten Wälder wiederhallten.

Der Kampfplatz war seierlich, und ich gestehe, daß ich niemals ein so heftiges Zusammenrudern gesehen habe, als in dem Momente, da beide Kämpfer in die Schranken traten. Der Franzose stammte aus einem edlen Geschlecht, seine Vorfahren hatten ritterlich ihre Lanzen gebrochen, auf seiner Stirn thronte der Geist des Mittelalters, und nichts gab Zeugniß, daß bei ihm der Heldenmuth seiner Väter ausgeartet sey.

Mit einer einfachen Axt bewaffnet, erwartete er seinen Feind festen Fußes. Dieser erschien endlich. Seine Haltung war stolz, sein Kopf, mit zwei Fuchsschwänzen geschmückt, erhob sich mit Würde, worunter sich einige Verachtung für denjenigen mischte, mit dem er sich schlagen sollte. Nackt und über und über mit allen Farben bemalt, glich er mehr einem wilden Thiere, das über seine Beute herstürzen, als einem Helden, der seinen Streit durch das Recht der Waffen ausgleichen will. Ich zitterte an allen Gliedern, als ein furchtbares Pfeifen, nach welchem eine noch ängstigendere Stille eintrat, das Signal zum Beginne des Kampfes gab.

In demselben Augenblick brach der „große Adler" in ein wildes Lachen aus und bewegte sich in tanzendo Anschickungen zum seinen Gegner, bald erhob er sich, bald bückte er sich mit allen Verrenkungen einer Hyäne, die den günstigsten Moment erspähen will; aber das Auge des Franzosen, strahlend wie das seinige, bezeichnete ihm einen Raum, der bereit war, jedem Angriff auszuweichen oder mit Energie zu begegnen. Der Kampf begann in der Kreise umherzurennen, um den Feind in einem gymnastischen Wettstreit anzureizen und ihn so zu ermüden; aber Herr v. M.... blieb ruhig in seinem Vertheidigungszustande und gab nichts auf, was er besaß, um einen der dargebotenen Vortheile zu erringen. Endlich, ermattet von seinen eigenen Lasten, sank der Krieger der Sautis mit einem einzigen Sprunge zu den Füßen des Feindes und fiehte um Gnade. Aber als der Sieg, einen Augenblick auf seiner Seite. Es erwachte einige Hoffnung für den Franzosen, daß er diesem Schlage mit kaltem Blute ausweich, vorzüglich als man die schwerverwundete Schulter des „großen Adlers" erblickte. Bei dem Anblicke seines Blutes kehrte der Wilde mit einem Ungestüm zurück, der Alles zittern machte; die Erinnerung daran macht mein Blut erstarren. Ihr begann ein Kampf Leib gegen Leib, die Arme verschlangen sich verschwand auf einander, die Schläge vervielfältigten sich, das Blut strömte, Stücke Fleisch flogen umher, man sah nicht mehr den Wilden, nicht mehr den Franzosen, es waren zwei mit Blut bedeckte Phantome, welche sich mit der Wuth der Verzweiflung auf einander warfen. Ich wandte die Augen weg, als ein lautes Gebrüll mir sagte, daß Einer gefallen sey. Es war der letzte Sprößling des Pontiac, es war der „große Adler", welcher in der Arena todt zu Boden stürzte. Schrecklisches Schauspiel! Ein Hieb seines Gegners hatte ihm den Hirnschädel zerschmettert, und sein leuchtender Sieger, im Tode selbst noch eine Lust verwuthend, stand zu seiner Vertheidigung bereit.

Die Wuth war allgemein. Jedermann behauptete, daß diese wilden Banden die Niederlage rächen würden, wenn auch erst in späterer Zeit. Die ganze Horde stieß ein Siegesgeschrei aus. Hr. v. M.... ward, trotz seiner Wunden, im Triumphe davongetragen. Man brachte ihn in seine Wohnung zurück, und am andern Tage kamen die Häupter der Sautis, um ihm Waffen als Siegeszeichen zu bringen. Sein Zimmer glich einer Indianischen Waffenhalle. Man sah auf allen Seiten Pfeile, Bogen und Lanzen, untermischt mit Aexten, Keulen, Dolchen und feuern kupfernen Schilden, die underdeckte rund wie der Cyprus, oder oval wie das Scutum sind. Diese Schilde sind mit rudimentären Hieroglyphen, oder mit dem Namen Gottes Monitu geschmückt, welche mit einem Kranze von Federn umgeben sind.

Während ich meinem Landsmann meinen Glückwunsch wegen seines Heldenmuthes abstattete, der mit einem eben so glücklichen als unerwarteten Erfolge gekrönt worden war, hörten wir vor der Thüre neue Glückwünschungs-Rufe; es wurde nach dem Tambourin getanzt, man stieß ein Freuden-Geschrei aus, eine Fahne wehte; es war die Frau des Pontiac, welche man dem Sieger zuführte.

Man sagte uns jetzt, daß Hr. v. M.... dem Stamme der Sautis einverleibt werden würde, und daß es nichts Geringeres gelte, als ihn zum Haupte desselben zu machen und ihm den Namen des großen Adlers beizulegen.

(T. F.)

Mannigfaltiges.

— Deutsche historische Anthologie. Unter dem Titel German Historical Anthology hat der bei dem Kings-College in London als Professor der Deutschen Sprache angestellte Professor Bernays eine Ehrestomathie der berühmtesten Deutschen Geschichtschreiber herausgegeben. Als Glanzpunkte darin werden von dem Referenten drei Auszüge aus Wilken's Geschichte der Kreuzzüge und aus Johannes von Müller's Geschichte der Schweiz bezeichnet.

Englische Bibliothek. Unter diesem Namen erscheint seit dem vorigen Jahre in Karlsruhe (bei G. Braun) eine von Herrn K. v. Krelling herausgegebene fortlaufende Auswahl der Anziehendsten und des Neuesten aus der Englischen Taschenbuchs-Literatur und Novellistik. Der Inhalt derselben schlidet durchaus nicht mit unserm „Magazin"; aber selbst wenn dies der Fall wäre, würden wir doch nicht aufhören, den Freunden der Englischen Literatur fast mit vielem Fleiß und großer Sorgfalt veranstaltete Auswahl derselben zu empfehlen.

— Holländischer Sebelden. Von dem in Holland sehr popularie gewordenen Buche „Gedenkstuk van Neerlands Heldendaden ter Zee" (Niederländs Heldenthaten zur See), dessen Verfasser die durch mehrere historische Handbücher bekannte Schriftstellerin Herr Engelberta Gerrits ist, erschien vor kurzem (in Amsterdam bei G. Portielje) auch eine Französische Uebersetzung unter dem Titel: „Fastes de la marine Hollandaise." Hierdurch ist dieses interessante Buch auch uns Deutschen verständlicher geworden, denn so seltsam es auch seyn mag, ist es doch darum nicht minder thatsächlich, daß die uns so nahe liegende Holländische oder vielmehr Niederdeutsche Sprache (Nederduitsche Taal) von unseren gebildeten Landsleuten, denen im Allgemeinen das Französische so geläufig ist, fast gar nicht verstanden wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Montag den 18. Januar 1836.

Italien.

Reise einer Ignorantin nach Italien. *)

Schon wieder eine Reise nach Italien! So wird mancher ungeduldige oder grämliche Leser ausrufen. Schon wieder ein Pilger, der, nachdem er den Tribut seiner wahren oder erkünstelten Bewunderung in das klassische Land getragen, sich verpflichtet glaubt, Kunstwerke, Denkmäler und Trümmer noch einmal zu beschreiben, die wohl hundert Mal schon beschrieben worden sind! Was haben die gelehrten Forschungen eines Non, Lalande, Simond, Valéry u. s. w. u. s. w. der Nachwelt noch übrig gelassen? Was will man den Stapelwaaren genannten Handbüchern und Wegweisern eines Bast, Nibbi, Anadri und Reigebaur noch hinzufügen?

Wir antworten darauf, daß die anonyme Verfasserin des unten in der Anmerkung näher bezeichneten Werkes weder eine Beschreibung noch ein Reise-Handbuch zu liefern beabsichtigt hat. Es sind frische Eindrücke, wie sie jeder Tag, jeder Augenblick auf das Gemüth der Dame gemacht, zuweilen naiver Art, nicht selten tief empfunden, gewöhnlich geistreich, immer wahr und ohne Schminke. Das Buch gehört zu solchen Büchern, von denen man sagen kann: „Die Wahrheit ist, wie sie sey kann, und hat kein anderes Verdienst, als zu seyn, was sie ist.“

Was soll man auch mehr erwarten von einer Dame, die nichts weniger beabsichtigt, als Alles zu beschreiben, zu gruppiren, zu erklären; die gleich von vorn herein zu verstehen giebt, daß die Alterthümer kein Gegenstand ihrer Forschungen sind; die das Chaos der Vergangenheit nicht zu entwirren strebt, und überdaupt nicht den entfernteren Ursprung auf wissenschaftliche Weise sucht. Lassen wir die Verfasserin selbst von den Beweggründen ihrer Reise sprechen.

„Ich reiste, um eine großartige Natur zu bewundern, um Herz und Phantasie an den Strahlen der Sonne des Südens zu erwärmen, um ein fremdes Volk zu beobachten und jene edlen Trümmer zu beschauen, die das Licht des Himmels erleuchtet — keineswegs aber, um an einem schönen Frühlingstage in die kalten und finsteren Säle des Alterthums hinabzusteigen und in kleinlichem Plunder herumzuwühlen, während das Meer, Posquoli, seine Tempel — während die Inseln, Sorrento, Castell' a mare, vor mir sich entfalteten, vor mir, die ihnen bald wieder ein ewiges Lebewohl sagen sollte.“

An einem schönen Tage rollt eine leichte Kalesche mit einer jungen und hübschen Reisenden weit von Paris fort. Zwanzig Jahre, eine lebhafte, sie Eindrücke empfänglichte Phantasie, ein klarer und scharf blickender Geist, wahrer Sinn für das Schöne und ein empfindsames, aber nicht empfindeindes Herz — das sind mehr als genug Eigenschaften, um auf einer so langen Reise den Dämon der Langeweile zu verbannen, besonders wenn Rom, wenn Neapel die Zielpunkte der Reise sind.

Der Huf der Pferde scheint den Boden kaum zu berühren, so schnell wechseln die Bilder und Eindrücke. Hier ist es Lyon, das zwischen zwei Strömen ruht — Lyon, die gewerbsthätige Stadt, wo die Seide die lebhaftesten Farben annimmt; es ist der Rhône, welcher in freigebem Laufe an seinen malerischen Ufern hinrollt. Bald kommt Avignon, die alte Stadt der Päpste; Nimes, das Rom der Gallier; der Pont du Gard, welcher zwei Höhen verbindet. Gewohnt an den trüberen Himmel des Nordens, bewundert die junge Reisende die Helle und Farbenpracht der Natur, jene Denkmäler, welche die weltbeherrschenden Römer als unvertilgliche Spuren ihrer Herrschaft oder ihrer Durchzüge errichtet. Aber es ist unserer Reisenden nicht gegeben, Enthusiasmus zu heuchlen, wo sie ihn nicht in sich trägt, und sie gesteht nur eben darum offenherzig, daß der Anblick der Quelle von Vaucluse nur geringen Eindruck auf sie gemacht hat. Sie vergleicht die düsteren Umgebungen dieses klassischen Quells unwillkürlich mit den Wasserfällen der Schweiz, die von zwei- bis dreihundert Fuß hohen Felsen schäumend herabstürzen, oder im Schatten hundertjähriger Tannen über moosiges Gestein dahinbrausen; und den schönen Versen zum Trotz, die Petrarca dieser Quelle geweiht, verdreicht Vaucluse vor dem Bilde der tiefgrünen Wälder und der malerischen Berge Helvetiens.

Bald aber entblüht sich den Blicken unserer Reisenden eine imposantere Scene; es ist das Meer, welches sie bis dahin nur vom Hörensagen gekannt, das Meer in seiner mendlichen Majestät, schöner als jede Beschreibung, dagegen verdorbe als jedes Gemälde. Es erscheint Marseille mit seinem Walde von Masten, mit seiner buntscheckigen, lebhaften, rastlos geschäftigen Bevölkerung, seinen halb orientalischen Sitten, seinen reichen Magazinen — es zeigt sich Toulon mit seiner Kriegsflotte, seinen Dampfschiffen, seinen Seefoldaten und wildblickenden Galeeren-Sklaven.

Aber bald verschwindet es, das Französische Land; bald folgt ihm jenes Italien, so reich an herrlichen Erinnerungen, wie kein anderes: jenes Italien, das Rendezvous der Elite Europens; jenes Italien, das Heiligthum, zu dem die jungen Künstler wallen, um ihr verdorbenes Talent vor ewig gültigen Mustern zu entwickeln! Siehe, hier prangt schon das majestätische Genua! Hier blühen und zeitigen die Orange, die Zitrone unter freiem Himmel; hier breiten die Myrthe und der Baststrauch lorbeer die grünen Laubzelt aus. Trotz der Räuberei des Dezembers scheint die Natur von ihrer Pracht nichts eingebüßt zu haben. Aber auch welche traurige Kontraste, die ihren breiten Schatten auf das Gemälde werfen! Ein schmutziger, kreischender Bettlerhaufen, eine unersättliche Habgier! „Der Eine verlangt Geld, weil er, unseres Wagens halber, seinen Esel auf die Seite gelenkt hat; der Andere, weil er einen Stein unter dem Rade fortschaffen will.“ Hüten wir uns aber, das ganze Land nach jener entarteten Race zu beurtheilen, die, bei jedem Pferde-Wechsel, ihre flehenden Hände gegen die Wagenpforte ausstreckt; wachen wir nicht das ganze Volk für die Bettelei jener sachini verantwortlich, die einen Reisenden, den sie nicht wiedersehen werden, ohne Scham und Gewissen beschwatzen.

Sie sind wohl prächtig, die Marmor-Paläste der prächtigen Genova! Sie waren reich und viel vermögend, stolz und hochtradend, jene republikanischen Magnaten, die solche Gebäude aufführten! Wie schwerfällig und unbequem ist aber diese Pracht; wie wenig ist sie der komfortablen Lebensweise unserer Zeit angemessen! Die einfachen Landvilla-Rosen, welche in den berühmten Gärten des Palastes Doria wie Unkraut wild wächsen und blühen — die schöne, von einer Reihe Forts mit Bastionen bewehrtschte Rhede — der gewaltige Golf, der von Savona bis Porto-Fino sich ausdehnt — sind sie nicht sehenswürdiger, als jene pomphaft aufgethürmten Wunder der Kunst?

Wo Rosen, wo Genua noch ganz das alte ist, befleißigt die Reisende ein Dampfboot. Einige Stunden führen Nichtsthuns auf dem Verdecke, in welcher Zeit lachende Gestade mit Blüthenschnelle vorüberrauschen, bis die Nacht ihren Sternenschleier ausbreitet — und man sieht sich wie durch einen Zauberschlag an der Küste von Livorno, von Civita Vecchia oder Neapel. Aber das Meer ist oft launisch und zuweilen feindseligisch. Obgleich unsere junge Reisende sich für das Interesse des Louvre oder Saint Cloud's beiuchte, oft in stummer Extase einen schönen gemalten Sturm von Joseph Vernet betrachtete, so ist sie doch darum nicht gefaster, wenn nun der wirkliche Sturm heranbricht und die Fluthen über das tanzende Schiff hinwegstürzen. In einem Winkel kauernd, bringt sie ein paar entsetzliche Stunden zu und erhält erst vor Livorno ihre Besinnung wieder. Hier verläßt sie das Schiff und sagt dem Meere ein ewiges Lebewohl.

Pisa, jene verfallene Stadt, aber noch schön, weil sie so manches Denkmal aus den Tagen ihrer Größe besitzt, kann unsere geistreiche Unwissende nicht lange fesseln. Nur wenige Meilen trennen Pisa von Florenz, der schönsten unter den Städten des schönen Italiens. Aber es führt eine Heerstraße dahin, und Heerstraßen sind für unsere Reisenden ein Gräuel. Sie läßt Florenz bei Seite liegen; sie klimmt über den Apennin, der zwischen Siena und Viterbo so öder und melancholisch ist; sie eilt, sie stürzt, und — ist in Rom angelangt. Sie kommt an derjenigen Seite in die Stadt, wo der großartige aller öffentlichen Plätze, Piazza del Popolo, sich ausdehnt. Dieser Platz, in welchem die drei schönsten Straßen Roms wie drei Strahlen von unabsehbarer Länge. Im Mittelpunkt strebt ein mit Hieroglyphen überstarter Obelisk zum Himmel empor; die linke Seite überrascht Marmor-Terrassen und die hohen, geräumigen Anlagen des Monte Pincio. Die Reisende möchte in dieser wirklichen Vorhalle der ewigen Stadt sich erholen: sie möchte auf dieser erhabenen Schwelle verweilen und den Schatz ihrer Empfindungen unangetastet bewahren. Aber wie kann sie dies, wenn die Equipagen der Britischen, Französischen, Deutschen und Russischen Noblesse in der Kreuz und Quere über den Platz des Volkes rollen! Wenn junge Ladies, von Moderieren aller Länder exkortirt, im Galopp rings herumreiten! Wenn das Italiänische die einzige Sprache ist, die der goldbetreßten Menge nicht über die Lippen kommt! Eine so schneidende Disharmonie verdirbt der empfindsamen Fremden den ganzen Genuß. Wie ehedem Herr Forbin seine gelehrten Forschungen im Regbischen Theben plötzlich abbrach, weil er unter diesen ehrwürdigen Ruinen täglich einer Englischen Kammerzofe mit ihrem rosenrothen

*) Voyage d'une Ignorante dans le midi de la France et de l'Italie. — 2 Bde. Paris, 1835.

Digitized by Google

Spenzer und ihrem modischen Sonnenschirm begegnete: so faßt auch sie den Entschluß, in ein Hotel des Spanischen Platzes sich einzuschließen und bald möglichst wieder abzureisen. Wie? Sollte unsere liebenswürdige Fremde das einzige Wesen sein, das nach Rom gekommen ist, ohne die Peterskirche, ohne das Forum und das Coliseo besucht zu haben? Nicht andere! Sie führt diesen heroischen Vorsatz mit steifer Festigkeit zum Ziele: drei Tage sind vorübergegangen, und die seltsame Reisende verläßt das Hotel nur, um wieder in ihre Postkutsche zu steigen!

Jetzt aber verdoppelt sich die Macht der Versuchung. Um den Weg nach Neapel zu nehmen, muß der Wagen an der Säule des Trajan, an dem Forum, dem Coliseo, dem Lateran vorbei! Wohlan denn! (wer möchte es wohl glauben, wenn eine so glaubenswürdige Reisende es nicht buchstäblich verschworte!) unsere Heldin versteckt ihr Gesicht in dem entlegensten Winkel des Wagens, um die Frische ihrer ersten Eindrücke durch einen flüchtigen Blick auf diese Wunder nicht zu trüben! Das unbekannte Rom ist ihr lieber als das entweihte Rom. Endlich teilt sie als Siegerin aus dem Kampfe hervor: Stadt und Monumente sind wie ein Traumgesicht verschwunden. Sobald sie wieder frei umherschaut, sieht sie nur noch eine endlose Einöde, die hin und wieder mit Trümmern aller Wasserleitungen besäet ist, und wo dann und wann ein krummgehörnter Büffel den Wanderer mißtrauisch anstiert.

Aber wie himmlisch blau ist auch wieder das Meer, wenn man der glücklichen Partheneye sich nähert! Wie lieblich ist sie abgerundet, jene Bucht von Gaeta! Wie sind sie schön, jene mit Oliven bekränzten Höhen, jene Gärten voll dunkelgrüner Orangenbäume! Wie zauberisch windet sich der Epheu bis zum Gipfel der Ulmen! Das ist ja Italien, wo eine anmutige, baldmachte Wesen sich durch nichts weder von Volk ohne Erwerb und doch ohne Sorgen; ein munterer, lärmender, geistkultivender, betteinder, übergläubischer Menschenschlag. Jener kegelförmige Berg im Süden ist der Vesuv. Nicht weit davon kommt das alte Pompeji täglich mehr an's Tageslicht. Das wunderbare Bassin, in dessen Hintergrund Neapel sich ausdehnt, begrünt die Insein Procida, Jschia und Capri.

Um ein Beispiel von dem Stile der Verfasserin zu geben, wählen wir eine Episode ihres Ausflugs nach Sorrent: „Während ich diese Scenen bewunderte, die selbst den Schein der Traurigkeit aus meinen Herzen verscheuchten, hörte ich mit einem Male den Silberton eines Glöckchens. Ich glaubte den Wunder des Augenblicks zu verscheuchen. Bald erschienen Männer mit entblößten Haupte, die je zwei und zwei einherschritten und Psalmen sangen; dann ein Traghimmel, mit einem Priester darunter, der eine Urne in den Händen hielt. Jung und Alt begleitete den Zug auf den Knieen liegend; Alles war Andacht und Gebet. Auf einigen Gesichtern sah ich den Ausdruck des Schmerz; in den Augen Mehrerer glänzten Thränen. . . Man brachte einem Sterbenden das heilige Abendmahl. Ein Schauer überlief mich; meine Blicke waren starr auf den Priester gerichtet, so weit ich ihn sehen konnte, und ich lauschte maschinenmäßig den verhallenden Tönen. Man stieht also auch hier, sprach ich endlich zu mir selber, und von dem Augenblick an hatte diese ganze wunderbare Natur für mich keinen Reiz mehr. Als ich in das Fahrzeug stieg, um von Sorrent zu scheiden, hörte ich die Glocken der benachbarten Kirche anziehen; sie verkündeten mir, daß der Sterbende endlich hinübergegangen sei, und daß die Pforten der Ewigkeit Einem unserer Brüder sich aufthaten."

Unsere Reisende nimmt endlich von Neapel Abschied. Sie groß dem Meere zu sehn, um dies verschiedene Element noch einmal zu erproben, und will das schöne Sicilien sicher unbesucht lassen. Rom winkt ihr wieder aus der Ferne; aber nicht jenes einsame und klagende Rom, die heilige Heimath der Erinnerungen; sondern der lärmvolle Sammelplatz des müßigen Reichthums von ganz Europa, der sich eingefunden hat, um den Pomp der Charwoche anzugaffen. Alle Gasthöfe sind mit Fremden angefüllt, und nur mit Mühe kann man einen Winkel finden, um sein Haupt hinzulegen.

Erst nachdem die stille Woche voll Spektakel vorüber ist, kann unsere Reisende die Wunder der bildenden Kunst ungestört betrachten — erst setzt kann sie Vatikan und Kapitol besuchen; das Pantheon mit seinem einzigen, zum Himmel gekehrten Fenster anstaunen — auf dem Forum spazieren gehen, und historisch-künstlerische Spaziergänge, concrete u. s. w. Wie sehr sind aber die meisten architektonischen Denkmäler im Verfall! Wie hat man diese Riesenstadt langsam hinsterben lassen! Und doch giebt es sonst keine Stadt mehr, die eine Sammlung von Denkmälern enthielte, welche mit dem neueren Rom, seinem Sankt Peter, seinen tausend Palästen, seinen gewaltigen Fontainen zu vergleichen wäre.

Wer mit Neapel und Rom bekannt hat, der kann im nördlichen Theile der Halbinsel nur wenig Anziehendes mehr finden; er ist verwöhnt, und alles Schöne, was Mittel- und Ober-Italien beut, erscheint ihm in matterem Kolorit. Doch behalten Florenz und Venedig immer ihr eigenthümliches Interesse. In Toskana findet der Reisende bessere Bestellung der Felder, eine bessere Verwaltung, größeren und allgemeineren Wohlstand, eine höhere Civilisation, und selbst bei dem gemeinen Manne mehr Gefühl von echtem Menschenwerth. Welche andere Stadt als Florenz kann eine solche Sammlung von Gemälden aufweisen, wie die öffentliche Gallerie dieser Stadt und der Palast Pitti sie enthält? Wo hat der Meißel die Formen des Weibes so ideälisch nachgebildet, wie an der Medizäischen Venus oder der Niobe? Auf dem vornehmsten Platze drängen sich die Statuen, die Meisterwerke Michel Angelo's, Bologna's, Benvenute Cellini's. Der Garten Boboli erinnert an die künstlerische Schönheit der Gärten Le Nottre's; aber sonst wohl die Pflanzungen als die Modellsitten des Erdreichs geben ihm große Vorzüge vor den Gärten zu Versailles. Drunten vor der Stadt, an den Ufern des Arno, gewähren prachtvolle, mit Fasanen bevölkerte Wälder die belebendsten und an Abwechselungen reichsten Spaziergänge, die man sich denken kann.

Und Venedig, die Einzige, die gleich Venus dem Schooße des Meeres entstiegene, dessen Kindin sie lange war! Venedig, dessen große Erinnerungen durch Byron's begeisterte Lieder verjüngt worden! Welche Feder könnte alle seine Wunder beschreiben! Wir fühlen uns dessen unfähig und eilen daher auf das Festland zurück, um die fruchtbaren Ebenen, die Lombardei, zu durchschweifen. Opfern wir Mailand einige Tage, dem Paris Italiens, stolz auf seinen Dom, dieses Gothische Wundergebäu, und auf die Monumente, die ihm Napoleon's Genius hinterließen. Bewundern wir endlich auch den Lago di Como und den Lago Maggiore, zwei Seen, die selbst in der Schweiz nicht ihres Gleichen haben; gleiten wir dahin auf ihren ruhigen Wasserspiegel, an dessen glücklichen Ufern die Orange, der Lorbeer, die Magnolie, die Olive noch in voller Freiheit wachsen, und jene berühmten Villa's emporstreigen, mit Canova's Statuen, Thorwaldsen's Basreliefs und Appiani's Fresko-Gemälden ausgeschmückt.

Wir zeigen gern es über den ewigen Alpen-Damen nach Heimkehr — jetzt blinkt unserer Reisenden der Genfer-See — bald sehet sie wieder in ihre vaterländischen Gauen zurück. Wir trennen uns ungern von einer so harmlos geistreichen, so kindlich vertrauensvollen Gesährtin, die uns das Land, wo wir einst manche selige Stunde verlebt, in einem treuen Spiegel wieder zeigt hat.

Z . . . r.

Frankreich.

Das Foyer des Théâtre français.

(Fortsetzung.)

Von einer zu der andern dieser Gruppen hin und her gingen und kamen nun die berühmtesten komischen und tragischen Schauspieler — Molé, um ihn zuerst zu nennen, dessen Grazie und galante Unverschämtheit das vollkommene Musterbild der vornehmen Herren und der Roués des Hofes darbot; zu gleicher Zeit aber besaß er ein Feuer, eine Wärme des Gemüthes und eine Wahrheit des Ausdrucks, die so hinreißender Art, daß man sein arrogantes Wesen und das Familiäre in seinen Manieren völlig darüber vergaß. Er zeigte gewissermaßen und war der leibhaftige Beweis dafür, daß großen Herren Alles erlaubt ist und gut steht. Namentlich waren es die edlen Herzensergießungen, das, was wir tolles perdues d'amour nennen, worin dieser Acteur unübertrefflich war.

Neben ihm stand, minder tief, minder hinreißend, aber eben so brillant, die unverschämte Nonchalance der großen Welt noch auf einen höheren Grad gespannt, noch schärfer ausgeprägt in seinem ganzen Wesen, jener Fleury, dessen Gang, Haltung und Manieren das Studium der Elegants des Tages und das Vorbild der Wirklichkeit war, namentlich jene selbstbewußte Sicherheit der Verschämung, die er in seiner Person repräsentierte, die Gewißheit des unfehlbaren Sieges, die bei dergleichen Abenteuern denjenigen, der sie besitzt, so trefflich zu Statten kommt. Sie hatten Alle den Homme à bonnes fortunes, den Marquis du Cercil und die Ecole des Bourgeois gesehen, und glaubten nun eben so viel Rezepte der Unverschämtheit im Groben zu besitzen, als sie in die Grobe, zu gefallen und zu verführen, in höchsten Grade der Vollkommenheit wirklich besaß. Wo man hinkam, in allen Zirkeln von Paris begegnete man jungen Stutzern, die ihn copirten im Gang, Kleidung, Benehmen, so gut sie nun eben konnten. Es war ein Hauptspaß, diese Pfuscher, die ihr großes Ideale nur nachäfften und verhunzten, in ihren erbotzten Feixen den Schönen die Cour machen zu sehen.

Nach Fleury muß ich Dupont nennen, der sich durch seinen Adel einen gewissen Ruf gegründet hatte, Damas, dessen Feuer das Publikum wie wiederholten konnte, und dem Mlle. Contat deswegen den treffenden Beinamen „die Zunge der Autoren" gegeben hatte; ferner Michaud, Lambert, Lemaître, durch sein bedeutendes Gesicht, sein anmuthiges Wesen und dramatisches Studium der Mimik in einem der ersten Liebhaber der Französischen Bühne erhoben; Saint-Prix, den Darsteller des Philoktet, Saint-Phal; Talma sodann, der schon damals hochbestimmt war; den alten Banbovc, der die Väter mit so ungemeiner Wahrheit und Virtuosität spielte; Baptiste den Aeltern, Armand, den Komischen und Tragischen zugleich so ausgezeichnet, und vor Allen Monvel, dieser Mann, der eine Laubergemalt besaß, die die rein Wort ist, der bis in sein spätes Alter noch alle Herzen zu entzünden und zu erschüttern vermochte, durch ein Feuer, durch einen Ton der Stimme, die nur ihm zu Gebote standen.

Endlich, um diesen seltenen Verein von Talenten in seinem ganzen Reichthum und seiner Mannigfaltigkeit wiederzuspiegeln, müssen wir noch der berühmten Komiker jener Zeit erwähnen, die sich ebenfalls zwischen diesen beiden Sophas hin und her bewegten und an ihren launigen Gesichtern, ihren losen Geberden, namentlich aber an ihren feinen Scherzen und oft drolligen Witze kenntlich waren. Hier sah man Dugazon, den König der Lümmel, den vollendeten Micaroll, den entzückendsten Scapin, den unvergleichlichsten Beaunard und den Feugères, wie man ihn nur mit seinem eigenen Pinsel malen kann. Ein Mann von Gemüth und Geist, Schüler Préville's und Freund Lekain's, deren Traditionen er treu bewahrte, hatte er sich, trotz seines widersprechenden sprechen Organs und seines gereizten Gesichtes, zum geschickteren Lehrer für die jungen Schauspieler, die sich der tragischen Kunst widmeten, ausgebildet. Talma verdankte seine Vortrefflichkeit und seinen Ruhm zum großen Theile der Winken und Lehren dieses vollendeten Meisters, der mit jener tiefsten Kenntniß der Schauspielerkunst, die er besaß, Alles, was zu einem wahren, redlichen, zu großmüthigen Freunde gehört, in seiner Person vereinigte, und dem besonders noch die Liebe zur Uneigennützigkeit und Freiheit und Würde und Adel des Charakters im höchsten Grade eigen waren.

Er hatte hierzu den fürstlichen Beweis gegeben vor dem ganzen Foyer des Théâtre français. Ein Prinz von Geblüt, ausgezeichnet

Digitized by Google

durch die Liebenswürdigkeit seiner Person, übrigens der vollendetste Typus eines Roué in großem glänzendem Stile, versammelte oft in seinem Lustschlosse nahe bei Paris die berühmtesten Schönheiten, unter deren Zahl man Damen von erstem Range zählte. Es dieß damals in jener Epoche der Französischen Galanterie, die vornehmen Herren und hübschen Frauen hätten Persius Worte:

. . . Carpamus dulcia, nostrum est quod vivit ete.

zur Devise genommen. Der Prinz, gewohnt, ausgezeichnet, was ihm in den Kopf kam, überhaupt all' seinen Launen unbedingt willfahren zu sehen, war demnach in Person ins Theater Français gekommen, um Dugazon abzuholen, der damals mit Thiémet und Michon jenes berühmte Komiker-Trio bildete, um das man sich in allen Gesellschaften der Hauptstadt riß, und mit welchem auch Seine Hoheit die getheilten Schönheiten, die Diesseben mit Ihrem prinzlichen Wohlwollen beehren, zu regaliren pflegte. Der Zufall wollte es, daß gerade an jenem Abend Dugazon sich mit einigen Freunden zu einer Lustpartie engagirt hatte, die er der Ansembee des Prinzen vorzog. Er entschuldigt sich also beim Prinzen, daß es ihm nicht möglich sey, seinem Wunsche genügen zu können; dieser aber besteht auf seinem Verlangen und sagt im Tone eines großen Herrn, der es nicht gewohnt ist, einen Widerspruch zu dulden, zu Dugazon: „Ah, was da! Sie kommen. Thiemet und Michon sind schon da, und ich habe den Damen einmal unsere drei Komiker versprochen." — „Eh, was da! Mensteignenr, machen Sie den Dritten", versetzte Dugazon mit Lebhaftigkeit, „und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich die Sie sehr kamisch finden." — Die Gesterde und das sarkastische Lächeln, womit der Künstler diese Versicherung begleitete, machten den Prinzen zum Verwundern; er sah ein, daß er nichts ausrichte. Obwohl nach seiner Ansicht ohne Zweifel beleidigt, konnte er sich doch nicht enthalten, über diese derbe Replik zu lächeln; er empfahl sich und nahm die Lehre mit, daß es in jeder Klasse der Gesellschaft Männer von Charakter und Selbstgefühl giebt.

Mehrere Dugazon sah man seine Liebenswürdigkeit, wie weder eine vis comica, wie sonst noch so viel Gelehrsamkeit und Studium der Kunst besaß, aber dennoch dem Publikum eben so angefehen und beliebt war, seines geistreichen Spieles und Geschmackes wegen, das vielleicht noch reiner und edler zu nennen war, als Dugazon's; ich meine Dazincour, den Hagare, wie ihn Beaumarchais sich gedacht; der Kammerdiener war einer vorzüglichen Rolle, hier in alle Geheimnisse des Herrn eingeweiht ist und eben so alle Intriguen der Frau mit geschickter Hand leitet; nicht minder vortrefflich war er als alter Diener von rauher Außenseite, aber echtem Kern, als sogenannte teeue Seele, in die alle Geheimnisse der Familie wie in eine verschlossene Lade niedergelegt sind; worin er aber vor Allem excellirte, das waren die pfiffterlichen launigen Mitre; ich kann hierzu aus eigener Erfahrung urtheilen; in meinem Abbé de l'Epée gab ich ihm die Rolle des Dominique, und er spielte sie mit einem exemplarischen Eifer und ungemeiner Virtuosität.

Hinter diesen beiden Hauptern im Bedientenfach erblicke man ferner La Rochelle, dem bei allem Talent Nachlässigkeit und Trägheit leider unter die Sinke in seiner Kunst zurückstellten, zu der er nur die Natur berufen war. Die wenigen Rollen, die er mit Fleiß bervandt, bewiesen es, daß er Kraft genug besaß, um mit Dugazon und Dazincourt zu wetteifern.

Doch genug von diesen, lassen wir nun die Komiker der anderen Fächer an uns vorüberziehen. Ich nenne zuerst Grandmenil, auf dem der Geist Molière's in vollstem Maße lebte, wo man als Beispielen, als eingebildeten Kranken, als Arnolph und in der Schule der Frauen bewunderte. Nie hat ein Schauspieler bei uns sein Geschäft, die Professionen seiner Kunst, mehr zu Ehren gebracht als er, durch unadelhaften Wandel, persönliche Würde, Studium der Rollen, ruhigen Fleiß und achtungsvollen Ernst, der selbst Mißtrauen, selbst Neid höher schätzte, als seinen pecuniären Vortheil, und vor dem er Alles sank in der Welt vergaß. Nach ihnen erwähne ich Caumont, den Finanzier im Person, Michat ferner, von dem ich schon gesprochen habe, an Naturell und freier Leichtigkeit unvergleichlich; endlich Baptiste der Jüngeren, der geistreichste Darsteller der Einfallspinsel und Dummlinge, den der Französischen Bühne zu besitzen hat, der später würdig befunden wurde, Grandmenil in gewisser Hinsicht zu ersetzen, übrigens ein Mann von ausgezeichnetem Charakter, mit dem es sich treflich leben läßt, ein wahres Juwel für den Umgang und die Geselligkeit — aus dreifachem Familie Baptiste, die nun schon seit fast hundert Jahren die Französische Bühne mit so vielen Talenten der mannigfaltigsten Art versehen hat. Durch die Gegenwart der Dichter und Literaten wurde dieser erlesene Kreis noch reicher, die Unterhaltung noch geistreicher und interessanter.

Unser Foyer wurde der geistige Mittelpunkt von Paris. Alle große Künstler, Jeder, der sich einen Namen, eines Rufes erfreute, hielten sich hier stetsfort, um von diesem Gemisch, diesem Strome von Einfällen und Witzworten einen Begriff zu bekommen, von dieser Blüthe des geistigen Lebens, der Feinheit des Benehmens, spruhrinde Regsamkeit des Geistes, Anmuth und Bosheit einen Reiz und eine Vollendung zoden, wie sie nirgens sonst zu finden waren. So sahete hier als alter Fremde Voltaire's der alte Marquis von Limonés, der mehrere Tragödien geschrieben, gewissermaßen den Vorsitz. Er war mit einem ungeheuren Gedächtnik ausgestattet, hatte mit allen berühmten Männern des achtzehnten Jahrhunderts in Verbindung gestanden und sah nun auf die des neunzehnten mit einer gewissen Verachtung herab, in der er sich bisweilen in einem Feuer und einer Schärfe Luft machte, die bei einem Richtziger allerdings in nicht geringe Verwunderung setzen mußten. Besonders gern schwang er diese seine satyrische Geisel über eine Autoren, die ein erster Erfolg verblendet hatte. So nahm er auch mich nach den ersten Vorstellungen des Abbé de l'Epée aufs Korn und sagte mit seiner bedeuten Stimme und seinem boshaften Lächeln, die seine Erscheinung so originell machten, einmal zu mir: „Sie lassen sa Diderot, Saurin und Mercier hinter sich." — „Gerade so", erwiderte ich, „wie man ihrer Sie Belloire und Crebillon vergißt." Er sah aus dieser Antwort, daß ich nicht zu den eitlen Thoren gehörte, die der Zierlichkeit seines Spottes waren, und suchte meine Eigenliebe und Bescheidenheit sortan nicht wieder in Versuchung zu führen.

Zur Seite des alten Herrn pflegte sich André Murville niederzulassen, der Verfasser von Abbelaja und Zuleima, ein Kritiker, pedantisch und gallsüchtig, dessen leicht reizbare Eitelkeit dem Marquis oft den Stoff sie seine Satyre hergeben mußte; Limonés ergötzte sich damit, ihn mit Neeger und Beetrud aufzuschneiden, wie einen Lustballon, der sich dann vom Boden losreißte und aufflieger will. Unweit davon saß mit bescheidener Miene Collin d'Harleville. Seine Reiter spiegten zwar zu sagen, diese Aufsenchtslosigkeit sey nur Maske, nur ein Schein, den er sich zu geben wisse, und was dergleichen mehr war; diejenigen seiner Zeitgenossen aber, die wie ich das Glück gehabt, in seiner reinen edlen Seele zu lesen wie in einem aufschlagenen Buche, wußten wohl, jenes liebenswürdige sinnige Bild, das er so feinem Talente aufgestellt, sein eigenes Porteait war. — Dann kamen seine beiden Freunde Andrieux und Picaet; der Eine, ein köstlicher Erzähler, geistreicher Kritiker und liebenswürdiger Philosoph, der Andere, reich an echt komischer Kraft, glücklich, treu und sruchtbar in Schilderung bürgerlicher Sitten, verdaß sehr beliebt beim großen Publikum, und auch aus demselben Grunde wohl für lange Zeit der Nachwelt gehergen.

Neben diesen drei Freunden sah man Desaufchereis, den Verfasser der heimlichen Ehe, Bigée, Alexandre Duval, dessen reife Arbeiten schon damals den geschickten Meister verkündigten, und der seit dreißig Jahren auf der Theaterwelt tretetenen Bahn mit immer wachsendem Ruhme fortgeschritten; dann der ehrwürdige Ducis, ein schöner Charakter, auf seinem Antlitz jenen Ausdruck von Seele und Gemüth ausgeprägt, den man in seinen Schriften bewundernte, der wahre Patriarch der Französischen Literatur, welcher er immer nur im edelsten Sinne gewesen gewesen war; in der literarischen Thätigkeit hatte er stets eine das freieste aber edle Selbstständigkeit gehalten Geschäftig gehen. Er war sehr gern unter den jungen Autoren; es machte ihm Freude, sie zu ermuntern, ihnen belehrende Winke zu geben, wie er denn immer mit merkwürdigem Eifer und Behagen, ja, mit einer stemlichen Begier zuzuhören und ganz Ohr zu sein pflegte, wenn es aus Erzählen von tollen Streichen ging, und überhaupt an unseren Einfällen und Witzen sich höchlich ergötzte, ja, selbst Mitgenuß und Antheil an diesen Späßen der Laune und des Humores nahm; mit einem Wort, er schien in unserer Mitte Horazens liebliche Worte wahr zu machen:

Dum licet, obducta solvatur fronte senectus.

Nach Ducis kam Joseph Chénier, mit markirtem Gesicht, buschigen Augenbrauen, scheuß und aufgebrend im äußeren Wesen, abstoßend, geheimnißvoll in seinem Tone; aber hinter dieser derben Schale eine Seele voll Hebrist und eine tiefe Melancholie verbergend, die sich in Folge der gehäuften Gewichte, die man über ihn ausgeprengt, in ihm festgesetzt hatte. Gerade damals gab er seine Spiele über die Verleumdung heraus, ein durch die Persönlichkeit ungewöhnliche Mischung von hitterer Satire und tiefem Gefühl besonders interessantes Produkt. Trotz aller seiner moralischen Kraft konnte Chénier doch nicht darüber hinwegkommen und es verwinden, daß man ihn angeklagt, am Tage seines Bruders Autré — den er mit unwandelbarer Zärtlichkeit geliebt, und für den er seinem eigenen Kopf auf's Spiel gesetzt, wie seine Erwendungen meistern — Schuld, ja der eigentliche Urheber seines Todes sey. Es liegt einmal in der menschlichen Natur, dergleichen nicht mit Geduld und Gleichmuth ertragen zu können — wie auch ein maeatischer Schriftsteller unserer Tage in dieser Beziehung ganz richtig sagt: „Es wird dem Verbrecher viel leichter, seinen Anklager Trotz zu bieten, als der Unschuld Verzeihung zu ertragen."

Ich mußte dies erwähnen, ich wußte es vor meinem Gewissen nie verantworten können, wenn ich diese Gelegenheit, Chénier von jenem nichtswürdigen Verdacht, so viel an mir ist, mit reinigen zu helfen. hier ungenutzt hätte vorbeigehen lassen, da ich gesehen, mit welcher meinem eigenen Augen selber gesehen, wie seine Thränen über Mylvie's Klagen, unseres gemeinsamen Freundes, in Strömen dahinflossen, zu dem er in jener Schreckensnacht nach Autré's Hinrichtung, von Schmerz zermalmt, sich hingeschlichen hatte; nach an seinem Sarge vernahm ich aus Arnault's Munde jene heiligen wahrhaftigen Worte der Rechtfertigung: „Von der Verleumdung verfolgt, hielt Chénier kein anderer Zufluchtsort, als das Herz seiner Mutter. Wodurch ihm ihre Arme offen gestanden haben, wenn er deshalb gewußt wäre mit dem Blute seines Bruders?"

(Schluß folgt.)

Rußland.

Ueber die Gesangsweise der Russen und der Letten.

Von J. G. Kohan in Mitau.

So sonderbar eine Zusammenstellung der mächtigen Russen und der unbedeutenden, fast ganz übersehenen Letten erscheinen könnte, so interessant wird doch eine genaue Vergleichung der Sitten aller verschiedenen Zweige des großen Slavischen Baumes, und wird man darum vielleicht die Beschreibung der Gesangsweisen jener beiden Völker als einen kleinen Beitrag zu dieser Vergleichung freundlich aufnehmen.

Das ganze Menschengeschlecht ist gewissermaßen eine poetische Gattung von Geschöpfen, und in jedem Volke liegt vielleicht ein unergründlicher Schatz von Poesie verborgen. Genug ist es, daß die Letten eben so gut gedeckte Dichter und Sänger sind, wie die erste beste Lerche in frischer Frühlingsluft. Das Singen und Dichten ist ihnen fast so eigentümlich, wie das Athmen. Die kleinen Hänsemädchen und Hirtenknaben kennen den ganzen Tag über kein anderes Geschäft, als das

Digitized by Google

Bieh an den Bächen hinzutreiben und über jeden Gegenstand, der ihnen aufstößt, improvisierend zu singen. Wenn die Spinnermädchen des Abends zusammensitzen, reißt hinein so wenig der Faden des Flachses als der des Gesanges ab. Auf Hochzeiten geht ihrem Müttern und Töchtern bis zum Sonnenaufgang der Sieg zu Gesang und Dichtung seltener aus, als aus zur Conversation. Jeder Gedanke, jeder Einfall wird von Einem sogleich im Gesange vorgetragen und vom ganzen Chor der Sänger lachend wiederholt. Jeder eintretende Gast muß sich derhöhlen, jedes hübsche Mädchen loben lassen. Die Braut wird bedauert, der Bräutigam angefeindet, und alle Besinnungen müssen wiederum in abgelungenen Versen antworten. — An schönen Frühlingsabenden und in den heißen Nächten des Juni, in denen eine eröthliche Dämmerung am nördlichen Himmel nie verschwindet und in denen bei uns das Froschgequack nicht endigt, verbreitet sich über alle Fluren, wo Letten wohnen, das eigenthümliche Gesumme der Gesänge der von der Arbeit zurückkehrenden Heumädchen und der beim Feuer zusammensitzenden Spinnerinnen. Besonders viel Lust mag in den Gesängen der jungen Lette den ruhigen Sonntag vor sich hat, und wo er allen Wochentag schweiß im Bade abgewaschen hat; denn nie ist der Lette besser gestimmt und mehr zu Scherz und Spiel aufgelegt, als wenn er am Ende der Woche des Abends aus seinem lieben Dampfbade kommt. — Aus der Ferne klingt der Gesang der Letten ganz wie das Gesumme der Mücken, in der Nähe aber hört man, daß es trappend den Fremden nichts in diesem Lande so sehr, als eben der Gesang. Es ist aber fast so schwer, eine Beschreibung davon für den zu machen, der ihn nicht gehört hat, wie dem Blinden die Farben zu schildern. Doch geht es dabei im Ganzen folgendermaßen zu. Wenn die Heumädchen, ihre Harken auf den Schultern, nach Hause gehen, haben sie sich alle auf einen Hauptton Absdann singt eine von ihnen plötzlich an zu singen, nach einer Melodie, die uns ihre einem Geleise oder Gekalel ähnlich klingt. Die anderen fallen der Reihe nach allmälig ein, so wie sie die Versängerin verstanden haben, keinesweges aber in derselben Tonhöhe, so daß daraus ein unordentliches Gemurmel entsteht, das sich endlich in ein allgemeines lang ausgehaltenes Brummen auflöst, welches in der That mit einem sehr verstückten Mückengesumme zu vergleichen ist. Dieses ausgehaltene o ist die letzte Silbe des Wortes ligo, welches ein Freudenäußerung ist, und ungefähr so viel bedeutet, als unser Juchhe! trotzdem aber sehr melancholisch klingt. Einige, wie gesagt, singen mit der Vorfingerin den angestimmten Vers. Andere aber singen nichts, als dies bezeichnende o! — Das Merkwürdigste bei diesem Lang ausgehaltenen Tone ist der endliche Schluß des Gesanges, der nicht etwa eben so allmälig verhallt, wie er allmälig in Gang kam. Das o wird vielmehr plötzlich abgebrochen. Alle Kehlen verstummen, gerade wenn sie am lautesten geworden sind, auf ein Mal, indem sie von ihrer Höhe beradsallen zu einem tiefen Tone oder vielmehr zu einem dumpfen Stoße oder Ruckzug, das nicht anders klingt, als wenn die Stimme ein Mal alle vor den Mund geschlagen hätten. — Darauf fängt die Vorsängerin auf dieselbe Weise, nur mit andern Worten, von neuem an, und jeden Vers endigt der Chor auf dieselbe Art mit seinem o! — Alle Worte passen zu dieser Melodie, und sie können mehrere hundert Verse verschiedenen Inhalts einen hinter dem anderen absingen, ohne es müde zu werden. —

Es ist höchst wunderbar, daß ein so wildes und unfreigerisches Volk, wie die Letten, einen so wilden Gesang hat. Er ist es aber in dem Maße, besonders bei Hochzeiten, wo die unverheiratheten Mädchen die Braut mit Gesängen gegen die verheiratheten Frauen, die die Braut zu sich herüberreizen wollen, sich gleichsam fast feind sind. Pauken- und Indianer-Lieder, die kürzlich in Berlin und hier im Norden gehört wurden, in der That kahm dagegen erschienen. Eine solche Lettische Hochzeits-Gesellschaft würde gewiß ein volles Haus machen, wenn sie auf Deutschen Theatern sich wollte hören lassen, zumal wenn die Frauen ein dichten in Eifer kommen, in welchem sie mit einer Art von Schellen auf den Tisch schlagen sind, in einem tiefen Reihe auf einem Flecke stehend, auf und nieder wippen und zur Rechten und Linken nach dem Takte sich neigen. — Selbst wenn die Ammen ihren Gesang nur leise an den Wiegen ihrer Säuglinge brummen, klingt er uns noch rauh und wild. Das Kinsallende treffelben wird um so klärer, da man, wenn man den Inhalt unterstrickt, auf die hübschesten Gedanken, die feinsten Anspielungen und die zartesten Bilder stößt, und das Unschöne nur in dem unmusikalischen Vortrage liegt.

Außer diesem überall, wo Letten wohnen, beliebten Lige-Gesange, der die allgemeine Form ist für alle mögliche Einfälle und Dichtungen, besitzt das Volk auch noch viele zum Theil uralte Gesänge mit besonderen Melodieen, die oft ungemein lieblich und nachdenkend sind mit dem Lige-Gesange gemein haben. Sie singen sie gewöhnlich bei ihren Herbst-Arbeiten in den Ringen beim Binden und Dreschen des Getraides. Vielleicht ist es nur ein Zufall, daß ich sie vorzugsweise von den Knaben besonders zierlich vortragen hörte. Männer hörte ich selten singen, und zwar nur, wenn sie trunken waren.

Die Russische Gesangweise ist in Deutschland minder bekannt, als der einigen Jahrzehenden, und wohre die eleganten jungen Russischen Garde-Offiziere, noch die schon viel zu manierlichen Hornisten, die sich vor anderthalb Jahren in verschiedenen Berliner Gärten hören ließen, haben eine rechte Idee davon geben können, wie die Kürassiere der Sieger von Adrianopel auf ihrem eigenen Boden klingen. — Der Russe ist in seinen Gedichten und Melodieen viel mannigfaltiger und reicher als der Lette. Der Russe hat einen mächtigen Kaiser, ein großes Vaterland. Er kommt als Reisiter und Handelsmann in viele Gegenden und südet in fernen Ländern Krieg und Friedensgeschäfte. Der Lette kennt dies Alles nicht, und darum besingt er es auch nicht; er kennt weder ein Vaterland, denn er hat kaum einen heimathlichen Boden, noch Kriege fürs Vaterland, denn die Kriege, die er als Russischer Soldat führt, führt er nicht als Lette, noch fremde Länder, denn, wenn er sie als Bediente einer Deutschen Herrschaft sieht, so hat er sich als solcher mit Slavischer Genauthheit schon der Art verdauscht, daß durch ihn keine fremde Anschauungen in Lettisches Blut übergehen, so, er kennt selbst den Kaiser oft als Russischen Herrn kennen, da bisher sein Herr in allen Stücken Mittelsmann zwischen ihm und den Kaiserlichen Behörden war und selbst die Abgaben für ihn zahlte. Der Lette kennt daher sehr wenige Lebensverhältnisse und weiß nur von seinem Erdenwinkel und vom Himmel, dem er traumen ergeben ist. Die Gesänge seiner Art singt er gläubig nach, und lebt, täglich über Wunden, Plätze, Bräute, Gäste, unglückliche Wittwen und Weisen neue Verse singend, in sich und für ein abgeschlossenes dichterisches Leben.

Der Lette singt scheinbar, wie ein Vogel, ohne alle Kenntnis der Harmonie und der Tongrößen. Der Russe dagegen singt weit künstlicher, hat einen viel gebörern Reichthum von Melodieen und singt im Chorus sogar mehrstimmig verhältnismäßig. Der Lettische bei den Russischen Regimentern wissen alle, was Tenor, Sopran rc. ist. Wer je Russische Sänger hat singen hören, dem wird vor allen ihr Sopran noch in den Ohren klingen, der so eigentthümlich ödet, daß man ihn schwer wieder vergißt. Obgleich er von einem-kriegerischen und oft ganz alten Manne gesungen wird, klingt es doch so, als ob ein Knabe singe, oder auch, wenn man weiches ganz eigenthümliches Heulen, Schreien und Jauchzen nicht zuschreiben will, als ob ein bis aufs Aeußerste gequältes wildes Thier seinem Schmerz in melodischem Tone Luft machte. Man höre die scharfen aus der äußersten Höhe des Kehlkopfs hervorgeaeuschten Töne sich entreißend durch alle übrige Stimmen hindurch. Es sind nicht Fistelöne der jodelnden Tyroler, auch nicht die schmetternden Töne der Kuhhirten, obgleich sie von beiden etwas haben. Es ist schwer, sie zu beschreiben, doch am besten sind sie als ein in Noten gebrachtes Weibsgeheul zu definiren. Die Physiognomie des Sängers ist dabei eben so eigenthümlicher Art. Gewöhnlich legt er den Kopf etwas in den Nacken, und die Augen so wie das ganze Muskelspiel verrathen große Anstrengung. Die zitternde Zunge und die Unterkinnlade sind in einer ganz eigenthümlichen unbeschreiblichen Bewegung. Das ganze Geschicht drückt bei diesem melancholischen Gesange Schmerz, aus und die Augen schmelzliche Angst. Die Angenbrauen sind herabgezogen und die Stirn gerunzelt. Solche Heiterkeit und Frende, wie beim jodelnden Tyroler, regiert sich nie über das Gesicht des Russen.

Die Russen singen meistens lustiger und künstger als die Letten. Es schrint fast, als wenn bei diesen die Männer, wie bei diesen die Frauen, gesangereicher wären. Der Russe singt sowohl bei seinen Freudenfesten als bei der Arbeit. Er singt des Morgens früh, wenn er aufs Feld geht, er singt im Herbst, wenn er auf dem Baum sitzt und Aepfel pflückt, er singt, wenn er mit seiner Herr Männer Kahnt, er singt auf der Wolga, wenn er mit seinem Kahne nach Sibirien zu Kager, das Kahl, wo Gott ihm ein Bischen frische Luft läßt. — Solo singen sie wohl zur Balalacka, einer Art Zither, die unter verschiedenen Namen und Formen bei allen Slavischen Nationen gefunden wird. Am robsten findet sie sich bei den Letten unter dem Namen Kobsels. Diese Kobsels ist ein sehr schlecht aussehendes hohes Werkzeug, mit 5 Seiten bezogen, die mit einem Hölzchen oder den Fingern gerissen werden. Wenn sie im Chor singen, mischen die Russen auch wohl eine Violine, oder eine kleine Pfeife, oder besonders gern ein Tamborin unter ihre Gesänge.

Auch die Russen haben, wie die Letten, keine Neigung zu lang ausgehaltenen Formaten und allmälig verhallenden Schlüssen. Fast jeder Vers und eben so auch die ganze Strophe und das ganze Lied endigen mit einem kurz abgebrochenen und stark intonirten Klange. Es ist merkwürdig zu hören, wie die Russen, wenn sie Deutsche Melodieen singen, die offenbar auf ein langes Ausholen berechnet sind, sich doch bemühen, die Weise so zu ändern, daß ihr schnell herausgestoßener Schluß möglich ist.

Die Lieder, die sie singen, sind meistens eigene Poesie, obgleich auch Puschkin's und hundert anderer guter Dichter Lieder im Munde jedes gemeinen Soldaten sind. Für den Fremden giebt es keinen überraschenderen Kontrast als den zwischen dem Rauferen dieser anscheinend so rauhen und kühnen Männer und den Inhalt ihrer Gesänge, die nie mals ausblödig sind, und fast immer von Heimweh, hübschen Mädchen, zarter Liebe, von Wätterchen und Mütterchen, von Schwestern und Brüdern, von der matiuschka (Mütterchen) Wolga und von dem batiuschka (Vätterchen) Kaiser, und besonders vom heimlich mit dem Vermeil aus dem Auge gewischten Thränen überfließen.

Mannigfaltiges.

— Englischer Bison-Almanach. Das in Deutschland alljährlich erscheinende Zweig-Taschenbüchlein hat in diesem Jahre zum ersten Male einen Englischen Nachahmer gefunden, der sein Original an Kleinheit noch übertrifft. Wahrscheinlich um sich dankbar gegen das Vaterland aller Taschenbücher und namentlich auch des gegenwärtigen zu bezeigen, hat die Herausgeberin, Miß Landon, zu den sechs Dichtern und Künstlern, deren beigefügtes Konterfei sie in zarten Versen beschingt, zwei Deutsche, Schiller und Rauch, gezählt. Die übrigen vier sind Lord Byron, Raphael, Mistreß Hemans (die verstorbene Dichterin) und Martin (einer der besten jetzt lebenden Englischen Maler).

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß zum achten Bande.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Mittwoch den 20. Januar 1836.

England.

(Chateaubriand über Shakespeare.*)

Wenn man Shakespeare's eigentliche Gesinnung aus seinen Werken studirt, so möchte es scheinen, daß der Maler so vieler dunkeler Gemälde ein leichtsinniger, Alles auf sein eigenes Dasyn beziehender Mensch gewesen seyn müsse; er fand freilich Beschäftigung genug in einem so großen innern Leben. Der Vater des Dichters, wahrscheinlich Katholik, früher Oberamtmann und Alderman zu Stratfort, war nachher Wollhändler und Metzger geworden. William, der älteste Sohn in einer Familie von zehn Kindern, trieb das Gewerbe seines Vaters. Der Mann, dem Meyboomne später ihren Dolch anvertraute, schlachtete Kälber, ehe er Tyrannen tödtete, und richtete pathetische Reden an die Zuschauer des ungerechten Mordes dieser unschuldigen Thiere. In seiner Jugend lieferte Shakespeare unter einem berühmt gebliebenen Apfelbaum den Zechern von Bidford Wettkampf-Schlachten. Mit acht zehn Jahren heirathete er die Tochter eines Meyers, Anna Hathaway, die sieben Jahre älter war als er. Er hatte von ihr zuerst eine Tochter und dann Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen. Diese Fruchtbarkeit setzte mit Ruhe ihn nicht; er vergaß seine Gattin Anna so schnell und so ganz, daß er sich ihrer nur erinnerte, um ihr in seinem Testament noch vermittelst einer Zwischenzeile das zweite seiner Betten nach dem besten zu vermachen.

Wegen einer Wilddieberei mußte er sich aus seinem Wohnort entfernen. Auf reicher Dichter in dem Park Sir Thomas Lucy's ertappt, wurde von dem Verunbrächtigten des Gerichts gepeinigt und rächte sich an ihm durch eine satirische Ballade, die er an sein Hausthor anheftete. Shakespeare's Groll legte sich nicht so bald, denn Sir Thomas Lucy ist das Original des Friedensrichters Schaal, den er im zweiten Theil Heinrich's IV. zur Fleischbeute von Falstaff's Witz gemacht hat. Da Shakespeare durch Sir Thomas Lucy's Zorn unmöglich wurde, Stratford zu verlassen, so ging er nach London, um dort sein Glück zu suchen.

Das Unglück folgte ihm dahin. Gezwungen, am Eingange der Theater die Pferde der vornehmen Herren zu halten, bildete er eine Truppe witziger Bedienten, die den Namen „Shakespeare's Burschen" (Shakespeare's boys) erhielten. Von der Thür der Theater schlich er sich in die Coulissen ein und versah dort das Geschäft eines Rufs-Burschen (call-boy). Deren, sein Verwandter, der auf dem Black-Friars-Theater spielte, besorderte ihn von den Coulissen auf die Bühne, und aus einem Schauspieler wurde er ein Dichter. Man schrieb Kritiken und Pamphlets gegen ihn, auf die er aber kein Wort erwiederte. In Romeo und Julia stimmten er selbst die Rolle des Bruder Lorenzo, und im Hamlet spielte er den Geist sehr ergreifend. Es ist bekannt, daß er in dem von Sir Walter Raleigh gestifteten Sirenen-Klub mit Ben Johnson geistige Wettkämpfe anstellte. Von seiner übrigen theatralischen Laufbahn weiß man nichts; seine Schritte auf dieser Bahn sind nur durch die Meisterwerke bezeichnet, deren sein Genie jährlich zwei oder drei lieferte — bis poesis utilis arbos —, und um die er sich weiter nicht kümmerte. Er fügte diesen Meisterwerken nicht einmal seinen Namen bei, während er diesen großen Namen in das Verzeichniß vergessener Komödianten (Zwischenrolle, wie man damals sagte) in ganz vergessenen Stücken eintragen ließ. Er gab sich weder die Mühe, seine Dramen zu sammeln, noch sie drucken zu lassen; die Nachwelt, an die er niemals dachte, wählte für aus den alten Repertorien hervor, wie man die Trümmer einer Statue des Phidias unter den unbekannten Bildsäulen der Olympischen Faustkämpfer ausgräbt.

Dante redet sich ohne Umstände dem Kreise der großen Dichter an: Vidi quattro grand ombre a noi venire; Tasso spricht von seiner Unsterblichkeit; so auch Byron. Shakespeare äußert sogar nichts von seiner Person, von seiner Familie, von seinem Sohn (der als zwölfjähriger Knabe starb), von seinen beiden Töchtern, von seinem Vaterlande, von seinen Werken, von seinem Ruhm. Sey es nun, daß er sich seines Genius nicht bewußt war, oder daß er ihn geringschätzte, genug, er scheint an sein Andenken gerade zu haben: „O Himmel!" ruft Hamlet aus, „vor zwei Monaten gestorben und noch nicht vergessen! So ist Hoffnung da, daß das Andenken eines großen Mannes sein Leben ein halbes Jahr überleben kann. Aber, bei unserer lieben Frau! Kirchen muß er stiften, sonst denkt man nicht an ihn; es geht ihm wie dem Steckenpferde, dessen Grabschrift ist:

Denn o' denn o'
Vergessen ist das Steckenpferd!"

Shakespeare verließ mit funfzig Jahren Knall und Fall das Theater, mitten im Glanz seines Erfolgs und seines Genius. Man braucht übrigens wohl keine außerordentlichen Gründe für dieses Abtreten von der Schaubühne aufzusuchen; wahrscheinlich jog sich der sorgiose Acteur zurück, sobald er eine gewisse Unabhängigkeit gewonnen hatte. Gewöhnlich ist man darauf verfallen, den Charakter eines Mannes nach der Eigenthümlichkeit seines Talents zu beurtheilen und umgekehrt die Eigenthümlichkeit dieses Talents nach dem Charakter des Mannes; aber der Mensch und sein Talent sind oft sehr getrennt von einander, ohne daß sie deshalb aufhören, gegenseitig verwandt und von gleichartigem Stoff zu seyn. Welches ist der eigentliche Shakespeare? Shakespeare der Tragöde oder Shakespeare der Lebemann? Beide sind wahr und durch geheime Bande der Natur mit einander verkettet.

Lord Southampton war Shakespeare's Freund, doch steht man nicht, daß er etwas Beiordentes für ihn gethan hätte. Elisabeth und Jakob I. schenkten dem Schauspieler ihre Gewogenheit, obgleich sie ihn offenbar verachteten. Nach seiner Heimath zurückgekehrt, pflanzte er den ersten Maulbeerbaum, den man in dem Bezirk von Stratford gesehen hatte. Er starb 1616 zu Newplace, seinem Landhause. Am 23sten April 1564 war er geboren, und derselbe Tag, der 23. April, der ihn unter die Menschen eingeführt hatte, holte ihn im Jahre 1616 ab, um ihn vor Gott zu stellen. Unter einer Steinplatte in der Kirche von Stratford beigesetzt, ruhtet er eine schwarz und scharlachfarben gemalte Statue, die wie ein Heiliger in einer Nische da, und die nachher von dem Geoßvater der Misters Siddons wieder neu überpinselt und später von Malone mit Gips bestrichen wurde. In dem Grabe enthand vor mehreren Jahren eine Spalte; der Kirchenvorsteher, der über diese Oeffnung zu wachen hatte, entdeckte weder Gebeine noch Sarg; er soll nur Staub, und es wurde als etwas Neues gerufen, Shakespeare's Staub geschaut zu haben. Der Dichter verbot in einer Grabschrift die Antastung seiner Asche. Ein Freund der Ruhe, der Stille und Zurückgezogenheit, wollte er sich gegen die Bewegung, das Geräusch und den Glanz seiner Zukunft schützen. Hier haben wir also das ganze Leben und den ganzen Tod dieses Unsterblichen: ein Haus in einem Dörfchen, ein Maulbeerbaum, die Laterne, mit welcher der Dichter-Schauspieler die Rolle des Bruder Lorenzo in Romeo und Julia spielte, ein rohes bäuerliches Konterfei und ein bald offenes Grab.

Cattrell, ein protestantischer Geistlicher, kaufte das Haus zu Newplace; der grämliche Diener Gottes fand sich dröslichst durch die Wallfahrten der Fremmden zum Andenken des großen Mannes und fällte den Baum; später ließ er auch das Haus selbst verkaufen das Material. Im Jahre 1740 errichteten Engländerinnen Shakespeare in Westminster ein marmornes Denkmal, dergestalt den Dichter ehrend, der die Frauen so sehr liebte, und der im Cymbelin sagt: „England ist ein Nest von Schwänen mitten in einem großen Teich."

War Shakespeare Lehrer von Ben Johnson und Walter Scott? Die zu seiner Lobpreisung gegen ihn erschienenen Schmähschriften rücken ihm ein solches Gebrechen nicht vor, das doch auf der Bühne so sichtbar hätte seyn müssen. Lame worde eben so wohl von einer Hand wie von einem Fuß gesagt: lame of one hand. Lame bedeutet überhaupt unvollkommen, mangelhaft, und wird in diesem Sinne auch sprüchlich gebraucht. Wie dem auch sey, der boy von Stratford schämt sich keineswegs, wie Childe-Harold, seiner Gebrechlichkeit, sondern fürchtet sich nicht einmal, eine seiner Gelieben daran zu erinnern, indem er von sich sagt, er sey lame by fortune's dearest spite, „lahm durch des Schicksals theuersten Hohn."

Shakespeare müßte viel Liebhaften gehabt haben, wenn man auf jedes Sonnett eine rechnen wollte; es können dann hundertvierundfunfzig heraus. Sir William Davenant rühmte sich, der Sohn einer schönen Gastwirthin zu seyn, einer Freundin Shakespeare's, die das Wirthshaus zur Krone in Oxford hatte. Der Dichter nimmt sich selber in seinen kleinen Oden übel mit und sagt den Gegenständen seiner Verehrung bittere Wahrheiten. Er macht sich selbst Vorwürfe; ob er aber auf verkehrte Weise über seine Sitten spricht, oder ob er sich über die geringe Ehre beklagt, die ihm in seinem Leben zu Theil wurde, das kann man nicht ins Klare bringen. „Mein Name hat ein Brandmal empfangen (my name receives a brand)", sagt er. „Habt Mitleid mit mir und wünschet mir eine neue Wiedergeburt, während ich, als freiwilliger Kranker, ein Epsolisches Gegengift gegen meine üble Verdrießlichkeit trinken werde." Und ein andermal: „Ich kann Die nicht

*) Ein Aufsatz auf dem „Versuch über die Englische Literatur", welchen Herr von Chateaubriand seiner Uebersetzung von Milton's „verlorenem Paradies", die in den letzten Tagen des Februar im Buchhandel erscheinen soll, als Einleitung voranschickt.

Digitized by Google

stets brechen, aus Furcht, daß meine bejammerte Schuld Dir zur Schande gereichen möchte. Und Du, Du kannst mich mit seiner öffentlichen Gunst beehren, ohne Deinem Namen die Ehre zu rauben (unless thou take that honour from thy name).“

Einige Kommentatoren Shakespeare's haben sich eingebildet, er habe in seinen Gedichten der Königin Elisabeth oder dem Lord Southampton seine Huldigungen darbringen wollen und die Sonette nur symbolisch zu nur Geliebte gerichtet. Welche war grundsätzlicher im 16ten Jahrhundert als dieser Geschlechts-Mystizismus und diese Mißbrauch der Allegorie. Hamlet spricht von Yorick wie von einem Weibe, als die Todtengräber dessen Schädel auswerfen: „Ach, armer Yorick! Ich kannte ihn, Horatio; ein Bursch von unendlichem Humor, voll von den herrlichsten Einfällen . . . hier hingen diese Lippen, die ich geküßt habe, ich weiß nicht wie oft!“ (That I have kissed I know not how oft.)“ Zu Shakespeare's Zeit war die Sitte, sich dem Umarmen auf die Wange zu küssen, noch nicht erkannt. Hamlet sagt dasselbe zu Yorick, was Margarethe von Schottland zu Alain Chartier sagte.

Doch, dem sei wie ihm wolle, viele Sonnette sind augenscheinlich an Frauen gerichtet. Wichtige Spitzelnien verbreiten diese ernstlichen Gefühle; aber ihr Wohlklang hatte den Verfasser den Beinamen „der Dichter mit der Honigzunge“ erworben.

Der Schöpfer Dodemona's und Julia's hörte auch in seinem Alter nicht auf, verliebt zu sein. War die Unbekannte, an die er so reizende Verse richtet, wohl glücklich und stolz darauf, daß Shakespeare sie zum Gegenstande seiner Sonnette wählte? Was darf es bejahrten, denn der Ruhm ist fast einen alten Mann, was für eine alte Frau die Diamanten sind: sie schmücken sie, können sie aber nicht verschönen. „Du kannst“, sagt er, „in wie die Zeit des Jahres schauen, wo noch ein paar falbe Blätter, zitternd vom Hauch des Windes, an den Zweigen hängen; kahle, gerüstete Lauben, in denen noch vor kurzem die liebe Vogel zwitscherten. — Wenn aber diese Worte lesst, so denket nicht der Hand, die sie geschrieben; ich liebe euch so sehr, daß ich ganz aus eurem süßen Andenken geilgt sein möchte, wenn die Erinnerung an mich euch unglücklich machen könnte. Bleibt ihr einen Blick auf diese Zeilen, wenn ich verschlafen nur noch eine Handvoll Erde bin, so stirnt nicht einmal mehr meinen armen Namen, und laßt euer Liebe mit meinem Leben verweilen.“

Es ist mehr Poesie, Einbildungskraft und Melancholie in diesen Versen, als Empfindsamkeit. Leidenschaft und Tiefe. Shakespeare liebt, aber er raunt der Liebe nicht mehr als anderen Dingen; ein Weib ist ihm ein Vogel, ein Hund, eine Wolke, ein Ding, das zufällt und vergeht. Unbestimmert um seinen Ruhm, oder unbekannt damit, durch seinen Stand von der Gesellschaft ausgeschlossen, und die schönsten Verhältnisse als unerreichbar vor sich sehend, schrinkt er das Leben wie eine flüchtige müßige Stunde, wie ein trichtes dolce far niente genommen zu haben. Die Dichter sind der Freiheit und der Muse mehr zugethan als ihrer Geliebten; zu Rom setzte man die Statuen der poetischen Gestirne entblößen zu wollen, damit er sich mit Laura vermählen könne. Petrarka antwortete auf den verbindlichen Vorschlag seiner Heiligkeit: „Ich habe noch sehr viel Sonnette zu dichten.“ Shakespeare, dieser tragische Geist, schöpfte seinen Ernst aus der Verspottung und Verachtung seiner selbst und des menschlichen Geschlechts; er zwei- felte an Allem; verhöhnte Gottheit und Welt, Ding, Nichts und sich in den Mund kommt. Auch Montaigne auf der anderen Seite des Meeres sagt wieder und immer wieder: „peut-être; que sais-je?“

Shakespeare endlich gehört zu der Zahl der fünf oder sechs Schriftsteller, die allein hinreichen, dem Denken Stoff und Nahrung zu geben, so viel es braucht; diese mütterlichen Genies scheinen alle andere geboren und ernährt zu haben. Homer, Hesiodus, Alkäus, Sappho, Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Horaz und Virgil sind seine Söhne; Dante hat das neuere Italien, wou Petrarka bis Tasso, erzeugt; Rabelais hat die Französische Literatur geschaffen, Montaigne, Lafontaine und Molière ertönten ihm ihren Ursprung; England ist ganz und gar ein Kind Shakespeare's, der noch in der neuesten Zeit an Byron seine Sprache, an Walter Scott seinen Dialog vererbt hat.

Man will zwar oft von diesen hohen Meistern nichts wissen, man erwolkiet gegen sie, man zählt ihre Fehler auf, man wirft ihnen Langweiligkeit, Ungereimtheit, schlechten Geschmack und Weitschweifigkeit vor, indem man sie beliebig und sich mit ihren Federn schmückt; aber man kränkt sich vergebens gegen die Joch, Alle trägt ihre Farbe, überall sind ihre Anspuppen eingeprägt; sie erfinden Ausdrücke und Bezeichnungen, die das allgemeine Wörterbuch der Völker erweitern; ihre Redensarten und Ausdrücke werden zu Sprüchwörtern; ihre erdichteten Charaktere verwandeln sich in wirkliche Personen von Fleisch und Blut, mit Kindern und Kinderstindern. Sie eröffnen Geschäftskreise, aus denen neue Lichtstrahlen hervorschießen; sie lien Gedanken aus, denen tausend andere entkeimen; sie liefern allen Künsten Gegenstände, Ideen und Formen. Ihre Werke sind die unerschöpflichen Fundgruben, oder man möchte sagen die Eingeweide des menschlichen Geistes.

Solche Geister nehmen den ersten Rang ein; ihre Mannigfaltigkeit, Unbegränztheit, Fruchtbarkeit und Originalität stempeln sie von vorn herein zu Gesetzgebern, Mustern, Vorbildern und Typen der verschiedenen Intelligenzen, so wie es vier oder fünf Menschen-Racen giebt, von denen die anderen nur Schattirungen oder Abzweigungen sind. Höhen wir uns, diese mächtigen Wesen um der Schwächen willen zu schmähen, in die sie zuweilen verfallen; ahmen wir nicht dem, dem Verstümmler, nach; laßt uns nicht spotten, wenn wir nackt und eingeschlossen im Schattten der an Armeinen Gehegen geschwiterten Arche den alleinigen und einsamen Schiffer des Abgrundes finden.

Bibliographie.

Profitable employment for leisure hours. (Nützliche Beschäftigung für müßige Stunden.) ¼ Sh.

France. (Frankreich.) Von Henry Lytton Bulwer. Zweite Serie. Zwei Bände. 21 Sh.

Memoirs etc. (Denkwürdigkeiten von Wistreß Stallibra's Mission nach Sibirien.) 5 Sh.

Conversations for young ladies. (Gespräche, namentlich über geographische Gegenstände, für junge Mädchen.) 6 Sh.

The life and times of Kienzi. (Das Leben und die Zeit Rienzi's.) 7½ Sh.

Frankreich.

Das Foyer des Théâtre français.

(Schluß.)

Auch eines jungen Autors muß ich gedenken, der namentlich beim Theater eines hohen Ansehens genoß und sehr geschätzt wurde, dessen Charakter außerdem im glücklichsten Einklang zu stehen schien mit dem Schwunge seiner dichterischen Phantasie — Legouvé's nämlich. Ehre dem Ehre gebührt! und so denn auch ihm. Seinen Tod Abel's, Epicharis und Nero, Quintus Fabius, Stesichus und Polyxnices, seinen Tod Heinrich's IV. mögen Andere kritisiren und analysiren, ich will nur hier an das — was mich für meine Person immer vor Allem lieblich bewegt und tief gerührt hat, an seine herrlichen Gedichte: Melancholie und Verbienst der Frauen, erinnern. Eine gebeime Sympathie schien mich zu diesem Manne hinzuziehen, weil es, neben dem ich in der Regel Platz zu nehmen pflegte in dem merkwürdigen Foyer, der alle Elemente, Geist und Phantasie in beständigen und zu einsammen, in sich vereinigte und einen vollkommenen Begriff von der Entwickelungsstufe des künstlerischen Genius der Zeit geben konnte.

Einen war höchst seltsam an Legouvé. So still und bescheiden er war und für seine Person gewiß niemals irgend Jemandem zu nahe trat, so empfindlich war er dagegen auch gegen den geringsten Angriff von Seiten der Kritik; nicht den harmlosesten Scherz konnte er in dieser Beziehung vertragen. So ging er denn auch mit den Journalisten und anderen Wallern des Parnasses, die auch in dem Foyer umherschwirrten, mit höhter Scheuch und Scheuung, ja sogar mit Hypochondrie umher um. Als ich ihm einmal einen Vorwurf darüber machte, daß er einem solchen Pseudo-Literaten, der allgemein für einen elenden Skribler bekannt war, freundlich die Hand gedrückt, erwiderte er mit voller Heftigkeit, die meinen Unwillen sogleich entwaffnete: „Was soll ich denn thun, Lieber, man muß die Autoren immer wie einen Feind behandeln, der uns an Zahl überlegen ist.“

Von allen Literaten, die ich gekannt habe, ist Legouvé derjenige, dessen Andenken mir am theuersten ist; denn keiner wußte mich so zu nehmen und verstand mich so wie er.

Bald erschienen denn auch auf den Theater neue Talente, andere Poeten traten hervor, das Publikum die Hoffnung schönen Erfolge, die ihnen mitunter Nachfolger jener großen, damals schon alternden Künstler zu gewinnen; Mlle. Georges und Mlle. Duchesnois betraten fast zu gleicher Zeit die Bühne, und ihr Wetteifer ließ unser Urtheil schwankend, welcher von ihnen wohl den Vorzug geben sollten vor der anderen; doch trug endlich die Darstellerin der Phädra und der Hermione über die Gemeinen Entscheidung, die Duchesnois, die Adelaide Duguesclin, die man je auf der Bühne gesehen — den Preis davon. Mlle. Duchesnois, meines Freundes Legouvé Schülerin, hatte von ihm herrliche Lehren, jene alte Schule überkommen, an der die Glut des Herzens und des Geistes, jenes heilige Seelenfeuer, das Gabe der Natur sind, mit recht zur lichten Flamme der Begeisterung gelautert und verklärt wird — und so entwickelte sie durch sinnfigemäßer Ausbildung ihres Naturells jene Eigenthümlichkeit, die durch Vollendung gefiel, die Adelaide Dermiere, die man je auf der Bühne gesehen — den Preis davon. Mlle. Duchesnois, meines Freundes Legouvé Schülerin, hatte von ihm herrliche Lehren, jene alte Schule überkommen, an der die Glut des Herzens und des Geistes, jenes heilige Seelenfeuer, das Gabe der Natur sind, mit recht zur lichten Flamme der Begeisterung gelautert und verklärt wird — und so entwickelte sie durch sinnfigemäßer Ausbildung ihres Naturells jene Eigenthümlichkeit, die durch Vollendung gefiel, die Adelaide Dermiere, die man je auf der Bühne gesehen — den Preis davon.

Die Vorderen der Duchesnois machten den unerkannten Celebritäten des Théâtre français nicht geringe Unruhe; sehr machte ihre Bemerkungen über die Debütantin, wo es denn an der gebräuchlichen Portion Galle und Bedrruß nicht fehlte, wie immer nach brillanten Erfolgen. Die schöne hinreißende Contat selber, deren Mutter ihrer Größe gleichkam, konnte dem Drange nicht widerstehen, einen Pfeil ihres Spottes auf die neue Phädra abzuschießen. Als am Morgen nach einer Vorstellung das Racineschen Meisterwerkes Mademoiselle Gleo in's Versammlungs-Zimmer, wo das Repertoir ausgetheilt wurden sollte, dreintrat und ihre schöne Arme — sie hatte die Vorzeuge der Phädra gespielt — noch ganz braun und bloß waren vom Druck der nervigen Hände der Duchesnois, rief die Contat: „Ach, die Aermste, ist sie einem Färber unter die Hände gekommen!“ Natürlich drang Alles in Gelächter aus.

So dörte ich sie ein ander Mal mit gleicher satirischer Schärfe einen Herrn, der für einen der schönsten am Hof galt, dessen Eitelkeit aber bisweilen bis zur Unverschämtheit stieg, gedrehrend durchmessen. Er pflegte das Foyer fast täglich zu besuchen, um witzige Einfälle und geistreiche Worte dort einzusammeln, die er dann nachher in seinen novemhaften Zirkeln wieder anbrachte; er war eine Zeitlang angebleben, als er plötzlich eines Abends wieder erschien und, sein bekanntes Selbstgefühl von seiner Unwiderstehlichkeit in noch gesteigerterem Grade zur Schau tragend, im Foyer einherstolzirte, wie auf einem Rennbesteide der

Digitized by Google

Eroberungen, wo ihm Garde an Garde in die Hand reise und er nur zuzulangen brauche. Er war von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß die Arme, auf die er seinen Blick richte, ihr er würdige, seinen Blick wirklich auf sie zu richten, auch rettungslos in Flammen für ihn aufstehen müsse. „Sie sind vermuthlich gewesen, Herr Graf?“ fragte ihn Mlle. Contat, zu der er mit seiner vollen Süssstimme herangetreten war. — „Ja, schöne Frau, ich war auch von Lande, auf dem Gut einer meiner alten Verwandtinnen; eine Frau von schwunddreißig Jahren und noch immer vollkommen schön . . . freilich, seit einigen Jahren . . . ja, sehen Sie, seit den fünf Tagen, daß ich wieder in Paris bin, ich kann Ihnen versichern, auf Ehre! ich sah noch nicht in mein Bett gekommen.“ — „So machen Sie das wohl im Sitzen ab, wie die Hühner“, versetzte die beleidigte Schöne. Ein allgemeines Gelächter folgte dieser derben Replik; der Graf hätte über und über roth werden müssen, wenn ihm das überhaupt möglich gewesen wäre; so aber biß er nur die Lippen zusammen und verzog sich.

Unter den hoffnungsvollen Debütanten machte sich endlich noch Lafon bemerklich, der in der Rolle des Orosman die alten Kunstfreunde in gewissem Sinne an das Feuer und den Abel Lekain's, dessen Bille und Namen ihm Dugazon treulich überliefert hatte, erinnerte. Riesgestattet mit einer imposanten Gestalt, einem klangvollen Organ und edler ausdrucksvoller Geberde, vereinigte er mit diesen Naturgaben die Vorzüge einer gesunden Bildung und seinen Weltmanier. Er war mit so vielem Beifall aufgetreten, daß selbst Talma darüber in Bewegung gerathen war. Besonders in der Rolle des Avner war es, in der der junge Held seinen Schwur vor dem Bilde Voltaire's, für die Freiheit hatte, nachzuseufzen, und als er den Beres sprach, der den ernstlichen Wunsch, den jungen König zu verheidigen, so mächtig ausdrückt: „Es bien, trouvez-moi donc quelque arme, quelque épée!“

Wohlan! Gebt Waffen mir, gebt mir ein Schwert!

brachte er im ganzen Saal eine Bewegung und eine Wirkung hervor, wie nur dem wahren Talent möglich ist. Bald erschien auch neben ihm als Orosman eine würdige Zaire, durch und durch treyend, nur was das Schönste an ihr war, in der Glorie einer reinen Seele. Mlle. Bourgoin trat in der Rolle der Mélanie auf, wo sie die himmlische Ergebung einer jungen schuldlosen Mädchen, die dem Stolz und den Verwerbereien zum Opfer fallen soll, so trefflich auszudrücken verstand. Wie hatte man unter dem röthlichen Schleier ein lieblicheres Gesicht, ein vollkommeneres Ensemble holder Naturgaben gesehen, als sie uns zeigte. Man kann denken, welche Beethoir einer solchen Debütantin die Rolle einer jungen Christin, die Täuschung geworben, dadurch machen mußte, es war, als wenn die Märtyrin selbst in ihren Adern . . . Der Succeß war enorm; auch Lafon spielte feuriger, vollendeter als je, und auch sein eigentlicher Ruhm datirt von diesem Abend an. Bald aber hatten wir im Foyer Alle zu bemerken, daß diese unschuldsvolle und ergebungsvolle Mélanie, diese zärtliche treue Zaire, auch voll heißenden Spottes war und sie für die Lehren gegen ein Mitglied loschmeiste. Alles war erstaunt, über diese plötzliche und schonungslose Offenheit. Die Verschwiegen sagen zu sehen, die nur ihres Zieles versehten und selbst die zum Lachen zwangen, die davon getroffen worden. Mlle. Bourgoin erschien uns wie eine zweite Arnault, die in den dramatischen Annalen Epoche machen würde. Der erste Streich, den sie ausstheilte, war gegen einen ihrer Genossinnen gerichtet, die sich durch ihre Talente, aber eine Gerbe bigkeit affektirte, von der unsere reizende Zaire die abgesagteste Feindin war. Ein junger Offizier von der Kaiserlichen Garde nämlich machte Mlle. *** den Hof; diese nahm seine Huldigungen mit affektirter verschlichter Kühle an, durch die das geheime Vergnügen über eine solche Erhörung nur zu deutlich hervorblickte. Eines Abends, als der schöne Kriegsmann an der Seite, die auf seinem großen Knapper neben ihrer neuen Genossin saß, beantwortete, rust sie plötzlich aus: „O, abscheulich! Sie riechen ja nach Tabak!“ — „Das ist sehr möglich“, versetzte der Offizier; „auf dem Marsch bei Schnee und Regenwetter gewöhnt man sich das an, und da wird einem denn die Pfeife auch und nach zum Bedürfniß.“ — „Was! Sie rauchen? Sie Ekel! . . . Nun, wenn Sie mein Mann wären . . .“ — „So wollte der Beer Lieutenant die Pfeife gar nicht mehr aus dem Munde legen“, sist die Bourgoin ein mit ernsthaftem Ton und prophetischem Seufzer über das zukünftige Ehestandswetter, das dem jungen schönen Mann bevorstand. Er mochte wollen oder nicht, er so wie wir Alle mußten in lautes Lachen ausbrechen. Die scheue Zaire, die sich ihrer Sache auf, einen wilden Blick auf die Lacher herabdrängend, was natürlich der allgemeine Lust und den Lärmen noch vermehrte.

Ein andermal, als von dem seltsamen Behagen die Rede war, das ein gewisser Autor, dessen Stück, eine Tragödie, gerade durchgefallen war, an bittern mageren Frauen fand, sagte die Bourgoin: „Was ist da mehr? der Arme hat Geschichtsmuth gelitten und klammert sich von einer Stange an die andere.“

Interessant zu sehen war es, wie sie sich durch ein eigenes Mittel einen schmachtenden Liebhaber, der ihr lästig war, vom Halse schaffte. Der Graf D***, alt und pedantisch, war über die neue Arnault ganz außer sich; da er es aber nicht wagte, ihr die Gist, die sich im Sitzen verjehrte, zu gestehen, so kam er fast alle Abend in das Foyer und ließ sich auf ein Wänkchen unweit des Einganges nieder; hier, wie durch einen Zauber festgebannt, die Augen wie angenagelt auf Mlle. Bourgoin geheftet, saß er, die Hr ging und herauschte sich in dem Glücke, sie zu sehen und zu hören. Ging sie auf's Theater, so verfolgte er sie bis hinter die Coulissen, ging sie die Treppe hinunter, um nach Hause zu fahren, so stand er auch schon an der Thür oder auf dem Flur, so daß sie fast an ihn aufstoßen mußte, um vorbeizukommen. Dieser abermen Belagerung endlich müde, beschloß sie, ihm im Foyer in unser Aller Gegenwart einen fröhlichen Abschied zu ertheilen. Eines Abends, als er wie gewöhnlich neben der Thür auf seinem Platz saß, mit niedergeschlagenen Augen, seinen Hut in der Hand, ganz in der Betrachtung seines Beinkleb, der um ein Nimosen aufspricht, steht die Bourgoin auf mit jenem feinen Lächeln, das immer bei ihr der Vorbote eines schimischen Streiches war, geht an dem Grafen vorüber und sagt, indem sie ihm ein Fünffrankenstück in den Hut wirft, im feierlichen Ton: einer barmherzigen Schwester: „Gott helfe Ihnen, armer Mann! . . . Das ist Alles, was ich für Sie thun kann.“ Der Graf, daß vor Zorn, warf das Fünffrankenstück dem durchtriebenen Mädchen vor die Füße, eilte aus dem Foyer und ließ sich nie wieder blicken.

Wenn man von der Menge bekannter Kapiten und glücklicher Witzworte, die von der Bourgoin herrühren, sammeln wollte, es würde ein dicker Band werden; ich will hier nur noch das köstliche Billet zum Besten geben, das sie der Marschallin Soult schrieb, die eine der ersten Damen am Napoleon's Hof war. Die Herzogin, von stolzem hochmüthigem Charakter, bewohnte ein großes Hotel, besaß Equipagen, denen der Bourgoin gerade wie Nichts waren. In ihrem reichen Bouboir hatte die Herzogin einen zahmen Kanarienvogel, den sie meistens in den Zimmern umherfliegen ließ. Mehrere Male schon war der Vogel auch über die Straße gestogen und hatte sich auf dem Balken der hübschen Nachbarin, die eine Angorakatze besaß, welche sehr liebte, niedergelassen. So hatte denn das Kätzchen einmal den Vogel, und die Herzogin von ersten Verdrusse, ließ sich verlauten, der Bourgoin ein Billet zu schreiben, worin sie unter den bittersten Vorwürfen über die Art und Weise, wie sie um ihren Vogel gekommen, so weit ging, jener in erniedrigenden Ausdrücken den Abstand demerklich zu machen, der zwischen ihr und einer Actrice stattfindet, und dann den Brief mit ihrem vollen Titel: Die Herzogin von N. unterzeichnete. Die Künstlerin, aufs heftigste erbittert, schrieb ihr zur Erwiderung folgendes Billet, von dem ich eine genaue Abschrift genommen und das ich wörtlich hier mittheile.

„Mein Kind, es ist eine bekannte Sache, daß, wenn man einen Kanarienvogel frei umherfliegen läßt, man ihn der Gefahr aussetzt, einer Beute der Katze zu werden . . . und dies Schicksal hat denn auch Ihren Vogel getroffen. Wenn Sie sich einen neuen anschaffen und Ihnen nicht etwa die Lust dazu vergangen ist, so lassen Sie sich's gesagt sein und halten ihn hübsch im Käfig in Ihrem Zimmer, wenn er sich auch nicht darin gefallen sollte. Uebrigens, mein Kind, bin ich Gott, daß er Sie auch ferner in seinen heiligen und gnädigen Schutz nehmen möge.

Ihre Tochter des Königs der Könige.“

Ueberall, in der Stadt und am Hofe, ausserte man sich über diese Geschichte. Napoleon selber brach in schallendes Gelächter darüber aus, und die stolze Eleonore, die auch nicht mehr die jüngste war, sah nun zu spät ein, in welchen müßigen Streit sie sich eingelassen hatte.

Und nun noch ein Wort von Arnault und Baour-Lormian, um mit ihnen als Hauptgestalten jenen Zeitraum zu beschließen, der durch die Talente der Alle beiringen durch die Fülle ihres Geistes und den frischen Lebendigkeit, worin sie unerschöpflich waren, um mit ihnen, sage ich, die heitere Gallerie, die ich, so gut ich's vermochte, vorzuführen gesucht, würdig zu beschließen. Arnault, der Verfasser des Marius zu Minturnä, des Oskar und der Venetianer, Tragödien, die sich den verdienten Beifall erwarben, verdient mit seinem dramatischen Talent die Gabe der komischen Erzählung; den einfachsten Geschichten verstand er einen Anstrich von Komischem und eine epigrammatische Würze zu geben, daß Alles gespannt aufhorchte, wenn er den Mund aufthat, und sicher ein Gelächter ausbrach, wenn er also wieder schloß. Sein Witz war durchaus nicht bitter oder Galle, aber bei aller Harmlosigkeit so fein und spitzig, daß mir seitdem nicht wieder vorgekommen. — Der Zweite, Baour-Lormian, schon bekannt durch seine Uebersetzung des Tasso, hatte eben die reichen Lorbeern seiner Tragödie: Omaïs oder Joseph in Aegypten, die mit enthusiastischem Beifall aufgenommen worden war, eingeärndtet; die wahrhaft Racine'sche Sprache dieses Stückes hatte Alles begeistert und auch Schüler ihm, er selber verausgabigt, auch bald nachher die Pforten der Académie-Française. Er war zuerst als Satiriker aufgetreten; kurz darauf, nachdem er seinen Sitz in der Akademie eingenommen, gab ihm das Nachgefühl gegen die, die seinem Beemuthen nach sich seiner Aufnahme in dieselbe widersetzt hatten, die alte Waffe wieder in die Hand; seine drei Werke erschienen, in ihnen namentlich auf Lebrun-Pindar ein förmliches Hagel von Gesseln. Hieben, als kämen sie aus Gilbert's unbarmherziger Hand selber, herniederfiel. Da Lebrun nun auch über in das Feuer kam, so eröffnete sich hier zwischen Beiden der interessanteste Kampf, der eine lange Zeit zur großen Freude aller Anwesenden fortgeführt wurde. So wie man in das Foyer hineintrat, fragte man schon, wie weit sich zwischen den beiden Kämpfern vorgefallen sei; endlich schien der Siegesbreche doch an Baour-Lormian zuerkannt werden zu müssen. Ein Epigramm jagte zu dieser Zeit das andere; es war zu einer förmlichen Sucht geworden, sich auf diese Weise zu necken und zu bekriegen, und da die meisten der anwesenden Damen sehr artige Verse machten, so schwirrten sich die scharfen bestederten Spitzen von allen Seiten her und hin durch den ganzen Saal, und saß Jeder war gezwungen, mitunterlaufen und einzunehmen.

J. N. Bouilly.

Memoiren von Lacretelle.*)

Nun ja, kann ist er todt, so erscheinen auch schon seine Memoiren im Druck! Es war zu erwarten. Das Publikum hat freilich sein

*) Lacretelle ist den Lesern unserer politischen Blätter als seines Richtswürdige bekannt, der, nachdem er mit seinem Muth Menschen gerettet und herausdrohte, der den Adieln in Paris den philosophischen Kopf spaltet und, mit seltenem Heldenmuthe selbe Erinnerung an Gott, jedes Gefühl von Gerechtigkeit zurückweisend, eine Vertheidigung seiner Cleetiet durch fand, als ein Mensch anzuklagen zu werden, der, die Guillotine vor Augen, noch im Stande war, frivole Verse zu machen. Aber das menschliche Gefühl hat sich an ihm gerächt. Boerneser, der mit solcher Strenge in den Tag hinein gelebt hatte,

Digitized by Google

Vergnügen und seine Lust gehabt an diesem Menschen bis zum letzten Moment; wenn er öffentlich erschien, so wurde er mit Applaus empfangen; als er zum Tode verurtheilt worden war, traten Viele zu ihm heran und wachten ihm Komplimente über seine Beredsamkeit; das Unbedeutendste, was es sagte, wurde mit fast kindlicher Begier aufgefangen und weiter verbreitet; man hat seine Verse gedruckt, sa, was noch mehr ist, Andere haben ihre eigenen Verse ihm untergelegt, und schöne Verse! Die Buchhändler sind zu ihm gekommen und haben ihn aufgefordert, seine Memoiren zu schreiben. Frauen sogar haben sich diesem Lacenaire vorstellen lassen in seinem Gefängniß. Frauen, direkt vom Ball kommend, noch in ihrem ganzen Staate, sind hingefahren auf die Richterstätte, ihn sterben zu sehen. Die Physiologen haben seinen Schädel betastet, die Maler ihn gezeichnet — die Bildhauer seine Büste machen wollen. Bis zu seinem letzten Athemzuge ist er ein Studium, der Gegenstand der allgemeinen Beobachtung und Betrachtung gewesen. Eine Wichtigkeit und Bedeutung, wie man sie nur der Tugend zugestehen pflegt, hat man diesem Menschen zugestanden. Aller Ernst, all' ihr Schrecklichs, das die Todesstrafe haben konnte, ist ihr in diesem Fall genommen worden. Zuerst ist eine Komödie, nun eine Spekulation für die Buchhändler daraus gemacht worden, wie Figura zeigt. Ein Dilettandi liegt uns vor, ein Drama, noch ganz warm und — dinig möchten wir sagen — wie es aus der Feder gefloffen und auch eben so schnell schon gedruckt.

Die Einleitung dieser Tragödie bildet eine Art von literarischem und dramatischem Vorspiel über Herrn Lacenaire, wie es darin heißt. Der „Herausgeber", der sich nicht nennt, ist offenbar ein Mann von Energie und Muth, und versteht die Feder zu führen; aber welchen Mißbrauch hat er davon gemacht, und an welchen unwürdigen Gegenstand seine Kraft vergeudet! Er hat Lacenaire im Gefängniß besucht, tagtäglich, und sich mit ihm unterhalten. Doch nun den Worten, das er aus diesen Gesprächen macht, trotz dem Rumbus, mit dem er sich bemüht, sie zu umgeben, sind und bleiben sie unbedeutend, sowohl was ihren Inhalt, als was ihre Form betrifft, und es ist buchaus nichts Interessantes an ihnen zu entdecken. Es ist in allen Aeußerungen nur immer der eine gleiche Bösewicht, mit seiner Sippsse und seinen wichtigen Posen, der durch die Fenster, wie in Wachsfiguren, Alle des Tages gezeigt, die elenden Prahlereien, in denen er sich im Leben gefallen, so sämmerlich Lügen gestraft worden. — Die Tugend, sagt er unter Anderem, ist das Glück; das Verbrechen das Unglück. — Die andere Welt ist das Nichts. — Warum sollte man sich nicht entschließen, einen Menschen zu essen, so gut wie einen Schafen? Die Frauen haben zu viel Lymphe, ich für meinen Theil würde mich lieber an einer kräftigen Amme halten. Eine hübsche Frau ist wie lieber als eine hübsche. — Zwei Seiten später fügt der Herausgeber hinzu: „Lacenaire trinkt sehr gern guten Bordeaux-Wein und über alle Maßen gern Champagner." In der That, ein sehr wichtiges Faktum für die Nachwelt. Ein ander Mal habe er gesagt: „Ohne Geschicklichkeit werden können, das höchste Glück unter der Sonne." Uns von sich selber: „Ich bin einmal ein geborener Mörder, wie dieser oder jener ein geborener Dichter ist." Das Schaffott hat ihn wiederlegt; er lächelte bei dem Worte Guillotine, denn er hoffte immer noch auf seine Losprechung.

Eines Tages kommt er zu Herrn Scribe und spricht ihn um ein Almosen an; Herr Scribe giebt ihm einen. „Ich sagen Sie Herrn Scribe, daß er gut daran gethan hat", setzt er hinzu. — Von dieser Art sind die Geschichten, die uns in diesem Buche aufgetischt werden.

Und nun erst die Tragödie!*) Es sind die jämmerlichsten Verse, wie sie kein Quartaner macht. Man kann doch meinen können, daß bei diesen solchen sittschrlichen Kerl von der Energie seines Charakters wenigstens etwas in seinen Stil hätte mit überfließen müssen; wenn ein Mensch mit einem Dolche schreibt, so sollte doch am Ende noch die Spitze des Dolches herausgucken können aus dem Geschriebe! Aber kein Gedanke davon! nicht das Mindeste von alle dem. Alles ist flach und schlecht und matt, und obgleich so viel Mordwerk, wie sie jetzt immer zu Dutzenden aufschießen, wie die Pilze.

Hinterher kommen noch einzelne kleine Gedichte, gräuliches Zeug, worüber wir erlassen sein mag, zu berichten.

Und was ist schließlich nun über die ganze Sache zu sagen? Die Antwort ist ganz einfach diese: so oft Verbrechen dieser Art ohne Scham und Reue unverhüllt der gaffenden Gesellschaft begangen werden, ist es die Pflicht dieser Gesellschaft, solche Schande und solche Verbrechen mit dem tiefsten Stillschweigen zu bedecken und zu ewiger Vergessenheit zu verdammen. Die Pflicht eines gesellschaftlichen Verbandes, der über sich selber wacht, ist, den Mörder daran zu verhindern, daß er den Mitbrüdern predige; in unverschämter Sophisterei sollte man den Verbrecher hüllen, wenn er zum Tode geht, und eben so das Schaffott. Was nach Allem schließlich zu sagen ist, sagt Lacenaire uns selber, er weiß es recht gut: „Um Ruhm bekümmert sich keiur Seele, und um mich drängt sich Alles herzu, und es fehlt mir an nichts — und warum? Weil ich Verse mache."

Darin liegt es; hier ist Alles gesagt. — Darum läuft man, Lacenaire reden zu hören, macht ihn zu einem Redner! Darum flaus wie ein Leiger. Sein Gesicht war todtenblaß, seine Lyies schlotterten, und seine Zunge versagte ihm den Dienst, als er das Schafott bestieg, während ihm sein Gesährte Muth, ein freilich unsittlicher Mensch, der aber durch die Tröstungen der Religion aufgerichtet war, vergebens Muth zusprach. In seinem letzten Gesängnisse hatte er noch, der seilen Buchhändler-Spekulation eben so sehr, wie seiner eigenen Eitelkeit dienend, Memoiren diktirt, die jetzt gemeinschaftlich mit einigen Gedichten und einem Drama im Druck erschienen, und diese sind es, worüber wir hier ein freilich Wort Jules Janin's verwahren.

D. R.

*) Das Machwerk heißt: L'aigle de la Sablière, Drama in drei Akten und in Versen.

reicht man ihm die Hand in seinem Gefängniß; darum hört aller Abscheu vor diesem Menschen auf; darum finden sich alle jene schönen Damen vor den Assisen ein, als sein Urtheil gesprochen wird, darum kommen sie zu ihm in's Gefängniß, seine Blasphemieen mit anzuhören, darum fahren sie um sieben Uhr Morgens nach der Richtstätte hinaus und riskiren den Schnupfen, kleie zarten Wesen — nur darum, aus dem einzigen Grunde hier aus Paris, weil der Kerl Verse macht. Es klingt unglaublich, und ist doch die Wahrheit. Es ist das herrlichste, das empörendste Faktum, womit wir in diesem Augenblick auswarten können, und macht dem Pariser Publikum, man muß es gestehen, alle Ehre!

So hängt alles Schlechte und Böse zusammen wie die Glieder einer Kette. Wie viel unglückliche Jünglinge haben sich schon den Tod gegeben um ihrer Gedichte und ihrer Tragödie willen! Und hier sehen wir einen Menschen, einen Mörder, noch auf dem Wege zum Schaffott, Gott lästern und Verse machen!

J. Janin.

Bibliographie.

Archives curieuses de l'Histoire de France, depuis Louis XI. jusqu'à Louis XVIII. — Th. VI.

Chroniques, Lettres et Journal du Voyage, extraits des papiers d'un défunt. Première partie. Europe. — Tyril I. (Uebersetzung des Semilasso vom Fürsten Pückler.) 7½ Fr.

Correspondance inédite de Camillo Desmoulins, député à la Convention nationale. — Herausgegeben von Matton dem Aeltern. 6½ Fr.

Correspondance d'Orient. Par M. Michaud, de l'Académie française, et M. Poujoulat. — Siebenter Bd. 7½ Fr.

Théorie de l'Homme intellectuel et moral. — Von Henri Eros. Th. II. 6 Fr.

Notions élémentaires d'Histoire naturelle. — Von G. Delafosse. Erste Abthg. Mineralogie.

Projet d'un Essai sur la Vitalité ou sur le Principe des Phénomènes de l'organisation; précédé d'un rapport fait à l'Académie de médecine. — Von Rudrat. 4½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Die Spanischen Garden. Ihre Zahl — sie sind 20,000 Mann stark — steht zu der bisherigen Total-Summe des Spanischen Heeres in gar keinem Verhältniß. Sie zerfallen in acht Regimenter Infanterie (darunter vier aus den Provinzen), vier Regimenter Kavallerie — Grenadiere zu Pferde, Küraffiere, reitende Jäger und Ulanen — und ein Artillerie-Corps von 300 Mann, zu Pferde und zu Fuß. Außerdem giebt es noch zwei Eliten-Regimenter, regimentos de la Princesa betitelt, deren bunter unbeschreiblicher Anzug mehr imponirt, als ihre tatsischen Kunst. Die Uniformirung der Garde zu Fuß hat große Aehnlichkeit mit der der alten Garde Napoleon's; sie unterscheiden sich von dieser fast nur durch mehr Schimmer und Farbenpracht. Die Leute sind im Allgemeinen hochgewachsen und von männlich schönem Ansehen. Auch die Kavallerie ist gut montirt und ausgerüstet; ihre Evolutionen lassen aber viel zu wünschen übrig.

(Un. Serv. Journ.)

— Indische Taschenspieler. Diese Menschen leisten in der That Unglaubliches. Einer derselben füllte ein großes irdenes Gefäß, das eine weite Oeffnung hatte, mit Wasser, kehrte dann das Gefäß um, so daß alles Wasser herausfloß, stellte es wieder mit der Oeffnung nach oben an den Boden, und sprach: das Gefäß war wieder gefüllt. Er trete es dann auf und erlaubte Jedem, es genau zu besehen. Hierauf ließ er das Gefäß durch Einen von der Gesellschaft füllen; dieser that, wie er ihm gehießen; als er aber den Topf umkehrte, floß kein Tropfen Wasser heraus, und dennoch war, zu unserem großen Erstaunen, auch kein Tropfen mehr darin. Ich untersuchte das Gefäß, als es leer war, konnte aber nicht das Geringste seltsame entdecken. Wo das Wasser blieben, dies blieb uns Allen ein unauflösliches Räthsel; denn auch der Boden rings umher erschien vollkommen trocken. Das Gefäß, dessen der Taschenspieler sich bediente, war ein ganz gemeiner und sehr plump gearbeiteter irdener Topf. Um uns davon zu überzeugen, erlaubte er uns, ihn zu zerschlagen. Die Stücke wurden dann herumgereicht. Das nächste Kunststück war noch unerklärbarer. Der Gaukler holte einen großen Korb hervor, unter den er eine magere ausgehungerte Hündin setzte. Nachdem etwa eine Minute verstrichen war, wurde der Korb weggehoben, und die Hündin erschien mit sieben Jungen. Der Gaukler überdeckte auch diese Gruppe, hob den Korb wieder weg, und statt präsentirte sich statt der Hündin eine Ziege. Mit dem dritten Abheben sahen wir statt der Ziege ein Pferd in voller Lebenskraft; im vierten Akte erschien dasselbe Pferd mit abgeschmitterer Kehle; und im fünften war es wieder frisch und gesund. Was diese raschen Metamorphosen noch wunderbarer machte, war der Umstand, daß der Taschenspieler auch diese Mal durchaus keinen Gehilfen hatte. Nach vollendetem Hokuspokus war unter dem Korbe nichts mehr zu sehen, und was aus den verschiedenen Thieren geworden, blieb der ganzen Versammlung unerklärbar. Ein anderer Gaukler nahm einen kleinen Sack voll kupferner Kügeln, 33 an der Zahl, die er, eine nach der anderen, in die Luft warf. Keine von allen schien zurückzukehren. Als er die letzte geworfen hatte, machte er eine Pause von einer vollen Minute. Dann drummte er, mit den Händen geklimmert, eine Zauberformel, und wenige Sekunden darauf fah man die Kugeln, eine nach der anderen, wieder herabfallen. Er wiederholte dieses interessante Experiment wohl sechsmal. Während dieser Zeit durfte ihm Niemand nahe kommen. (Oriental Annal.)

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Freitag den 22. Januar 1836.

Griechenland.

Antikes und Modernes in Morea.

Von einem Englischen Reisenden.

Keine Beschreibung kann auch nur einen schwachen Begriff von den Schönheiten des Korinthischen Golfs geben, besonders derjenigen Gestade, welche den Eingang zwischen Lepanto und Poßitza bilden. Zu beiden Seiten erheben sich Berge aus vielfacher Strata, von mannigfacher Gestalt, und durch Abgründe und enge Thäler, welche offenbar weiteren Gebieten ihre Daseyn verdanken, unterbrochen. Hin und wieder sahen wir die Gipfel theilweise mit Schnee bedeckt, obgleich es mitten im Sommer war. Tannen und Fichten bekleideten die Abhänge, und von Zeit zu Zeit erfreute unser Auge ein Wasserfall oder ein Blick auf ferne Höhenzüge im Innern, die zwischen den Küsten-Gebirgen hervorschimmerten. Wenn ich den unvergleichlichen Bosporus und das Thal Tempe ausnehme, so weiß ich mit der zauberischen Landschaft bei Lepanto keine andere zu vergleichen und begreife kaum, wie Jemand, der den Parnaß in der Abendsonne glühen und dabei den Helikon, den Geranien und den Kithäron aus der Ferne schimmern sah, seine kühnsten Erwartungen nicht befriedigt finden sollte.

Als der Tag eben zur Neige ging, ankerten wir bei Poßitza, das auf demselben Boden sich erhebt, wo Aegium, der vielbesagte Sitz des Achajischen Kongresses, sich befand. Kein Denkmal aus dem Alterthum erinnert an diesen einst so berühmten Ort, und mit Ausnahme eines prächtigen Platanen-Baums, der 38 Fuß im Umfange mißt und zwei Aeste von 60 Fuß Länge hat, findet sich hier nichts, was den Reisenden bewegen könnte, um des Nachforschens halber auch nur eine Minute zu verweilen. Poßitza ist der Hafen, aus welchem die meisten in Morea wachsenden Korinthen exportirt werden; auch ist es wegen seines herrlichen Wassers berühmt.

Am folgenden Tage machten wir einen Ausflug nach dem Kloster Megaspilion, dem größten der noch vorhandenen Klöster in Morea. Die erste zwei Stunden ritten wir das Ufer entlang und bis nach Korinth durch eine sehr schöne Ebene, in welcher die Weinreben üppig wucherten; dann wendeten wir uns nordwärts, welcher Weg stufenweise die Berge hinan führte. Von Zeit zu Zeit machten wir Halt, um die immer mehr sich erweiternde Aussicht zu genießen. Gegen Ende es einen runden und steilen Pfad, der sich zwischen Oelbäumen durchwand, die auf Terrassen gebaut waren und größtentheils dem Kloster angehörten. Eine Wendung um einen Felsen brachte uns plötzlich das in seiner Art einzige Gebäude zu Gesicht, und eine Stunde darauf befanden wir uns am Eingang.

Man denke sich ein großes weißes Gebäude, das in eine unregelmäßig gestaltete Aushöhlung eines Felsens hineingepreßt ist, der noch 300 Fuß über das Dach emporragt. Das Kloster hat an einigen Stellen die Höhe von acht Stockwerken und teilt nur um einige Fuß aus dem Felsen hervor. An dem ganzen Bau ist keine gerade Linie, die äußere Mauer abgerechnet. Die Aussicht ist westlich und besterreich eine sehr große Landschaft, mit terassierten Gärten im Vorgrunde. In der Tiefe fließt ein Bach, der zwei oder drei Mühlen treibt, und hin und wieder gestaltet er sich zu einem Wasserfall, von die Berge in seinen natürlichen Schrunken halten. Diese sind am Fuße angebaut, aber nach den Gipfeln zu felsig, kahl und abschüssig. Gegen Süden gewahrt man eine durch Kunst befestigte Grotte, die 200 Personen fassen kann, und gegen Norden einen seltsam abgerissenen Felsen, der sich an einen anderen Felsen lehnt. Eine breite Straße führt durch die Oeffnung zu dem Haupt-Eingang. Vier militairischen Posten ist dieses Kloster sehr zu empfehlen, und die Erfahrung hat gelehrt, daß es unbezwinglich sey, wenn es nicht regelmäßig belagert wird. Den Felsen krönt ein Fort mit zwei Kanonen, und an der Façade des Gebäudes hat man überall Schießlöcher für kleines Gewehr angebracht, die sämmtliche direkte Zugänge bestreichen. Während eines Bürgerkrieges erbauten die Albanesier den Felsen und suchten das Kloster zu zerstören, indem sie große Steinmassen hinabstürzten. Weil aber Alles über die Wasse hinaus; die Belagerer verzweifelten endlich am Erfolge und zogen ab. Die leichtsinnigen Mönche zeigten uns ein ungeheneres Felsenstück, das die Feinde bis an den Rand des Felsens geschleppt hatten, aber nicht hinabstürzen konnten, weil Gott selbst ihre Arme lähme.

Als Ibrahim Pascha im Jahre 1826 Morea durchbrote, widerstand diese Festung allein seinen Waffen und — einem Mittel, was den Griechen noch weit gefährlicher ist — seinem Gelde: sie blieb unerobert. Nennenswerd Seelen waren in dies gedrängte Felsennest eingeschlossen. Bergebens bot ihnen der Aegypter Geld, wenn sie sich gutwillig ergäben, und drohte er, sie Alle niederzumetzeln, im Fall er Sieger blieke. Die Griechen vertrauten auf ihre guten Schwerter, beiskanden den Angriff und schlugen die Belagerer; ja, sie hätten ihnen beinahe den Rückzug abgeschnitten. Die Bewohner des Klosters werden gar nicht müde, von diesem glorreichen Siege zu sprechen. Als ich nach ihrer Bibliothek fragte, antworteten sie: „Aelter Herr! vor der Belagerung hatten wir eine große Menge Bücher; allein wir mußten sie zerreißen, um Patronen daraus zu machen.“

Die Statuten des Klosters scheinen im Allgemeinen sehr liberal zu seyn. Die Pforten werden mit Sonnen-Untergang geschlossen, nach welcher Zeit kein Fremder herein darf. Er muß in einem außerhalben Hause logiren, und man reicht ihm seine Speise von Innen vermittelst eines herabgelassenen Korbes. Beim Abschied bezahlt man nicht direkt; aber ein kleines Geschenk zum Besten des Klosters wird nie ausgeschlagen. Der Abt pflegt alsdann seine Dankbarkeit durch Umarmung des scheidenden Gastes auszudrücken. Der Mönche sind 210; sie werden aus den dienenden Brüdern gewählt, die, so lange sie ihr subalternes Amt bekleidet, alle Dienstboten-Arbeiten verrichten. Die Korinthen-Plantagen, welche alljährlich hundertausend Pfund Korinthen geben, sind die vornehmste Quelle ihres Einkommens. Die Grundstücke des Klosters bringen auch Oles hervor, was zur Nahrung und Kleidung der Mönche dient, als Weiz, Wein, Oliven, Käse und Baumwolle. Sie weben sich selbst den Zeug zu ihren Kleidern.

Der Keller enthält einen Vorrath Wein auf zwei Jahre. Er ist ohne Zweifel der merkwürdigste Theil des Gebäudes, da er ganz von der natürlichen Aushöhlung des Felsens gebildet wird, durch dessen Risse und Poren köstliches Wasser dringt, und zwar in hinreichender Quantität, um eine Fischerei zu versorgen.

Die Kapelle hat zwei Thore aus Erz, auf die ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln gegossen ist. Sie enthält nichts Merkwürdiges, ausgenommen das Paladium des Klosters, ein wächsernes Bild der Jungfrau Maria, welches der Evangelist Lucas gefermt haben soll. Es ist mit Gold, Silber und kostbaren Steinen, kaiser Schenkungen frommer Personen aus verschiedenen Zeitaltern, reich eingefaßt. Der Abt wird alljährlich gewählt, aber niemals abgesetzt, er müßte sich denn eine grobe Pflichtwidrigkeit zu Schulden kommen lassen. Der Vice-Abt verwaltet die Finanzen und hat die Person jener Fremden, der das Kloster besucht, unter seiner speziellen Obhut.

Die Privilegien dieses Klosters wurden in der Periode der Osmanischen Oberherrschaft immer größer. Mohammedanische Besucher von Personen aus verschiedenen Ständen, in dem sie die Fremden-Herberge Hause und warten gastfrei bewirthet. Als Weil Pascha, Statthalter von Morea war, ließ er, aus Dankbarkeit für die gütige Aufnahme, die er bei den Mönchen von Megaspilion so oft gefunden, eine Kapelle an der Vorderseite des Klosters erweitern.

Wir nahmen von den freundlichen Mönchen unsern Abschied; sie hatten Alles aufgeboten, um uns angenehm und lehrreich zu unterhalten, und dabei trine Spur von strafbarer Neugier gezeigt. Wir kehrten auf demselben Wege nach unserem Schiffe zurück.

Am folgenden Morgen landeten wir bei Salona und bemühten uns hier eifrigst, die Ruinen von Kriffa, dem alten Hafen von Delphi, zu erforschen. Der Alterthümler findet hier nichts als die Grundfesten der alten Stadt; selbst der Pfeilfuß, der sonst mit Ungeduld an den Mauern vorbeiströmte, erschöpft sich jetzt in kleinen Wächlein unter Kornfeldern, in bedeutender Entfernung von dem Golf.

Auf einem Felsecher nach Delphi hatten wir uns lange getrennt. Endlich kamen die Pferde, die uns zum Heiligthum der Pythia tragen sollten. Beim Aufsitzen gab es lustige Scenen: „He! Einzelmann“, rief Einer; „sagt doch dem Burschen da, er solle mir seine Jacke über den Sattel legen! Gott verdamm' mich! Hier sitzt man, wie auf einem Messer-Rücken.“ — „Mein Pferd ist ohne Zügel!“ rief ein Anderer.

Ein Dritter beschwerte sich, daß er keine Steigbügel habe. Zur Erheiterung trug es bei, daß die Griechischen Sättel gemeiniglich aus vier Sitzen von Holz bestehen, mit dreizehn Zoll in der Breite haben und mit einem Feld bedeckt sind. Auch ist eine Unterbringung der Füße ist nicht gesorgt.

Endlich bestiegen wir diese Schwierigkeiten und gelangten frohen Muthes nach Kriffa. Den Platz der alten Citadelle soll eine Kirche einnehmen, die auf einer über dem Thale des Pleistus hangenden Klippe steht. Das schöne Thal am Fuße dieser Klippe soll der Hippodrom von Delphi und Kriffa gewesen seyn. Als wir noch eine halbe Meile von Castri waren, bemerkten wir verschiedene in den Felsen gehauene Nischen von Halbzirkel-Form, auch ein Gemach mit drei Behältern für Särge.

Digitized by Google

Nicht weit von dieser Stelle wenden wir um eine Felsnecke: da lag Delphi in seiner ganzen Herrlichkeit; der Parnassus und die heilige Stadt zur Linken; der Berg Kirphis zur Rechten; die Bläulich-Grüne vor uns; der Pleistus in der Tiefe. Nie hat mich eine Scene mächtiger ergriffen.

Wir demühten uns zunächst um eine Wohnung und stellten von da aus unsere antiquarische Pilgerfahrt an. Die Reisenden besuchen vor Allem den Kastalischen Quell, der östlich vom Dorfe, am Fuße eines zweigespitzten Felsen, hervorsprudelt. Das Wasser strömt aus sieben in die glatte Felswand eingehauenen Oeffnungen und fällt in ein Becken, worin die Pythia sich badete, bevor sie ihre Orakelsprüche that. Das Wasser läuft über den Rand des Beckens, zertheilt sich dann in viele Bächlein und verschwindet endlich unten im Thale.

Chandler, der rührige Alterthumsforscher, nennt das Wasser dieses Quelle ausserordentlich kalt und verschert, er habe das Fieber bekommen, nachdem er sich darin gewaschen. Ich meines Theils behaupte, daß Chandler schon vor dem Waschen fieberkrank gewesen seyn müsse; denn kein Reisender nach ihm hat der klassischen Quelle solch einen Vorwurf gemacht. Auch wir sölten an der heiligen Stelle eine Art Fieberprise; allein sie war von sehr verschiedener Art. Den Gelehrten fesselte hier der Gedanke, daß seine lang genährten Wünsche endlich befriedigt seyen; uns aber bejauerte der Anblick einer Gruppe leidender Griechinnen, die mit bloßen Armen und Füßen dastanden und in den Becken ihre Kleider wuschen.

Ueber der Quelle sind drei Nischen in den Felsen gehauen, die angeblich Statuen der Musen oder Götter enthielten. Eine kleine Kapelle daneben ist dem heiligen Johannes gewidmet. Hier stehen die Namen Byron und Hobhouse deutlich in den Felsen geschnitten. Der Felsenbaum und der Ephru, welche vormals in den Spalten wuchsen, sind verschwunden, und die große Platane an der Vorderseite hat sehr gelitten.

Wenn man von hier nach dem Parnassus schaut, so erhebt sich der Felsen Phaupria zur Rechten und der Felsen Naupliа zur Linken. Von beiden Höhen wurden zu verschiedenen Zeiten Verbrecher hinabgestürzt. Da die Ausbildung des einen Felsens in die Weidung des anderen paßt, so leidet es keinen Zweifel, daß sie durch ein Erdbeben getrennt worden sind. Da, wo diese Felsen sich theilen, ist eine unregelmäßige Reihe Stufen eingehauen, die wir, um nicht auszugleiten, daarfuß erklimmten. So kamen wir auf eine Terrasse, die vielleicht zum Empfang der Leichname der von oben Hinabgestürzten bestimmt gewesen war. Es blieb noch eine Terrasse zu ersteigen; da aber hier die Stufen fehlten und die Felswand sür sichere Handgriffe zu glatt war, so glaubten wir, darauf verzichten zu müssen. Der Griechische Cicerone aber, ein schöner und sehr rührter Bursche, wetterte mit uns, er könne ohne Beihilfe von Steick oder Leiter die zur Gallerie gelangen. Die beiden Seiten des Felsens bildeten einen spitzen Winkel und waren von dem klussen Regen ganz glatt geschneurt. Zu unserem Erstaunen gewann der Grieche seine Wette; er erklimmte mit Leichtigkeit eine Höhe von 24 Fuß, indem er seine Füßen in die eine Seite stemmte, und seine Füße gegen die andere Seite stemmte. So schritt er sich Ruck um Ruck in die Höhe, ohne die Arme zu gebrauchen. Mehreree von uns folgten ihm auf seinem gefährlichen Wege, jedoch mit Hülfe einiger an einander geknüpften Griechischen Schärpen. Ueber der zweiten Gallerie war noch eine dritte; allein wir überzeugten uns durch Steinwürfe, daß sie Wasser enthielte. Wir kamen also glücklich wieder herunter, und zwar der Grieche sy, wie er hinauf gekommen war. Unglücklicher Weise bemerkte er, daß er sein Käppchen oben gelassen habe, und schickte sich gleich an, es wieder zu holen; aber auf der Hälfte des Weges gingen ihm die Kräfte aus, er sitzte und lag besinnungslos am Boden. Unser Doktor übergenste sich sogleich daß, daß der Wagehals seinen bedeutenden Schatzen opfern. Er verband ihm den Kopf und schickte ihn gleich auf das Schiff.

Von hier kamen wir ostwärts zu dem Kloster, das auf ungeheuren Grundfesten ruht, die ursprünglich das Gymnasium getragen haben sollen. Dieses Gebäude kann uns die deutlichste Vorstellung von dem alten Delphi geben. Nicht weit davon liegt der Begedenheitsplatz. Hier sahen wir einen freistehenden Sarkophag, der, obschon in drei Stücke zerbrochen, dennoch einer Beschreibung werth ist. Ein Mann führt ein Pferd am Zügel, vor und hinter ihm geht eine Frau, und dann folgt eine Gottheit der Unterwelt, die, einen Mann und ein Weib an den Armen, sie nach einer Leiter des Todes, die eine Stufe in der Hand hält, hinziehet. In jedem der beiden Winkel steht ein Leidtragender. An der anderen Seite folgen zwei Männer einer Frau, die, mit einem Buche in der Hand, einer Figur dem Boden anfhilft. An beiden Enden stehen Thiere mit Hahichs-Köpfen und Leopardan-Schweizen, deren Füße auf einer Säule ruhen, die der über dem Thor von Mycene stehenden Säule sehr ähnlich ist.

Der Kastanien-Baum befindet sich im Dorfe selbst. Er soll die Stelle einnehmen, wo vormals der Apollo-Tempel stand. Große Maßmordliche haben zu dieser Vermuthung gesührt; wenn aber die Lokalität nicht gar sehr sich verändert hat, so war der Raum sür jenes Riesengebäude viel zu eingeschränkt. Wir liefen uns an dem Brunnen nieder, hocherfreut, daß wir einen Vorwand hatten, um den ungeziefer auszuweichen, von welchem die bösigenen Häuser dieser Gegend wimmeln. Die Mauer eines benachbarten Hauses stammte ohne Zweifel aus dem Alterthum; sie war ganz mit Inschriften in kleinen Charakteren bedeckt, die jedoch über die Lage des alten Apollo-Tempels keine Auskunft zu geben scheinen.

Von da besuchten wir das noch ziemlich wohl erhaltene Stadium, welches die Stadt beherrscht und über dem der Parnassus in düsterer Majestät emporsteigt. Wir maßen die Arena nicht, bemerkten aber gleich, daß sie nicht zu den größeren gehört haben mußte.

Unsere archäologische Wanderung war nun zu Ende, ohne daß wir eine einzige Inschrift, die ihn Namen des Gottes Apollo enthielt, aufgefunden hatten. Auch entdeckten wir keine Grotte der Pythia mit den Räuchenden oder prophetische begeisternden Dämpfen. Die Basis der Säule, welche einst den Dreifuß getragen, der bei Platää erbeutet worden war, ist das einzige anerkannte Ueberbleibsel aus den Zeiten des alten Delphi; diese Ruine steht aber in Konstantinopel, wo sie von allen Fremden mit Ehrerbietung betrachtet wird.

Die verlängerten Schatten der Abendsonne mahnten uns endlich an die Rückkehr, und wir verließen diese heilige Stadt, den Nabel der Erde, wofür die alten Griechen sie erklärten, mit großer Befriedigung. (U. S. J.)

Spanien.

Die Spanischen Mönche.

Es war am 8. November 1808. Die Französische Armee hatte einen neuen Lorbeer in ihren Siegeskranz zu flechten: Burgos öffnete seine Thore. Zluchend dem schrecklichen Geschicke, vernahm die Hauptstadt von Alt-Castilien die Fanfaren der Sieger und ihre kriegerischen Weisen, die wie ein Triumphlied vor dem Französischen Heere voraus erschallten. Die dreifarbige Fahne, in ihren Faltenwürfen so berühmt der eroberten Städte teagend, flatterte prunkend auf den niedergerissenen Mauern und schamte nach Madrid. Durch die öden Straßen zogen die Französischen Truppen in stolzer Haltung, das Gewehr im Arme, triumphirend über den Vorbrich, den sie soeben errungen, und mit Besriedigung nahmen sie von den schmeichelnden Blicken Notiz, die von denen sich nur hier und da in langen Zwischenräumen und einzeln ein Einwohner mit trüber und schweigsamer Miene blicken ließ. Aber die alten Schnurrbärte sahen sich mit bedenklich fragendem Blick unter einander an, und bevor noch die Soldaten in die Kasernen einquartiert wurden, begab sich eine schreckliche Rummelsvärzige Szene.

Am nördlichen Ende von Burgos befand sich ein altes Mönchskloster. Die Besetzung der Stadt durch die Franzosen hatte die srieblichen Psalchten und frommen Gebete unterbrochen. Ein Befehl des Priors versammelte die Brüder in der Kapelle. Da nun, stehend, mit gespannter Erwartung, in der heftigsten Aufregung, hörten sie ihren Vorgesetzten, dessen ernster Ton mit aller Macht der Begeisterung und ergreisender Redendigkeit sie bewegte. Seine Bewegungen waren heftig, dringend, imponirend, von seiner hohen Stirn floß der Schweiß, und sein rollender Auge sprühte Feuer.

„Brüder!“ rief er, „ein Tag der Schande ist unserem Vaterlande aufgegangen. Wurgos ist heute, eben in diesen Augenblicke, durch das Eindringen der Französischen Soldaten entehrt. Hört Ihr nicht diese Greuel? Hört Ihr die Fremden, die sich nahen? Das heilige Priesterthum muß sich vor dem Bajonnett des Soldaten beugen, und dieses Kloster, das uns schirmt, das unsere letzte Ruhestätte seyn sollte, wo wir in Frieden unseren letzten Seufzer zu verhauchen gedachten, es wird nicht lange stummen dürfen, das Zeich der übermüthigen Sieger zu tragen. Brüder! Brüder! Erniedrigung, Unterjochung, Knechtschaft, Schmach und Hohn sind unser Theil, und das ihre die sigellose Verbrecht und das Recht der Gewalt. Wollen wir ruhig unsere Häupter beugen? Wollen wir als schuldbe Feiglinge die Kälte dieser verhaßten durch das Kriegsgeschick uns aufgedrängten Zwingherren küssen? Der edle Boden von Spanien, Brüder! Erkänt sich empört vor Schmerz und Wuth; er ruft zu uns mit seiner Stimme, die Gräber geschlossen sich, seine Todten rufen, er ruft seinen Kindern zu: Rache! Tod den Franzosen! Rache im Namen Gottes!“

Ein dumpfes Gemurmel ließ sich vernehmen. Es gab ein seltsames Schauspiel von furchtbarem Charakter, diese Gruppe von Mönchen, deren schwarze Kapuze das Antlitz bedeckte, unter dem hervorblitzen von Zeit zu Zeit die Augen, die Mitte der Mönchischen Physiognomien erblicken, die durch das Düstere des Momentes nur noch schauerlicher erschienen. — Der Greis nahm mit Feuer noch einmal das Wort:

„Nein, dem Vaterlande wird es nicht an Rachern fehlen! Du wirst nicht alle deine Kinder verlangen dürfen, Burgos! Was, o Brüder, ist ein Leben, von einem schmachvollen Verrath befleckt und dem Unglücke Preis gegeben! Was ist das Leben, Brüder, wenn ihm eine Schyam nicht mehr das Haupt emporheben darf unter den Menschen? Lasset uns, Brüder, durch ein edles Opfer unser Vaterland erhalten! Sterben wir dafür! Sterben wir dafür, indem wir unsere furchtbaren Feinde mit uns in das Grab ziehen! Möge unser Sarg ihnen Todesdampf beimohnen!“ — Die letzten Laute des Redners wurden durch seierlichen Eid überstört, den sofort alle Mönche ablegten, indem sie den rechten Arm zu einem großen Ehrfurchtbilde, das auf dem Altare stand, erhoben. Sie schwuren Alle, sür Spanien zu sterben. Der Superior stieg rasch von der Kanzel, und auch seine Stimme mischte sich in diesen Todeseid, als deffen Zeuge Gott angerufen ward. Dann umarmte er sie, gab einige Befehle in der großen Eile und — die Mönche sanken auf die Kniee und beteten mit voller Inbrunst. Der Tag neigte sich; ein schwacher Schimmer, einzelne Strahlen der vergläbenden Sonne drangen durch die Glasfenster und wurden matter; und bald ruhte die Kapelle in dem Döster, das den heiligen Orten eine so hohe Majestät verleiht. An den staubbedeckten Boden senkten sie das Haupt; endlich sangen sie langsam sagt, nun in ihren Zellen die Rückkehr ihrer Vorgesetzten abzuwarten. Man hätte sie für Geisterster gehalten, eben dem Grabtuche entstiegen, um den Lebendigen einen Traumbesuch abzustatten, wie sie, vom Nachtdunkel verhüllt, die Arme über die Brust gekreuzt, das Haupt zur Erde gesenkt, über den Vorbeihinschritten, kaum eine Spur ihrer Sandalen an den Boden zurücklassend. Aber bald war dies seierliche Schweigen unterbrochen; der Superior trat wieder ein; die Klosterglocken begannen in mächtigem Geläute zu erschallen. Die Mönche versammelten sich von neuem. Mit erheitertem Antlitze trat der Pater vor sie hin; der Zweck seiner Sendung war erreicht.

Digitized by Google

„Brüder!“ hob er an mit kräftiger Stimme und tönte eben so unbeschreiblichen Ausdruck, als die Physiognomie seines Gesichtes war, das in einem höheren Scheine verklärt zu erglänzen schien; „Brüder! wir können glorreich unser Opfer vollenden! Der Himmel selbst ist unserem heiligen Entschlusse gewogen. Hört! Ein ganzer Generalstab wird in unserem Kloster seinen Aufenthalt nehmen, in Lust und Sieg gestimmt, um auf der Todtenbahre daraus fortgebracht zu werden. Wohlan, bereiten wir die Zurüstungen des Festes!. Wohlan, lasset uns heiter sein! Rufen wir das Lächeln auf unsere Lippen zurück, um unseren Gästen ein anmuthiges „Willkommen!“ zu bieten. Unsere Mönchs-Gewänder werden sich nicht gut neben ihren reichgestickten Uniformen ausnehmen, aber das Grab macht Alles gleich. Aus Werk, Brüder, aus Werk, im Namen Spaniens und Gottes!“ —

Die ganze Gemeinde traf freiwillig die Anstalten zu einem glänzenden Empfange. Das düsterst Refektorium wurde in einen Bankets-Saal verwandelt; es war, als hätte sich jeder Einzelne verwüstscht, so rasch waren alle Zurüstungen beendet, und die Thüren des Klosters wurden geöffnet. Nach wenigen Minuten erschienen die Franzosen. Alle Mönche, den Superior an der Spitze, gingen ihnen zum Empfange entgegen. Das war ein glänzendes Corps Offiziere, zum großen Theile noch jung und doch schon mit ehrenden Abzeichen der Tapferkeit geschmückt. Man führte sie in den für sie eingerichteten Saal, indem man verschwenderisch alle Lichter offener Wunterteil an den Tag legte. Die Offiziere waren entzückt, daß man ihnen eine so ausgesuchte Aufmerksamkeit erzeigte.

Der Schmaus begann. Schüsseln aller Art und alle Weine mangelten nicht. Jene Soldaten, auf dem Schlachtfelde aufgewachsen, an das abenteuerliche Leben im Lager gewöhnt, niemals bekümmert um den morgenden Tag, an Nichts denkend, als an ihren Ausführer und ihr Schwert, waren „anauf gefaßt gewesen, langweilige Klosterm„anner zu finden, durch Fasten und Kasteiungen ausgemergelte Gesichter, Einsamkeit, Boden Spaniens, wo die fengrade Gluth des Himmels, die geheimnißvolle Ruhe, welche die Einbildungskraft feiegert, der National-Charakter und die gläubig verehrten Sagen zu einer blinden Ergebung und zu der peinlichsten ceremoniösen Frömmigkeit führen, — auf diesem Boden der Siesta, der Eifersucht und des Dolches, der kaltgiftet und der Liebe, der Mönche und der Inquisition, da konnte, da mußte im Gastenfesten einer so reichen Bewirtung und so freundlichen Entgegenkommens gewärtig sein, sie, die Fremden, Feinde. So überließen sie sich denn harmlos der lebhaftesten Freude. Endlich, nachdem man zwei Stunden bei Tische zugebracht, befahl der Superior ganz laut, einen doktalederen Schlauch herbeizuholen, der, wie er sagte, den trefflichsten Wein Spaniens enthielt. Aller Blicke beiehten sich bei diesem Befehle; man begrüßte den Pater mit einem einstimmigen Bivat.

„Unter diesen Umständen“, rief der jüngste der Offiziere, „will ich, sobald der Krieg mir eines meiner Glieder verstümmelt, Mönch zu Burgos werden!“ — „Bei meiner Ehre, da ist man viel besser daran, als in der Armee!“ — „Bei meinem Leben!“ entgegnete ein Zweiter. — „Kameraden“, fiigte ein dritter Offizier hinzu, der eine große Schramme über der Stirn hatte, „ich stimme dafür, sie diesen alten braven Mönch, der so gastlich unsere Ankunft feiert, den Orden der Ehrenlegion in Anspruch zu nehmen.“ — „Angenommen, angenommen!“ — „Und“, nahm wieder der erste Sprecher das Wort, „wollt Ihr Großkreuz werden, so düret Ihr Euch nur reiiserlig machen und uns einige Tage in Bäreredo erwarten. Da seid Ihr nicht weit von dem Punkte, wo der Kaiser selbst die Geschäfte leitet.“

Dieser unbedeutende Spott empörte die Mönche; Wuth malte sich in ihren verdüsterten Mienen. Sie blickten den Superior mit einem so drohenden Ausdruck an, daß die Franzosen, welchen sie bittere Rache geschworen hatten, sich dessen nicht hätten bewußt gewesen, flschetlich Argwohn geschöpft hätten. Der Pater blieb unbewegt.

„Wohlan!“ rief er mit anscheinender Ruhe, „auf die Gesundheit des Kaisers! Auf die Gesundheit der unüberwindlichen Französischen Armee!“

Und ohne weiteren Umstände nahm er das Glas eines jeden Gastes, tauchte es in den geöffneten Schlauch, und gab es, bis zum Rande gefüllt, seinem Eigenthümer zurück. Alle er so die Runde gemacht, erhob er sich:

„Ihr lebet, wir behandeln Euch als Freunde, ohne besondere Umstände. Der Wein, den wir eben trinken, wäre besser gewesen, hätte man ihn umgefüllt. Indeß kommt darauf nichts an. Der leichte Nachgeschmack, den er behalten, verschwindet vor dem herrlichen Aroma und dem köstlichen Geschmack, der ihn auszeichnet. Wohlan, meine Tapferen! bei der ersten Gesundheit aufgestanden! und daß Jeder mir Beschied thue bis auf den letzten Tropfen!“ —

Mit großer Eile kamen Alle auf. Der Name Napoleon's wirkte stets elektrisch auf seine tapferen Soldaten. Man trank den alten Spanischen Wein! — Aber die Gläser waren kaum geleert, als die Zeichen sichtbarer Besteidigung und erfüllter ungeduldiger Erwartung sich an den Mönchen zeigten. Mit der Heiterkeit eines Märtyrers erhob der Superior seine Blicke zu dem hohen Gewölbe des Klosters, gleichsam als wollte er Gott für eine besondere Gnade danken. Auch diese Bewegung entging den Offizieren, die bereits durch das wiederholte Trinken unmerkelt waren. Schlag auf Schlag wurden auf die dringenden und immer erneuten Bitten der Besitzer die Gläser aus dem Schlauche gefüllt. Die Trunkenheit fand sich ein, und bachantische Gesänge liefen sich in diesem alten Raume vernehmen, der bisher nur fromme Psalmodien gehört. Das scheußliche Drama nahte seiner Entwickelung entgegen. In dem Augenblicke, da die Stimmen aller Offiziere einen lustigen Refrain aus einem dieteren Französischen Liede im Chor wiederholten, gab der Superior seiner Gemeinde ein Zeichen. Die Mönche verließen sofort ihren Platz, zogen sich in eine Ecke des Refektoriums und bildeten eine dreifache Linie, den Franzosen gegenüber. Der Pater gab das Zeichen, und mitten in dem Schwingen, das einzelgerufen, begann er in grauenvoller Weise den ersten Psalmvers:

De profundis clamavi ad te, Domine.

Die Mönche erwiederten auf diesen Todten-Gesang:

Domine, exaudi vocem meam:

Der Pater begann wieder:

Fiant aures tuae intendentes in vocem deprecationis meae.

Die Mönche antworteten wieder, und so ging es im Wechselgesange bis zum Ende des Psalms. Die Franzosen sahen mit einer Art von Schwindel dies unermartete Schauspiel an, und als der Grabes-Gesang geendet, und alle Mönche ihre sprühenden Augen auf sie hefteten und sie mit unheimlichen Blicken, gleich denen des Nacht-Raben, betrachteten, da fröndete sich ihr Haar, und ihr Angesicht bedeckte sich mit kaltem Angstschweiß. Wüthend überkam sie eine Ahnung des Opfers, zu dem sie auserzehen waren. — Einer von ihnen ging mit Entschlossenheit und Würde an die Mönche heran.

„Was soll das Alles bedeuten!“ fragte er gebieterisch. „Haben wir es mit Verrätern zu thun!“

Sogleich folgten die übrigen Offiziere nach und legten die Hand an den Degen, um sich zu vertheidigen. Die Mönche blieben regungslos, ein höhnisches Lachen flog über ihre Lippen. Ohne seinen Platz zu verlassen, ohne die geringste Erschütterung zu verrathen, mit dem Finger auf das Pflaster zeigend, entgegnete der Superior: „In einer Viertelstunde, meine herren Franzosen, liegt Ihr hier auf diesen Steinen!“ — „Liegt Ihr Alle auf diesen Steinen!“ — wiederholten die Mönche mit Grabesstimmen.

„Auf daß Ihr auserhalb von Euren Mühen und erwarten könnet den Tag, wo Ihr nach Madrid ziehet!“ fügte der Pater bitter spottend hinzu. — „Auf daß Ihr auserhalb von Euren Mühen und erwarten könnet den Tag, wo Ihr nach Madrid ziehet!“ wiederholten wiederum die Mönche, gleichfalls mit höhnischem Tone.

„Die ersten Sitzer, die ihre Plätze an ihrem Tische verbühnen! Die hochherzigen Krieger, die mit Spott und Drohungen den Gruß der Gastfreundlichkeit erwiederen! Ihr habt geglaubt, daß die Spanier nichtswürdig genug seyen, das Unglück ihres Vaterlandes mit Freuden anzusehen, und daß sie mit unverstillter Herzlichkeit die Hände ihrer Peiniger ergreifen werden! Das habt Ihr geglaubt! — Ihre Ursachen wird durch seine Söhne besser vertreten!“ — Wohlan, verwünschte Fremdlinge! drutet an Eure Seele, und betet zu Gott! Ihr habt keine Viertelstunde mehr Zeit!“

Der Pater hatte noch nicht geendet, als alle die tapfern, beleidigten Offiziere, wohl wertend, daß eine große Gefahr über ihren Häuptern schwebte, die sie aber nicht kannten, sich, das Schwert in der Hand, auf die Mönche stürzten. Es gab einen grausenvollen Kampf. Das Blut strömte, als der Superior mit furchtbarer Stimme rief: „Franzosen, halten ein! Der Tod wird auch ohne Euer Schwert kommen! Er ist für uns Alle im Anzuge! Wir Alle sind vergiftet!“

Bei diesem Donnerworte entsanken den Händen der Offiziere die gezogenen Schwerter; da standen sie, zum Schrecken verstimmt. Der Prior, wieder ruhig geworden und gefaßt, sing an mit wahrhaft erhabenem Mutde, andere Gebete herzusagen. Aber die ersten Wirkungen des Giftes liefen sich spüren, und Alle, die Geistlichen wie die Offiziere, stießen furchtbare Seufzer aus und wanden sich in grausem Schmerze. Einige Martern in der Agonie, schon von den letzten Zuckungen erfaßt, die Zähne knirschten, die Geschichtszüge geschwärzt, die Augen starr, suchte jeder Franzose mit verlöschendem Auge seinen ihnenersten Freund, seinen erprobtesten Waffengenossen, und schleppte sich zu ihm, um in seinen Armen auszuhauchen. Mit gebrochener Stimme sprachen sie Alle den Namen des Kaisers aus und den Frankreichs, Andere riefen ihre Mutter und ihr Geburtsland, das sie nie wiedersehen sollten, und ihre Töchter, bei diesen ihnenersten und letzten Erinnerungen hervorgerufen, bedeckten das Antlitz der unglücklichen Krieger. Am folgenden Morgen, bei dem letzten Scheine der verlöschenden Fackeln, trug man die starren, kalten Leichen weg! — Es waren sechzig an der Zahl!

(Télégraphe.)

Bibliographie.

Considerazciones sobre la necesidad de conservar en los codigos y de aplicar en su caso la pena capital. (Ueber die Nothwendigkeit der Beibehaltung der Todesstrafe) Von D. A. Silvela. 1a Ricalen.

Boletin de medicina, cirugia y farmacia. (Medizinisches Bülletin.) Berichte über den Zustand der Arzneikunde in Spanien. Auch die Homöopathie ist in einem der letzten Hefte krispochen worden.

Don Celsanio, ó la politico-manía. (Der politische Kannengießer.) Lustspiel in 3 Akten und in Versen, von Manuel Ramées. Zum ersten Male auf dem Theater del Principe in Madrid am 16. Dez. mit großem Beifall aufgeführt. Pr. 6 Realen.

England.

Englische Messen und Märkte.

In den Zeiten des Mittelalters, als Europa noch mit Burgen und Schlössern bedeckt war, als jede Stadt eine eigene Herrschaft, ein eigenes Territorium bildete, und der Verkehr auf allen Seiten gehemmt und gefperrt war, da kam man zum ersten Mal auf den glücklichen Einfall, den armen herumziehenden und geplagten Kaufleuten je auf eine gewisse Anzahl von Tagen ein Asyl für den Handel innerhalb der befestigten Plätze anzuweisen. Es war ein lobenswerthes Verfahren und zugleich eine unermeßliche Quelle des Wohlstandes; so, noch mehr, es war ein großes Werk der Civilisation. Ich weiß nicht, wie der Mann hieß, dem England diese nützliche Institution zu verdanken hat; aber so viel ist gewiß, daß es irgend ein großer Kopf gewesen seyn muß, der alle die späteren Theorien Adam Smith's schon im Geiste vorausgesehen. Meine Vettern, dachte er bei sich, haben dadurch, daß sie die Kaufleute und Reisenden mit übermäßigen Zöllen

Digitized by Google

beraubten, dieses Wildpret nur verschreckt; wir wollen aber einmal sehen, ob ich nicht mehr Gewinn davon ziehen kann, wenn ich ihnen gegen eine unbedeutende Abgabe Freiheit und Sicherheit in meinem Burgo-Flecken gewähre. Die kleineren Steuern dürften im Ganzen wohl mehr Beerbeit bringen, als die größeren. So ließ man denn auf je eine bestimmte Anzahl von Tagen den freien Verkehr in der Stadt zu, indem man von den Waaren nur eine geringe Abgabe erhob. Käufer und Verkäufer strömten bald in Menge herbei; die Stadt gewann an Wichtigkeit; die Bevölkerung vermehrte sich; man baute neue Häuser und Wohnungen; der Wohlstand nahm zu; der Luxus steigerte sich allmälig, und Alles dies trug endlich dazu bei, die Kasse der Gutsherrschaft zu bereichern.

Seit jener Zeit haben sich die Dinge bei uns ungemein verändert; man hat die Straßen gebnet, man hat Chausseen, Kanäle und Eisenbahnen angelegt; der allgemeine Verkehr ist leichter und sicherer geworden; das Anwachsen der Bevölkerung hat die Theilung der Arbeiten begünstigt, und ein Marktbesucher nach dem anderen hat das Nomaden-Leben aufgegeben, um Bürger und ansässiger Kaufmann zu werden. Auf diese Weise hat jeder neue Fortschritt in der Civilisation, jede Verbesserung in unserem Communications-System unvermerkt die Wichtigkeit der Messen aufgehoben und ihnen jenen Lokal-Charakter, jene nahe Physiognomie und jene festliche Miene genommen, die den Versammlungen Plätzen des Handels ehemals so viel Reiz verliehen. In den früheren Zeiten trug Alles dazu bei, diesen Rendezvous der Handelswelt eine poetische und mythische Farbe zu geben; jede Messe hatte ihre eigenthümlichen Dichtungen, ihre Legenden, Wunder und Mährchen, und wir in Orient, sah man hier die Neugierigen, die Kaufleute und die Frömmler alle herbeiströmen. Die jungen Mädchen aus der Nachbarschaft kamen heran, um die Wahrsager zu befragen und Gebete an die heilige Jungfrau zu richten; der Pächter dzgad sich dahin, zugleich um sein Vieh zu verkaufen und um von dem Herumreisen ein Vergnügen sie Gevatter zu erhalten; der reiche Gutsherr Ibrahim Kutlery erschien auch der Kaufmann in voller Rüstung, gebarnischt und gewappnet, um den Angriffen der Stoßenräuber nöthigenfalls Widerstand zu leisten. Alles war poetisch und romantisch; das eigenthümliche Kostüm der Bewohner jedes Kantons eben so, als die besonderen Dialekt, ihre Sitten und ihre so verschiedenartigen Gebräuche und Gewohnheiten; man glaubte an Feen, an Zauberinnen, an Zauberer, an gute und böse Geister, und Niemand dachte daran, dem allgemein verbreiteten Aberglauben in den Weg zu treten. Wie hätte man auch an alle diese übermenschlichen Wesen nicht glauben sollen, da man unaufhörlich Frauen, Kinder und Greise ihre Spiele, ihre Vergnügungen und Geschäfte unterbrechen sah, nur um sich an jene geheimen Mächte zu wenden und sie zu beschwören? Heutzutage ist das einzige Eigenthümliche unserer großen Heerstraßen, unserer Dörfer und Weiler der Dampfwagen des Herrn Stephenson.

Man zählt noch jetzt in den Provinzen drei Königreichen an 4000 Messen oder Märkte; aber wie wenig Leben ist unter denjenigen, die sie besuchen, welche traurige Dringlichkeit herrscht an allen diesen Sammelplätzen! Nur Kinder, Dienstboten und Trunkenbolde finden hier noch einige Zerstreuung. Dagegen bieten jetzt alle Städte in England, Frankreich, Holland und in dem größten Theile von Deutschland fast täglich den Anblick einer Messe im Kleinen dar: die Läden sind alle glänzend und wohl assortirt, und der Käufer weiß zum wenigsten, an wen er sich zu wenden hat, um mit der Waare, die er einzukaufen wünscht, angeführt wird. Alle jene Messen und großen Märkte, die ehemals so berühmt bei uns waren, sind gegenwärtig fast gar nicht mehr besucht und existiren nur dem Namen nach; dies ist, nach meiner Meinung, das augenscheinlichste Ergebniß der fortschreitenden Civilisation.

Die Bartholomäus-Messe zu London, die zu Ostern stattfindet, entspricht normalen der Leipziger Messe in Deutschland, die zu Beaucaire den St. Germain genannt wurde. Die Messe von Sonntwark und die Mai-Messe (May-Fair) sind beide eingegangen, und selbst die Bartholomäus-Messe hat fast nichts von ihrem alten Glanze behalten. Anstatt vierzehn, dauert sie jetzt nur noch drei Tage, und man würde sie selbst, gleich den übrigen Messen in der Umgegend von London, gänzlich abgeschafft haben, wenn sie nicht durch einen Freibrief Heinrichs II., den dem Prior zu St. Bartholomäus die Bergünstigung einer Messe verlieh, förmlich gesichtigt wäre. Ursprünglich war sie nur eine Messe für den Tuchhandel. Dann schlossen sich die Schuhmacher den Tuchmachern an, und allmälig blieb kein einziger Handelsweg und keine noch so geringe Industrie zurück, die sich nicht auf der Bartholomäus-Messe einfand.

Normals eröffnete der Lord-Mayor die Messe mit vieler Feierlichkeit; jetzt aber trägt er dieses Geschäft, das zu etwas ganz Unbedeutendem geworden, einem Unteren auf. Die drei ersten Tage waren sonst lediglich dem Geschäfte geweiht, während man die zwölf folgenden in Saus und Braus hindrachte; auch sind eine ziemliche Anzahl Vorstellungen von den Saltumbalen zu machen, die bei Gelegenheit dieser Messe stets zusinden pflegten, muß man zumal die Bartholomäus-Messe (Bartholomew-Fair) von Ben Jonson lesen; diese Komödie besteht aus einem etwas verwerrenen Gemälde, das viele genuine, ja sogar unanständige Details enthält, aber was die Geschichte der Vergangenheit betrifft, so finden wir hierbei hier in den derbsten und einfachsten Farben aufgetragen.

Wie sehen hier das alte, fröhliche England (old and merry England) wieder, das mit jedem Tage mehr unter dem Firnis einer Civilisation verschwindet, die ohne Zweifel mehr geregelt und anständig als die frühere Zeit, aber auch monotoner, blässer und weniger dramatisch ist.

Aus dem Personen-Verzeichniß dieses Dramas läßt sich allein schon abnehmen, wie viel Pikantes, Groteskes und Witzreiches die Jahrmärkte in der Umgegend von London hierbieten. Heutzutage trifft man daselbst nichts als einige Marionetten und eine Menge von Kindern an, die ihre Bonnen begleiten. Alle jene Festlichkeiten, Schaustele und Belustigungen würden zu unseren ernsten Sitten schlecht passen; jetzt geschieht Alles mit Würde und Anstand; geben doch auch die Geschäfte dabei um so viel besser! Wir wollen uns auf den Märkten nicht mehr zerstreuen, sondern wir begeben uns nur hin, um die nöthigen Dinge so wohlfeil als möglich einzukaufen oder zu theuer als möglich zu verkaufen. Unsere Käufer sind nicht mehr, gleich denjenigen Völkern, mit allem Vorrath und Proviant versehen: man häuft nicht mehr Ballen auf Ballen an; man kennt den Werth der Kapitalien zu sehr, um sie nicht verzinslich anzulegen, und man schafft sich daher nur immer das Nöthigste an, so wie man es gerade braucht. Vor Zeiten machte sich die reiche Pächterfrau eine Ehre daraus, ihre Schränke mit Wäsche angefüllt zu haben; auch zeigte sie mit Stolz ihre unzähligen Küchengeräthe und die Ueberfülle ihrer Möbeln; heutzutage sucht man sich überall in der Wirthschaft so einfach als möglich einzurichten, und alles Kapital, das man nicht auszugeben nöthig hat, wird in Sparkassen oder in Staatspapieren jinsbar angelegt. Und diese tausendertei Ersparnisse und Berechnungen sind es auch, die in weniger als sechzig Jahren bewirkt haben, daß die Maschinen und das Dampfroß den Wohlstand Großbritaniens so bedeutend gesteigert haben.

Du magst dich hindegehen nach den Waaren-Niederlagen, du magst die Läden, die Docks oder die Märkte besuchen, überall findest du eine Thätigkeit und Geschäftigkeit, die zum Erstaunen ist. Den Magazinen, den Kaufgewölben und den Comptoirs mangelt es nie an Vorrath; denn der Kaufmann, wie er sieht, daß irgend ein Artikel gutem Absatz findet, sucht sich sogleich wieder mit neuen Vorräthen zu versehen. Was würde auch aus London werden, wenn alle diese unendlich kleinen Räderwerke plötzlich in Stockung geriethen? 1,400,000 Einwohner würden sogleich eine Beute der elendesten Noth werden. Welch einen traurigen Anblick würde diese unermeßliche Hauptstadt gewähren, wenn die Milchfrauen von Middlesex und Surrey auf einmal aufhörten, ihre gellenden Stimmen in den Straßen erdönen zu lassen? wenn die Bummer-Schiffe mit den Kartoffel-Transporten plötzlich ausblieben; wenn die Kohlen von Newcastle nicht mehr unsere Quais bedeckten; wenn der Markt von Smithfield sie bliebe; wenn die Absindung der Themse auf einmal den tausend Schiffen aufhörte, die sie befahren? Wenn die entfernesten Gegenden zusitzen? Welche Trostlosigkeit müßte sich in einem solchen Falle der ganzen Bevölkerung bemächtigen, die für sich allein das konsumirt, was eine Million Morgen Landes hervorbringen kann, deren dringendste Bedürfnisse kaum durch die anhaltende Arbeit von zehntausend Händen zu befriedigen sind?

Der Gewerbe-Geist hat das wahre Genie erstickt. Die Messen von Großbritannien bieten heutzutage keinen besonderen Reiz mehr, mit Ausnahme etwa jener fashionablen Messen von New-Market, Worcester, Derby, Ascott und Beigthon, von denen Orten, die, wie man weiß, durch Pferderennen und Wetten berühmt sind und wo unsere jungen und alten Dandies ihre überschüssigen Guineen loswerden. Sonst aber findet du überall nur gemeine Kaufleute, die sich wenig mit Vergnügungen, aber viel mit ihren Schillingen beschäftigen. Eben so, obgleich Exeter, Northampton, Nottingham, Howden und Horn-Castle die wichtigsten Pferdemärkte in England sind, ist doch der Name dieser Städte nur den Roßtäuschern bekannt, die sie besuchen. Die Messen von Nürnberg, Hamburg und Leipzig haben hauptsächlich wegen des guten Hopfens und Malzes berühmt, die hier zu Markte gebracht werden; die Brauer von London beziehen ihre Vorräthe fast ausschließlich aus Abingdon.

(Fraser's Mag.)

Mannigfaltiges.

— Mißlungene Jagd auf Bobra-Thee. Der Gouverneur Lindsay ist von der Oststüste Chinas zurückgekehrt und hat die Abenteuer suchende Gesellschaft, welche im April 1833 von Canton abgezogen, um zu den Bobra-Höhen in Fukien vorzudringen, wohlbehalten wiederzebracht. Leider konnten für diesen hochstattbitzten und interessanten Zweck nicht mehr als sechs Tage Zeit verwendet werden, da 13 Personen enthielt, in die Mündung des Finsses Min einz die Reisenden waren: Herr Gordon, der Chef der Expedition; die Herren Gilglaff und Stevens; Herrn Gordon's Bedienter, ein Tindal, und acht Lastaren. Um die Hauptstadt Fu-tschen-fu, die am linken Ufer des Flusses liegt, nicht zu berühren, machten sie einen Umweg zwischen kleinen Inseln, verloren den Weg und mußten endlich wieder ihren Willen an Fu-tschen-fu vorbei. Die Bewohner der Stadt erkundten ihnen vorbeizusegeln, ohne sie zur Rede zu stellen; es folgten aber ein paar obrigkeitliche Schreiben in gewisser Entfernung dem Boote nach. Unsere Abenteurer hatten übrigens volle Musse, an der schönen Ausicht sich zu weiden. Das reichlich angebaute Ufer erhebt sich an beiden Seiten des Stromes terrassenartig zu hohen Bergen; doch steht man hin und wieder auch eine steile Felswand, und jede flache Stelle zwischen dem Ufer und dem Fuß der Berge ist mit Orangen- und Maulbeerbäumen bepflanzt. Von Getraide-Aeten sah man mehr Weizen und Gerste, als Reis. Die Reisgesellschaft konnte auf einer Strecke von etwa 70 Miles gegen eine starke Strömung der Fluth hinan, als sie eines Tages ganz unerwartet von breiten Booten mit einem Corps aus Musketen und Derbbaffen begrüßt wurden, das ihr Boot beschädigte und Einige von der Mannschaft verwundete. Es wäre eine Thorheit gewesen, einem so unerwarteten und verrätherischen Angriff sich zu widersetzen; unsere Passagiere wendeten ihr Boot und traten den Rückweg an. Sie erreichten ihr Schiff, ohne ernsteren Schaden zu nehmen, und anferten Ende Mai's bei Lintin.

(Canton Register.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Monatlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Montag den 25. Januar 1836.

Italien.

Aus Leopold Robert's Künstlerleben. *)

Ich kannte Leopold Robert noch nicht und hatte seine Bekanntschaft schon lange auf's lebhafteste gewünscht. Einer unserer gemeinschaftlichen Freunde, Herr Eastmir Lecomte, in dessen schöner Sammlung ich oft Gelegenheit gehabt, manches treffliche Stück von Robert zu bewundern, hatte mich mit einem Empfehlungsschreiben an den Künstler versehen, und so wachte ich mich denn auch gleich nach meiner Ankunft auf den Weg zu ihm, nach dem Palast Pitani, wo er sein Atelier hatte. Das Atelier eines Malers in dem Palast der Pisani zu Venedig! Aber die stolze Republik ist nicht mehr; des großen Pisani, des Nebenbuhlers der Doria und Grimaldi, denkt Niemand mehr. Der Palast fällt in Trümmer, und er muß es sich in seinem jetzigen Zustande zu gar hoher Ehre rechnen, daß ein berühmter Künstler ihn noch für würdig gehalten, in einem seiner Zimmer seine Wohnung aufzuschlagen.

Ich wußte, daß der Eintritt in Robert's Atelier nicht leicht zu erlangen war — wußte ebenfalls, daß noch kein Mensch zugelassen worden, das Bild zu sehen, welches er eben beendigt und von dem schon Alles in Venedig sprach; ich hatte demnach für mich und meinen Versuch gar wenig Hoffnung, aber ich wagte es darauf.

Ich mußte lange klingeln; eine alte Frau, die Hüterin des Hauses und der Cerberus des Ateliers, ließ mich erst eine ganze Zeit lang die Büsten und Statuen betrachten, mit denen der Hof verziert ist, und unter denen mir besonders eine verschleierte Bestalin auffiel, eine feine Phantasie des Bildhauers, der sich darin zur Aufgabe gemacht, ein ausdrucksvolles Gesicht durch den Schleier hindurch scheinen zu lassen. — Endlich ließ sich die gute Dame sehen; aus einem Fenster im terzo piano streckte sie den Kopf heraus, und hatte die Gnade, mich zu fragen, zu wem ich wolle. — „Zu Herrn Robert, Madame; dem Französischen Maler." — „Il pittore francese, non c'è in casa." — „Nicht zu Hause? Man hat mir doch versichert . . ." — „Non c'è." — „So; nun denn — hier ist ein Brief, den ich abzugeben habe, und meine Karte; wollen Sie wohl die Güte haben, beides in Empfang zu nehmen und Herrn Robert zuzustellen?" Die Thür that sich auf; ich stieg die enge Treppe hinan, auf der mir meine holde Donna schon einige Stufen entgegenkamen, und gab Brief und Karte an Sie ab.

Robert, wie ich mir wohl gedacht, war allerdings zu Hause, und die Portière hatte nur der strengen Weisung nach gehandelt, die Ihr ein für alle Mal ertheilt war. Zu meiner großen Freude kam am andern Morgen Herr Delacour zu mir und benachrichtigte mich, daß ich Herrn Robert willkommen sein würde. Ich eilte; ich lernte den Künstler kennen, sah sein Bild, das noch kein profanes Auge betrachtet, und schwelgte in Entzücken.

So schüchtern und verlegen Robert in der Regel Fremden gegenüber war, so freundlich nahm er mich auf, so viel Wohlwollen, ja ich darf wohl sagen, so viel Neigung bewies er mir. Er war mit mir wie mit einem alten Bekannten, und zeigte mir sogleich sein Bild, noch naß und nicht ganz fertig, wie es war. Er war mit seiner Arbeit zufrieden, schätzte sein Werk, liebte es, hatte er doch Mühe genug darauf verwandt! Aber er wußte zugleich auch recht gut, daß er sich in gewisser Hinsicht doch nicht genügt. Was mich betrifft, so war mir die Stellung des Fischerknaben mit dem Netze, die wohl etwas zu breitsich ist, nicht einmal störend für den Eindruck des Ganzen, so mächtig erwiesen sich die Vorzüge des Bildes, der treffliche Stil, die herrliche Zeichnung, der Ausdruck von Melancholie, der darüber hingegossen ist, die schöne Harmonie, in der sich Poesie und Wirklichkeit darin verschmelzen; ich konnte nur loben und staunen, so eingenommen war ich und so entzückt von dem Total-Eindrucke des Bildes.

Leider war es nicht viel genug, um das Bild vollkommen genießen zu können. Ich hat Robert deshalb um die Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen, und sämtliche ihm zugleich an, daß mein erstes Geschäft darin bestehe, sogleich nach Hause zu gehen, die Feder zu ergreifen und über sein Bild nach Paris zu berichten.

Das that ich denn auch, und theile hier aus dem Briefe, den ich an meinen Freund Henry Monnier schrieb, die betreffende Stelle mit.

. . . „Seit drinab hier Jahren ist Robert mit diesem Bilde beschäftigt. Es ist nicht in einem Wurf entstanden, nicht rasch und kühn

*) Der nachstehenden Fragmente, die wir dem bereits erwähnten Buche des Herrn Jal: „De Paris à Naples", entnehmen, und die von unserem belgischen Correspondenten Neuchatelier Landsmanne, dem Maler Leopold Robert, handeln, dürften für unsere Leser von besonderem Interesse sein.

arbeitet zugleich und ausgeführt, sondern vielmehr ein Werk des Studiums, des Nachsinnens und der Arbeit, das vielfache Aenderungen zu erfahren gehabt hat. Einzelne Partieen darin sind mehr als einmal völlig übermalt worden, und zwar aus folgender Ursach.

Als Robert nach Venedig kam und sich dort niederließ, hatte er das dringende Verlangen, sich sogleich an ein großes Bild zu machen, seine schon errungenen Erfolge auf diese Weise zu krönen. Der Künstler kannte Venedig und die Natur des Volkes, das er hier zum Gegenstand seines Studiums zu machen hatte, noch zu wenig; es kam ihm vor Allem darauf an, sich mit dem Innern der Menschen vertraut zu machen, deren Physiognomie er darstellen wollte, und so fühlte er sich denn schon bei den ersten Schritten gehemmt. So ist ihm das Studium sauer geworden und die Arbeit langsam von der Hand gegangen. Erst spät ist er vollkommen seines Gegenstandes Herr geworden, und als er endlich auf diesen Punkt gelangt war, hat seine angestrengteste Bemühung dann wieder dahin gehen müssen, die Spuren der Arbeit und des mühseligen Studiums in seinem Bilde auszulöschen, und demselben den Anstrich von Leichtigkeit zu geben, der das ursprüngliche Eigenthum der Werke des Genies ist.

Ich darf dies jetzt verrathen, jetzt, wo das Bild fertig ist, und wo doch alle Welt schwören will, es sey nur so herausgeflossen, gleichsam im Spielen, aus Robert's Pinsel. Auch müssen Sie nicht denken, daß die Verwandlung etwa eine andere wäre als in den Schülern; Robert ist seiner Manier nicht untreu geworden; ja, die Zeichnung ist vielleicht in dem gegenwärtigen Bilde, den Fischern, noch strenger, als in Allem, was wir von ihm haben. Der Gegenstand ist folgender:

Zu Chioggia am Ufer werden Anstalten zur Abfahrt in den Golf von Venedig gemacht, auf den Fischfang, Netzen, die den Fischer bisweilen oder das fünf Monat von Hause entfernt halten. Der Moment einer solchen Abfahrt hat immer etwas Ernstes und Feierliches, ja, Trübes; dies darzustellen, hat sich Robert zur Aufgabe gemacht; alle Gestalter auf dem Bilde haben deshalb einen ernsthaften Ausdruck. Zur Linken sitzt auf einer Bank eine alte Frau, die Mutter der Abreisenden, die über Söhne vielleicht nicht mehr wiederkehrt, denn sechs Monate sind eine lange Zeit für die Alter. Aufstehen ist sie noch dazu krank. Neben ihr steht eine junge Frau, eine jener holden schönen Geschöpfe, die der Künstler in Italien überall auszufinden gewußt, in Venedig so gut wie in Neapel und Rom. Sie wendet den Kopf nach sich mit einem Lage, das halb von Thränen strahlt seyn wird, nach ihrem Mann hin, den das Schiff in wenigen Sekunden von ihr wegtragen soll. Ein Kind, noch in den Windeln, schläft an ihrer Brust. Zu ihrer Linken steht ein kleines Mädchen von dreizehn oder vierzehn Jahren, weniger ernst und betrübt, aber doch nicht ohne Unruhe und Besorgniß; einer, der sie lieb hat, geht auch mit auf die Reise. Der Bruder trägt, der die Mitte-Figur des Bildes, breitet ein Netz über eine Stange, das ein Fischer, der zur Rechten steht, so eben ausgebreitet hat. Der Letztere hat noch das Instrument in der Hand, mit dem er seine Arbeit fertigtigt. Neben ihm, in einem Korbe, sieht man Knäuel neuen Garns, wovon er gebraucht hat; hinter ihm, einen Ruderschlag entfernt, steht ein Knabe, befindet sich ein Dritter, der, zwischen ihm und der Mann die zeigenden Hände auf sein Schiff, Er sieht aus dem Bilde heraus den Beschauer an. Ein Greis, zur Rechten weiter hinten, trägt einen Sack mit Zwieback ins Schiff, dessen langes schweres Segel zwei Mann aufziehen. Der eine derselben, der jüngste, hißt sich nach der Mastreep, wenn sie ein Kraft-Manöver machen, er klagt einen Strick vielmehr noch dem Tau, und der Rhythmus giebt jedesmal den Moment an, wo das Thau angezogen wird. Ziemlich in der Mitte im Hintergrunde liegt das Schiff am Ufer; mehrere Fischerschiffen das Ruthleg ein. Der Schiffspatron, ein Mann von fünfundvierzig Jahren ungefähr, steht in gebietender Stellung in der Mitte. Zu seinen Füßen befinden sich zwei Kinder, die noch Zeit nehmen an der allgemeinen Arbeit, aber doch mehr aufmerksam auf das Wort des Patrons; ein Paar interessante kleine Geschöpfe voll köstlicher Naivetät, durch welche das Gebieterische und Bedeutsame der Gestalt des Capitains noch mehr hervorgehoben wird.

Um den Gegenstand erschöpfend abzuschließen, läßt uns der Künstler in einer ferneren Bucht links im äußersten Hintergrunde eine Barke sehen, die schon abgestoßen ist. Frauen stehen am Ufer, winken den Alten und rufen den Schiffern noch ihr Lebewohl nach, die der Wind schon in die Ferne hinausstreibt; eine von ihnen hebt noch ihr Kind in die Höhe, es dem Vater, der sich auf dem schwankenden Schiffe befindet, noch einmal deutlich zu zeigen.

Das ist kurz der Inhalt des Bildes, ein einfacher, aber interessanter Vorgang; arme Leute, die eine dramatische Handlung bilden, während

Digitized by Google

und erhebend, wie es Hektor, Andromache und Astyanax nur sehn können. Es ist selber Morgen, das Meer ist ganz ruhig, der Wind kräuselt kaum die Wellen, der Himmel ist lichtblau und mit kleinem rosenrothem Gewölk bedeckt. Robert hat gerade den Perseh gewählt, um und auch einmal einen anderen Himmel zu geben, als den tiefblauen, den wir gewöhnlich sehen müssen. Und dann ist auch die Tracht der Fischer an jenen Küsten im Sommer nicht so malerisch; erst mit dem Eintritt der kälteren Jahrezeit tegen sie ihr schönes Kostüm an, ihre bunten Blüschen, ihre dicken wollenen Socken, ihre schweren Ueberschuhe, ihre bequemen Wintermäntel mit rothem Aufputz — alles das ist von trefflicher Wirkung auf einem Bilde.

So hätte ich Ihnen denn, mein bester Monnier, die Composition dieses schönen Melancholie-schweren Bildes mitgetheilt; das lag in meinem Vermögen; aber wie ich es anfangen soll, Ihnen eine Beschreibung von allen diesen schönen charaktervollen Geschichten, einen Begriff von der tiefen Originalität des Bildes zu geben, von der wunderbaren Harmonie der Zeichnung und der Farben, von der Schönheit, der Feinheit, der Kraft, der Naturrichtigkeit der Stellungen und des Ausdrucks, von der Meermannigfaltigung der einen Natur in so viele und unterschiedene — das weiß ich wahrhaftig nicht. So nur zum Beispiel Ihnen eine Beschreibung zu geben von der Gestalt der jungen Frau, die vielleicht die einzige auf dem Bilde ist, die Robert keine Anstrengung gekostet hat — es ist rein unmöglich! Und von der Alten, die so köstlich weint! Und dem Capitain, der so groß, so edel aussieht, daß man ihn für einen Homerischen Helden halten könnte! Und dann wieder von dem stehenden Fischer, der so ruhig und muthig dasteht und horcht! Und von den reizenden beiden Kindern, die in ihrer heiteren Anmuth einen so trefflichen wohlthuenden Kontrast zu der gesammten Umgebung bilden! Wenn Sie es sehen werden, Sie werden mit mir der Meinung sein, daß ich mich hier auf eine Analyse desjenigen einzulassen, was nicht zu analysiren ist — des Geschmacks nämlich, des Gefühls, der Kraft; denn ein solches Werk ist das vereinigte; und dies des Gefühls, des Geschmacks und der Kraft. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß das gewählte Sujet nicht besser, nicht vollendeter darzustellen ist; die Conception ist unseres Kamartine würdig; und was die Ausführung betrifft, so brauche ich zu ihrem Lobe nichts weiter zu sagen, als daß das Bild in Venedig, inmitten der Meisterwerke aus der großen Zeit der sechzehnten Jahrhunderts bewundert, diejenige ungetheilt bewundert wird. Und denken Sie nicht etwa, ich übertreibe; nicht um ein Jota, auf mein Wort.

Ob unseren Pariser Damen die Fischer von Chioggia so gut gefallen werden, wie die Schnitter und die Weinlese, das will ich zwar nicht mit Gewißheit aussprechen; aber Ihnen, Ihnen werden sie noch besser gefallen, da sie bin ich gewiß. Es ist Alles noch viel bestimmter, noch viel sicherer und fester, mit einem Wort meisterhafter. . . .

In vierzehn Tagen werden die Fischer nach Paris abgehen, nebst einem anderen kleinen Bilde von Robert, die glückliche Mutter (ihorm Marcotte gehörend), das die vortrefflich fühlen werden, und noch zwei anderen sehr guten Bildern, die ich Ihnen, wie die Aufmerksamkeit der Liebhaber schon in Anspruch nehmen werden.

Unter Anderem habe ich im Atelier der Gebrüder Robert eine große Zeichnung in Sepia, eine Kopie der Fischer, von Aurel gefehen, die sehr interessant ist und alle Aufmerksamkeit verdient. Sie ist für den Stich des Bildes bestimmt, da dies doch unfehlbar gestochen werden wird.

Beide Brüder sind höchst liebenswürdige Männer. Leopold's Gesundheit scheint nicht die festeste zu sein; er bedarf immer ärztlicher Pflege und Aufsicht; doch hoffe ich, wir haben nichts zu befürchten; sein Husten, der ihn den Winter über nie verläßt, hat bei alle dem keinen bedenklichen Charakter angenommen. Aurel ist wohl und munter als ein Meisterwerk von ihm zu erwarten. Er hat ein Rundbild der heiligen Jungfrau angefangen für die Kirche des Dorfes, in dem er geboren, und hat mir versichert, daß er beabsichtige, sich bald an ein Seitenstück zu seinem Fischern zu machen.*)

Ich hatte mich ziemlich lange mit Leopold und seinem Bruder unterhalten, von interessante Dinge über das Bild, an dem ich mich eben geweidet, verwundern. Unter Anderem hatte mir Robert gesagt, daß auf derselben Leinwand, auf der sich gegenwärtig die Darstellung dieser ernsten dramatischen Scene befindet, erst die Skizze eines Venetianischen Karnevals gestanden habe. Zwei Figuren wären schon vollkommen ausgeführt gewesen, als er anderen Sinnes geworden. Die eine Figur, Raffaello Arienuti's und Napoleon's, so namentlich die Lebhaftigkeit der Maskengesichter habe ihm die Sache wieder leid gemacht. Was ihn anfangs zu diesem Bilde verführt hatte, war die Idee, Venedig einmal darzustellen, wie es sich aus seiner gewohnten Ruhe hervorreißt und der tollen Zügellosigkeit jener alten Zeiten hingiebt. Aber bald verlangte sein Ernstsinn nach einem ernsteren Stoffe. Er sagte mir, die Skizze hätten nicht lange erst bei Seite, sondern dächte das schon Fertige aus und fing seine Fischer auf derselben Leinwand an. Es ist ein solcher Mangel an Leinwand in Venedig, wo doch so viel Maler sind, daß Robert einen Monat hätte warten müssen, bis er ein neues Stück aus Mailand hätte haben können, und sich schon aus diesem Grunde zu jenem Opfer entschließen mußte, was ihm übrigens doch nicht leicht geworden, wie er mir sagte. Mit der Composition der Fischer konnte er anfangs gar nicht fertig werden; er änderte und änderte und mühte sich ab, bis er sie endlich auf den Punkt gebracht hatte, wo sie seiner Idee angemessen war. Diese als einer Figur gab er einen anderen Platz, Charakter, anderen Ausdruck, so Gleichheit sagte, als sie anfangs gehabt, und mehr als ein Kopf wurde zwei oder drei Mal völlig fortgestrichen und neu erfunden. Der erste rasche flüchtige Entwurf wurde der strengsten Kritik unterworfen, und durch besonneues Urtheil geläutert und veredelt; die Ausführung ging langsam, anfangs ziemlich unsicher, bald sicherer und sicherer, bis sie endlich in sich selber zu dem Grade erstarkte, sich mit Präcision, Energie und Eigenthümlichkeit entfalten zu können. Eine der Hauptschwierigkeiten, mit der Robert während der ganzen Arbeit zu kämpfen hatte, die ihn fast am hartnäckigsten gehemmt und ihm die meiste Mühe gemacht, war, man wird es kaum glauben, der Venetianischer Typus, der, ihm nur zu sehr beschränktem Sinne zusagte. Sein Lieblings-Typus, unter dessen Einfluß er seine besten Werke geschaffen, war der Römische.

Was die zu Ende des mitgetheilten Briefes erwähnte Ruhe der heiligen Jungfrau betrifft, so war dies Bild, wie mir Robert sagte, von ihm, obwohl er Protestant war, für die katholische Kapelle des Schweizerischen Dorfes bestimmt, wo er geboren war und wo seine Schwestern noch leben. Die Figuren auf diesem Bilde sind nicht größer als die auf den Fischern, und es verspach sehr schön zu werden. Ohne Zweifel hätte es auch noch viele Modificationen erlitten, letzte aber doch gerade, wie lebendig und klar, wie vollendet Robert's erster Entwurf schon immer war. Die Jungfrau sitzt — das Kind auf ihren Knieen — im Felde auf einem Steine, an einem verfallenen Brunnen. „Ich wähle es für angemessener halten", sagte ich dem Künstler, „wenn sie in einer reichen üppigen Landschaft, bei aufgehender Sonne, unter den Ruinen eines alten Tempels säße, um so das Entstehen des neuen Kultus und der neuen Civilisation auf den Trümmern der alten zu gleich anzudeuten." Robert war so artig, mir darauf zu erwidern, daß ihm diese Idee sehr gut gefiele und er sie sich zu Nutze machen werde. (!)

Er sprach mir auch von einer Reise nach Paris, die er vorhabe, wo er einige genaue Freunde besuchen wolle, unter denen er mir Herrn Marcotte und seine Frau nannte, die er unter Anderen in Venedig auch etwas einige Mal in Venedig, und wir pflegen oft Abende gar ammuthiger Unterhaltungen mit einander über Frankreich, Italien, die Künste, die Venetianische Schule und über das Theater. Im Gespräch zeigte Robert durchaus immer einen trefflichen Geschmack, ein gerechtes gesundes Urtheil, Wohlwollen, heitere Laune, ohne ausgelassen zu werden, einen feinen Humor, ohne Bitterkeit. Seine treffende Menschenkenntniß Beobachtenheit, die ich gleich im ersten Moment unserer Bekanntschaft an ihm wahrgenommen, und die mich noch am letzten Tage, den ich in Venedig zubrachte, entzückte; ich konnte nicht weg, ohne Robert und seine Fischer noch einmal gesehen zu haben. Und so ging ich denn, noch eine Stunde mit ihnen zu verbringen. Ich kannte von Alles, was Venedig an Meisterwerken in seinen Palästen, seinen Kirchen und seinem Museum besitzt; ich war voll Staunen und Enthusiasmus über die herrlichen Gemälde jener großen Schule, die in Frankreich fast zehn Jahren auf eine so trockene dürre Weise parodirt wird; ich träumte von Titian, von Tintoretto, von Paul Veronese, von Palma und allen den Anderen, die, wenn sie auch nur halb so groß und vortrefflich, als sie sind, doch schon der Zeit und der Vergessenheit entrissen wären — und doch ging ich zu Robert.

Ich gesteh' es, so geblendet von der Farbenpracht und Reizeefülle jener Meister, war ich seither besorgt, die Fischer möchten mir nun am Ende nicht mehr so gefallen, wie damals, als ich sie zuerst gesehen. Aber nach Schönheit sind ich sie hier denn nun die Fischer, und ihre Schönheit im vollsten Sinne ihrer eigene ist und nicht gedeegt hat von den Herrlichkeiten der Venetianischen Schule des sechzehnten Jahrhunderts. Der Maler erschien mir größer als je, wahrhaft original, nach dieser Vergleichung, und auch der Mensch kam mir noch liebenswürdiger und trefflicher vor, als ich ihn schon früher gefunden. Ich dankte ihm beim Abschied herzlich für das Empfehlungsschreiben, das er mir an Herrn Jest, einen Künstler zu Florenz, gegeben; wir speisten noch zusammen, redeten von unserem Wiedersehen in Paris, und ich versprach, ihm inzwischen über die Aufnahme, die sein Werk bei der Ausstellung finden werde, getreulich zu berichten.

Es ist nicht dazu gekommen! . . . Es ich in Paris war, war Robert schon todt. O! als er mit Lust und Freude, im überstehenden Gefühl seines Herzens von der Vollendung seiner heiligen Jungfrau zu mir sprach, wie er ein Seitenstück zu den Fischern gehen, erst nach Florenz, dann nach Paris reisen, mich dort besuchen wolle — als er mir sagte, daß sein Bild, so bild er es auch habe, doch noch verbesserungen sein letztes Wort sei — wenn ich's da hätte denken sollen, daß es so bald aus dem Leben scheiden würde, nicht auf den Wink der Natur, sondern durch den eigenen Willen, und die Erfüllung der schönen Verheißungen und Hoffnungen, die er sich für seine künstlerische Zukunft gemacht, und die schon so glücklich durch den Erfolg gerechtfertigt wurden, in Verzweiflung aufgeben würde!

Bibliographie.

Gesnbelo. (Lesabel.) Biblische Tragödie von Ritter Sigismondo Wisconti. Mailand. 1835. Kl.

Degilbo dal Rocca. — Gedicht von Silvio Pellico. Verona. Kl.

Kleder. — Trauerspiel von Pasquale Negri. Venedig.

Delle novelle Italiane in prosa. (Bibliographie der Italiänischen Novellen in Prosa.) Von Bart. Gamba. Zweite sehr vermehrte Auflage. Florenz.

Frankreich.

Briefe aus Paris, von Misfreck Trollope.*)

Erster Brief.

Paris, 14. April 1835.

Als ich mich entschloß, Paris zu besuchen, hatte ich allerdings die Absicht, meine Meinung von Allem, was ich in dieser Hauptstadt sehen oder hören würde, durch den Druck bekannt zu machen; um aber so treu als möglich zu schildern, nahm ich mir vor, meiner alten Gewohnheit folgend, Alles, was mir von einigem Interesse vorkommen möchte, in

*) Auf deren bereits erschienenen neuen Buche: Paris and the Parisians.

Digitized by Google

mein Tagebuch einzutragen. Jetzt aber graut mir vor dem Geschäfte, das ich mir auferlegt. Erst wenige Tage bin ich angekommen, und schon werde ich, daß mein Tagebuch weit mehr aufschwillt, als ich wohl gewünscht hätte. Ich sehe mich in ein solches Labyrinth von interessanten Dingen verwickelt, daß meine Kräfte zu einer planmäßigen Beschreibung nicht ausreichen.

Ich werde Sie demnach, theure Freundin, so gut ich kann, nur von solchen Dingen unterhalten, die unter der zahllosen Menge des Gesehenen und Erdichten gerade den meisten Eindruck auf mich gemacht. Sollten wir einst, nach gemeinsamer Ueberreinkunft, diese Briefe dem Publikum vorlegen, so wage ich, zu glauben, daß meine Leser mir eine in's Detail gehende Belehrung über Alles, was auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dieses merkwürdigen Landes Bezug hat, gern erlassen werden.

Wirklich möchte meine Feder gerne Dreistigkeit bestürzen, wenn sie es wagen wollte, schon in diesem Augenblick das junge Frankreich sofort manisch zu beschreiben. Darüber philosophiren wollen, was die große Nation gethan hat und noch thut, scheint vollends, was sie künftig thun wird, das erfordert einen stärkern Geist, als die große Mehrzahl ihn besitzt.

Es sind jetzt gerade sieben Jahr und sieben Monate, seitdem ich die Hauptstadt der großen Nation zum ersten Mal besucht habe. Dieser Zwischenraum ist lang, wenn man ihn als ein Stück des menschlichen Lebens betrachtet; aber sehr kurz, wenn man bedenkt, was für Ereignisse in demselben sich drängen! Bei meiner Ankunft flatterten die weißen Fähnlein munter von den Palästen; jetzt sehe ich sie herausgerissen, mit Füßen getreten. Die so gepriesenen Lilien, Jahrhunderte lang das Symbol ritterlicher Tapferkeit, sind spurlos zerstört und ausgetragt. Man möchte glauben, der Schild des heiligen Ludwig und Franz I. sey für immer in Stücke zerschlagen.

Aber alles dies, so sagt man, waren veraltete Dinge. Frankreich hat sich verjüngt, und nach dem gegenwärtigen Standpunkt der geistigen Kultur kennte es nicht anders kommen. Das Ritterthum, der Ruhm, die Wappenschilder, die Banner, die Treue, die Loyalität und andere Kleinigkeiten der Art sind gänzlich antiquirt. Man sagt mir, ich brauchte nur umherzuschauen, um mich zu überzeugen, daß die jetzige Französische Generation ohne jenen Plunder recht gut fertig werde; eine solche Beschäftigung, setzt man hinzu, würde mir weit nützlicher und unterhaltender seyn, als wenn ich melancholisch über alten Erinnerungen brüte.

Die Weisheit dieser Bemerkung ist mir einleuchtend, und ich nehme mir vor, einigen Augen darauf zu sehen; ich will immer betrachten, ob es mir, als Engländerin, eben nicht zukommt, wegen des erblichenen Ruhmes der Rivalin meines Vaterlandes Trauer anzulegen. Hinsichtlich werde ich alle die dreifache Zahne, die mir nicht behagt, so viel an mir ist, zu vergessen trachten, und nur meinen Vergnügen nachgehen, was ich nirgends so leicht thun kann, wie in Paris. Selbst meine jetzige Anwesenheit in dieser Hauptstadt bin ich auf der halben Erde herumgetrieben, aber nichts von dem, was ich gesehen, hat das wenige Gefühl schwächen können, mit dem ich in diese munitre und brillante Stadt voll Lärm und Bewegung zurückkehre; in ihr Stadt, die man, mehr als jede andere, die „Heimath der Zerstreuung" genannt hat.

In der That, wo könnte man einen Ort finden, dessen Erinnerung das Bild der ewigen Fröhlichkeit, die in Paris regiert, zu verdüstern im Stande wäre? Gibt es wohl in der ganzen Welt eine solche Auswahl artiger Gegenstände der Kunst, wir man sie hier mit jedem Schritte findet? In welchem Lande kann das von Kummer gedrückte Herz seine Leiden auf eine Zeitlang leichter vergessen? Es muß in der That bald, abgezogen und ersterben seyn, das Herz, das nicht vor Freude hüpft, wenn es Paris nach langer Abwesenheit wiedersieht.

Dann obgleich ein Thron umgestürzt worden, so existiren die Institutionen doch noch; obgleich der Hauptstamm eines wahrhaft Königlichen Baumes entwurzelt worden ist, so sind doch einige Königliche Aeste, der Sprosse, der sich in die Feine verirrt hatte, sorgfältig eingefriedigt, ergossen, gepflegt, um jenen Stamm zu ersetzen. Die Boulevards sind immer noch dieselben; und trübe Revolutionen, wie fürchterlich sie auch seyn, ist fähig, jene sonderbare Essenz zu verflüchtigen, welche Paris seinen Reiz giebt. Die Fundamente der Gesellschaft sind erschüttert worden, aber es sind zu den Bollwerken weiter nichts wie vor ihren Schutzton auf ein buntscheckiges Pflästchen, das man leicht für das nämliche halten könnte, das, als dirse Bäume noch jung waren, unter ihrem grünen Laubwerk fröhlich durch einander wogte.

Da nun dem so ist, und da noch verschiedene andere Reize, von denen ich zu ihrer Zeit sprechen werde, immer von neuem darthun, daß Paris sich zu seiner gleich bleibt, so möchte es eine Thorheit seyn, die Zeit unseres hiesigen Aufenthalts mit unnützen Träumereien von der Vergangenheit hinzubringen. Trachten wir vielmehr, so aufgewerkt als möglich zu seyn, damit wir das Wirkliche, die Gegenwart, desto genießen können. Adieu!

Zweiter Brief.

So gern ich Alles sehe, was Paris Merkwürdiges hat, sowohl die großen und dauerhaften Dinge, als die wechselnden und immer neuen, so werden Sie mir doch glauben, wenn ich Ihnen sage, daß es mir viel interessanter ist, den Unterhaltungen im Innern der Gebäude beizuwohnen, als die Wunder anzuschauen, welche sie darstellen.

Eben darum habe ich die Einladungen, die mir von verschiedenen Seiten zugekommen sind, mit Freuden angenommen, und sehen bin ich so glücklich, mich mit vielen der liebenswürdigsten und bedeutendsten Familien, deren verschiedene Meinungen gleichwohl — und das ist mir gerade recht lieb — so weit von einander abstehen, wie der Himmel von der Erde, durch Freundschaft verbunden zu sehen.

Erlauben Sie mir also, mich hier einen Augenblick zu verweilen und Ihnen zu versichern, daß eine Reise nach Paris, wie wichtig man sie auch unternehmen mag, reichlich auf Nichts hinauskommt, wenn man nicht Visite flutet, auf diese oder jene Weise in die gute Französische Gesellschaft zu kommen.

Ich gestehe, daß nichts eine lebhaftere Freude bereitet, als die bloße Neubeit und Mettigkeit der äußeren Gegenstände, die einen Fremden umgeben, wenn er zum ersten Male Paris betritt. Diese andere Sorgfältigkeit seiner Außenseite, die jeden Schönen Tag einem Festtage ähnlich macht; der natürliche Frohsinn, der unter allen Ständen herrscht; die lebhafte Sprache, die funkelnden Blicke unzählbiger schöner Augen; die Gärten, die Blumen, die Statuen: Alles vereinigt sich, um eine Wirkung hervorzubringen, die nahe an Verzauberung gränzt. Aber die Gewohnheit vermindert das Staunen, und sobald das erste berrliche Gefühl so weit sich stillt, langen wir an, durch das Kaufgewölbe selbst ernüchtert zu werden; wir sinken zurück in Nationalbefangenheiten, in Traurigkeit und öde Laune.

Von diesem Augenblick an spricht der Englische Reisende nur noch von der majestätischen Seine, von den prächtigen Boskets, den gewaltigen Treppenhäusern, den unvergleichlichen Alleen und dem ewigen Vergnügen. Jetzt sollte er, um seine Genüsse zu verlängern und zu vervielfältigen, bei dem Renfrerer der schönen Hotels nicht länger verweilen, und dabin streben, daß er des feinsten Genusses theilhaftig werde, der im Innern verschließt.

Man hat über die zauberische Anmuth der Französischen Sprache im Umgang schon so viel gesagt und geschrieben, daß es ganz unnütz wäre, noch einmal darauf zurückzukommen. Daß in keiner anderen Sprache ein geistreiches Wort mit so viel Grazie gesagt werden kann, ist eine Thatsache, die man dinsfüllte werden je bestreiten, noch besser zu beweisen im Stande seyn wird, als es bereits geschehen ist. Glücklicherweise ist die Kunst, einen Gedanken auf die anmuthigste Weise in Worte zu kleiden, nicht mit Frau von Sevigné zu Grabe getragen worden.

Aber nicht bloß als angenehmen Zeitvertreib möchte ich meinen Landsleuten empfehlen Umgang mit der Französischen Gesellschaft empfehlen. Große und wichtige Resultate sind bereits, Dank den Verbindungen, die ein langer Feiter dauerhaft hat, in unseren nationalen Sitten vor sich gegangen. Unsere Gastmähler werden nicht mehr durch Trunkenheit entweiht, und wenn Personen beiderlei Geschlechts geselig zusammenkommen, so will es die Landessitte nicht ferner, daß sie die Hälfte der Zeit, die sie gern zusammen verbringen könnten, von einander getrennt zubringen.

Ich habe bereits nur noch viel zu lernen übrig, und der Ton unserer Gesellschaft könnte in Gongen immer noch gewinnen, wenn wir die trefflichen Beispiele von Pariser Art und Sitte zu Vorbildern nehmen wollten.

Nicht die großen und glänzenden Vereine, welche drei oder vier Mal im Monat in jeden angesehenen Hause stattfinden, sollen unsere Schule seyn. Ein Fest bei Lady A. am Grosvenor Square hat nicht größere Aehnlichkeit mit einem Fest bei Lady B. am Berkeley Square, als beide zusammen mit einer festlichen Assemblee in einem großen Pariser Hause haben. In jenen Hauptstädten bieten uns diese Festlichkeiten nur Einerlei von Kostümen und Kleidern dar, Kostbarkeiten, von Tafft, Gaze, Sammet, Diamanten, goldenen Kronen, Agraffen, Schnurbärten, Imperialen — aber sehr wenig feinen Geist.

Ich abgewöhne sogar, daß in diesen zahlreichen Gesellschaften der Vorsteil ein wenig auf unserer Seite sein dürfte; wir schärfen wenigstens Ihre einmal frische Luft, indem wir aus einem Zimmer in's andere gehen, um Erfrischungen zu suchen, und so weiter. Aber in den übrigen Häuser allemal zu ganzen Massen diese Erquickung gemieft, so findet man bei uns nicht bloß Gelegenheit, frei aufzuathmen, man kann auch einige Minuten schwatzen, und schwebt dabei nicht in Gefahr, von dem Orte, wo man Platz gefaßt, weit weggeschoben zu werden.

Auf Paris Bällen Könnte man also mit der individuellsten Physiognomie der Pariser Salons nicht studiren; weder aber in den kleinen Kreise vertrauter Freundschaft. Das ist ein Glück, dessen man mit unmittelbar Zwangesgleich, fern von Pomp, Hochmuth oder Etiquette, genießen kann, und von dem wir leider gar keinen Begriff haben. Sich, wie müssen schon einen Monat voher mit auf einem gemietten Zettel den Tag leisen, an welchem wir Gäste Ferner Gesellschaft (at home) sein wird, an welchem Bedienten in Livree das Vorzimmer anfüllen und ihre Beehrung den Herren stimmen, bevor wir es wagen können, in ihren Salon einen Abend zuzubringen. Ja, ich kenne den, den erstaunten Blick einer Londoner Dame, wenn sie zwischen 8 und 11 Uhr Abends ein halbes Dutzend ihrer besten Freundinnen ohne vorgängige Einladung erscheinen sieht.

Jene anmuthige Ungezwungenheit, jene zur Gewohnheit gewordene Ausschließung allen Prunks und aller Ceremonie, jene nationale Antipathie gegen Zwang und Langeweile sind es eben, was den Ton der Französischen Gesellschaft unendlich angenehmer macht, als den der unsrigen. Hier nur dürfen wir hinzugen, die den geltenden Stab sich verschaffen können, der die Pforten der Pariser Häuser öffnet, können wir der Wahrheit dieser Verschiedenheit durchdrungen werden.

Trotz des Vorwurfs übergroßer Eitelkeit, den man den Franzosen macht, ist es doch gewiß, daß sie im Umgang mit ihres Gleichen viel weniger Eitelkeit an den Tag legen, als wir. Ich sah einer Gesellschaft von ältesten Französischen Häuser in eigener Person die äußere Thüre ihres Zimmers öffnen, um Leute, die sie drinnen wollten, zu empfangen; es that dies mit so viel Grazie und Eleganz, als hätte eine geschickte Reihe Lakaien in Livree die Namen der Ankömmlinge von der Antichambre bis in den Salon geschrien. Und doch fehlte es dieser Dame gar nicht an dienstbaren Geistern; Kutscher, Lakaien, Kammerfrau und alle subalterne Domestiken eines großen Hauses standen ihr zu Gebote. Aber der Zufall hatte gewollt, daß der Diese dahin und der Andere dorthin geschickt war, und es kam dieser wichtigen Dame keinen Augenblick in den Sinn, daß ihre Würde kompromittirt werden

Digitized by Google

könnte, wenn sie sich ohne Gefolge zeigte. Mit einem Worte, die Etikette der Franzosen offenbart sich nicht in kleinlichen Dingen, und eben darum sind sie im geselligen Verkehr frei von jener unruhigen Empfindlichkeit, von jener Etikette voll Dünkel, die so schwer auf unserer Gesellschaft lastet.

Leicht könnte es in meiner Heimath Personen geben, die da behaupten, es seien gewöhnliches Ding, den Zauber der Französischen Gesellschaft anzupreisen, und die Sitten eines Volkes, dessen Sittlichkeit sie wenigstens streng gilt, als die ausrige, als Muster zu empfehlen. Wenn ich voraussehen könnte, daß ich durch Billigung Ihrem, was ich gethan, nur um eines Haares Breite den Zwischenraum verkürzte, der, wie man glaubt, in dieser Hinsicht breite Völker trennt, so würde ich mein oberflächliches Lob in strengen Tadel umwandeln; aber ich bin bereit, denen, die mir eine solche Versorgniß äußern sollten, zu entgegnen, daß die Gesellschaften, in welchen ich die Ehre habe, zugelassen zu werden, meinen Beobachtungs-Vermögen nichts dargeboten haben, was auch nur zu dem leisesten Vorurtheile gegen die Pariser Sittlichkeit die Befugniß geben könnte. Ein feinerer und strupulöserer Zartgefühl in Ton und Manieren kann man nirgends finden oder wünschen, und ich argwöhne sehr, daß die meisten Gemälde Französischer Sittenverderbniß, die unsere Reisenden uns vorhalten, in solchen Kreisen aufgenommen werden, wohin die Empfehlungs-Scheiben, die ich meinen Landsleuten so lebhaft wünschte, sie niemals führen werden.

Da ich nun einmal an dem Kapitel von falschen Eindrücken und Berichten stehe, so will ich Ihnen eine Anekdote erzählen, die ich gestern Abend gehört. Der kleine Kreis, in dem sie mir erzählt wurde, bestand aus wenigstens einem Dutzend Personen, aber sie wußte allein war die Urheberin nen. „Vor etwas mehr als zwei Jahren", so erzählte man, „kam ein Engländer zu uns, der den eingestandenen Plan hatte, über Frankreich zu schreiben, und nicht etwa oberflächlich, wie so viele Andere, oder um dieß Wahrheiten zu sagen, die auch dem gemeinsten Auge nicht entgehen, sondern mit einem Streben nach Gründlichkeit, das ihm die verborgensten Dinge offenbaren sollte. Er eröffnete seine Absicht verschiedenen Freunden, die sich alle die Mühe gaben, ihn auf seiner Jagd nach unbekannten Wahrheiten zu unterstützen. Kurz nach seiner Ankunft machte er vertraute Bekanntschaft mit einer Dame, die sich mehr durch die Mannigfaltigkeit als durch die Beständigkeit ihrer Freundschaft mit Literaten einen Ruf erworben. Diese Dame behandelte den Fremden mit großer Güte und erbot sich, zum Beweise ihrer Hochachtung, ihm allerlei Anekdoten zu liefern, damit er aus dem Ganzen seine Meinung von der Nation, die er schildern wollte, zusammenstellen könne. Sie verschrieb ihm zugleich, Niemand kenne die geheime Geschichte von Paris in dem Grade, wie sie. Dieser Reisende publizirte nun alle die chrlosen Verleumdungen, womit seine Freundin den Ruf der achtungswürdigsten und unsträflichsten Personen schwärzte, und lieferte so ein Werk, das ihn entehren muß, so lange seine Charlatanerie im Andenken der Menschen fortleben wird." — Die Unterhaltung endete ganz munter mit folgender Bemerkung, die Madame C. an ihren Gemahl richtete, während er mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit gegen unsern Landsmann losdonnerte: „Verwöge dich doch, mein Freund; das Gemälde, welches der Herr Reisebeschreiber von den Englischen Damen entwirft, enthält bei allem dem nichts, was uns vor Eifersucht tödten könnte." — Ich sollte meinen, daß weder Sie noch irgend sonst eine Englische Dame in Versuchung kommen dürften, ihr zu widersprechen. *) Adieu!

Bibliographie.

Les Dynasties égyptiennes, suivant Manethon, considérées en elles-mêmes, et sous le rapport de la chronologie et de l'histoire. — Von Hrn. v. Bovet. Zweite Auflage.

L'Histoire des derniers Pharaons et des premiers rois de Perse, selon Hérodote, tirée des livres prophétiques et du livre d'Esther. — Von Hrn. v. Bovet. 2 Bde. 15 Fr.

Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau, écrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif. — Achter und letzter Band.

Voyage philosophique en Angleterre et en Ecosse. — Von Victor Fumagalli. 6 Fr.

Album de l'Ornementiste. Recueil composé de fragmens d'ornemens dans tous les genres et dans tous les styles. — Herausgegeben von Emile Lecomte. In Fol. Zwei Lieferungen, jede zu 5 Fr.

Asien.

Wissenschaftliche Reise an den Küsten von Klein-Asien.

Die vom Schiffs-Lieutenant Herrn Lefevre kommandirte Französische Goriette „La Mésange", welche den im Auftrage der Französischen Regierung reisenden Herrn Texier am Bord hatte, ist am 10. September 1835 auf der Rückkehr von ihrer bis zur Küste von Karamanien unternommenen wissenschaftlichen Expedition zu Smyrna wieder angekommen.

Die von der Französischen Regierung angeordnete Untersuchung Klein-Asiens hat dieses Jahr für die Archäologie sowohl, als für die Navigation wichtige Resultate geliefert; denn die „Mésange" hat Häfen und Meerbusen besucht, welche noch wenig gekannt sind, und hat die Karten derselben aufgenommen.

*) Sehr wahrscheinlich ist es Herr Henry Lytton Bulwer, dessen Werk über Frankreich die auf den Ruf dieß eigenen Buches etwas eifersüchtige Mistreß Trollope bei dieser Gelegenheit in Mißkredit bringen will.

Herr Texier hat die Küstenländer von Aeolis des Pamphylien besucht, und dieser Reisende, der, obgleich noch jung, sich schon durch zahlreiche und nützliche Arbeiten berühmt gemacht hat, fand auf dieser Reise Gelegenheit, die theils zweifelhafte, theils ungekannte Lage vieler Städte des Alterthums wieder zu entdecken.

Der Tempel des Apollo Didymus auf der Jonischen Küste wurde der Mittelpunkt eines ansehnlichen Fleckens, welcher aber seit einem Jahrhundert nicht mehr existirt. Dieses Monument war isolirt in einer ziemlichen Entfernung von einem andern Flecken, Iera genannt. Herr Texier findet es wahrscheinlich, daß das neue Dorf Jeronda von der Griechischen Bevölkerung aus Assem-Kalé-Si erbaut worden, nachdem sie diesen Platz verlassen hatte.

Der Tempel wurde durch ein Erdbeben zerstört; allein das noch Vorhandene reicht hin, den hohen Grad von Vollkommenheit zu bezeugen, den die Kunst in Jonien erreicht hat. Drei Säulen von 50 Fuß Höhe stehen noch mit einem Theile ihrer Last da, den Schiffen das Kap Nedora, das alte Borgebirge Neptun's, anzuzeigen.

Die Stadt Jaffus, welche eine mächtige Seemacht hatte, ist noch vollständig da. Ihr Theater, die Agora, die Akropolis und zahlreiche öffentliche Gebäude sind noch gut erhalten. Die Stadt ist seit vorder, aber sie muß erst seit kurzem von ihrer Bevölkerung verlassen seyn; die letzten sie beschreibenden Reisenden haben noch im Jahre 1760 Einwohner dort angetroffen. Man nannte sie Assem-Kali-Si, ein Name, den der Golf noch führt. Ihre Mauern von weißem Marmor (?) ziemen nur dazu, einen jungen Wald einzuschließen.

Die so lange vergessen gebliebenen Ruinen von Bargylia hat Herr Texier am Eingange des Busens von Assem, dessen Dasein kein neuerer Geograph gezahnt hat, entdeckt. Man glaubte bisher allgemein, Bargylia habe im Golf von Assem-Kali-Si gelegen.

Der Zugang zum Golf von Bargylia, jetzt Guiuvertschilik (Tandenschlag) genannt, wird durch eine Inselgruppe maskirt, die auf den Karten von Klein-Asien Namen Kakrezinos zu finden ist. Der Tag das alte Karpanthe. Eine 12 Linien große Herrstraße führt von Halikarnassus nach Mylassa (Mylasa) über Bargylia. Sie läuft an der Küste hin, von Mauern unterstützt, die noch vollständig erhalten sind.

Der Busen von Guiuvertschilik ist vom Busen Assem-Kali-Si durch eine lange Halbinsel getrennt. Er hat von der Insel Karpanthe bis zu den Minen der Stadt 11 Meilen Länge und 5 Meilen Breite. In der Mitte ist er 20 Klafter, an den Ufern 5 tief. Am Hintergrunde befindet sich eine wasserreiche Quelle, in deren Nähe sich ein kleines Dorf jetzt ansiedelt.

Die „Mésange" legte nachher an der Insel Kos an. Der Gouverneur hat ihren Kommandanten den Vorschlag, eine Salve von 25 Kanonenschüssen mit der Festung zu wechseln, was dieser unverzüglich annahm. Der Gouverneur erbat sich hierauf Lebensmittel für seine Truppen, so lange die „Mésange" da verweilen wolle, und der Kommandant beeilte sich, ihm seinen Capitaine d'armes und zwei Unteroffiziere zu schicken, welche sie 2 Tage nach einander mit dem Gewehre exerciren ließen. Dieser Umstand ist bemerkt, da zu solchen Dinge sich die Begriffe von Reserve und Civilisation, durch den Sultan eingeführt, unvermerkt nach allen Seiten des Reichs ausgebreitet haben.

Die Häfen von Gnidos, am Kap Krio, und der Golf von Makri sind von den Offizieren der „Mésange" aufgenommen worden; und hierdurch wird das, was der Capitain Gautier zur Kenntniß dieser Küste geliefert hat, vervollständigt.

Die Ruinen von Telmissus zu Makri, welche schon von Herrn v. Choiseul und Herrn Hovet besucht worden sind, verdienen immer die Aufmerksamkeit der Reisenden wegen ihres hohen Alterthums und ihrer guten Erhaltung. Säulenhallen, die in den natürlichen Felsen gehauen sind, und Tausende von Grabmälern bezeugen die Größe des alten Telmissus.

Die Stadt Perga in Pamphylien, welche an den Ufern des Stromes Kestrus liegt, ist noch gar nicht besucht worden. Ihr Theater, von welchem nur ein sehr kleiner Theil zerstört ist, ist das umfangreichste Denkmal dieser Gattung aus dem Alterthume. Die Stadt, Säle und Gallerien sind unterirdisch; die Verzierungen und Statuetten haben wenig vom Zahn der Zeit gelitten. Merkwürdig ist eine Marmorsäule, welche einen Seitenpfeiler des Bühne bildet, und auf welcher Apollo und die Musen, lorbeerbekränzt, aufgehauen sind. Die Ruinen der Stadt sind dergestalt erhalten, daß man förmlich zwischen öffentlichen Gebäuden und mit Säulengängen geschmückten Straßen einhergeht. Nur die Vegetation, welche sich dieser Stellen bemächtigt hat, erinnert uns daran, daß diese Denkmäler ein so hohes Alterthum haben.

Osman, Pascha von Adalia, der im vorigen Jahre Herrn Texier auf dieser Reise aufmerksam gemacht, ließ diesen jetzt allen Vorschub, um sie zu unterstützen. Ueberhaupt fand die „Mésange" an allen Orten ihrer Landung die zuvorkommendste Aufnahme. Die Gouverneure gaben die strengsten Befehle, daß ihr nichts in den Weg gelegt werde, was die Erfüllung ihrer Mission hindern könnte.

(N. A. d. V.)

Mannigfaltiges.

— An Goethe's Bettina. So ist eine Epistel oder eine Dank-Adresse überschrieben, die bei der Redaction des in London erscheinenden Athenäums eingegangen ist. Schade, daß wir vorläufig auf eine nähere Kenntniß dieses Aktenstücks Verzicht leisten müssen, indem die gedachte Redaction erklärt, daß sie, so empfänglich sie auch für die jährlichen Schmeicheleien derselben sey, doch bedauern müsse, das Ganze werde, als etwas zu mystisch, von Englischen Lesern nicht verstanden werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 12. Berlin, Mittwoch den 27. Januar 1836.

England.

Arago's Lobrede auf Thomas Young.

Thomas Young wurde zu Milverton in der Grafschaft Somerset den 13. Juni 1773 in einer Quäker-Familie geboren. Seine ersten Jahre brachte er zu Minehead bei seinem Großvater mütterlicher Seits, Robert Davies, zu, welchem ausgezeichnete Handelsgeschäfte — eine seltene Ausnahme — von dem Studium der klassischen Schriftsteller nicht abgezogen hatten. Zwei Jahr alt, konnte Young schon geläufig lesen; sein Gedächtniß war außerordentlich stark. Im vierten Jahre hatte er in den Freiübungen des Unterrichts, den er bei der Schullehrerin des benachbarten Dorfes genoß, schon eine Menge Englischer Schriftsteller und sogar mehrere Lateinische Gedichte, welche er, obgleich er damals diese Sprache noch nicht verstand, von Anfang bis zu Ende vortragen konnte, auswendig gelernt. Der Name Young wird, wie mehrere andere berühmte Namen, die schon ihre Biographen gefunden haben, dazu beitragen, die Hoffnungen oder Besorgnisse jener gutmüthigen Familienväter zu nähren, welche in einigen schlecht oder gut gelernten Lectionen theils die sichere Anzeige einer einzigen Mittelmäßigkeit, theils die unträglichen Vorzeichen einer glänzenden Laufbahn erblicken. Wir würden nichts weniger als etwas von uns Bedächtigkeit erreicht haben, wenn diese historischen Notizen solche Verwirrtheit verursachten. Vielmehr wünschen wir, ohne die innern Bewegungen und Geschicke, welche jährlich durch die Preisvertheilungen an fleißige Schüler erweckt werden, schwächen zu wollen, die Einen zu erinnern, daß sie sich nicht Träumen überlassen, welche die Zukunft nicht verwirklichen kann, und den Andern, um sie vor Kleinmüthigkeit zu bewahren, demerklich zu machen, daß Pitt von Wordsworth, der Schöpfer der Schüler aller Zeiten und aller Länder, im reiferen Alter ein unbedeutender Schriftsteller war; daß Newton, diese gewaltige Intelligenz, als Schuljunge sehr mittelmäßige Fortschritte in der Klasse machte; daß das Studiren anfänglich keinen Reiz für ihn hatte; daß ihn zu seiner ersten Arbeit nur der Wunsch anspornte, den Platz eines mürrischen Schülers zu erhalten, der, der ihm auf einer ferneren Bank sitzend, ihn durch Fortschritte inkommodirte; daß er im zweiundzwanzigsten Jahre, als er um eine Freistelle auf der Universität Cambridge ward, durch einen gewissen Robert Uvedale, dessen Name ohne diesen Umstand jetzt in völliger Vergessenheit begraben läge, besiegt wurde; daß endlich Zentenelle mehr gestritten als wahr auf Newton die Worte Race anwendete: „Er ist den Menschen nicht gegeben, den Mit in Entstehen und schwach zu sehen."

Im sechsten Jahre kam Young nach Bristol zu einem Professor, dessen Mittelmäßigkeit für den Knaben ein großes Glück war; die Behauptung hat nichts Paradoxes, denn da er sich zu dem langsamen und ängstlichen Gange des Lehrers nicht bequemen konnte, wurde er sein eigener Lehrer, und so entwickelten sich glänzende Eigenschaften, die durch ihn zur vollen Hülfe sicher geschwächt worden wären.

Young war acht Jahr alt, als der Unfall, dessen Rolle in den Ereignissen des menschlichen Lebens bedeutsamer ist, als ihre Sittlichkeit es für klug hält, hinzugestehen, ihn den ausschließlich literarischen Studien entreißen und ihm seinen Beruf offenbaren sollte. Ein verderlustvoller Feldmesser, neben welchem er wohnte, faßte eine große Neigung zu ihm; er nahm ihn an Festtagen manchmal mit aufs Feld und erlaubte ihm, mit seinen geodätischen und physikalischen Instrumenten zu spielen. Die Operationen, mit denen Hülfe, wie der junge Schüler sah, die Entfernungen und Höhen unzugänglicher Gegenstände bestimmt wurden, ergriffen lebhaft seine Einbildungskraft, und bald klügere er, vermittelst einiger Artikel eines mathematischen Wörterbuches, Alles, was geheimnißvoll für ihn dabei zu seyn schien. Seit diesen Augenblick ersetzte auf seinen Sonntags-Spaziergängen der Quadrant den papiernen Drachen; am Abend berechnete der junge Ingenieur zur Erholung die am Morgen gemessenen Höhen.

Vom neunten bis zum vierzehnten Jahre lebte Young zu Compton in der Grafschaft Dorset bei einem Professor Thomson, dessen Andenken ihm beständig theuer blieb. Während dieser fünf Jahre beschäftigte sich alle Zöglinge der Pension nach dem Plane der Englischen Schulen auf eine kleinliche Weise ausschließlich mit den Hauptschriftstellern Roms und Griechenlands. Young gehörte immer zu den Ersten in seiner Klasse, und lernte zu gleicher Zeit auch das Französische, Italiänische, Hebräische, Persische und Arabische; das Französische und Italiänische nur gelegentlich, um die Neugierde eines Mitschülers zu befriedigen, der mehrere zu Paris gedruckte Werke besaß, deren Inhalt er zu kennen wünschte; das Hebräische, um die Bibel im Originale zu lesen; das Persische und Arabische in der Absicht, um folgende Frage zu entscheiden, die bei einem Tischgespräche aufgeworfen wurde: „Giebt es zwischen den Orientalischen Sprachen eben so scharfe Unterschiede, wie zwischen den Europäischen?"

Ich muß hier berichten, daß ich nach authentischen Urkunden erzählt, bevor ich hinzufüge, daß, während Young so wunderbare Fortschritte in den Sprachen machte, ihn auf seinen Spaziergängen zum Compton eine große Liebe zur Botanik ergriffen hatte; daß, weil er keine Vergrößerungs-Werkzeuge hatte, deren sich bei der Untersuchung der feinsten Theile der Pflanzen die Botaniker bedienen, er selbst die Zusammensetzung eines Mikroskops unternahm, ohne dazu einen anderen Führer, als Benjamin Martin's Beschreibung dieses Instruments zu haben; daß er, um zu diesem schwierigen Resultate zu gelangen, vordre große Geschicklichkeit in der Drechslerkunst sich erwerben mußte; daß, da er in den algebraischen Formeln dieser Optikers Zeichen fand, von denen er keinen Begriff hatte (Zeichen der Fluxionen). diese ihn zu Berechnungen setzten, er aber endlich, da er auf die Vergebung seiner Irrthümlichkeit und Staubsaiten nicht verzichten wollte, es für einfacher hielt, zum Verständniß der unglücklichen Formel erst die Differenzial-Rechnung zu lernen, als zum Ankaufe eines Mikroskops nach der nahen Stadt zu schicken.

Die feurige Thätigkeit des jungen Thomas ging über die Gränzen der menschlichen Kräfte hinaus, und seine Gesundheit wurde in seinem vierzehnten Jahre heftig erschüttert; mehrere Aerzten ließen sogar eine Lungen-Krankheit befürchten, aber diese drohenden Symptome wichen den Vorschriften der Kunst und der emsigbesorgten Pflege, deren Gegenstand der Patient bei allen seinen Verwandten war.

Nicht selten sucht bei unseren überfeierlichen Nachbaren ein reicher Vater, der seinen Sohn einem Privatlehrer anvertraut sie seinen unter den jungen Leuten gleichen Alters, die sich durch ihre Fortschritte schon ausgezeichnet haben, einen Mitschüler aus. Unser Young ward 1787 der Mitschüler eines Enkels des Herrn David Bareley von Youngsbury in der Grafschaft Hertford. Herr Bareley, welcher ohne Zweifel kein Recht zu haben glaubte, sich gegen ein Kind von vierzehn Jahren sehr streng zu zeigen, gab ihm mehrere Nebenarbeiten abzuschreiben, um sich zu übergnügen, ob er eine schöne Hand habe. Young durch diese Art von Probearbeit vielleicht gekränkt) hat um Erlaubniß, sich in einen anstoßenden Saal begeben zu dürfen. Da seine Abwesenheit länger dauerte, als das Abschreiben zu fordern schien, ging Herr Bareley schon an, über der ungeschickten kleinen Quäker zu witzeln, als dieser endlich hereintrat. Die Abschrift war ausgezeichnet schön; ein Schreibfehler würde sie nicht besser gemacht haben; über die Verbesserung aber wußte man nicht weiter zu klagen, denn der kleine Quäker hatte sich nicht begnügt, die aufgegebenen Englischen Redensarten abzuschreiben, er hatte sie noch in neun verschiedene Sprachen übersetzt.

Der Lehrer, oder Tutor, wie man jenseits des Kanals sagt, der die beiden Schüler von Youngsbury leitete, war ein ausgezeichneter, kanals mit der gründlichen Erkennung der alten Sprachen beschäftigter junger Mann; er wurde später der Verfasser der Calligraphia graeca. Er merkte bald die unermeßliche Ueberlegenheit des einen der beiden Schüler, und erkannte mit der bedeutungsvollen Bescheidenheit, daß in ihren gemeinschaftlichen Studien der wahre Tutor nicht immer derjenige wäre, welcher diesen Titel führte.

Um diese Zeit verfaßte Young, indem er unaufhörlich zu den Urquellen zurückging, eine ausführliche Analysis der zahlreichen philosophischen Systeme, welche in den verschiedenen Schulen Griechenlands gelehrt wurden. Seine Freunde sprechen von diesem Werke mit der lebhaftesten Bewunderung. Ich weiß nicht, ob das Publikum jemals zu dessen Genuß gelangen wird. Indessen wird es nicht ohne Einfluß auf das Leben des Verfassers gewesen seyn; denn indem er sich einer aufmerksamen und ängstlichen Prüfung der Wunderlichkeiten (ich bediene mich eines gelinden Ausdrucks), von denen die Ansichten der Griechischen Philosophen wimmeln, überlieh, sollte er, wie seine bisherige Anhänglichkeit an die Prinzipien der Sekte, in welcher er geboren war, sich vermindern. Doch sagte er sich erst einige Jahre nachher, während seines Aufenthalts zu Edinburg, völlig von ihr los.

Die kleine Gelehrten-Kolonie von Youngsbury verließ auf einige Winter-Monate die Grafschaft Hertford und begab sich nach London. Auf einer dieser Reisen traf Young einen Lehrer, der seiner würdig war. Er wurde in die Chemie eingewiesen durch den Doktor Higgins, dessen Namen ich um so weniger nennen kann, hier angeführt zu haben, da man sich, trotz seiner lebhaften und wiederholten Anstrengungen, fest vorgenommen hat, den Antheil, der ihm in der Theorie der bestimmten Proportionen, einer der schönsten Erfindungen der neueren Chemie, rechtmäßig zukommt, nicht anerkennen zu wollen.

Digitized by Google

Doktor Brocklesby, Young's mütterlicher Oheim und einer der geschickstesten Aerzte Londons, theilte, auf die glänzenden Fortschritte des jungen Schülers mit Recht stolz, die Absicht desselben den Geisterton, Litteraten und Weltleuten, deren Beifall seiner Eitelkeit am meisten schmeichelnd konnte, mit. Auf diese Weise kam Young frühzeitig mit den berühmten Männern des Unterhauses, Burke und Windham, und mit dem Herzoge von Richmond in persönliche Verhältnisse. Dieser Letztere, damals Chef der Artillerie, bot ihm die Stelle eines Secretairs-Assistenten an; die beiden Ersten, die ihn auch für die Verwaltung gewinnen wollten, riethen ihm, sogleich nach Cambridge zu gehen, um einen juristischen Kursus durchzumachen. Mit solchen mächtigen Gönnern konnte Young auf eines jener gewinnreichen Aemter rechnen, mit welchen angesehene Personen niemals gegen solche gezigt sind, die sie von aller Anstrengung, von aller Arbeit befreien, und die ihnen täglich die Mittel verschaffen, um sich, im Rathe und auf der Rednerbühne zu glänzen, ohne jemals durch eine Unklugheit ihre Eitelkeit zu kompromittiren. Glücklicherweise hatte Young das Vermögen von seiner Kräfte; er fühlte in sich den Keim zu den glänzenden Entdeckungen, die seinem Namen verherrlicht haben. Er sog die mühsame, aber unabhängige Laufbahn eines Gelehrten den goldenen Ketten vor, deren Schimmer man ihm zeigte. Gepriesen sey er deshalb! Sein Beispiel diene so vielen jungen Leuten, welche die Materität von ihrer edlen Bestimmung ablenkt, um sie in Mittelmäßigkeiten zu verwandeln, zur Lehre! Wie Young, mögen sie ihre Augen auf die Zukunft richten, und der nichtigen und anstrengenden leicht vergänglichen Bewunderung, von Sofisitanten umringt zu sein, die Beweise von Achtung und Anerkennung nicht aufsuchen, welche das Publikum selten ermangelt, Männern desselben zu geben, welche das Publikum selten ermangelt, Männern desselben zu geben, welche das Publikum selten ermangelt, Männern desselben zu geben

sie an dieser Stelle den ganzen Tag zubringen und ihre Arbeiten nur dann erst einstellen, wenn der Herzog von Orleans kommt, um die Oper zu besuchen, so daß er zwar beim Aussteigen aus dem Wagen nicht gerade an den Matratzen sich stößt, doch bekommt er gewiß noch einen Theil des belebten und unbelebten Ueberflusses, den sie während dieser ganzen Zeit in der Luft verbreitet hat, auf seine Kleider.

Vor einigen Tagen sah ich, wie ein sehr wohlgekleideter Mann eine starke Anstrengung aus Noth erhielt, und wie sein Athem sehr bald zugerichtet wurde, weil er mit dem Fuße in das Handwerkszeug eines daselbsten Kesselflickers gerathen war, der auf dem Trottoir der Rue de Provence seine Esse, seinen Blasebalg, seinen Topf u. s. w. ausgestellt hatte. Als dieser Unfall sich ereignete, gingen mehrere Personen vorüber, Alle schienen den Gefallenen zu beklagen, aber Niemand dachte daran, dem Kesselflicker deshalb einen Verweis zu geben, daß er die öffentliche Straße zu seiner Werkstatt machte. Ja, der hausirende Spekulant hielt es nicht einmal für nöthig, die geringste Entschuldigung vorzubringen.

So oft man in London ein Haus neu erbaut oder ein altes ausbessert, wird das Terrain zuvor mit hohen Brettern eingefriedigt, damit die Arbeiten dem Publikum auf der Straße nicht lästig fallen. So dann legt man längs der Außenseite der Einfriedigung ein provisorisches Trottoir, das sorgfältig durch Paliseaden geschützt wird, damit die nothwendige Abberrung des gewöhnlichen Trottoirs minder fühlbar werde. In Paris aber ist es anders. Wer da bei einem Hause vorüber kommt, an dem gebaut wird, glaubt anfangs, er sey hier an eine Bauausstelle gerathen, wo es sey in ein Gewölbe zusammengehäufter zweifelhaftich erwartet er, nach einigen Stunden die Straße vom Schutt gereinigt und wieder ganzbar gemacht zu sehen. Statt dessen bleibt Alles Monate lang in diesem Zustand, zum großen Verdruß der Vorübergehenden, ohne daß die Polizei sich auch nur einfallen ließe, dem Unwesen abzuhelfen.

Wenn ein Lastwagen auf der Straße beladen oder abgeladen wird, so stellt man ihn in der unbrauchbarsten Richtung auf, ohne sich um die Wagen und Fußgänger zu kümmern, die der Lastwagens wegen einen verdrießlichen Umweg machen müssen.

Zu allen Stunden des Tages und der Nacht verunreinigt man die Straßen auf eine ekelhafte Weise, und überläßt das Weitere dem Straßenfeger, der die ekelhaften Subslanzen am Morgen fortschafft. Wohl dem beschränkten Fußgänger, dessen Augen und Nase nicht darunter zu leiden brauchen! Wohl ihm, wenn er nicht mit dem in Berührung kommt, was man oft ganz ohne Umstände aus den Thüren oder aus den Fenstern schüttet! „O, welch ein Glück!“ dies ist der gewöhnliche Ausruf des Vorübergehenden, so oft es unbegossen davonkommt.

Was aber die wonnevolle Barbarei betrifft, mitten in der Straße einen Abfluß zu unterhalten, der allem Schmutz als Repertorium dient, so kann ich darüber nur so viel sagen, daß die Geduld, mit welcher das männliche und weibliche Paris im 19ten Jahrhundert etwas der Art erträgt, sie mich ein unerklärliches Räthsel ist.

Ich glaube in der That, daß die einzigen Dinge in der Welt, welche die Franzosen nicht zu machen verstehen — Abflüsse und Schleichen sind. In der vergangenen Woche, nach einem mehrstündigen starken Regen, blieb der Theil des Platzes Ludwig's XVI., welcher den Champs-Elysées zunächst liegt, mit Wasser überdeckt. Die Direction der petits voitures wartete mit jener Tage, um zu sehen, wo das Wasser aus wollte, und als die ungeheure Schlamm-Pfütze nicht verschwand, ließ man durch sechzundzwanzig rüstige Männer eine Rinne graben, wie sie etwa unsere Jugend aus Muthwillen an einem Zinkteiche gräbt. Die Rinne leitete das schlammige Wasser endlich in den nächsten Kloak, worauf die Arbeiter mit ihren Hacken auf der Schulter abzogen. Der folgende, aber trockene Tag zeigte den Einwohnern die dieben prächtigen Plag, den etwas mehr Sorgfalt in einem der schönsten Plätze auf Erden verwandten könnte.

Ich weiß nicht, ob ich billiger Weise darüber klagen darf, daß unsere neueste Verschönerung des Pflasters den Pariser Straßen noch nicht zu Gute kommt. Glasbedeckt kann sie nicht sein, wenigstens zu denken, die Londoner Straßen-Pflasterung à la Mac-Adam sey die herrlichste aller Erfindungen. Die entsetzliche in Paris vorherrschende Lärm, an welchem theils die Ungleichheit des Pflasters, theils die mangelhafte Einrichtung der Räder und der Springfedern an den Wagen schuld ist, muß nothwendig die Wirkung einer immer noch bestehenden Ursache seyn.

Ein anderer Uebelstand, den man leichter abhelfen könnte, ist die vollkommene Dunkelheit der Straßen in allen Stadttheilen, wo keine von Gas erleuchteten Läden sind. Die Gas-Beleuchtung hat in den Café's und Restaurationen auf den Boulevards so viel Beifallen, daß man sogar die Eristenz jener altmodischen Laterne, welche in langen Zwischenräumen über den Pflaster hängt, dabei vergessen hat. Nirgends kann sind wir jenseits der Gränzen dieser Regien des Lichtes und selbstlichen Lebens, so amüsant uns grausiae Finsternis. So giebt keine Englische Provinzialstadt von noch so kleinem Umfang, die nicht ohne allen Vergleich besser erleuchtet wäre, als alle diejenigen Pariser Straßen, deren Bewohner, wenn sie am Abend sehen wollen, von den Stationen der öffentlichen Verwaltung abhängen.

Ich könnte noch andere Beispiele von liederständen anführen, welche diese Stadt des Genusses verunzieren; allein ich will diese Thema nicht zu weit ausspinnen, und bemerke schließlich nur, daß eine Straßen-Polizei, wie die in London, unstreitbar zu den größten Wohlthaten gehören würde, die Ludwig Philipp seinem schönen Paris erweisen könnte.

Vierter Brief.

Einer der haufenswerthesten unter den zahlreichen Beweisen von Aufmerksamkeit, die ich von meinen Pariser Freunden empfangen, ist der, daß sie mir die neuesten zur heutigen Literatur gehörenden Werke zusammen lasen.

Man bildet sich gewöhnlich ein, es sey mit Hülfe eines Lese-Kabinets eine leichte Sache, die Pariser Literatur kennen zu lernen. Da ist man aber sehr im Irrthum. Jemand, den ich wegen seiner gütigen Unterstützung in allen meinen Nachforschungen große Verbindlichkeit schuldig bin, hat mir sehr interessante Notizen über die neueste Literatur und die jungen Literaten Frankreichs mitgetheilt.

Es ist unmöglich zu leugnen, daß gerade diejenige Partei, welche in diesen Augenblicke die menschlichen Kultur über Macht und die ihr folgen zu Theil gewordenen Begünstigungen eingeschränkt hat, einer entschiedenen geistigen Superiorität sich erfreut. Habe ich Unrecht, wenn ich dies für eine praktische Gerechtigkeit halte?

Die Politiker des Tages, thätig, geschäftig, unruhig, haben ihre Rivale verrathen und deren Stellen eingenommen; eine Dynastie ist umgestürzt, und eine andere gegründet worden; alle Gesetze hat man abgeschafft und neue zu Dutzenden ins Dasseyn gerufen. Ein erbrischer Adel ist entehrt worden, und kleine Menschen sind doch emporgeschoffen; aber mitten unter diesen Gebieten der Verwüstung ist es noch nicht so weit gekommen, daß auch nur eine einzige der literarischen Berühmtheiten des Tages den echten Ruhm jener Männer überwiegt, die niemals zu Werkzeugen des Verrathes, des Königsmords, des Aufruhrs und der Unzucht ihre Stimme erhoben. Der literarische Ruf Chateaubriand's und Lamartine's steht ohne allen Vergleich höher, als der aller anderen Französischen Schriftsteller unserer Zeit. Ersterer hat sich jedoch von seiner Phantasie zuweilen fortreißen lassen, und Letzterer hat dem Publikum nur die Blumenlinien seines literarischen Lebens geschenkt. Beide sind aber nicht blos Männer des Genie, sondern auch des Ehre und Prinzipien, und es ist tröstlich, zu sehen, wie diese Eigenschaften ihre Besitzer immer im Gleichgewicht halten, was für Stürme auch ringe um sie wüthen mögen.

Aber es sind keine Männer, wie die eben genannten, jene Autoren, die in heutigen Frankreich zu den interessantesten literarischen Beobachtungen den Stoff geben: sie gehören für sich selbst, und die Welt kennt sie. Der merkwürdigste Umstand in der Literatur des heutigen Frankreich ist der, daß, mit Ausnahme der Geschichte, in welcher Thiers und Mignet, trotz ihrer engherzigen und kleinlichen Philosophie, großes Lob verdienten — daß mit dieser einzigen Ausnahme, sag' ich, seit der Revolution von 1830, mitten unter so vielen Ausgeburten einer ungezügelten Phantasie, — die weder durch Konvenienz, noch durch Prinzipien, noch durch den guten Geschmack eingedämmt werden kann — kein einziges Werk erschienen ist, das einen wahrhaft großen, soliden und allgemeinen Erfolg gehabt hätte! Es existirt auch nicht ein einziger Autor, dem es, seit jener Epoche, gelungen wäre, durch seine Schriften eine so hohe Stellung in der Gesellschaft zu erlämpfen, wie man sie in jedem Lande denken, die in jedem literarischen Ruf stehen, von Herzen gern bewilligt.

Obschon ich an die Wahrheit dieses, was ich eben gesagt, so fest, wie an mein Daseyn glaube, so ist es mir doch sehr angenehm, daß mir Keiner, während ich dies schreibe, auf's Papier steht. Wenn der sommerliche Sirocco seinen kleinen Geistern, die in den Schweinsblasenhäuser, in den Büreaus der Redacteure, oder an den Orten sich versammelu, wo die kleinen Mode-Novellen gedruckt werden, meine Stimme hörte: gewiß würde ich gesteinigt oder doch Epigramme zu Tode gefachelt werden.

Ich glaube schon, ihr Geschrei zu hören. „Schändliche Verleumderin!“ ruft der Eine; „hab' ich denn keinen Ruf erlangt? Bringt mir meine erbadene Familiarität mit Sünde und Tod nicht alle Jahr einige tausend Franken ein?“ — „Was? Ich ohne Reputation! ... Ich ... eine Berühmtheit!“ schreit ein Anderer, „drängt sich nicht ein schaugieriger Hanse im Parterre, so oft ich Mord, Unzucht und Liederlichkeit auf die Bühne bringe, um die Welt mit ausgesuchten Verbrechen zu bezaubern?“ — „Hört doch, o ihr Geiebten!“ flöhnt ein Dritter; „ich, hab' ich etwa keinen Ruf? ... Bin ich nicht berühmt? ... Freche Kothwerferin! ... Meine kostbaren Erzählungen, in denen die reine Natur sich malt, sind sie nicht in den Händen jedes freigeborenen Jünglings, jeder schönheiten Jungfrau in unserem geistigen Lehen? ... Unverschämte!“

Wäre ich gnadhigst, auf solches Geschrei zu antworten, so würde ich sagen: „Wenn Ihr das Beschimpfen nennt ... wohl! so nehmt sie hin ... prodirt noch mehr der Art ... esse Euch satt daran ... und sehet zu, wohin Ihr kommen werdet, wenn noch ein Decennium verflossen ist.“

Trotz diesem so fühlbaren Mangel an großen Talenten, müßte ich doch keine Epoche der Französischen Geschichte, in welcher die Presse so beschäftigt gewesen wäre, wie jetzt. Die neueste Revolution scheint alle sinnlatente Geister in Bewegung gesetzt zu haben. Jeder Schulknabe, jeder unwissende Haudwerker glaubt sich befugt und im Stande, die Welt zu unterrichten. „Jeder kehre vor seinen Thüren! Hat an diesem glorreichen Kampfe Theil genommen“, sagt das Journal. — „Ja wohl, Alle!“ antwortet der Gewerbsmann, seine rußigen Hände in die Seiten stemmend und sich dabei bedeutsamlich aufblasend; „ja, wir sind's wir selber!“ Und dann murmeln sie prophetisch, wie die Heren auf der bösen Heide: „Wollen's thun! wollen's thun! wollen's thun!“ *)

Gott, wenn die populäre Aufregung, die seinen Mitbürgern ihr Daseyn gegeben hat, vereinscht ist, wird was die Französische Literatur der gegenwärtigen Periode recht verstehen.

Vergnügen ist kein Produkt dieser Winds- oder Wasserhefe; wann er auch schweben, und welches auch der Gegenstand seiner Verse seyn mag: immer wird des Feuer einer wahren Begeisterung den Nebel falscher Prinzipien, der ihn umhüllt, durchblitzen. Ich glaube gern, daß er nur ein Meteor ist; aber dies Meteor hat vielen Glanz; es wird unter perstierzsatischen Anredenstrungen und am Rande der gefährlichsten Abgründe fortschimmern. Man darf Vergnügen auf keine Weise den

*) Will do, will do, will do.

(Macbeth.)

Digitized by Google

Poeten der neuen Schule beigählen, deren Rechte auf Nachruhm ich gar sehr in Zweifel stelle.

Ich will damit nicht leugnen, daß man auch selbst bei seinen unwürdigeren Kollegen hin und wieder Geistesfunken sprühen sieht; daß ihre Verschmitztheit zuweilen recht glühende wird. Diese Blitze und Gluthen sind aber nur von momentaner Dauer: das Oel, das die Lampe des revolutionairen Genius nährt, ist unrein, und mit der Flamme steigen widerliche Dämpfe empor.

Mein eigenes Urtheil könnte, hier nur geringes Gewicht haben; was ich Ihnen sage, ist das Ergebniß von Erkundigungen, die ich bei gründlichen Sachkennern eingezogen habe. Wenn die Namen derjenigen zur neuen Schule gehörigen Verfasser, die das Meiste geschrieben und die meisten Leser gefunden haben, in einem gefälligen Lirtel genannt werden — welcher politischen Partei die Gesellschaft auch anhängen mag —, immer dürfte sie dann wie eine Kaste von Paria's erbauen, mit denen jede Berührung zu vermeiden ist.

„Kennen Sie ***?" Diese Frage stellte ich oft und nannte dabei einen Mann, den man in England für den geschicktesten Französischen Schriftsteller des Jahrhunderts hält. — „„Nein, Madame.""" So lautete immer die in festigem Tone gegebene Antwort. — „Aber ***?" — „„Den!! Der hat in der Gesellschaft gar keinen Zutritt."" — „Aber ***?" — „„O nein! Seine Schriften leben ihr Stündchen (und das ist zu viel!): dann vergißt man sie auf ewig.""

Wenn Sie mich also, theure Freundin, mit einer viel tieferen Idee von dem guten Geschmack und den moralischen Gesinnungen der Pariser Lesewelt sehen, so glauben Sie darum nicht, daß der Maßstab, dessen ich mich dieser bediene, um das Gute zu messen, kleiner geworden sey. Seyen Sie vielmehr überzeugt, daß ich erkannt habe, wie sehr meine Ideen in diesem Betracht mit denen unserer liebenswürdigen und so ungerechter Weise angeklagten Nachbarn übereinkommen. Vermuthlich werde ich Gelegenheit finden, noch öfter auf dieses Thema zurückzukommen. — Adieu!

Bibliographie.

Coup d'Oeil sur les devoirs et l'esprit militaires. — Von A. L. Blondel. 2½ Fr.

Histoire des Sciences mathématiques en Italie, depuis la renaissance des lettres jusqu'à la fin du 17e siècle. — Von Guillaume Libri. 3½ L. 8 Fr.

Recherches sur les Fièvres intermittentes du nord de l'Afrique. — Von F. C. Maillot. 1½ Fr.

Australien.

Literatur auf Vandiemensland.

Vandiemensland hat nicht nur seine Zeitungen und Zeitschriften in nicht geringer Zahl, auch eine ziemlich in Deutschland frühzeitig Mode gewordene Literatur, nämlich die der Taschenbücher (English Annuals), hat über England den Weg dahin gefunden. Von einem solchen, dem ältesten und früher dem einzigen auf der Insel, dem „Hobart Town Almanack etc.", liegt uns ein der hiesigen Königlichen Bibliothek gehörendes Exemplar des Jahrgangs 1835 vor, ein niemal unter dem Titel: (Ross's) Hobart's Town Almanack, and Van Diemen's Land Annual for 1835. Von Diemen's Land, Hobart Town: printed by James Ross, zu Anfang 1835 erschienenes und sauber gedrucktes Bändchen in Duodez von X. und 323 Seiten. Bereits im J. 1830 begonnen von einem gewissen De. Roß, einem geborenen Dänen, wie aus dem Titel 113 — 1831 mitgetheilten Bruchstück einer Stadt-Biographie erschließt, und Besitzer einer Buchdruckerei in Hobartstown, ist dieser Almanach leidenn nie unterbrochen worden, das also der vorliegende Jahrgang dessen sechster Jahrgang oder sechstes Bändchen; vielmehr fand er beim dortigen Publikum die günstigste Aufnahme und reichen Absatz, was einen anderen Buchdrucker der Stadt, Namens Melville, bewog, neuerdings einen zweiten unter demselben Titel herauszugeben, Herrn Roß aber feinerseits veranlaßte, den seinigen mit dem sechsten Jahrgange das Bändchen „Roß's" hinzuzufügen, um ihn von jenem zu unterscheiden. Jene früheren Jahrgänge haben wir nicht Gelegenheit gehabt, zu sehen, und kennen nicht ihren Inhalt; in dem vorliegenden verspricht der Herausgeber, daß er deutlich sey, seinen Lesern mit Vermeidung von Wiederholungen stets Neues und Eigenthümliches zu geben, und meint, sein Werk diene im Laufe seines Erscheinens einen Reichthum von Materialien zur Kenntniß der Insel, wie man in keinem anderen beisammen finde. Auch der Jahrgang 1835 ist seinem Inhalt nach, mit wenigen Ausnahmen, durchaus lokal, und Vieles darin nur für die Bewohner der Insel oder für die Einwohner Vandiemensland, wie sie sich selbst nennen, für die Europäische Publikum, dem hierdurch auch das Bändchen an sich schon als literarisches Produkt des sünften Erdtheils interessant sein wird, Manches darin nicht ohne Interesse seyn. Vor Allem findet darin der Geograph gewiß viele ihm wichtige statistische Data über den dermaligen Zustand der Kolonie. Insbesondere machen wir Botaniker auf die vom Herausgeber selbst herrührende und durch viele Seiten (61 — 114) des Buches laufende alphabetische Aufzählung der gewöhnlichsten auf Vandiemensland wildwachsenden Pflanzen aufmerksam und überlassen es ihrer Entscheidung, ob darin nach Rod. Brown's klassischem „Prodromus florae Novae Hollandiae et insulae Van Diemen" wesentlich Neues enthalten. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein Herr Gunn, Besitzer einer reichen Herbariums, dem Dr. Roß die Benutzung desselben gestattete; wie denn die Insel mehrere Freunde der Pflanzenkunde zählt, die namentlich mit dem bekannten Englischen Botaniker Hooker (Professor in Glasgow) in lebhaftem Verkehr zu stehen scheinen. Könnten wir annehmen, daß Herrn Roß diese Anzeige seines Almanachs zu Gesicht kame (Herr Roß ist des Deutschen natürlich mächtig und besuchte früher auch Berlin), so würden wir ihn auffordern, in einem der folgenden Jahrgänge — vorausgesetzt, daß die früheren unseren Wunsch nicht überflüssig machten, was wir indessen kaum glauben — etwas über die Sprache der Eingebornen zu liefern, über welche es jetzt nicht an fragmentarischen Angaben zahlreicher Reisenden, wohl aber an irgend genügenden Nachrichten durchaus noch fehlt. Personen, die derselben kundig, werden unter den Bewohnern der Insel leicht zu finden seyn.

Uns interessirte vorzüglich die „Literature" überschriebene Rubrik. Unter dieser Rubrik zählt der Herausgeber zunächst die daselbst erschienenen Zeitungen und Zeitschriften (Newspapers and Journals) mit Einschluß der beiden Annuals auf, deren Namen: Advertiser, Chronicle, Courier, Gazette, Magazine und Times, lebhaft an das Mutterland erinnern. Davon kommen in Hobarttown, der Hauptstadt der Insel, mit 13,261 Einwohnern, ohne das Militair, folgende heraus: 1) The Hobart-Town Gazette, erschien, als Herr Roß schrieb, schon im 19ten Jahre, einmal wöchentlich, und ist nur den verschiedenen Bekanntmachungen der Regierung gewidmet. Drucker derselben ist Herr Roß, der dafür 260 Pfd. erhält. 2) The Hobart-Town Courier, im 8ten Jahre, einmal wöchentlich, Verleger J. Roß, politischen und literarischen Inhalts. 3) The Colonial Times, so alt wie die Gazette, jetziger Verleger Melville, einmal wöchentlich. 4) The Tasmanian and Austral Asiatic Review, Verleger Melville, Redacteur R. L. Murray. 5) The Colonist, jetzt The True Colonist, im 2ten Jahre, täglich in der Druckerei von Watt, Eigenthum eines Herrn G. Robinson. 6) The Trumpeter, Verleger Melville, zweimal wöchentlich. 7) The Trumpeter General. Hat jetzt folgenden Titel angenommen: 8) The Morning Star, Eigenthum eines Herrn Olding, zweimal wöchentlich. 9) The Hue Boy, jetzt eingegangen. 10) The Hobart-Town Magazine, Verleger Melville, interessante Monatsschrift, gewöhnlich mit lithographirten Beilagen. 11) The Wreath, ein Journal für Literatur, Theater ꝛc., Eigenthum von Olding, zweimal monatlich. 12) Ross's Hobart-Town Almanack etc., 13) Van Diemen's Land Annual des Herrn Melville. Von beiden ist oben gesprochen. — In Launceston, nach Hobartstown der bedeutendsten Stadt, mit 5041 Einwohnern, erschienen: 14) The Launceston Advertiser, im 7ten Jahre. 15) The Cornwall Chronicle, früher The Independent, jetzt Eigenthum eines Herrn Mann. — Daran schließt sich auf Seite 56 ein Verzeichniß der aus den drei Buchdruckereien Hobartown's von Roß, Watt und Melville während des Jahres 1834 hervorgegangenen Werke, mit Ausschluß von Reports verschiedener Gesellschaften und zu unbedeutender Erscheinungen, im Ganzen 18; darunter: An Essay on Prison Discipline, by Jam. Ross. 2d Edit. Die erste Ausgabe stellt im Annual 1833; der Verf. beschreibt darin ausführlich das auf Vandiemensland befolgte System, dem zufolge sehr bestraft. — 16) Concise Apology for the Quakers, by John Beckhouse. — The Schoolmaster to Van Diemen's Land, by H. Nairne Murray. — Parliamentary Papers, ihre Kolonie betreffend; und 2 Karten: A Map of Van Diemen's Land. New Edition with the latest Discoveries, und A Chart of the Tamar.

Zum Schluß die Notiz, daß die Buchhandlung Cowie u. Comp. in London die literarischen Produkte Vandiemensland's entweder vorräthig hat (wir vollständige Briefen unseres Almanachs), oder doch jeden Auftrag darauf in der möglichst kürzesten Zeit auszuführen im Stande ist.

Berlin. J. S...l.

Mannigfaltiges.

— Neues Material für Geschichtsforscher. Die erste Abtheilung der jetzt in Paris auf Befehl des Königs und unter den besonderen Auspicien des Ministers Guizot erschienenen, ungemein wichtigen Sammlung von Aktenstücken zur Geschichte von Frankreich*) besteht in den Ergebnissen der in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten angestellten Nachforschungen. Herr Mignet hat, als Direktor dieser Archive, sämmtliche Aktenstücke, die sich auf die merkwürdigen Unterhandlungen in Bezug auf die durch den Tod Karl's II. streitig gewordene Spanische Erbfolge beziehen, kritisch zusammengestellt. Es ist die Epoche vom Pyrenäen-Vertrage (1659) bis zum Utrechter Frieden (1713), welche diese Zusammenstellung umfaßt. Sie, wie man sich leicht denken kann, einen interessanten Einblick in das diplomatische Getriebe der damaligen Zeit gewährt, deren politische Interessen sich allerdings in den mit dem Spanischen Erbfolgestreit verbundenen Intrigues und öffentlichen Darlegungen vollkommen konzentrirt fanden.

— Ankunft der Indianer. Auf Nichts sind die Nord-Amerikanischen Indianer stolzer, als auf ihre Geschicklichkeit im Reiten. Da sie fast immer im Sattel sind, fühlen sie sich auf dem Rücken des Pferdes so behaglich, als wenn sie auf dem Fußboden ihrer Wohnung säßen. Oftmals sah ich, wie zwei oder drei kleine Bengel ein Pferd umschwärmten, das barmlos auf der Heide weidete, nun nahm allerhand Schmeichelleien und Versuchen sich gütlich auf seinen Rücken schwangen, und dann jagten sie, ohne Zaum und Sattel, nachdem durch ihr Jauchzen und Schreien das erschreckte Roß im vollen Galopp lief, wir rasend dahin, indem der vorderste sich an der Mähne, der zweite an ihm, der dritte am zweiten sich festhielt, und dieses Alles geschah mit einer Festigkeit, die jeden Zuschauer, nur nicht einen Indianer, in das größte Erstaunen setzen würde. (Irving's Indian Sketches.)

*) Collection de documens inédits sur l'histoire de France.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Thlr. (4 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Freitag den 29. Januar 1836.

Italien.

Anglomanie der heutigen Italiäner.

Von B. Piazza.

Es giebt Völker, die ihren Charakter, ihre Sitten, Laster und Tugenden, ja — mit Ausnahme einiger Modifikationen, welche die Bequemlichkeit oder die vorgerückte Civilisation dringend nothwendig macht — sogar den Schnitt ihrer Kleidung durch alle Jahrhunderte beibehalten und mit einer Art Eifersucht von Generation auf Generation fortpflanzen. Ein solches Volk ist das Englische. Es giebt aber auch andere Völker, bei denen besonders die sogenannten privilegirten Stände von einem Geiste der Nachahmung befangen sind, der Alles, was die Nationalität Charakteristisches hat, zu vernichten strebt; zu diesen nachahmungslustigen Völkern zählt ich einem Drittheil nach die Franzosen und zwei Drittheilen nach die Italiäner.*)

Noch vor den Zeiten der Französischen Herrschaft in Italien war eine Periode, in welcher wir aßen, tranken und uns kleideten, wie der Pariser Kanen es vorschrieb. Doch beherrschten wir unsere Italiänischen Gedanken und den Muth, die vielen Erfindungen und Entdeckungen, die unsere transalpinischen Nachbarn gern sich zugesprochen hätten, als unser rechtmäßiges Eigenthum zu vindiziren. Es sollte diese Gallische Usurpation vielleicht eine Entschädigung seyn für die Pfeife-Pfropfen, die sie uns zuschickten, und für ihre seidenen Fabrikate, mit denen die Produkte der heutigen Italiänischen Industrie beinahe wetteifern können.

Die unbedingte Huldigung, die wir den Gesetzen der Französischen Toilette bewiesen, hat in der That weder unsere Fortschritte in allem Nützlichen gehemmt, noch einen der größten Geister des Jahrhunderte (es war um's Jahr 1803) daran abschrecken können, daß er, auf dem Katheder seine mächtige Stimme erhebend, die Ueberzeugung aussprach, Italien sey die Quelle alles Wissens, der Born, der ganz Europa getränkt habe; daß er unserem Cavalieri die Erfindung des Infinitesimal-Kalküls — dem Broscianer Castelli die erste Anwendung der Geometrie auf die Hydraulik — unserem Torricelli die wesentliche Einrichtung der Winde, zu allen den Verrichtungen, welche diese Maschine auf Schiffen thut — dem großen Orioni die Theorie des Planeten Uranus u. s. w. vindizirte.

Es darf uns also zum Troste gereichen, daß wir — obgleich uns damals die Franzosen, wie jetzt die Engländer, am Tische, auf der Promenade, im Wagen und zu Pferde, insonderheit aber bei der Toilette als Muster dienten — doch im Wesentlichen echte Italiäner geblieben sind — ich meine in Kunst und Wissenschaft; denn von Seiten unserer Literatur dürften wir, obgleich noch Männer von hohem Rufe unter uns wandeln, jetzt wohl nicht gar beneidenswerth seyn. Ausserdem verdient Beachtung, daß dieser Geist der Nachahmung wie schon bemerkt, nicht aller Gemüther sich bemächtigt hat, und daß unsere heutigen Anglomanen eine Art von Kaste bilden, in die nicht eben Jeder sich aufnehmen läßt, obgleich Jeder freien Zutritt hat. Es ist dies gleichsam eine Karawane, der man sich vorn oder hinten anschließen mag, je nachdem man den Kober von gutem Englischem Tuche oder weniger kostbar und seinen Wuchs mehr oder weniger gefällt hat. Nun denkt es aber kaum der Erinnerung, daß alle unsere Anglomanen mit dem norvus rerum gerendarum, mit dem, was nicht bloß die meisten Ahlen, sondern auch viele Herzen öffnet, zur Genüge versehen sind; wer ohne diesen mächtigen Hebel der Englishman spielen wollte, würde einem Sennenstag mit nächsternen Fittigen unterschauen.

In der Behauptung eines echten Italo-Anglomanen muß Alles Britisch aussehen, Alles die Düfte der Osford-Street und Regents Street, des Strandes, der Hyde-Park und St. James-Park verstehen. Wir Italiäner verwünschen das Britische Klima mit seinen Nebeln, Regen und Frösten; die in Italien wohnenden Engländer stimmen in unsere Verwünschungen ein; aber ein Anglomane — ja, der hat einen ganz anderen Geschmack! Er weiß, daß Lord Byron die Finsternis liebenswürdig nennt, daß Thomson den Winter besingt und von seinem gemüthlichen Grausen spricht; er weiß, daß die guten Leiten in ihren Lobliedern auf den Kamin (the-fire-side) einen Wallaß gegen ihr unfreundliches Klima suchen. Darum wird ein rechter Anglomane, nachdem er dich mit einem Händedruck begrüßt, weder den Schmutz der Straßen, in dem du dis über die Knöchel gewatet, noch den Sturm, der dich gepeitscht, oder den Nebel, der dich geblendet hat, einer Bemerkung würdigen; er wird vielmehr anerufen: prächtiges Wetter! der Winter ist doch eine schöne Zeit! Bist du vielleicht anderer Meinung, so bedarf es für dich; dein Belehrungs-Eifer könnte schlecht angewendet seyn. Mit Comfort und immer wieder Comfort im Munde, strebt du den Anglomanen ein großes Feuer unterhalten; siehst du, wie er in seinem Kabinette doppelte Kleidung und eine mit Schmälen befestigte wollene Kravatte trägt. Winter, gestopfte und mit Flanell gefütterte Hausschuhe bedecken seine Füße; starker Thee mit fette Sahne, frische Butter und Eier gehen alle Morgen seinem Magen Comfort. Etwas später kommen Beefsteaks, Kartoffeln und ein gutes Glas Rheinwein. Bei solchen Comfortabilitäten läßt sich wohl eine Apologie des Januars schreiben!

Man ist in England allgemein übergeugt, daß der Mensch nicht glücklich seyn könne ohne Beschäftigung; ein Engländer würde sich des non far mai niente unseres Verni schämen; der wahre Brite ist thätig, immer nachdenkend, ein guter Familienvater. Er beobachtet Alles genau, berechnet, perfektirt, liest Journale, Zeitungen, alte und neue Bücher mit Leidenschaft. Darum wird du auch bei dem Anglomanen Journale, Rothstift, Zeder-Bretter, Pinsel, Bücher, Pferde-Geschirr, Pistolen und eine ganze Familie von Leihdienen vorfinden. Es versteht sich von selbst, daß unter den Journalen kein Italiänisches sich befindet, und daß Boten und Meere in der Bibliothek nicht selten scheiden.

Ein Mensch, der den ganzen Schwefterantheil und überaus seltsamen Reflex ist unvermeidlich. Der Anglomane sitzen sich in seine blank geschenerten Ställe, ruft seine feurigen Kämpfer auf der Rennbahn mit Namen und erzählt dir, wie der Eine bei dem großen Wettrennen in Newmarket, der Andere bei dem in Epsom 100 Guineen gewonnen hat. Der schlanke und muthige Jockey, der so viele verwegene Wettverwerbe zu Boden gelegt und den Ruhm der Gloire des Anglomanen befestigt, wird mit einem gnädigen Lächeln der Zufriedenheit begrüßt.

London ist immer das Lieblings-Thema der Conversation. Zunächst in der Reihe kommt Windsor mit seinem Gothischen Schlosse, seinen Parken und seiner schönen Lage — dann Kent mit seinen Gärten — Hampton-Court mit seinen schönen Baumschlag und seiner kostbaren Bibliothek — Richmond mit seinen pittoresken Anlagen und seiner mannichfaltigen Vegetation — Ebelse, Greenwich, Woolwich, Chatam, wo die Leute hinwallen, die gern Monumente studiren oder liberale Institutionen bewundern.

Ein Italiänischer Anglomane, der gewöhnlich das beneidenswerthe Vermögen hat, die Güter, mit denen Gott ihn gesegnet, in Fenken und vollster Bequemlichkeit zu genießen; der über unsere Artikel — wenn er sie zu eines Blickes würdigt — und über die Kapitalgerichten unserer Journalisten mitleidig lächelt — dem die Frage des Orients eben so gleichgültig als die Händel im Occident — der an nichts Anderes denkt, als wenigstens alle Jahr jenseits den Kanal zu passiren und nach der Hauptstadt Großbritanniens zu wallfahrten, um die Gebäude und Moden studirt, die ihm die dahin noch unbekannt waren, oder neues Pferde-Geschirr, Pferde und Hunde sich anschafft — ein Italiänischer Anglomane, sage ich, empfängt jeden Morgen Besuche von seinem Englischen Schneider, der, wie billig, ein Engländer seyn muß, oder von dem Zeichnen-Lehrer: er sieht abwechselnd den Sattler, den Wagenmacher, den Möbel-Magazin-Besitzer, den berühmten Kleidermacher, sämmtlich aus London, in seinem Sprechzimmer; er giebt dem Stewart seine Befehle; er macht sehr häufig Spazierritte — und Alles dies wird am frühen Morgen, d. h. von acht Uhr bis drei Uhr Nachmittag, abgethan. Um drei Uhr setzt er in seinem Tilbury umher und macht Visiten oder auch wohl eine Spazierfahrt; bei der er seine eigene Wagenlenker ist — Beides jedoch nur in der kalten Jahreszeit; denn der Sommer findet ihn selten in der dumpfigen Atmosphäre einer Stadt; und ist dies einmal ausnahmsweise der Fall, so reitet er nur frühmorgens und fährt erst nach Sonnen-Untergang.

Er setzt sich in unschmackhaft Positur auf seinen Zaldern; ein Stallknecht folgt ihm in einer Entfernung von sunfzig oder hundert Schritten; er geübt mit einer gewissen Grazie, doch ohne an seinem Hut zu greifen; und ist er zur Mittagszeit am Orte des Diners angelangt, so tarfelt er ein paar Stunden lang mit vielem Appetit. Die Küche eines Anglomanen muß immer einfach seyn, weil England seine echte Gastronomen besitzt. Die gewöhnlichr Würze eines Englischen Diables besteht in Senf und anderen scharfen Dingen, die man handvollweise in die Saucen thut. Um die Wirkungen derselben zu schwächen, hält man sich dann wieder an unschmackhafte, in purem Wasser gekochte Gemüse, die beständig um den Tisch herumwandern. Das Fleisch wird gekocht oder gebraten serwirt; die Fische sind in Wasser gekocht und immer von einer und derselben Buttersauce eskortirt. Die Entremets bilden eine kleine Anzahl Erême's und sehr Gelee's.

*) Herr B. Piazza scheint die Deutschen wenig zu kennen; sonst würde er ihnen wohl in dieser Beziehung den ersten Rang eingeräumt haben.

Digitized by Google

Die Beschreibung eines Englischen Diners, wie sie Baron D'Haussez giebt, mag nicht dem auf alle Englische Diners passen; denn man weiß, daß in vielen Häusern Großbritanniens und besonders Londons vortreffliche Französische Köche angestellt sind. Dennoch will man behaupten, die Französischen Diners würden doch weit weniger geschätzt; so viel vermag der eherne Nationalcharakter der Engländer! Was unsere Anglomanen betrift, so wollen wir ihnen das gar nicht beneidenswerthe Privilegium, entweder allein, oder höchstens in Gesellschaft eines anderen pathologischen Anglomanen zu speisen, gern zugestehen; nur bitten wir sie höflichst, uns nicht an Englische Kost gewöhnen zu wollen.

Nicht alle Engländer heranschen sich bei der Mahlzeit, und nicht alle Anglomanen nehmen sie hierin zu Mustern. Auch haben unsere Anglomanen kein Parlament, in dem sie ihre Beredsamkeit üben könnten; sie plaudern gern, selbst bei Damen, von Pferden und Hunden; sie besuchen das Theater und wechseln alle paar Tage ihre Kleidung. Dies geschieht jedoch weniger aus Leidenschaft für die Toilette als aus Eifer für die Gesetze des guten gesellschaftlichen Tons.

Die Toilette des ächten Anglomanen ist übrigens einfach und wählig, seine Affectation, seine gesuchte Vierrathen. Er schnupft Tabak und raucht nur Cigarren; einer Pfeife aber wäre er sich schämen. Man muß übrigens doch gestehen, daß wir den Anglomanen einige wichtige Vorbestrungen in unserem gesellschaftlichen Syst verdanken; wir sind jetzt in Gegenwart der Damen nicht mehr so schmutzig und bewußlos, wie vordem; und die Artelei in der Sprache in unseren Salons geworden, statt daß sie früher durch's ganze Daseyn sich hinzog die Cavaliere machen nicht mehr so viele Complimente; die literarische Pedanterie ist aus der Unterhaltung verbannt und die Stiefsheit der Toilette in solchem Grade verschwunden, daß ein schwarzes Halstuch jetzt auch Gut und Sogar mit Gala-Kleidung sich vertragt. Endlich hat man auch unseren Damen, die unter sich sonst kleinen Umgang hatten, ihrem wieder zurückgegeben, indem man sie häufiger sich selbst überläßt. Will man aber dem oder jenem unserer Anglomanen gemeine und anstößige Gewohnheiten zur Last legen, so können sie mit Recht erwiedern, daß einzelne Anomalmen noch keine Regel bilden.

Bibliographie.

Saggio di commedie. (Lustspiele in Versen, von Rossini.) Enthaltend: 1) Gildas in Santillane. 2) Der Schmeichler. 3) Medée's Ehrgiz. Pisa. 4½ Lire.

Osservazioni fisiologiche sul Diffenbach's Bemerkungen über die Cholera.) Ju'z Italiänische übersetzt von Dr. Coppelestt. Brunedig.

Poesie. — Dichtungen, von Em. Garofalo. Messina.

Produzioni teatrali. — Theaterstücke, von W. F. Tatterini, Chieggia.

Prose e poesie. — Sämmtliche Schriften, von Luigi Pezzeli. — Brunedig.

Rivista delle memorie dell' Egitto. (Musterung der in Bezug auf Rosellini's Werk über Aegypten erschienenen Streitschriften.) Mailo.

England.

Reago's Lobrede auf Thomas Young.

(Fortsetzung.)

Jene seit Kepler allgemein angenommene Erklärung gab uns zu einer einzigen Schwierigkeit Anlaß. Die dunkle Kammer muß mit ein gewöhnlichen Perspektiv nach der Entfernung der Gegenstände in die rechte Lage gebracht werden. Wenn diese Gegenstände sich nähern, so muß man das Gewälder von der Linse entfernen; eine entgegengesetzte Bewegung wird nothwendig, wenn die Gegenstände sich entfernen. Will man eine völlige Reinheit der Bilder erhalten, ohne die Lage der Oberfläche, auf die sie fallen, zu verändern, so darf die Krümmung der Linse nicht dieselbe bleiben; bei nahen Gegenständen muß sie stärker, bei entfernteren aber schwächer werden.

Unter den verschiedenen Arten, scharfe Bilder zu erhalten, hat die Natur nur Eine Wahl getroffen; denn der Mensch kann mit großer Genauigkeit in sehr ungleiche Entfernungen sehen. Die so gestellte Frage ist für die Physiker ein wahres Feld zu Untersuchungen und Erörterungen geworden, und große Namen stehen in diesem Streite:

Kepler, Descartes .... behaupten, daß der ganze Augapfel fähig sey, sich auszudehnen und sich zusammenzuziehen.

Porterfield, Zinn .... nehmen an, daß die Krystall-Linse beweglich sey; daß sie im Krystallsie sich mehr oder weniger sern von der Netzhaut stellen könne.

Jurin, Musschenbroek .... glauben an eine Veränderung in der Krümmung der Hornhaut.

Sauvages, Bourdelot .... lassen ebenfalls eine Krümmungs-Veränderung eintreten, aber nur in der Krystall-Linse. Dies ist auch Young's System. Mehrere Abhandlungen, die er nach einander der Londoner Königl. Societät widmete, enthalten deßen vollständige Entwickelung.

In der ersten wird die Frage nur aus dem anatomischen Gesichtspunkte betrachtet. Young bewies darin, mit Hülfe richtiger und sehr feiner Bemerkungen, daß die Krystall-Linse eine faserichte oder muskelartige, für alle Arten von Bewegungen wunderbar passende Beschaffenheit habe. Diese Entdeckung stürzte den einzigen wahren Einwurf, den man bisher der Hypothese des Sauvages, Bourdelot u. A. gemacht hatte, zu Boden. Kaum wurde sie bekannt, als Hunter darauf Anspruch machte. So diente der berühmte Anatom dem Interesse des jungen Anfängers, weil seine Arbeit, die ungedruckt blieb, Niemanden mitgetheilt worden war. Ueberdies verlor diese Streitfrage bald alle Wichtigkeit. Um die öffentliche Aufmerksamkeit, die durch so viele Kämpfe erregt war, wieder zu wecken, bedurfte es nichts weniger, als des hohen Ruhmes zweier neuer Mitglieder der Königl. Societät, welche in die Schranken traten. Der Eine, ein vollendeter Analysw, der Andere, der berühmteste Künstler, treffen sich England rühmen kann, übereinstimmten der Königl. Societät einen Aufsatz, eine Frucht ihrer vereinten Anstrengungen, um die vollständige Unverständlichkeit der Krystall-Linse zu beweisen. Die gelehrte Welt wähnte schwerlich geglaubt haben, daß Sir Everhard Howe und Ramsden vereint ungeaune Experimente hätten machen können, daß sie sich in das mikrometrischen Messungen getauscht hätten. Young glaubte es selbst nicht; daher zögerte er nicht, öffentlich auf seine Theorie zu verzichten. Diese an einem fünfundzwanzigjährigen Menschen so seltene, hauptsächlich bei Gelegenheit einer ersten Schrift so seltene Bescheidenheit, seine Besiegung anzuerkennen, war hier eine beifreilose Handlung. Young hatte in der That nichts zu widerrufen. Nachdem er seinen Widerruf zurückgenommen hatte, entwickelte er 1801 von neuen die Theorie von der Veränderung der Krystall-Linse in einem Aufsatze, dem man seitdem keinen ernsten Einwurf gemacht hat.

Nichts Einfacheres, als seine Beweisführung; nichts Geistreicheres, als seine Experimente! Young verwirft gleich von vorn herein, mit Hülfe mikroskopischer Beobachtungen, welche die geringsten Veränderungen bemerkbar gemacht hätten, die Hypothese einer Veränderung der Krümmung in der Hornhaut. Sprechen wir deutlicher! Er bringt das Auge in besondere Stellungen, wo die Veränderungen der Hornhaut trachtlos sein würden; er taucht es ins Wasser und beweist, daß die Fähigkeit, in verschiedenen Entfernungen zu sehen, selbst da noch vollständig bleibt.

Die zweite der darin möglichen Annahmen, nämlich die einer Veränderung in den Dimensionen des Organs, wird hierauf durch eine Menge von Einwürfen und Experimenten, welchen man schwerlich widerstehen würde, ungestellt.

Jene Beweisen schien unwiderstritlich gestellt zu sein. Wer stedt nicht ein, daß, wenn von den möglichen Auffassungen zwei beseitigt sind, die dritte nothwendig wird; daß, wenn der Halbweiser der Hornhaut und der Durchmesser des Auges unveränderlich sind, die Gestalt der Krystall-Linse sich nothwendig verändern könne. Young hält sich jedoch dabei nicht auf; er beweist geradezu durch genaue Erscheinungen der Veränderungen der Bilder, daß die Krystallin wirklich die Krümmung verändert; er erfindet aber verwollkommnet mehrere ein Instrument, welches von den weniger sachkundigen, von den in seinen Experimenten weniger gebübten Personen gebraucht werden kann; und mit diesen neuen Untersuchungsmitteln bewaffnet, erkennt er, daß alle Menschen, welche in Folge der Staar-Operation seine Krystall-Linse mehr haben, auch nicht mehr fähig sind, in verschiedenen Weiten deutlich zu sehen.

Man kann in der That sich wundern, daß diese phänomenswerthe Theorie vom Sehen, daß dieses feine Gewebe, wo die Urheiteltsuft und die künstlichsten Experimente unaufhörlich Hand in Hand gehen, in der Wissenschaft noch nicht die aufgezeichnete Stelle einnimmt, die ihr gebührt; aber muß man, um daß Anomalie zu erklären, nothwendig zu einer Art von Fatum seine Zuflucht nehmen? Also Young, wie er selbst mit Unwillen zu sagen pflegte, eine Kassandra gewesen, welche wichtige Wahrheiten, die die Zeitgenossen anzunehmen sich weigerten, ohne Unterlaß verkündigte? Man würde weniger poetisch, aber nach meinem Dafürhalten, wohler sein, wenn man bemerkte, daß Young's Entdeckungen sich bei den Bisstion, die sie hätten erfolgen können, nicht genannt waren; die Physiologen lasen seinen schönen Aufsatz nicht, weil er mehr mathematische Kenntnisse voraussetzt, als man gewöhnlich in den Akademien erworben hat; die Physiker haben ihn ebenfalls verschmäht, weil das Publikum in den mündlichen Vorlesungen, oder in den gedruckten Werken heutzutage nur solche oberflächliche Begriffe verlangt, auf die ein großhirnlicher Geist ohne Mühe herabsteigen kann. Was auch der berühmte Young davon halten mochte, wie bemerken in diesen Alten keine Ausnahme; wir Alle, welche die tiefsten Tiefen der Wissenschaft unterfuchen, so wurde auch er von dem Haufen verkannt; doch der Beifall einiger ausgezeichneter Männer wirkte ihn haben entschädigen können. Man muß die Stimmen nicht zählen, sondern wägen.

Die schönste Entdeckung des Doktor Young, welcher seinen Namen für immer unvergeßlich machen wird, entsprang aus einem scheinbar sehr geringfügigen Gegenstande, aus den so benthardigen, so leichten Seifenblasen, welche, kaum dem Rohre des Knaben entschlüpft, das Spiel der leichten Lüfte werden. Wer einmal in aufgeklärten Auditorium *), wurde ohne Zweifel die Bemerkung überrascht haben, daß die Schwierigkeit, jene Phänomenen hervorzubringen, seine Seltenheit, sein Ringen in den Kinken, nicht die nothwendigen Zeichen der Wichtigkeit sind, welche es in der Wissenschaft haben muß. Ich habe also die Entdeckung, die ich jetzt anzeigen will, mit der Genauigkeit, die allerdings die Leitung nicht verdienen würde, wieder an ein Kinderspiel anknüpfen dürfen. Jedenfalls werde ich nicht nöthig haben, an den Apfel zu erinnern, der, von seinem Zweige plötzlich zu den Füßen Newton's niedersiel, die Begriffe dieses großen Mannes von den einfachen und fruchtbaren Gesetzen der Schwere, welche die himmlischen Körper bewegen, erweckte. noch an den Frosch, den die Physik so wunderbare Belehre Galvi verdankt. Ohne das Wort Seifenblasen auszusprechen, würde ich voraussetzen, daß ein Physiker zum Gegenstande seiner Experimente destillirtes Wasser, d. h. eine Flüssigkeit, deren Durchsichtigkeit zum Sprüchwoete geworden ist, und welche in ihrer Reinheit nur der großer Dichtigkeit, mit einigen Lichtern, kaum merkbaren Schattirungen von blau und grün verbunden ist, gewählt hat. Ich würde hierauf fragen, was man von seiner Glaubwürdigkeit dächte, wenn er ohne eine andere Erklärung aus anständigen wollte, daß er diesem so hellen Wasser nach Willkür die glänzendsten Farben mittheilen, daß er es violett, blau, grün, gelb, wie eine Citronenschale, roth wie Scharlach machen könne, ohne deshalb seine Reinheit zu leiden, ohne es mit einer fremden Sub-

*) Gleichwürdige Abhandlung wurde von Herrn Arago in der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgetragen.

stanz zu wechseln, ohne die Propertionen seiner zusammengesetzten Grundtöne zu ändern. Würde das Publikum unseren Physiker nicht für unglaubwürdig halten, wenn er nach so sonderbaren Resultaten noch hinzusetzte, daß er, um die Farbe im Wasser zu erzeugen, hineintrete, es in den Zustand eines mehr oder weniger dünnen Plättchens zu versetzen; daß dünn, so zu sagen, mit gefärbt anzuwenden ist; daß der Uebergang von einer Farbe zu einer ganz verschiedenen Farbe die nothwendige, unvermeidliche Folge einer einfachen Veränderung der Dichtigkeit des flüssigen Plättchens ist; daß diese Veränderung in dem Uebergange, z. B. vom Rothen ins Grüne, nicht der tausendste Theil der Dicke einer Haares ist! Diese unglaublichen Resultate sind jedoch nur die unvermeidlichen Folgen der durch die Wasserglasen und sogar durch die dünnen Plättchen aller Körperarten veranlaßten Zufälle der Färbung.

Um zu begreifen, warum solche Erscheinungen, die seit mehr als zwanzig Jahrhunderten täglich vor den Augen der Physiker stattfanden, doch ihre Naturerklärung nicht erregten, muß man in der That dagan erinnert werden, daß die Natur nur wenigen Menschen die kostbare Fähigkeit verliehen hat, zu rechter Zeit über etwas zu erstaunen.

Boyle drang zuerst in diese finstre Mine ein. Er beschränkte sich jedoch auf die kleinliche Beschreibung der verschiedenen Gegenstände, wodurch die Regenbogen entstehen. Sein Mitarbeiter Hoole ging weiter. Er glaubte, die Ursache dieser Farben-Gattung in den Durchbrennungen der Strahlen, welche, um in unser Auge zu gelangen, durch den Durchtrennungen der durch die dritten Oberflächen des dünnen Plättchens reflektirten Wellen zu entdecken. Es war dies ein genialer Gedanke. Aber dieser Gedanke konnte zu einer Zeit, wo die zusammengesetzte Natur des weißen Lichtes noch unbekannt war, auch nicht ganz begriffen werden.

Newton machte die Farben der dünnen Plättchen zum Gegenstande seines Lieblings-Studiums. Er widmete ihnen ein ganzes Buch seines berühmten Werkes über die Optik; er gründete die Gesetze ihrer Entstehung durch ausgezeichnete Experimente, welche seitdem Niemand übertroffen hat. Indem er mit dem bewegenen Lichte die so regelmäßigen Regenbogenfarben, welche Hoole erwähnt hatte und welche um den Berührungspunkt zweier über einander gelegter linsenförmigen Gläser entstehen, erfinde, bewies er, daß es für jede Art einfacher Farbe, in den dünnen Plättchen jeder Gattung, eine Reihe wachsender Dicken giebt, wo sich kein Licht bricht. Dies war ein Haupt-Resultat. Es enthielt den Schlüssel zu allen diesen Erscheinungen.

Newton war in den Theorien-Irrthümer, welche er dieser merkwürdigen Beobachtung verdankte, nicht so glücklich. Vom leuchtenden Strahle, der sich reflektirt, sagen, daß er in einer Anwandlung (accès) zur leichteren Reflexion ist; von dem Strahle, der durch den Körper ganz durchgelassen wird, sagen, daß er in einer Anwandlung zur leichteren Transmission ist, war ist das wohl anders, als in dunklen Ausdrücken das aussprechen, was das Experiment zweier Linsen uns gelehrt hat?

Young's Theorie entging dieser Kritik. Hier läßt man keinerlei Anwandlung, als reale Eigenschaft der Strahlen, mehr zu. Daß selbe Bedürfniß führt auch an diesem Orte zum Ziele. Wenn sich in gewissen Punkten sein Licht zeigt, so schloß Young nicht darauf, daß hier die Reflexionen aufgehört habe; sondern er vermuthet, daß in den besonderen Richtungen dieser Punkte die von der zweiten Spiegelfläche reflektirten Strahlen, wenn sie den von dem ersten Spiegel reflektirten begegnen, sich vollständig aufheben. Dieses Zusammentreffen zweier fast paralleler Strahlen hat Young mit dem so berühmten Namen der Interferenzen bezeichnet.

Es war dies ohne Widerrede die festeste Hypothese! Man wäre gewiß sehr erstaunt, wenn man die Nacht in den Punkten, wo die Strahlen der Sonne fest ein gelangen könnten, mit vollem Tageslichte erhellt fände; aber wer hätte sich eingebildet, daß man zwischen zwei Licht, das Dunkelheit erzeugt werden könne, indem man Licht zu Licht hinzufügt!

Ein Naturforscher ist mit Recht klug, wenn er ein Resultat ankündigen kann, das in einem solchen Grade die gewöhnlichen Ansichten umstürzt; aber er muß es, bei Strafe, mit jenen Orientalischen Sterndeutern verglichen zu werden, deren phantastische Träume tausend und eine Nacht lang den Sultan Schahriar entzückten, unvergleicht auch mit Beweisen unterstützen.

Young brauchte diese Vorsicht nicht. Er zeigte zunächst, daß seine Theorie mit den Erscheinungen übereinstimmen könnte, ging jedoch über die Möglichkeiten nicht hinaus. Als er später die wahren Beweise lieferte, hatte das Publikum Newton's, wie er mich öfterwinden konnte. Jedoch würde das Experiment, woraus damals Young's bewunderige Entdeckung hervorging, keinen Schatten eines Zweifels erregen können.

Zwei Strahlen, die aus einer und derselben Lichtquelle kommen, sollten sich auf nur wenig verschiedenen Wegen in einem gewissen Punkte durchkreuzen. In diesem Punkt stelle man ein Blatt weißes Papier. Jeder isolirte Strahl gab ihm den lebhaftesten Glanz; aber wenn die zwei Strahlen sich vereinigten, wenn sie zugleich auf dem Blatte anlangten, so verschwand alle Klarheit, und auf den Tag folgte die vollständigste Nacht.

Nicht immer vernichten sich zwei Strahlen vollständig in ihrem Durchschnittspunkte; bisweilen vermindern sie nur eine übrigweite Farbenschwäche; bisweilen verstärken sich auch die Strahlen. Alles hängt von dem Längen-Unterschied der Wege ab, die sie durchlaufen haben, und zwar nach sehr einfachen Gesetzen, deren Entdeckung zu allen Zeiten dringend gerecht hätte, einen Physiker unsterblich zu machen.

Die Wegs-Unterschiede, welche zwischen den Strahlen die mit ihrer gänzlichen Zerstörung begleiteten Konstitut Herbesstörung, haben für verschiedenen gefärbte Lichter nicht dieselbe Wirkung. Wenn zwei weiße Strahlen sich kreuzen, so ist es wohl möglich, daß der eine ihrer Grundstoffe, z. B. der rothe, allein zerstört wird; aber Weiß ohne Roth ist unmöglich. Also erkennen sich die Interferenz des Lichts durch Phänomene der Färbung; also sind die verschiedenen Elementar-Farben, ohne daß ein Prisma sie getrennt hätte, zur Evidenz gebracht. Jetzt bemerke man wohl, daß es keinen einzigen Punkt giebt, wo tausend Strahlen treffenden Lichtpunkt sich nicht nach mehr oder weniger schrägen Reflexionen kreuzen werden, und man wird die ganze Ausdehnung der unerforschten Gegend, welche die Interferenzen den Untersuchungen der Physiker eröffnen, mit einem Blicke bemerken.

Als Young diese Theorie bekannt machte, hatten sich den Beobachtern schon viele periodische Farben-Phänomene dargeboten; man muß hinzufügen, daß sie seine Erklärung gefunden hatten. Darunter gehören die Ringe, welche sich nicht sowohl auf dünnen Plättchen, als auf leicht gebogenen Spiegeln von dickem Glase bilden. Die leuchtenden Streifen von verschiedener Breite, womit die Schatten der Körper äußerhalb deßamt und manchmal innerhalb bedeckt sind, die Grimaldi zuerst bemerkte, die später das Genie Newton unmißt in Thätigkeit setzten, und deren vollständige Theorie Fresnel aufbewahrt war; die rothe und grün gefärbten Bogen, welche man in mehr oder minder beträchtlicher Anzahl unmittelbar unter den sieben prismatischen Farbenstreifungen des Regenbogens bemerkt, und welche so völlig unerklärbar schienen, daß man sie in physikalischen Schriften nicht mehr erwähnt; endlich jene Säume an den getrennten Farben, an den beständig veränderlichen Durchmessern, welche oft die Sonne und den Mond zu umgeben scheinen.

Noch ein Wort mich erinnere, wie viele Personen die wissenschaftlichen Theorien nur nach den unmittelbaren Anwendungen schätzen, die sie dadurch Können, so darf ich diese Aufzählung von Erscheinungen, welche mehr oder minder zahlreiche Attribut der periodischen Farben charakterisiren, nicht beendigen, ohne die durch die Regelmäßigkeit ihrer Form und durch die Reinheit ihrer Glanze so merkwürdigen Ringe zu erwähnen, womit jedes etwas lebhafte Licht umgeben zu sein scheint, wenn man es durch eine Menge kleiner Löchelchen oder Fäserchen von gleichem Dimensionen beobachtet. Diese Ringe gehen in der That unserem Young Veranlassung zu der Idee eines äußerst einfachen Instrumentes, welches er Eriometer nannte, und womit man ohne Schwierigkeit die Dimensionen der kleinsten Körper mißt. Oefter noch so wenig gekannte Eriometer hat vor dem Mikroskop den unendlichen Vorbrief, daß er mit einem einzigen Blicke die Mittelgröße der Millionen Theilchen angiebt, die sich im Gesichtskreise bewegen. Er besitzt ferner die besonderen Eigenheit, daß er nichts anzeigt, wenn die Theilchen zu sehr unter sich differiren, oder in anderen Ausdrücken, wenn die Frage, über Dimensionen zu bestimmen, nicht deutlich ist.

Young wandte seinen Eriometer an zum Messen der Blutkügelchen verschiedener Thiergattungen, zum Messen der Staubfäserchen, welche sich in verschiedenen Pflanzen ergeben, zum Messen der Feinheit der Baumwaaren, die in Webereien zur Verarbeitung kommen, seiner zum Messen der Wollen-Fäserchen, die in Tuchen vorkommen, die zur gemeinen Schafswolle in der Grafschaft Suffex, die aus Fasern besteht, die vier und ein halb Mal dicker sind, als die Haarbaare.

Wer Young warm die zahlreichen Farben-Phänomene, die ich eben erwähnt habe, nicht nur unerklärt, sondern nicht verbunden sie unter sich. Newton, welcher sich so lange damit beschäftigte, hatte z. B. keine Verbindung zwischen den Farbenringen der dünnen Plättchen und der Beugungsfarben bemerkt. Young erkannte in den beiden Arten der farbigen Streifen nur die Folgen der Interferenz. Als später die chromatische Polarisation des Lichts entdeckt worden war, schöpfte er aus einigen Wahrnehmungen der Dichtigkeit unerwartige numerische Analogien. Er sehr gefunden sind, verbanden sie sich bald, und jede Art dieser wunderliche Art der Polarisation sich wieder an seine Lehre knüpfen werde. Doch muß man gestehen, daß noch eine unendliche Lücke auszufüllen war. Damals gewannen völlig unbekannte wichtige Eigenschaften des Lichtes nicht, alles Merkwürdige zu begreifen, welche die doppelte Brechung in gewissen Krystallen in der Aufbedung des Lichtes, die aus der Durchkreuzung der Strahlenbüschel hervorgeht, erzeugt; doch unserem Young gebührt die Ehre, die Bahn geöffnet zu haben; er hat zuerst angezeigt, die Hieroglyphen der Oelst zu entziffern.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Introduction to hospital practice. (Einleitung zur Hospital-Praxis.)
Von J. B. Affis.
Anecdotes of books and authors. (Anekdoten von Büchern und Schriftstellern.) 2½ Sh.
Babylonia. — Roman des 19ten Jahrhunderts. 3 Vr. 31½ Sh.

Nord-Amerika.

Die langen und die kurzen Leute.

Es giebt viele Personen, die gegen lange Leute eine Abneigung bezeigen, welche sie den kurzen Leuten vorzeigen. Sie empfinden eine Mischung von Stolz und Freude, wenn sie einem Freunde zur Seite gehen, der kleiner von Statur ist; sogegen ein Begleiter von höherem Wuchse ein gwar unbehimmtes, aber jedenfalls unangenehmes Gefühl von Unterordnung bei ihnen erregt. Ich habe vergleichen Personen oft bewährt gefehen, auf dem Trottoir an den Seiten der Häuser sich zu halten, damit der viel längere Gefährte nicht gar zu hoch über sie vorschauen möchte.

Warum sollte man sich aber schämen, wenn man klein ist? Ich sehe keinen einzigen Grund dafür. Die sehr langen Personen sind gewöhnlich linkisch; auch glaube ich nicht, daß sie übrigens Verstand besitzen. Dazu nehmen sie gern eine bedauernswerthe Miene an und bilden sich ein, sie seyen was Besseres, als gewöhnliche Menschenkinder. Wenn sehr langer Freund Swipes besitzt, oder deßen vielmehr ein verkrüppeltes Herz; aber kein Wuchs hat ihn verdorben. So oft er sich von kleinen Leuten umgeben sieht, stolpert er unter ihnen her, wie ein Hahn aus

Digitized by Google

Hühnerschlage. Auch einer gewissen Klasse von Damen imponirt seine martialische Haltung, obschon ich kaum begreifen kann, was sie eigentlich an ihm bewundern.

Ich möchte um keinen Preis recht lang gewachsen seyn. Der große Mann, im materiellen Sinne des Wortes, befindet sich stets in Verlegenheit: er rennt mit dem Kopfe überall an und ist auch nicht Herr über seine Beine. Er braucht mehr Tuch zu seiner Kleidung, als Andere, und doch will ihm selbst eine Nacht gut passen. Mein Freund Swipes hat von allem diesem schon die übergenugendsten Beweise erhalten. Einst machte ich in seiner Gesellschaft eine ziemlich große Reise, und auf dem ganzen Wege mußte ich lachen und Gott dafür danken, daß er mich nicht hatte so groß werden lassen. Ich glaube kaum, daß der gute Swipes von unserer Reise viel zu genießen Gelegenheit hatte. Wenigstens ein mittelmäßiges Mal konnte er sich nicht ausstrecken. Es war unmöglich, zu ermitteln, ob seine Beine ihm selbst oder Andere mehr genieten. Auf den Dampfbooten stieß er immer mit dem Kopf gegen die Pforte, so oft er ins Zimmer hinaustreten wollte, und auf dem Verdeck lief er mehrmals Gefahr, von einem Zug über Bord geschleudert zu werden. In den Gasthöfen waren ihm die Betten zu kurz. Armer Teufel! Das Mittelbett allein hielt mich einen Abends ernsthaft bleiben, als ich ihm gute Nacht wünschte, nachdem er sich niedergelegt hatte. Er lag diagonal in seinem Bette, den Kopf oben und die Füße unten gegen die Bettstelle gedrückt, und dazu mit eingekrümmten Knieen. Er sagte mir, er sey an diese Lage schon gewöhnt; sie incommodire ihn nicht gern in seinem Bette zu, ohne sich einmal ausstrecken zu können. Er bemerkte, es gebe für ihn keine größere Wohlthat, als seine Glieder ordentlich ausrecken, bevor er einschlafe. Wohl bemerkt, Freund Swipes hatte schon den lieben langen Tag mit eingebogenen Beinen in der Diligence sitzen müssen.

Trotz dieser baumgereimten Nachtheile betrachtet Swipes seinen kleinen Menschen immer mit gebrimer Verachtung, die er unter der Maske gnädiger Herablassung nur schlecht verbirgt. Wenn er zufällig lesen sollte, was ich jetzt eben schreibe, so möge er von mir erfahren, daß ich, obgleich der Himmel mir eine kürzere Taille geschenkt hat, als ihm, doch in allen übrigen Dingen seiner werth zu seyn glaube und gar kein Gewicht auf seine komische Superiorität lege. Ich weiß, welcher er selbst von einer Art Orang-Utang nach übertroffen wird, der, wie man versichert, eine Höhe von sieben bis acht Fuß erreicht. Möge er wissen, daß er mir gegenüber nicht die Hände in die Seiten zu stemmen braucht, als ob sein langer Leib ihm große Rechte auf meine Ehrerbietung gäbe.

Ich habe in einer Zeit beim Vorbeigehen auch Witze lassen. Diese der Zahl der Beine bekannten sich zwei, die den Reisenden besonders lästig fielen. Sie waren in solchem Grade ausgestreckt, daß jeder Passagier davon zu leiden hatte. Einige unter uns, denen Rechte am meisten geschmälert waren, erinnern ihn Eigenthümer dieser Beine, er möge doch mit seine Lenguere Weise dauern Gebrauch machen. Er antwortete, daß ihre Petition war, so kaum sie auch sey doch sein Gesetz. Man wiederholte sie — immer keine Antwort. Es entspann sich nun eine lange Diskussion, in deren Verlaufe ein Epigramm nach dem anderen gegen dieses Bein-Gespann gerichtet wurde. Aber wie viel man ihm auch bedeuten mochte, es blieb taub und fühllos. Als endlich der Tag anbrach, und entdecken mir, daß die breitrichtischen Beine einem gigantischen Franzosen angehörten, der aus Unkenntniß unserer Sprache von allen unseren Bitten, Witzeleien und Drohungen kein Wort verstanden hatte.

Es ist ein interessanter Umstand, daß Individuen des einen Geschlechts, wenn sie von großer Statur sind, gewöhnlich kleinen Individuen vom anderen Geschlechte den Vorzug geben, und umgekehrt. Was mich betrifft, so sage ich meinen schönen Freundinnen, daß ihre perpendikulaire Größe mir ziemlich gleichgültig ist. Doch möchte ich nicht gern eine Lebens-Gefährtin haben, die mich mehrere Fuß überragte; denn so bereit wir auch sind, dem schönen Geschlechte in allen edleren Eigenschaften die Palme zu reichen, so wollen wir doch Sieten des Meiser doch seine physische Ueberlegenheit uns gefallen lassen. Dies erinnert mich an meinen Freund Savory, der Einer von jenen kleinen Menschen ist, die sich gern anseheuend wichtig machen. Eines Tages verreiste dieser Herr plötzlich, ohne daß man wußte, wohin, und kam nach einiger Zeit mit einer Ehegattin zurück, der deinahe noch einmal so groß war, als er. Sie hätte ihn bei der Taille fassen und wie eine Obyss-Figur auf den Ofen stellen können, und ich selbst hätte einmal, wie sie ihm drohte, sie werde ihn, mit Pachpapier umwickelt, an seine Mutter zurückschicken, wenn er nicht Besserung verspräche. Ich rathe also meinen bekannten und mitbekannten Freunden, wenn sie etwa von kleiner Statur sind, ja keine große Frauen zu nehmen, weil jede physische Betrachtung die ehelich Autorität schwächen muß.

(New-York Mirror.)

Mannigfaltiges.

— Belgische Revanche. Endlich haben die Belgier doch die Gebuld verloren! Jahre lang ließen sie sich's ruhig gefallen, daß die Französischen Schriftsteller aller Meinungs-Nüancen mit unbarmherzigem Spotte über sie herfielen und ihre Journale, ihre Pressen und ihre Literatur überhaupt — die sich freilich sammt und sonders von Französischem Nachdruck nährten — zum Gegenstande des Gelächters machten. Ja, sie gingen in ihrem sklavischen Gleichmuthe so weit, daß, was gegen Belgien und dessen Nachdruck geschimpft wurde, selbst wieder nachgedruckt, und es ist uns mehr als einmal vorgekommen, in einem zu Brüssel nachgedruckten Exemplar der Revue de Paris auch Bemerkungen, wie diese, wieder zu finden: „Es nichtswürdig wir hier auch das Belgische Gesindel machen mögen — wir sind doch überzeugt, daß die Hungerleider von Brüssel auch diesen Aufsatz und selbst die gegenwärtigen Zeilen wörtlich nachdrucken werden, weil sie nicht im Stande sind, der Ehre wegen etwas zu unternehmen, was ihnen vielleicht einige Sous einbringen kann.“ Juste Jamin war es vorbehalten, der die Züchtigung des Belgischen Nachdruckes einige Mal übernommen hatte, und er ist es dahier auch vornehmlich, den die jetzt in Belgien erschienenen beiden saiprischen Werke geißeln, die; doch auch gegen alle übrige Korypheen der heutigen Französischen Literatur gerichtet sind. Das Haupt-Werk ist das: Le Nain jaune ou Mélanges littéraires, critiques et satiriques, Voyages et aventures de M. Alfred Nicolas au royaume de Belgique, par Justin ***; es ist zum Theil in Prosa und zum Theil in Versen abgefaßt. Damit jedoch die Anfmerksamkeit des Publikums auf dieses etwas schwere Geschäft mehr gerichtet werde, hat der Verfasf, auch eine leichte Skizze anfstigen lassen, der er den Titel gab: Alfred Nicolas ou la littérature-monstre. Belgische Blätter geben Anzüge aus diesem in Versen abgefaßten Pamphlet und meinen, der ungenannte Verf. sey ein in Belgien sehr geachtete Autorität. In diesem Falle dürften die Franzosen schwerlich die Antwort darauf schuldig bleiben, und es wäre somit der Anfang zu einer neuen Barrachenwuth gemacht. Damit unsere Leser einen Begriff von der Weise, wie dieser Krieg geführt wird, erhalten, theilen wir hier einige Verse aus der Einleitung des „Alfred Nikolas“ mit:

. . . . „Oh! vraiment tout ne trouve en ce livre divin.
Voulez-vous du Hugo? voulez-vous du Janin?
Si vous voulez du Sand? . . . . Voulez-vous du Sue? . . . .
Prenez, Messieurs, prenez; la boutique et pourvue.
Il nous plaut tous les jours d'admirer de nouveau,
Des contes merveilleux et des drames charmans:
Interminable ondée, au loin noyant les rues,
Et que revient nous peiner en pensant des nues,
Tous ces fougueux faiseurs de lieres au robait,
Ces bons soleils errant sans pitié sur les toits,
Astres des derniers jours aux rayons blancs et ternes,
Meteores blafards et livides lanternes,
Qui, des coupables nuits protégeant les forfaits,
Pallument au instant pour n'éteindre a jamais.
Allons! prenez, Messieurs; votes donc ces ouvrages,
Si beaux de couverture, si fins et si jolis,
Eraf-Bulfi, Bug-Jargal et La Concarraska,
Pilli et Plak, Bleu, Blanc, Rouge, et cætera.
Oh! l'excellent moyen d'utiliser la pratique,
Que d'un tableau bizarre enseigner sa bontique!
Et que n'ai-je appelé sous Alfred Nicolas
Imprévisible - Boussadadalas!“ . . . .

— Gewandtheits-Spiele der Indier. Eine bis auf den Gürtel entblößte Frau nahm einen Bambus von zwanzig Fuß Länge, stellte ihn mit der Fußsohle auf einen harten Teppich, ohne irgend eine Stütze, mit erstaunenswürdiger Bebendigkeit an demselben empor. Dann stellte sie sich mit Einem Fuße auf die Spitze des Bambus, den sie im Gleichgewicht hielt. Sie trug einen Gefäß, an welchem ein hohles Stein befestigt war. Plötzlich gab sie ihrem Körper eine herumdrehende Bewegung, zwar mit solcher Präcision, daß die Spitze des Bambus in die Höhlung des Steins kam. In dieser Position drehte sie sich mit einer Schnelligkeit, die uns schwindeln machte, im Kreise herum; und während der ganzen Zeit schien es, als würde der Bambus durch eine übernatürliche Kraft stehend erhalten. Hierauf legte sie ihre Beine hinten über, so daß die Fersen die Schultern berührten, packte ihre Füße mit den Händen, und schwang sich so mehrere Male schnell herum, daß man die Umrisse ihres Körpers nicht mehr unterscheiden konnte und eine kreisende Kugel zu sehen glaubte. Endlich glitt sie an dem Bambus wieder hinab und schleuderte die Stange, ohne sich dabei der Hände zu bedienen, weit von sich. — Ein Mann von hohem Wuchse und athletischem Körperbau stellte sich hierauf, warf sich an den Boden, streute die Arme über der Brust und erhob sich langsam, den Kopf nach unten und die Füße in die Luft gestreckt. In dieser ganz unnatürlichen Stellung hielt er sich im Gleichgewichte. Man gab ihm alsdann eine Schale mit 16 kupfernen Kugeln in die Hände; er warf die Kugeln in die Luft und fing sie eine Menge verschiedener Figuren beschreiben, wobei alle in festhaltender Bewegung blieben und seine einzige an die Erde fiel. — Nach einiger Zeit näherte sich ein Mann von kleinerem und schlankerem Bau, kletterte an dem Körper des Ersteren hinauf und stellte sich auf die umgekehrten Füße seines Kameraden, der seinerseits auf dem Kopfe stehen blieb. Eine zweite Schale, die ebenfalls 16 Kupfer enthielt, wurde dem Kleineren zugereicht, der sie gleichfalls in die Luft warf, und 32 Kugeln in Bewegung kamen. Die im Strahl der untergebenden Sonne blitzenden Kugeln machten den Eindruck eines goldenen Regens. Als der Mann eben endlich alle seine Kugeln wieder aufgefangen hatte, sprang er an den Boden; und der Andere war auch gleich wieder auf seinen Beinen. Nach kurzer Rast stellte sich der Große so tief wie eine Bettstelle auseinander; sein Kamerad kletterte wieder an ihm hinauf, streckte die Beine in die Luft, und stützte mit dem Kopfe auf dem seines lebendigen Piedestals: jetzt also ruhte Kopf auf Kopf, wie kurz vorher Fuß auf Fuß! Beide hielten sich so lange an der Hand, bis sie ihres Gleichgewichts versichert waren; dann ließen sie einander los, und der vordere Darmann streckte die Arme aus, um das Publikum zu überzeugen, wie fest er sich hielt. Seine Beine standen sich den Zeit zu Zeit; der Rumpf aber hielt underwegelich. Auch in dieser Position wiederholten sie das interessante Kugelspiel. — Als dieses zu Ende war, nahm der Obermann eine Anzahl kleiner Cylinder von zwei Zoll Länge. Er stellte mehrere derselben auf seiner Nase über einander, so daß eine kleine Säule entstand, die über einen Fuß lang war. Tenn seiner verzweifelt schwierigen Position hielt er diese Säule im Gleichgewicht. Dann legte er eine vier Zoll lange platte Kupferbarre oben auf die Säule, einen Cylinder auf die Barre und eine Lanze auf den genannten Cylinder! Nachdem er dies ganz Gebäu eine Zeitlang im Gleichgewicht gehalten, nahm er Stück für Stück sänderlich wieder ab

(Oriental Annual.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Montag den 1. Februar 1836.

Italien.

Eine Skizze des Domes zu Mailand.

(Aus dem ungedruckten Tagebuche eines Preußen.)

Der Platz, auf welchem diese gigantische Masse liegt, ist leider sehr klein, nur gemächlich und nicht geeignet, den Total-Eindruck zu erhöhen, welchen der von Pracht und Reichthum in seiner äußeren und inneren Bauart strotzende Koloß hervorbringt. Ein Platz, wie der die Piazza d'armi, würde des Domes würdiger gewesen seyn. Die den Dom umgebenden Gebäude stehen demselben viel zu nahe und harmoniren durchaus nicht mit dem edlen, Achtung gebietenden Ansehen des ersteren. Selbst das Kaiserliche Schloß, die Residenz des Vice-Königs, welche an dem Domplatze liegt, sticht eben so unvortheilhaft gegen den Dom ab, als das elegante Kaffeehaus (welches an der Spitze der in den Platz hineintretenden Häuser-Ecke liegt) und ein diesem letzteren gegenüber befindliches langes Gebäude, dessen Front auf Arkaden ruht, unter denen man zu beiden Seiten eine Menge schöner Waaren ausgelegt findet. In diesem Gebäude befindet sich ein Theil der eleganesten Läden Mailands, unter denen die Galanterie-Waaren-Handlung von Manini einen hohen Rang einnimmt.

Der Dom erdrückt aber alle diese Umgebungen, und setzt halb setzt uns der Anblick dieser Ehrfurcht gebietenden, Staunen erregenden Masse durch die Eigenthümlichkeit ihrer Construction, durch den edlen Stil, in welchem sie gebauet, durch das Material, aus welchem sie gebauet, so mit durch die Masse von Bildhauer-Arbeiten, Statuen und Basreliefs, welche den Dom auf allen Seiten zieren und welche sämmtlich bis in das kleinste Detail vortrefflich gearbeitet sind, in eine so feierlich gehobene Stimmung, daß man nur dem Meisterwerke seine ganze Aufmerksamkeit widmen kann und die Umgebungen gänzlich vergißt.

Die Façade, das Dach, alle äußere Zierrathen, die Basilika (Hauptkirche) bestehen aus weißem Marmor, welcher am Lago maggiore gebrochen und auf dem Ticino und Naviglio grande nach Mailand geschafft werden ist. Die Ornamente, welche die Gothischen Spitzsäulen und Bogen zieren und die mit unzähligen Basreliefs, Statuen und Figuren, zum größten Theil in Lebensgröße, umkränzt sind, an denen man Kühnheit der Erfindung, so wie Eleganz und Geschmack der Arbeit gleich sehr bewundert, sind von demselben weißen Marmor gearbeitet, welcher in großen Platten auch das Dach, so wie die Säulen und die Wände der Kirche bildet; Jahrhunderte aber waren nach erforderlich, um das so hoch gestiegene zu vollenden.

Johann Galeazzo Visconti, Herzog von Mailand, wird als der Gründer des berühmten Domes genannt, und zwar legte er den Grund desselben am 15. März 1386 — auf der Stelle, wo die im Jahre 836 erbaute Metropolitan-Kirche S. Maria maggiore gestanden hatte —, zur Erfüllung eines der heiligen Jungfrau gethanen Gelübdes, um männliche Nachkommen zu erlangen, weshalb auch die Kirche jetzt — wie die einfache Ueberschrift des Haupt-Einganges anzeigt — „Marino Nascenti" genannt wird. Vor fünfthalb Jahrhunderten wurde also schon der Grund gelegt, und erst am 8. Juni 1805 bestrieten Napoleon die gänzliche Vollendung des bis dahin fortgeführten Baues, indem er dieser 5 Millionen Lire anwies, die jedoch nicht anderwärts, so daß 1819 Kaiser Franz ungefähr 12,000 Lire zum Bau des Domes beistimmte, an welchem jetzt noch immer,*) wenn auch nur an Nebensachen, gearbeitet wird.

Die Namen von 182 Baumeistern und Bildhauern kennt man, welche in dem Verlaufe von 430 Jahren an dem Bau des Domes Theil nahmen, und mit Stolz sieht der Deutsche unter diesen Namen auch die seiner Landsleute Ulrich von Ensslingen aus Ulm (1394), Antonius aus Köln (1399) und Pollat (Walter und Sohn) aus Wien (1803) neben denen eines Leonardo da Vinci (1510) und Giulio Romano (1541) ehrenvoll aufgezeichnet. Mit diesem Staunen betrachtet man sowohl das Pracht-Gebäude an sich, als auch die vortreffliche Ausführung seiner Details, und nicht ohne große Ehrfurcht kann man den Künstler bewundern, dessen Genie den Plan zu diesem Riesenwerke konzipirte; denn wenn auch Hunderte von Meistern an der Ausführung arbeiteten und hin und wieder, jedoch nur in Kleinigkeiten, die Durchführung ihrer eigenen Ideen sich erlaubten, so beweist doch der bewunderungswürdige Zusammenhang und die Harmonie, welche das Ganze beherrscht, daß die Idee desselben nur einem Geiste entwuchs, und nicht ohne Stolz hörten wir hier einen Deutschen Namen nennen. Man schreibt nämlich den ersten Plan einem Deutschen — Gamodia — zu; leider ist dies jedoch nicht völlig erwiesen, und man weiß nur, daß die ersten Baumeister, 1387, Marco von Campione und Simone von Orsenigo waren.

Der ursprüngliche Plan, „den Dom im Gothischen Stil zu erbauen", wurde bis 1567 beibehalten und der Bau auf Kosten der Mailänder fortgeführt, bis Karl Borromeo im gedachten Jahre die Leitung desselben dem Baumeister Pellegrino Pellegrini übertrug, welcher denselben im Griechischen Stil weiter führte. Ungeachtet hätten das Gemische von Gothischen und Griechischen Stil mißfiel, so daß Friedrich Borromeo hohe Preise für einen neuen und besseren Bauplan aussetzte, blieb man doch dabei, daß im Gothischen, bald im Griechischen Stile fortgebauet, bis man 1790 die in so monströser Disharmonie gebaute Façade, so wie mehrere andere Theile mit großen Kosten wieder niederriß und dann da ab das Ganze im Gothischen Stile vollendete, wobei sich die Baumeister Tagliorelli, Pollak, Zanoja, Amati und Pestagalli besonders verdient machten. An der Façade hat man jedoch die Thüren und Fenster im Griechischen Stil, wegen ihrer Schönheit, dem Abreißen im Jahre 1790 verschont, diese ganze Front aber auch nicht mit dem Ausbaue von Kunst ausgebaut, mit der Seitenbaue der Kirche.

Anfangs hatte man dem Dome an jedem Ende einen Thurm geben wollen, später sollte der Thurm (Campanile), welcher in Italien häufig gefunden, getrennt von der Kirche aufgebaut werden, man hat aber auch diese unterlassen, und so hat der Dom jetzt gar keinen eigentlichen Thurm. Indem aber eine Gothische durchbrochene Spitzsäule, welche sich auf dem Ost-Ende des Daches erhebt. Dagegen hat man zu beiden Seiten der Kathedrale zwei große mächtige Pfeiler angebracht, welche mit großer Eleganz gearbeitet und mit Cornichen und Statuen unter reichen Baldachinen, die in zartes Spitzwerk endigen, verziert sind. Ebenso sind die Bogen der langen hohen Fenster und die zwischen denselben hervortretenden Pfeiler mit einer Pracht von Ornamenten von à jour gehaltenen Statuen unter ähnlichen Baldachinen geschmückt.

Die Gestalt des Domes ist die eines Lateinischen Kreuzes, so daß das Innere eine Rotunde mit vier Flügeln bildet.

Mehrere breite Stufen von rothem Granit führen zu der Façade, in welcher 5 Thüren zu den 5 Schiffen im Innern der Kirche führen. Bewunderungswürdig schön sind die Basreliefs und Verzierungen der Façade, von denen das eine über dem Haupt-Eingange — die Schöpfung Eva's von Bismara — allein mit 33,000 Lire bezahlt worden ist. Die vortrefflich skulpirten Früchte, Vögel und Thiere ꝛc. bilden die Einfassung der Thüren; in gleicher Art sind auch die Sockel der Doppel-Pfeiler mit 52 Basreliefs geschmückt, und über 200 Statuen zählt man an der Façade allein.

Im Innern der Kirche, zu beiden Seiten des Haupt-Einganges, stehen zwei kolossale Säulen von rothem Granit aus Baveno, zwischen denen eine kurze Lateinische Inschrift über der Thüre verkündet: „daß durch Martin V. am 16. Oktober 1418 schon den Bau des Domes und der heilige Borromäus am 20. Oktober 1572 die Kirche selbst eingeweiht habe."

Unweit der Mittelthüre haben die Astronomen der Brera im Jahre 1786 auf dem dunkeln Marmor derselbenen, sehr schön ausgeriebenen Fußboden der Kirche die Meridian-Linie Mailands gezogen, um welche man in der Regel zur Mittagsstunde eine Menge Menschen versammelt sieht, welche schweigsam zur Erde blicken, die Augen auf die Mittags-Linie gehestet; denn zu den oft sehr verschiedenartigen Zwecken, welche die Gläubigen in den katholischen Kirchen zu verschiedenen Zeiten vereinigen, gehört hier auch der, an sonnenvollen Tagen im Dom seine Uhr nach der Sonne zu stellen, ohne sich die letztere durch eine kleine Oeffnung in der Mauer den Meridian beschaut.

Der lange Flügel des innern Kreuzes, welches die Kirche bildet, ist in seiner längsten Ausdehnung 422½' (oder 240 Mailänder Braccia) lang und 238½' (263 M. B.) breit, die kleine Seite des Kreuzes ist 370' lang und 130' breit.

Vier Reihen kolossaler, achteckiger Säulen (52 an der Zahl) theilen den Hauptflügel des Innern in 5 neben einander liegende Schiffe von beträchtlicher Größe, welche mit Gothischen Zierrathen bemalt, vom Fußboden an 195' hohe Bogen Gewölbe schließen. Diese 52 Säulen, mit schönen Kapitälen, mit Statuen unter Baldachinen ꝛc. geziert, sind daher von so bedeutender Höhe, daß sie ungeachtet ihrer resp. starken Durchmesser in den weiten Räumen doch ganz schlank erscheinen.*)

*) Das vor uns liegende Tagebuch wurde nach einer Reise in Italien im Jahr 1834 geschrieben.

*) Die 4 Pfeiler, welche die Kuppel schützen, sind noch bedeutend stärker als die übrigen.

Digitized by Google

Große Oelgemälde, jedoch von wenigem künstlerischem Werth, füllen den oberen Theil der Räume zwischen den Säulen, und an Festtagen werden an ersterer noch Teppiche von bunten seidenen Stoffen gehangen, welche bis zum Fußboden hinabreichen und das Innere der Kirche, in welchem an sich schon stets ein eigenthümliches Halbdunkel herrscht, sehr sorgfältig dekorirten. Hierzu kommt, daß die Laterne der mittleren Kuppel mit gelbem Glase gedeckt ist und das durch diese Schieben einfallende Licht alle Gegenstände, die es berührt, in einem goldfarbenen Schimmer erscheinen läßt, so daß das magische Licht ganz der feierlichen Stimmung anpaßend ist, in welcher man sich bei dem Eintritte in die weiten heiligen Hallen unwillkürlich versetzt sieht. Die kunstvolle Schöpfung, welche man um sich her erblickt, scheint nicht mehr das Werk von Menschen-Händen zu seyn und führt das Gemüth unmittelbar zum Schöpfer des Weltalls selbst.

— Tausende von Menschen verlieren sich in unbedeutende kleine Gruppen in diesen weiten Hallen der geheimnißvollen Grauen und seelenerhebende Gefühle erweckenden Tempels.

Dem Eingange zur Linken steht das Taufbecken in Form eines Tabernakels, in welchem eine Vase von Porphyr die Gebeine des heil. Dionysius enthält.

An den Wänden des Innern befinden sich mehrere Kapellen mit Altären, welche mit Monumenten, Statuen und Bildern geschmückt sind, unter denen die Kapelle der Familie Medicis eine besondere Aufmerksamkeit verdient, so wie in einer anderen das Kruzifix, welches der Herr Borromäus mit nackten Füßen während einer Prozession im Jahre 1576 trug, als Mailand von der Pest verheert wurde. An den Enden der beiden großen Seiten-Flügel des Chores erheben sich prachtvolle Altäre mit vier Bildsäulen geschmückt.

Der Haupt-Altar steht hinter den beiden Seiten-Flügeln auf einer Erhöhung, am Ende des Chores, in welchem die Sitze der Chor-Herren mit einer Menge von Basreliefs — Züge aus dem Leben verschiedener Heiligen vorstellend — geschmückt sind. Die kleine Tempel des Hochaltars erhebt sich 6 Klafter über dem Fußboden, getragen von vier Säulen und Statuen von gefälligem Eingeln mit den Paßions-Zeichen, in der Mitte die Bildsäule des Heilands, umgeben von den 12 Apostein, Alles von vergoldeter Bronze. Die Einfassung, welche den Chor von außen umgiebt, ist in zwei Theile getheilt, von denen der untere die Thüren und Fenster enthält, durch welche das Licht in die unterirdische Kapelle — la Scurolo — fällt.

Der obere Theil in Form einer Attika enthält eine Reihe von 17 vortrefflichen Basreliefs, die Lehren-Geschichte der Jungfrau und des Erlösers, so wie die Embleme der Mutter Gottes darstellend.

Hinter dem Hochaltare betrachtet man mit Erstaunen die drei großen Fenster von 70' Höhe und 30' Breite, deren gemalte auf höchst ingeniöse Weise zusammengestellte Glasscheiben die verschiedenen Scenen der heiligen Geschichte darstellen, nach Skizzen berühmter Meister, als z. B. Pellegrini, Leonardo da Vinci, Giulio Romano u. A. ausgeführt. Hier steht auch die berühmte Statue des heiligen Bartholomäus, ein Meisterwerk der Kunst. Der Heilige ist geschunden, seine Haut über die Schultern gelegt. Die Figur ist so wahr, so kräftig und so trefflich und anatomisch richtig gearbeitet, aber es ist doch ein gräßlich schöner Studium. — Unter den Statuen, welche diesen Theil der Kirche schmücken, verdienen noch die der heiligen Helena, des betleulen Lazarus, der Judith und des heiligen Petrus von Solari, so wie die Bavid's mit dem Haupte Goliath's von Bainon besonderer Erwähnung.

In den mittleren Theile des Domes unter der 222' hohen Kuppel sind zwei große Kanzeln von Bronze mit prachtvoll vergoldetem Basrelief, von denen die eine von den 4 Evangelisten, die andere von 4 Kirchenvätern, als Karbatiden, getragen wird. Unter der Kuppel ist im Fußboden, mit einer eisernen Balustrade umgeben, eine Oeffnung, durch welche man in die unterirdische Kapelle — Scurolo — und in die erleuchtete Krypte des heil. Borromäus sieht. Hinter der Kanzel zur Rechten steigt man nämlich eine Treppe hinab zu dem Scurolo — einer unterirdischen Kapelle, deren mit Ornamenten nach Pellegrini's Zeichnung in Stuck reich gezierten Gewölbe auf 8 Marmor-Säulen ruht — und gelangt von hier zu einer kleinen Kapelle, in welcher die Gebeine des heil. Borromäus in einem mit Edelsteinen prunkenden Sarge von Silber und Berg-Krystall auf dem Altare ruhen. Basreliefs von massivem Silber, das Leben des Heiligen darstellend, zieren das Innere der in Form eines Achteck gebauten Kapelle, deren Wände von 8 Karlatyden von massivem Silber getragen und mit reichen Stoffen von Gold und rother Seide bekleidet sind. Man schätzt den Werth dieser prachtvollen Kapelle auf 4 Millionen Franken.

Hinter der Kanzel zur Rechten führt eine Thüre zu einem unterirdischen Gange, welcher nach dem unmittelbar hinter dem Dome liegenden Erzbischöflichen Palast, so wie auf eine kleine Gasse geleitet. Ein Unwetter gerathener Thüre liegt eine zweite, durch welche man in die Sakristei tritt, in welcher der Kirchenschatz aufbewahrt und mit vieler Ostentation gezeigt wird. Derselbe ist auch wirklich nicht unbedeutend und enthält, außer einer großen Anzahl goldener und silberner mit Edelsteinen reich besetzter Kruzifixe, Kirche und Bari (Reliquien, welche den Gläubigen zum Kuß gereicht werden), mehrere reich gestickte Pallien (unter andern eine sehr künstlich mit Stroh gestickte) so wie die beiden Statuen des heil. Ambrosius und heil. Borromäus, in Lebensgröße, ganz aus getriegenem Silber, Mitra, Gewand und Krummstab mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt.

Alle diese Schätze, welche der Dom besitzt, brachten die Franzosen bei ihrem ersten Erscheinen in Mailand sehr in Versuchung, der erschöpfte Staats-Kasse der allein seligmachenden Republik durch diese frommen Besitzer wieder zu Kräften zu bringen; sie wagten es jedoch nicht, indem sie wohl merkten, daß dieser Raub die Italiäner auf immer zu ihren unversöhnlichsten Feinden gemacht haben würde, und begnügten sich daher mit der Wegnahme der im Jahr-de-Piété aufgehäuften Reichthümer, in dem dieser Raub den weltlichen Eigenthums nur Tausende kränkte, während der des Kirchengutes die ganze, damals noch sehr bigotte Nation aufgebracht haben würde.

Aller Schmuck und alle Pracht des inneren Domes läßt sich jedoch nicht mit dem des äußeren und vorzüglich des Daches vergleichen, indem letzteres dem ungeheuren Luxe mit einer phantastisch geordneten Stadt mit einem Walde von herrlichen Thürmen gleicht. Von dem rechten Flügel der inneren Kirche aus gelangt man gegen Erlegung von 5 Kreuzern, mittelst einer bequemen Treppe, auf dieses Wunderdach, auf dessen breiten Marmorplatten ein mit Gothischer, à jour gearbeiteter Balustrade umgebener Balkon rings um die ganze Kirche läuft, während mächtige Thore, mit einer unglaublichen Menge von Ornamenten gleichmäßig, sich eins nach dem andern über dem Haupte des Schauenden wölben und breite, im Freien sich erhebende leichte Marmortreppen von einer durch die verschiedene Höhe der 5 Schiffe gebildeten Stage des Daches zur anderen führen, deren jede mit seltsamen Spitzsäulen überragt ist, während einzelne Zinnen den Abfluß des Regenwassers befördern. Riesenhafte Gestalten, Kobolde, Schlangen und Drachen, Eidechsen und Drachen, so wie liebliche Engelsköpfe, ehrwürdige Priester und Propheten, Früchte, Blumen, Juseften, Schmetterlinge, Vögel und vierfüßige Thiere, Alles auf das vortrefflichste in Marmor von blendender Weiße gefertigt, oft bis feinsten Adrelen in Zucker gleich, bilden hier eine eigene neue Welt, an welcher man sich nicht satt sehen kann. Mit Strabesten, Statuen unter Baldachinen oder in Nischen ꝛc. geschmückte und auf der Spitze mit einer besonderen Statue gekrönte Spitzsäulen, deren Anzahl an 200 beträgt, bilden einen Marmorwald von riesenhafter Größe und Erhabenheit, welcher jedoch den Blick in die Weite nicht unterbricht, sondern vielmehr nur eine noch größere Mannigfaltigkeit bietet. Von hier aus übersieht man nicht blos das ganze weite Mailand mit seinen Palästen, Gärten und Kanälen, die jenseits gelegene Umgegend und einen großen Theil der Lombardischen Ebene, sondern erblickt bei heiterem Wetter auch die Städte Pavia, Bergamo, Brescia ꝛc., sowie die Alpen- und Apenninen-Ketten, und genießt demnach vom Dache des Domes einen Rundblick, welcher seinen ersegenden Kunst auch noch den eines der schönsten Panoramen Europa's.

Am Ost-Ende des Daches erhebt sich die Kuppel des Domes thurmartig, und hier führt die vorerwähnte Treppe, auf deren Stufen zur Bequemlichkeit für das Gedächtniß dessen, den Porrick als den wenigsten Reisenden bezeichnen würde, die Nummer jeder Stufe eingegraben ist, zu dem Dache, mit der höchsten Stufe aber auf einen Balkon, welcher die Plateforme des thurmartigen Gebäudes umgiebt. Von letzterer erhebt sich endlich, umgeben von 16 kleinen Spitzsäulen, von denen 8 auf ihrer Spitze mit vergoldeten Sternen, 8 mit Statuen, Engel darstellend — geschmückt sind, in höchst eigenthümlicher romantischer Form eine große Gothische Laternensäule, in welcher, völlig à jour gehalten, eine Treppe noch mit 44 Stufen zu einem höheren kleinen Balkon führt, welcher den Fuß der von hier noch weiter aufsteigenden Spitzsäule umgiebt, die auf ihrer äußersten Spitze (335' von der Erde) eine 14' hohe vergoldete Bildsäule der Jungfrau trägt.

Alle diese Herrlichkeiten*) mit einem Male zu entdecken und zu sehen, das muß sich ein Jeder, der herrlichen, wundervollen Domes Ansichten zu können, ist fast unmöglich, und nur täglich wiederholtes Besuchen und förmliches Studium setzte uns erst auch und noch in Kenntniß von den so unsichtbaren Details dieses Bewunderung und Entzücken erregenden Riesen-Gebäudes, an welchem ich mit ohne Ebsucht und Enzücken vorübergegangen bin und mit, ohne den Anschauen desselben den Augen einige Zeit zu widmen, die wie eine Stunde in dem erhebenden Heiligkeit des Innern zuzubringen, um die Eigenthümlichkeit des Prachtwerkes möglichst genau aufzufassen und durch den wohlthuenden Eindruck, welchen dasselbe auf Geist und Gemüth hervorbringt, mich wahrhaft zu erbauen.

England.

Arago's Lobrede auf Thomas Young.

(Fortsetzung.)

Das Wort Hieroglyphe, nicht sowohl in seiner metaphorischen, als vielmehr in seiner eigentlichen Bedeutung betrachtet, bringt uns auf ein Gebiet, welches schon der Lummelplatz vieler heftiger Kämpfe gewesen ist. — Die Erklärung der Aegyptischen Hieroglyphen ist eine der schönsten Entdeckungen unserer Jahrhunderte.

Man hat zwei Arten von Schrift-Systeme erfunden; das eine, das sogenannte hieroglyphische System, ward von den Chinesen angewandt; das zweite, das jetzt bei allen Völkern gebräuchlich ist, führt den Namen alphabetisches oder phonetisches System.

Die Chinesen haben keine eigentliche Buchstaben. Die Zeichen, deren sie sich zum Schreiben bedienen, sind wahrhafte Hieroglyphen; sie stellen nicht Laute, nicht Articulationen, sondern Begriffe dar. So wird Haus mittelst eines einzigen und besonderen Zeichens aufgezeichnet, welches, selbst wenn die Chinesen in der gesprochenen Sprache durch vier Laute, das sind bei der jetzt gebräuchlichen gänzlich verschieden wäre, ein Haus bezeichnen wollten, sich nicht ändern würde. Eben so dies Resultat in Ertlaunen? Man denke an unsere Ziffern, die ebenfalls Hieroglyphen sind. Die Einheit, sieben Mal zu sich selbst hinzugefügt, wird überall, in Frankreich, England, Spanien u. s. w., mittelst zweier vertikal über einander gesetzter und sich in einem einzigen Punkte berührender Kreise aufgezeichnet; aber dieses ideographische Zeichen spricht der Franzose heut, der Engländer eight, der Spanier ocho aus. Jedermann weiß, daß es mit den zusammengesetzten Zahlen derselbe Fall ist. So würde Jeder, um dies nur beiläufig zu erwähnen, wenn die Chinesischen ideographischen Zeichen, wie

*) Man zählt allein an 4400 Statuen, welche sich im Innern und Aeußern des Domes befinden.

Digitized by Google

die Arabischen Ziffern, allgemein angenommen wären, in seiner eigenen Sprache die Werke, welche man ihm darbiete, lesen, ohne ein einziges Wort der Sprache, die von den Verfassern, die jene Werke geschrieben haben wüßten, kennen zu brauchen.

Dies ist mit den alphabetischen Schriften nicht der Fall. Nachdem
Der, welcher die sinnreiche Kunst erfunden,
Das Wort zu malen und zum Auge zu sprechen,

die Hauptbemerkung gemacht hatte, daß alle Wörter der reichsten gesprochenen Sprache aus einer sehr beschränkten Anzahl von Lauten oder Elementar-Artikulationen bestehen, so erfand er zur Darstellung derselben vierundzwanzig die dreißig Zeichen oder Buchstaben. Vermittelst dieser verschieden zusammengestellten Zeichen konnte er jedes Wort, welches das Ohr traf, schreiben, ohne selbst seine Bedeutung zu kennen.

Die Chinesische oder Hieroglyphenschrift scheint die Kindheit der Kunst zu seyn. Es ist jedoch nicht wahr, wie man ehedem sagte, daß, um sie lesen zu lernen, in China selbst das lange Leben eines fleißigen Mandarins erforderlich wäre. Hatte Arnulat, selben Namen sich nicht ausforschen können, ohne an der schweren Aufgabe zu erlahmen, den die Wißbegierden durch seinen Tod erlitten haben, theils durch seine eigene Erfahrung, theils durch die ausgezeichneten Schüler, welche er alle Jahre durch seine Vorlesungen bildete, nicht dargethan, daß man das Chinesische wie jede andere Sprache erlernt? Auch ist es ferner nicht wahr, wie man anfänglich glaubte, daß die hieroglyphischen Zeichen sich nur zum Niederschreiben gewöhnlicher Begriffe eignen ließen; einiger Stellen des Romans Yu-kiao-li oder die beiden Basen würden zu dem Beweise hinreichen, daß die feinsten, spitzfindigsten Abstractionen für die Chinesische Schrift nicht unfaßbar sind. Der Hauptfehler dieser Schrift würde darin bestehen, daß sie kein Mittel hat, neue Namen auszudrücken. Ein Gelehrter, der Abhandlungen über Malerey geschrieben haben, daß den 14. Juni 1800 die denkwürdigste Schlacht Frankreich von einer großen Gefahr befreite; aber er wüßte in kein hieroglyphisches Zeichen seinen Korrespondenten nicht zu berichten verstanden haben, daß die Ebene, wo dieser ruhmvolle Ereignis stattfand, bei dem Dorfe Marengo lage, und daß der Fluß Bormida vorbeifließe. Ein Volk, bei welchem die Mittheilung der Eigennamen zwischen zwei Städten nur durch Absendung von Boten stattfinden könnte, würde, wie man sieht, auf den untersten Stufen der Bildung stehen; dieses ist jedoch bei dem Chinesischen Volke nicht der Fall. Die hieroglyphischen Zeichen umfassen wohl die Masse ihrer Schrift; aber manchmal sind sie unzureichend, wenn man einen Eigennamen schreiben will, nimmt man ihnen ihre ideographische Bedeutung, um sie zum Ausdrucke von Artikulationen und Lauten zu gebrauchen, am wirklichen Buchstaben daraus zu machen.

Dies Voraussgeschickte ist kein Horn-d'oeuvre. Die Fragen der Priorität, welche durch die Schrift-Methoden Aegyptens hervorgerufen worden sind, werden nicht leicht zu begreifen und zu erklären Seyn. Wir werden in der That in den Hieroglyphen des alten Volkes der Pharaonen alle Künste finden, deren sich die Chinesen jetzt bedienen.

Mehrere Stellen in Herodot, in Diodor von Sicilien und Klemens von Alexandrien haben gezeigt, daß die Aegypter sich zweier oder dreier Schriftarten bedienten, und daß wenigstens in einer derselben die symbolischen oder Begriffe darstellenden Zeichen eine große Rolle spielten. Horapollon hat uns die Bedeutung einer bestimmten Anzahl dieser Zeichen aufbewahrt; so weiß man, daß der Sperber die Seele bedeutete, der Ibis das Herz, die Taube (sonderbar genug) einen heftigen Menschen; die Fibel einen verständigen Menschen; die Zahl Sechzehn die Wollust; ein Reoch einen thörichten Menschen; die Ameise die Mingheit; eine Schleife die Liebe u. s. w.

Die so von Horapollon aufbewahrten Zeichen bilden nur einen sehr kleinen Theil der acht bis neun hundert Charaktere, welche man auf den Inschriften der Monumente zählt. Die Gelehrten, wie Champollion, Kircher, versuchten, ihr Zahl zu vermehren. Ihre Bemühungen brachten kein nützliches Ergebniß hervor, außer daß sie zeigten, welchen Verwirrungen die gelehrtesten Männer sich oft aussetzen, wenn sie sich bei der Untersuchung von Thatsachen über ungezügelten Phantasie überlassen. Aus Mangel an sichern Anzeichen über die Erklärung der Aegyptischen Schrift sind lange Zeit alle verschiedene Meinungen über solche Gegenstände, deren Geheimniß, als 1799 der Ingenieur-Offizier Pe. Bouffard in den Gräben, die er bei Rosette aufwerfen ließ, einen mit drei Zeilen von vollkommen verschiedenen Charakteren beschriebenen breiten Stein entdeckte. Eine dieser Zeilen war Griechisch. Trotz einiger Verstümmelungen gaben diese Kenntniß von einer Inschrift, die in Ansehung ihres Denkmals besonders hatten, daß diese Inschrift in drei Arten von Schrift-Charakteren darauf gezeichnet werden sollte, nämlich in heiligen oder hieroglyphisch-Aegyptischen Charakteren, in enchorischen oder gewöhnlichen Charakteren und in Griechischen Buchstaben. So stehen sich die Philologen durch ein unerwartetes Glück im Besitz eines Griechischen Textes, der seine Uebersetzung in Aegyptischer Sprache zur Seite hat, oder wenigstens einer Inschrift in den zwei Arten von Charakteren, die vor Alters an den Ufern des Nil gebräuchlich waren.

Dieser seitdem so berühmt gewordene Stein von Rosette, den He. Bouffard dem Institut von Kairo geschenkt hatte, wurde diesem gelehrten Körper in der Folge, wo sie Englischen Armee Aegypten räumte, genommen. Man sieht ihn jetzt in dem Museum zu London, wo er, wie Thomas Young sagt, als ein Denkmal der Britischen Tapferkeit dasteht. Alle Tapferkeit bei der Welt, hätte der berühmte Naturforscher, ohne zu viel Parteilichkeit hinzuzufügen können, daß dieses unschätzbare Monument in zwei Sprachen auch ein wenig die hohen Absichten, welche alle Umstände der denkwürdigen Expedition nach Aegypten geleitet hatten, so wie auch den unermüdlichen Eifer der berühmten Gelehrten, deren unter dem Kaiserlichen Scepter unternommene Arbeiten so viel zum Ruhme ihres Vaterlandes beigetragen haben, benutzte. Die Wichtigkeit der Inschrift von Rosette schätzen sie in der That so lebhaft, daß sie, um diesen kostbaren Schatz nicht dem unsicheren Zufalle einer Seereise anzuvertrauen, von Anfang an weltreisenden, ihn durch vielfache Zeichnungen, durch Kupferabdrücke, endlich durch Gyps- oder Schwefelabgüsse zu vervielfältigen. Man muß jedoch hinzufügen, daß die Archäologen aller Länder den Stein von Rosette zum ersten Male durch die Zeichnungen der Französischen Gelehrten kennen gelernt haben.

Einige der berühmtesten Mitglieder dieser Institute, Herr Silvestre de Sacy, benzat 1802 zuerst die Bahn, welche die in zwei Sprachen abgefaßte Inschrift den Untersuchungen der Philologen darbot. Er beschäftigte sich gleichwohl nur mit dem Aegyptischen Texte in gewöhnlichen Charakteren. Er entdeckte hier die Gruppen, welche verschiedene Eigennamen und ihre phonetische Natur darstellten. So hatten wir mgleinen nur einen der dritten Gruppen die Aegypter kursivischen, östlichen Buchstaben. Dieses wichtige Ergebniß fand keinen Widerspruch mehr, als ein Schwedischer Gelehrter, Herr Akerblad, die Arbeit unseres Landsmannes beroollständigte und mit einer Wahrscheinlichkeit, die an Gewißheit gränzte, die individuelle phonetische Bedeutung der verschiedenen in der Inschrift der Eigennamen, welche der Griechische Text zu erkennen gab, angenannten Charaktere nachgewiesen hatte.

Noch blieb der Theil der rein hieroglyphischen ohre dasür angenommenen Inschrift übrig. Dieser war unbestährt geblieben. Niemand hatte ihre Entzifferung zu versuchen gewagt.

Hier wurden wir Thomas Young anfänglich, wie mit einer Art von Inspiration, erfüllen sehen, daß in der Menge der auf dem Steine eingegrabenen Zeichen, welche theils ganze Thiere, theils phantastische Wesen, theils auch Werkzeuge und Kunstprodukte, oder geometrische Figuren darstellen, diejenigen Zeichen, welche in elliptischen Einrahmungen eingeschlossen sind, den Eigennamen der Griechischen Inschrift, besonders dem Namen Ptolemäus, dem einzigen, welcher in der hieroglyphischen Inschrift unverändert geblieben, entsprechen. Gleich darauf wird Young sagen, daß in dem besonderen Falle der Einrahmung oder Einfassung die Zeichen nicht sowohl Ideen, als Laute darstellen; endlich wird er durch eine unstädindliche und genaue Analysis eine individuelle Hieroglyphe jedem der Laute, welche das Ohr in dem Namen Ptolemäus auf dem Steine von Rosette und in dem Namen Berenice auf einem anderen Denkmale hört, zugewiesen haben.

Das sind, wenn ich mich nicht täusche, in Young's Unterschungen über die graphischen Systeme der Aegypter die drei Hauptpunkte. Niemand, sagt man, hatte sie vor dem gelehrten Englischen Naturforscher bemerkt, oder wenigstens nicht beschrieben. Dieß, obgleich allgemein angenommene Meinung Bewegungen hervorgebracht hat, will ich nicht leugnen. Es ist ganz gewiß, daß seit 1766 Herr de Guignes in einer gedruckten Abhandlung die Einfassungen der Aegyptischen Hieroglyphen, als alle Eigennamen einschließend, bezeichnet hatte. Jeder kann auch in derselben Arbeit die Beweise sehen, worauf sich dieser gelehrte Orientalist stützt, um die Meinung zu bestätigen, welche er über die nur phonetische Natur der Aegyptischen Hieroglyphen gefaßt hatte. Nicht daß also die Priorität nur bei einem einzigen Punkte: ihm gebührt der erste Versuch, welcher gemacht werden ist, um die Gruppen der Einfassungen in Buchstaben aufzulösen, um den Hieroglyphen, welche auf dem Steine von Rosette den Namen Ptolemäus bilden, einen phonetischen Werth beizulegen.

In dieser Untersuchung wird Young, wie sich erwarten läßt, neue Proben seines großen eindringenden Scharfsinns liefern: aber da er durch ein falsches System sich irre leiten ließ, werden seine Bemühungen seinen vollständigen Erfolg haben. So sieht er bisweilen den hieroglyphischen Zeichen einen einfach allegorischen Sinn bei; immer giebt er ihnen einen einfachen oder gar zweifachigen Werth, ohne sich zu kümmern, daß in dieser Mischung von verschiedenartigen Charakteren etwas Fremdartiges ist. Das von dem Doktor Young herausgegebene Wenschlist eines Alphabets enthält also Wahres und Falsches; aber das Falsche überwiegt und darin begeistalt, daß es unmöglich wird, die Bedeutung der Buchstaben, aus denen es besteht, auf andere Wörter, als auf die beiden Eigennamen, woraus man sie gezogen hat, anzuwenden. Das Wort unmöglich hat sich so selten auf der wissenschaftlichen Laufbahn Young's gefunden, daß man es sehr verschiedenen Ursachen zuschreiben kann. Ich will also sagen, daß Young selbst, seit der Zusammenstellung seines Alphabets, in einer Einfassung, die nicht Ptolemäus oder Berenice den Namen Arsinoe, da, wo sein berühmter Nebenbuhler mit vollkommener Evidenz seitdem das Wort Autokrator gezeigt hat, zu sehen glaubte; daß er in einer Gruppe, wo man Cäsar lesen muß, Cuergetes zu erkennen glaubte.

Die Arbeit Champollion's ist, was die Entdeckung des phonetischen Werthes der hieroglyphen anlangt, einfach, homogen und giebt zu keiner ungewöhnlich Veranlassung. Jedes Zeichen entspricht einem einfachen Vokale oder einem einfachen Konsonanten. Seine Bedeutung ist vollkürlich; jede phonetische Hieroglyphe ist das Bild eines physischen Gegenstandes, dessen Name in der Aegyptischen Sprache mit einem Vokale oder mit einem Konsonanten, der dasselbst ist werden soll, anfängt. Bis Champollion's nach dem Steine von Rosette und noch zwei bis drei andern Monumenten entwerfenem Alphabete kann man ganz verschiedene Inschriften lesen, z. B. den Namen Kleopatra auf dem Obelisk von Philä, der schon lange nach England gebracht ist, und worauf der Doktor Young selbst seinen Alphabete nicht lesen konnte. Von den Kampfen von Karnak ließ Champollion zweimal den Namen Alexander; auf dem Zodiakus von Dandorah einen Römischen Titel aus der Kaiserzeit, auf dem großen Gebäude, worauf der Zodiakus stand, die Namen und Benamen der Kaiser Augustus, Tiberius, Claudius, Nero, Domitian u. s. w. So zeigt sich, um es im Vorbeigehen zu erwähnen, die lange und lebhafte Unterschung über das Alter dieser Monumente auf der einen Seite als entschieden; auf der andern beständigt sich unwiderruflich, daß unter der Römischen Herrschaft die Hieroglyphen im Nil-Thale noch in vollem Gebrauche waren.

Wendet man das Alphabet, welches schon so viele unerwartete Resultate geliefert hat, entweder auf der großen Obelisken von Karnak, oder

Digitized by Google

auf andere Denkmäler an, welche auch als aus der Zeit der Pharaonen abstammend erkannt worden sind, so wird es uns die Namen mehrerer Könige dieses alten Geschlechtes und Namen von Aegyptischen Gottheiten, noch mehr, es wird uns Gelegenheit gegeben, Redetheile und Zeitwörter der Koptischen Sprache darstellen. Young täuschte sich alle, wenn er die phonetischen Hieroglyphen als eine neuere Erfindung betrachtete; wenn er ferner annahm, daß sie nur zum Schreiben der Eigennamen und selbst der ausländischen Eigennamen gedient hätten.

Herr de Guignes und hauptsächlich Herr Etienne Quatremère hingegen begründeten eine sehr wichtige Thatsache, welche durch das Lesen der Inschriften der Pharaonen durch unwiderstehliche Beweise bestätigt worden ist, indem sie die jetzige Koptische Sprache als die der alten Unterthanen des Sesostris bezeichneten. Da man die Thatsachen schon kennt, so beschränke ich mich darauf, durch einige kurze Beobachtungen die Folgerung, welche unvermeidlich daraus hervorzugehen scheint, zu bestätigen.

Die Untersuchungen über Priorität würden, selbst unter dem Einflusse nationaler Vorurtheile, niemals bitter werden, wenn nur irgend eine Regel feststände, wonach sie zu entscheiden wären; aber in gewissen Fällen ist die erste Idee Alles, in anderen bieten die ausschlüchsten Umstände die Hauptschwierigkeiten dar; übrigens scheint das Verdienst wenigst in der Auffassung einer Theorie, durch ihre Beweisführung bestätigen zu müssen. Man ersieht schon, wie viel Spielraum die Wahl des Gesichtspunktes der Willkür eröffnen muß, und wie viel Einfluß sie auf einen definitiven Schluß haben wird. Um dieser Schwierigkeit zu begegnen, suchte ich ein Beispiel auf, in welchem die Rollen der beiden auf die Erfindung Anspruch machenden Partien denen Champollion's und Young's gleich sind. Ich wählte das Beispiel, welches Herr de Meis uns neulich in Gunsten einer dieser Parteien vorteilhaft hat. Dieses Beispiel habe ich, selbst wenn ich für die hieroglyphische Frage die aus der Schrift des Herrn de Guignes entnommenen Aufschlüsse gänzlich bei Seite lasse, in den Interferenzen zu finden geglaubt.

Hoole hatte vor Young gesagt, daß die Lichtstrahlen interferiren, wie dieser Letztere der Champollion'schen Theorie, daß die Hieroglyphen hieroglyphen bisweilen phonetisch sind. Hoole bewies seine Hypothese nicht direkt; der Beweis der phonetischen, von Young mehreren Hieroglyphen beigelegten Bedeutungen würde sich nur auf das Lesen, welches nicht versucht worden ist, und nicht versucht werden konnte, das den fühlen können. Nur Mangel an Kenntniß der Zusammensetzung des weißen Lichtes hatte Hoole seinen genauen Begriff von der Natur der Interferenzen, wie Young feinerseits über einen vermeintlichen schädlichen oder diffiphädlichen Werth der Hieroglyphen sich täuschte. Young wird einstimmig als der Gründer der Interferenz-Theorie angesehen; aber so muß nach meiner Ansicht durch eine unvermeidliche Schlußfolge Champollion als der Gründer der Hieroglyphen-Kunde angesehen werden.

Ich bedauere, nicht selber an diese Vermittelung gedacht zu haben. Hätte Young bei seinem Leben zwischen der Entdeckung der Lehre von den Interferenzen, mit Beibehaltung der Hieroglyphen als Champollion, einerseits, und zwischen der Beibehaltung der Hieroglyphen mit Ueberlassung der gestrichenen optischen Theorie an Hoole andererseits, die Wahl gehabt, so zweifele ich nicht, daß er sich deutlich haben würde, die Ansprüche unseres berühmten Landsmannes anzuerkennen. Uebrigens würde ihm, was ihm Niemand bestreiten wird, doch das Recht gebliben seyn, in der Geschichte der merkwürdigen Entdeckungen in der Hieroglyphenschrift zu figuriren, eine Stelle, Sacali, Hoole und Wenn in der Geschichte des allgemeinen Gravitations-Gesetzes figuriren.

(Schluß folgt.)

Polen.

Einige Worte über den Zustand der Polnischen Literatur im Jahre 1835. *)

Obgleich die Ereignisse dem Fortschreiten der Polnischen Literatur in der letzten Zeit nicht günstig waren, ist doch das verflossene Jahr in dieser Beziehung reichhaltiger ausgefallen, als die drei frühreren. Im Jahre 1835 sind 180 Polnische Werke erschienen. Darunter giebt es viele, welche keinesweges als wahrer Reichthum der Literatur zu betrachten sind. Wer wollte indeß bestreiten, daß dieselben qualitativen und numerischen Verhältnisse auch bei den neuen Erscheinungen der Deutschen, Französchen und Englischen Literatur wahrzunehmen sind? Fast ein Drittel der im verflossenen Jahre gedruckten Polnischen Werke gehört der schönen Literatur an; der Rest umfaßt Unterhaltungen, Abhandlungen über theologische, medizinische und historische Gegenstände.

Warschau hat in Anstehung des Numerischen das Meiste zum Druck befördert; doch bestand es zur größten Hälfte aus Uebersetzungen ausländischen Werke. Krakau und Wilna stehen zwar, was die Zahl der gedruckten Werke betrifft, der erstgenannten Hauptstadt nach; sie überwiegen dieselbe jedoch in Anstehung der Gediegenheit und der Wichtigkeit der behandelten Gegenstände bei weitem; denn während Warschau mit den Uebersetzungen von Cooper's, Balzac's, Manzoni's und anderen Romanen das ganze Land zu überschwemmen droht, sind in Krakau und Wilna Werke erschienen, welche entweder den historischen Forschungen oder der Naturwissenschaft gewidmet sind.

*) Dem Ref. der nur die in Polen, in den ehemals Polnischen Provinzen, so wie in Rußland und Preußen erschienenen in Polnischer Sprache abgefaßten Werke kennt, dürfte nicht bevorgt werden, daß es auf die im Auslande und namentlich in Frankreich im Jahre 1835 gedruckten Polnischen Werke keine Rücksicht nimmt, indem solche außer dem Bereich seines Wissens liegen, und sie auch, wie bekannte wird, nur politischen Inhalts sind.

Von den in Wilna gedruckten Werken verdienen einer lobenden Erwähnung: 1) Die alte Geschichte der Lithauischen Nation; herausgegeben von Theodor Narbutt, einem rühmlichst bekannten Literator. **) 2) Die statistische Beschreibung der Stadt Wilna, von Michael Baliński. 3) Zwei Bruchstücke aus dem Reichthum der Polnischen Dialekte, von Klosius Osolinski. 4) Die wichtigsten Vorschriften der Homiletik, von dem Pfarrer Schindelis.

Von den in Krakau gedruckten Werken dürften folgende genannt werden: 1) Rathschläge für eine Frau, von Hippolyt Terlecki. 2) Die didaktischen Gesänge, von J. U. N.***) 3) Zeitze's Chronik, von A. Grodowski.

Die Warschauer Druckereien haben außer den oben erwähnten Romanen folgende Werke herausgegeben: 1) Die Landwirthschaft, von Ogrodowski. 2) Lyrische Gedichte, von Zaleski und Antoren. 3) Pan Wojciech (Herr Wojciech), das zwar mit der Jahreszahl 1836 bezeichnet ist, aber doch hier seinen Platz finden müssen, weil es noch vor dem Ausgange des verwichenen Jahres die Presse verlassen. In dem Herrn Wojciech (Adalbert) erblicken wir einen erfahrenen, nicht unwissenden Gewerkemann, welcher, nach zurückgelegter Reise im Auslande, seinen Kunstverwandten alles das erzählt, was er gesehen, und sie von dem Abergläuben und den Vorurtheilen, in denen sie, weil sie die Ursachen der Dinge nicht kennen, befangen sind, zurückzuführen sucht. Die populaire Sprache, die Wahl der vorgetragenen Gegenstände verdienen allgemeine Anerkennung, und dieses Buch kann viel Früchte tragen.

Im Großherzogthum Posen sind 10 Polnische Werke erschienen, deren drei der Landwirthschaft, eines der Theologie, einer der Geschichte gewidmet, die übrigen sind vermischten Inhalts sind. — In Breslau haben die Polnischen Pressen 7 Werke geliefert, von denen mehr als wichtigsten sind: 1) Zygmunt's III. Regierungsjahre, von J. U. N. 2) Dritte Auflage der Bandtkischen Geschichte Polens. 3) Byron's Manfred, übersetzt von Bonjanowski. — In Königsberg in Pr. sind 3 Werke erschienen, worunter das Polnisch-Deutsche Wörterbuch von Mrongowius das wichtigste ist. Unter den wenigen in St. Petersburg erschienenen Polnischen Werken zeichnet sich besonders aus: 1) Ein Geschenk des Sohnes seinen Weisen zurückgekehrten Vatere, bestimmt für eigene und seiner Freunde Söhne und Töchter, von Witwicki.***) 2) Die vergleichenden Gewichts- und Münz-Tabellen aller Länder, von Miaslaski.****) 3) Meine Erholungen, Gedichte in 2 Theilen.

Unter der Presse befinden sich: 1) Ku Warschau a) die Stenographie, von Krupelt; b) die Denkmäler der Slavischen Gesetzgebung, von Kuschareski. 2) Zu Posen a) Denkschriften (Memoiren) Pasta's; b) Block's landwirthschaftliche Mittheilungen. 3) Zu Petersburg: Kowalski's Reisen. —

Von den nicht geringen Zahl der Zeitschriften (nicht politischen Inhalts) verdienen erwähnt zu werden: 1) Kwartalnik Naukowy, ein wissenschaftliches Journal, das zu Krakau in vierteljährlich erscheinenden zwanglosen Heften herauskommt. Dieses Blatt zählt zu seinen Mitarbeitern die berühmtesten Namen der Polnischen Literatur und bemüht sich, nur wissenschaftliche Aufsätze aus dem Gebiete der Philosophie, der allgemeinen und Literatur-Geschichte zu liefern, mit Hinzufügung kurzer Anzeigen der im Auslande erschienenen Werke. 2) Tygodnik mniejetnosci, ein wissenschaftliches Blatt, der vaterländischen Literatur gewidmet. †) In Wilna: Poszukiwania naukowe: wissenschaftliche Forschungen in allen Zweigen der Literatur. Im Großherzogthum Posen erschienen: Przyjaciel ludu (Volksfreund). Dieses Blatt erfüllt die Grenze seiner Aufgabe, indem es dem Volke zu verbreiten. In Lemberg sind erschienen: 1) Swiesnek (der Lachenerreger) und 2) Rozmaitosiei (Mischellen). Von den 9 in Warschau herauskommenden Zeitschriften würde ich dem Blatte, welches der Technologie gewidmet ist (Tygodnik rolniczo-technologiczny), den Vorzug geben, weil die anderen, mit Ausschluß des Sylwan, mehr oder minder glücklichen Nachahmungen desselben sind. Dieses ist anzurathen: die theologische, auf dieses Jahr von dem Posener Domkapitel unter der Redaction des Domherrn v. Jakczynski angekündigte Zeitschrift: Archivum teologiczne (theologisches Archiv). Von den vorsüdlichen Almanachen verdienen rühmlichst erwähnt zu werden: 1) Zniez, herausgekommen in Wilna; 2) Jutrzenka, in Warschau erschienen.

I. C. Z.

Mannigfaltiges.

— Goethe's Faust. Wieder ist eine Uebersetzung dieser Himmels- und Erden-Tragödie erschienen, und zwar diesmal eine Französische. Die Franzosen besitzen jedoch erst vier verschiedene Uebersetzungen des Faust, während die Engländer bereits sieben, zum Theil in Prosa und zum Theil in Versen, aufzuweisen haben. Die neueste Französische ist von einem Hrn. Gérard, dessen Arbeit so eben bei der Wittwe Dondey-Dupré in Paris erschienen ist. Das Werk soll von denselben dichter noch gelobt worden, besteht in dem sehr negativen Lobe, daß sie nicht von so vielen Germanismen wimmele, wie die Uebersetzung des Herrn Fr. Stapfer.

*) Dieses Werk soll dem Plane des Verfassers gemäß aus 3 Theilen bestehen. Bis jetzt ist der erste erschienen und umfaßt die Lithauische Mythologie.

**) Wer erräth hier nicht den Verfasser? Nicht wahr?

***) Derselbe Verfasser hat schon früher ein sehr gelegenes Werk über die einheimische Bienenzucht geschrieben.

****) Herr Michael im Jahre 1809 — 1834 ein 5 Bände starkes Werk geschrieben unter dem Titel: Pan Podoszin (Herr Podoszin), worin das Muster des besten Landwirthes angestellt wird. Die anregende Schreibart, verbunden mit der Kunst, die trockensten landwirthschaftlichen Gegenstände anziehend vorzutragen, sind Vorzüge, die das Werk überaus schätzbar machen.

†) Was verstehen wir in der Polge einiger Ausdrücke zu geben gedenken.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Mittwoch den 3. Februar 1836.

Frankreich.

Was ist Wahrheit?

Philosophische Zweifel von Charles Nodier.

Als besten Führer und Leitstern auf den Bahnen des Gedankens habe ich immer noch das Etymologische in den Definitionen der Wörter und ihrer Anwendung auf Ideen erfunden; nur das ist falsch, was gewöhnlich ein Augenommenes oder eine Autorität nennt, und sonst nichts.

Die ursprüngliche Form eines Wortes ist der naive Ausdruck eines Gedankens, alt wie die Sprachen.

So zum Beispiel drängen sich alle Ideen, die über menschliche Weisheit kursiren, um etymologische Wurzeln zusammen, die sich auf den Begriff des Mittleren beziehen.

Die Griechen hatten den Ausdruck des Maaßes daraus gebildet; sie nannten die Weisheit μετρον (Maaß). Es war dies einer der Namen der Minerva.

Die Lateiner, sich von diesem Stammwort entfernend, haben es nichtsdestoweniger dem Sinne nach beibehalten. Mens bedeutet Verstand, die klare bewußte Vernunft, und mensura heißt Maaß. Nach einer anderen Stammform bedeutet modium ein Maaß, und modus die allgemein anerkannte Form der Dinge. Die beiden Gipfelpunkte menschlicher Weisheit gehörten in den Ressort dieser Wortform, die Bescheidenheit (modestia) im Aeußeren, und die Mäßigung (moderatio) im Verkehr mit Anderen. Die Prädikate, die wir dem Wissen ertheilen, sind: modeste und modéré. Die Ideen von medium (das Mittlere) und milieu geben die nämlichen Analogieen. Die Méditation, das forschende Sinnen, das Nachdenken, ist das Denken in seiner Eigenthümlichkeit und Wesenlichkeit als thätig in und aus sich selber; und die Médiation, die Vermittelung, ist das angelegentlichste Geschäft der Vernunft. Alle Operationen des Geistes und des Urtheils liegen in den beiden Ausdrücken: Mesure und moyen (Maaß und Mittel), und diese lassen sich wieder zusammenfassen in den Begriff des Milieu (des Mittleren). Die verständigen und sinnvollen unter den Menschen haben von jeher das Glück des Lebens einzig und allein in die Beschränkung und in das Mittelmaaß (modicité und médiocrité) gesetzt. Unsere alten Sänger haben sehr sinnig dem Königs Modus die Königin Ratio zur Frau; es ist dies eine der geistreichsten Mysthen des Wortes.

Das Absolute hat nur in den grossirbarsten Religionen eine Basis. Mit der Annahme, daß das Wissen vom Wahren der menschlichen Vernunft durch eine höhere zugekommen, hat der Mensch die Ohnmacht seiner Vernunft eingestanden und sich selber zum Bewußtsein gebracht. Das Dogma ist sein menschliches Wissen, und doch kann sich unbewußt selbst überflügeln sollte, ein völlig umgestaltetes werden müssen, was ohne eine totale Umgestaltung der ganzen Weltordnung gar nicht zu denken ist. Ein konkaves oder konvexes Glas verändert die Dimensionen der Gegenstände, ein in Facetten geschliffenes ihre Zahl, ein cylindrisches ihre Gestalt, zwei einander entgegengesetzte ihre Entfernung. Die eigenthümliche Organisation jedes Geschöpfes, jedes Menschengestandes, das Maaß des Mittels, durch welches sie der Gegenstände betrachtet, bringen genau den gleichen Effekt hervor. Was will das sagen? Es existirt kein Mensch auf Erden, dessen Vernunft-System, ohne daß es sich vielleicht davon Rechenschaft zu geben vermag, nicht dem nämlichen Einfluß gewisser Einflüsse, die als feste Bedingungen und Notwendigkeiten in ihm mächtig sind, unterworfen wäre. Jeder trägt sein Zauberglas in sich und urtheilt nach sich. Jeder hat somit das Bewußtsein, die Wahrheit auf seine Weise zu schauen, und Keiner steht vielleicht die Wahrheit wie der Andere. Und darum sage ich denn, alle diese sogenannten Wahrheiten sind relativ, ja, was noch mehr ist, finden bis zu individuellem herab, und wer nun noch Lust hat, seine Ansichten den Menschen aufzudringen und einzuimpfen, und zu glauben, sie triumphiren, wenn die Menschen sagen: „Es ist die Wahrheit", der mag es auf seine Gefahr thun. Wir wissen, das bloße Beifall der Menschen nichts weiter bekundet, als daß sie das Wahre ungefähr in denselben Kreisen, nicht aber, daß sie das nämliche Wahre sehen, was Jener zu sehen glaubt.

Alles dies ist nichts Neues, glücklicherweise! denn wär es etwas Neues, so wär es sicherlich absurd; nur das Absurde könnte neu seyn — obgleich hiermit keineswegs gesagt ist, daß nicht auch in den Alten und Bekannten viel mehr Falsches als Wahres enthalten seyn dürfte. Die Prätensionen des Neuen ist eine Eitelkeit — eine der vielen, wie denen wir gegenwärtig sind — das wußte man schon zu Salomo's Zeit;

*) Das heißt also: Sie weiß von nichts Absolutem, weil sie von nichts Absolutem weiß!

auf dem Grunde, weil er glaubt, seine Ansichten seyen die wahren, ist sonächt ein Narr, wenn es ihm an Macht gebricht, seinen Willen zu realisiren, und ein Tyrann, wenn er diese Macht gegen die Freiheit der Ueberzeugung Anderer zu gebrauchen versucht.

Was sucht der Atheist, der Gott leugnet? Das Wahre. Was sucht der Wilde, der seinen Fetisch anbetet? Das Wahre. Was will der experimentirende Politiker, der das Glück der Völker nur in einer blinden Unterwerfung unter die einmal bestehende Gewalt sieht? Was anders als das Wahre. Wonach strebt jede hitzige Partei, die für die Emancipation der Völker kämpft und die Freiheit nur in einer absoluten Schrankenlosigkeit findet? Nach dem Wahren. Ist nun in irgend einem unter allen den Genannten das Wahre? Ich glaube es nicht; weit ich glaube, daß das Allerringste, was die Menschen positiv wissen, dies ist, daß die Wahrheit ihnen nicht eignet, und daß, wenn sie ihnen eignete, sie eben nicht mehr Menschen wären. Aber! Ist gar nichts Wahres in alle dem Genannten? Das glaube ich eben so wenig; denn das Streben, der Trieb unseres Geistes ist, es immerfort zu suchen, und seine Bethätigung ist, die schimmernden Strahlen desselben unaufhörlich zu verspiegeln, ohne es doch ganz erreichen und auffassen zu können. — Das Falsche ist einzig und allein das Absolute, weil der Mensch einmal nicht zum absoluten Wahren gelangen kann. In allen Zwischen-Gliedern und Vermittelungs-Stufen ist Wahres und Falsches vermischt, und hierdurch eröffnet sich die Möglichkeit, die Einzahl der Strahlen, durch die wir nur dem Wahren, indem wir uns dem Centrum nähern, in Verbindung stehen, fort und fort zu vermehren. In diesem Mittelpunkt nun selbst wollen wir da das Wahre annehmen und sagen, da sey es? Ich denke nein; denn die Wahrheit ist in seiner eingelnen Bestimmung, wo wäre die Mannigfaltigkeit, daß sie in irgend einer jeyn möchte? Sie ist dieses Centrum ist der Punkt, in dem sich vereinigen von allen Punkten der Peripherie, von allen Extremen, die am Falschen festkleben, entfernt ist. Es ist also das eigentliche Allerheiligste der menschlichen Vernunft.

Ich habe gesagt: Falsch sey einzig und allein das Absolute. Wir gaun noch weiter, zu sagen, daß zu wissen Grade der Annäherung sich beim Fortschreiten lässt; denn auch ich muß ich nicht eingestehen, daß das absolute Wahrheit selber falsch seyn müsse, wenn sie nämlich in Verbindung und Beziehung mit unserer Organisation und unseren Ideen gedacht — obgleich dies Paradox schon vor mir gesagt und zehnmal besser als ich es je sagen könnte! Der Theil von der allgemeinen Wahrheit, den jetzt den uns erfaßt, bietet uns immer nur relative Wahrheiten dar. Eine Idee, (!) die in unseren Breiten für ganz wahr gelten kann, würde unter den Tropen oft nur eine Lüge seyn. Und doch giebt es nicht zwei Wahrheiten. Aber das Vermögen, das Wahre zu fassen, ist den Bedingungen unterworfen, denen wir selbst unterthan sind, und die, wenn uns das klare ungetrübte Licht der Wahrheit plötzlich überfluthen sollte, sie völlig umgestalten würden, was ohne eine totale Umgestaltung der ganzen Weltordnung gar nicht zu denken ist. Ein konkaves oder konvexes Glas verändert die Dimensionen der Gegenstände, ein in Facetten geschliffenes ihre Zahl, ein cylindrisches ihre Gestalt, zwei einander entgegengesetzte ihre Entfernung. Die eigenthümliche Organisation jedes Geschöpfes, jedes Menschengestandes, das Maaß des Mittels, durch welches sie der Gegenstände betrachtet, bringen genau den gleichen Effekt hervor. Was will das sagen? Es existirt kein Mensch auf Erden, dessen Vernunft-System, ohne daß es sich vielleicht davon Rechenschaft zu geben vermag, nicht dem nämlichen Einfluß gewisser Einflüsse, die als feste Bedingungen und Notwendigkeiten in ihm mächtig sind, unterworfen wäre. Jeder trägt sein Zauberglas in sich und urtheilt nach sich. Jeder hat somit das Bewußtseyn, die Wahrheit auf seine Weise zu schauen, und Keiner steht vielleicht die Wahrheit wie der Andere. Und darum sage ich denn, alle diese sogenannten Wahrheiten sind relativ, ja, was noch mehr ist, finden bis zu individuellem herab, und wer nun noch Lust hat, seine Ansichten den Menschen aufzudringen und einzuimpfen, und zu glauben, sie triumphiren, wenn die Menschen sagen: „Es ist die Wahrheit", der mag es auf seine Gefahr thun. Wir wissen, das bloße Beifall der Menschen nichts weiter bekundet, als daß sie das Wahre ungefähr in denselben Kreisen, nicht aber, daß sie das nämliche Wahre sehen, was Jener zu sehen glaubt.

Alles dies ist nichts Neues, glücklicherweise! denn wär es etwas Neues, so wär es sicherlich absurd; nur das Absurde könnte neu seyn — obgleich hiermit keineswegs gesagt ist, daß nicht auch in den Alten und Bekannten viel mehr Falsches als Wahres enthalten seyn dürfte. Die Prätensionen des Neuen ist eine Eitelkeit — eine der vielen, wie denen wir gegenwärtig sind — das wußte man schon zu Salomo's Zeit;

Digitized by Google

aber es ist sonderlich und gut, dasjenige, was dem Wahren mißgestens nahe kommt, fort und fort zu wiederholen. Die Alten stellten die Wahrheit auf dem Grunde einer Brunnens vor, eine herrliche Allegorie, weil man im Grunde eines Brunnens das Licht nur durch eine beschränkte gemeine begränzte Oeffnung erhält und somit nie von dem Theil des Horizonts zu urtheilen versucht wird, den man sieht. So erkennt also die Wahrheit selbst nur einen Theil des Wahren. Es ist dies das schönste unserer Vorurtheil.

Der tiefste und sinnreichste Geist der ersten Periode des 18ten Jahrhunderts, — wenn sich auch Manches über diese Aeußerung wenden sollte —, ist, meiner Meinung nach, Benavenuta Desperriers. In jener erhabenen Farce, die er das Cymbalum mundi betitelte, und die von den Wiegezahnen in die Klosse der gewöhnlichen Hauswurstiaden gesetzt wird, stellt er vor, daß Merkur den Menschen die Wahrheit, den Stein der Weisen, gezeigt, dann aber sich den Spaß gemacht hätte, ihn in der Arena zu Stand zu zerstoßen, um ihnen nun, als Lohn höchsten und edelsten Wetteifers eingebildet, die Stückchen wieder herausfinden und zu sammeln; wem es gelingt, die meisten dieser kostbaren Körnchen zusammenzulesen, der soll den Preis haben, die Palme der Weisheit. Eine Generation nach der andern strömt nun heran, Alles sucht, und Jeglicher erwischt ein Stückchen oder ein Paar, in der Regel noch mit Sand verunreinigt; Einer zeigt immer dem Andern den Fund, den er gethan, Einer immer stolzer und aufgeblähter als der Andere, streitet und zankt sich über die Größe und Schwere und den relativen Werth des Gewonnenen; die Klügsten und Pfiffigsten behaupten prahlerisch, sie haben den ganzen Stein, und verlachen sich die Bestrebungen und kindische Geschäftigkeit der Uebrigen; wenn sie Einer haben, gefingt es ihnen, sich einen Anhang, eine Partei zu bilden, eine Sekte zu stiften, jetzt glaubt die Menge auf's Wort und wirft Sand und Wahrheiten, die sie mühsam zusammengelesen, leichtsinnig und faul, in alle Lüfte. Das Ende vom Liede ist, daß keiner die Wahrheit hat und es Merkur selber schwer werden würde, sie wieder zusammenzufinden. Diese reizende Dichtung ist Desperriers in köstlichem Stil, mit dem Witze Lucian's ausgestattet, vereinigt mit diesem Verdienste noch jenes, was wir so selten in den Werken der Philosophen antreffen: sie ist so wahr, als eine menschliche Idee nur sein kann.

(Schluß folgt.)

England.

Arago's Lobrede auf Thomas Young.

(Schluß.)

Die Grünzen, die mir gesetzt sind, werden mir nicht einmal erlauben, die einfachen Titel der zahlreichen Schriften, welche der Doctor Young herausgegeben hat, anzuführen; jedoch würde die öffentliche Lektüre eines so reichen Verzeichnisses, ihn berühmt zu machen, hingereicht haben. Wer würde in der That nicht glauben, daß man die Arbeiten mehrerer Akademien und nicht einer einzigen Person zusammengetragen hätte, wenn man z. B. folgende Reihe von Titeln liest:

Abhandlung über die Hammerwerke.
Versuche über die Musik und die Malerei.
Untersuchungen über die Ursachen der Spinnen und das enzymologische System der Fabricius.
Ueber die Hauerthätigkeit der Bindengen.
Ueber die Akustik der Ohren.
Mathematische Theorie der Epizykeln.
Erzählung und Uebersetzung mehrerer Griechischen Inschriften.
Ueber die Mittel, das Zimmerwerk der Linienschiffe zu verstärken.
Ueber das Schlagen des Herzens und der Arterien in den Circulationsphänomenen.
Ueber die Reibung in den Achsen der Maschinen.
Theorie von Ebbe und Fluth.
Ueber die Druckkraftcylinder.
Ueber das gelbe Fieber.
Ueber die Berechnung der Ellipsen.
Versuche über die Grammatik u. s. w.

So zahlreiche, so entschiedene Werke schienen das ganze müheverlegte und zurückgezogene Leben eines jener Gelehrten zu erfordern, deren Kabinet sich zu vermindern anfängt und welche von ihrer frühesten Jugend sich von der übrigen Welt trennen, um sich gänzlich in die Einsamkeiten zu vergraben. Aber Thomas Young war, was man allgemein einen Weltmann zu nennen pflegt. Er besuchte fleißig die glänzendsten Gesellschaften Londons. Die Anmuth seines Geistes, die Feinheit seines Benehmens würden hinlänglich genügt haben, ihn dort auszuzeichnen; aber man denke sich diese zahlreichen Vereinigungen, in welchen sunfzig verschiedene Gegenstände in wenigen Minuten hinter einander berührt werden, und man wird begreifen, welchen Werth eine wahrhafte, lebendige Bibliothek haben muß, wo Jeder eine genaue und bestimmte Antwort über alle Arten von Fragen, die vorgelegt werden könnten, angedeutet sind.

Young hatte sich auch mit den Künsten beschäftigt; mehrere seiner Abhandlungen zeugen von den tiefen Kenntnissen, welche er frühzeitig in der Theorie der Musik erworben hatte; ich schweige über sein praktisches Talent, weil es nur zwei Instrumente sind, welche er nicht zu spielen gelernt hatte, und weil ich nicht sagen kann, welche es sind. Sein Geschmack in der Malerei entwickelte und verfeinerte sich während seines Aufenthaltes in Deutschland. Die kostbare Dresdener Sammlung beschäftigte ihn gänzlich; denn er strebte nicht nur nach dem leichten Verdienste, diesen oder jenen Malernamen diesem oder jenem Gemälde, ohne sich zu irren, anzuweisen. Die charakteristischen Fehler oder Eigenschaften der größten Meister, ihre häufigen Aenderungen in den Manieren, die materiellen Gegenstände, welche sie bearbeiteten, die Modifikationen, welche diese Gegenstände und die Farben in der Zeitfolge erfuhren, nahmen ihn nach und nach in Anspruch. Mit einem Worte, Young studirte in Sachsen die Malerei, wie er vorher die Sprachen in seinem eigenen Vaterlande studirt hatte, wie er später die Wissenschaften kultivierte. Uebrigens war Alles in seinen Augen ein Gegenstand des Nachdenkens und der Forschung. Die Universitäts-Freunde des berühmten Naturforschers erinnern sich eines überlichen Beispiels dieser Geistesrichtung. Sie erzählen, daß, als sie an dem Tage, wo er in Edinburg den ersten Tanz-Unterricht im Zimmer erhielt, in dem Zimmer traten, sie ihn mit dem Lineal und dem Zirkel bei der zoogsälitigsten Nachzeichnung der Kreuztouren, welche die beiden Tänzer durchlaufen, und bei den verschiedenen Verwollkommnungen, deren diese Figuren ihm empfänglich schienen, beschäftigt sanden.

Young nahm sorgfältig von der Lehre der Dinäter, deren Anhänger er damals noch war, die Meinung an, daß die gastigen Fähigkeiten der Kinder ursprünglich weit weniger unter sich verschieden sind, als man gewöhnlich voraussetzt. Jeder Mensch kann thun, was jeder Andere gethan hat, dies war seine Lieblings-Maxime geworden. Uebrigens entzog er sich niemals persönlich den Proben, denen man seine Maxime eine unterwerfen wollte. Als er zum ersten Male, in Begleitung des Enkels des Herrn Barclay, ein Pferd bestieg, sprang er sogleich folgende Reitkunst über eine hohe Barriere. Young wollte es ihm gleich thun, sie aber auf zehn Schritte weit herab. Ohne ein Wort zu sagen, redvd er sich wieder, machte einen zweiten Versuch und wurde abermals aus dem Sattel geboben, kam aber diesmal nicht über den Kopf des Pferdes, auf welchem er hangen blieb. Bei der dritten Probe gelang es dem jungen Schüler, nach seinen Lieblings-Grundsätze, das auszuführen, was man ihm eben vorgemacht hatte. Dieses Experiment wußte hier nur deshalb angeführt werden, weil es bald in Edinburg, dann zu Göttingen wiederholt und noch weiter, als man vielleicht glauben wird, vervollkommnet wurde. In einer dritter beiden Städte gezwungen Young, sich mit Fechten zu beschäftigen; mit einer Geläufigkeit in der Geschicklichkeit zu wetteifern. In der andern erwarb er sich, und immer in Folge einer Wette, in der Botsigkeitkunst eine außerordentliche Gewandtheit, die selbst von den vollendeten Künstlern, deren Hauptlonveri jeden Abend eine so zahlreiche Versammlung nach Feaneeni's Circus lockte, gewiß als ausgezeichnet anerkannt werden wäre. So thunen die Einigen, Jeglicher sich in Kenntnissen, Talenten und Fertigkeiten eine Neuen vorstellen, den schuchternen Newton, der (so sehr beherrschte ihn der Furcht, zu fallen) nur mit ausgebreiteten Armen und mit an beiden Wagenthüren festgeklammerten Händen fuhr, und auf der andern Seite seinen berühmten Nebenbuhler, der, auf zwei Pferden stehend, mit aller Sicherheit einen anerkannten Kunstreiters galloppirte.

Wenn in England ein Arzt sein Ansehen bei'm Publikum nicht verlieren will, so muß er sich der Beschäftigung mit jedet wissenschaftlichen oder literarischen Forschung, die der Heilkunst fremd zu seyn scheint, enthalten. Young brachte lange Zeit diesem Vorurtheile Opfer; seine Schriften erschienen unter dem Schleier der Anonymität. Zwar war dieser Schleier sehr durchsichtig; zwei zusammengestellte Buchstaben aus einem Lateinischen Denkspruche waren nach und nach, in einer bestimmten Ordnung, zu Unterschrift jeder Abhandlung; aber Young theilte allen seinen einheimischen und auswärtigen Freunden die drei Lateinischen Worte mit, ohne ihnen anzuempfehlen, gegen Jemand ein Geheimniß daraus zu machen. Wen konnte es übrigens entgehen, daß der berühmte Verfasser der Inaugural-Dissertation über die Theorie des Königlichen Societät für die auswärtige Korrespondenz war, daß er in den Amphitheatern des Königlichen Institutes einen Kursus der mathematischen Naturlehre las; daß er, mit Sir Humphry Davy verbunden, ein Journal der Wissenschaften u. s. w. herausgab. Und außerdem muß nicht verschwiegen werden, daß die Anonymität nur für die kleinern Schriften beobachtet wurde. Bei wichtigen Gelegenheiten machte der Eigenliebe des Verfassers die Interessen des Autors vergessen; so z. B. als 1807 die zwei Quartbände, jeder 8 bis 900 Seiten stark, erschienen, worin alle Zweige der Natur-Philosophie auf eine so originelle und tiefe Weise behandelt werden. Der volle Name Young's erschien hier die zum ersten Male, und es war eine ziemlich sichtliche Zigue auf dem Titel eines so kolossalen Werkes gewiß dahin anzuempfehlen.

Young hatte demnach als Praktiker niemals, weder in London, noch in Worthing wo er während der Zeit der Seebäder sich aufhielt, eine sehr ausgedehnte Kundschaft. Das Publikum sand ihn zu gelehrt! Man muß sogar auch zugeben, daß seine merkwürdigen Vorlesungen, z. B. diejenige, welche er im Hause der Königlichen Societät hielt, nicht immer wenig besucht wurden. Um dies zu erklären, hat man gesagt, daß seine Vorträge zu weitschweifig, zu erschöpfend waren; daß sie über die Fassungskraft der gewöhnlichen Fähigkeit hinausgingen! Könnte man aber nicht vielmehr diesen Mangel an Erfolg der wenig gebräuchlichen Freimüthigkeit zuschreiben, die den Doktor Young hindig, die unerhörten Schwierigkeiten zu bekennen, welche seine eigenen Schriften in den Studien der zahlreichen Störungen unserer gebrechlichen Maschine vorkommen?

Man urtheile, ob ein Fabuliste-Professor zu Paris vorzüglich in einer Zeit, wo Jeder schnell und leicht zum Ziele gelangen will, viele Zuhörer erhalten würde, wenn er mit folgenden Worten, die ich dem Kopf Young entlehne, seine Vorlesungen eröffnete: „Kein Wissenschaft ist so vernachlässigt, wie die medizinische. Sie überstreigt die Grenzen der menschlichen Erkenntniß. Die Medizinar, welche, ohne zu begreifen zu suchen, was sie sehen, bestig voranstellen, sind oft eben so weit vorgerückt, wie diejenigen, welche sich eitlerzeigen Beraisonnirungen überlassen, die auf Beobachtungen gestützt sind, in deren Anfolung jede Analogie schierbach ist." — Und wenn der Professor seinen Zuhörern noch hinzusügte: „Die Medizin ist eine Lotterie, bei welcher die Chancen desto besser, die zehn Loose desto günstiger sind, als die Chancen desto, der nur fünf Loose hat", — werden dann diejenigen Zuhörer, welche nicht schon bei der ersten Phrase davon gelaufen sind, wohl noch zenug sehn, sich durch große Auftergungen weder Loose, d. h. im Sinne Young's, mehr unheilsicher Krankheiten zu verschaffen?

Trotz seiner Kenntnisse, vielleicht gerade wegen ihres großen Umfanges, selbst dem Doktor Young alles Selbstvertrauen am Krankenbette. Hier stellten sich die traurigen Folgen, die etwa aus der Wirkung des besten Arzneimittels entstehen konnten, in Masse seinem Geiste dar; ihm

Digitized by Google

schienen die günstigsten Erwartungen unverkürzt zu sein und flößten ihm in eine, ohne Zweifel sehr natürliche, Unentschlossenheit, welche aber das Publikum immer von der schlimmen Seite nimmt. Dieselbe Schlichy, ermheit zeigt sich in allen Werken Young's, welche von der Medizin handeln. Bieser durch die Freimüthigkeit seiner wissenschaftlichen Ansichten in so hohem Grade ausgezeichnete Mann zählt hier nur einfache Thatsachen auf. Kaum schreint er von der Vorsichtigkeit seiner eigenen Sache übergangt, sey es, wenn er den berühmten Doktor Radcliffe angreift, dessen ganzes Gebeimniß bei der glänzendsten und glücklichsten Praxis, wie er selbst erklärte, darin bestanden hatte, die Mittel vertheilt zugwenden; sey es, wenn er den Doktor Brown bekämpft, der sich, wie er sagte, nach den offiziellen Urkunden einst nur wahrhaft bestimmten Aerzten anvertrauten Hospitals, in der unangenehmen Nothwendigkeit befunden hatte, anzuerkennen, daß im Allgemeinen die ihrem natürlichen Laufe überlassenen Fieber nicht so heftig und nicht so langwierig sind, als wenn man sie nach den besten Methoden behandelt.

Nachdem Young 1731 zum Sekretair des Längen-Büreaus ernannt worden war, gab er fast gänzlich die medizinische Praxis auf, um sich der ängstlichen Aufsicht des berühmten, unter dem Namen Nautical Almanac bekannten periodischen Werkes zu überlassen. Bald nach dieser Zeit gab das Jonenal des Königl. Instituts, alle Vierteljahre, zahlreiche Abhandlungen über die wichtigsten Probleme der Schiffskunst und der Astronomie heraus. Ein Band, welcher Erklärungen der Hadley'schen Mechanik der Luftzeer, eine gelehrte Abhandlung über Ebbe und Fluth, würden außerdem hinlänglich bezeugt haben, daß Young das Amt, das er eben angetreten hatte, nicht wie eine Sinekure betrachtete. Dieser Amt ward jedoch für ihn eine unerschöpfliche Quelle des Mißvergnügens. Das Nautical Almanac war bisher ein ausschließlich für den Seedienst bestimmtes Werk gewesen. Es verlangte nun, daß darnus ein vollständiges astronomisches Tagebuch gemacht werde. Da das Längen-Büreau, mit Recht oder mit Unrecht, sein lebhafter Theilnehmer an der vorgeschlagenen Neuderung geschienen, so sah es sich plötzlich dem heftigsten Angriffen blosgestellt. Die Journale aller Meinungen, Whigs und Tories, nahmen Partei. Young selbst, Mann sah in der Vereinigung von Männern, wie Bopy, Wollaston, Young, Herschel, Kater und Pond, nur noch ein Gemisch von Individuen, welche sich zitire wörtlich einem doktrischen Einflusse gehorchten; der ehedem so berühmte See-Almanach, sagte man, wäre für das Englische Volk ein Gegenstand der Schande geworden. Wenn man darin einen Irrthum finden hätte, wie z. B. darin in den etwas hündereichen Sammlungen, die nur Dissern enthalten, giebt und immer geben wird, so würde die Britische Marine, durch die ungenaue Ziffer getäuscht, von der kleinsten Schaluppe bis zum größten Dreimaster mit Mann und Maus in der Tiefe des Oceans versunken sein.

Man hat behauptet, daß Hauptleidenschaft dieser tollen Interessirungen nur nachdem sie verschrieen hatte, sich in's Längen-Büreau aufnehmen zu lassen, so viele wichtige Fehler im See-Almanach entdeckt hätte. Ich weiß nicht, ob die Thatsache richtig ist. Zu jedem Falle würde ihr wich nicht zum Echo der boshaften Kommentare, die er bekannt machte, beigegeben können. Ich darf jedoch nicht vergessen, daß seit achtzehn Jahren das Nautical Almanac Niemand mehr von welchem man hat sprechen wollen, einen großen Theil seines glänzenden Vermögens ehrenhaftig der Beförderung der Wissenschaften opfert. Dieser lobenswerthe Astronom hat das hinreicht, das zu entschuldigen ich mich nicht anmaße, begangen, die Wichtigkeit seiner Vorschläge durch ein Vergeßkommen zu mindern, oder gar was man hier ausdrücken muß, daß er nicht verausgesehen hatte, daß seine polemischen Sperbereien im Ernste genommen werden würden; daß er vergessen hatte, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern eine große Menge von Individuen giebt, welche, über ihre Nichtigkeit unrröthet, alle ärgerliche Gelegenheiten wie eine Beute ergreifen und unter der Maske des öffentlichen Wohls, wie heimlichen Groll, wie persönliche Rache befriedigen. Meisterer derjenigen ihrer Zeitgenossen werden, deren glücklichen Erfolge der Ruf laut verkündet hat. In Rom war derjenige, dem man anklagung, den Triumphator zu beschimpfen, doch wenigstens ein Sklave; zu London erwidern die berühmten Gelehrten von einem Mitglieder der Unterhauses solche grausame Verdächtigung. Ein schon durch seine Beredtheit bekannter Redner, der bisher nur auf Französische Protestationen seine Galle ausgegossen hatte, vergriff sich an den schönsten Namen Englands und bringt mit einem lächerlichen Ernste im versammelten Parlamente lindische Anklagen gegen sie vor. Minister, deren Beredsamkeit ganze Stunden lang über die Vorrechte eines versunkenen Fleckens sich ungestrengt hatte, sprechen kein einziges Wort zu Gunsten des Gemeingutes; endlich wird das Längen-Büreau ohne Widerstand unterdrückt. Zwei lassen den Tag darauf die Forderungen einer unzählbaren Marine ihre gebieterische Stimme erschallen, und der einer der Gelehrten, welchen man verstehen hatte, der bisherige Sekretair des Büreaus, mit einem Worte, der Doktor Young, sieht sich zu seinen ersten Beschäftigungen zurückversetzt. Plötzlich Aufschreibung! Wurde er Gelehrte dadurch weniger von seinen berühmten Kollegen getrennt? Hat der gesühlvolle Mensch dadurch weniger die edlen Früchte der menschlichen Erkenntniß von den Bettrieen des Volkes, wie Zucker, Pfeffer und Zimmet, nach Gutnern, Stiftungen und Pfennigen taxiren gelobt?

Young's Gesundheit, die schon etwas schwankend war, verfiel seit dieser traurigen Epoche mit einer in Schrecken schnelligkeit. Die geschicktesten Aerzte, die ihm beistanden, verloren bald alle Hoffnung. Er selbst fühlte das Bewußtsein seines nahen Todes und sah ihm mit einer bewundernswürdigen Ruhe entgegen. Bis zu seiner letzten Stunde beschäftigte er sich ohne Unterlaß mit einem Aegyptischen Wörterbuche, das damals unter der Presse war und das erst nach seinem Tode herausgegeben wurde. Als seine Kräfte ihm nicht mehr erlaubten, sich aufzurichten und die Feder zu führen, korrigierte er die Probebogen mit einem Bleistifte. Eine der letzten Handlungen seines Lebens war, daß er die Unterdrückung einer von Freunden Band mit Talent geschriebenen und gegen alle diejenigen, welche zum Untergange des Bürgen-Büreaus beigetragen hatten, gerichteten Broschüre verlange.

Young verschied, von einer Familie umgeben, die ihn anbetete, den 10. Mai 1829, kaum 56 Jahre alt. Die Sectieu zeigte, daß er eine verknöcherte Pulsader hatte.

Wenn ich nicht zu weit von dem Ziele, das mir gesetzt war, entfernt gehlieben bin; wenn ich besonders, wie ich es wünschte, die Wichtigkeit und Neuheit des bewundernswürdigen Gesetzes der Licht-Interferenzen habe herausteeten lassen, so ist Young setzt in unseren Augen einer der berühmtesten Gelehrten, auf welche England stolz sehn kann. Der Stil, der meinen Worten voraussetzt, steht auch schon die ersten Ehrenbezeugungen, die dem Urheber einer so schönen Entdeckung erwiesen worden sind. Diese Voraussetzung, ich sage es mit Bedauern, hat sich nicht bestätigt. Die Nachricht von Young's Tode machte in seinem Vaterlande sehr wenig Aufsehn. Die Thore von Westminster, die ehedem der berühmten Mitgliedschaft offen standen, sind von Manne von Genie, in der kein Barouet war, verschlossen geblieben. Im Dorfe Facebeerough, in der beschiedenen Gruft der Familie seiner Frau, sind die Ueberreste von Thomas Young beigesetzt worden. Die Gleichgültigkeit der Englischen Nation gegen Arbeiten, welche so viel für ihren Ruhm beitragen sollten, ist eine Seltenheit, deren Ursachen kennen zu lernen, man nenigstens sehn muß.

Ich werde ein Urtheil Dugaldstil und kein freimüthiger Historiker sein, wenn ich nicht gestände, daß Young das Geistes-Vermögen seiner Leser nicht genug schonte; daß die meisten Schriften, wofür die Wissenschaften ihm Dank schuldig sind, on einer gewissen Dunkelheit leiden. Doch hat der Vergeßschlaf, in welcher sie so lange gehlieben sind, nicht allein von dieser Schwäche abhängen können.

Die Neigung in Wissenschaften haben vor den Werken der Kunst und der Einbildungskraft einen Vortheil voraus, der oft bezeichnet worden ist. Die Wahrheiten, die sie enthalten, durchdringen die Jahrhunderte, ohne je von den Launen der Mode oder von den Verderbnissen des Geschmacks etwas zu leiden zu haben. Aber auf wie wenige Werthheiter kann man sich rechnen, sobald man die Zahl der Erfindungen übersieht! Als Nichelieu einen Schwarm jener Menschen, welche das Verdienst Anderer wüthend macht, gegen den großen Corneille hetzte, flüchten die Pariser unaufhörlich über die Nachstellungen des despotischen Kardinals und jauchzten dem Dichter Beifall zu. Diese Entschädigung ist dem Geometer, dem Astronomen, dem Naturforscher, welche die höchsten Geister der Universalitäten anregen, nicht zu Theil. Vor dreißig Jahren in ganz Europa übersteigen niemals die Zahl von acht bis zehn; man hält sie für ungerecht, gleichgültig, ja, sogar für eifersüchtig, und ich glaube, diese Verausetzung findet sich zuweilen bestätigt. Aber das Publikum, das ihnen so leicht auf's Wort glaubt, wird dabei um die Kenntniß so nützlicher Wahrheiten kommen, daß die genaue Uebereinstimmung des Vorrichtens der Nachtgleichen an das Gesetz der allgemeinen Schwere geknüpft hat; daß es Laplonge gelungen ist, die physische Ursache der Schwingung des Mondes zu erklären; daß seit den Forschungen von Laplace die beschleunigte Bewegung dieses Planeten an eine besondere Neuderung der Kreisform der Erde gebunden ist u. s. w. Wenn die mittelmäßigsten Journale den wissenschaftlichen Männern regelmäßig widmen, so erwerben sie sich auch über gewisse Meereien einen Einfluß, der oft traurig wird. So läßt sich, glaube ich, der Einfluß erklären, den die Edinburgh-Review einige Male ausgeübt hat.

Unter der Zahl der Mitarbeiter dieses berühmten Journals fand anfangs, in der ersten Reihe, ein junger Schriftsteller, dessen Namen's Entdeckungen eine allgemeine Bewunderung eingeflößt. Dieses natürliche, so gerechte Gefühl ließ ihn unglücklicherweise alles Lächerliche, Geistreiche und Fruchtbare, was die Lehre der Interferenz enthielt, verkennen. Der Urheber dieser Theorie hatte vielleicht nicht immer die Sorgfalt gehabt, seine Entdeckungen, Aussprüchen und Artikeln mit den gewöhnlichen höflichen Formen zu kleiden, welche übrigens keine gebieterische Pflicht wurden, als es sich um den unsterblichen Verfasser der Natur-Philosophie handelte. Die Strafe der Wiederverzeitung wurde ihm mit Wucher zurückgezahlt. Die Edinburgh-Review griff den Gelehrten, den Schriftsteller, den Geometer, den Experimentator mit einer Heftigkeit, mit Bosheiten an, die man selbst in öffentlichen Journalen oft beispiellos waren. Das Publikum ist gewöhnlich behutsam, wenn man mit ihm in einer so leidenschaftlichen Sprache spricht. Aber dieses Mal theilte es gleich von vorn herein die Meinungen des Journalisten, ohne daß man das Recht hatte, es der Unbedachtsamkeit zu zeihen. Der Journalist war in der That seiner von jenem unbändigen Freiheitsgefühle, welches den Engländer beseelt, würdig. Der Verfasser gute Abhandlungen, die von der Königl. Societät aufgenommen waren, zeugten von seinen mathematischen Kenntnissen und hatten ihm unter den Naturforschern, denen die Experimental-Physik Dank schuldig ist, einen ausgezeichneten Platz angewiesen. Der Londoner Geschäftsmann sah ihn schon als einen Mann gelobt, der, wie die Whigs des Unterhauses sahen in ihm den schoeffsinnigen Sprecher, welcher in den parlamentarischen Kämpfen ofe der glücklichste Gegner Canning's war, mit einem Worte, es war der wachherige Präsident des Oberhauses, es war der nachherige Lordkanzler. Henry Brougham*)

*) Da die Journale mir die Ehre angethan haben, sich manchmal mit den jährlichen Berichten des Wohlwollens und der Freundschaft, welcher sonst Mitglieder der Akademie, 1834, sowohl in Paris als in London, für mich beschäftigen, so scheinen hier zwei Worte zur Erklärung unumgänglich nothwendig. Diese Lobeserhebungen auf den Doktor Young ist in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften den 3. November 1834 gelesen worden; in dieser Zeit hatte ich noch niemals in einem persönlichen Verhältnisse mit dem Verfasser der Artikel in der Edinburgh-Review gestanden. Daher wurde jeder Vorwurf der Unbandbarkeit sachlich vorzuwerfen sein. Aber hätten sie nicht, wird man mir vielleicht sagen, in dem Augenblicke, wo die beste Kritik dem Dichter ungerecht, die Gelehrten dieser Polemik sang unterdrücken können? Ich konnte es wohl, und es kam mir selbst in den Sinn, es zu thun, aber ich verschwieg mich darauf. Ich hielte die strengsten Gesinnungen eines berühmten Freundes für ungerecht, als daß ich sie dichten sollte, er hielte sich befindet über meine Freimüthigkeit in einer Sache, wo

Digitized by Google

Was soll ich den ungerechten Urtheilen, die von solcher Höhe herabkommen, entgegensetzen? Ich weiß, welche Feigheit gemeine Geister aus dem Bewußtsein ihres Rechtes und aus der Gewißheit schöpfen, daß selbst oder soll die Wahrheit dennoch triumphiren wird. Aber die große Menge wird beständig von einem unserer Natur anklebenden Gedanken beherrscht, welchen Voltaire so ausdrückte:

„Sobald dem Schooß der Erd' ein armer Mensch gebiert,
Was nutzt ein Ruf, ein Name, den er nicht mehr hört!

Hören z. B. Galilei selbst nach seinem öffentlichen Widerrufe mit schwacher Stimme ausrufen: E pur si muove! (Und sie bewegt sich doch!) Suchet in diesen unsterblichen Worten keine Gedanken der Zwietracht! Sie sind der Ausdruck des grausamen Verdrusses, welchen der beraubte Greis empfand. Auch Young ergoß sich in der kleinen Schrift, welche er als Autwort auf die Edinburgh-Review herausgab, äußerst entmuthigt. Die Lebendigkeit, die Heftigkeit seiner Ausdrücke verdrängen schnell die Empfindung, die ihn niederdrückte. Uebrigens achtet ihn, wie bereits uns, es ist genug, ihn deutsch sich Gerechtigkeit, vollkommene Gerechtigkeit! Seit einigen Jahren steht die ganze Welt in ihm eine der vorzüglichsten Notabilitäten unserer Zeit. Von Frankreich (Young machte sich ein Vergnügen daraus, es selbst auszusprechen) von Frankreich ging das Signal dieser endlichen Anerkennung aus! Ich will noch hinzufügen, daß in der leichten Zeit, wo die Lehre der Interessen neuen Werth in England, wo auch der dem Festlande Proselyten gemacht hatte, Young in seiner eigenen Familie Jemand fand, der ihn verstand, und dessen Urtheile ihn hätten über die Geringschätzung des Publikums trösten müssen. Die ausgezeichnete Person, welche ich hier allen Nations forschern Europas als eine, der sie Dank schuldig sind, bezeichne, wird wohl unterscheiden, wenn ich sie nenne oder nicht.

Im Jahre 1816 machte ich mit meinem gelehrten Freunde Brn. Gay Lussac eine Reise nach England. Zeeuel hatte eben damals seine wissenschaftliche Laufbahn auf das glänzendste mit der Abhandlung über die Strahlenbrechung begonnen. Diese mit der Newton schen Theorie über das leicht unverrückbare Arbeit wurde natürlich der erste Gegenstand unserer Unterhaltung mit dem jungen Manne. Wir waren erstaunt über das häufigen Einwendungen, welche er unserm Lobe entgegensetzte, als er uns endlich erklärte, daß das Experiment, von welchem wir so viel Rühmens machten, seit 1807 in seinem Werke über Natur-Philosophie aufgezeichnet wäre. Diese Bekanntmachung schien uns nicht gegründet zu seyn. Sie machte die Unzufriedenheit unserer noch unbefriedigter. Thomas Young wohnte derselben mit bei, ohne scheinbar Theil daran zu nehmen: aber da wir wußten, daß die wahrhaft kindische Furcht, sie gelehrte Frauen zu gelten, daß die Furcht, mit dem lächerlichen Spottnamen „Blaustrumpf" bezeichnet zu werden, die Englischen Damen in Gegenwart Fremder sehr zurückhaltend macht, so sind unser Mangel an Erfahrung und uns auch erst in dem Augenblicke, wo Young uns sagte, daß er uns verstimmt von ihrem Platze entfernte. Wir gingen an, und bei ihrem Manne in Entschuldigungen zu verwickeln, als wir sie mit einem großen Quartanten unter dem Arme wieder hereintreten sahen. Es war der erste Band der Natur-Philosophie. Sie legte ihn auf den Tisch, schlug ihn, ohne ein Wort zu sagen, auf der sechsten Seite auf und zeigte uns mit dem Finger eine Figur, welche den kummlinige Weg der gebrochenen Strahlen, worüber wir uns streiten, theoretisch begründet war.

Man wird mir hoffentlich diese kleinen Einzelheiten nachsehen. Haben mich schon so viele Weisheit das Publikum daran gewöhnt, die Geringschätzung, die Ungerechtigkeit, die Verfolgung, das Elend, die die natürliche Neigung Gelehrten zu betrachten, welche ihre schlaflosen Nächte den Entwickelungen des menschlichen Geistes opfern? Vergessen wir also nicht, die Nuancirungen, die sich uns darbieten, zu bezeichnen. Wenn wir wünschen, daß die Jugend sich mit Eifer den gediegenen Arbeiten widmen soll, so soll uns die zeigen, daß große Entdeckungen mit einiger Ruhe und in einigem Glück verbunden seyn können. Laßt uns sagen, wenn es nöthig ist, daß den Geschichte der Wissenschaft manche Blätter reißen, die ihren Glanz verdunkeln; laßt uns die Ueberzeugung behalten, daß in den Kerkern der Inquisition eine freundliche Stimme dem Galilei jene sanften Worte zurief, welche die Nachwelt zu seinem Andenken aufbewahrte; daß die dicken Mauern der Bastille die öffentliche Meinung nicht abhielten, den gedungenen Mörder passiren zu lassen, daß das Wort, welches ihn in Fesseln schlug, einst einer seiner Ehrentitel seyn würde; daß Borelli, ehe er im Hospitale starb, in Rom manchmal einen Schweizer gegen die rauhe Witterung, ein wenig Stroh, um sein Haupt darauf auszuruhen, fand; daß endlich Kepler, der große Kepler, niemals die Qualen des Hungers empfand.

Ostindien.

Die Aghoris, Indische Trogloditen.
Von einem Britischen Offizier.

Im Jahre 1833 machte ich von meiner Station bei Dipia einen Ausflug nach dem berühmten Berge Abu oder Abuja, der in der kleinen Provinz Sirohi an der Gränze von Dschadpoor liegt. Ich wollte diesen abenteuerlichen Sitz der Dschaina, Sekte nicht besuchen — ein Gebäude, wovon ich weder Muße noch Neigung hatte, — sondern einige Distrikte mehr, die Land und die Kahris oder die Bauern des Gebirges kennen zu lernen. Ich nahm eben deßhalb keinen Begleiter mit, ein paar Indische Bediente ausgenommen.

Die Landschaft war imposant und prachtvoll, auch abgesehen von dem gewaltigen Berge, dessen breiter Rücken die Sage, welche ihn zu einem Götterstuhle macht, zu bestätigen scheint. Reihen von Kattus, die von der Blume Euphbiah, oder das weißen Hunderose durchwachsen sind, trennen die mit dem goldenen, herrlich duftenden Champa und mit lieblichen Blumen in reicher Mannigfaltigkeit emailirten Felder. Das dunkle Land der Urwälder vollendet den majestätischen Eindruck des Berges, und der Granatapfel, die Dattel, der Mango und die Tamarinde erwachsen und verschönern die Ebene. Das Landvolk dieser Gegend ist ein schöner Menschenschlag, obgleich ihnen der gebieterische Wuchs und die martialische Miene der echten Rabschputen fehlt. Sie sind roh, unwissend und arm; aber auch frei von vielen Lastern der Ueberverfeinerung.

Als ich einige der zahlreichen Höhlen am Fuße des Berges besuchte, überraschte mich plötzlich der Anblick eines Wesens, das ich, obgleich es menschliche Formen hatte, doch mit Mühe als einen Menschen erkannte. Es war ein langer und hagerer Mann, mit verwortenem, durch lange Vernachlässigung zottig gewordenen Bart- und Kopfhaar; seinen fast einsiedlichen Körper überzog eine wahre Kruste von Mist, Ruß und anderem Schmutze; aus seinen starren Augen blickte ein dämonische Wildheit, und seine ganze Physiognomie war grausenerregend. Dies leibhafte Gespenst flößte mir keinen viel geringeren Schrecken ein, als hätte ein Tiger vor mir gestanden.

Die gräßliche Erscheinung war ein Aghori oder Aghoraspanthi, einer von jenen zum Glücke nicht zahlreichen Rotten, die den Gott Mahadeo in seinen schrecklichsten Formen verehren und nicht blos Menschenfleisch fressen, sondern auch von Menschenfleisch sich nähren. Obgleich ihre strengen Bußungen sie in den Ruf seltener Frömmigkeit bringen, so werden die Aghori's doch, als Individuen, von den andern Sekten gemieden und verabscheut.

Obschon ich die Gegenwart des Aghori gern gemieden hätte, so blieb mir doch nichts ein als Furcht, Scheu und Neugier gemischtes Gefühl an meiner Stelle sich gebannt. Wir betrachteten uns eine Zeit lang, ohne ein Wort zu sprechen. Ich war in einen der finsteren Kumli's des Landes eingekühlt, und so mochte mein schrecklicher Gefährte mich anfangs für einen Hindu ansehen. Ich war der Erste, der das Schweigen brach. „Wer seyd Ihr?" fragte ich. Der Aghori deutete in die Höhe, und ich konnte nicht unterscheiden, ob er den Himmel oder den Berg meinte. Ich wiederholte meine Frage, und er murmelte etwas, der, wovon ich nichts verstehen konnte. Da unterbrach einer meiner Bedienten heraufkam, faßte sich ein Herz und folgte dem Scheusal in seine Grotte, wohin er mich durch Geberden einlud. Hier mußte ich schaudern, ein ganzer Haufe von Gebeinen, mit Büscheln von Haaren der Köpfe, die daran hingen, lag in dem Winkel der Grotte; ein Stück von dem Arme eines Hundes, dessen andere Hälfte der Aghori vermuthlich noch heute verspeist hatte, war in einem andern Winkel zu schauen. An dem Boden und den Wänden der Grotte flohte Unrath von jeder Sorte, und der Gestank war vielleicht noch entsetzlicher, als in der Behausung des Cyklopen Polyphem.

Der Aghori kauerte auf einem Haufen Erde oder verbarrikirten Unraths nieder, blickte mich an und fragte, ob ich nicht ein Fraukie sey? Ich bejahte dies. „Ihr seyd", sprach er in ziemlich geläufigem Tone, „an solch einen Ort und solche Gesellschaft nicht gewohnt. Ich bin ein Anderer der schrecklichen Gottheit Kali, die an Blut ihre Freude hat, Blut, das ich auch meine Luft nenne, es war mir längst so." Die letzte Bemerkung reizte meine Neugier; ich bat den Aghori, mir seine Geschichte zu erzählen, und endlich begann er, wie folgt:

„Ich bin aus einem edlen Geschlechte der Rathor's. Die Türken und Eure Landsleute haben uns mit Füßen getreten; allein wir sind Rathor's geblieben. Mein Großvater wurde von dem Fürsten von Nepaul erzogen. Das Leben ging an mir hin. Ich erschlief es zu behaupten. Der Sohn des Thakur's hatte Vorschläge zu einem Vergleiche gemacht; ich stellte mich an, als wär' ich damit zufrieden. Der Thakur lud mich zu einem Feste in sein Dorf, und ich wollte diese Gelegenheit benutzen und meinen Großvater rächen. Während man den Opiumtrank hinunterschlug, zog ich meinen Dolch und stieß ihn nieder — nicht den Thakur, sie meine Absicht war, sondern meinen Bruder, der sich zwischen uns warf, in die Kehle. Jetzt entspann sich ein allgemeines blutiges Gemetzel. Der Tod des Thakur's stachte meinen Rachedurst, als aber die That verübt war, bestieg ich ein Pferd und ritt in die Wüste, wo ich den wilden Ethik's mich anschloß. Unter diesen Räubern lernte ich das Morden erst recht schätzen und schaffte manchen zu Kali's Haldbank. Einst überreichen wir eine Schaar von Reitern. Ich erschlug den Ersten und erkannte ihn — als meinen Bruder, meinen einzigen, noch übrigen Bruder. Verstärkt über diese neue Unglück, überzeugte ich mich, daß die finstere Gottheit mich zu Einem ihrer Priester erkoren hatte, und wurde bermaßen ein Aghori. Ich mußte aber zu diesem Zwecke in das Gebirge gehen, unter Thieren zu leben und von derselben Speise mich zu nähren. Kein Band knüpft mich ferner an die Menschheit. Dies bewirkt mir, daß ich ein Erwählter bin. Ich bin stolz auf diese Auszeichnung. Kein Gefühl, keine Leidenschaft nagt an meinem Herzen. Der Abscheu, den ich bei Anderen erregt, ist mir willkommen; ich betrachte ihn als Menschheit; ich gehöre dem Himmel an. Kali sei! Ich bin ein Gott — ein Aghori!"

Die heftige Gemüthsbewegung, womit er sein Bekenntniß aussprach, übertrug mir auch schon allein, daß dieser Elende nicht in solchem Grade ohne alles menschliche Gefühl war, wie er mir und sich selbst gern überredet hätte.

Der Abergrunde der Sinnen hatte also dem Verbrecher selbst zu Ekel und stillt die Qualen des Gewissens dadurch, daß er den Verbrecher gänzlich zu entweichen sucht. (Ar. J.)

(ich bin davon fest überzeugt) die unendliche Kraft seines Geistes ihn nicht vor Irrthum schützen kann. Der Achtung, die ich gegen den edlen Charakter des Lord Brougham hege, ungeachtet ich jetzt diese Stelle in der Lobrede zur Feier seiner Ankunft machte, ohne sie zu ändern, ist nach meinem Sinne so deutlich, daß ich nichts weiter hinzufüge. Arago.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Zeitungs-Verzeichn.

№ 16. Berlin, Freitag den 5. Februar 1836.

Holland.

Admiral de Ruyter und Jean Bart.

Aus Eugène Sue's Geschichte der Französischen Marine.*)

Derjenige Theil der östlichen Küste Englands, welcher von der Seeseite an die Grafschaft Essex gränzt, erstreckt sich, in der Richtung von Süden nach Norden, von der Mündung der Themse, bis zu dem Orte, wo sich die Flüsse Stour und Orwel ins Meer ergießen, nahe bei jenen Ufern, welche man die Bänke von Harwich nennt.

Bei Ost-Norost- und Südostwinden gewähren die Bänke von Harwich einen sicheren Ankerplatz. Die Flotte der vereinigten Niederländischen Provinzen ankerte daselbst bei einer leichten Brise aus Südost am 30. Juli.

Die Escadre stand unter den Befehlen Michael Adrian de Ruyter's, Groß-Admirals im Dienste der General-Staaten, und war aus 75 Kriegsschiffen und 11 Brandern zusammengesetzt.

Die feindlichen Flotten lagen ungefähr zwanzig Meilen aus einander und erwarteten nur einen günstigen Augenblick, um sich eine neue Schlacht zu liefern.

Eine leichte Kühle wehte von Südosten her, und die Flotte der vereinigten Provinzen lag, in drei Linien getheilt, in der schönsten Ordnung vor Anker. Im Centrum erhob sich, alle andere Schiffe beherrschend, das Linienschiff von achtzig Kanonen, „die sieben Provinzen", an Bord desselben hatte de Ruyter seine Admiralsflagge aufgerichtet. Dieses Fahrzeug galt allgemein für das prächtigste in der holländischen Marine und verdiente diesen Ruf nicht nur durch seine Ueberlegenheit im Segeln, sondern auch wegen des großen Reichthums von Bildhauer-Arbeiten, womit man die fünf Stockwerke seines Hinterkastells geschmückt hatte. Obgleich dies Kastell selbst sich schon zu einer ungewöhnlichen Höhe erhob, wurde es doch noch von dreien, aus vergoldeter Bronze verfertigten Sternbildern überragt, so daß das Hackbord des Schiffes sich zu einer Höhe erhob, die mit zwei Dritttheil der Höhe des großen Mastes parallel stand. Aber dessenungeachtet, oder vielmehr gerade dieses ungeheuren Kastells wegen, gewährte dieses Schiff einen majestätischen Anblick; man konnte nicht ohne Bewunderung diese Masse von Holz und Eisen anschauen, die sich mit ein Riesenstamm aus der Fluth erhob.

Es war ungefähr um acht Uhr Morgens, als der Seibat, welcher auf der vorderen Schanze die Wache hatte, einen Logger auriefe, der mit ausgefetzten Segeln gerade auf das Admiral-Schiff losstenerte. „Franzosen, mit einer Botschaft des Gouverneurs von Calais!" antwortete man in ziemlich gutem Holländisch, während sich das leichte Fahrzeug dem Admiral-Schiffe immer mehr näherte. — „Legt an am Steuerbord!" rief der Soldat. Kaum war dieser Befehl gegeben, als der Logger seine Segel einzog und längs dem Falleep des großen Schiffes schoß; die emporgestreckten Masten des kleinen Fahrzeuges reichten nicht an die Verschanzungen des Admiral-Schiffes.

Ein Holländischer Offizier näherte sich dem Fallreep, stieg die Strickleiter hinab, und bald darauf betraten die Herren Cavoye, d'Harcourt und Coisilin das Verdeck der „Sieben Provinzen", überholt von dem jungen Jean Bart, der, erfahren in der seemännischen Gymnastik, ihnen in drei Sprüngen zuvorkam.

Der Anzug sowohl als die Gestalt unserer Edelleute hatten eine eben so nachtheilige als auf natürlichem Wege hervorgeführte Veränderung erlitten, denn die hatten und unerbittlichen Wellen hatten sie, während sie in einem kleinen Fahrzeuge den Kanal passirten, auf eine furchtbare Weise durchgeschüttelt. Die Gesichter dieser sterwilligen Seeleute waren bleich und niedergeschlagen; ihre Perrücken, ihre Federn und Bänder triefen von Wasser, und obgleich die Sonne schon ziemlich warm schien, zitterten sie doch vor Kälte.

Der Holländische Offizier, welcher der Französischen Sprache mächtig war, empfing die drei Herren, und sobald er erfuhr, daß sie eine Botschaft von Seiten des Grafen Eharoft zu überbringen hatten, schickte er sich an, sie zu de Ruyter zu führen und sie in das oberste Stockwerk, wo der Admiral wohnte, zu geleiten.

Jean Bart, beide Hände in den Taschen seiner weiten Flamändischen Beinkleider, prüfte mit Bewunderung die Takrung des Schiffes; als er aber hörte, wie der Holländische Offizier die Edelleute ersuchte, ihm zu folgen, drängte er sich diesen ohne Umstände vor, stellte sich nahe vor den Offizier, und, die Hand an seine wollene Mütze legend, sagte er: „Ich bin es, mein Herr, den Sie zum Admiral zu führen haben."

*) Vgl. Nr. 11. des Magazins vom J. 1836.

„Was will der junge Mann?" fragte der Offizier, nicht wenig erstaunt, daß der kleine Seemann sich den drei Edelleuten vordrängte. — „Ich will den Admiral sehen und ihm meine drei Passagiere überliefern, denn ich bin der Capitain jenes Loggers!" entgegnete Jean Bart mit jenem ruhigen und entschlossenen Ton, der ihm eigen war. — Der erstaunte Offizier sah ihn an, ohne ein Wort zu sagen. „Sie dürfen ihm unbedingt Glauben schenken, mein Herr!" sagte Cavoye; „er ist in Wahrheit unser Capitain, und überdies ein braver Seemann . . . wer, bei Gott! man soll mich nicht wieder dahin bringen, auf eine solche Weise zu segeln; — es ist eine wahre Hölle in einem so kleinen Fahrzeuge, — seit der Abfahrt von St. Paul sind wir nicht aus dem fortwährenden Serbade herausgekommen; — aber der Wahrheit die Ehre, der Kleine hat uns mit geschlossenen Augen hierher gebracht, ganz wie er es vorhergesagt hatte, und auf mein Wort, obgleich er noch sehr jung ist, ist er doch ein gewandter Steuermann. Thun Sie immer, was er verlangt, mein Herr, es ist Alles in Ordnung."

Der Holländer maß Jean Bart mit einem Blick des Erstaunens und sagte dann mit frötzlichem Tone: „So folgen Sie mir denn, Herr Capitain!"

Und Jean Bart, beide Hände wieder in die Tasche steckend, folgte dem Offizier, seine Augen mit einer keineswegs Neugier einst ander werfend und auch die geringfügigsten Gegenstände dieses schönen Schiffes. wo sie sich ihm darboten, sorgfältig prüfend. Als sie nahe an die Thüre gekommen waren, die in die Wohnung des Admirals führte, näherte sich Coisilin dem Holländischen Offizier und sagte zu ihm mit gedämpfter Stimme: „Aber, mein Herr, wäre es nicht schicklicher, bei dem Herrn Admiral de Ruyter anfzuzeigen, daß wir da sind, ehe wir eintreten?" Wir könnten uns während der Zeit anskleiden und mit Anstand vor Sr. Excellenz erscheinen."

„Meine Herren", sagte der Offizier lächelnd, „unser Admiral macht sich aus solchen Förmlichkeiten nichts. Das ist ein leutseliger Herr, zu dem der geringste seiner Matrosen ungehindert kommt, wenn er ihm etwas zu sagen hat. Was Ihre Garderobe betrifft, so wird der Admiral nicht die geringste Notiz davon nehmen, ich versichere Sie." Mit diesen Worten stieß der Holländer die Thüre auf, und die Franzosen traten in ein geräumiges Zimmer, das auf die einfachste Weise möblirt war. Das Getäfel war mit einer röthlichen Farbe bedeckt, in der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch, mit einer Decke von braunem Schaafleder, ohne Vergoldung, und denselben mehrere Stühle von Nußbaumholz. „Aha!" sagte der Offizier, „der Admiral beliebtigt sich ohne Zweifel, indem er seinen Lieblingen zu essen giebt. — seinen Hühnern", fügte er hinzu, als er das Erstaunen der Franzosen bemerkte, „da ist er . . . in dem Garten . . . zur Rechten."

In der That war ein ziemlich große Hühnerkäfich innerhalb eines der Fenster angebracht, und der Admiral warf das Korn, nachdem er es vorher sorgfältig gereinigt hatte, vier prächtigen Flamändischen Hühnern vor, deren gelb und schwarzes Gefieder wie Gold und Ebenholz glänzte.

Der Holländische Offizier hatte dem Admiral seine Meldung im ehrfurchtsvollsten Tone gemacht; dieser wandte sich um und näherte sich den Edelleuten. De Ruyter war damals ungefähr sechzig Jahre alt, seine Haare waren ganz weiß, und sein ebenfalls weißer Knebelbart, war nach Art und Weise der alten Seeleute in die Höhe gestutzt. Sein Wuchs war schwächlich, sein Gesicht breit, seine Stirn hoch, seine grauen Augen durchdringend, sein Teint gebräunt. Seit der Jugend, daß man in seiner Jugend ihm Gift beigebracht hatte, blieb in seinen Nerven ein leises Zittern zurück, das unausgesetzt seinen Körper in Bewegung erhielt. Seine Kleidung bestand aus einem langen Rocke von grobem schwarzen Tuche, der obrhalb der Hüften von einem ledernen Gürtel zusammengehalten wurde. Er begrüßte die Französischen Edelleute mit Wohlwollen, dann weilte sein Auge einen Moment auf Jean Bart, der ihn mit höchst naiver Bewunderung betrachtete.

„Herr Admiral", sagte der Offizier, „diese Französischen Herren sind die Ueberbringer einer Botschaft von Seiten des Herrn Gouverneurs zu Calais, und dieser junge Seemann hat sie hierher geführt." Hierauf verbeugte sich Cavoye achtungsvoll vor dem Admiral und überreichte ihm die Depeschen des Herrn von Eharoft; de Ruyter begann sie zu lesen.

Seit einigen Minuten war in der ganzen Haltung Jean Bart's eine völlige Veränderung vorgegangen; er, noch vor kurzem so kühn, so sorglos, so sicher, ward plötzlich verlegen, er erröthete, der Schweiß trat ihm vor die Stirn, und wenn der sicherer Blick des Admirals ihn zufällig traf, senkte er seine Augen mit einer auffallenden Verlegenheit zu Boden.

Digitized by Google

Nur eine so eigenthümliche Organisation, wie die Jean Bart's, konnte zu einer so seltsamen Art der Bewunderung hingerissen werden, als er vor dem Menschen stand, der in seinen Augen wirklich groß war. Der natürliche und einschlossene junge Mann konnte, ohne sich zu verwirren, einem großen Herrn, wie Colbin oder Cavoye, dreist ins Gesicht sehen, aber er konnte die Ausdrücke seiner Hochachtung und Bewunderung nicht dämmen, als er sich einem Seemann wie der Ruyter gegenüber sah. Für ihn war der Ruyter das, was für den Hof der König ist, was Newton für den Gelehrten war.

Als der Admiral von den Briefschaften des Grafen von Ehereft Kenntniß genommen hatte, sagte er zu den Verletzten in ziemlich gutem Französisch, aber mit seltsam gezwungenem Tone, daß er sie, da sie es wünschten, einem Seegefecht würde beiwohnen lassen und sie bis dahin mit Vergnügen an seinem Bord sehen würde.

Cavoye, d'Harcouet und Coislin bezeigten ihm ihren Dank, Cavoye fügte hinzu: „Erlauben Sie mir, Herr Admiral, Ihr Interesse für den jungen Mann, der uns hierher gebracht hat, in Anspruch nehmen zu dürfen. Ich kenne ihn nicht wieder; noch vor kurzem war er traurig und verwegen, wie ein Page, und jetzt ist er ganz verwirrt." — „Er ist in der That ganz enthusiastig geworden", sagte d'Harcouet hinzu. — „Ganz perplex!" sagte Coislin.

Bei jedem Worte steigerte sich die Unruhe des armen Jean Bart, endlich wandte er sich mit Lebhaftigkeit an seine Passagiere und sagte mit funkelnden Augen: „Beim heiligen Kreuz! Ihr habt gesehen, daß ich in Euere Nähe auch nicht einen Augenblick engbrüstig oder perplex gewesen bin."

„So bin ich es, der Dir diese Furcht einflößt?" fragte de Ruyter mit wohlwollendem Tone. — „Ja, — nein — Admiral — Sie, — aber ich weiß, — es ist nur, —"

Und Jean Bart, mit feuchten Augen und glühendem Gesichte, verwirrte sich völlig und konnte die Sprache nicht wiederfinden; er warf sich zu den Füßen des Admirals und umfaßte seine Kniee.

„Nun, nun, beruhige Dich, mein Junge!" sagte der Admiral, etwas stolz auf den Eindruck, den er hervorgebracht hatte.

„Meine Herren", fuhr der Admiral fort, „man wird Sie in die Wohnung führen, welche ich Sie Sie bestimmt habe; um zwölf Uhr erwarte ich Sie zum Mittagessen; wenn Sie vorher etwas drüllesen sollten, wird mein Diener es Ihnen reichen."

Die Franzosen verbeugten sich, gingen hinaus und ließen Jean Bart mit seinem Idole allein.

Die erste heftige Gemüthsbewegung war vorüber. Jean Bart erhielt sein kaltes Blut wieder und zeigte sich ziemlich besonnen, als der Admiral ihn von neuem anredete.

„Nun, mein Junge, hast Du Dich jetzt beruhigt?" sagte de Ruyter. „Es kommt schon, Herr Admiral, es kommt schon. — Beim heiligen Kreuz! der erste Augenblick war schwer zu überstehen; denn ich, der weder Gott noch den König gesehen hat, bin bis heute noch nichts Erwürdigerem begegnet, als einem Seemann wie Sie, Herr Admiral."

Diese kunstlose und ungeheuchelte Bewunderung schmeichelte de Ruyter; er lächelte und sagte mit seinem herabstimmenden, aber heiligen Ernst, der einer der hervorstechendsten Züge seines Charakters war: „Nicht ich, mein Kind, Gott hat mich so gemacht, wie ich bin; auch gebe ich ihm alle diese Lobsprüche zurück, denn Gott würde mich verlassen, wenn ich die Eitelkeit hätte, zu glauben, ich wäre und vermöchte etwas ohne seinen Beistand. Du kommst also von Calais?"

„Ja, Herr Admiral; eigentlich von St. Paul, ganz nahe bei Calais."

„Und Du kommandirst den Logger?"

„O ja, Herr Admiral; das ist aber nicht schwer; ich bin schon 3ter in diese Gewässer gekommen; ich war auf einem Schmuggler, der bald zu Calais, bald an der Küste von Suffolk landete. Wir luden unsere Waaren immer in der Nähe von Pasitop-Bai ein."

„Und bist Du Niemandem begegnet, als Du hierher kamst? Hast Du kein Orlogschiff gesehen?"

Jean Bart antwortete nicht; er erröthete sehr, senkte sich hinter den Ohren, drehte seine Mütze zwischen den Händen und senkte den Kopf.

„Warum wirst Du roth?" sagte de Ruyter erstaunt, „bist Du ein Lügner?"

„Ein Lügner? Beim heiligen Kreuz! Glauben Sie das nicht von mir, Herr Admiral; aber die Sache verhält sich so: Man hatte mir zu Calais, auf Befehl des Herrn Gouverneurs, gesagt, daß es gefährlich sein möchte sich so weit zu wagen, wenn ich mich im Herbstegen von geraden Wege entfernte, so lange der Wind gut sey." —

„Nun?"

„Nun, Herr Admiral! Auf die Gefahr hin, gehangen zu werden, habe ich mich doch von meinem Cours entfernt, und anstatt von St. Paul geradewegs hierher zu steuern, habe ich, als ich mich gegenüber von Koningt-Deep befand . . . es that sich just im Nord-Ost eine leichte Klüfte auf . . . ich lavirte also nach der Kanal herein, der wie sehr wohl bekannt ist."

„Nun, und was hast Du gesehen?" rief de Ruyter mit Ungeduld; „hat man Dich nicht verfolgt?"

„Se war es, Herr Admiral! Da mein Logger mehr fliegt als segelt, dachte ich, wenn auch einer der Kreuzer an der Küste Jagd auf Dich machte, so hast Du doch die Höhe und leicht ihn aus dem Fahrwasser, da muß er doch wohl in Frieden lassen, denn eine Fregatte ist zu durstig, als daß sie sich mit dem Wasser begnügt, das auf den Bänken von Heap zu finden ist; deshalb segelte ich immer weiter, auf die Gefahr hin, zusammt den drei Feuerbunträgern, die ich hierher gebracht habe, genommen zu werden . . . ich wollte nun einmal etwas sehen und habe auch gesehen, denn als ich so weit vorgedrungen war, daß mir Colchester im Ost-Nord-Ost blieb . . ."

„Se weit warst Du vor? So weit?" unterbrach ihn de Ruyter lebhaft.

„Ja, Herr Admiral; aber weiter durfte ich nicht vordringen, denn alle Baken, Posten und Tonnen, welche das Fahrwasser bezeichnen, waren zerstört; ich hielt also an, und nahe bei Middle-Grounds sah ich zwölf bis funfzehn Fregatten, welche mit dem Lande signalisirten und dann ihre Segel aufgeiten . . . Ich drang indessen doch noch ein wenig vor und sah die Masten mehrerer Schiffe, welche mir vor Dunens-Boreugh zu ankern schienen. Da stehe ein Kreuzer Segel bei und machte Jagd auf mich; aber nahe bei Westcocks habe ich ihn aus den Augen verloren, und bin dann hier angekommen."

„Gut, sehr gut, mein Kind!" sagte de Ruyter und schlug dem jungen Manne auf die Schulter; „Deine Nachrichten sind sehr gut und lassen sich nicht bezweifeln, denn man kennt Vice-Admiral de Lieser überdacht hat. Du hast mir, in Wahrheit, einen sehr ersprießlichen Dienst geleistet. Kann ich etwas für Dich thun?"

„Beim heiligen Kreuz! Wenn ich dürfte, Herr Admiral, so würde ich fragen . . ."

„Nun, so rede!"

„Ich würde Sie bitten, Herr Admiral, meinem Herrn den Logger zurückzuschicken, der Louise zu St. Paul ist, und mich bei Ihrer Flotte zu behalten, so es nun als Aufwärter oder als was sonst!" sagte Jean Bart und hob die Hände flehend empor.

„Das will ich, mein Sohn", sagte de Ruyter, „recht gern will ich das. Du bleibst also auf meinem Schiffe, und ich werde den Logger durch einen Offizier Seelenstiefer, den ich den Engländern wieder abgenommen habe, zurückbringen lassen."

„Dank! Dank! Herr Admiral. Aber, da ist . . . ich habe einen alten Seemann bei mir, der mich nicht verläßt, der mir Vater war, — werden Sie den auch behalten?"

„Ich werde, mein Junge!"

„Herr Admiral!" sagte Jean Bart sehr bewegt, „ich weiß nicht, wie ich Ihnen sagen soll, was ich fühle; aber, beim heiligen Kreuz! Sie sind ein Seemann, wie der Ser-Fuchs, von dem mein armer Vater mir erzählt hat . . . Das ist Alles, was ich sagen kann; sehen Sie, Sie sind ein zweiter Ser-Fuchs."

Obgleich de Ruyter nicht völlig verstand, was in dieser Vergleichung Schmeichelhaftes für ihn lag, so gefiel ihm doch der Enthusiasmus der innigen Dankbarkeit, die ihm aus den feuchten Augen Jean Bart's entgegenleuchtete, und er antwortete ihm mit wahrhaft väterlichem Tone:

„Du bist ein guter Junge, fahre fort, Gott zu vertrauen, er sey Deine Stärke und Hoffnung, wie wir auch. Du steigst vielleicht. Höre mich an, mein Sohn, denke immer an das, was ich Dir jetzt sagen werde. Man nennt mich Admiral, nicht wahr? Ich befehlige hundert Orlogschiffe? Nun denn, ich fing damit an, mit täglich einem Son durch Rudrehen auf den Seitenriem zu Mißtagen zu verdienen. Du siehst also, durch Gottes Gnade und Hülfe kann man Alles erlangen, wenn man sein Geschick in seine Hände legt. Geh', ich werde Dich nicht vergessen."

Und der Admiral verabschiedete Jean Bart, nachdem er ihn noch dessen alten Freund Samuel von dem Schreiber in die Muster-Rolle des Schiffes hatte eintragen lassen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Was ist Wahrheit?

(Schluß.)

Ich bin weit davon entfernt, die Auslegungen des Gedankens, das Streben nach der Wahrheit verunglimpfen zu wollen; es ist ein ohnmächtiges, wie ich glaube, aber ein edles und würdiges, und es giebt seurige Seelen, für die der Drang nach Wahrheit, die Hoffnung darauf und die verneinte Errungenschaft derselben ein so hohes Gut ist, daß es gewissen seyn würde, wollte man ihnen diesen Wahn benehmen und ihnen sagen, sie hätten die Wahrheit doch nicht erreicht und würden sie auch nimmer erreichen. Man muß sie gewähren lassen und erwarten. Wenn sie die Wahrheit haben werden sie alle Welt, so wie sie alle Welt auch anerkennen; denn es existirt kein Mensch, er möge so schlecht organisirt und so sterilig begabt seyn, wie er wolle, der die Wahrheit nicht anerkennte; indessen können wir auch Abertzeugt seyn, daß, so lange die Wahrheit, die eigentliche allgemeine, noch nicht gefunden ist, Alles, was man uns dafür aufschwatzen will, bestritten und angefochten werden wird — das ist sicher. Wenn ein rechtschaffener Mann zu mir sagt: „Mein Gegner ist ein rechtschaffener Mann, und wir stehen doch gegen einander blank", so sieht ich darin einer Verkennung den Schluß, daß einer von Beiden sich nothwendig in einem Irrthume befindet; ich schließe weiter, daß sie nothwendig Beide in einem Irrthum sind, und zweifle keinen Augenblick, daß, wenn ich mich darauf einlasse, für ihre Ansichten und Lehren verständigen und vereinigen zu wollen, ich als der Dritte zwischen sie treten und Beiden Unbilligkeit in Irrthum vorwerfen würde. Weil die Wahrheit nicht in irgend einem Bestimmten, sondern weder in dem Einen, noch in dem Anderen, noch in mir ist. Was zu thun bei solcher Bewandniß der Sache? Die Stäubchen Wahrheit, die wir Drei dafür erkennen, aus dem Sande aufsehen, Jedem die lassen, die ihm in die Hände kommen und auf die übrigen verzichten.

Ich habe viele Länder besucht, habe viele Menschen gesehen, mit vielen Parteien verkehrt, mich mit dem Glaubens-Bekenntniß vieler Sekten vertraut gemacht; und ich erkläre, daß ich niemals eine Meinung zu vernehmen gehabt, die mir völlig absurd erschienen wäre, der ich nicht sogleich eine Seite der Rechtfertigung hätte abgewinnen, oder sie zu einem solchen Grade von Allgemeinheit läutern können, daß sie die Billigung ganz achtbarer, ja oft sehr bedeutender Personen hätte gewinnen müssen. Ich habe nie gesagt: Das ist nicht die Wahrheit — das ist ein harter Ausdruck und macht böses Blut; ich habe nur immer gesagt: Mir ist das nicht die. Wahrheit. So bin ich mit allen Zeichen

Digitized by Google

und Farben, mit dem verschiedenartigst Gesinnten immer in gutem Vernehmen geblieben; die einzelnen Differenzpunkte habe ich bei Seite zu schieben und da stehen zu lassen, wie auf diese Weise die Weite und Breite des übrigens Lebens und Verkehres mit den Menschen offen zu erhalten gewußt und mich gar wohl dabei befunden. Die beiden humansten Menschen, die wir auf meinem Lebensgange begegnet sind, waren ein Jakobiner und ein Ebenaun. Meine freundschaftliche Vermittelung rührte beide Brüder einander; an Abend hatten sie sich einander todtschlagen wollen, und am Morgen hätten sie sich todtschlagen lassen für einander. Es war also ein Positiv-Wahres in ihnen Beiden: sie waren Beide gut. Noch heut sind sie unerins in der Theorie und werden es auch bleiben ihr Lebelang, aber nie werden sie wieder aufstehen, sich zu lieben.

„„Dieser Mensch denkt nicht wie ich!" . . .

„„Ich glaub' es gern, und möchte wäre mehr zu verwundern, als wenn er in allen Dingen dächte wie Du; er ist braun, und Du bist blond; er ist alt, Du jung; er ist klein, Du bist groß; er ist verheirathet, und Du bist Wittwer; er ist arm, und Du bist reich; willst Du ihm deshalb an's Leben?""

„Wie sagt denn das!"

„„Kannst Du Die nicht denken, daß seine physische Organisation, seine dürgerliche Stellung, sein Alter, sein Vermögen, seine Neigungen, daß alles das auf seine Weise, zu empfinden und zu urtheilen, Einfluß haben mag?""

„Wer bestreitet das? das weiß Jeder."

„„Würdest Du ihm Dein Pferd, Deine Tochter, Dein Gelt, Dein Gedenimnis anvertrauen?""

„Ich glaube, ich könnte es thun, ohne Gefahr zu laufen."

„„Würdest Du, um Dich dazu zu entschließen, von ihm verlangen, er solle eine Lloyd's Police aufsetzen, seinen Taschendieb um 30 Jahre verjüngen und vor Allem seine Frau unter die Erde bringen?""

„Was für tolles Zeug!"

„„Nun, so laß ihm doch auch seinen Sinn, die Dinge anzusehen — und bör' auf mit deinen Versuchen, ihn zu Deiner Meinung zu bekehren, denn nichts ist ihm eigener und gehört ihm individueller an, als seine eigener Sinn.""

„Wie gesagt denn das!"

„„Kannst Du Die nicht denken, daß seine physische Organisation, seine dürgerliche Stellung, sein Alter, sein Vermögen, seine Neigungen, daß alles das auf seine Weise, zu empfinden und zu urtheilen, Einfluß haben mag?""

„Wer bestreitet das? das weiß Jeder."

„„Würdest Du ihm Dein Pferd, Deine Tochter, Dein Gelt, Dein Gedenimnis anvertrauen?""

„Ich glaube, ich könnte es thun, ohne Gefahr zu laufen."

„„Würdest Du, um Dich dazu zu entschließen, von ihm verlangen, er solle eine Lloyd's Police aufsetzen, seinen Taschendieb um 30 Jahre verjüngen und vor Allem seine Frau unter die Erde bringen?""

„Was für tolles Zeug!"

„„Nun, so laß ihm doch auch seinen Sinn, die Dinge anzusehen — und hör' auf mit deinen Versuchen, ihn zu Deiner Meinung zu bekehren, denn nichts ist ihm eigener und gehört ihm individueller an, als sein eigener Sinn.""

Was das Beobachtete ist bei aller Prosichtenmacherei, ich wiederhole es, ist, sich einen Zweck, ein Ziel vorzusetzen, welches man nun und nimmer, man mag ihun, was man wolle, erreicht, und von dem man denn gerade am weitesten entfernt ist, wenn man dieß dazu zu thun wähnt; denn es mag ein Mensch die Gabe der Ueberredung und Ueberzeugung in einem so hohen Grade als nur immer denkbar besitzen, immer und ewig wird es ihm doch unmöglich bleiben, seine Meinung in einen Andern hineinzubringen, das heißt, gerade so wie es sie hat, wie sie ihm vorschwebt in bestimmtester Eigenthümlichkeit und mit allem Selbstbewußtsein, was sich für ihn daran knüpft — daß er sie wieder erkennen möge als die seinige, was sie ihm und derselben Erscheinung, in jedesmaligen Gestalt wieder unter die Augen treten möchte. So viel heute, sagt ein altes weises Sprüchwort, so viel Empfindungs- und Betrachtungsweisen. Es kommt oft vor, daß zwei Geister von buchaus verschiedener Beschaffenheit, ja bisweilen völlig entgegengesetzten Meinen, Gesichtspunkten und Richtungen, sich in einem und demselben Ausdruck, in einem und demselben Gefühle begegnen — so daß also die entschiedenste Identität und Uebereinstimmung in der Praxis mit der ocltlommensten Antipathie und Gegnerschaft in der Theorie bestehen kann. Es hat vielleicht noch kein Mensch an sich die Erfahrung gemacht, daß er gar nun baßelbe gewollt, was ein Anderer, und man möchte nicht wenig erstaunen über den geringen Grad von Uebereinstimmung in Absichten und Gesinnungen, den man unter den Anhängern einer und derselben Sekte, möchte man ihnen in die Karte sehen, antreffen würde. Und dies ist der Grund, warum alle Revolutionen, die durch Beharrlichkeit und Geschick dieser oder jener Partei ins Werk gesetzt werden, in ihrem eigenen Schooße den Keim einer Gegenrevolution tragen. Denn Niemand, so bemegen und einig sie sich sich selber scheinen mag, ist doch so zweifelsüchtig und sich besiehend in den Elementen, die sie bilden, als eine Verschwörung. Es würde ein Endeact des Entsetzens, aber höchst interessant sein, wenn wie eine bis auf die letzte Stufe ihrer Entwickelung, bis zu ihrem letzten Wortrest gediehene Partei sehen, wenn die unsichtliche Zeitgeist der Masse sie dahin kommen ließe. Hätte sie am Abend gesiegt, so würde sie schon am nächsten Morgen zwei scharf bestimmte Parteien zeigen, die wiederum einen zweiten Kampf und zweiten Sieg nothwendig machen würden, und so weiter es immer fort gehen, die Siege immer wieder in neue Kämpfer zerfallen, so lange, bis nur noch zwei Menschen, das heißt zwei Ideen, übrig wären, von denen dann endlich der stärkere ohne geschickene sich des anderen entledigen und allein übrig bleiben würde. Einzelne Linamente hiervon bietet uns die Geschichte der Trinwinkriege und des Wohlfahrts-Ausschusses dar. Nur der gesunde Verstand der Massen hat nach der Schlacht der Actium und nach dem 9. Thermidor den Ausschlag gegeben und der verbrecherischen Wuth des endlosen Kampfes Einhalt gethan. Aber was heißt gesunder Verstand der Massen, wird man einwerfen, wenn das Geschicht einmal nicht denken ist, die Wahrheit zu erkennen? Diesem Einwurf ist leicht zu begegnen: der gesunde Verstand der Massen, das heißt: der Instinkt des eigenen Interesses.

In der That, das allgütige Wesen, wie es jedem seiner Geschöpfe einen schiemenden Instinkt zum Schutz gegen Gefahr und Tod gegeben, konnte auch den Menschen nicht dem bloßen Licht seines Verstehens, der Sicherheit verbleibenden Vernunft überlassen; denn wäre das geschehen, keine menschliche Verbindung, kein Staat würde auch nur eine Aera von vierzehn Tagen erleben. So hat ihm denn Gott mit der instinktmäßigen Erkenntniß des Guten und Wösen ausgestattet, die einzige Erbschaft, die der Mensch aus dem Paradiese mitgenommen. Diese Erkenntniß, dies Wissen ist die allgemeine Moral, seine erwobene Wahrheit, weil wir die Wahrheit einmal nicht erwerben können — sondern eine eingeborene, deren wir, ohne weiter zu wissen, wie und warum, sterblich-tig sind, ganz auf dieselbe Weise, durch dieselbe Gnade, wie der übrigen Vermögen und Fähigkeiten unserer Organisation. Es ist dies die große Vorschrift: „Was Du nicht willst, das Dir geschieht, das thu' auch keinem Anderen nicht"; der naive Ausdruck, die reine Formel für die erste aller gesellschaftlichen Nothwendigkeiten, das heißt einer Interesse, das zum Gesetz geworden ist — und doch hat es noch Gottes bedurft, es förmlich erst zu geben und als Gesetz zu lassen und zu verlassen, gleichsam um schlagend zu bewesen nach so viel Jahrhunderten, daß uns keine einzige Wahrheit, auch nicht die erste und simpelste, eigen ist. Nine oire und zwanzig Stunden lang nehme man aus der civilisirten Welt hier ihr Grundprincip weg, und das ganze Gebäude wird zusammenfallen. Die Geschichter, die den Verkehr auch nur zu bewohnen vermögen sind, werden auch nicht einmal eine Spur von unserem vorwehten und zerstörten Daseyn finden.

Der Trieb der Ordnung ist auch so ein Instinktmäßiges, ein Geschenk der Natur, ein Thun wie das der Bienen, der Ameisen und des Bibers. Unsere Idee vom Schönen in der Kunst ist nicht das Resultat aus einer oder mehreren Wahrheiten, die wir uns erworben. Wenn wir die Wahrheit haben wüßten, um das Schöne zu genießen, so würden das Wort schön in gar keiner Sprache existiren. Das Schöne ist Ordnung und nichts anderes. Die sogenannte schöne Unordnung der Dichter, und vor ihnen noch die schöne Unordnung der Natur, ist schön in der Ordnung der Natur, weil sie eine unserer verborgene Ordnung ist. Die schneidendsten Kontraste können eben so viel gehcime Harmonieen an den Tag legen, als es die regelmäßigste Symmetrie uns vermag. Die Symmetrie ist eine Weise der Ordnung, aber ist keineswegs die wesentliche und absolute Form derselben. Die Gestalt und Weise, in der das Schöne uns erscheint, kann also sehr verschieden sein, aber nie wird es in unser Gefühle erscheinen, die nicht Ordnung in sich hat.

Man würde sich aber hier in einem großen Irrthum befinden, wenn man den Schluß ziehen wollte, daß, weil der Trieb der Ordnung und das Gefühl dafür dem Geschlecht eingeboren sey, nun auch der Sinn für das Schöne allen Individuen gemeinsam sein müsse. Gerade dieser Sinn ist es, der unendliche mebrfüse unter den Menschen, von der vollkommensten Unempfindlichkeit an bis aufwärts zum exaltirtesten Enthusiasmus. Es ist die eins ens der Geheimnisse unserer Organisation, die am feuchtbarsten sein möchten hinsichts der Folgen, die daraus zu entwickeln wären — die aber zugleich auch am wenigsten in ihren Tiefen ergründet sind. Vor den Wundern der Schöpfung und des Genies steht der Verstand still und den Sarcysichen Uebertreibungen der Empfindsamkeit; der glücklich-organisirte gebildete Mensch schöpft seinen höchsten Genuß daraus — und der Mensch, dessen Empfindungsvermögen durch körperliche Präexistenzsünden oder übermäßige Steigerung durch Kultur auf den höchsten Grad gespannt worden, wird verdrießt. Alle Drei haben deutlichen Sinn, nur daß sie ihn auf ganz verschiedene Weise brauchen und verstehen. Es sind in Jedem unter ihnen verschiedene Einheiten thätig. Dies Problem ist die Geschichte der Menschheit.

Jeder Mensch, behaupte ich, bildet sich seine eigene Welt, die mehr oder minder oder auch gar nicht derjenigen ähnlich sieht, die sich die Nationen gebildet haben, und die, vermöge der selbstbaßen Beschaffenheit seiner Organe, und der dadurch bedingten Anschauungen, von dem Gottes Schöpfung durchaus verschiedene werden kann. So wird, was dem Einen positive Wahrheit ist, das heißt seiner Auffassung mit einem selbstbaßen Dogma zusetzt, für die Uebrigen oft nichts weiter als ein Irrthum sein. Ist ein Individuum ausschließlich darin befangen, so nennt man ihn Manie, Träumerei, Wahnsinn; besteht die eine bestehte sicher Anzahl von Individuen dazu, so heißt er Sekte, Schisma, Revolution. Niamut diese Anomalie, dieser abweichende Zustand in der folgenden Generation noch zu, so verändernten die gesellschaftlichen Verhältnisse ihre Form. Diejenige Partei, die am festesten in sich zusammenhängt, deren Ueberzeugung die Gestalt und Leidenschaft hat, und die die meiste Energie und das meiste Gefühl besitzt, sagt natürlich über die anderen; aber was bewesist uns, auch selbst nach vergleichen Erfolgen, daß die Ansicht dieser Partei die beste oder auch nur bessere ist, zumal wenn ein Sokrates, ein Examinenbus oder ein Colo in den Reihen der Gegner stehen? Zwei gegen einander exbitierte Parteien stellen nun gar nichts Exiteme dar. Jedes sieht eine dritte Partei, so ist sie nun ein Irrthum, nur eine Lüge mehr.

Fast immer ist es das Fatsche, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird, und schon dies wäre ein hinreichender Grund, sich den den allgemeinen Debatten des Jahrhunderts müglich fern zu halten, wenn nicht eben unserer Einsicht und unserem Urtheil Zeige leisteten, so aber glaubt Keiner, seine gesellschaftliche Pflicht würdig erfüllt zu haben, ehe er nicht auch dem allgemeinen Taumel seinen Tribut gezollt hat mit einer sogenannten Meinung. Für eine Partei-Meinung zu rezeasentiren und sie diesebe eingustehen, ist die schmäbüchste aller Sklaverein.

Fassen wir jetzt das bisher Gesagte in ein Resume zusammen, das wenigstens die äußeren Umrisseln eines Prinzipes bietet.

Das unbedingteh Rotbwendige und das einzige Unbedingte vielleicht, für die menschliche Gesellschaft, ist das aus und eingeborene Gefühl, die instinktartige unmittelbare Erkenntniß des moralisch Guten und Wösen. Der Mensch ist damit ausgestattet, und wer dies leugnet, verleugnet sein Gewissen und löbnt die Stimme desselben. Das weiste für ein Bedürfniß des Menschen Rothwendige ist das eingeborene Gefühl für Ordnung, der Instinkt, der ihn antreibt, Ordnung zu gründen, wo sie noch nicht ist, sie wiederherzustellen, wo sie aufgehört hat, und sie aufrecht zu erhalten, wo sie besteht. Der Mensch besitzt diesen Trieb in einem so hohen Grade, daß selbst die wildesten Freunde und Begünstigte der Unordnung, wenn sie nicht offenbar wahnwitzig sind, mitten im Taumel der Zerstörung und durch alle Verwüstung hindurch, immer nur die Ordnung als Ziel im Auge haben. Auf diesem breiten Grundlagen also ruht das Leben der Staaten und folglich auch die wohrhafte Erziehung der Völker.

Digitized by Google

Ueber diese beiden Bermögen hinaus erhebt sich der Glaube, der moralische Instinkt des Geschichtes, der durch die Offenbarung zur Gewißheit gesteigert ist. Der Mensch, der den Glauben hat, ist durch diesen einen Besitz auf die erste Stufe der Bildung erhoben, weil er durch den Glauben dieserie ist von den einen Unruhe und den wüsten Wirren, von denen die Zeit gepeinigt und zerrissen wird.

Alles sonst ist positiv falsch, oder, Alles sonst ist nur relativ wahr; beides läuft in der Anmaßung zinnisch auf eins hinaus.

Die moralischen Institutionen des menschlichen Geschlechts reduziren sich also auf eine sehr kleine Anzahl von Prinzipien des Instinkts oder der Lehre.

„Thue keinem Anderen, was du nicht willst, das die gethan werde", sagt Jesus. „Liebet euch unter einander", sagt der Apostel Johannes. — Das ist die soziale Wahrheit.

„Gebt dem Kaiser, was der Kaisers ist", sagt Jesus ferner. „Unterwerfet euch der Regierung", sagt der Apostel Paulus. — Das ist die politische Wahrheit.

Wer sich mit dem, was hierüber hinausgeht, viel zu schaffen macht, ist nicht klug und setzt seinen Geist an unfruchtbare Worte und hohles Schall. Verlust, voces, nihil.

Was darüber hinaus liegt, das ist das weite legitime Gebiet des Skeptizismus; ich meine nicht jenen stolzen Skeptizismus des alten Sophisten, der den Zweifel auch die auf seinen moralischen Instinkt ausdehnt und an Allem zweifelt, dem Nichts mehr fest und heilig ist, sondern den sokratischen Skeptizismus des echten Weisen, der nur an Einem zweifelt, an seinem moralischen Instinkt hinausgeht, sträflicherweise zweifelt, weil er nichts davon weiß, als nur dies, daß er nichts davon wissen kann.

In diesem Sinne ist Montaigne's: „Was weiß ich?" tief philosophisch, wie es auch im innersten Grunde moralisch und religiös war.

Und in diesem Sinne haben wir auch jenes herrliche Spanische Sprüchwort zu nehmen, das, wenn die Spanische Nation danach handeln wollte, ihr gegenwärtig viel Unheil und blutige Kämpfe ersparen würde, und das wohl Ein wäre, in unauslöschlicher Schrift über alle geistgebenden Kammern, über alle Gerichtshöfe und Schulen gesetzt zu werden:

> De las cosas mas seguras
> La mas segura es dudar.

Ch. Rodier.

Schweden.

Graf Georg Adlerfparre.

Der Tod des Grafen Georg Adlerfparre*), der am 23. September 1835 erfolgte, gab in Schweden, durchs Wittern zu vielen Mittheilungen aus dem Leben dieses merkwürdigen Mannes Veranlassung, die sowohl in Bezug auf ihn selbst, als auf die Regierungs-Veränderung in Schweden, an der er so thätigen Antheil genommen, interessante Beiträge enthalten. Es ist daraus unter Anderem auch zu ersehen, daß Adlerfparre es nicht war, von dem, wie oft gesagt wird, der Plan zu den Ereignissen des Jahres 1809 ausging. Wer der ursprüngliche Urheber derselben gewesen sey, darüber ends noch ein Schleier, den vielleicht selbst die Nachwelt nicht mehr zu heben vermag. Adlerfparre (so erzählt die Schwedische Literatur-Zeitung) war nur diese Zeit Beförderer in der Provinz Wermland und Zeuge der auch hier bei allen Klassen der Bevölkerung über die verzweifelte Lage des Vaterlandes herrschenden Unzufriedenheit und Aufregung. Als er in den Plan zur Regierungs-Umänderung eingeweiht wurde, gab er nur nur unter den für ihn ehrenvollen Bedingungen seine Einwilligung, daß kein Blut vergossen, kein Volks-Aufstand erregt werde, und daß dies hier zu wissen Andrern gebraucht werden solle, als die Zusammenberufung der Reichsstände zu beschlimmen. Auf diese Weise also ward Adlerfparre, wir Karl XIII. ihn scherzend nannte, „ein echter Revolutionemacher."

Merkwürdig ist das Schreiben, welches er am 21. März 1809 durch seinen Adjutanten, Freiherrn Ankarsvärd, an den damaligen Reichs-Verweser, Herzog von Südermanland (später Karl XIII.), erließ, und worin er, „wenn es nöthig, Sollte nicht die Schwäche und Unschlüssigkeit, welche jeder Schwedischen Regierung, an deren Spitze kein Königlicher ist, anhängt, baldigst, kräftig und rechtmäßig aus dem Wege geräumt werden können? Ich glaube nicht, daß Intriguen und Kabalen, unzertrennlich von einer großen politischen Umwälzung, auf andere Weise beseitigt werden können. Ich bin sogar überzeugt, daß die Kabalen in der letzten Zwischenzeit zwischen der geschehenen Veränderung und der Zusammenkunft der Stände gefahrlich werden können, wenn nicht ein kräftiger Schritt gethan wird. Dieser Schritt, der nach meiner Ueberzeugung Schweden retten wird, wäre folgender: Den Tag nach der Ankunft der Truppen hissten Ew. Königl. Hoheit es sie gut befinden, Ihr Conseil zu versammeln. — Dem Conseil werden zwei Priester, zwei Bürger und zwei Bauern, die dem Volke in Ansehen stehen, hinzugefügt. — — Den Tag nach dieser für das Allgemeine erwünschten Veränderung stellen sich alle Truppen und die bewaffnete, vorher von der Sache in Kenntniß gesetzte Bürgerschaft eingn um das Schloß auf. Die zu Ketten verfammelten sich auf Ihren Befehl. Ew. Königl. Hoheit erklaimen in der Sitzung des Conseils Ihr Erbrecht zur Schwedischen Krone, erklären sich in Folge dieses zum König von Schweden, erbieten sich, vor den Ständen ihr Erbrecht durch Actenstücke zu erweisen, tragen ihnen auf, einen adoptirten Thronfolger nach ihrem eigenen Wohlgefallen zu ernennen, verkündigen dies den Bürgern und dem Militair und werden als König von Schweden ausgerufen. Hierauf wird ein seliges Ende allen Intriguen, aller Schwäche, allem Schwanken bereitet. Wird der Thronfolger dann auch aus Französischer oder Dänischer Fabrik verschrieben, so wird doch der Einfluß dieser Mächte das National-Gefühl Schwedens nur wenig verletzen, so lange Sie, Herr Herzog, es regieren; und der adoptirte König hat Zeit, sich bei uns zu naturalisiren. Schweden bekommt wenigstens für vielen Augenblick einen König, wie ihn Schweden haben will und muß; und dieser König ist vom Wasa-Geschlecht, ist wegen seiner persönlichen Gesinnung und seiner Liebe zum Vaterlande bekannt, hat Siege erfochten und führt den Namen Karl. Ich weiß wohl und begreife es auch, daß Sie, der Sie frei von Herrschsucht sind und nur das Vaterland und Ihre Ruhe lieben, wenig geneigt seyn werden, diese Erhebung anzunehmen; aber ich weiß auch, und dies ist mir Trost und Hoffnung in dieser für Millionen großen Angelegenheit, daß Ihnen keine Aufopferung zu schwer, keine Bürde zu drückend ist, wenn Schweden mit Ehren gerettet werden kann."

Adlerfparre (fährt die oben genannte kritische Zeitung fort) war ein Mann von wahrem, unerschütterlichem Patriotismus und redadenen Gesinnungen, dabei von der liebenswürdigsten Persönnichkeit, und man kann das Gemälde seines Lebens mit einer nordischen Landschaft vergleichen, mit ihren hohen Gebirgen, ihren klaren Duellen, ihren ernsten Wäldern, um deren Gipfel die Sonne ihre lächelnden wohlthuenden Strahlen wirft. Doch hatte er auch seine Wolken, und noch in seinen letzten Lebensjahren hat er sich einem scharfen Tadel ausgesetzt, als er in seiner „Sammlung gehrimer Memoiern" nicht nur mehrere für die Oeffentlichkeit noch nicht reife Staats-Aktenstücke, sondern auch seinen Briefwechsel mit Karl XIII., dem Prinzen Christian August, den Grafen von Engestrom und Wetterstedt und anderen noch lebenden Personen herausgab. Er selbst scheint es auch im Jahr 1831 der Gericht gezogen zu haben.

Adlerfparre war auch Schriftsteller, und vorzüglich hat er sich als Presaist einen ehrenvollen Namen erworben. Sein Stil ist ernergisch, klar, wohllönend und hat das Auszeichnende, daß er, wie das Sprüchwort sagt, den Nagel immer auf den Kopf trifft. Unter seinen herausgegebenen prosaischen Schriften sind besonders bemerkenswerth: „Blick auf die Wasa-Könige", die Zeitschrift: „Anmerkungen über verschiedene Gegenstände (Lösning i blandadr ämnen)", „Kriegs-Denkwürdigkeiten", „Historische Memoiern" u. s. w. Durch Herausgabe eben genannter Zeitschrift, die in einer die Oeffentlichkeit nicht so begünstigenden Zeit wie die unsrige begonnen und fortgesetzt ward, zogen Adlerfparre und seine Freunde und Mitarbeiter Leopold, Silfverstolpe, Lehdberg und der berühmte Arzt David Schulzenheim viele Feindschaft auf den Tag. Seine Briefe, die Muster von Klarheit und Einfachheit sind, gehören mit zu den besten, die die Schwedische Literatur aufzuweisen hat. Auch ist sein nachgelassener Briefwechsel noch besonders sehr interessant, weil er mit den vorzüglichsten Personen Schwedens, mit Hellgren, Rosenstein, Leopold, Calcovius*), Berzelius, Retzius, Wallerius, Thunberg, Engestrom***), Franzén, Geijer, Tegnér und mehreren Anderen geführt ward. Auch als Dichter ist Adlerfparre aufgetreten, doch ohne besonderen Ruhm als solcher einzuärndten. Noch auf dem Todenbette dichtete er ein Lebewohl an das Vaterland und seine Freunde, das seine letzten Gefühle und seine letzten Wünsche enthält.

Bibliographie.

Nya Teckningar utur Hvardagslifwet. (Neue Skizzen nach dem täglichen Leben.) Zweiter Theil.

Minne och Porfi. (Erinnerungen und Gedichte.) Von Samuel Johan Hedborn. Linköping.

Winterblommor för år 1836. (Winterblumen.) Gesammelt von G. H. Mörlin. Taschenbuch auf das J. 1836. Stockholm.

Hiftoriska Öfwerfigt af den äldre och yngre Litteraturen. (Uebersetzung von Friedrich von Schlegel's Geschichte der Literatur.) Stare.

Mannigfaltiges.

— Französisches Drama. Die Pariser Theater brachten im vorigen Jahre nicht weniger als 221 neue Stücke, worunter sich 159 Vaudevilles befanden. 183 verschiedene Autoren hatten an diesen Neuigkeiten gearbeitet — so daß auf jeden Berf. durchschnittlich 1½ Drama kommt. Scribe, der jetzt zum Mitglieder der Akademie erwählt worden, gehört zwar noch immer zu den Fruchtbarsten, wird aber, wie selbst seine Freunde zugeben, mit jedem Tage einförmiger und fader. Insofern man annehmen kann, daß in Paris jetzt auch für alle andere Europäische Theater, die überseeische noch ausgenommen, das Französische sind, gearbeitet wird, sind jene 183 Schriftsteller die Einheimischen und in der Welt; denn keines Menschen Ideen sind wohl so, wie die übrigen, gleichzeitig in Lissabon und in St. Petersburg, in Stockholm und in Neapel, verbreitet und freundlich aufgenommen. Deutschland dieste kann den vierten Theil von jener Anzahl dramatischer Schriftsteller aufzuweisen haben, besonders wenn diejenigen nicht mitgezählt werden, die fast nur aus dem Französischen übersetzen. Von den elf Pariser Theatern führete das „Vaudeville" im vorigen Jahre die meisten neuen Stücke (27) auf; das Théâtre Français zählte deren 10, und zwar: Ehatterton, Drama; Richelieu, Lustspiel; Charlotte Brown, Lustspiel; Angele, Drama von Padua, Drama; die beiden Mühmmedaner, Lustspiel; die Präsentation, Lustspiel; Jakob II., Drama; Lancier, Drama; Don Juan d'Autria, Lustspiel, und die verunglückte Ehe, Lustspiel.

*) Calonius, Professor zu Upsa, war ein berühmter Rechtsgelehrter.

**) Joh. Ad. Tingstadius, Bischof von Upsala, war einer der geistreichsten und gelehrtesten Männer Schwedens.

***) Anna Lenngren, eine lyrische Dichterin.

* Geb. in Jemtland, den 28. März 1760.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Montag den 8. Februar 1836.

Italien.

Musikalische Leiden und Freuden in Italien.

Von Alexander Dumas.

Was uns im Unglück am meisten betrübt, ist nicht immer das Unglück selbst, sondern die Unempfindlichkeit der uns umgebenden Gegenstände: der Mensch ist so schwach, daß er, sobald ein physischer Schlag ihn trifft, die Arme ausstreckt, um sich an Etwas zu halten, und gleich niederfällt, wenn die Stütze unter seiner Last sich biegt oder bricht. Eben so ist es mit den moralischen Regungen der Seele; sie sucht Sympathieen, um sich daran zu halten, ein mit ihr harmonirendes Gemüth, auf das sie einen Theil ihrer Schmerzen übertragen kann; und diesen Anklang der Empfindungen erwartet sie nicht etwa nur von belebten Wesen, sondern auch von leblosen Dingen. Wen hat es z. B. nicht unangenehm berührt, wenn die Wanduhr, welche von einer geliebten Person aufgezogen zu werden pflegte, ihr mechanisches Leben fortsetzte, obgleich die Hand, die ihr Bewegung gab, im Tode erstarrt war? Scheint es uns nicht, als müßten die beiden Triebwerke zusammen in Stocken gerathen, als müßten beide Leben zusammen verlöschen? Dasselbe ist aber auch nur der Geist Philosophy, das Herz aber ein leichtgläubiges Ding; der Geist rationnirt über die Ursachen, das Herz empfindet die Wirkungen; und ist die Auffregung heftig, so treibt sie den Geist gar auf, und der ganze Mensch wird Herz. Man vergebe mir diese Einleitung; sie ist nur ein Ruedruck dessen, was ich selbst empfunden habe, und was noch viele Andere empfinden mußten, wenn es ihnen so ging, wie es mir vor einigen Monaten ergangen ist. Es giebt zu Dinge genug, die Jedermann fühlt, und die man gleichwohl zum ersten Male aussprechen kann.

Ein widriger Wind hatte mich gezwungen, mein Schiff bei der Villa San Giovanni zu lassen und durch Calabrien nach Neapel zurückzukehren. Da wir die Länder und Menschen so materiell als möglich sehen wollten, lenkten wir von den Heerstraßen ab, die gewöhnlich eben so viel Wirkung auf die Sitten, wie auf den Boden haben: sie verfälschen eher durchdringen. Wenn man dereinst auf Eisenbahnen von Paris bis nach Jerusalem kommen kann, so rathe ich den Poeten, nach den Sandwich-Inseln sich einzuschiffen.

Um also von dem alten Calabrien mit seiner echten Gebirgs-Natur noch ein Stück zu sehen, hatten wir bereits von Parma aus die Chausseen verlassen und Seitenwege eingeschlagen. Wir zogen also von Rosi zu Dorf und Dorfchen nach den bevölkertern Ortschaften, welche den verschiedenen Sitten als Hülle dienen. Wir sahen Malda, die Provenzalin, und Bina, die Albanesierin. Wir kamen durch Wälder von Kastanien-Bäumen, so groß wie Eichen; oft legten wir ganze Meilen zurück, ohne Jemanden zu begegnen, einen oder den anderen Calabresischen Hirten abgerechnet, der, in seinen Mantel gehüllt, wie eine Spanische Statue, unbeweglich auf einer Felsenspitze stand, während seine Ziegen am Abhang grasten, und ohne Neugier, ohne Furcht oder Drohung auf uns herabsah, unbekümmert, wie alles Wilde, wachtig, wie alles Freie, ruhig, wie alles Starke.

Der Tag vor unserer Ankunft in Trioto war traurig und böser gewesen: vom frühen Morgen an schwarzen Dünste, wie die Dämpfe eines Vulkans, um die Gipfel der Berge; nach und nach waren sie auf die Abhänge herunter gesunken, die sie gleichsam verschleierten. Endlich lösten sich einige Flocken von dem Dunstschleier ab, bedeckten, durch einen Sturmwind getrieben, den Horizont und verfandten Blitze, die uns ein Gewitter ankündigten.

Ein Mensch aus dem Norden, der noch keine Stürme im Süden gesehen, kann sich kaum einen Begriff davon machen. Zwei solcher Dame hatten uns schon ihre Riesenkraft kennen gelehrt: der Eine zerschmetterte fünf Schiffe in unserer Nähe; der Andere riß einen Theil der Vorstädte Messinas mit sich fort. Was den gegenwärtigen Sturm betraf, so schien dieser seinen Brüdern in Nichts nachstehen zu wollen: ganze Ströme von Regen ergossen sich wie Wasserfälle von den Bergen, und Donner und Blitze verfolgten einander mit Gedankenschnelle.

Zunächst versuchten wir, unsere Pferde in Galopp zu bringen; aber bald leuchtete uns ein, daß damit nichts gewonnen sey; wir wickelten uns daher in unsere Mäntel, drückten den Hut bis an die Augen auf den Kopf und ließen die Thiere ganz nach Gefallen traben.

Anfangs glitt der Regen an unseren Mänteln ab, aber bald fühlten wir, wie unsere Kleider schwerer wurden. Die nasse Kälte drang uns bis auf die Haut, und endlich befanden wir uns in einem noch traurigeren Zustande, als wären wir nackt gewesen. Noch ein paar Stunden rang die Blutwärme mit der Frische des Regens und ließ uns Kraft genug zur moralischen Reaction gegen das physische Ungemach; aber allmälig schien es, als ob das Leben zurückweiche, wie eine Besatzung, die sich überwunden bekennt; der Frost gewann von seiner Seite immer mehr Terrain; unsere erstorbenen Füße konnten die Steigbügel nicht mehr fühlen; unsere Augen schlossen sich unwillkürlich. Bisweilen schüttelten uns die Pferde aus unserer Apathie heraus; um ihre Augen versuchten es einen Moment, zu sehen; dann aber ermüdete sie bald der phantastische Anblick der Bäume und Berge durch Regen und Nebel. Einmal watete mein Pferd durch einen Waldstrom, dessen Wasser mir bis an die Beine reichte; ich öffnete mit Mühe die Augen; ein Gefühl von Schwindel machte mich glauben, mein Pferd und ich würden von dem Strome fortgerissen; ich gewann wieder so viel Kraft, daß ich ihm den Sporn geben konnte, und wir kamen glücklich an's Ufer. Aber hundert Schritte weiter kreuzte ein anderer Strom, den ich weniger beobachtete, unsern Weg. Nach und nach gewöhnten wir uns an dieses neue Ungemach und wurden beinahe fühllos. Die Nacht rückte heran — ich weiß nicht, wie lange wir noch weiter ritten. Plötzlich riß mich eine Rakete aus Tannenholz, die vor meinen Augen brannte, aus meiner Lethargie. „Ich höre, daß man mich anredet; ich wollte antworten — ich glaubte, daß ich nur unverständliche Töne spräche; endlich fühlte ich, wie man meinen erstarrten Körper aus dem Sattel hob und an den Boden stellte. Ich knickte zusammen; da lud man mich, wo ich nicht ire, auf die Schultern und schleppte mich fort. Als ich wieder zu mir kam, saß ich auf einem Stein, vor einem großen Feuer, das mitten in einem Zimmer brannte. Wir waren an einem Ort gekommen, den man in Calabrien eine Schenke nennt.

Um ein Abendessen war nicht zu denken; in Calabrien verspeist man gewöhnlich, was man selbst mitgebracht hat, und der Gast muß den Wirth ernähren. Daffe empfängt jener von diesem, wenn er noch einen Piaster darauf legt, eine mit Maisbrüttern gespickte Marrake. Ein altes Huhn, das für sich selbst nichts mehr fürchtete, hatte in einer Ecke des Zimmers ein Ei gelegt, das ich verzehrte; einen verwitterten Lehnsessel wählte ich mir zum Nachtlager. Meinem Reisegefährten war die Matratze aus Mais und die benachbarte Stube lieber, als der patriarchalische Sessel und das räucherige Gewölbe, in denen ich mich niedergelassen. Bald böte ich ihn durch die Wettermand mit einer dritten Person plaudern: es war ein neuer Gast.

Ich war in jenem Zustande des Halbschlummers, der alles klare und zusammenhängende Denken unmöglich macht und während dessen man die Wirklichkeit nur mit Mühe von Traume unterscheidet. Ich hörte den Namen Bellini aussprechen: dies versetzte mich wieder nach Palermo, wo ich Norma — vielleicht sein Meisterstück — gehört hatte. Das Trio des ersten Akts kam mir wieder in den Sinn; ich fühlte mich von dieser Melodie sanft eingewiegt, und eben war ich dem Schlafe um einen Schritt näher: da glaubte ich plötzlich zu hören: „Bellini ist todt! ... Ja ...“ Ich wiederholte maschinenmäßig: Bellini ist todt — und schlief ein.

Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thüre meines Zimmers, und ich fuhr jählings aus dem Schlafe empor: es war mein Reisegefährte, der eintrat. „Bei Gott!“ sprach ich, „Sie haben wohlgethan, mich zu wecken! Ich träumte einen übeln Traum.“ — „„Was träumten Sie denn?““ — „Ich träumte, der gute Bellini sey gestorben.“ — „„Da hat Ihr Traum nicht gelogen; Bellini ist wirklich todt.““

Ich sprang dem Sessel auf. — „Wie? Was sagen Sie da?“ — „„Ich wiederhole nur, was mir eben ein Reisender erschlert, der die Nutzeige in Französischen Zeitungen gelesen. Bellini ist nicht mehr.““ — „Unmöglich! Ich habe einen Brief von ihm an den Herzog von Rosa.“ — Ich rannte nach meinem Reisrock, zog meine Brieftasche heraus und holte den Brief hervor. „Das Datum“, rief ich, „ist vom 6. März!“

„„Nun ja, und wir haben jetzt den 15. Oktober; er ist also in der Zwischenzeit gestorben — hasta!““ Mit diesen Worten griff mein Reisegefährte nach einem Gegenstand, den er in meinem Zimmer gesucht hatte, und ging wieder hinaus.

Mit dem Briefe in der Hand blieb ich zurück. Ich hatte ihn selbst an meinem Kamine diesen Brief schreiben sehen; ich erinnerte mich lebhaft seiner schönen blonden Haare, seiner melancholischen Züge; ich hörte ihn noch in geradebrechtem Französisch, aber mit dem lieblichsten Accente zu mir reden. Dieses Papier bewahrte seine Handschrift, seinen Namen; dieses Papier lebte, und Er war todhin! Erst vor acht Tagen hatte ich in seiner Geburtsstadt Catana seinen alten Vater gesprochen. Glücklich und stolz, wie der Mensch am Vorabend eines Unglücks zu seyn pflegt, umarmte er mich, dieser Greis, als ich ihm ergählte, daß

Digitized by Google

ich ein Freund seines Sohnes sey, und dieser Sohn war jetzt eine Leiche! Ich glaubte immer noch, was ich gesehen oder gehört, sey ein Fiebertraum gewesen. Und nun diese Worte! O! wenn Bellini todt wäre, müßten die Zeilen verblichen, müßte sein Name verschwunden seyn. Endlich ward ich mich wieder in meinen Sessel und versank in Schlaf.

Am nächsten Morgen wiederholte man mir die Schreckens-Nachricht; allein ich wollte sie auch jetzt nicht glauben und wurde nicht eher davon überzeugt, bis wir in Neapel ankamen.

Der Herzog von Noja hatte bereits erfahren, daß ich ihm einen Brief von dem Komponisten der Somnambula und der Puritaner abzugeben habe. Ich machte ihm meine Aufwartung und zeigte ihm den Brief, behielt ihn aber für mich. Er war mir ein Heiligthum geworden.

. . . . Als wir in Neapel anlangten, war die Nachricht von Bellini's Tode noch ganz neu und hatte, trotz des Hasses, der die Sicilianer und Neapolitaner trennt, schmerzliche Gefühle erregt. Besonders die Damen, denen die Musik des jungen Meisters vorzugsweise gewidmet schien, und auch der feinen Urtheil der Nationalhoh weniger Einfluß übt, schmälerten fast ohne Unterlaß ihre Salone mit dem Namen des genialen Maestro, und in allen Zirkeln sprach man innig bewegt von dem Verlnste, den Italien erlitten. Auch Donizetti, der das Scepter der Musik schon führte und muthmaßlichen Thronerbe war, bewies die aufrichtigste Trauer um den Verlust seines Rivale, der immer zugleich auch sein Freund gewesen. Dieser Umstand hatte übrigens den Streit zwischen Beiden nicht Donizettisten wieder Bellinisten in jenen Kreisen nicht gemindert sind nur von weit kürzerer Dauer, als die unsrigen, weil der Neapolitaner, statt gelehrter Raisonnements, sich damit begnügt, zu sagen, er fühle eine Antipathie gegen diese Person oder Sache, und Sympathie für jene.

Trotz ihrer erheblichen Sympathie und Antipathie vereinigten sich jedoch beide Parteien, um das Andenken des Komponisten der Norma und der Puritaner zu ehren. Die Eleven des Konservatoriums zu Neapel hatten zur Feier seines Leichen-Begängnisses eine Exhsequition eröffnet; aber der Minister des Kultus widersetzte sich diesem Todtenfeste, unter dem in Neapel sehr gültigen Vorwande, daß Bellini gestorben sey, ohne die Sakramente empfangen zu haben. Hierdurch hatten sie um Erlaubniß gebeten, die Seelen-Messe zum Winter des Santo Ebiara zu singen. Dieser Feier widersetzte man sich aber ebenfalls, weil dasselbe Requiem bei der Leichenfeier des Großvaters Sr. jetzt regierenden Majestät gesungen worden war.

Wie es aber in der Welt zu geschehen pflegt, so drängte ein zweites Ereigniß das erste bald in den Hintergrund. Man sprach, wie von einer unglaublichen und unerhörten Sache, von der Anmaßung eines Französischen Komponisten in Neapel, welcher, der Plackereien müde, denen die jungen Musiker sich unterziehen müssen, die in einem der beiden Opernhäuser ihre Compositionen wollen aufgeführt sehen, ein Drama gekauft hatte, und zwar von einem jener Tausende kleiner Poeten, die mit ihrem Talente der gastfreundlichen Theater ihr Brod suchen mögen. Mit selbstsüchtiger Sittsamkeit erinnerten die Neapolitanischen Dilettanten daran, daß sie Rossini und die Malibran angezeigtermaßen hätten, und verstanden nichts von der Französischen Höflichkeit, die sich damit begnügte, ihnen lächelnd zu antworten: „Was beweist denn dies?“

Meinem armen Landsmann war aber noch Etwas nachtheilig, oder vielmehr noch zweifelhaft: er hatte sein Vaterland verlassen, um sich anderswo zu setzen; in Neapel aber begreift man noch nicht, daß Talent auch in Karossen fahren und angestammte Wappen führen können.

Es kam inzwischen folgendes Ereignis hinzu: Der Direktor des Theaters San Carlo hatte die so Beryl, im Vertrauen auf ihre frühern guten Erfolge, für 60 Vorstellungen, jede zu 1000 Franken, engagirt und als prima donna aufkündigen lassen. Aber die neue prima donna, noch vor sechs Monaten gefeiert, bekrönt, angebetet, war so unglücklich, in Neapel durchzufallen. Das ganze Publikum fand, daß es lächerlich von der Direction gewesen sey, für eine verblühte Schönheit, einen Rest von Talent und einen Rest von Stimme jeden Abend 1000 Franken hinzugeben, während man für den Preis dieser Summe eine Malibran haben konnte. Die Direction kam jetzt über zwei Dinge ins Klare: die neu Engagirte mußte ersteno dazu bestimmt werden, daß sie die Zahl ihrer Vorstellungen auf die Hälfte einschränkte; und zweitens, daß sie die Rolle der prima donna in der neuen Oper an Madame Tachinardi übertrieb, für deren Stimme sie übrigens nicht geschrieben war, weil diese einen Sopran von weitesten Umfang hatte. Daher nun das Ungewitter, auf das wir bereits hingedeutet.

Manchen wird vielleicht darüber staunen, daß eine Frau in ta Rongi's theatralischer Stellung die Macht gehabt habe, eine Koterie zu bilden, eine Kabale zu schmieden und ein Komplott zu organisiren. Man wird vielleicht fragen, warum sie nicht zu ihrem eigenen Besten anwendete, was sie zum Schaden Anderer gebrauchen wollte. Hierauf antworte ich: 1) daß die Mittel, deren sich in Italien und Frankreich gewisse Künstler bei gewissen Gelegenheiten bedienen, nicht immer in das Gebiet der literarischen Kritik gehören; und 2) daß ein worsches Gebäude seine Bewohner zwar nicht mehr schützen, wohl aber die Vorübergehenden noch zerschmettern kann.

Die Truppe blieb übrigens noch wie vor die schönste und vollständigste in ganz Italien; sie bestand aus den drei musikalischen Elementen, die zum Ganzen nothwendig sind: einem Mittel-Tenor, einem Baß und einem Sopran. Zum Glücke waren diese drei Elemente auch so vollkommen, wie man sie nur wünschen konnte: die hiesten Duprez, Rancovi und Tachinardi.

Duprez überschritt die Alpen im Jahre 1828 und ist seitdem der erste Tenorist Italiens geworden. Er hat eine der ausgedehntesten Stimmen, die man sich denken kann; und ich hörte ihn Töne aus der Brust singen, die Andere gewöhnlich nur mit der Kehl- oder Kopfstimme angeben. Er ist außerdem ein meisterhafter Schauspieler und sogar Komponist. Rancovi ist ein junger Mann von 23 Jahren, mit einem prächtigen Bariton, den er ganz so übt, wie er ihm vom Himmel eingepflanzt hat. Durch einen Unternehmer für die jährliche Summe von 24,000 Franken engagirt, bekommt der arme Teufel, wenn ich nicht irre, nur 3000 oder 4000.*) Diese kärgliche Besoldung dient ihm als Entschädigung dafür, daß er an der Ausbildung seines Baritons nicht weiter arbeitet; denn, sagt er, wenn ich auf meinem Zimmer singe, so hört man mich, und werde ich gehört, so kann ich Niemanden sagen lassen, ich sey nicht zu Hause. Die Tachinardi hat eine Art von Nachtigallen-Kehle; sie kann in Hinsicht ihrer Methode und des Umfangs ihrer Mittel der Madame Damoreau an die Seite gestellt werden. Im Uebrigen ist ihre Stimme jugendlich und rein, aber nie dramatisch; ihr dramatisches Talent verständige Klarheit, ohne Melancholie oder Leidenschaft; ihr Gesicht von kalter Schönheit. Man könnte sie eine Beruntte mit blonder Singstimme nennen.

(Schluß folgt.)

Holland.

Admiral de Ruyter und Jean Bart.

(Schluß.)

Nachdem der Schreiber der „Sieben Provinzen“ Jean Bart und Sauret in seine Liste eingetragen hatte, ließ er sie zum Zeugmeister führen. Hier empfingen sie eine Jacke von grünem Tuche mit Orange-Knöpfen und Aufschlägen, weite Beinkleider von grober Friesischer Leinwand, einen Gürtel von rother Serge und eine Art Kappe von brauner Wolle; hierauf wurden beide Seelente zum Oberbootsmann geführt.

Der Commis ermahnte sie ohne Aufhören, ihre Kleider weder zu beschmutzen, noch zu zerreißen; hierüber und über die große Wichtigkeit, die derselbe sich beilegte, begann Jean Bart bereits ungeduldig zu werden, als Sauret ihm zuflüsterte: „Mein Herr, wir sind es nicht, wie am Bord eines Kauffahrers, wo der Capitain mit seinen Leuten stets gemeinschaftliche Sache macht. Hier ist der Matrose so gut Sklave, als der Ehrist bei den Türken; hier geht, hier taucht, ruht, schläft, ißt oder verschlingt man ganz nach dem Willen des Capitains, der seinen Rücken über sich hat; ja, junger Herr, so ist es. Ein Kriegsschiff ist wie ein Kloster, wo es noch erfreulich, also ein wahres Franziskaner-Kloster, namentlich aber bei diesen Mönchern, die stumm sind, wie der Harng im Netze. Wenn Sie, mit Erlaubniß zu sagen, mich vorher gefragt hätten, ich hätte gerathen, schnell die Segel zu hissen und uns von hier zu entfernen.“

„Aber denke Dir doch nur, alter Sauret, was ich sehen werde! Beim heiligen Kreuz, ich werde einen Gefechte beiwohnen, einem großen Seegefecht. Ich, der ich niemals dergleichen gesehen habe, und nur mit den Kothbrücken an der Küste von Suffolk ab und zu einige Musketen- oder Falkonet-Kugeln wechselte; und über das Alles werde ich unter den Befehlen des berühmten de Ruyter dienen, und das ist ein Glück, wie es sich einem Vater ein Glück nur, unter dem Seefuchs gedient zu haben.“

„Unbegreiflich, mein junger Herr, nichts in der Welt ist herrlicher, als zwei Flotten, die sich gegenseitig hartnäckig bekämpfen; es ist auch eine große Kunstvollständigkeit, sich mitten unter diesen Streitern zu befinden und Schlag für Schlag einzutauschen, aber, mit Verlaub zu sagen, Sie werden sich auch sehr langweilen, wenn Sie sich dazu verdammt finden, an der Thür einer Kajüte, die im Vordertheil nahe bei dem Magazin belegen war. Der Wurfe des Zeugmeisters öffnete die Thür und sagte zu den Hochbootsmann der „Sieben Provinzen“, Herrn Abraham Leiy: „Hier sind zwei Matrosen, die von heute ab auf Befehl des Herrn Admirals engagirt sind.“ Darauf ging er fort.

Abraham Leiy, Hochbootsmann der „Sieben Provinzen“, war ein Mann, welcher an Bord, und namentlich bei de Ruyter, gut angeschrieben war, der ihn als einen vorzüglichen Seemann schätzte, in welchem sich rastloser Eifer, kaltes Blut und Erfahrung vereinigten, einer von den zuverlässigen Leuten, welche, nach dem Flamändischen Sprüchworte, sich einen Knoten anreißen, einen Nagel daraus zu machen. Aber trotz dieser glänzenden, dermaßlichen Eigenschaften war Abraham Leiy unbedingt der gröbste, härteste und ungeselligste Bursche von ganz Niederland. Man stelle sich einen dicken Mann von ungefähr funfzig Jahren vor, den Kopf mit einer schwarzen Perrücke bedeckt, die sein breites, finsichtiges, aber zugleich erfahles Gesicht noch zurückstehender machte, dazu große graue Augenbrauen, kleine braune Augen, aufgeworfene Lippen, herwortstehende Kinnbacken, und man hat ein genaues Signalement von Abraham Peters Leiy.

Ich habe vergessen, zu bemerken, daß eine Kanonenkugel dem Herrn Leiy den linken Arm weggenommen hatte, und daß der Aermel seines völlig schmierigen grünen Wammes auf der Brust mit dem linken Rockschooß vermittelst Heftnadel befestigt worden war, denn trotz der steten Klagen des Admirals war sein Hochbootsmann gewöhnlich das Muster der Unreinlichkeit.

Dieser gesellschafte Mann saß auf einer Kiste und zermalmte mit seinen Zähnen einen Schiffszwieback und ein Stück Stockfisch, den er in eine Art Sauce tunkte, die aus Pfeffer und geschmolzener Butter bestand, als Jean Bart und Sauret eingeführt wurden. Nachdem er sie eine lange Zeit examinirt hatte, ohne dabei die Arbeit seiner furchtbaren Kinnbacken zu unterbrechen, welche den Zwieback mit dem Geräusche eines Mühlsteins zermalmten, gewahrte er, daß Jean Bart seine Mühe auf dem Kopf behalten hatte, er ergriff ein langes Bambusrohr,

*) In Italien verfault sich der Künstler auf drei oder vier Jahre an einen Entreprenneur, der ihn wieder an eine Direction vermiethet. Die reichen Talente Italiens haben sich auf diesem Wege bekannt gemacht. Duprez ist in diesem Augenblick das Eigenthum einer gewissen Person, der ihm jährlich 60,000 Franken giebt und ihn für die Summe von 90,000 Franken an das Theater vermiethet.

Digitized by Google

kaz in der Nähe seines Koffers stand, und warf mit einem Schlage die Mütze von dem Kopfe des jungen Mannes herunter.

„Er hat recht", rief Sauret lebhaft, als er den Unwillen Jean Bart's wahrnahm, „Sie sind sein Untergebener, Sie mußten die Mütze abnehmen."

Jean Bart hatte seine Fäuste und murmelte einige Verwünschungen. Nach diesen Experimenten wandte sich Meister Lely mit der ruhigsten Miene von der Welt an die beiden Matrosen: „Wo kommt ihr her?" — „Von St. Paul, nahe bei Calais", antworteten Jean Bart, seinen Zorn zurückhaltend, und nahm, ohne Zweifel, um diesen völlig zu beschwichtigen, ein Stückchen Kautabak aus seiner Blechdose. Kaum aber hatte er diese geöffnet, als er einen neuen Schlag mit dem Kolbenstrohr auf die Hand erhielt, so daß die unglückselige Dose an die Decke der Kajüte flog.

Das Blut stieg dem Jean Bart ins Gesicht, der sich diesmal unselbdar auf den Herrn Lely geworfen haben würde, hätte Sauret ihn nicht zurückgehalten und den Hochbootsmann angetrieben: „Ali Hochbootsmann, Herr, vergeben Sie, daß ich zu reden wage. Dieser junge Seemann ist bisher nur auf Kauffahrern und Schmugglern gewesen und weiß nicht, was am Bord eines Orlogschiffes Gebrauch ist!" Dann wandte er sich wieder an Jean Bart und sagte mit ganz verstörten Mienen auf Französisch zu ihm: „Aber, mein Gott, mein guter Bert, man nimmt niemals Tabak in Gegenwart eines Vorgesetzten! Bei dem Namen Ihres Vaters, schonen Sie diese Zwiedackmühle, denn jetzt können wir ihr nicht mehr entrinnen."

Jean Bart biß sich in die Lippen, schwieg, und um seinem Zorne Luft zu machen, stampfte er heftig mit dem linken Fuße. Aber ein neuer Schlag des Bambus traf gerade auf den großen Zehen des linken Fußes, um ihm jeden Gedanken zu nehmen, auf diese Weise seine üble Laune und seine Ungeduld an den Tag zu legen.

„Gottes Tod!" schrie er und stampfte diesmal so heftig mit dem Fuße, daß der Sitz des Herrn Lely davon erbebte, „Gottes Tod! sange nicht wieder an, Käsekak! Oder . . . ."

Glücklicherweise war diese Drohung Französisch ausgestoßen, und noch glücklicher war es, daß Sauret sich von Neuem vorschob und zum Hochbootsmann sagte, daß die Wuth seines jungen Freundes nur dadurch erregt worden sei, daß der Schlag mit dem Bambusrohr ihm den Schmerz einer alten Wunde erneuert habe.

Meister Lely hatte während dieses ganzen Auftritts einen unerschütterlichen Gleichmuth an den Tag gelegt, und nach jeder Anbeutung, die er mit seinem Bambus gegeben hatte, hatte er daffelbe wieder bei Seite gelegt, ohne eine Miene zu verziehen. Jean Bart, seine unglückselige Bewunderung des Rupter's verwünschend, noch mehr aber seine unglückseligere Neugier, einer Seeschlacht beizuwohnen, schwieg, ergab sich in sein Schicksal, knirschte mit den Zähnen und ließ den alten Sauret mit dem jungen Manne zu Worten, auf welche Ersterer, welcher in seinem Verdruß also fortfuhr: „Ende Ihr Matrosen sei" — „Ich glaube mir schmeicheln zu dürfen, mein Herr, daß ich . . ."

„Schütze mir dies Tau zusammen!" sagte Meister Lely im strengen Tone, indem er zwei Enden Tauwerk, die in seiner Nähe lagen, ergriff und sie ihm mit einem Blicke überreichte. Da der Seefisch sich beeilte, diese Arbeit mit nicht geringer Geschicklichkeit, und das Tau war so gut gestligt, daß man die Stelle nicht entdecken konnte, wo beide Theile des Taues zusammengefügt worden waren. Meister Lely nahm sie, er prüfte sie mit Aufmerksamkeit, ohne daß sein Gesicht auch nur auf einen Augenblick den Ausdruck der Härte verlor, dann gab er Jean Bart denselben Befehl, denselben Spitzung c ea so gut gelang, als die seines alten Freundes Sauret.

Das Gesicht des Holländers blieb unverändert. „Ende Ihr Kanoniere?" fragte er weiter. — „Wir sind so außerordentliche Kanoniere", rief Sauret etwas übermüthig, „daß dieser junge Mann — wie ich, ohne der Wahrheit unterau zu werden, verschwören kann, sind hier war immer die Kanonen, die wir alle Tage abzuschießen, wenn er eben den Begriffe war, recht derb zu übertreiben) — beim Schießen in Dünkirchen von den St. Majestät dem König von Frankreich und Navarra ausgesetzten Preis erhalten hat . . . er trug einen prachtvollen Degen von reinem Golde davon, und ein Wehrgehenk von vorbereitem Sammet, so erschrecklich reich mit Perlen, Rubinen und blitzenden Karfunkeln bedeckt, daß der junge Mann, aus Furcht, blind davon zu werden, das Wehrgehenk zu Hause gelassen hat, und daß . . ."

Aber diese von Sauret etwas ausgeschmückte Erzählung ward durch folgende Worte unterbrochen: „Ah so . . . Ihr gebört zu jenen Räubern von Dünkirchen . . . Und zum ersten Mal weiß die wilde Robheit vom Gesicht des Herrn Lely und drückte die tiefste Verachtung aus; ohne Sauret Zeit zu lassen, ihm zu antworten, wandte sich der Hochbootsmann an Jean Bart: „Da Du doch Kanonier bist, so sage mir, wo man die besten Kanonen-Gießereien findet?" — „In Frankreich. Die beste befindet sich zu Perigord." — „Was ist die Lafette?" — „Die Lafette ist die ausgeackte Unterlage „worden" genannt, auf welcher die Kanonier das Rohr anbringen, um die Kanone nach dem Zielpunkt zu richten." — „Wie erstlich man das Griechische Feuer?" — „Indem man es mit ungegrebnen Leder bedeckt."

Meister Lely sann einen Augenblick nach; seinen wilden Blick fest auf Jean Bart gerichtet, fuhr er fort: „Was ist ein Loppast?" — „Es gebört zum Dienst in der Marine, man lassende Taue daselbst einzuschweren sind." — „Wir heißen diese lausenden Taue?" — „Geitaue." — „Wo sind sie?" — „Gleich unterhalb der Mars." — „Wozu dienen sie?" — Sie lassen durch zwei Metallblöcke, deren einer sich am Steuerbord, der andere am Backbord befindet, um das große Segel über Stag zu ziehen oder umzubrassen."

Meister Lely machte eine neue Pause, dann fuhr er fort: „Bist Du Lootse?" — „Dieser junge Mann ist ein so erschrecklich geschickter Lootse", sagte der gute Sauret, daß er während eines heftigen Sturmes einen Logger hierher führte, während . . ."

Aber ein kalter und gebietender Blick Lely's hieß den alten Seemann schweigen. „Bist Du Lootse?" fragte der Hochbootsmann den Jean Bart noch einmal.

Aber diese Fragen, hauptsächlich aber der Ton, mit welchem sie vorgebracht wurden, waren dem jungen Seemann so widerlich, daß er, um ihnen ein Ende zu machen, die letzte Frage kurzweg mit Nein beantwortete.

Das seltsame Verhör ward plötzlich abgebrochen; Meister Lely zeigte mit dem Ende seines Bambus den beiden Seeleuten die Thür seiner Kajüte, zu der sie hinausgingen, nachdem sie gegrüßt hatten.

„Gottes Tod! Gottes Donner! Alle Wetter! Tausend Bomben und Granaten! Ich will lebendig verbrannt und exkommunizirt werden wie ein Jude und ein Türke, wenn ich nur eine Minute mit diesem Vieh von einem Stockfischfresser an einem Bord bleibe!" schrie Jean Bart, als er einmal außer dem Bereich des furchtbaren Meister Lely war, und in seinem Zorn schlug und stieß er mit seinen Füßen gegen eine Scheerwand, ohne auf die Ermahnungen des alten Sauret zu hören, der ihm umsonst zurief: „Aber um Gott, lieber junger Herr, beruhigen Sie sich doch; da kommt ein Sergeant von der Runde, ich sehe seine Partisane schon blinken."

In der That kam ein Sergeant mit zwei Soldaten herbei, welche den Jean Bart, des höllischen Lärmens halber, den er gemacht hatte, festnahmen und ihn fortführten, ohne ein Wort zu sagen, worauf der Sergeant mit einem faft den so strengen Tone als Meister Lely sagte: „Legt den Unruhstifter auf die Latten!" — „Auf die Latten? Mich? In Eisen? Gottes Tod!" schrie Jean Bart, „das wollen wir sehen!" — „Legt dem Schwätzer einen Maulkeb an!" sagte der phlegmatische Sergeant.

Dies geschah, trotz der Bitten des alten Sauret.

Als der Gefangene die Stufen hinaufstieg, welche von der unteren Batterie zur oberen führen, hörte man eine Trommel, und die Matrosen stellten sich auf der ersten Batterie in eine Linie. Nach einigen Augenblicken trieb der Rupter herab, er hatte so eben seine Inspection beendet und seine Wiederkunft-Inspirmation an seinen Bord entdecken können.

„Was ist das?" sagte er mit einer Miene des Staunens und der Unzufriedenheit, „hat mein Schiffling schon einen Zehltritt begangen? Was giebt es, Sergeant?"

„Herr Admiral, ich fand diesen Mann, ein furchtbares Geschrei anstoßend und unsern der Kammer des Herrn Lely einen fürchterlichen Lärm in der Verkleidungen machend."

„Nehmt ihm den Knebel aus dem Munde, damit er antworten kann!" sagte der Admiral, und wandte sich an Jean Bart: „Nun, was hast Du zu sagen? Führst Du Dich schon so auf?"

„Herr Admiral! Da haben Sie die ganze Geschichte, und beim heiligen Kreuz! ohne die geringste Unwahrheit. Als ich den Fuß auf Ihr Schiff setzte, hatte ich nicht den Gedanken, Kanonfahren oder Schmuggeln gebient . . . und da, Herr Admiral, ist bei schlechtem Wetter, oder in Gefahren, Capitain, Steuermann oder Matrose ganz gleichgültig, wenn ihm seine Arbeit, und nach der Arbeit rauchen wir Alle von demselben Tabak . . . Hier ist es nicht so, man hat mich sogleich als einen Lügner und Betrüger, als Seefisch strafbaren Mann geschickt, welcher die Manier hat, mit dem Bambusrohre zu reden, was, bei meiner Treu, etwas sehr ungeschlacht ist."

„Aha! Das ist Lely!" sagte der Rupter, ein Lächeln unterdrückend. „Ja, Herr Admiral. Weil der Hochbootsmann durch den ersten Schlag mit seinem Bambus mich lehren wollte, zu gähnen, mit dem zweiten, mich Tabak zu kauen, mit dem dritten, ewig zu sepn, und mit dem vierten, hinauszugehen, da, ich gestehe es, übermannte mich der Zorn, und um diesen auszulassen, habe ich mit Händen und Füßen gestampft; da kam der Mann hier mit der Partisane nebst seinen beiden guten Freunden, sie haben mich festgebalten und mit einem Maulkorb angelegt, gerade wie einen Bären auf dem Jahrmarkt zu Dünkirchen."

De Ruyter, der große Mühe hatte, bei dieser naiven Rechtfertigung seine Ernsthaftigkeit zu behaupten, sagte zu Jean Bart: „Am Bord eines Kriegsschiffes muß die strengste Manneszucht herrschen, mein Sohn; weil Unbändigere als Du haben das eingesehen . . . Du mußt Dich unterwerfen . . . Wenn Die Unseffen ein solcher Zustand zu hart deuchtet, reise ab; Dein Degen ist noch nicht unter Segel. — Wenn Du aber bleibst . . . binden Gehorsam, jetzt wähle."

„Beim heiligen Kreuz" rief Jean Bart entschlossen, „man soll nicht sagen, daß der Sohn des Cornelius Bart das Schiff des Admiral de Ruyter fury vor der Schlacht, um solcher Kleinigkeit willen, verlassen hat; ich bleibe, Herr Admiral, wenn ich mich bei der ersten Kanone vor Anker legen darf. Vergeben Sie mir den Lärm, den ich gemacht habe, wenn es Ihnen gefällig ist; ich schwöre Ihnen, daß ich in keinen ähnlichen Fehler verfallen will, ich werde mich mäßigen."

Dies sagend, umschlang er die Knie de Ruyter's, der ihn mit Freundlichkeit aufhob und ihn freizulassen befahl.

Bibliographie.

Het leven van Jezus. (Das Leben Jesu.) Eine Niederländische Handschrift aus dem 13ten Jahrhundert. Zum ersten Male herausgegeben von Prof. G. J. Meyer. Gröningen.

Guido de Brès — der Verfasser des Niederländischen Glaubensbekenntnisses, in seinem Leben und seinem Tode. Nebst einigen Briefen, die er im Gefängnisse geschrieben, kurz vorher, ehe er den Märtyrertod erlitt. Amsterdam.

Catharina Rembrands — oder die Belagerung von Alkmaar im J. 1573. Von J. Kradendam. Amsterdam.

Proeve eener geschiedenis der Nederduitsche dichtkunde. (Versuch einer Geschichte der Holländischen Poesie.) Von Jeronimo de Brieg. Zweite Aufl. Amsterdam.

De Levant etc. (Das muhammedanische Asien.) Nach den neuesten

Digitized by Google

Beschreibungen, von N. G. van Kampen. Mit Kupfern. Erster Band. Haarlem.

De Noormannen in Nederland. (Die Normannen in Holland.) Geschichte ihrer Invasionen im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert. Von J. H. van Bolhuis. Utrecht.

Kuser. — Erzählung vom Verf. des José. Haarlem.

Frankreich.

Die letzten Tage der Madame Elisabeth.

Von Frédéric Fayot.

Als die Prinzessin Elisabeth, dieses edle Opfer der Revolution, in den Temple gebracht wurde, den sie nur wieder verließ, um bald nachher auf dem Blutgerüste zu sterben, wies man ihr eine zerfallene Küche im dritten Stock als Wohnzimmer an. Die schmutzigen Tünchner eines Wasserleitungs waren ihre Toilette; ein altes bald zerbrochenes Gartbett diente ihr als Nachtlager, und ein paar schlechte Stühle vollendeten das Meublement der Enkelin Ludwig's XIV. Mitten unter diesen Entbehrungen und Leiden blieb Elisabeth ihrer jungen Nichte (der nachmaligen Herzogin von Angoulême) die liebreichste und eifrigste Erzieherin. Aber kaum Monate nach dem Einzug in ihren Kerker wurde sie den Armen des Kindes entrissen und mußte sich zum Tode bereiten. Die Kommune, deren Diktator Hébert war, klagte Ludwig's XVI. Schwester einer Mitverschwörung durch Korrespondenz an. Es war im Monat Mai 1794; man erneuerte die erdärmliche Beschuldigung vom Oktober 1792, den im Garde-Meuble verübten Diamanten-Diebstahl betreffend, und gab vor: „Madame Elisabeth habe jene Diamanten entweder stehlen lassen, oder von dem Diebstahl derselben gewußt, und dafür gesorgt, daß sie in die Hände ihrer Geschwister kamen."

So abgeschmackt auch diese Erklärung war, so legte man sie doch einer schriftlichen Anklage zum Grunde. Dieser Anklage-Akt wurde der Prinzessin am 9. Mai 1794 durch den Huissier Monet überbracht, der gegen halb 7 Uhr des Abends in das Gefängniß des Temple sich verfügte. Ihn begleiteten Fontaine, General-Adjutant der Artillerie der Pariser Armee, und Sterlaville, Adjutant des Generals Berruyer. Monet überreichte den Rathsgliedern Eudes, Magendie und Godefroy einen Brief des öffentlichen Anklägers Fouquier-Thinville, worin sie angewiesen waren, die „Schwester Capet's" auszuliefern.

Man erschien vor den Thüren der Gefangenen, und Einer rief mit lauter Stimme: „Elisabeth Capet!"

„„Was wollen Sie von mir?"" antwortete sie. — „Folge uns." — Sie folgte ihnen, und eine Miethskutsche brachte sie nach der Conciergerie. Zwei Stunden darauf wurde Elisabeth vor Fouquier-Thinville geführt, der sie mit seiner polternden Sprache und seinem unausstehlichen Hasse gegen das gestürzte Königshaus inquirirte.

Madame antwortete mit Ruhe, aber schwieg, und blieb ihrer selbst würdig.

Am folgenden Morgen übergab sie Fouquier mit noch 24 anderen Personen, die einer deshalbigten Contre-Revolution angeklagt waren, dem Revolutions-Tribunale. Dumas präsidirte, und Madame wurde mit ihren 24 Unglücks-Gefährten zum Tode verurtheilt. Unter den Letzteren befanden sich: Komtesse de Mirepoix, Ex-Kriegs-Minister; Mégret de Sérilly, Ex-Kriegs-Schatzmeister, und seine Gattin; auch die Wittwe des Ex-Ministers Montmorin. Madame Elisabeth hörte ihr Urtheil mit Gleichmuth. Schon lange war „der Schwerz des Todes für sie vorüber."

Als man die Verurtheilten zum Richtplatze fuhr, drängten sich die verwünschenden und ehrlosesten Frauen um der Hese des Pöbels brüllend und insultirend um die hinderstecken Karren. Elisabeth sprach auf dem Wege viel mit einer sehr alten Frau, die neben ihr saß und ihre Worte mit ehrerbietigem Kopfnicken aufnahm.

Die Züge dieser Alten verklärten Freude darüber, daß sie auf dem letzten Wege die Ehre hatte, mit einer so erlauchten Person vertraulich zu sprechen. Elisabeth's Gelassenheit war nie größer gewesen, als bei dieser Gelegenheit: so versicherte mir nach mehr als vierzig Jahren ein derbhmter Geschrter"), der die Execution mit angesehen. Ohne farblos zu sein, erschien sie doch bleicher als gewöhnlich; in ihren Zügen lag heitere Ruhe, und von Zeit zu Zeit bedeckten die schönen Wimpern das saubre Auge. Etwas unwennbar Edles und Erhabenes machte sie vor allen Uebrigen kenntlich.

Einige Locken ihres glänzend schwarzen Haares hatten sich gelöst und fielen auf die Stirn. Noch am Fuße des Schaffots stellten sich die Freunde ihrer Sache, die mit ihr sterben sollten, huldigend im Kreise um sie her. Elisabeth sollte zuletzt an die Reihe kommen; die 24 Opfer warfen ihr im Vorübergehen Blicke voll innigster Verehrung zu, und Jeder verneigte sich. Auf Elisabeth's Antlitz lohte eine verklärte Hoheit, als sie die Scheidegrüße der Unglücklichen erwiderte. Gewiß war noch kein Märtyrer schöner als sie gewesen; es schien, wie ein revolutionairer Zeuge sich ausdrückte, als wäre sie im Begriff, die Koherte der Uebrigen zum Himmel zu führen!

Als das Blut der Anderen vergossen war, packte der Henker diese Heilige mit roher Faust, so daß ihr Halstuch zu Boden fiel. „Im Namen Ihrer Mutter, Herr, bedecken Sie mich!" rief sie mit schmerzlichem Ausdruck.

Der Henker gehorchte; sie lächelte und starb. — Madame Elisabeth zählte erst 30 Jahre; sie war schön und von edlem, anmuthvollem Wuchse. Ihre Ueberreste wurden gleich nach der Hinrichtung auf einen allgemeinen Kirchhof bei Monceaux gebracht. In dem Augenblick, als die herrliche Frau auf dem Richtplatze ankam, bemerkte man unter der versammelten Menge so viele Rosen-Bouquets, daß die Luft davon geschwängert wurde. Welch' rührender Kontrast!

Obgleich schön und von hoher geistiger Bildung, hatte sie seien Vermählungs-Antrag zurückgewiesen; und doch befanden sich Kaiser Joseph II. ein Portugiesischer Infant und der Herzog von Rosta unter der Zahl ihrer Bewerber. „Die Zeitumstände erlauben mir nicht, an so Etwas zu denken", sagte sie öfter. — In den Zeiten ihres Glanzes besuchte sie die glänzendste Hofsetze zu Versailles und in den Tuilerieen nur selten; sie gab stillern Freuden der Geselligkeit und wissenschaftlichen Beschäftigungen den Vorzug.

In dem schrecklichen Winter von 1789 ernährte sie ein ganzes Volk von Armen, denen sie einer reichen Quelle ihrer Besitzes eröffnete. Als die politischen Wechsel bedrohlich und die Umstände verwickelt wurden, zog sie aus ihrem prächtigen Lustschlosse Montreuil wieder nach den Tuilerieen und blieb von jetzt an immer an der Seite des Königs. Sie sprach nie über politische Dinge; allein sie schwieg nur aus Rücksicht für ihren Bruder. In Roth und Gefahr zeigte sich ihre Seele wunderbar energisch, und ihre Worte glichen den Orakelsprüchen — aber sie verhallten im Sturme der wildbewegten Zeit.

Bibliographie.

Guide du géologue voyageur, sur le modèle de l'Agenda Geognostica de M. Leonhard. — Von Ami-Boué. 2 Bde. 12 Fr.

La Macrobiotique de B. C. F. de Nervaux, qui n'est pas médecin; véritables moyens pour prolonger la vie et conserver la santé; hygiène littéraire, critique, politique, philosophique et patriotique.

Le Médecin de l'âge de retour et de la vieillesse. — Von Sigurtant. 7½ Fr.

Médecine légale, théorique et pratique. Par Alph. Duvergie, avec le texte et l'interprétation de lois relatives à la médecine légale, revus et annotés par Dehaussy et Robecourt. Th. I. 8 Fr.

Nouveau Traité de Pharmacie théorique et pratique. — Von E. Soubeyran. Th. I. 8 Fr.

Mannigfaltiges.

— Canning als Redner. In einem Artikel des letzten Heftes der „British and Foreign Review" wird von Canning gesagt, er sey ein eben so genialer Redner als Staats-Mann gewesen. Fox, Pitt und Sheridan, an Rednergaben aber habe er diese Männer noch übertroffen. Dieses Urtheil erklärt der Sinn für eine gewaltige Hyperbel und bemerkt: „Was die äußere Anmuth der Vortrefflichkeit betrifft, so mag darin Canning wohl ausgezeichneter gewesen seyn, als irgend Einer unserer größten Redner; wenn man ihn jedoch in Beziehung seines Genius einem Burke oder Fox gegenüber stellt, so kann solche Ansicht nicht gebilligt werden. Wir erachten zwar durch seinen Witzsinn und durch seine vielseitigen Kenntnisse, durch seine schlagende Logik und durch seinen Verstand und setzte nicht durch seine Einbildungskraft in Erstaunen. Die beste Rede, die Canning jemals gehalten, erhebt sich sehr wenig über elegante Gewöhnlichkeit. Wenn er ernst wurde, war sein Ausdruck immer schaal und gekünstelt, mit einem Anflug von dem rhetorischen Zitterwerk, das an den seligsten Schulknaben von Eton erinnerte, und wenn echten Genie, wenigstens in dem Sinne, wie Burke es war, ist er himmelweit entfernt. Uebrigens waren sein Witz, sein feiner Spott und vor Allem seine treffenden Citate aus den Klassikern jedes in seiner Art ausgezeichnet, und wenn diese Talente allein zum Redner hinreichend wären, so hätte es nie einen vollendeteren gegeben, und Canning würde in diesem Falle den ersten Rang einnehmen, welchen Platz sollen wir dann für Burke, Fox und besonders für Chatham anweisend machen? Gewiß lassen wir ihm genügende Gerechtigkeit widerfahren, wenn wir ihn den Rednern zweiter Klasse, den Pitt's und Sheridan's beigesellen. Die Nachwelt wird ihn in keinem Fall höher stellen, und auch seine enthusiastischsten Bewunderer können keinen höheren Rang für ihn in Anspruch nehmen."

— Englands Handel. Dieser ist nicht, wie der Handel Hollands oder der des ehemaligen Brudes, hauptsächlich auf den Austausch von Waaren begründet, die aus verschiedenen Ländern herbeigeführt werden, auch beschränkt er sich nicht, wie in vielen anderen Staaten, auf die Ausfuhr von Erzeugnissen des eigenen Bodens; England ist allerdings ein großes Handels-Entrepot, besonders für Kolonial-Produkte, aber sein Handel beruht fast gänzlich auf seinen Manufakturen, mit deren Erzeugnissen es fast alle auswärtige Märkte versieht und durch deren Vermittelung es die Produkte aller Länder an sich kauft. Von 41,286,594 Pfd. Sterl., welches der wirkliche oder deklarirte Werth Britischer Produkte und Manufakte war, die im Jahre 1834 ausgeführt wurden, waren nur 1,470,793 Pfd. Erzeugnisse unseres Bodens, unserer Bergwerke und Fischereien — und zwar auch nicht ganz in rohem Zustande — während die übrigen 39,815,801 Pfd. aus den Erzeugnissen unserer Spinnereien und Fabriken bestanden. Von dieser letzteren Summe wurde nicht weniger als 20,492,509 Pfd., also mehr als die Hälfte, durch die verschiedenen Produktionen der Baumwollen-Manufakturen dargestellt, 5,734,017 Pfd. durch Wollenwaaren; 2,501,292 Pfd. durch Leinengewebe und 1,484,681 Pfd. durch kurze Waaren und Laincailleriren.

(Br. and for. Rev.)

*) Herr Jomard, der mit in Aegypten gewesen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Jägerstraße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Mittwoch den 10. Februar 1836.

England.

Der Amerikaner Willis über Englands Leben und berühmte Schriftsteller. *)

Herr Willis verließ Amerika als Gesandtschafts-Attaché und brachte in dieser Eigenschaft mehrere Jahre auf dem Europäischen Festlande, in Griechenland und in der Türkei zu. Die Gelegenheit, welche seine Stellung ihm darbot, die Sitten und Lebensweise in den von ihm bereisten Ländern zu beobachten, benutzte er zu seinem Vergnügen sowohl, wie zu seinem Vortheil, indem er einem in Amerika erscheinenden Wochenblatt, dem „New-York Mirror", hin und wieder Korrespondenzen zusandte. Seine Briefe wurden noch voll von dem unmittelbaren Eindruck der Scenen geschrieben, welche er schilderte, und sie trugen alle die Spuren einer lebhaften Empfindung, mitunter auch wohl einer irrigen Ansicht; aber sie waren kräftig, malerisch und natürlich und durch und durch von einem echt poetischen Hauch erfüllt. So lange die Schilderungen des Herrn Willis sich noch bloß auf den Kontinent von Europa oder auf die Inseln des Griechischen Archipels und die Wunder von Stambul erstreckten, wurden sie in England nicht beachtet; kaum aber hatte der junge Reisende die Stadt London betreten und seine Bemerkungen über das Englische Leben begonnen, so war man auch in England gleich hinterher, drucke sie nach und machte nicht ohne Bitterkeit seine Glossen darüber. Jetzt, wo seine Reisebriefe gesammelt und unter dem in der Anmerkung genannten Titel von ihm herausgegeben worden sind, scheint es, als wenn sich das Urtheil der Englischen Kritiker, die nun das Ganze vor Augen haben, unparteiischer gestalten wolle. Es läßt sich nicht leugnen", sagt einer jener Kritikerchen bei dieser Gelegenheit, „daß wir, so große Freiheit wir uns auch in unseren Bemerkungen über andere Nationen herauszunehmen, doch über die Maßen empfindlich sind, wenn Fremde sich dasselbe mit Rücksicht auf uns erlauben. Wir finden an unseren Trollope's und Hamilton's wenig Tadelnswerthes, und aber empört den Schriftsteller der „Fliegende Blätter oder Boten in Hausse". In dieser Hinsicht vergessen wir ganz den Grundsatz der Gerechtigkeit, daß wir Anderen eben so viel Freiheit angestehen müssen, als wir für uns selbst in Anspruch nehmen, und indem wir gegen die unwürdigen Persönlichkeiten der Mistreß Butler **) ziemlich tolerant sind, glauben wir durch Schmähungen auf die tüchtigsten, Fetzer der Herrn Willis unsere Nationalität ein Genüge zu thun. Doch diejenigen unter uns, die unseren wirklichen Charakter am besten kennen und die Punkte, wo er verwundbar ist, am klarsten sehen, sind gewiß die Letzten, die ihre eine offene Beurtheilung grollen werden; nur die Eiteln und die Schwachköpfe, die auf der Oberfläche der Gesellschaft herumflattern und die Luft des Lyceums athmen, finden Anstoß an einer aufrichtigen Enthüllung unserer Fehler."

Zwei Bände von dem Werke des Herrn Willis sind Frankreich, Italien, Griechenland und der Türkei gewidmet, und nur der letzte oder ein Theil des letzten Bandes beschäftigt sich mit England. Es ist ganz in der Weise eines Reise-Journals geschrieben, flüchtig und flüchtsbalt, und da Herr Willis Länder bereist, die schon so oft von selbstern Reisenden beschrieben sind, so konnte er meist nicht viel Neues sagen, außer daß er den Ausdruck seiner Empfindungen und Ansichten hinzufügte. Derjenige Theil des Buches, der von England handelt, ist übrigens nichts weniger als sarkastisch und übelwollend, sondern im Gegentheil mit der schmeichelhaftesten und gefühlvollsten Bewunderung für dieses Land geschrieben. Aus jeder Seite blickt eine außerordentliche Vorliebe für England hervor, und wäre Herr Willis ein geborener Engländer, so würde er die Mängel und Irrthümer seiner Landsleute wahrscheinlich kühner ausgesprochen haben. Auch kann man ihm keinen Mißbrauch des Privatvertrauens Schuld geben; die wenigen Familienkreise, in welche seine Briefe uns einführen, sind in Ausdrücken des Wohlwollens und der Verehrung geschildert; auch führt er uns meist nur Personen vor, die allgemein bekannt sind und einen öffentlichen Charakter haben; die Gespräche, von denen er Bruchstücke mittheilt, beziehen sich fast ausschließlich auf literarische Gegenstände; er skizzirt einige Personen, die die sich die Leserwelt besonders interessirt, und erkennt mit einer Zartheit und Herzlichkeit, die ihm in England sehr Freunde machen müßte, statt die Kritiker gegen ihn zu erbittern, den ersreulichen Einfluß der angenehmen Verbindungen an, in welche ihn sein Besuch in jenem Lande brachte.

Da die beiden ersten Bände dieser Schilderungen in sachlicher Hinsicht nicht viel Neues für die Leser des Europäischen Kontinents enthalten, indem sie vorherrschend nur für das Amerikanische Publikum bestimmt waren, so beschränken wir uns auf Auszüge aus dem Theil des Werks, der von England und den Engländern handelt, und entnehmen demselben einige Skizzen aus der jetzigen literarischen Welt jenes Insellandes. Herr Willis macht einen Besuch bei der bekannten Freundin Lord Byron's, bei Lady Blessington, und schildert die Umgebungen, in welchen er dieselbe findet, folgendermaßen:

„In einem langen Bibliothek-Zimmer, worin Schränke voll glänzend eingebundener Bücher und Spiegel mit einander abwechselten, und an dessen Ende, die ganze Breite desselben einnehmend, sich ein tiefes Fenster befand, das auf den Hyde-Park hinausging, sand ich Lady B— allein. Das Gemälde, welches sich beim Oeffnen der Thür meinen Augen darbot, war reizend: eine Dame von ungemeiner Schönheit, in einem mit gelbem Atlaß überzogenen Lehnstuhl eingeschmiegt und beim Schein einer von der Mitte der gewölbten Decke herabhängenden prächtigen Ampel lesend; Sophas, Ruhebetten, Ottomanen und Büsten mit einem fast bis zur Ueberladung gehenden Aufwande im ganzen Zimmer umherstehend; in jedem Winkel Mosaik-Tische, mit den niedlichsten und kostbarsten Kleinigkeiten bedeckt; und eine zarte weiße Hand gegen den Rücken eines Buches gelehnt, auf die der Blick durch den Schimmer ihrer Brillantringe hingezogen wurde. Als der Bediente meinen Namen nannte, stand die Lady auf und reichte mir sehr freundlich die Hand; kurz nach mir trat ein Herr in's Zimmer, und sie stellte mich dem Grafen von D— vor, dem bekannten Pelham Lordon's, und wahrlich dem herrlichsten Exemplar eines Mannes, und eines vollendeten Weltmannes, das ich je gesehen. Es wurde sogleich Thee servirt, und die Unterhaltung ging leicht und munter dahin."

Etwas weiterhin finden wir ein nach dem Leben entworfenes Bild von Edward Lytton Bulwer:

„Gegen zwölf Uhr wurde Herr B— angemeldet, und bereits trat der Verfasser des „Pelham." sich hatte mir gedacht, wie er aussehen müsse, und Kupferstiche und Beschreibungen von ihm zusammengenommen, glaubte ich, daß ich mich in meiner Vorstellung von seiner Person kaum irren könnte. Es konnte jedoch nichts Verschiedeneres geben als das Ideal, das ich von Herrn B— in meinem Kopf hatte, und der wirkliche Herr B—, der auf die Anmeldung folgte. Sein Benehmen setzte mich außerordentlich. Er ritte mir der herzlichen Munterkeit eines Knaben, der aus der Schule kömmt, auf Lady B— zu, und daß: „Wie geht's Ihnen, B—", machte die Runde, indem er einem Jeden mit einem Willkommen, wie man ihn seinen besten Freunden sagt, die Hand schüttelte. Da ich von einem seiner Bekannten in Italien ein Empfehlungs-Schreiben an ihn hatte, so hatte ich Lady B— ihn bereits vorher, und mir unterhielten uns lange über Neapel und die dortige Gesellschaft. B—'s Kopf ist in phrenologischer Hinsicht schön zu nennen, seine Stirn tritt weit zurück, ist edel sehr breit und ausdrucksvoll, und aus seinen ganzen Geschichtszügen leuchtet geistige Ueberlegenheit auf das entschiedenste hervor. Er hat eine Adlernase, sein Kinn ist schön, sein Haar weich, kraus und blühend. Ein gutmüthiges, freundschaftliches Aeußere läßt sich kaum denken. Der Eindruck, den er auf mich machte, war vielleicht dem Augenblick zuzuschreiben, indem er sich gerade in der launigsten Stimmung befand und den ganzen Abend über nicht eine Minute ernst wurde; ich schließe ihn aber genau aus dem, so wie er mir erschien. Ich kann mir keine Art der Unterhaltung vorstellen, die anmuthiger wäre als die seinige. Lebhaft, ausgelassen, sprudelnd, ein wenig sarkastisch und immer frisch und eigenthümlich, schien er nur zu sprechen, weil er nicht anders konnte, und steckte Alle mit seiner Laune an. Von dem Inhalt seines Gespräches kann ich hier nichts mittheilen, denn es bezog sich meistentheils auf Personen und Lokalitäten. B—'s Stimme ist wie die seines Bruders, angenehmend lieblich und einschmeichelnd. Sein scherzhafter Ton ist wahrhaft köstlich, und sein lautes Lachen ist der Erguß aufrichtiger und sorgloser Lustigkeit."

Die Porträtirung Thomas Moore's giebt eine lebendige Vorstellung von dem Irländischen Anakreon; der Verfasser schildert ihn folgendermaßen:

„M—'s Kopf schwebt mir deutlich vor, aber es wird mir schwer werden, ihn zu beschreiben. Sein Haar, das einst in langen Locken das Haupt umwallte, ihm ein ganz eigenthümliches Ansehen gab und wahrscheinlich die Veranlassung war, daß er den Beinamen „Bacchus" erhielt, ist jetzt in wenige mit Grau schattirte Ringel eingeschmolzen,

*) Pencillings by the way. (Flüchtige Skizzen.) Von N. P. Willis. Drei Bände. London, 1835.

**) Fanny Kemble, verheirathete Butler, bat bekanntlich ein etwas abgeschmacktes Tage- und Reisich-Buchlein über ihren Aufenthalt in Amerika herausgegeben.

Digitized by Google

die ihm einzeln und zerstreut um die Schläfe spielen. Seine Stirn ist mit Runzeln bedeckt, mit Ausnahme des Organs der Heiterkeit, welches bei ihm besonders bedeutend entwickelt ist, und, merkwürdig genug, noch mit dem Glanz und der weichen Glätte einer Perle leuchtet und von einem Halbkreis von Linien umgeben ist, die sich, wie Verschwungungen gegen die Zeit, dicht und dasselbe zusammengezogen haben. Seine Augen sunken noch wie Ehampagnerschaum, obgleich ihre Winkel schon die Spuren der Verwitterin zeigen; seine Wange ist mit einer herrlichen Röthe von der Farbe des Oktoberlaubes emailliet, ein sprechendes Zeugniß davon, welche Frische sein Geist seinem Mutze mitgetheilt hat. Das Charakteristischste aber an seinem Gesichte ist der Mund; die Lippen sind zart geschlossen, sie zittern wie Sopenlaub, aber um die Unterlippe schwebt ein lächer Zug; der Muskel dort ist zu einem eigenen Ausdruck angespannt, und man gerät es fast sehen zu können, wie die Phantasie hier ihren Sitz hat. Das Gepräge gewohnten Triumphs ist deutlich darauf zu lesen. Es ist ein kolzer, zuversichtlicher und doch halb mitrauischer Zug, als wollte er seine Feinde am Beifall kennen, um, während ein neuer glänzender Gedanke in ihm aufsteigt. Die leicht aufgewarfene Nase verrathet den jovialen Ausdruck; genug es ist ein sunkendes, glänzendes, strahlendes, nur nicht geschändetes Gesicht. Albbezauberat, wie Herr M— ist, steht er wie ein echtes Weltkind aus."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The schoolmaister. — Vermischte Aufsätze über Schulwesen und Erziehung, von Ascham, Milton, Locke und Butler. 2 Bde. 12 Sh.

How to enjoy Paris. (Wegweiser für Fremde in Paris.) 2½ Sh.

Memoirs of Don Manuel de Godoy. (Memoiren des Friedensfürsten.) Die Englische Uebersetzung erhalten gleichzeitig mit der in Paris veranstalteten Französischen Ausgabe dieser Denkwürdigkeiten, die übrigens wenig neue Aufschlüsse über die bekannten Madrider Ereignisse geben. — 2 Bde. 30 Sh.

Edith of Glammis. — Roman von Cuthbert Clinterbuck. 3 Bde. 31½ Sh.

Memoirs of John Howard. (Leben und Wirken des edeln Menschenfreundes John Howard.) Von Thomas Taylor. 7 Sh.

The American in England. (Der Amerikaner in England.) Von dem Verf. des Werkes: „Ein Jahr in Spanien." 2 Bde.

Natural evidence of a future life. (Natürlicher Beweis eines zukünftigen Lebens.) Von F. E. Bakewell. 12 Sh.

Italien.

Musikalische Leiden und Freuden in Italien.

(Schluß.)

So waren die Künstler beschaffen, die das Gedicht Lara auf der Bühne darstellen sollten. Als ich in Neapel ankam, war man im vollen Einstudiren begriffen. Fast höhren Beifall wurden nicht, wie gewöhnlich, 15 oder 18, sondern nur 11 Proben gehalten, damit die erste Aufführung am Geburtstage der Königin Mutter stattfinden könnte.

Meinen armen Landsmann, den Komponisten des Stückes, fand ich in einer betrübten Lage. Er betrauerte sich wie einen Mann, den die Aerzte verurtheilt haben, und der nur noch sterben oder acht Tage zu leben hat. In der That konnte ihm nur ein Quacksalber Genesung versprechen. Ich versuchte gleichwohl, ihn mit Scherzreden zu trösten; allein er antwortete auf alle meine Argumente nur mit dem einzigen Worte: große Gala! mein Freund; große Gala!... Ich faßte ihn bei der Hand; er war fieberisch. Ich rendete ich mich an den Kapellmeister, der behaglich seine Türkenpfeife rauchte, und sprach freispend: „Ich glaube, Anzeigen des Delirirums bei ihm zu entdecken." — „...Ja, Ja!", sagte Festa, indem er die Bernstein-Spitze seierlich aus dem Munde nahm; „...e bai, beim Henker! Recht. Große Gala, mein werther Herr! große Gala!"

Jetzt ging ich zu Duprez, der in einem Winkel saß und aus Wachs von einem Wachsstocke kleine Kugeln knetete. Ich sah ihn an, als wollte ich sagen: ist denn Jedermann hier verrückt? Er begriff meine Pantomime mit einer Schnelligkeit, die einem Neapolitaner Ehre gemacht hätte. „Nein! Nein!" fing er an, indem er sich eine seiner wächsernen Kugeln auf die Nase klebte; „...nein, bewahre! die Leute sind gar nicht von Sinnen: Sie, mein Herr, wissen noch nicht, was große Gala heißt."

Ich ging demüthig hinaus, nahm mein Wörterbuch zur Hand, suchte im Buchstaben G, und fand nichts.

„Würden Sie vielleicht die Güte haben", sprach ich, als ich wieder hereintrat, „mir zu erklären, was das sagen will: große Gala?" — „...Es will sagen"", antwortete Duprez, „daß an diesen Tage zwölfhundert Wachskerzen im Saale brennen werden, die Einen blind und dumm machen und deren Dampf allen Sängern auf die Brust schlägt."" — „...Es will sagen", fuhr der Kapellmeister fort, „daß man die Ouvertüre bei aufgezogenen Vorhang spielen muß, ein Umstand, der dem Einleitungs-Chore sehr nachtheilig ist." — „...Es will sagen"", bemerkte zuletzt noch Rnolz, „daß der ganze Hof der Vorstellung beiwohnt und daß unser Publikum nicht eher applaudiren darf, als bis Se. Majestät applaudirt. Der König applaudirt aber niemals.""

„Tausend Elemente", rief ich, „und zu allem dem haben Sie nur noch sieben Tage vor sich?" — „...Und die Musiker haben die Ouvertüre noch nicht repetirt"", sagte Rnolz. — „Oh! das Orchester macht mir keine Sorge", entgegnete Festa. — „...Und die Sänger haben noch keine gemeinschaftliche Probe gehalten"", setzte der Komponist hinzu. — „Oh! was die Sänger betrifft", sagte Duprez, „mit denen wird's schon gehen."

„...Und ihn ich denn nicht dabei?"" sprach Donizetti, sich erhebend. Rnolz ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. „Ja, Sie haben Recht, ich darf auf meine Freunde zählen." — „...Und was für den Erfolg noch mehr werth ist"", bemerkte Domizetti, „...Sie haben eine schöne Musik komponirt."" — „Glauben Sie wirklich?" fragte Rnolz mit jenem naiven und beschiedenen Tone, der ihm so eigen ist. — Wir mußten Alle lachen.

„...Nun fort zur Probe"", sprach Duprez. Wirklich traf Alles ein, was Festa, Duprez und Donizetti vorhergesagt hatten. Das Orchester spielte die Ouvertüre frisch vom Blatte weg; die Sänger, gewohnt, zusammen zu spielen, brauchten sich nur in Rapport zu setzen, um einander zu verstehen, und Rnolz, der sterbensmüde geworden war, übertrug die Sorge für die drei letzten Proben dem Tondichter der Anna Bolena.

Diese Probe machte einen tiefen Eindruck auf mich. Mit der Erwartung, den Versuch eines Schülers zu hören, war ich gekommen, und hatte eine Meister-Composition gehört. Rnolz war das einfachste beschiedenste Kind, das ich jemals gesehen; seit drei Monaten kannte ich ihn, und nie hatte er in dieser Zeit von einem Andern Böses oder, was noch mehr zu verwundern, von sich selbst Gutes gesagt. Ich habe gewöhnlich bei jungen Leuten eine Eitelkeit bemerkt, weit größere Eigenliebe gefunden, als bei Menschen von begründetem Rufe; auch glaube ich — man verzeihe mir dies Paradoxon — daß nichts besser geeignet ist, den jugendlichen Eigendünkel zu heilen, als eben der gute Erfolg.

Der Tag, an welchem die erste Vorstellung stattfinden sollte, brach endlich an. Das Theater San Carlo hat bei festlichen Gelegenheiten wirklich ein zauberisches Ansehen. Der ungeheure und finstere Saal, ein trauriger Anblick für ein Französisches Auge bei gewöhnlichen Vorstellungen, erhält an Tagen der Feier durch die Menge Kerzen vor jeder Loge ein prächtiges Ansehen. Darurch werden auch die Damen sichtbar, was sonst wegen der schlechten Beleuchtung unmöglich ist. Das Schauspielhaus war gefüllt: ein Italiänisches Publikum hatte ausländischer Musik nie von vorn herein Trotz. Besonders in Neapel, wo harmloser Genuß für die größte Glückseligkeit gilt, bemüht man sich, Alles zu entfernen, was diesen Genuß stören könnte. In Frankreich besucht man das Theater, um sich zu zeigen; in Italien, um zu genießen.

Als die siebente Stunde geschlagen hatte, erschienen Hofdiener in den für die Königliche Familie bestimmten Logen. In den übrigen Augenblick hob sich der Vorhang, und die Ouvertüre ließ ihren ersten Paganistrich hören. Sie ging also für das Publikum verloren, die schöne Ouvertüre. Ich selbst war trotz des warmen Antheils, den das Stück und sein Komponist mir einflößten, mehr mit dem eintretenden Hofe beschäftigt, den ich noch nicht kannte, als mit dem anfangenden Opern. Die Adjutanten nahmen in der der Bühne zunächst gelegenen Loge Platz. Die junge Königin, die Königin Mutter und der Prinz von Salerno nahmen die folgende Loge ein; der König und Prinz Karl die dritte; und der, wie es heißt, in Ungnade gefallene Graf von Syrakus die vierte.

Die Ouvertüre schien dem Publikum zu gefallen, obgleich es nur geringe Notiz davon genommen hatte. Eine Ouvertüre ist gleichsam die Vorrede eines Buches: der Verf. erklärt in derselben seine Absichten, verweist auf seine Hauptpersonen und giebt gleichsam einen Prospektus seines Talentes. Man erkannte in der Ouvertüre zu Lara eine kräftige und gebaltene, aber Deutsche als Italiänische Instrumentirung; originelle und lebliche Motive, die man im Fortgang des Stückes wiederzufinden hoffte; und endlich auch tiefe Kenntniß von dem Material des Orchesters.

Gleich zu Anfang der Oper merkte ich den Unterschied, der zwischen dem Orchester von San Carlo und dem des Pariser Opernhauses stattfindet. Ein Orchester will den Sänger nur begleiten und läßt die Stimme gleichsam oben auf dem Instrumente schweben; im unterstützt sie, erhebt und senkt sich mit ihr, überspudert sie jedoch niemals. In Frankreich aber verlangt das geringste Triangel seinen Antheil an dem Beifall, der Herrn Nourrit oder Mademoiselle Falcon zu Theil wird, und die Stimme des Künstlers schwimmt zwischen zwei Wassern. Wer Gelegenheit hatte, Nourrit und Mlle. Paladini in Paris die außerordentliche Kraft eines Dérivis besitzt, der bringt es nur selten dahin, daß man einige Worte seines Gesanges aus den Fluthen von Harmonie, die ihn überdecken, emportauchen. Der Sänger an der Pariser Oper gleicht einem fliegenden Fische, der nur so lange über dem Wasser sich erhalten kann, als seine Flügel naß sind. Sobald er zu Mittelinen herabsteigt, hört man nichts mehr, als den Lärm der Instrumente.

Das Finale des ersten Aktes war originell, voll Leben und reicher Abwechselung; auch wurde es von dem Orchester und den Sängern mit seltener Meisterschaft ausgeführt. Der König, der sich sonst in den Zwischenakten nach einem aufstehenden Saale zu drehen pflegt, blieb diesmal in seiner Loge; das Publikum hatte daher seine Gelegenheit, sein Urtheil über den Werth des ersten Aktes laut abzugeben. Im zweiten Akte entwickelte sich das Stück immer herrlicher; die Fluthen der Harmonie wogten durch den Saal; das Publikum war fast athemlos. Es ist wirklich interessant, zu sehen, wie Tausende unter dem Gewichte des Genius singen und dan denselben erdrückt werden.

Eine Stretta, heiß und schnell, wie dieselbige, die einem Gewitter vorangeht, beklemmte jeder Brust; nur von Zeit zu Zeit leuchtete Duprez's schöne Stimme wie ein Blitz dazwischen. Endlich kam der merkwürdigste Partie der Oper; es ist eine Cavatine, von Lara gesungen, und zwar in dem Augenblick, wo er, von dem Tribunale verfolgt und von seinen Freunden verlassen, an ihre Freundespflicht appellirt und ihre Unbankbarkeit verflucht. Der Sänger stürzte wohl, daß diese Cavatine den Ausschlag geben müsse; auch glaube ich in der That, daß die merkwürdige Stimme Gefühle der Niedergeschlagenheit, des Schmerzes und der Verachtung niemals mit mehr Wahrheit ausgedrückt hat. Jeder Nerven klopfte; alle Hände waren zum Klatschen bereit; alle Ohren nach der Bühne und alle Augen auf den König gerichtet. Endlich, als Duprez seine letzte zerreißende Note wie einen letzten Seufzer von sich stieß, legten Se. Majestät beide Hände in einander, und in demselben Augenblick ertönte eine stürmische Fanfare des Beifalls.

Digitized by Google

Als Stimmen bestärken wie aus Einer Kehle: „Rauly! Rauly!“ Kein Mensch dachte mehr daran, ob der Komponist Franzose oder Neapolitaner sey; er war ein großer Komponist und damit basta!

Dupray suchte Rauly in allen Ecken. Dieser aber hatte sich schon vor Anfang des zweiten Aktes aus ängstlicher Bescheidenheit davon gemacht. Als das Publikum von seiner Flucht erfuhr, verdoppelte sich das Beifallgeschrei, und nach einer Viertelstunde gab man den letzten Theil der Oper.

Das Finale des letzten Aktes war ein Rondeau, gesungen von Madame Tachinardi. Lara's treulose Geliebte, die ihn durch eine falsche Anklage zu stürzen vermocht, schleppt sich vergiftet und sterbend zu seinen Füßen und fleht um Gnade. Die Maitbran oder die Greif wüteten in einer solchen Situation weit mehr durch den Ausdruck ihrer Geberde als auf ihre Stimme berechnet. Dagegen sang die Tachinardi machte es umgekehrt: sie sang in so feinen und silbervollen Tönen, sie ertönte ihr Innerstes in so kunstvollen Rouladen, daß der König zum zweiten Mal applaudirte und alle übrigen seinem Beispiel folgten. Jetzt war auch der Komponist zurückgekehrt; man hatte ihn an der Seite Lionizetti's, der ihm Kredit eingeredet, hineingeschmuggelt. Dupray sahe ihn mit der einen Hand, die Tachinardi bei der anderen, und so schleppte man ihn gewaltsam auf die Bühne.

Was mich betrifft, so verschaffte mir dieser Triumph meines Landsmannes die größte Befriedigung. Reich und glücklich sind die dahin, hatte Rauly sein dorfloses Dasepn plötzlich gegen ein Leben voll Ruhmesglanz, sein behaglichstes Auskommen gegen die verschwenderische Pracht der Künstler-Fabuloversuscht. Keine physische Veränderung war an ihm vorgegangen, und doch war er nicht mehr derselbe Mensch; er hatte aufgehört, sich selbst zu gehören; nun Beifall und Siegeskränze zu erwerben, hatte er sich dem Publikum verkauft. Jetzt war er Sklave einer Caprice, einer Mode, einer Kabale; er sollte siegen, wie sein Name von seiner Person abgetrennt wurde, gleich einer Blume. die man von ihrem Stängel reißt. Tausend öffentliche Stimmen sollten ihn in Stücke zerschlagen und durch die Welt verstreuen; und es stand nicht mehr in seiner Macht, diesen Namen wieder einzusangen und seine vorige Unbekümmertheit sich wiederzugeben, auch wenn er es herzlich gewünscht hätte.

Afrika.

Der Bey von Titteri.

Aus Thomas Campbell's Briefen aus Algier.

Ein hervorstechendes Uebel in der Verwaltung Algiers von Seiten der Franzosen ist der häufige Wechsel der General-Gouverneure. Der eben angekommene Nachfolger des Generals Voirol ist der sechste seit 5 Jahren — Bourmont, Clausel, Berthezène, Rovigo, Voirol und Drlon — *) Voirol wird Algier nicht so bald verlassen, was mir sehr angenehm ist, denn bei ihm existirt einiger Gastfreundschaft gegen mich habe ich ihn als einen biederen freimüthigen Schweizer kennen gelernt. Es war sonderbar, daß ich in seinem Hause einen Uebersetzer meiner Gedichte finden mußte.

Ein oder zwei Tage nach der Ankunft des neuen Gouverneurs machte ihm unser Konsul, Herr St. John, die Aufwartung und stellte mich mit dieser Gelegenheit ihm vor. Ich empfing nur sehr flüchtig lich. Er hat nicht das offene Wesen seines Vorgängers in seinem Benehmen, ist aber ein ehrwürdiger Greis. Er soll 69 Jahr alt seyn, allein er sieht weit älter aus, was ohne Zweifel seinen mühevollen, an Thaten und Leiden reichen Soldatenleben zuzuschreiben ist. Aber ein Mann, der durch lange dienstjahre und Wunden erschöpft ist, dürfte trotz seines großen militairischen Rufes nicht hierher gesandt werden sollen; ein rüstiger, jüngerer Mann würde dem bedenklichen Zustande der Kolonie besser entsprechen haben. Der Graf wohnt glänzend in einem Hause, welches dem Schwiegersohne des vorigen Deys gehörte. Seine Erstellung sprach mit vieler Wärme die Zuneigung aus, die er für die Engländer habe. Entlanden ist diese Zuneigung für unsere Landsleute durch die vielen blutigen Kämpfe, die er mit ihnen auf der Spanischen Halbinsel zu kämpfen hatte. „Was für tapfere Soldaten sind die Engländer!“ rief er aus, „und wie loyal, und welche Freundlichkeit, so brüderliche Liebe herrschte zwischen den Kämpfenden!“ Kurz er kam nicht Worte genug, die Zärtlichkeit zu schildern, die zwischen sich im Spanischen Kriege Franzosen und Engländer einander die Kehlen abschnitten. „Was ist denn aus Eurem berühmten General Eel (sprich: Ihl) geworden?“ sagte er dann, „ich habe mit diesem Tapferen Manches abzumachen gehabt.“ „Eel“, dachte ich, das ist ein militairischer Fisch, von dem ich nie was gehört habe.“) Aber Herr St. John erkundigte sich meinen Sinn, und sagte mir dann sagte: „Lord Hill ist jetzt Ober-Befehlshaber aller Englischen Truppen.“

Der neue Gouverneur hat sein Amt heute durch eine Proclamation an die Eingeborenen angetreten, die so beginnt: „Im Namen Allah's, welcher gnädig ist und barmherzig! Gelobt sey Allah, der Herr der ganzen Welt, der uns alle richten wird, am Tage des Gerichts! Wir vertrauen seiner Allmacht und seinem Schutze. Er ist es, der die Frommen belohnt und die Lasterhaften zur Strafe zieht; denn er kennt unsere geheimsten Gedanken, und nichts bleibt ihm verborgen. Am jüngsten Tage wird er die Todten auferwecken, denn er ist allmächtig, und nur er ist allmächtig.“ In dieser Proclamation, die „an alle Kradey, groß und klein“ gerichtet ist, nennt sich der Beleo den Sohlifen des Königs der Franzosen. Die Mauren waren gezwungen, ein freiwilliges Gastmahl zu Ehren des neuen Statthalters zu geben. Es fand in einem der größten Häuser statt, und ich war auch dabei. Die Gerichte bestanden nur in Kaffee und Zuckerkuchen; dabei hatten die Mauren eine Musik, die miserabel war. Bei dem Uebelklange der barbarischen Instrumente, die alle Harmonie verdöhnen, alle Melodie verlieren, wurde ich von Mitleiden ergriffen; denn das ganze Fest mit der Musik schien mir nur ein bitterer Spott ihrer jetzigen Erniedrigung zu seyn. Sie waren bedauernswerther als die Juden an den Wassern Babylon's.

Sie geben mir den guten Rath, die Freimüthigkeit meiner Aeußerungen gegen die Franzosen zu mäßigen. Der Anstand gebiete es, daß ein Fremder nicht vorschnell über ihre Kolonial-Politik aburtheile, besonders in Betreff einer Niederlassung, welche von so vielen Schwierigkeiten beladen sey. Das ist sehr wahr; ich hatte diese Dinge immer vor Augen und habe ihnen auch nie Anlaß zur Beschwerde gegeben, ausgenommen, etwa bei einigen hingeworfenen Worten über die Pepniere. Die Französische Presse ist auch laut, was zu rügen ist, und ich habe die größte Hoffnung, daß hieraus viele Verbesserungen in der Verwaltung entspringen werden. Doch muß ich Ihnen auch offen gestehen, daß ich meine Unparteilichkeit rerede, sobald ich sehe, daß Sir Stumm Mißbräuche beharren. So lange noch die Aussicht da ist, daß von hier aus die Civilisation in Afrika eindringen wird, darf ich, als treuer Weltbürger, mich verschlossen oder gleichgültig auf Handlungen sehen, welche ihrem Fortschreite hinderlich entgegenstreben. Manche Seiten in dem Französischen Strafgesetzbuche verdienen Bewunderung, aus dem Ganzen aber ist, wo möglich, noch liederlose als das Englische. Ihr System der Galeeren-Sklaverei, welches ich genau studirt habe, kann das Blut erstarren machen. Auch die Ausstellung am Pranger besteht noch, eine Bestrafungsart, die der Ueberder des Libels nicht selter erfunden könnte, wenn er unter den Menschen die Schamlosigkeit der Schuld hartnäckiger machen, dem Verbrecher die Besserung abschneiden und ihn zu Wuth und Verzweiflung martern will. Und doch ist es erst einige Tage her, daß ein Französischer Beamter, dem Namen und Range nach ein Gentleman, verurtheilt worden ist, auf öffentlichem Platze in's Halseisen geschmiedet zu werden. Können Sie sich tadeln, daß ich es in jener Gesellschaft laut mißbilligte, daß man einen Europäer zu der Beschimpfung eines Mauren, Jüdischen und Kabylischen Pöbels verurtheilt? Der Unglückliche, gebe ich zu, ist ein Abenteurer; er war in Portugal oder Spanien Oberst-Lieutenant und ist hier übersetzen worden, daß er Französisch nicht geschrieben. Wohl! er hat Strafe verdient, aber warum soll die Gerechtigkeit schonungslos sein? Das Urtheil lautet, er solle eine Stunde im Halseisen stehen, dann ein Jahr in einsamen Gefängnisse eingesperrt seyn und nach dieser Zeit zehn Jahre unter den Galeeren zu dringen. Als der Arme hörte, daß der Pranger nur der Anfang seiner Strafen seyn soll, riet er verzweiflungsvoll aus: „Alle über mich verhängte Strafen könnte ich überleben, die Schande, vor dem Algierschen Pöbel beschimpft zu stehen, wird mich tödten!“ Er ist der Gnade eines liebenswürdigen Weibes aus einer hohen Familie, die bei den Gerichtsherren ihn wegführten, lag sie in Ohnmacht, oder wälzte sich in Krämpfen, und kein Sous war im Hause, Medizin dafür zu holen. Im Spital, wohin man sie brachte, lag sie drei Tage unter herzzerreißenden Wehklagen und lief schmerzlich aus, daß ihr Herz breche; am dritten Tage starb sie wirklich der Schmerz und gebrochenen Herzens.“

Ich habe Ihnen schon früher die Errichtung des Hôtel, Hôpital très-a-faire bei dem Königlichen Prokurator, Herrn Lawrence, und ich tieß die Gelegenheit nicht entschlüpfen, gegen das barbarische Urtheil zu eifern. Nachdem ich über die Härte, Ungerechtigkeit und die unpolitik ehe Weise dieses Verfahrens gesprochen, sagte ich mit Wärme: „O! Herr, wenn Sie wüßten der Civilisation in Afrika! Wenn Sie wüßten Ihres Landes zu verwägen, daß nur einstig nicht der Anblick eines Europäers im Halseisen zu Algier niederdrange. Führt man so die Civilsation in Afrika ein?“ Der Prokurator hörte mit anfangs ernsthaft zu, als ich aber durch meine Vorstellungen in Wärme kam, lachte er laut auf und sagte: „C'est bien drôle, daß ein Poet dem ersten Richter in Algier Vorstellungen über Rechtspflege hält.“ Ich bat ihn, meine freie Sprache als einen Beweis meines Vertrauens auf seine Humanität zu betrachten und meinen Eifer zu entschuldigen, wenn er unabsichtlich den Anschein von Zudringlichkeit angenommen habe. Er antwortete, daß er meine wohlmeinenden Beweggründe kenne und er über sie Gerechte nachdenken wolle.

Unter den Franzosen, die mich durch ihre mir erwiesenen Artigkeiten verpflichteten, bin ich dem Obersten Maret für seine Bemühung, mir Proben Algierischer Gedichte zu verschaffen, besonders Dank schuldig. Es waren Proben der besten Gedichte, aber ich muß verschern, die besten sind mittelmäßig; dasür kann freilich der tapfere Oberst nicht. Edward Maret nannte meinen Wunsch den Dünn, denn Er-Dey von Titeri, der, obgleich nicht mehr Fürst, doch noch einer der reichsten und einflußreichsten Mauren zu Algier ist. Dieser sandte mir den folgenden Tag durch den Obersten eine Einladung zu einem Diner, was mit doppelt erfreulich war, freilich wegen des Beweises von Gastfreundschaft von Seiten einer Mannes, dem ich ganz fremd war, und zweitens, weil ich hierdurch Gelegenheit bekam, mich mit den Sitten des Mauren bekannt zu machen, wenigstens so weit sie sich bei einer Tafel zeigen können, von welcher der Reiz weiblicher Gesellschaft entfernt ist. Um sechs Uhr begab ich mich in Begleitung des Obersten nach Ben Omar's Hause, das in einer der finsterlen Gassen Algiers liegt, innerhalb aber bereitschaftlich möblirt ist. Im Vorzimmer, Zimmer, oder viel-

*) Jetzt ist Clausel wieder General-Gouvernur. Dieser Feldherr und der Kaiserschaft war, weil er den Fehler begangen, in der Deputirten-Kammer zur Opposition gehören und in Algier freisinnig seyn zu wollen, zum großen Aachtheil der Colonie, vom Schauplatz seiner Waffen-Thaten und Negierten-Talente zurückberufen worden. Erst nach der Niederlage Treyel's gegen Abdel Kader sandte man ihn wieder auf seinen Posten, und er hat schnell gezeigt, welches Vertrauen er verdient. (Anm. d. Ueberl.)

*) Der heißt nemlich im Englischen Kal.

*) Der Brief, in welchem ich dieses an meinen Freund schrieb, ist bei der Eroberung gerade an jener Stelle zerrissen worden. Ich glaube, die Originalhandschrift konnte auf drei Jahre und die Gastfreundschaft auf die Dauer des Aurufes, zu übertreiben, traut ich meinem Gedächtnisse nicht und gebe das kleinere Zahl an, die ich verbürgen kann. (Anm. d. Verf.)

*) Die Ausstellung im Kaiserlen kann wirklich nicht statt. Ich weiß mir nicht schmeicheln, daß meine Vorstellungen das günstige Resultat hervorgebracht haben, ich glaube vielmehr, daß zufällige Umstände das Schicksal des armen Sünders gemildert haben. (Anm. d. Verf.)

Digitized by Google

nahe im Entree, bewillkommte uns der Neffe unseres Wirths, ein munterer dreijährschriger Knabe, der so zierlich gekleidet war, daß er die Bühne hätte betreten können. Die Neger sagten uns, daß ihr Herr noch nicht vom Lande angekommen wäre, daß er aber jeden Augenblick zu erwarten sey, und daß wir unterdessen uns in die oberen Zimmer bemühen möchten. Maret, der mit Sitte und Sprache der Mauren vollkommen bekannt ist, sagte mir, es werde sie höflicher gehalten, hier die zur Ankunft seiner Ex. Hobeit zu warten. Bald hörten wir auch sein Pferd; er kam und entschuldigte sich in Französischer Sprache, die er sehr artig spricht, wegen seines Ausbleibens. Er nahm hierauf ein Licht, gab seinem ersten Diener ein zweites und führte uns in den Speisesaal. Dieser ist im Allgemeinen im Maurischen Stile. Die Wände prangten mit einer Menge Waffen, Pistolen, Flinten, Türkischen Säbeln, mit Gold, Silber, Perlmutter und Elfenbein ausgelegt. Die Ottomanen waren mit feiner karmoisinrother Seide überzogen und reich mit Gold beladen. Doch meine Aufmerksamkeit ward dadurch von diesem leblosen Glanze abgezogen und auf ein lebendiges Stückchen Schmutz gelenkt, das war der jüngste Sohn unsers Wirths, ein Knabe von vier und einem halben Jahre. Noch habe ich kein Kind gesehen, das diesem Ebenbild gliche. Was vermag Malerei, was Bildhauerkunst gegen die lebendigen Meisterwerke der Natur! Die Schönheit des kleinen Augenblickes ließ mich die ganze Scene um mich vergessen, meine Augen waren nur auf ihn gehetzet, während der ehemalige Bey seine Waffen-Sammlung beschrieb und die Damascener-Klingen pries, welche die Ehre hatten, schon so manche ausgezeichnete Person zu köpfen.

Außer Oberst Maret und mir waren noch zwei Franzosen zu Gaste da. Der Wirth ließ mich auf einer Ottomane niedersitzen, nahm eine Pfeife, rauchte einige Züge daraus und reichte mir sie dann noch ganz feucht von seinen Lippen; man bezigt überhaupt hier in Tripolis große Achtung. Endlich brachte man den Tisch zum Essen, oder vielmehr den ungedeckten Trog, aus Zinn, den man auf eine kleine Erhöhung auf dem Stubenboden setzte. In der Mitte stand eine Schüssel vortrefflichen Reisfurye, von der man jedem von uns eine Tiefe voll vorsetzte, nachdem wir uns auf die Erde gekauert hatten, mit trenjuvise über einander geschlagenen Beinen, gleich den Schneidern. Die Löffel waren aus Holz, die Teller feines Englisches Porzellan. Der Suppe folgte ein Gericht Fische, die auf das delikateste zubereitet waren. Jeder nahm sich eine Handvoll aus der Schüssel, und wie munterte der Fisch so sehr, daß ich um eine zweite Handvoll bat, weauf der Ex. Bey mit höchsteigener Hand in die Schüssel griff, eine Portion brezaubahm und auf meinen Teller legte. Unmittelbar darauf kam gebratenes Geflügel in Begleitung sehr wohlschmeckender Gemüse, und nach diesem Kuskusu. Die gebratenen Hühner wurden, ohne Intervention der Messer und Gabeln, mit selbstständiger Kraft der Hände in Stücke gerissen, und zwar mit unausbrechlicher Zartheit. Inzwischen ward mein Herz von einer unwiderstehlichen Sympathie gegen diesen Gemüsen ergriffen, die breit in einer glänzenden Fleischbrühe schwammen, gleich Wolken im Sonnen-Untergange eines Sommer-Abends. Aber es war kein Löffel zu sehen, und so mußte ich die Schüssel nehmen und sie vor Ihrem Anblick unmittelbar auf meinen Teller gießen; mit Hülfe eines Stück Brodes und meiner höflichen Finger brachte ich doch einige ansehnlichen Theil der Speise in den Mund. Ich bemerkte dem glorreichen Kuskusu bewilligte man nun Ehrsteln einen Löffel, und wir benutzten ihn ehrlich.

Obgleich unsere Werte den Genuß dieser Speise nicht beschreiben können, so darf ich doch versichern, daß unser schweigsamer Mund ihr volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Sein meiner Kindheit erfand ich mich nicht so weit in der Mittagszeit.

Wie kurz aber ist die Glückseligkeit des Menschen! In weniger als zwanzig Minuten versagte mir mein Appetit seine Dienste, und ich kostete von den folgenden Schüsseln mehr aus Gefühl der Schicklichkeit, als aus Lust. Den Omar war auf Alle aufmerksam, besonders aber auf seinen Englischen Gast, dem er mit Aufforderungen zum Essen stark zusetzte. Ich sagte, es sey Sitte in seinem Lande, daß Gästen Gebrauch sey? „Keinesweges", erwiederte er, „aber ich bitte Sie, von den Nageuis, dem Stolz unserer Küche, zu kosten. Sie sind", sagte er hinzu, „ein schwacher Esser, oder meine Kost schmeckt Ihnen nicht." „„Ein schwacher Esser"" antwortete ich, „„mein Gewissen sagt mir, ich habe meine Pflicht gegen Ihre Gastfreundschaft erfüllt." Leugnen half nichts, daß ich als Esser wirklich eine mitleidige Figur neben meinen Glaubensgenossen machte. Oberst Maret, ein starker Dragoner von sechs Fuß und einigen Zollen Höhe, kämpfte auch jetzt mit seinen unbewaffneten Händen tapfer; zwei magere Franzosen neben ihm übertrafen ihn weitz die Magen der sieben mageren Kühe des Pharao schienen in sie übergegangen zu seyn. Das Dessert gab eine reiche Lobung von frischen und eingemachten Früchten, und hierzu bekamen wir Löffelchen von Schildkröten-Muschel mit Griffen von Elfenbein, eine Wallrosszahn und Bernsteinspitzen. Das Porzellan war sehr schön, und Den Omar sagte mir, es sey auch Englisches. Nach dem Dessert wusch man die Hände und empfing Pfeifen und Kaffee.

Wie jehn Uhr saßen wir; die innen Wein hatten, erstehelt sich von selbst. Sie wissen, wie der Mangel des edlen Getränkes nach einem dreschten Mahle ein Englisches Gemüth in tiefe Stimmung versetzen kann. Ich dachte an Philoktet in der Wüste, den der Ehor beklagt, daß seine Lippen sich des geistvollen Weindrehers enthalten müssen; ich bedauerte auch, daß ein Mann von solcher Bildung, wie Den Omar, noch in der Muhammedanischen Verblendung leben könne, und ich empfand es tief, daß die frommen Schottischen Geistlichen Recht hatten, wenn sie Muhammed einen Erzbetrüger nannten. Bald verwickelte sich meine Einbildungskraft in allerhand Betrachtungen. Wie wäre es, dachte ich unter Anderem, wenn ich in Betreff dieses köstlichen Saftes einen Wink gäbe, und dieser wäre mit Erfolg gekrönt? Ich hätte dann über die Ungläubigen einen größeren Triumph, als die Kreuzfahrer; diese vergossen nur Muhammedanisches Blut, ich aber Muhammedanischen Wein. Unter dem göttlichen Dache eines Muselmannes gerabezu Wein fordern, geht nicht, ich mußte also um von fern darauf hindeuten, und in der That war die Andeutung so von fern, daß sie ihr Ziel nicht erreichte. Ich hatte das Gespräch auf die Arabische Literatur und sagte bei dieser Gelegenheit auch Griechen, welche den Wein besingen. Als dies sonntes vorübergieng, citirte ich einen Vers aus dem Koran, worin den Seligen im Paradiese Wein in goldenen Pokalen verheißen wird. „Diesen Vers habe ich noch nicht im Koran gesehen", sagte Den Omar, und ich will es ihm sehr gern glauben, denn ich hatte den Vers aus dem Gedächtnisse selbst geschmieder.

Den Omar war der einzige Ersennung zum Bey von Titeri durch Clausel ein reicher Kaufmann. Er hat Reisen durch Italien und Frankreich gemacht und hat für Dienste, die er Letzterem geleistet hat, das Kreuz der Ehrenlegion erhalten. Er ist etwa 47 Jahre alt; seine Sprache ist sehr verständig, sein Benehmen das eines gebildeten Weltmannes, und man vergißt sehr bald, daß er einen Turban trägt. Er hat 14 Diener und mehr denn 500 Maurische Landleute mit Fleisch und Brod traktiren, wenn sie nach der Stadt zu ihm kommen. Den Omar erzählte mir von den Leiden der Algierer unter der Türkischen Herrschaft, und daß der Dey die größte Leidende der Muhammedanischen Bevölkerung sey. Selbst der letzte und glücklichste aller Dey's, Hussein Pascha, lebte als Gefangener in seinem Palaste; 12 Jahre lang durfte er sie nicht verlassen, und wurde erst frei, als die Franzosen ihn entthronten.

Bee dem Bab el Ued zeigte er mir die Gräber von sechs Dey's, die an einem Tage nach einander gewählt und gekopft worden waren. „Warum bewarben sie sich auch um einen so gefährlichen Thron?" sagte ich. „Weil sie wußten, daß sie bewerben sich nicht darum", sagte er, „oder wenn die Janitschaaren einem den Kaftan anlegen, so darf er ihn nicht ausschlagen. Ich würde lieber der geringste Krämer in Paris gewesen seyn, als Dey zu Algier."

Meinerseits erzählte ich ihm auch eine Thatsache Türkische Knechte. Ein sehr ausgezeichneter Türke aus Algier kam nach London und wachte dort dem damaligen Minister des Auswärtigen, Lord Castlereagh, seine Aufwartung, hielt es aber für Pflicht, am folgenden Tage auch dem Koch des Ministers seine Achtung zu bezeigen. Man führte ihn in einen unteren Saal und sieh den Küchenbelden herbei, der mit der Schürze und in Hemdärmeln bald daskand. Man denke sich den Erstaunen des Letzten, als der Fremdling, auf sein orientalischen Weise vor ihm niederkniete, Salaam auf ihn sprach, und ihn mit Ehrfurcht in seine Küche eine. Den Omar erklärte mir, daß der simple Türke nur nach der Sitte seines Landes gehandelt habe, wo der Oberkoch zugleich der vertrauteste Freund des Dey's und also ein großer Mann am Hofe war. Eben so war der Nachrichter kaum weniger als der Premier-Minister. — Er sagte, daß er traurig, daß mich Den Omar freundlich, ich möchte ihn auch in seinem Landhause besuchen. „Haben Sie Buchen auf Ihrem Landgute?" fragte ich. „„Eine Menge"", antwortete er. „Nun so erwarten Sie mich unter einer derselben." Auf unserem Rückwege fragte mich einer der wageren Franzosen, was mich denn die Bäche so sehr interessire auf dem Gute des Ex-Dey's? Mein einziger Gedanke ist der, ihn anreden zu können:

Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi *)

Mannigfaltiges.

— Romeo und Julie. So heißen — zwei Städte, die vor kurzem in Nord-Amerika am Michigan-See, dreißig Englische Meilen von Chicago, gegründet worden sind. Die Entfernung beider Städte von einander beträgt etwa acht Englische (1½ Deutsche) Meilen; doch hegt man die Hoffnung, sie bald durch weiteren Anbau so nahe an einander gerückt zu sehen, daß hier in der Wirklichkeit und im Leben das verwirklicht werde, was Poesie bei Shakespeare und in Beroua nur durch den Tod erst vereinigt worden ist.

— Ausländische Literatur in England. Unter dem Namen „Ausländische Gesellschaft" ist in London ein Verein zusammengetreten, der bereits 60 Mitglieder zählt und dessen Hauptzweck darin besteht, eine Bibliothek für ausländische Literatur zu sammeln, in der man zugleich die besten Zeitschriften, sowohl in politischer, als poetischer und kommerzieller Art, des Europäischen Kontinents, Amerika's und der Kolonien beisammen finden soll. Der größere Theil des Fonds, und zwar mindestens 1000 Pfund jährlich, soll jedoch zu dem Ankaufe ausländischer Bücher verwandt werden, so daß auf diese Weise binnen einigen Jahren eine Bibliothek zu Stande kommen würde, wie man sie in England jetzt selbst als erst bei Kontinent und namentlich in Deutschland antrifft.

— Dichterräume. In Park von Fernen wird eine Linie gezigt, die Weltaire im Jahre 1763 gepflanzt hat, und deren Stamm im Jahre 1831, drei Fuß vom Boden ab, 8 Fuß 4 Zoll im Umfange maß. Seitdem ist der Baum von den Fremden durch Abreißen von Stücken seiner Rinde, die sie als Andenken an den großen Schriftsteller von Ferney mitnahmen, so sehr beschädigt worden, daß man es für nöthig fand, ihn mit einer Einzäunung zu umgeben. Dieselbe Vorsicht mußte bei der Zagereiche im kleinen Park von Mirabeau getroffen werden, die in Shakespeare's „Lustigen Weibern" eine so lustige Rolle spielt, doch können die Verehrer des großen Dichters noch an dem Baum hinaufsteigen.

(L. O.)

*) Titurus, du, in der Wölbung gelehne der schattigen Bucht (Virg. Eclog. I. 1. Der Text ist ist etwas weit freigeholt und ist nur ein matter Vorrspiel von Titeri und Titere. Doch werden im Englischen breite Wörter gleich ausgeschrieben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz bei wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Freitag den 12. Februar 1836.

Frankreich.

Scribe in der Academie Française.

Die Academie hat seit lange in ihren Sitzungen kein Schauspiel gar, wie das am 28. Januar d. J., wo Scribe als neu aufgenommenes Mitglied seine Antrittsrede hielt. Der Andrang der Zuhörer war außerordentlich; um 12 Uhr war der Saal schon zudrängt voll, obgleich die Sitzung erst um 2 Uhr eröffnet werden sollte. Der Erfolg erschiertigte aber auch so große Anstrengungen; die Rede des neuen Academikers sowohl, als die Antwort des Herrn Villemain gewährten einen seltenen Genuß. Scribe hielt zuerst die übliche Lobrede auf seinen Vorgängers; Arnault war es, dessen Platz er einnimmt. Nachdem er mit Geist und Gewandtheit die Haupt-Momente und dem Leben Arnault's zusammengestellt und beleuchtet hat, sucht er darzuthun, daß es nicht das Lustspiel ist, in welchem sich Geschichte und Sitten der Zeit abspiegeln, sondern vielmehr das Lied. Seine Rede war voll scharfsinniger Bemerkungen, voll geistvoller Anstichten, und ließ in dem lebendigen und ungezwungenen Ton, in welchem sie abgefaßt war, ganz den berühmten Deamatiker wiedererkennen. Herr Villemain wußte seiner Antwort einen gewissen Anstrich literarischer Strenge zu verleihen, ohne dadurch der Anmuth seiner Lobspeche und der Leichtigkeit seines Ausdrucks Abbruch zu thun. Er nahm das Lustspiel, auf dessen Kosten Scribe sich so lieb erhob, gegen diesen in Schutz, aber er widersprach scherzt und lobte mit einer unnachahmlichen Artischen Feinheit. Bei diesen Vorträgen, die von so gewandten Gegnern gehört wurden, konnte man allerdings einen Begriff davon erhalten, wie ehemals die Griechen ein so großes Vergnügen an dieser lebendigen Gymnastik des Geistes finden konnten. — Wir übergehen den ersten Theil von Scribe's Rede, der meist historischen Einzelheiten aus dem Leben Arnault's gewidmet ist, und theilen unsern Lesern den zweiten Theil mit, worin der neue Akademiker eine originelle Thesis vertheidigt.

Rede des Herrn Scribe.

„Inmerhalb dieser Mauern war es, wo einer unserer ersten dramatischen Schriftsteller in einer berühmten Rede voll seiner und scharfsinniger Gedanken behauptete, daß, wenn eine große Katastrophe alle historische Urkunden der Erde vernichtete und nur die Sammlung unserer Komödien unversehrt bliebe, diese kleine Bruchstücke wären, unsere Annalen der Geschichte zu ersetzen. Die literarische Freiheit, welche in dieser Versammlung herrscht, wird mir erlauben, an der vollständigen Richtigkeit dieser Behauptung zu zweifeln. Ich glaube nicht, daß der Lustspiel-Dichter Historiker sein soll; dies ist seine Aufgabe nicht. Selbst in Molière kann man die Geschichte dieses Landes nicht wiederfinden. Bedürfen uns die Lustspiele eines Meisters, etwa über die großen Begebenheiten des Jahrhunderts Ludwig's XIV.? Zeigen sie uns die Irrthümer, Schwächen und Fehler dieses großen Königs? Finden wir etwa die Zurücknahme des Edikts von Nantes darin angegeben? Eben so wenig, meine Herren, wie die Komödie unter Ludwig XV. vom berüchtigten Parchart, oder der Theilung Polens, eben so wenig wie die Komödie des Kaiserreichs von der Eroberungssucht spricht.

Nein, ich wüchte auf einem anderen Felde die Quelle zur Wiederherstellung der Geschichte suchen. Man hat mir zu oft schon Unwahrscheinlichkeit in meinen Dichtungen vorgeworfen, als daß ich nicht noch eine in Anwendung der Wahrheit sage sollte. Angenommen nun, es käme wieder ein Eroberer, gleich jenem Nachfolger Muhammed's, welche die ganze Alexandrinische Bibliothek verbrannte und nur den Koran erhielt;*) es käme ein Kalmückischer oder Tartarischer Eroberer, der ein warmer Freund der Lieder wäre, wie Omar ein Feind des Korans, er verbrenne nun alle historische Schriften, verschone aber die ganze Sammlung jener vieraktigen, noël's, pont-neuf's und satirischen vaudevillies bis auf unsere Tage, wäre es wohl unmöglich, die Hauptfakta unserer Geschichte daraus zu erfahren? Vielleicht ist es paradox, aber wir schreiben es sicher, daß man mit Hülfe dieser launigen Dokumente, dieser singenden Annalen*) Planen und Begebenheiten wieder finden würde, welche durch die Komödie vergessen oder verschont geblieben wären.

Die Muse der Komik wäre solche Treue unmöglich. Ludwig XIV., Ludwig XV. und Napoleon hätten nicht zugegeben, daß die großen Begebenheiten ihrer Herrschaft auf die Bühne gebracht, oder hier wohl gar in's Lächerliche gezogen werden. Selbst in unseren Tagen wieder der Komödienschreiber seinen größeren Spielraum haben als seine Vorgänger, weil jetzt die Empfindlichkeit der Parteien jene der Gewalt ersetzt hat. In unserem Jahrhundert der Freiheit darf man nicht so frei sein, auf der Bühne die Lächerlichkeiten des Tages alle zu schildern. Jede Partei beschützt die ihrigen und will nur bei ihrer Nachbarin Originale suchen lassen. Die Presse selbst, diese absolute Gewalt im freien Staaten, will wohl aller Welt die Wahrheit sagen, mag sie aber niemals selber hören. Mit jener Behauptung will ich indessen die Komödie nicht anklagen, sondern sie rechtfertigen, indem ich beweise, daß man sie mit von ihr verlangt, wenn man die Geschichte in ihr wiedergeben haben will.

Giebt aber, wird man mir sagen, die Komödie nicht wenigstens ein treues Sittengemälde der Zeit? Wohl! ich gebe zu, sie nähert sich den Sitten mehr, als der historischen Wahrheit; dennoch findet sich, wenn man wenige Stücke, wie z. B. Tartuffe, das Meisterstück der Komik, ausnimmt, durch ein sonderbares Verhängniß die Bühne mit der Gesellschaft in direktem Widerspruche. Lassen Sie uns, meine Herren, einmal auf die Zeit der Regentschaft zurückblicken; wäre die Komödie der treue Ausdruck des Gesellschaftslebens, so müßte sie in damaliger Zeit das Bild der Sittenlosigkeit oder leichtsinniger Saturnalien darstellen; aber sie ist kalt, abgemessen und steif.

Wie finden hier bei Destouche eine Komödie, die nicht lacht, bei La Chaussée eine Komödie, welche weint. Unter Ludwig XV., oder vielmehr unter Voltaire, in einem Moment, wo es sich um Fragen handelte, welche alle soziale Verhältnisse änderten, in der Mitte von Bewegungen, die eine so gewaltige Zukunft hervorleiten, erblicken wir auf dem Theater Derat, Marivaux, Destanoux, d. h. den Witz, den Roman und die Leerheit!

In der Revolution, in der Zeit, wo der Schrecken seinen Gipfelpunkt erreicht hat, in der Zeit, wo, wie man mit Recht gesagt hat, die Tragödie auf den Straßen einherging, was bietet die Bühne dar? Das Bild der Humanität, der Wohlthätigkeit und der Empfindsamkeit. So die Frauen, „die kindliche Liebe" von Demoustier; und im Januar 1793 im Angesichte des Prozesses und der Hinrichtung Ludwig XVI. war auf der Bühne: „die schöne Pächterin", ein ländliches und empfindsames Lustspiel! Im Kaiserreiche, im Reiche des Ruhmes und der Eroberung, war die Bühne mehr verdorrend als je. Einzelnen war unter der friedfertigen Restauration die Bühne voll von Kriegern, Schlachten und Lorbeern; Thalia trug Epauletten! Und wie ist es in dem Augenblicke, wo ich zu Ihnen spreche? Stellen wir uns einmal

*) So pflegt und schön auch die Fabel vom Chalifen Omar und der Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek sein mag, so ist es doch zu verwundern, wie man sie in einer Versammlung wagen darf, wo so viele Historiker sitzen. Das Historische ist eine historische Frage. Bekanntlich lautet es sehr verschieden: Nach der Einnahme Alexandriens durch den tapferen Amrou schickte dieser zu seinem Herrn Omar und ließ fragen, was mit der Bibliothek geschehen solle? Der Chalif Omar antwortete, daß, entweder diese Bücher nichts Anderes als der Koran, und dann waren sie überflüssig, oder sie enthielten etwas Anderes, und dann waren sie gottlos; in beiden Fällen mußten sie verbrannt werden." Und so habe man diese Werke die Bäder Alexandriens mit diesen Heilanstalten geheizt. Das mit diesem Witz gewürzte Mährchen fand seinen ersten Spaziergang an dem Griechen Wolfschrei Abulpharagius; er war der Erste, der es erzählt, aber nicht der Letzte. Von ihm bis auf unsere Politiker und Lieder hervor wird es dem leichtgläubigen Publikum von den Geschichtsschreibern aufgetischt, und doch ist es eine jener verrotzten Lügen, die sich als solche leichter verweisen, als auf den Geschichtsforschern verbannen läßt. Omar, der grausamstige, tugendhafte Held, wäre dieses Verbots unfähig gewesen. Omar konnte die Alexandrinische Bibliothek nicht zerstören lassen, weil man im 7ten Jahrhundert nicht zerstören kann. Auf eben die Art, wie Omar ein Verbrenner geworden war, hat man ihn zum Zerstörer gemacht. Der Ursprung soll zu Anfang des 13ten Jahrhunderts sein Buch mehr im Gespräch zu Alexandrien; er sagt niemehr, daß nur noch leere Schraute als Zeugen der untergegangenen Schätze da waren; auch sagt bei die Zeitist der Geschichtskunde unwiderruflich nachgewiesen, daß Theodosius, der sogenannte Grieche Theodor und Theodor der barbarische Thrak; nie man dem bedeutenden Omar aufbürdete. Theodosius gehört zwar zu den besseren Kaisern des untergehenden Roms, aber sein Ansprung auf den Beinamen des „Großen" ist mehr als zweifelhaft. Die Einäscherung der Bibliothek gehört der Kirche und seine Unduldsamkeit gegen die heidnische Weisheit erhob ihn zu dem schönen Namen. Damals war der fromme Wahn vom unverbrüchlichen Vertheidigungs-Recht gegen die Lehre, die Lehre, und die Diener der Kirche und Weisheit bestehen. Die Lehrer wurden verjagt, die Akademien und Schriften verwüstet. Auf Theodosius des Großen Befehl wurden die Tempel des Serapion verheert, und ein fanatischer Haufe warf die Bücher, welche früherer Verfolgungen entgangen waren, ins Feuer. Die Araber waren überhaupt die Pfleger und Erhalter der Wissenschaften im Mittelalter, nicht ihre Zerstörer. Wenn Scribe also behauptet, Omar habe die Bibliothek verbrannt, so bietet er freilich seiner eben aufgestrichenen Behauptung trotz, daß der kunstfeste Dichter kein gründlicher Historiker sein muß. Vergleiche Reinhard „Ueber die jüngsten Schicksale der Alexandrinischen Bibliothek." Göttingen, 1792. v. Hammer in den Jahrgangen des Orients Theil I. S. 307.

*) So nennt ein Epigrammen-Dichter der Griechischen Anthologie die Werke der alten Dichter: „Die tönenden Ueberreste der Vorzeit."

(Anm. d. Uebers.)

Digitized by Google

einen Fremden, einen neuen Anacharfis, vor, der plötzlich in die Mitte unserer Civilisation versetzt wird. Dieser eilt in die Theater, um auf eine ungewöhnliche Weise dort die Pariser Sitten von 1836 kennen zu lernen; welcher Schrecken für diesen ehrlichen Mann! Wird er sich noch den ehrn gewachsten Erfahrungen unbewaffnet auf die Straße wagen? Wird er nicht bei jedem Schritte fürchten müssen, auf einen Mörder, auf einen Ehebrecher, auf einen Wuchshändler zu stoßen? Man hat ihm zu gesagt, die Bühne sey das Abbild der Gesellschaft.

Nimmt jetzt aber Jemand diesen Fremdling bei der Hand und führt ihn in unsere Salons, in unsere Familien, wie müßte er erstaunen, wenn er wahrnimmt, daß vielleicht zu seiner Zeit unser bürgerlichen Sitten so geordnet waren, wie jetzt; daß, mit einigen Ausnahmen, heros Seitenheit die Verleumdung selbst beschämen muß, der häusliche Heerd niemals mehr das Abbi der Tugend war. Wenn man ihm nun sagte, daß ehemals die höhern Stände das Beispiel zum Laster gaben, daß oft vom Hofe selbst die Verletzung der Ehebarkeit und öffentlicher Sittlichkeit ausging, daß aber heute die Tugend von der vornehmen Welt angefpr., daß vom Theater die Wiederstehen auf die Gesellschaft falle, dann würde der mit der Gesellschaft jetzt vertraute Fremdling mit Freude ausrufen: Ja, man hat mich getäuscht! dem Himmel sey Dank, die Bühne ist keine treue Sittenmalerin!

Wie ihren wir nun, meine Herren, diesen fortdauernden Widerspruch zwischen der Bühne und der Gesellschaft? Ist er eine Mistung des Zufalles, oder des Leichtsinnes und Abstumpfung der Empfindungen des Zeitalters, welche die dramatischen Dichter verleiten und darstellen? Die Frage läßt sich vielleicht erledigen, wenn man den Zweck des Theaterbesuches in die Augen faßt. Man läuft in's Theater, nicht um sich belehren oder bessern zu lassen, sondern sich zu erholen, sich zu zerstreuen. Das aber, was am meisten zerstreut, ist nicht die Wahrheit, sondern die Fiktion. Und das meiste Vergnügen währen, was wir täglich selbst sehen können, ist nicht das Mittel, uns zu gefallen; das sich dem gewöhnlichen Leben weniger Nähernder, das Außerordentliche, das Romantische reizt uns. Dahre berlin man sich in der Schreckenszeit, und das zu bieten, was damals Fiktion war. Vor unseren betrübten Augen schwamm das Leben in Blut und Verbrechen, daher waren wir glücklich, auf der Bühne Meuschenliebe, Wohlthun und Erbarmuh wiederzufinden. Aus gleichem Grunde rief man uns unter der Restauration, wo ganz Europa uns brfiegt hatte, die Zeiten zurück, wo wir dem besiegten Europa Gesetze vorschrieben, gleichsam als wollten wir uns, wir der gedemüthigte und gebeugte Elftan, mit den „Wohlthätigen der Wrangzeubeit" trösten.

Das Theater ist demnach seinen der Kunst und der gesellschaftlichen Verhältnisse, ja oft der Gegenfatz derselben. Die Komödie malt die Leidenschaften aller Zeiten, wir es Molière gethan, wir es Dancourt und Picard mit so vieler Laune, Collin d'Harleville mit so vieler Anmuth und Andrieux mit so vielem Geiste gethan hat, sie zieht ein wenig den Vorhang der Gesellschaft weg und zeigt uns eine Seite derselben. Was aber, meine Herren, zeigt uns in der That die Sitten eines ganzen Volkes, die Sitten eines Volkes in allen seinen Epochen, zeigt uns, ob es riegant oder reh, ausgelassen oder andächtig, schlaff oder heldenmüthig war? Das thun der Annalen, von denen ich sogleich sprechen werde, die Chanson's. Diese Annalen, meine Herren, haben nicht das geringste Interesse, die Wahrheit zu verhüllen; im Gegentheil, sie treten nur auf, um die Wahrheit zu sagen. Lassen Sie uns, zur Begründung dieser Ansicht, noch einen Rückblick auf die Zeiten werfen, die wir eben durchlaufen haben.

Beginnen wir mit der Regentschaft, die durch die Komödie so schlecht gezeichnet wurde; wenden wir uns an die Liedersänger und sehen, ob sie treuere Maler, als die Lustspieldichter sind; hören wir z. B., was Collé sagt in folgendem Couplet:

Chansonniers, mes confrères,
Le coeur, l'amour sont des chimères;
Dans vos refrains légers,
Traitez de vieux abus
Ces vertus
Qu'on n'a plus.

Fürchten Sie nicht, meine Herren, daß ich Ihre Geduld mit Citaten auf die Probe stellen werde; ich will nur ein einziges Couplet, und das nur im Fragment, anführen:

L'amour est mort en France;
C'est un
Défunt!
Mort de trop d'aisance
. . . . . .
Et tous ces ingands
Qui font des madrigaux
Supposent à nos dames
Des coeurs,
Des mœurs,
Des vertus, des ames!
Et remplissent de flammes
Nos amans presques éteints,
Ces pantins libertins!

Schon in diesem Bruchstück sehen Sie die ganze Epoche der Regentschaft treu abgebildet; sie würde noch vollständiger erscheinen, wenn ich das ganze Lied zugriffen hätte.

Wollen Sie das gesellschaftliche Leben des 18ten Jahrhunderts kennen lernen, diese Gesellschaft voll Witzung, Geist, Witz, diese rationnirende, sprudelnde Gesellschaft, die an das Vergangene, nicht an Gott gezlaubt hat; wollen Sie ihre Sitten, ihre Philosophie, ihre Soupers kennen lernen, so dürfen Sie sich nicht an die Komödie wenden, sie wird Ihnen nichts sagen; Sie müssen sich an die Lieder Beaufleré', Boissenon's und des Kardinals Bernis wenden.

Lassen Sie uns weiter vorwärts schreiten; wir stehen an dem Zeitpunkt, wo es scheint, daß das erschreckte Lied seine Schalmei hätte zerbrechen müssen. Aber weit entfernt, zu verstummen, weit entfernt, aufzuhören, der Sitten-Maler seiner Zeit zu seyn, ist es noch immer das aufrichtige Echo derselben. So verhält es sich in unserer Revolution, die sich in zwei scharf geschiedene Hälften theilt; die erste gräuelvolle finden wir in den schrecklichen Liedern von 1793, die zweite heroische und glorreiche Hälfte in jenen kriegerischen Hymnen wieder, welche unsere Soldaten zur Schlacht und zur Eroberung geführt haben.

Ich schweige über die Glorie dieser Epoche, sie hat alle Sänger der Zeit zu ihren Hahlobrezgnern gehabt, unter denen Desaugiers ist, der erste Lieder-Dichter aller Zeiten überhaupt, der sür das Lied das war, was Lafontaine für die Fabel.

Was die Restauration mit ihren Irrthümern und Fehlern betrifft, wer wird über sie im Theater Auskunft suchen, wer wird den Spalten des Moniteurs vertrauen, wir haben ja — Béranger.

Es würde schon Ehre genug für das Lied seyn, eine Geschichtsquelle der Sitten und Begebenheiten genannt zu werden; allein dieser ist noch nicht die schönste seiner Aufgaben; es giebt noch einen wichtigeren und höheren Gesichtspunkt, aus welchem man es betrachtern kann; der nämlich, daß in Frankreich das Lied lange Zeit die einzig mögliche Opposition gegen die Tyrannei war. Geistreich hat man gesagt, die Französische Verfassung der damaligen Zeit sey eine absolute Monarchie, durch Lieder gemäßigt; und in der That, sie waren das einzige Gegengewicht, der einzige Widerstand gegen die Eingriffe der Gewalt.

Ja, meine Herren, die Freiheit des Liedes ging bei uns der Freiheit der Presse voran und hat diese vorbereitet. Unter Magazin wurde das Volk zwar bezahlen, aber es sang, d. h., es protestirte. Es protestirte damals also schon gegen die Willkürlichkeit der Gewalt, und protestiren heißt, seine Rechte bewahren, bis der Tag erscheint, wo man sie geltend machen kann. So war das Lied immer die aufmerksame Schildwache bei der Avantgarde, um anzuzeigen, um zu kämpfen. Sich immer auf die Seite der Besiegten schlagend, hat es, wie die Presse, seine rohen Widerstands-Mittel, sieret, wie sie, seine Triumphe und das Volk, wie sie, seine Auflehnungen. Das Lied griff nach und nach Heinrich III., die Guisen und den Bearner (heinrich IV.) an. Stets in der Opposition, stets antiministeriell, lustig zu Richelieu nicht schlafen, Magazin nicht essen; es führte den Krieg der Fronde und drang endlich die in die Nähr Ludwig's XIV., eines Königs, vor dem Europa und Frankreich zzitterte, eines Königs, welcher zelagt hat: L'état c'est moi! Dieser König griff das Lied an, wie seine Regierung, seinen Liebschaften und in seinen Favoriten an. Es brlebdete idn in seinen Generalen, wir z. B. in Villeroi, der zum Gefangenen gemacht wurde, während seine Truppen den Feind aus Cremona verjagten. Von ihm sang man:

Palsembleu! la nouvelle est bonne,
Et notre bonheur est sans égal,
Nous avons remporté Cremone
Et perdu notre général!

Es griff ihn in seinen Bundesgenossen an, in seinem Gästen von Saint-Germain, in seinem König Jakob II., der für eine Messe drei Kronen an seinen Sidam Wilhelm hinggeben hat:

Quand je vous rimer à Guillaume,
Je trouve aisément, . . un royaume
Qu'il a au mettre sous ses lois!
Mais quand je veux rimer à Jacques . . .
J'ai beau chercher . . . inutilement mes doigts,
Je trouve qu'il a fait ses pâques.

Furchtbarer noch als Marlborough und Prinz Eugen von außen war für Ludwig XIV. der Angriff des Liedes wegen seiner Finanzen:

Dans ses coffres pas un doublon!
Il est si pauvre dans son ménage,
Qu'on dit que la veuve Scarron
A fait un mauvais mariage!

Und das ist Alles noch nichts; erst unter der folgenden Regierung sollte das Lied eine Gewalt werden. Der einzige Damm gegen den Strom der Corruption, der von allen Seiten überströmte, vorübergiste es Frankreich, welches man wollte verächtlich werden lassen; es trotzte den Lettres de cachet und grub in die Mauern der Bastille jene Refrains ein, welche die in den Hirschpark drangen.

Wenn aber das Verdienst, die Regierung Ludwig's XV. auszugreifen, geringer ist, so können wir doch sehen, wie das Lied es mit einem ganz andren Gegner aufzunehmen vermag! Der mächtige Kaiser, der so viele Kronen trug, der Gewaltige, welchrer Alles zum Schwingen brachte, konnte das Lied nicht zum Schweigen bringen. Unter seiner Regierung erklang das Lied:

Le bon Roi d'Yvetot;
Se levant tard, se couchant tôt,
Vivant fort bien sans gloire,
Et couronné par Jeanneton
D'un simple bonnet de coton.

Unter diesem furchtbaren Krieger, der Frankreich durch die Conscription bezwiugen, erschien das Lied, in dem die friedliche und väterliche Regierung des Königs von Yvetot gefeiert wird:

Qui ne levait jamais de lon
Que pour aller quérir son l'an
Au blanc!

Vergessen wir aber auch nicht, daß das Lied nur den Gewaltigen zugegriffen hat, als er mit seiner eisernen Hand unsere Rechte zu Boden schlug; sobald er gefallen war, und der Verleumdung und der Besbrei so großartiges Unglück nicht heilig war, sehen wir den edlen Sänger wieder auf der Seite des Besiegten kämpfen, da ist er ihm nicht mehr der Despot, der Eroberer, sondern der Herr, der große Unglückliche.

So hat das Lied bei uns sür die Freiheit gekämpft und sie durch tausend Klippen geführt, vom Anfang der Monarchie bis auf unsere Tage, wo die Sache, die es vertheidigte, gesiegt hat und es sein Werk sür beendigt ansieht. Das Lied ruht jetzt, seine Mission ist zu Ende. So schätzen wir in unseren Städten jene kleinen Leuchtthürme, die während der Nacht unseren Weg erhellen, aber erlöschen, sobald der Tag erscheint und die Sonne glänzt. Möge der Himmel uns nicht wieder in die Nothwendigkeit versetzen, die kleinen Leuchten nochmals

Digitized by Google

anzuknüpfen. Das Grab der Tyrannei war auch das Grab der Liebe. Mögen beide nicht wieder auferstehen; mögen unsere Freiheiten von Anderen vertheidigt werden, als vom Liede, und möge die Lobrede, die ich ihm eben gehalten habe, seine Leichenrede seyn!"

(Die Antwort der Hrn. Willemain folgt.)

England.

Der Amerikaner Willis über Englands Leben und berühmte Schriftsteller.

(Schluß.)

Nicht ganz so lebhaft ist folgendes Bild des Professors Wilson in Edinburg:

„Die Familie des Professors befand sich auf einem Sommer-Landsitz, und er war allein in seinem Hause auf dem Gloucester-Platz, indem ihn die traurige Pflicht, den (seitdem verstorbenen) armen Blackwood*) zu besuchen, nach der Stadt gezogen hatte. Ich erschien pünktlich zu der mir bezeichneten Stunde und fand den Dichter mit ausgebreiteten Rockschößen vor dem Kaminfeuer stehn, einen massiven, kräftigen Mann, etwas süderlich gekleidet, aber von höchst gutmüthigem Wesen und Anstand und von äußerst offenem, gewinnendem Benehmen. Während er einen Stuhl für mich drehte und vieles Nutzige über den edlen Freund sagte, dem ich die Bekanntschaft mit ihm verdankte, suchte ich meine aus Porträts und Beschreibungen entnommene Vorstellung von ihm mit der vor mir befindlichen Person zu vereinigen. Ich hatte mir einen schmächtigeren, mehr nach einem Gelehrten aussehenden Mann mit einem blassern Gesicht und weit abgeschlissenerem Aeußeren unter ihm gedacht. Sein Kopf ist außerordentlich stark, sein Auge blau und unstät, sein Mund voll Ausdruck, und sein ganz hochblondes Haar von bisher kaum gekannter, weit und breit bequemer Mähne zu bewundern; da es aber gegenwärtig nach seiner natürlichen Richtung zurückstrebt, so giebt es ihm das wilde Ansehen eines Hochländers. Er trägt in seltenem Maße das Gepräge eines bedeutenden Mannes und hat im Ganzen auch in seiner Erscheinung etwas Feines und Vornehmes, aber (ich weiß nicht, ob es Anderen auch so ergangen), genau ich hatte in Christopher North**) einen vollendeten und eben überfeinen Weltmann von der alten Schule erwartet und fand mich insofern getäuscht."

In der „Quarterly Review" ist das Buch des Herrn Willis sehr dort beurtheilt, und man glaubt in London allgemein, daß diese Rezension von dem Herausgeber des genannten Journals, Herrn Lockhart, einem Schwiegersohn Sir Walter Scott's, geschrieben worden, weil dieser sich für die Art und Weise, wie Herr Willis in seinen Briefen von ihm gesprochen, habe rächen wollen. Hier ist die Stelle, welche den Londoner Kritiker zu dieser Rache gereizt haben soll; es ist ein Gespräch zwischen Christopher North und dem Verfasser:

„Kennen Sie Lockhart?" — „„Nicht persönlich; er ist der einzige Literat in London, mit dem ich nicht zusammengekommen bin; und ich muß sagen, daß ich gerade kein Verlangen danach trage, den Redacteur der „Quarterly Review", den unredlichsten und gemüthslosesten Kritiker des Tages, kennen zu lernen. Ich habe nie Gutes von ihm gehört. Wohl bunten seiner feinen Bekannten Sie ich ersehen, aber Ihnen, der sein Freund seyn wollte.""" — „Und doch hat Lockhart viel Gutmüthigkeit. Wenn er Ihnen hier gegenüber säße, sie würden ihn mildestens ansprechslosesten Mann an ihm finden, und so erscheint er im Privatleben überall." — „„Nicht immer. Ein derbhunter Fremder, der seine Reserve, bei mir ihm gewann war, kam eines Morgens zu ihm und ersuchte ihn, das Werk des Baron d'Haussez, der eine Beschreibung von unter den nächsten Nummern seiner Review nicht zu scharf mitzunehmen. Er that dies in den freundlichsten Weise, und als er sich empfahl, begleitete ihn Lockhart mit großer Förmlichkeit bis zu seiner Kutsche. „O, bemühen Sie sich doch nicht hinunter", sagte der höflichste Franzose. „Ich lasse mir das nicht nehmen", erwiderte Lockhart sehr grob, „denn ich sehe aus dem Buch Ihres Freundes, daß man uns in Frankreich für eine Nation ohne Lebensart hält." Das war doch gewiß höchst ungezogen und beleidigend!"" — „Dennoch liegt dies nicht in seinem Charakter. Ich glaube, es ist blos ein unglückliches Talent zu Sarkasmen, womit ein Herz nichts gemein hat. Wenn er sich hinsetzt, um ein Buch zu recensiren, heißt er nie etwas Gutes über an seinen Gegner. Es macht ihm Vergnügen, es zu zerlegen, wie der Anatom einen Leichnam feirt, weil es sein Beruf ist und er sich darauf verstellt. Stände der Mann aber von ihm, so würde er gewiß der Erste seyn, der ihm mit wahrer Freundlichkeit entgegenkäme. Ich kenne Lockhart schon lange. Er war eine geraume Zeit in Edinburg, und als er an seinem „Valerius" schrieb, pflegten wir alle Morgen mit einander spazieren zu gehen. Hatten wir ein ruhiges Plätzchen auf dem Felde erreicht, so las er mir die Kapitel vor, die er fertig hatte. In drei Wochen war das Werk vollendet. Ich hörte es so stückweise, wie es vorrückte, und es kostete mir viel Mühe, ihn davon zu überzeugen, daß es der Veröffentlichung werth sey. Er hatte es sehr rasch geschrieben und hielt nichts davon. Wir aßen gewöhnlich mit Blackwood zusammen Abendbrod, und so entstanden eigentlich die Noctes." — „„Die Ambrosianischen Nächte!""" — „Ganz richtig." — „„Giebt es denn wirklich ein Ambrosianisches Gasthaus in Edinburg?"" — „Allerdings. Jedermann weiß Sie sehr wohl zu finden. Es ist ein kleines Haus in einem abgelegenen Winkel der Stadt. Der Wirth besitzt Kindersinn und ein ganz vortreffliches Burschen in seiner Art; auch hat er durch seine Bewirthung in den Noctes großen Zufluß von Fremden erhalten. Wir blieben eines Abends sehr lange dort und waren alle ungewöhnlich lustig und redselig gewesen. „„Wie Schade"", sagte Lockhart, „daß wir nicht einen Schnellschreiber zur Hand gehabt, der all die schönen Sachen, die heute bei Tische gesprochen worden sind, hätte zu Papier bringen können!"" Am nächsten Abend zog er ein Blatt aus der Tasche, welches Noctes Ambrosianae überschrieben war. Dies war das erste Stück, und ich setzte sie später fort."

Ueber den allgemeinen Charakter der Englischen Gesellschaft äußert sich Herr Willis in seinem Buch eher schmeichelhaft, als herabsetzend; er nimmt darin in mannigfachen Beziehungen mit des Herrn von Raumer's Darstellungen*) Abrede.

„Wir war überall in England", sagt er, „die Schönheit der höheren Klassen aufgefallen, und als ich sehr die mich umgebende aristokratische Gesellschaft an der Tafel betrachtete, war es mir, als hätte ich „des Himmels Ebenbild doppelt, als Mensch und Erbe, ausgeprägt" nie so sichtbar vor Augen gehabt. Sie bestand aus zwei jungen Männern und vier oder fünf jungen Damen von Rang, und es kommen wohl kaum fünf oder sechs andere Personen von so äußerst anziehender Persönlichkeit gesunden werden; ihre Gestalt und ihr Anklig waren von der überaus edlen Form und Bildung, die man mit dem treffenden Ausdruck thoroughbred (durch und durch geblüht) bezeichnet. In dieser Hinsicht ist ein gewaltiger Unterschied zwischen England und den Ländern des Kontinents, dem Französische ausgenommen und Italien vielleicht selben in physischer Hinsicht ihren entarteten Herren weit voran, während der niedere und höhere Adel Englands sich an Körper und Gestalt zu seinem Vortheile von dem Landvolke unterscheidet. Der Kontrast zwischen dem Benehmen des Englischen und Französischen Edelmanns ist mir schon so aufsallend. Das ungezwungenere, die Ruhe, die Beweglichkeit, das Gedeehenlose des Pariseers und die arbeitenden Bauern, das weit aufgerissene oder zusammengekniffene Auge, das verschwörerische Wesen des Italieners, auch bei der gewöhnlichsten Unterhaltung, bilden geradezu die Antipoden zur Englischen Wohlerzogenheit. Ich möchte sagen, ein Nord-Amerikanischer Indianer in seiner würdigsten Erscheinung käme dem Benehmen eines Englischen Parlamentsmitglieds näher als irgend eine andere Person. Die ruhige Haltung der Gestalt und der Miene, die Besonnenheit unter allen Verhältnissen, die Fassung, welche sich durch nichts überraschen und aus ihrem Gleise bringen läßt, die Entschlossenheit in allen Dingen, auch den geringsügigsten, und das augenscheinliche Bewußtseyn, durchaus so zu handeln commo il faut, das Alles charakterisirt eben sowohl den Gentleman wie den Indianer. Ein Englischer Gentleman ist durch nichts aber Fassung zu bringen. Fällt Jemand neben ihm in Ohnmacht, oder wirft ein Diener ihm eine Schüssel auf die Schulter, oder hört er, daß das Haus in Brand steht, er setzt sein Weinglas mit derselben Besonnenheit nieder, mit der sein Gemüth auf die verschiedenen Fragen seiner heiklichen Fällen zu thun ist, und das thut er. Er ist kalt bei einer ersten Einführung und verbraucht sich steif vor dir, wenn er Wein mit dir trinkt, aber das ist nun einmal so sein Wesen, und er wiederholt einen Engländer hat verrückt hatten, wenn er bei einer solchen Gelegenheit den Kopf bei dem Teller neigte, wie ein Franzose. Ist er aber bei dir bei diesem allen etwas frostig zu Muthe geworden, so wird sie nicht wenig erstaunen, wenn du ihn, sobald die Damen die Tafel verlassen haben, plötzlich anstehen siehst und von ihm eine Einladung empfängst, einen Monat bei ihm auf seinem Landhause zuzubringen; denn während er sich so kalt vor dir verneigte, dachte er darauf, wie er dir deinen Plan, zu sehen, gelingen oder unterstützen sich könnte. Der heftige Erschütterungen vermeiden man, weil man keinen Geschmack daran findet. In der Unterhaltung erscheint nichts so abgeschmackt (sagt unter welchem Titel), heftig gestagt, in England alles Ausgezeichnete verstanden wird). Als Symbole aber ein enthusiastisches Betwort, eine leidenschaftliche Geberde, und nichts so gemein im gewöhnlichen Leben, als eine Anmaßung an das „Theatralische." Der wohlerzogene Engländer sucht sich in den einfachsten Worten auszudrücken, durch die er sich verständlich machen kann, und ist eben so ruhig und gelassen, wenn er den Tod seines Freundes erzählt, und man möchte sagen eben so erschüttert in seinen Ausdrücken, als wenn er vom Wetter spricht. Für jede äußerordentliche Bewunderung reicht das Wort capital (vortrefflich), für jedes gewöhnliche Lob das Wort nice (hübsch) und für jeden Tadel ist moralischer, gesellschaftlicher und religiöser Hinsicht das Wort odd (abgeschmackt) aus. Wer sich zu seinen Bemerkungen über das einfache Wörterbuch hinaus versteigt, gegen den erheben sich sogleich die Bramen der ganzen Gesellschaft und stempeln ihn zu einem Ungebildeten oder zu einem Ausländer."

Man wird aus diesen Auszügen ersehen, daß Herr Willis leicht, fließend und unzeyiert schreibt. Sein Englischer Stil wird zwar von strengen Kritikern mitunter als selbstständig bezeichnet, doch muß man auch bedenken, daß dies Buch aus Briefen besteht, die stächtig auf der Reise geschrieben wurden, und daß die Nachlässigkeit in ihrer Abfassung ihnen gerade einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

Afrika.

Algierische Poesie.

Von Thomas Campbell.

Alle Einwohner Algiers, selbst die Juden, sprechen vulgair Arabisch, obgleich sie behaupten, die reine Arabische Sprache mit syntaktischer Feinheit zu schreiben. Vor der Weißnahme durch die Franzosen

*) Buchhändler in Edinburg und Herausgeber des seinen Namen auch führenden Edinburgh-Magazine.

**) Unter diesem Charakter ist Prof. Wilson als Kritiker in Blackwood's Magazine aufgetreten, das namentlich seinen Aufsatzen den Ruf zu verdanken hat, den es in England genießt.

***) Christopher North's beiläufige Artikel erscheinen und erschienen noch jetzt unter dieser Ueberschrift.

*) England im Jahre 1835. Von Friedrich v. Raumer. Leipzig, Brockhaus.

Digitized by Google

waren Druckpressen hier unbekannt. Seit zwei Jahren etwa haben die Franzosen die Herausgabe einer Zeitung veranstaltet, die den Namen führt: „Moniteur Algérien", und welche in Französischer und Arabischer Sprache zugleich erscheinen sollte; indessen ist es bloß ein Register-unglaubiat, bat nur ein paar Arabische Wörter als Motto, und ist auf keine Weise darauf berechnet, Afrika aufzuklären.

Nach Lewofon gab es vor 60 Jahren selten einen Mauren, der mit Büchern was zu thun hatte. Die Bibliothek eines solchen bestand höchstens aus einem Koran, Kommentarien dazu, ein paar Gebetbüchern und alten Chroniken. Letztere beschreibt Lewofon als ganz erbärmlich und stellt sie noch tiefer als unsere Mönchs-Chroniken. Dessenungeachtet wünschte ich doch, ich wäre noch lung genug, um Arabisch zu lernen und mich an das Studium dieser Maurischen Chroniken machen zu können.*) Wie man mir sagt, reicht keine weiter hinauf als bis zu Barbarossa und seinem Bruder. Diese beiden Abenteurer sind auch die Lieblings-Helden in den Maurischen Romanen.

Um mit der neueren Literatur Algiers näher bekannt zu werden, wandte ich mich an einen Professor, der von der Regierung zum Lehrer der Arabischen Sprache hier ernannt worden ist. Es ist ein lieber Mann und heißt zufällig Johann Pharao, aber er ist ein lieber Mann und hat nicht das Geringste von seinem Namensvetter aus dem Rothen Meere. Als ich ihn um die Mittheilung neuerer Poesieen aus oder über Algier bat, rief er: „O, moderne Arabische Poesieen! Es giebt keine Dichter mehr auf der Oberfläche der Erde." Halt, rief ich ihm dann, deine Wahrheit ist mehr einfach und klar, als angenehm. Ich beg

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Montag den 15. Februar 1836.

Afrika.

Gesetze und Rechtspflege in Algier.

Von Thomas Campbell.

Gestern ward mir von Herrn St. John (dem Englischen Konsul) Gelegenheit verschafft, Zeuge der feierlichen Eröffnung des Handels-Gerichts zu seyn, dessen Präsident, wie ich höre, Herr Le Creux seyn soll; bei der Einweihungs-Sitzung aber nahm der Königliche Prokurator den Präsidentensitzhl ein. Der Zweck dieses Gerichts ist, den hohen Gerichts-Hof zu Algier zu unterstützen, in Fällen, die rein commerziell sind. Man behauptet auch, daß dieses Tribunal von vielen gesetzlichen Verzögerungen, die von anderen Jurisdictionen unzertrennlich sind, befreit seyn wird. Die Feierlichkeit bei dieser Gelegenheit war imposant. Die ersten Stabsoffiziere saßen auf der einen Seite, die fremden Konsuln, die jüdischen Rabbinen, die Vornehmen der Mauren und Araber auf der anderen Seite. Ich saß neben dem Britischen Konsul.

Der Gegenstand erinnert mich, daß ich Ihnen noch Antwort auf verschiedene Fragen schuldig bin, welche Sie in Betreff der Gesetze und der Verwaltung Algier's an mich richteten. Da die Kolonisten noch so wenig zahlreich und nach Abstammung, Religion und Grundsätzen einander so widersprechend sind, so können sie auch noch keine selbstgemachte gesetzgebende Repräsentation verlangen. Bis jetzt giebt's noch keine tausend eingewanderte Familien, ich glaube aber, Frankreich würde gut thun, ihnen eine Gesetzgebung zu gewähren, sobald sie zu mehreren tausend Familien angewachsen seyn werden.

Mein Eifer, ich gestehe es, hat sich der Französischen Kolonisation zugewendet, und ich wünsche, die Franzosen mögen ihre Kolonisten behandeln, wie England ehemals die Seinigen; ich sage ehemals, denn unsere Kolonial-Politik hat in dem Nordamerikanischen Freiheitskriege eine illiberale Wendung genommen. Im Allgemeinen betrachtet, haben wir die Größe unserer Kolonieen der früheren Behandlung mehr als unserer überlegenen Seemacht zu verdanken. Stellt man die Geschichte unserer Niederlassungen der der Französischen gegenüber, so ergiebt sich, daß erstere mehr oder minder im blühenden Zustande waren, letztere mehr oder minder in Verfall geriethen. Was sag uns den Vortheil? Nichts Anderes, als daß wir den Kolonisten freie Institutionen gaben. Hieraus schöpfte Nord-Amerika seine Kraft. Dem Charakter seiner mächtigen Töchter hat England das Bild seiner eigenen Größe aufgedrückt. Amerika hat das mütterliche Joch abgeworfen, weil die Mutter kein Recht hatte, den Kinde das Joch aufzudrücken. Der Widerstand dieser Kinder selbst bewies, daß sie unsere rechtmäßigen Kinder, keine Bastarde sind. Die Wirkungen ihrer liberalen Institutionen zeigten sich auch schon ehe wir sie zur Emancipation trieben. Die moralische Ueberlegenheit der Englischen Kolonisten in Nord-Amerika über die Französischen daselbst war merkwürdig und handgreiflich vor dem großen Erfolge. Die Britischen Kolonisten waren freie Bürger, voll vom Gefühl der Selbstständigkeit und Kraft; wie konnten die Französischen Kolonisten, die nur willenlose Miethlinge eines ernannten Rats waren, ihnen widerstehen? Die Europäischen Ansiedler werden hier noch durch Französische Gesetze, die durch das militairische Gouvernement modifizirt sind, regiert. Die Verschiffer des General-Gouvernirs haben Gesetzeskraft. Indessen sind dem militairischen Gouvernement in dieser Hinsicht zwei wichtige Schranken gesetzt: erstlich dürfen seine Dekrete nicht von dem Französischen Codex abweichen, wenn es nicht eine außerordentliche Nothwendigkeit gebietet, zweitens ist es gehalten, höheren Autoritäten zu Paris Rechenschaft zu geben, und die Befehle dieser Autoritäten können dasselbe in weniger als einer Woche erreichen.

Von der Zeit der Eroberung Algiers im Juni 1830 an bis zur Entfernung des Generals Bourmont im September desselben Jahres kann man kaum sagen, daß es eine organisirte Verwaltung in diesem Lande gab. Erst Clausel schuf eine systematische Verwaltung voll Energie. Er ist wahr, er verfuhr mitunter gegen die Türken sehr hart, jog geistliche und weltliche Güter ein; aber sein Regiment war kräftig und sicher. Sein Nachfolger Berthezène soll die besten Absichten gehabt haben, aber er war entweder unglücklich, oder es mangelte ihm Festigkeit des Charakters. Bei allen Expeditionen in das Innere, die er unternahm, mußten die Franzosen schneller sich zurückziehen, als sie einmarschirten.*) In Ende des Jahres 1831 ward er durch die Ankunft eines neuen Gouverneurs von seinem unglücklichen Posten abgelöst; Savary, Herzog von Rovigo, war der neue Militair-Gouverneur, und einen Monat nach ihm kam der Baron von Pichon als Civil-Intendant an. Durch ein in diesem Jahre erschienenes Dekret erklärte die Französische Regierung, hinführo die Militair-Verwaltung der Kolonie von der bürgerlichen getrennt halten zu wollen; allein Pichon fand bald seine Autorität durch den herrschsüchtigen Rovigo zur Null herabgesunken, und die Regierung zu Paris ließ ihm ohne Beistand. Rovigo's Verwaltung war eine tödtige und in vielen Punkten zu loben. 1832 hat er die gesetzwidrigen Schwierigkeiten zu beseitigen gehabt. Er ließ gegen damals 3000 Soldaten krank in den Hospitälern; er mußte aber mit den wenigen Truppen, die noch dienstfähig waren, die Kantonirungen vertheidigen, die Kolonisten beschützen und zugleich Expeditionen gegen die insurgirten Stämme unternehmen, deren weite Bernuhen im Bezirkhe Algiers flatterten, und die bis an die Thore der Stadt streiften. In dieser Verlegenheit forderte er die Französischen Einwohner Algiers auf, sich zu einer National-Garde zu bilden, und in drei Tagen stand sie wirklich organisirt und bewaffnet da. Einen ganzen Monat verfah sie die Garnison-Dienste der Stadt, erhielt die öffentliche Ordnung aufrecht, und gestattete hierdurch den Linien-Truppen, auszurücken und den Feind zu bekämpfen.

Nicht alle Seiten in der Verwaltung Rovigo's sind Lichtseiten; wir stoßen vielmehr auf Thatsachen, die sehr unerfreulichen Andenkens sind. Die Niederwerfung des Arabischen Stammes Al Ossas war ein gräuelvolles Geschäft, welches der Herzog vielleicht nicht befohlen, aber auch nicht untersucht und bestraft hat; sie gleicht auf diese Weise der traurigen Hinrichtung zweier Arabischer Häuptlinge, die, zum Verhandeln auf das Völkerrecht, nach Algier kamen, um einen Frieden zwischen ihrem Stamme und den Franzosen zu unterhandeln, war die schändliche Handlung eines Mordes. Ihre Köpfe wurden auf öffentlichen Plätze aufgesteckt und bezeugten mehr die Schandthat der Lebenden, als das Verbrechen der Hingerichteten.*)

Ich komme nun zur Handhabung der Rechtspflege unter den Eingebornen. Vor der Eroberung war sie in den Händen der Kadi's, religiöser Männer, die in den Moschees erzogen wurden und der Klasse der Rechtsgelehrten angehörten. In diesen Kollegium der Rechtsgelehrten, wo dessen Spitze der Mufti stand, konnte man auch appelliren. In früheren Zeiten bestand auch das Recht, über jede Sentenz an den Dey selbst zu berichten. Jede Stadt, selbst jedes große Dorf, hat einen eigenen Kadi, der vom Dey anerkannt werden mußte, so weit seine Sübel-Herrschaft reichte. Die von der Hauptstadt entfernter wohnenden Beduinstämme hatten, statt der Kadis, ihre Schiechs oder Aeltesten, welche eine patriarchalische Gewalt ausübten, die ihnen weder auch das Recht gab, den Leuten die Köpfe abzuschlagen. Außer den Kadi's gab es noch Oberhäupter von Corporationen, Emin genannt, welche das Recht hatten, nicht nur geistlich zu lassen, sondern auch Glieder abzuschneiden und alle Strafen, außer der Todesstrafe, zu vollziehen. Einige dieser Emins sind, wie man sagt, von den Franzosen bestochen worden; wenigstens hinsichtlich der Bastonade, weiterzuerleiden.

Bei den Mauren waren die gewöhnlichen Formen bei Handhabung der Gerechtigkeit sehr einfach. In bürgerlichen Angelegenheiten forderte der Kläger, er mochte Einwohner oder Fremder seyn, seinen Gegner auf, ihn auf der Stelle vor das Forum des Kadi zu folgen, das von seinem Morgen bis zu der Nacht Leuten offen war. Weigerte sich der Angeforderte, vor dem Kadi zu erscheinen, so ließ ihn dieser, nach erhaltener Anzeige, durch seinen Tschaous ergreifen. Die Tschaous waren die Gerichtsdiener des Kadi und Vollstrecker seiner Befehle. Hatte man den Verklagten eingebracht, und es erwies sich, daß er absichtlich der Gerechtigkeit entschlüpfen wollte, so war er sicher, die Bastonade als Einleitung zur Untersuchung zu empfangen. Sodann wurde er aufgefordert, in Gegenwart des Klägers entweder die Schuld einzugestehen oder zu leugnen. Wurde er schuldig befunden, so kam's darauf an, welcher Art die Klage war; war es eine Geldschuld, und er erklärte sich für unfähig, zu zahlen, so brachte man einen Stock in Gestalt einer Leiter herbei, und nachdem seine Füße durch eine Vorrichtung wollener Decken hervorgestrickt; der Kriegs-Minister Soult machte in einer Proclamation an die Araber die Maßregel öffentlich widerrufen. Zum Posten von Algier erhoben sie vertraute Familien-Verhältnisse mit Ehrfurcht, der damals Minister und beim Könige wiederum gegen war.

(Forts. folgt.)

*) Berthezène war der Mitverbrenner Algiers unter Bourmont und hat sich bei der Expedition ausgezeichnet; wegen seiner Verwaltung mußte er indessen manche Vorwürfe vernehmen.

*) Rovigo war der Mann der Gewaltthat. Von der Hinrichtung Enghien's an bis zum zweiten Sturze Napoleon's sehen wir ihn, als tyrannischen Polizei-Minister, oder in sonstigen Missionen, stets zum Vollstrecker willkürlicher Akte von Napoleon gewählt. Dies hinderte ihn, sich auf dem Schlachtfelde zu bewähren, wie sein unbestreitbares militairisches Talent erwarten ließ. Die Feindseligkeiten der Araber hat er selbst durch eine unerhörte Forderung wollener Decken hervorgerufen; der Kriegs-Minister Soult machte in einer Proclamation an die Araber die Maßregel öffentlich widerrufen. Zum Posten von Algier erhoben ihn vertraute Familien-Verhältnisse mit Ehrfurcht, der damals Minister und beim Könige wiederum gegen war.

(Anm. d. Ueberf.)

Digitized by Google

die zurückgebotenen Erinnerungen frei vor dem Gerichte auszusprechen. War es aber die Schuld des Diektatphie, so verrichte in Algier, wie bei allen Muhammedanern, der Gebrauch, die Hände abzuschneiden, welche so lange Finger hatten. Deutlich wurde ich von einem solchen Diebe um Almosen gebeten, dem vor 15 Jahren der Hunter die Hände gehalt hat. Das abgefägte Gelenk ist nicht wieder von Haut überzogen worden, und, es ist schrecklich, daran zu denken; ich glaubte, das ausgetrocknete Mark daran deutlich sehen zu können. Der Bettler, um meine Barmherzigkeit mehr zu bewegen, hielt mir den Stumpf fast unter die Nase.

Bei politischen und militairischen Vergehen hatte der Kadi nicht nöthig, einzuschreiten. Sünder dieser Art wurden vor den Dey und seine Offiziere gebracht, wo sie nur mit wenigen Fragen belästigt wurden, deren Antworten man durch die Tortur zu bestärken wußte, wozuf sie von ferneren Antrichtungen befreit wurden.

Der Lehrmann, der sein die Untreue seines Weibes beweisen konnte, hatte durch ein Gesetz des Koraus das Recht, sie durch Hunger zu tödten. Oefter jedoch wurde sie in einen Sack genäht und ins Wasser geworfen. Doch kamen selbst beim Ehebruch Fälle vor, wo die Todesstrafe durch Geld abgewendet wurde.

Der Jude, der mit dem Muselmann im Streite lag, mußte sich dem Gerichte eines muhammedanischen Kadi's unterwerfen. Was aber ihre Streitsachen unter sich selber betraf, so waren sie ihren Rabbinen und einem Beamten, der ihr König genannt wurde, verantwortlich. Dieses Königthum sanfte in der Regel ein reicher Jude von dem Dey. Er hatte dann das Recht, gewisse Steuern zu erheben, aus denen, wie man vermuthet, seine sicilianische Pension sich bezahlte. Die Fremden haben dieses Königthum verschiedenen Juden. Die Rabbinen haben als Richter dieselbe Macht wie die Kadi's, sowohl in Gottesachen als in Kriminalfällen, und haben auch zu diesem Ende eine ordentliche Gewalt zur Disposition.*) Die Juden haben diese richterliche Unabhängigkeit den Europäischen Mächten zu danken, welche sich dieselbe von den muhamedanischen Regierungen erbeten. Der Koran ertheilt auch, „daß die Christen nach dem Evangelium gerichtet werden sollen.“ Ein Christ, der sich auf diesen Text beriefe, erhielt überall auf muhammedanischen Boden ohne Schwierigkeit den Schutz seines Landesconsuls in der Person des Konsuls, der ort reflektirt. Ausgenommen jedoch waren die Fälle, wo man ihm Beleidigung des Islams oder der Regierung Schuld gab; aber auch hier wurden oft die Verwendungen des Konsuls angefallen.

Was die Französischen Tribunale betrifft, so kann ich leicht, aus Dokumenten vom Jahr 1833, ein Bild davon entwerfen; allein in der sem Jahre wurde Herr Lawrence dieser gefandt, um in Verbindung mit anderen Autoritäten eine wesentgreifende Reform des ganzen Gerichtswesens zu bewerkstelligen. Da aber in der Sache sich in einem Uebergangs-Zustande befinden und Alles noch verwickelt ist, so muß ich davon abstehen, sie erklären zu wollen, da ich dieses nur dürftig mangelhaft thun könnte. So weit ich mir ein Urtheil darüber bilden kann, sehe ich ein, daß man deutlich ist, eine gewisse Harmonie zwischen den Französischen und muhammedanischen Gesetzen herzustellen, so daß jeder jetzo besteht nicht der Einfluß des Code und der Französischen Gerichtshöfe. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung ist dies wünschenswerth. Die muhammedanische Gerichtsbarkeit ist zwar einfach, aber zugleich gemein, und ihre Entscheidungen werden selten oder gar nicht schriftlich abgefaßt. Die Algierer klagen, daß die Franzosen den Advokaten zu häufig zugelassen haben, während sie selbst sich darüber beklagen, daß bei der Capitulation war davon gar keine Rede, und mit Recht. Uebrigens mischen sich die Franzosen wenig in den Streitsachen zwischen den Eingeborenen, nur daß seine Todesstrafe ohne das Französische Regiment rechtskraft werden kann. Die Mauren, sagt man, fellen sehr deutlich sehen, daß sie nicht mehr über Christen und Juden Gerichtsbarkeit üben sen, und wenn man Französischen Gerede glauben darf, so haben wirklich noch solche häufliche Strafen hin und wieder stattgefunden. Apropos, neulich hat hier eine Begebenheit große Sensation gemacht. Eine Mauren lief sich von einem Französischen Offizier ihrem Mann entführen. Letzterer forderte sie zurück; der Liebhaber sie ihm auch zurückgestellt; allein sie klagte bei den Französischen Behörden, daß ihr Mann sie tödten wolle, und man ließ sie unter christlichem Schutze. Ihr Ehemann erklärte nun, er habe nicht die entfernteste Absicht, sie zu tödten, aber er wolle sie in seinem Hause haben, damit sie von einem Kinde entbunden werden könne, ersten Vater er sey. Als der Mauer mit einem Französischen Schmutzer über den Gegenstand sprach und dieser ihn fragte, ob er die Gefallene wohl wieder in seine Arme aufnehmen wolle, antwortete er mit Unwillen: „Nein! wenn der Löwe zur gewohnten Quelle kommt und findet, daß der Hunde ihren Durst daran gestillt haben, so wendet er sich mit Verachtung weg.“ Die Entscheidung, daß das Weib gesetzlich verloren sey, erregte große Sensation unter den Mauren, daß einer ihrer verschiedenen Kadi's seinem Amte entsagte.

Neulich wohnte ich den Gerichts-Verhandlungen einer Kadi bei. Dieser saß auf einem Thronsessel und hatte auf jeder Seite einen Assistor bei sich. Hinter ihm war die Wand voll von Koransprüchen, und vor ihm lag ein geschriebenes Exemplar des heiligen Buches. Er sah sehr mild aus und war sehr höflich alt. Ich wußte die Gerichts-Sache die Mühe bemerkbar, daß welcher er die Sache untersuchte, die Aengstlichkeit, mit welcher er sich mit den Assessoren berieth, und den sanften Ton, in welchem er zu den Parteien sprach. In seinem ganzen Wesen war nicht die geringste Spur vom Fricteneichter Shallow**) zu sehen. Die streitenden Parteien plaidirten für sich selbst, sie waren sehr feindlich gegeneinander, und doch war es nicht Mann und Frau, sondern ein fremder Mann und eine fremde Frau. Diese war Klägerin und beschuldigte den Mann eines Betrugs von zwei 80 Franken. Er war ein ungerechter Wicht, und ich glaubte gewiß ein Schurke; denn obgleich ich kein Arabisch verstehe, so konnte ich doch an seinem Stottern und seiner Verwirrung bei den an ihn gerichteten Fragen merken, daß er schuldig sey. Nach der ungalanten Sitte des Landes wurde die Frau nicht in den Gerichtssaal gelassen, sondern sie mußte hinter einem Gitterfenster hervorsprechen. Sie entschleierte sich und stellte mit ihrem eingeschrumpften Hause, ihren schwarzen wilden Augen und ihrer gellenden Stimme das Bild einer Fallenstinke dar. Sie hatte eine Sprache, die, wie der Irländer von seiner Frau sagt, ein Krähengemüse übertäuben könnte. Mit dieser Sprache und ihrer guten Sache bestegte sie auch wirklich ihren Antagonisten.

Frankreich.

Seredе in der Academie Française.

(Schluß.)

Antwort des Herrn Villemain.

„Mein Herr, Ihre Rede hat denselben glücklichen Erfolg gehabt, der Ihren Lustspielen zu Theil wird, und Sie haben hier den Beifall gefunden, der Ihren Namen auf allen Theatern Frankreichs und fast Europa's begleitet. Die Akademie wußte, daß sie durch Ihre Aufnahme nur Gerechtigkeit übe und sich populair mache. Ihre lebendige Beredtsamkeit hat an sie einen ehrenvollen Anspruch, und es ist Niemanden gestattet, ungestraft das Publikum zwanzig Jahre lang unausgesetzt zu amüsiren.

Das Verdienst Ihres Vorgängers haben Sie gewürdigt und würdevoll gelobt, Sie, dessen Lustspiele immer glücklich und so reich erscheinen von der seinigen war. Das heitre, mäßvolle und stumpfliche Gemüth, mit welchem Andere ihren Schicksal einen wissenschaftlichen Erfolg abgerungen haben, das kennen Sie nur vom Hörensagen; denn sie sind warm von Jugend an die Wissenschaften nur Vergnügen, Ruhm und Glück. Ein seltenes Geschick! vielleicht auch ein gefährliches Beispiel; aber es wird von Ihrem Talente gerechtfertigt, und Ihr Charakter macht es in Ihnen liebenswürdig.

Erlauben Sie mir, daß ich in einer kurzen Prüfung der Frage, die Sie so eben erneuert und mehr geistreich als wahr entschieden haben, die Ursache dieses Geschickes aufsuche. Das Geheimniß Ihres langen theatralischen Erfolgs lag, wie ich glaube, in Ihrer glücklichen Auffassung des Zeitgeistes. Aus den verschiedenen Gattungen des Gestalten Ihrer Komödien, die nicht ein großes Kunstgemälde sind, hat man aus Mangel an Muße nicht durchstudirten kann, wohl aber eine Reihe von Bildern, die mit einer Fülle von Anedoct, Lebhaftigkeit und Leichtigkeit ergötzen sollen. Man entsernt daher, wie Ihnen eben ausgesprochenen Meinung anzuschließen, daß das Theater und die Sitte der Zeit in steten Widerspruche seyen, und daß man den Publikum, wenn man ihm gefallen will, das Gegentheil dessen vorführen muß, was in seiner Familie und Gesellschaft vorgeht, deteune ich mich vielmehr zur alten Meinung und nehme Ihre Lustspiele zu Hülfe, um Sie zu widerlegen.

Die Komödie ist freilich nicht die Geschichte eines Volkes, aber sie erklärt und ergänzt seine Geschichte. Sie sagt zwar sein Kriegsthaten, oder, wenn Sie wollen, sein „Vertrauen und Raten“*) nichts von den politischen Begebenheiten, aber sie ist Zeuge des öffentlichen Geistes und der Meinungen, welche diesen Begebenheiten die Entstehung gaben. Ihre einen Namen zu nennen, scheidet sie die Memoiren des Weis. Wünschen Sie das Jahrhundert Ludwig's XIV, ohne Molière kennen? Würden Sie ohne ihn den Hof, die Stadt und besonders Tartuffe so gut kennen? Von den ersten Stücken Molière's bis auf Den Juan giebt es kein Drama, das nicht eine Seite des menschlichen Geistes im 17ten Jahrhundert aufdeckt.

Selbst das gestaltetere Theater Dorat's, Delaunay's und Marivaux's, ist es so sicher der Gegenstand seiner Zeit, wie Sie behaupten? Hat nicht jenes 18te Jahrhundert in der Trägheit der vornehmeren Klassen, in der verfeinerten Weichlichkeit seiner Sitten mit den Dramen, die es applaudirte, gewisse Aehnlichkeit? und kann man nicht selbst in der Mittelmäßigkeit dieser Werke die Schlaffheit des Zeitalters wiederfinden? Die besseren Werke der damaligen Zeit sagen noch mehr, und der Figaro z. B. ist eine unvergleichliche Urkunde für die Geschichte der letzten Zeit der alten Monarchie.

Ich nehme Anstand, Ihnen durch Widerspruch weiter zu folgen. Aber ich sage nur noch, ist nicht jene Sentimentalität, jene Kindlichkeit auf der Bühne zur Zeit des wütigsten Terrorismus ein Sittengemälde? Man kann in ihnen die soziale Lage sehen, welche damals auf der Tribune und in den Zeit-Programmen herrschte und die schönen Worte der Humanität in ihre abschmeichelnden Handlungen mischte.

Unter den Sitten eines Volkes müssen wir auch seine Vorurtheile, seine Wünsche und seine Klagen verstehen. Deshalb sucht es auf der Bühne sich selber, die ihm angenehmen Illusionen, was es wünscht, was es verlorn hat. So standen, um der Ihren eigenen Beispielen zu bleiben, unter der friedlichen Restauration jene Dorfen**), jene Veteranen***),

*) Dasjenige Ausdrucks von Sertze, in welchem bekanntlich „die Kunst zu konstruiren“ und die Stellung Lantes's zu der Juli-Revolution parodirt werden.

**) Le colonel (der Oberst) so hieß eines der beiden älteren Landwehrer von Sertze, das zu seiner Zeit auch unserer Madame Gerlinger Gelegenheit gegeben, ihr glanzendes Darstellungs-Talent zu entfalten

***) Le caporal veteran (der Feldwebel) ist durch eine Deutsche Uebersetzung von Herrn Angely bekannt und wurde unter Sontag der Mitwirkung auf der Königsstädtischen Bühne viel Glück.

Digitized by Google

jene Lorbeern auf der Bühne*) in der Gunst des Publikums, nicht, weil ihre Erscheinung im Widerspruche mit dem Zeitgeiste stand, sondern im Gegentheil, weil sie ihm schmeichelte und ein Ausdruck des allgemeinen National-Schmerzes war. Eine deutschenfeindliche Politik hätte hierin eine tiefe volksthümliche Neigung entdeckt, die der Zeitraum von 15 Jahren nicht unterdrücken konnte und die ein Tag zum Ausbruche führte.

Sie selbst, mein Herr, sind der Geschichtschreiber, als die sie einzig gelten wollen; in Ihren Werken haben sich die treuen Zeitgenossen, welche Sie dem Leser ausschließlich zugeschrieben, übrigens haben Sie bei dieser Frage sehr vorsichtige Vertheidigungs-Maßregeln ergriffen; Sie haben das Lied mit der Komödie verbunden, und wenn man von der einen Seite, gleich viel von welcher, Sie auch angreift, so kann Ihnen doch auf der anderen der Beifall nicht fehlen.

Ich gestehe sogar, daß diese Theorie sich zu weit ausdehnt, wenn man sie auf unsere Zeit anwendet; hier bemerkt man nicht mehr denselben Zusammenhang, dasselbe Einverständniß zwischen dem Theater und dem Publikum, oder vielmehr das eine scheint der Verkehrte des anderen werden zu wollen. Enthusiast jedoch in der großen Verübereung des geselschaftlichen Zustandes, in dem sich die Nation zu Phantasie, im Widerstreite mit den friedlichen Gewohnheiten, nicht ein erklärbares Wohlbefinden nach starken Regungen, eh auf dem Theater es wenig bedriedigtes Bedürfniß, das, bei der Langeweile des Publikums, ohne die Censur, an sich selbst geschieret wäre? Sie, mein Herr, werden darüber besser als jeder Andere urtheilen; Sie, den die Epidemie der Uebertreibung und des falschen Geschmacks nicht für sich genommen hatte; Sie, der Sie, mitten in voller Freiheit, mit Vernunft pikant zu sein und durch die dramatische Wirkung ein anstößiges Aergerniß zu umgehen verstanden.

Ihre vielen Erfolge würden Sie diese schwierige Kunst, von der Sie sich so selten entfernt, gelehrt haben. Voltaire sagt mit etwas poetischer Aristokratie:

„Il faut, même en chanson, du bon sens et de l'art."

Dieser Rath, welcher heutzutage verächtlich und überflüssig erschient, läßt sich vielleicht nicht weniger mit Recht auf alle Variauten des Liedes in unserem Drama's anwenden. Jene beiden alten Bedingungen des Voltaire, du bon sens et de l'art, dürfen niemals ausgeschlossen werden; und sollten sie zufällig in den großen Werken fehlen, so müßte man sie für das Baudeville und die komische Oper zurückfordern.

Im vorigen Jahrhunderte lieferte ein talentvoller, aber ungebildeter Mann, Sébaine, durch Uebertreibung und Kunst, Werke für unsere Theater, die man noch nicht vergessen hat. Sie, mein Herr, der Sie sich vorzüglich mit dem Studium des

Als wir bei Tschuen Pu (etwa 150 Miles oberhalb Macao) ankerten, verschenten wir manchmal einen Ausflug nach der Küste. Bei solchen Gelegenheiten besahen wir uns oft einen Tempel, der unserem Ankerplatz gegenüber lag. Da saßen zwei grimmige Figuren — ob gute oder böse Geister, weiß ich nicht. Der Tempel war immer von Besuchern leer, obgleich er in der Nähe eines Dorfes stand, und die Einwohnern hatten nichts dawider, daß wir hineingingen; sie wollten uns aber keine Auskunft über die heiligen Dinge geben.

Die bewaldeten Hügel von Tschuen Pu sind mit grüne Oasen in der Wüste der Erinnerung. Etwas weiter oberhalb ist die stürmische Bocca Tigris, die an jeder Seite von einem schwachen Fort (einer Art Chinesischer Dardanellen) geschützt wird. Hier mündet der Tigris (Ta Ho), nachdem er von Canton aus ein flaches Marschland durchströmt, zwischen Hunderten kleiner Eilande. Wir besuchten diesen Fleck öfters; wir lernten jeden Hügel und jedes Vorgebirge kennen; aber Land und Bewohner blieben uns unbekannt.

Wie sehr selbst es uns doch an einer neuen, detaillirten und dabei authentischen Schilderung des Chinesischen Volkes! Wir haben die öfteren, obgleich teuren Bereichte Marco Polo's und vieler Fraanzösischen Missionairs; Sir George Staunton, Barrow und Ellis ergänzen uns auch Etwas — doch es ist nur Kaviar, dem keine wirkhaftige Speise folgt. Die Expedition des Schiffes „Amherst", bei der sich der bekannte Missionaire Gützlaf befand, hat uns den Greiß der Chinesischen Polizei manchmal sicht (erwerfen); es scheint aber, als ob diesem ruhmvollen Wagestück nicht so bald ein ähnliches folgen dürfte.

Vor vier oder fünf Jahren unternahm es ein Franzöfischer Gelehrter, der eine Zeit lang in China gewesen, eine Chinesische Novelle zu schreiben. Ich machte mich an die Lektüre dieses faden Machwerks, in der Hoffnung, etwas darin zu finden, das meiner Kenntniß von den Chinesischen Sitten bereichern würde. Aber ich täuschte mich gar sehr. Der Verfaffer läßt seine Chinesische Heldin eine ganze Litanei von Unsinn schwatzen. Immer wieb auf Rosenknospen angespielt — eine echt Franzöfische Idee —, und die jungen Leute beiderei Geschlechts sowerstehen unaufhörlich mit einander und treiben dabei — nicht Liebe, sondern Wein! Diese Novij ist mir — ich muß es gestehen — ganz neu, und ich würde sie für ein Prödchen großer Ignoranz halten, wenn der Autor nicht ein Mann von literarischem Rufe wäre.*)

Wär' ich überhaupt im Staude, einen Roman zu schreiben, so hätte ich vielleicht besseren Stoff zu einem schönen Werke, dessen Schauplatz China wäre, als irgend Einer. Es wäre mir ein neue Schauda die Ehrvaif von Zing Hai nennen; denn so hieß das obskure Chinesische Dorf an der Küste, in dem ich einst, nachdem wir gestrandet waren, zwei ganze Wochen verlebte. Hier fehlte es mir gar nicht an Gelegenheit, die Chinesen in ihrem häuslichen Leben zu beobachten.

Ich habe bieß von mir selbst ich glaube, ich bin kein zweiter Schiffbruch der einzige Uebrlebende bin, obgleich damals die ganze Mannschaft — wir waren unserer acht —, einige Lautschwan abgerechnet, wohlbehalten ans Ufer gelangte. Was aber jetzt aus meinen damaligen Gefährten geworden ist, das kann nur Gott wissen! Hätte ich nur alle unsere Erlebnisse in jenem gastfreien Dorfe gleich zu Papier gebracht! — Doch ich vergesse zu, daß ich es jetzt mit Canton und dem Ta Ho zu thun habe.

Das Chinesische Land nimmt sich eben so barock und wunderlich aus, wie seine Bewohner. Zu beiden Seiten des Flusses erblickt man, so weit das Auge reicht, unermeßliche Reisfelder, in gleicher Linie mit dem Wasser, das sich in unzähligen Krümmungen hindurchschlängelt. Ueberall fahren Kähne umher, und das Landvolk steht bis an die Knier im Wasser. Einige pflegen die Reisfelder; Andere treiben ihre Entenheerde, und noch Andere gleiten mit ihrer Besrachtung durch die gebauten Kanäle ins Binnenland. Am Rande des von Hügeln begränzten Horizonts erheben sanftabfallende Wiesen ihre smaragden und bergoldeten Häupter. Dicht bevölkerte Dörfer lehnen sich an Hügel, oder tauchen aus den Feldern und dem Wasser hervor. Auf dem Flusse drängen sich Fischer-Nachen, und die Netze überziehen ihn gleich Spinnengeweben. Wie mag den armen Fischen in einem Lande zu Muthe sevn, wo ihnen ganze Millionen amphibien-artig lebender Menschen täglich und stündlich auf den Leib rücken sind?

Je mehr man sich Canton nähert, desto mehr wimmelt es von Sampans und Dschunken aller Art. Bei Whampoa (Llong Pu) verkündet Dir ein Wald Europäischer Masten und Flaggen, daß hier der allgemeine Rallenplatz ist. Hier flogen und begegnen sich die Kauffahrer von allen Nationen, Europäischen wie entgegenhartenb. Die große Mehrheit sind Engländer und Amerikaner.

Bei dem Dorfe Whampoa steht ein Rollbaus auf dem einzigen sichtbaren Hügel, der über die endlose grüne Reisfläche emporragt. Hier trotzte im Jahre 1808 Admiral Drury mit seinen wenigen Boten und Rattern, von einem angebrutten Bienenschwarm bewaffneter Chinesen in ihren ständlichen Dschopken und Lorchen. Sie hatten ihn und seine Leute verschlingen können wie Rustern. Aber die Chinesen sind in Masse nicht eben kriegerisch, obschon ich noch kein einzelnes Individuum dieser Nation gekannt habe, dem es an persönlichem Muthe gefehlt hätte. Ja, wir brachen uns Bahn durch tausend und aber tausend flimmernde Piken und Schild, durch den Spektakel der Kriegs-Pauken und den Zeter der dichtgeschaarten Menge — wir landeten keck bei den Forteresen, schleppten einige Kisten voll Dollars in unsere Bote, und dann ging es frisch auf den Rückweg nach Whampoa. Kein Schwertstreich fiel, obgleich der Lärm noch beständender wurde, als wir stromab fuhren.

Ich glaube, daß meine Landsleute seitdem nie wieder mit kriegerischer Geberde vor Canton erschienen sind.*) Am nächsten Tage aber ging es Plauy! und wieder Plauy! als wie die oben erwähnten Dardanellen passirten. Wir erwiderten die feurige Begrüßung, die uns jedoch nicht sehr wehe that; aber gegen Festungen im Vorbeisegeln feuern, ist immer ein voller Streich, und eine unverzeihliche Pulver-Verschwendung.

Jedermann hat von den Labronen-Inseln gehört, der äußeren Gruppe, die den Eingang zum Golfe bildet. Ich glaube, daß wir die Bewohner derselben heute noch so wenig kennen, als kaxumal — es schrint, daß sie mit den Chinesischen Behörden in unaufhörlichem Streite liegen. Wie ergötzen uns oft an den drolligen Evolutionen der einen und der anderen Flotte, die oft in unserer unmittelbaren Nähe vor sich gingen. Beide Theile blieben immer in respektabler Entfernung von einander; doch zeigten die Piraten im Ganzen größere Beherztheit als ihre Kaiserlich gesinnten Landsleute. Eine Partei begrüßte die andere mit Pauukenlärm und ein Paar Schüssen ins Blaue: dann entfernte man sowohl die einen als spielte zu beschen den Inseln Versteckens. Einmig — unser Komprader — erzählte uns auch mit wichtiger Geberde, wie im Verlaufe dieser stärkerirchen Wasser-Kämpfe dann und wann eine Dschonke weggekapert und die ganze Mannschaft niedergemetzelt würde; ich muß aber gestehen, daß ich von solchen Blutscenen niemals Zeuge gewesen bin.

Canton schlossen wie uns — ich weiß in der That nicht, warum — der Kaiserlichen Flotte an und feuerten mit ihr gegen die Rebellen; allein das war auch vergebnes Pulver; denn die Dschonken sind pfeilschnelle Segler und kennen jeden Winkel in ihrem Revier. Doch gegnug von den Chinesischen Seehelden. Anderu wir einmal wieder Reminiszenzen!

Wir bilden uns ein, die Züge der Chinesischen Frauen würden zu formlosen Stummeln zerquetscht — in den höheren Ständen mag das geschehen; der große Hanse aber thut es niemals. Alle plebejische Füße bleiben, wie die Natur sie geschaffen hat, aber das Chinesische Frauenzimmer ist auch von Natur schon mit kleinen allerliebsten Füßchen versehen, wenn ich anders von den Füßen unserer jungen Mädchenamen zu Whampoa und der Bäuerinnen im Dorfe Zing Hai auf die der Uebrigen schließen darf. Eben so erinnere ich mich vieler sehr hübschen Gesichter.

Sehr viele Chinesische Fischer-Familien kommen selten oder niemals ans Land. Ihr ganzes Leben verbringen sie auf ihren Booten, an deffen Rändern die Kinder herumkriechen und spielen. An den Hals eines jeden Kindes ist ein kleines Stück Holz mit zwei Spitzen befestigt, das sie, wenn sie ins Wasser plumpen — ein ganz gewöhnliches Ereignis — vor zu tiefem Untertauchen schützen soll. Die geschäftige Hausfrau breitet hier mit unglaublich wenig Feuer und dampfschleuch durch die Wirkung des Dampfes die fragile Mahlzeit der Familie.

(V. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Wilberforce's Urtheil. Viele haben sich gewundert, wie es gekommen, daß Herr Wilberforce im Parlamente so außerordentliches Glück gemacht. Die Menschenfreundlichkeit, die er überall zeigte, trug wohl vorzüglich zu diesem Erfolge bei. Man hörte ihn oft sagen, daß es eine stehende Regel bei ihm sey, niemals einen Gegner herauszufordern, ihm volle Aufrichtigkeit und Freundlichkeit zu erzeugen, jeden Angriff gelassen, sich aller erbitternden Ausdrücke zu enthalten und jeden politischen Angriff zu vermeiden, der seine Gegner seiner großen Sache abgeneigt machen könnte. Und wirklich, selbst die bittersten Feinde des Mannes wurden durch sein Wohlwollen, seine herzensgüte, seine liebreiche Freundlichkeit entwaffnet. Nicht nur bei der großen Frage über die Sklavenhandel, der Wilberforce sein ganzes Leben widmete, sondern er sich so zusammen. Einmal war er während einer Debatte von einem angesehenen Redner der Opposition etwas spöttisch das „religiöse Mitglied" genannt worden. Das Haus rügte sogleich das ungerimende dieses Ausdruckes, und Herr Wilberforce selbst hatte, wie er nachher einem Freunde erzählte, schon Rath gehabt, sich den Namen nehmen er sich so zusammen. Einmal war er während einer Debatte von einem angesehenen Redner der Opposition etwas spöttisch das „religiöse Mitglied" genannt worden. Das Haus rügte sogleich das ungerimende dieses Ausdruckes, und Herr Wilberforce selbst hatte, wie er nachher einem Freunde erzählte, schon Rath gehabt, sich den Namen nehmen zu lassen, wollte nicht Schlechtes mit Schlechtem vergelten. Auf jede große Debatte pflegte er sich nicht so vorzubereiten, daß er eine Rede entwarf, aber niederschrieb, sondern durch genaue, besonnene Prüfung der zu erörternden Frage, wobei er wohl noch zwei oder drei Freunde zu Rathe zog. Seine Bekanntschaft mit Pitt entstand in der größten Aufregung, indem er nach einer Depesche suchte, die er verlegt hatte, und auf welche ein Mitglied der Königlichen Familie wartete. Er hatte die Aufschndung bis auf den letzten Augenblick verschoben und schien nun vor Aerger ganz außer sich. Da wußte zum Unglück sich noch in der Kinderstube über ihm ein Geschrei erhoben. Der Freund glaubte, jetzt werde Wilberforce's Geduld reißen. Kaum aber hatte er dies gedacht, als Wilberforce sich umkehrte und sagte: „Welch' ein Segen ist es doch, so liebe Kinder zu haben, wenn man nur bedenkt, welchen Trost es gewährt, bei anderem Wirrwarr ihre Stimmen zu hören und zu wissen, daß sie wohlauf sind!" (Christian Advocate.)

*) Wir wissen nicht, welches Buch und welchen Autor unser soviater Germann hier im Sinne hat. Jedenfalls aber thut er diesem Französischen Gelehrten sehr Unrecht und giebt ein Prödchen einiger Einwilligkeit, wenn er ihm vorwirft, daß in seinem Werke Wein so trinken sind. Wein von der Rede ist in China zwar eine Seltenheit; dafür aber trinken die Chinesen desto heftiger gewisse Sorten heranschenden Bieres, deffen Geschmack dem Champagner ähnelt, und zu deffen Verbrauch schon lange das Wort Wein gebrauchlich ist, verstebt sich, nur unter uns Europäern. Auch in jedem einheimischen Romane der Chinesen wird diesem Getränke, das sie dieses (in Canton dass) nennen, wacker zugesprochen.

*) Der Verf. hat diesen Artikel wahrscheinlich schon geschrieben, bevor im vergangenen Jahre die kurze Demonstration des Lord Napier gegen Cantonstattfand.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Wochblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Mittwoch den 17. Februar 1836.

Frankreich.

Versuch über die Französische Infanterie. *)

Ein König von Spanien hatte von den Mauren eine vollständige Niederlage erlitten; seine Tochter, die Infantin des Reiches, die nicht erst Zeit hatte, eine Armee zusammenzubringen, stellte sich an die Spitze eines großen Haufens von Fußgängern, die einer so geringen Auszeichnung genossen, daß man sie bis dahin nicht einmal mit einem besonderen Namen belehnt hatte. Angefeuert durch das bekommandhige Beispiel, das die Prinzessin diesen Männern gab, wurden sie Sieger und rächten die Niederlage des Königs. Das dankbare Spanien gab, um die Heldenthat der Infantin und dieser tapferen Männer zu verewigen, den Soldaten, welche sich zu Fuß geschlagen hatten, den Namen Infanterie. Dieser Name ist nach und nach bei allen Heeren gäng und gäbe geworden.

Die „Encyclopédie méthodique" nimmt eine andere Abstammung an. Es wird darin gesagt, daß man anfänglich die Fußsoldaten enfans, d. h. Kinder dieses oder jenes Landes genannt habe, sie erbieten hierauf den allgemeinen Gattungs-Namen enfans, woraus späterhin Infanterie geworden ist.

Unsere schönste Eroberung, — nämlich die Eroberung Italiens, — unter den Befehlen des jungen Bonaparte, wurde durch eine Armee bewirkt, die nur aus Infanterie bestand, denn die geringe Anzahl Pferde und die wenige Artillerie, welche bei diesem unserem ersten Feldzug thätig war, kann nicht in Anschlag gebracht werden. Wenn wir in die ältere Geschichte hinaufsteigen, bewundern wir den heutwürdigen Rückzug der „Zehntausend", ein Rückzug, der von kaum vierzig Reitern gedeckt wurde.

Die Infanterie ist also, wie Herr von Bozange gesagt hat, die Nation auf dem Schlachtfelde, sie ist es, welche die Armee bildet.

Offiziere, die sich sonst mit Leidenschaft für die Infanterie erklären, gestehen indessen doch, daß ohne Kavallerie und Artillerie die Führung des Krieges unmöglich wird; alle kriegführende Völker haben das eingesehen. Diejenigen Staaten, welche das meiste Vertrauen in ihre Infanterie setzten, hatten ungefähr ein Sechzehntheil Kavallerie. Das Verhältniß der Kavallerie zur Infanterie ist bei allen Armeen der neuern Staaten verschieden; in Frankreich und Oesterreich bildet die Kavallerie den sünften, in Preußen und Bayern ungefähr den vierten Theil der Armee; in Rußland kann man ungefähr den sechsten Theil annehmen.

Turenne, Luxemburg, Villars, Vogelsang, der Kaiser Leo, Montecuculi, Polack, Santa-Cruz, Montecuculi, Fenquières*), der Marschall von Sachsen, Turpin und viele andere Ältere und neuere militairische Schriftsteller haben stets der Infanterie einen bedeutenden Vorzug vor der Kavallerie gegeben.

Die Franken fochten, als sie aus den Deutschen Wäldern hervorbrachen, nicht zu Pferde, ihre ganze Kraft steckte in der Infanterie; dagegen hatten die Gallier sehr viele Reuterei und nur wenig Fußvolk. Die Franken siegten; dies bestärkte sie nur in der Meinung, welche sie bereits von dem Uebergewicht der Infanterie hatten. Diese Art der Bewaffnung blieben alle den Kern ihrer Armee unter den Königen aus der Merowingischen Geschlechte, so wie unter denen der zweiten Generation, das heißt, bis zur Einführung des Lehnwesens. Zu dieser Zeit gestaltete sich in den Köpfen eine vollständige Revolution. Was nur das Werk der sorgfältigsten Berechnungen hätte sein sollen, war das Produkt einer kleinlichen Eitelkeit. Die Könige ertheilten denen, welche sich in ihrem Dienste auszeichnet hatten, militairische Gnaden-Bezeugungen, oder gaben ihnen Ländern, die sie Soldes. Diese Lehen bestanden entweder aus unbenutzt liegenden Ländereien, oder aus solchen, welche man dem Feinde abgenommen hatte, oder aus denjenigen, die von den Kronsgütern abgezweigt wurden. Die Lehnsmänner hatten dagegen die Verpflichtung, dem Staate in Kriegszeiten, entweder zu Fuß oder zu Pferde, entweder allein, oder mit einer gewissen Anzahl von Dienstmannen, Hülfe zu leisten. Da die ersten Offiziere die Hauptlehen empfangen hatten, hatte man auch von diesen verlangt, daß sie den Dienst zu Pferde versehen sollten, weil dieser den meisten Aufwand verursachte. Nun aber ließ es sich jeder Franzose angelegen sein, sich als Kavallerist auszurüsten, um sich auf diese Weise den ersten Männern im Staate gleichzustellen. Die Infanterie bestand jetzt nur noch entweder aus Leibeigenen oder aus der Hefe der freien Männer, sie verlor ihren alten Ruhm, sie schmolz immer mehr zusammen und ward für nichts geachtet.

Sidonius Apollinarius, Agathon und Gregor von Tours stimmen darin überein, daß die Infanterie in der Regierungszeit des ersten Königs Geschichtes, und zum Theil auch während der des zweiten, mit der Axt, der Lanze, dem Wurfspieß, dem Degen und mit einem Schilde bewaffnet gewesen sey. Procop, der den Feldzug des Westgothischen Königs Theodobert nach Italien beschreibt, sagt: „Das Eisen an den Aexten der Gallier war doppelschneidig und dick; der Stiel war von Holz und sehr kurz. In dem Augenblick, da das Signal ertönt, rücken sie vor, und bei dem ersten Angriff schiendern sie ihre Aexte gegen die Schilde der Feinde, zerbrechen sie, springen mit gezücktem Degen auf ihre Gegner zu und tödten sie." Die Soldaten hatten sehr kurzes Haar, nur oben auf dem Kopfe einen langen Haarbüschel, der in Form einer zigeratte auf die Stirn herabfiel; sie trugen keinen anderen Bart, als einen langen Knebelbart auf der Oberlippe.

Zwei Jahrhunderte nach Errichtung des Lehnwesens, brachten zwei fast zu gleicher Zeit eintretende große Ereignisse eine zu Gunsten der Infanterie wichtige Veränderung hervor; dies waren die Kreuzzüge und die Besteiung der Gemeinden.

Carien Alias*) meint, daß die Unzahl von Menschen, welche von Europa nach Asien gezogen wären, gezwungen worden sey, sich den Sarazenen gegenüber zu Soldaten zu bilden. Diese Meinung wird um so wahrscheinlicher, als die Edelleute, welche allein die Kavallerie bildeten, nothwendig nach mehreren Gefechten und ermüdenden Märschen ihre Pferde eingebüßt hatten. Jene zusammengelaufenen Haufen aber, die in Europa bei dem ersten Anschein einer Gefahr auszureißen pflegten, fühlten sich in den Wüsten Asiens zur Vereinigung gezwungen, um einen desto irthbareren Widerstand zu leisten. Die Edelleute, stets auch zu Fuß, die Wichtigkeit ihres Gefolges erkennend, übernahmen das direkte Kommando über dieselben und bildeten Infanterie-Compagnieen daraus.

„Vergnügungssucht") weicht von der eben aufgestellten Ansicht ab, denn, sagt er, während des lange andauernden Kampfes zwischen Frankreich und England, der nach den Kreuzzügen ausbrach, herrschte unter dem Fußvolk dieselbe Verwirrung, dieselbe Nichtsnutzigkeit, wie früher. Die Engländer waren bei Birnisorst, Crecy und Azincourt, die Franzosen bei Cocherel und Poitiers gewöhnlich ihre Gegnerinnen zu Fuß fechten zu lassen, weil man sich auf die eigentliche Infanterie durchaus nicht verlassen konnte.

Ludwig der Dicke gewann durch den traurigen Zustand der Adeligen, die durch die Kreuzzüge geminirt worden waren; er maßte sich eine ausgedehnte Herrschaft über sie an und befreite die Gemeinden. Durch die Königlichen Verfügungen, welche ihnen ihre Freiheit zurückgaben, wurden die obrigkeitlichen Behörden zugleich bewaffnungspflig, Leute zum Kriegsdienst auszuheben. Der größte Theil der Geschichtschreiber, so wie der ausgezeichnetsten militairischen Schriftsteller, verlegt den Ursprung der regulairen Infanterie auf diesen Zeitpunkt. Wir theilen diese Ansicht nicht, wahrscheinlich sehen wir in jener Willkühr, daß sich unter König Ludwig dem Dicken zu Anfang des größten Jahrhunderts, in dem ihm befreiten Gemeinden herausbildete, den Ursprung der Nationalgarde; sie wurde in den Gemeinden gewählt und von denselben besoldet, und nur, wenn sie über gewisse Bezirke hinausgesendet wurde, ward sie vom Könige geliefert, bewaffnet und mit Sold versehen.

Die langen Kriege unter Ludwig VI., der zuerst Kreuzzug, und endlich die Regierung Philipp Augusts führten die Gemeinde-Milizen oft über ihre Standquartiere hinaus; bald wurde das Abhauen derselben unmöglich; daraus bildeten sich unter den Milizen selbst Vereine, unter den Namen Cottereaux, Brabançons, Tardvenus, Malandrins und Andere. Eine unabhängige Bruderschaft, welche unter dem Namen „Mönchsritter" gestiftet war, um den Krieg mitzumachen, brachte die größten Excesse. Man erinnert sich, daß diese Elenden späterhin von Duguesclin vernichtet wurden.

Philipp der Zweite ist der Schöpfer der Armbrustschützen. Der Ausführer derselben, war, nach dem Connetable, der erste Mann in der Armee. Unter der Regierung Philipp Augusts trugen einige Infanterie-Corps den Namen: servientes (sie verloben den amtlichen Dienst auf dem Land), satellites (Trabanten, Garde des Königs, bestand nicht aus Edelleuten), ribauds (dies waren die besten Soldaten). Die peleaux und die hedeaux, von welchen Froissard spricht, waren nichts als Strolchbuben, mit Knitteln bewaffnete Bauern. Der Name brigand schreibt sich von einem kleinen Harnisch her, brigandine genannt, womit sich die brigancii, eine Art von Fußvolkern im Jahre Jahrhundert, bewaffneten, welche, tapfer wie sie waren, sich so zu Dieben und Mördern aus-

*) Aus dem großen Werke „L'Armée Française", von Joachim Ambert. (Saumur, bei Degouy; in Fol. Pr. 80 Fr.) Die obige Darstellung ist natürlich ein abgekürzter und zusammengezogener Auszug.

*) In seiner Universal-Geschichte der Kriegskunst.

**) In seinem Werke über die Kriegskunst im Mittelalter.

Digitized by Google

bildeten, daß ihr Name dazu diente, um die Ueberder eines jeden Verbrechens dieser Art damit zu bezeichnen. Die sogenannten batteurs d'estrades, deren Name aus dem Italiänischen hergeleitet wird (strada, Straße oder Weg), waren dazu bestimmt, das Amt der Späher zu versehen; sie waren die Beitgienen oder die leichte Infanterie des Mittelalters.

Wir haben jetzt den Zeitpunkt erreicht, da sich eine regulaire Infanterie bildete. Karl VII. befahl im Jahre 1445, daß jeder Kirchensprengel gehalten sein solle, einen oder mehrere Fußsoldaten zu stellen und zu unterhalten. Die hierzu ausgezählten Männer wurden von allen Lasten und Steuern befreit, wovon sie den Namen francsarchers erhielten; sie empfingen einen monatlichen Sold von vier Franken. Ihre Zahl betrug 16,000, welche in vier große Haufen getheilt waren. Ihre Uniform bestand aus der sogenannten salade (einem leichten Helm), der jaque, einer Art von Blouse aus Leinwand und gepreßtem Leder, welches zusammengefleidet und genäht wurde. Sie waren mit einem Degen, mit dem Bogen oder der Armbrust bewaffnet.

Frankreich wurde in militairische Kreise getheilt; die vier großen Heerhaufen zerfielen in Compagnieen von fünfhundert Mann. Jede derselben wurde von einem Hauptmann befehligt; unter denselben stand ein Lieutenant. Einschließlich der Gendarmen, der sogenannten freien Bogenschützen und der fremden Truppen, bestand die Armee jetzt aus wenigstens 65,000 Mann, welche dem Staate, nach unserem Gelde, ungefähr 48 Millionen kostete.

Unter Ludwig XI. erschienen „Lanzenknechte" in unseren Reihen. Deutsche Fußsoldaten, welche während des Krieges unsere Hülfstruppen waren und nach Beendigung desselben sich in ihre Heimath zurückbegaben. In der Schlacht bei Muraten (1476) bediente man sich zum ersten Male einer großen Anzahl von Feuerwaffen. Die Schweizer hatten, nach Commines, 10,000 Arquebusiers geliefert. Unter Karl's VIII. zweifachten die Schweizer mit ihren fuchtbaren Piken. Da man sich der Pike zum Angriff auf die Reiterei bedienen konnte, so wahm von da ab die Infanterie an Bedeutsamkeit zu. Die Schweizer sind ausstreitig die Erfinder dieser Waffe, sie waren die Ersten, welche Infanterie-Haufen bildeten, deren Waffen auf eine solche Art aufgestellt waren, daß die Kavallerie nicht zum Einbruch kommen konnte. Wenn aber die Infanterie in dieser Zeit der Reiterei widerstehen konnte, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte, so wurde sie dagegen bei dem bloßen Anblick der Artillerie von einem so panischen Schrecken ergriffen, daß man dieselben mit dem Tode bedrohte, die bei dem Anblick der Kanonen davonliefen wollten.

Ludwig XII. erschimmt an die Stelle der sogenannten freien Bogenschützen, welche völlig aufgelöst wurden, neue Heerhaufen; diese waren die Gascogner et er die schwarzen Compagnieen. Franz I. rief sodarthin die „Fußlegion" ins Leben; sie bestand aus 6000 Mann und wurde in sechs Haufen abgetheilt. Jeder einzelne Haufen war nach denselben Grundsätzen, wie die ganze Legion, gebildet. Die sieben Corps wurden dann auf acht eingeübt und führten den Namen derjenigen Provinz, welche sie erhalten mußte: Picardie; Normandie; Bretagne; Burgund; Champagne und Navarra; Dauphine; die Provence mit Lyon und Auvergne, und Guyenne.

Unter Karl IX. (1567) wurden die Legion von Guyenne, welche sinn Jahre vorher aufgelöst worden war, neu organisirt und legte sich den Namen Regiment bei; alle übrige Legionen stimmten ebenfalls nicht, diese Benennung anzunehmen. Uebrigens ist durchaus keine Aehnlichkeit zwischen unseren jetzigen Regimentern — diesen Musterbildern der Ordnung, wo Alles der Stimme eines einzigen Mannes gehorcht — und jenen Infanterie-Corps unter Heinrich II., welche eigentlich nur große regellose Banden waren.

Die Infanterie stellte sich damals in eine gebrochene Linie auf; die Feuerwaffen wurden an den Flügeln aufgestanzt; die Piken bildeten das Centrum.

Uebergehen wir die Zeit der Bürgerkriege; welche Fortschritte konnte Frankreich in der Kriegskunst zu einer Zeit gemacht haben, da seine Beobner sich unter einander bewältigten?

Die Uniformirung, obgleich in Bezug auf Kleidung und Bewaffnung schon seit langer Zeit Befehle erlassen worden wären, ging doch nur langsam vorwärts. Bis zur Regierung Karl's VI. war das Panzerhemd für gewöhnlich im Gebrauch, welches Karl VI. zuerst dieses durch den Waffenrock vertrieben. Diese Waffenrock verschwand allmälig vor dem sogenannten Bequeton (einer Art von weitem Rock) und der casaque (einer Art Kittrellet.) Unter Franz dem Ersten wurde der Bequeton allgemein, die casaque dörte auf, ein Uniformstück zu sein, und die Schärpe, welche zu den Zeiten der heiligen Ludwig sie eine Auszeichnung war, erschien unter Heinrich II. Aber die eigentliche Uniformirung begann erst unter Ludwig XIII., kurz vor der Belagerung von Rochelle. Dieser König setzte die Infanterie auf einen mehr Fußfurcht gebietenden Fuß und erhöhte die Zahl der Regimenter auf 31. Die Piketträger waren damals die am meisten geachteten Soldaten; sie wurden unter den tapfersten und stärksten ausgewählt und nahmen die erste Linie ein, um die Kavallerie anzugreifen. Im Jahre 1666 zählte man bereits 46 Regimenter, ohne die 33 freien Compagnieen mitzurechnen. Am diese Zeit wies Ludwig XIV. jedem Regimente seinen Rang an; denn bis dahin hatten sich alle um den Vorzug, welcher ihnen gebühre, lebhaft gestritten. Er bestimmte auch die Rangordnung der verschiedenen Grade. Ein Regiment bestand damals nur aus einem einzigen Bataillon. Den Generalstab bildeten ein Oberst, ein Oberst-Lieutenant, ein Major, ein Regiments-Adjutant, ein Quartiermeister, ein Feldprediger, ein Regiments-Tambour, ein Profos, ein Unterprofos, ein Regiments-Schreiber, ein Chirurg, mehrere Begenschützen und ein Nachrichter. Die Compagnieen bestanden gewöhnlich aus 40 bis 100 Mann. Das Bataillon bestand aus 17 Compagnieen. Das Messen der Granaten geschah damals von allen Soldaten ohne Unterschied. Im Jahre 1667 wurden vier Mann von jeder Compagnie eigens mit diesem Dienst beauftragt, und diese erhielten den Namen Grenadiere, (Granatenwerfer.) Später hatten alle Regimenter und endlich alle Bataillone ihre Elite-Compagnieen; der Titel Grenadier war anfangs die Benennung der Erlesenen unter der Soldatesta. Unsere Feinde wissen, daß die Kinder solcher Väter nicht aufgarret sind.

Im Jahre 1704, in der Schlacht bei Speier, machte unsere Infanterie zum erstenmale einen Angriff in geschlossenen Reihen und mit gefällten Bajonnet. Es schien, als ob in ihnen die Worte des Herrn von Lewis eingeleuchtet: die Klinke sey eigentlich nur der Stiel des Bajonnets.

Im Anfange der Regierung Ludwig's XV. bestand die Infanterie aus 134 Bataillonen, welche 98 Regimenter bildeten. Alle diese Regimenter trugen nicht gleiche Uniform; der eigentliche Stoff des Kleides war halb weiß, halb blau; die Aufschläge, die Beinkleider und die Stellmäpfe waren ebenfalls von den verschiedensten Farben. Jedes Bataillon hatte drei Fahnen. Die erste, von weißem Taft, war die Oberstes- oder Hauptfahne; die Farbe der beiden andern, welche man die Ordonnanz-Fahnen nannte, blieben der eigenen Wahl des Bataillons überlassen; an jeder derselben befand sich eine Fahnenschleife und auf derselben ein großes weißes Kreuz.

Um die Mitte des 18ten Jahrhunderts finden wir die Infanterie wieder organisirt, wie unter Ludwig XIV.; die Mißbräuche waren noch größer. Aber da kam ein Mann von Genie, ein Fremder, — der Marschall von Sachsen — nach Frankreich und beseitigte einen großen Theil dieser Uebels.

Moritz von Sachsen führte in unsere Armee den abgemessenen, gleichförmigen Schritt ein, wodurch die ungleichmäßige Fortbewegung abgeschafft, so wie dem Durchbruch und der Unordnung vorgebeugt wurde, und stieß sie, ohne Widerrede, einen aufrterordentlichen Forschritt in der Kunst machen; er stellte, auf die Infanterie stark und beweglich zugleich sey, daß die Stellungen dieser Streitmacht sich auf jedem möglichen Terrain zu entwickeln im Stande wären.

Er führte unter Anderem das Preußische Exercitium, als Grundlage der ersten Unterrichts, ein, man bekleidete sich der Waffen in gedrängten Gliedern, was man bis dahin noch nicht gewagt hatte. Noch entlehnten wir von den Preußen das Peletonfeuer, welches heißt: der zu gleicher Zeit auseinander, indem das vordreste sich auf ein Knie niederkniet. Der Marschall von Sachsen lehrte insbesondere das Feuer der Infanterie nicht, er nannte es ein armseliges Schießen. Er führte die Musik ein, nach deren Takt die Truppen marschiren mußten; er tat entschieden gegen die seit unerdenklichen Zeiten übliche Sitte auf, beim Beginn des Feldzuges ins Feld zu rücken.

Zur Zeit der Revolution wurde die Armee von den verschiedensten Unruhen bewegt; die adligen Offiziere sahen ihre Privilegien sich immer mehr verschwinden, die Empörkommlinge beklagten sich mit Recht über die Geringschätzung, worin der König selbst sie verdammt hatte; die Unteroffiziere, die mit Recht murrten, daß sie Infanterie stark und beweglich zugleich sey, daß die Stellungen dieser Streitmacht sich auf jedem möglichen Terrain zu entwickeln im Stande wären. Soldaten, welche sich durch Tapferkeit und Verdienst zu Offizieren emporgeschwungen hatten,

ausländischen Originale zu verschmähen, gezeigt hat, ein Talent, das in Deutschland um Voller's(*) und Göthe, in England um Coleridge und Walter Scott im hohen Grade besaßen,**) hat in einer schönen Abhandlung, die er seiner neuen Uebersetzung von Romeo und Julie***) voranschickt, die Quellen aufgedeckt, worauf der große Engländer geschöpft hat. Aus dieser prüfungen und gelungenen Arbeit geben wir folgenden Auszug.

Die Geschichte Romeo's und Juliens wurde durch Luigi da Porta, einen Italiänischen Erzähler um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, verbreitet; er selbst aber hat sie von einem gewissen Pellegrino, der als Soldat und Mährchen-Erzähler, wie die meisten damaligen Bravoese, sich auszeichnete. Lange jedoch, ehe Luigi da Porta diese Geschichte in einem blühenden und wohllingenden Stil erzählte, war die Sage von einem fast gleichen Abenteuer zu Siena im Umlauf, und war durch einen wenig bekannten Schriftsteller um die Mitte des 13ten Jahrhunderts. Dieser nannte sich Masuccio in Salerno. Er machte sich's zum besonderen Vergnügen, die Erzählungen von Zeitgenossen zu sammeln, und sie schnell dem Publikum unter dem Titel Novellino zu übergeben. „Gott verdamme mich", ruft er in der Vorrede aus, „wenn nicht sehr Begehrenheit, die ich hier erzähle, mie als wahr mitgetheilt werden will; mein Buch enthält keine Mährchen, sondern wirkliche Begebenheiten."

Dem sey nun wie ihm wolle, mögen es Mährchen sepn oder nicht, so bleibt doch das Thatsache, daß im Novellino sich die früheste Spur vom Roman Romeo's und Juliens findet. Begebenheiten und Personen sind weiß roher gezeichnet, von der Farbengebung und Ausschmückung des Luigi da Porta findet sich nichts. Der Liebhaber heißt darin Mariotto di Siena; er beizaubert heimlich ein junges Mädchen aus seinem Hause, die Gianetta heißt. Wegen einer ihm verständlich zugefügten Beleidigung rächt er sich auf echt Italiänische Weise, d. h. durch Mord, wiewohl er aus Siena verbannt wird. Der junge Fran nimmt, im Einverständniß mit einer vertrauten Dienerin, Mayeze'n, um für gestorben gehalten zu werden, einen Trank ein, der Ohnmachtsanfall hervorbringt, entfernt sie sich von dort heimlich, um nach Mantua zu ihrem dortihin verbannten Liebhaber und Gatten zu eilen. Interessen war ihr die Nachricht ihres Todes nach Mantua vorausgeeilt und zu den Ohren Mariotto's gedrungen. Dieser macht sich sogleich auf den Weg nach Siena, wo ein Preis auf seinen Kopf gesetzt ist; er trotzt dem Tode, oder vielmehr er wünscht ihn, denn er will am Grabe seiner Geliebten sterben. Er wird bald erkannt, sein Kopf fällt von der Hand des Henkers und wird auf einem der Thore der Stadt aufgesteckt. Die unglückliche Gianetta, die den Gatten nicht in Mantua findet, kehrt schnell nach Siena zurück, um dort mit ihm zusammenzutreffen — und der erste Gegenstand, der sich ihren blicken darbietet, ist das blutige Haupt Mariotto's! Die Verzweiflung bricht ihr das Herz und sie haucht am Thore ihr Leben aus.

Masuccio versetzt also die Begebenheit in ein Zeitalter, wo die Barbarei der Sitten noch in hohrer Kraft bestand, wo noch keine Verschönerung durch Civilisation eingetreten ist. In seiner Darstellung sucht man jene schmackhaften und naiven Züge, die Luigi da Porta's Romeo's beygebens, die ihnen Luigi in den Mund legt. Das Drama entsteht, wächst und endet an der Hand der Leidenschaft selbstständig, ohne die fernste Einmischung fremder Charaktere; kein dienstfertiger Mönch, keine schwatzhafte Wärterin, keine Wölle und Feile spielen hier mit. Alles läuft durch sehr einfache Mittel zur Katastrophe; die Erzählung, solche Anekdote wenig geändert hat, und wie ein wahreres Bild des Sitten-Zustandes darin erblicken. So war es ja im 13ten Jahrhundert auf Italischem Boden: der Mord leicht und ohne Scheute vollbracht, die Liebe ungestüm und zu Allem fähig, die Ehre der Stadt mit blutigen Menschenopfern bezahlt, und das Innere des Menschen drehte mit großen Tonverspielen erfüllt, welche durch helfte Leidenschaften bereits erfüllt worden.

Die Geschichte Romeo's und Juliens, deren erster Pabst Masuccio war, und die an dem gewandten Luigi da Porta einen geschmackvollen Pfleger fand, wurde auch zu neun den einem Mährchen-Dichter aufgenommen und machten leichten Mutmaßungen unterworfen.

Es war ein Schriftsteller in der Bretagne, der Pierre de Boisteau hieß, gegen Ende des 16ten Jahrhunderts lebte und als Verfasser mehrerer Bücher, die voll von Wundergeschichten waren, genannt wird. Pierre de Boisteau beschrieb in einem zierlichen und lebendigen Stil, wie er in der Regel seine Materien behandelte, die: „Tragische Historiees de Romeus et de Julietta", und machte auf einer Reise in England mehreren Vornehmen in London ein Geschenk mit seinem Buche.

Ein gewisser Arthur Brooke, ein schlechter Poet, suchte damals sich seine Aftermuse einen Gegenstand, und fand die Geschichte Romeo's und Juliens für seinen Plan geeignet. Er zwang sie in Reime, und machte durch Beschreibungen, Lange Reden, endlose Abschweifungen und Anmerkungen ein ganz buchdaress Wesen daraus. In diesem Zustande kam und der junge Shakespeare den Stoff zu seinem Drama. So schöne der Fall den Genius des Nordens ein Werk zu, das der Süden erzeugte und das einen ähnlichen Glanz über ihn eingießen wird, so lange, dem Zweifel, haben die Italiänischen Soldaten unter ihren schattigen Zelten zu Apulien sich durch die Erzählung der Geschichte unterhalten, haben sich des Abends dadurch von den Mühen und Kämpfen des Tages erholt; die kunstlose Erzählung eines Jahrhunderts rundet sich dann unter der Feder einer gewandten Greises, geht nach Frankreich über, wo die Herren am Hofe leidenschaftlich alle Italiänischen Ueberlieferungen verschlingen; gerath hier in die Hand des Pierre de Boisteau, der als eine Färbung von höflicher Philosophie giebt, sie setzt dann über's Meer, wo sie sich von der unglücklichen Einbildungskraft eines Arthur Brookes' mißhandeln lassen muß, und kann erst bemächtigt sich ihrer Shakespeare! Und jetzt erst, nach so langem Umwege, ist sie an den rechten Mann gekommen, den Mann, der für die Unsterblichkeit bestimmt scheint! Was bisher die Erzählung im Boudoir nur war, wodurch nur die zu Füßen der Damen am Hofe Franz I. auf Sammetsissen sitzenden jungen Herren ihren Gedieterinnen vorrüpfelt haben, das sollte jetzt eine imposante Gestalt erhalten. Nicht mehr sollten es die bleichen Schatten seyn, die durch ein Mährchen ziehen, nicht mehr die abenteuerlichen Wesen, die ein Novellist heraufbeschwört; es sollten feste Existenzen werden, ewige Repräsentanten unglücklicher Liebe. Ihr Andenken sollte nicht aus dem Gedächtnisse der Menschen, wie das Andenken so vieler tausend Romanverbleiben, verlöschen, sondern es sollte verewigt, selbst die Meere und Berge überschreiten und ein Gemeingut aller Völker werden; die großen Meister Italiens sollten ihm unsterblichen Ruhm leihen und zur Bühne dem Volke Romeo und Julie zeigen.

(Rev. Brit.)

Rußland.

Die Berg- und Hüttenwerke im Ural.

Die freigebige Natur, die ihre Gaben überall hinspendet, scheint Rußland sehr begünstigt zu haben. Einem Flächenraum auf dem Erdball einnehmend, der in seinem Umfange die kalten Zonen des Nordens mit ihren Eis- und Schnee-Massen und die warmen mit ihrem heitern Himmel in sich schließt — hat Rußland Ueberfluß an allen Reichthümern, allen Gegenständen, die den Menschen theils unmittelbar nöthig oder zu seiner Existenz sind, theils ihm zum Luxus dienen. In den nördlichen Gränze, in den dichten Wäldern Sibiriens, giebt es Zobel, Füchse, Biber und andere ihnen ähnliche Thier-Arten, die uns festdaer, einer wichtigen Handelswaare bildende Felle liefern; im Süden, in der Krimm, an den Ufern des Don, reift die Weintraube und werden Seidenwürmer erzogen. Im eigentlichen Rußland endlich, auf seiner ganzen Oberfläche, wird der Ackerbau nach einem großen ausgedehnten Maaßstabe betrieben. Doch eine der wichtigsten Quellen des Reichthums vom Rußland ruht im Schooße der Erde. Wir meinen die Bergwerke. Außer Gold- und Silber-Gruben findet man in Rußland sehr viele Gruben anderer Metalle, namentlich von Kupfer und Eisen; von letzteren bedienen sich der Reichthum und Ausdehnung wegen die im Ural belegenen. die größte Aufmerksamkeit. Denn obgleich es auch in anderen Theilen Rußlands Kupfer- und Eisen-Gruben giebt, so stehen sie doch weit hinter den ähnlichen zurück. Der Reichthum und die Ausdehnung dieser Gruben waren es offenbar, die zur Anlegung der vielen daselbst befindlichen Hüttenwerke, um Kupfer und Eisen zu bearbeiten, die Veranlassung gaben. In Sibirien hingegen, wo Fabriken und Handel sich in Rußland kaum einmer gehörenen Wirkungskreise bilden, spielt der Bergbau, dessen Haupterzeugniß im Ural ist, eine höchst wichtige Rolle. Die Erzeugnisse der ursprünglichen Hüttenwerke befriedigen die Bedürfnisse von fast ganz Rußland, und werden außerdem in nicht unbedeutenden Quantitäten von den Asiatischen Nachbarstaaten begehrt, so wie sie andererseits einen bedeutenden Ausfuhr-Artikel nach Europäischen Staaten bilden. Bei dieser Wichtigkeit der Uralischen Hüttenwerke, glaube ich, daß einige Worte über dieselben nicht ohne Interesse seyn dürften.

Noch lange nachdem durch Jermak Sibirien dem Scepter Iwans des Sterngen untermessen ward, benutzte Rußland die auf der ganzen Ausdehnung des neuerworbenen Landes, namentlich im Ural, verborgenen Schätze nicht. Bekanntlich begann man nicht früher als unter Zaars Michaile Feodorowitsch, ungefähr in der Gegend, wo jetzt Permskoi, Eisenwerke angelegt. Bei dem damaligen Zustande Rußlands, hinsichtlich der Gewerbe im Allgemeinen, besonders aber der Bergbaues, den unser Vorfahren fast gar nicht kannten, übrigens auch die meisten selben Ausländern überlassen hatten, konnten die Resultate dieser übrigens auch nur zweifelhaft sich nicht lange erhalten und geriethen bald gänzlich in Verfall. Die Bedürfnisse Rußlands waren damals der Art, daß dem Bergbau bei seinem Entstehen keine Unterstützung werden konnte. Dieser sowohl wie so viele andere Gegenstände blieben der Regierung Peter des Großen aufgehoben. Als dieser tätige Beherrscher Rußlands aufstand, bekannte er sogleich die Reichthümer der ruhenden Schätze nicht verborgen. Wilhelm von Henning, der durch den guten Zustand der unter seiner Leitung gestandenen Hüttenwerke von Olonez, die der Flotte Kanonen und andere Gegenstände lieferten, die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich gezogen hatte, ward im Jahr 1722 von Peter I. nach Sibirien gesandt, um nicht nur die bestehenden Anstalt mangelhaften Hüttenwerke zu verbessern, sondern auch neuen geeigneten, der Wahl Henning's überlassenen Orten neue anzulegen. Im Jahr 1723 trat angelangt, schrieb Henning sogleich an's Werk. Er fand bald, daß die bestehenden Werke viel zu entfernt waren, Wald und Gruben waren. Demzufolge war sein erster Grund, daß er sich gnädigst bat, neue Werke anlegen zu dürfen, um den Bergbau in Sibirien zu heben. Noch in demselben Jahre kam ein solches am Fluß Isetz; nahe bei diesen Anstalt aus dem Jetzigischen See, zu Stande. Um gegen Ueberfälle von Baschkiren und anderen benachbarten wandernden Völkerschaften geschützt zu seyn, wurde bei dem Werke eine Festung angelegt werden, die Häuser, der vermehrten Einwohnerzahl, eine Stadt und von Henning Katharinenburg genannt wurden. Nachdem in derselben ein Ober-Berg-Amt, die erste obere Berg-Behörde für Sibi-

*) Am richtigsten wäre wahrscheinlich Herder zu lesen, aber Schiller, wenn nicht vielleicht A. W. von Schlegel gemeint war, da in ihrer von Schaksspeare die Rede ist. Letzterer, der auch sein Gutes, wie erstaunt politische Schriftsteller waren übersetzer. Genugsam ist bekannt, daß eine Tragödie, mit der Französischen Schule streiten nicht immer taugt, sind.

**) Wie müssen übrigens gegen diese unbedingte Verehrung des Herrn Philaretes Chasles, als literarisches, förmlichen Protest einlegen; seine Kenntniß der Englischen Sprache und Literatur ist gewiß sehr schätzbar, als Uebersetzer von Jean Paul's „Titan" hat er gewiß nicht verdient, daß er seines Talent's wegen „sich zu uns mit dem Deutschen Ordnung ist verschwollen."

***) Bilder zum Theil bei großen Bänden, der so eben erschienenen Bibliothek von Anglo-Amerikanischen Originalwerken von Schauberg.

birten.*) Indessen ergab sich bald, daß der bei dem neuen Werke angelegte Damm Wasser durchließ, wodurch Henning etwas höher als Katharinenburg, an dem nämlichen Fluß Iset, einen Reservedamm erbauete. Da aber auch dieser unmöglicher Weise Wasser in den Katharinenburgischen Teich ließ, befahl Henning, dort ein Eisenwerk aus später einem Ofen zum Schmelzen des Gußeisens aufzuführen. Dieser Anlage gab er den Namen „Hütte der Cäsarewna Anna.“ Bald darauf erhielt sie den Namen der Ober-Jetzkischen Hütte, den sie noch jetzt führt, wo sie das Eigenthum des Gardes-Kornets N. Jarowleff ist. Sechsergestalt ward Henning durch seine Thätigkeit während seines zehnjährigen Aufenthalts in Sibirien ein wahrer Wohlthäter des dortigen Bergbaues. Sein Nachfolger war der durch seine Bitterkeit berüchtigte M. Tatischtschieff. Ausdrücklich vom Berg-Kollegium nach Schweden gesandt, um dort den Bergbau kennen zu lernen, kam derselbe später, im Jahre 1734, nach Katharinenburg und zeigte dort eben so große Thätigkeit als Henning, dessen weise Einrichtungen er nicht nur bedurchirte, sondern auch noch sehr verdesserte. Den großen Mangel an Bleistetteuren aller Art bemerkend, drang Tatischtschieff beim Berg-Kollegium darauf, diese aus Schweden und Sachsen kommen zu lassen, und obgleich seine Vorstellungen nicht immer den gewünschten Erfolg hatten, so trugen dennoch die wenigen Meister, die er erhielt, wesentlich zur Verbesserung der Hüttenwerke bei. Die wichtigste Sache, der er zu Stande brachte, war die Bergwerks-Ordnung, die er aufsetzte. Er verwaltete interessen die Uralischen Werke nicht lange, indem er im Jahre 1737 zu andren Geschäften abberufen wurde. — Hätten die Uralschen Werke immer solche Verwalter gehabt wie Henning und Tatischtschieff, so würden sie gewiß schon früher die Stufe der Vollkommenheit erlangt haben, auf der sie jetzt stehen.

Rußland unterdessen, von Peter I. in die Reihe der Europäischen Staaten eingeführt, begann, bei zunehmender Ausklärung und damit verbundener Verwehrung der Bedürfnisse, mehr wie jemals einzusehen, wie wichtig ihm der Bergbau sey, und daher ward dieser seitdem von der Regierung nicht immer sehr beachtete Erwerbzweig mit Gegenstand ihrer ganz besonderen Aufmerksamkeit. Bereits unter der Regierung Peter's I. hatte Nikita Demidoff von diesem Monarchen zur Anlegung von Hüttenwerken große Privilegien erhalten. Obgleich in Wissenschaften wenig bewandert, was bei dem damaligen Zustande der Ausklärung in Rußland große adlet war, so begabt mit natürlichem Verstand und einer Beharrlichkeit, die alle Hindernisse zu überwinden wußte, hat Demidoff mit die besten unter allen angelegten Werke, die er immer zu vervollkommen suchte, viel zum Besten des Bergbaues gethan. Die zweiten Gründer der Sibirischen Hüttenwerke waren die Barone Strogonoff, die gleiche Vorrechte besaßen wie Demidoff und so wie er, mehrere Werke anlegten. Doch Bester Thätigkeit machte nur den Anfang. Die Kaiserin Anna Iwanowna, die ihm sehr gewogen war, hat er beliebt, verlieh denen, die Kupfer- und Eisenhütten anlegen wollten, noch größere Vorrechte, eine Maaßregel, welcher der Uralsche Bergbau vielleicht seinen Aufschwung verdankte. Im Jahre 1740 wurden in Folge eines Kaiserlichen Ukases viele der Regierung gehörende Werke an Privatleute verkauft, die auch bald einen größeren Nutzen aus denselben zogen, als die sicherlich von der Regierung eingesetzten, nicht immer sehr unterrichteten Beamten. Einige Werke wurden erweitert und mit größeren Maschinen versehen, indessen war noch immer nicht der Zeitpunkt eingetreten, wo man an Verbesserung der Maschinen dachte. In den Jahren 1780 und 1790, in denen Rußland sich immer enger an Europa anschloß und die Bergwissenschaften ein immer höheres Interesse bei uns gewannen, bildete sich auch unser Bergbau immer mehr aus. Nicht mehr allein uns bezüglich mit den Entdeckungen und Vervollkommnungen von Seiten der Fremden, die wir ins Land riefen, fingen wir selbst an, uns mit solchen Wissenschaften zu beschäftigen, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Bergwesen stehen. Bekannt ist Lomonoffe's Thätigkeit in Bezug auf Mineralogie und andere Wissenschaften; auch andere Männer zeigten einen gleichen Eifer. Zugleich mit diesem steigenden Interesse für die Berg-Wissenschaften, vermehrte sich auf unseren Hüttenwerken auch die Zahl der mit den nöthigen Kenntnissen versehenen Individuen, wodurch die thätige Mitwirkung von Russländern immer entbehrlicher ward. Dabei verfehlte die Regierung nicht, Russen ins Ausland zu senden, um sich dort mit den Fortschritten des Bergbaues und mit den damit verbundenen Wissenschaften genauer bekannt zu machen. Jedoch war alles dieses noch nicht hinreichend, und um nicht auf fernerhin Pusch stehen zu bleiben, mußten noch wirksamere Maaßregeln getroffen werden. Es ward eine neue Bergwerks-Ordnung abgefaßt, in Folge welcher unter Anderem auch bei den der Krone gehörenden Hüttenwerken Schulen errichtet wurden, in welchen junge, dem Bergbau bestimmte Leute in den zu dieser Beschäftigung unumgänglich nöthigen Wissenschaften unterwiesen wurden. Diese Maaßregel trug wesentlich zur Ausbehnung des Bergbaues bei. In der letzten Zeit, wo mit der Erfindenen Ausklärung aller Wissenschaften alle neue Entdeckungen und Erfindungen von den Russen mit Interesse aufgefaßt blieben, vervollkommnete sich auch das Bergwesen immer mehr. Bald waren die obenerwähnten, nur für die Werke der Krone bestimmten Schulen nicht mehr hinreichend. Den Privatwerken mangelte es noch immer an tüchtigen, kenntnißreichen Individuen. Um diesem Mangel abzuhelfen, ward ein Berg-Kadetten-Corps errichtet, das später mit bedeutender Erweiterung seines Wirkungs-Kreises in das noch jetzt bestehende Berg-Ingenieurs-Corps umgewandelt ward. Auf diese Weise gelangten unsere Kupfer- und Eisenwerke zu einer solchen Stufe der Vollkommenheit, daß sie sich den Werken dieser Art in England, Schweden und anderen Europäischen Staaten gleichstellen können. Es würde zu weit führen, diese Gleichstellung näher auseinander zu setzen, nur sey es uns erlaubt, einige Worte über die Güte der Erzeugnisse unserer Hüttenwerke und besonders der Uralschen zu sagen, die in Folge ihrer die Rebriten sehr begünstigenden Lage von ersten Rang unter allen an anderen Orten belegenen Werken einnehmen. Das im Ural gewonnene Kupfer gelangt zum Verkauf nur in zwei Sorten, nämlich in Stücken und in Platten, verschieden an Gewicht und Größe. Unter den Eisen-Fabrikaten sind, hinsichtlich der mühsamen Bearbeitung, am ausgezeichnetsten, die Eisenplatten, die zum Dachdecken gebraucht werden. Am besten werden sie in den Ober-Jetzkischen, dem Herrn N. Jarowleff gehörigen Werken geliefert; auch werden diese am theuersten bezahlt. Bei der ersten Ausstellung Russischer Fabrikate in St. Petersburg im J. 1829 erhielt Hr. Jarowleff als Preis die große goldene Medaille. Nach diesen Eisenplatten folgt zunächst das sogenannte Kessel-Eisen, das zu Braunwerein- und andren Kesseln gebraucht wird. Das Blad- oder Schienen-Eisen ist auch schon viel besser, wie früher. Einige Werke liefern auch dreijähriges Eisenblech, jedoch nicht so viel, als von den obengenannten übrigen Fabrikaten. Dies sind die Gegenstände, die der Ural liefert. Ich schweige hier von der Ausfuhr an Geld, die, so wichtig und ausgebreitet wie sie ist, um wegen der wohlthätigen Einflusses, den sie auf das Gedeihen des Uralischen Berg-Bereichs hat, einer ganz besonderen Erwähnung verdient. Zu dem nicht minder wichtigen Gegenstande gehören das Stangen- und Guß-Eisen. Beim Bearbeiten des Stangen-Eisens, wo es weniger an der Bearbeitung als an der Güte des Erzes liegt, hat man, mit wenigen Verbesserungen, noch das Alteste bei den Hüttenwerken im Ural angewandte System beibehalten; dagegen werden in Gußeisen die vorterflichsten Gegenstände geliefert.

Um die Uralschen Hüttenwerke immer mehr zu vervollkommnen, dürfte es zweckmäßig seyn, bei den Privatwerken Schulen anzulegen, um Knaben nicht nur in den im gewöhnlichen Leben nöthigen, sondern auch wenigstens in den Anfangsgründen der zum Bergbau erforderlichen Wissenschaften zu unterrichten. Die jetzigen Demidoff und mehrere andere Besitzer von Hüttenwerken haben bereits das Beispiel dazu gegeben. Wenn wir zu hoffen, die übrigen Besitzer ein ähnliches Verfahren beobachten, so läßt sich für die Zukunft mit Grund eine immer noch günstigere Epoche für den Uralschen Bergbau erwarten. (C. H.)

*) Gegenwärtig befindet sich in Katharinenburg eine Berg-Verwaltung, zu deren Bereich die Hüttenwerke des Urals gehören. Sie ward im J. 1811 von Perm dorthin verlegt und heißt seitdem die Uralsche.

Anmerk. des Verf.

Mannigfaltiges.

— Neues Italiänisches Heldengedicht. Ein solches hat so eben Herr Domenico Vicori in Mailand unter dem Titel „der Fries den von Adrianopel, oder das befreite Griechenland“*) ans Licht treten lassen. Es besteht aus sechs, mehr oder weniger gelungenen Ueberschriften haben: 1) der Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827; 2) die Schlacht von Navarin; 3) die Bewaffnung; 4) der Uebergang über die Donau; 5) die Einnahme von Varna; 6) die Rückkehr; 7) der Uebergang über den Balkan; 8) die Uebergabe von Adrianopel. Das Gedicht ist in reimlosen Jamben abgefaßt; an vielen Stellen wird jedoch der epische Ton durch lyrische Erhebungen unterbrochen. In der Einleitung, in der der Dichter die Göttin der Wahrheit anruft, widmet er sein Werk zugleich dem Helden desselben, dem Kaiser von Rußland. Den Italiänischen Kritikern wird das Gedicht als ein gelungenes Wagstück bezeichnet, das bei manchen Längen doch des Schönen sehr viel enthalte.

— Merkwürdige Uhr. Ein Herr Richards zu Droitwich in England hat einen außerordentlich sinnreichen und nützlichen Mechanismus erfunden, durch den der Bereich der Uhr wesentlich erweitert wird. In der Mitte des Zifferblatts befindet sich eine genau gearbeitete Abbildung der Erde, um welche herum sich die Jahreszeiten fortbewegen, umgeben von dem gewöhnlichen Kreise der Stunden. Unter ihr befindet sich man den Mond, in der Gestalt, die er gerade am Himmel hat, seinen täglichen Kreislauf um die Erde machen, mit seinem Ab- und Zunehmen, die Zeit seines Auf- und Untergangs, den Punkt des Himmels, wo er jedesmal steht, und die Zahl der Grade seiner Abstandes von der Sonne. Die Stunde und Minute des Tages wird durch die Sonne angezeigt, deren jetzesmaligen Standort am Himmel, so wie Auf- und Untergang man ebenfalls genau sehen kann; auch das Zeichen des Thierkreises, durch welches sie geht, den Tag, an welchem sie in dasselbe eintritt, und die Zahl der Sterne des Bildes. Außerdem zeigt die Uhr das Datum, den Namen des Monats und die Anzahl der Tage des Monats; den Tag der Woche nebst einer Andeutung des heidnischen Gottes, von dem der Tag seinen Namen erhalten hat, und eine Ansicht von London mit der Themse und der London-Brücke nebst Bezeichnung der jedesmaligen Ebbe- und Fluthzeit für London. Dieser Theil, so wie der Mond, ist mit der größten Genauigkeit eingerichtet und berechnet. Den Umlauf des Mondes um die Erde durch ein Räderwerk richtig darzustellen, ist somit Außerst schwierig, indessen ist dieß in solchem Maße gelungen, daß erst nach mehreren Jahren eine Abweichung um eine Minute stattfinden wird. Der Werth der Uhr wird durch den einfachen Bau ihres Werks, das daher nicht leicht in Stockung gerathen kann, noch erhöht. Das Zifferblatt ist auch, ungeachtet der vielerlei Dinge, die darauf angebracht werden, nicht größer als das einer gewöhnlichen Wanduhr, und doch kann man Alles deutlich unterscheiden, und jeden Theil ist sein bestimmter Raum angewiesen, ohne daß eine Verwirrung stattfände. Dabei kostet eine solche Uhr nach der Bauart des Herrn Richards nicht viel mehr, als den doppelten Preis einer gewöhnlichen, die acht Tage geht.

*) La pace di Adrianopoli, canta la Grecia liberata.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß.-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Freitag den 19. Februar 1836.

Rußland.

Die Russische Literatur im Jahre 1835.

Von Th. Bulgarin.

Der Augenkranke. „Erlauben Sie mir nur einen einzigen Blick, und ich schlage gleich wieder die Augen zu!"

Der Operateur. „Hell ist es hier nicht sehr, mitunter auch keine Strahle dabei, die Augen aufzuschlagen. Aber was ist hier zu sehen! Greifen Sie Ihr Auge nicht unnöthiger Weise an."

(Aus einem ungedruckten Lustspiel: Die Welt.)

Pour inventer une idée, dont le germe ne se trouvât nulle part, il faudroit inventer l'humanité toute entière, d. h. um eine Idee zu erfinden, deren Keim sich nirgend vorfindet, müßte man eine ganz neue Menschheit erschaffen. Diese große Wahrheit wiederholte in einem neuen Gewande (ich sage nicht, daß er sie entdeckte) einer der scharfsinnigsten und grübelndsten Französischen Kritiker, Gustav Planche. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in der Literatur, in der Philosophie, in den moralischen und politischen Wissenschaften Alles schon gesagt und wieder gesagt ist, in verschiedenen Sprachen und in verschiedenen Ländern. Einige erfinden etwas, was man schon lange entdeckt hatte; Andere schaffen neue Formen für alte Sachen. Dem menschlichen Verstande ist nichts übrig geblieben, als neue Bewegungskräfte in der Mechanik und neue Eigenschaften in den vorhandenen Stoffen vermittelst der Chemie aufzufinden. — Das Feld der Moral und der Politik bietet der Menschheit nichts Neues mehr dar. Sie hat Alles gesehen und Alles erfahren.

Die Menschheit aber und der Mensch an und für sich (das Individuum) sind nicht Eines und Dasselbe. Die Menschheit hat Alles ausgesprochen und wird Alles; der Mensch aber spricht nie genug und erlernt nie Alles, was Andere aussprechen. Wie in der Natur die Schwerkraft, so ist im Menschen der Gedanke in ununterbrochener Bewegung. Ein Stillstand der Gedanken ist moralischer Tod. Menschen, die nicht denken, sind todt für die Menschheit. Sie sind Maschinen.

Der Keim zu allem Guten und Bösen ist die Wißbegier. Sie vervollkommnet das menschliche Geschlecht und führt es einer hohen Bestimmung entgegen. Die Gedanke ist das Leben der Wißbegier. (Man werfe sich diesen Gedanken!) Die uns geschaffne Gabe der Sprache und der Schrift bildet das Haupt-Organ, durch welches dieses Leben erhalten wird. — Ich weiß nicht, wo sich nach dem System des Herrn Planche der Keim dieser Ideen befindet; ich aber fand sie in meinem Kopf.

Solchergestalt setzt die Wißbegier im Menschen den Gedanken beständig in Bewegung, und bewegen kann er sich nicht anders, als immer vorwärts, zu Neuen hin. Deshalb ist in einer Generationen der andern nicht ähnlich. Alles gestaltet sich anders: Sprache, Literatur, Denkweise, Lebensweise, Kleidung, Sitten, Gewohnheiten u. s. w. Alle diese Veränderungen bringt die Wißbegier durch die Gedanken hervor.

Wen denen, die nicht denken, spreche ich nicht. Für diese giebt es nur eine Zeit — die Zeit der Verdauung der genossenen Speisen! Nichts sehend, nichts hörend und nichts begreifend, unterwerfen sie sich dem Einflusse fremder Gedanken.

Am meisten ist der Gedanke, wie es sich von selbst versteht, in der Literatur zu finden. Alle Völker wollten originell seyn; alle glaubten, etwas Neues entdeckt zu haben, und alle waren Nachahmer oder unterlagen dem Einflusse fremder Gedanken. Mit Bestimmtheit wissen wir nicht, von wem die Griechen borgten; man behauptet, von den Aegyptern und Indern. Die Römer borgten von den Griechen. Die Araber (in Spanien) von den Griechen, von den Römern, und von ihren eigenen Vorfahren. Diese drei einander nachahmenden Völker nun übertrugen in ihre Literatur ihre Nationalität, gegründet auf Religion, Sitten und Gewohnheiten. In Mittelalter erstand die Literatur aus einem Gemisch der Griechischen, Römischen und Arabischen, befruchtet auf religiösem Fanatismus. Nach dem Vorbilde des Mittelalters, mit einem Zusatz von Nationalität, gestaltete sich die Literatur Englands. Frankreich nahm sich, als die Aufklärung ihr Licht zu verbreiten begann, die Griechische und Römische Literatur zum Vorbilde und kleidete sie in Hoftracht, weil es damals in Frankreich kein Volk gab, sondern einen dem Hofe unterworfenen Feudalismus. Deutschland, seine eigene Sprache verrathend, schwankte lange und konnte sich nicht entschließen, das klassische Schulioch abzuwerfen. In Spanien erstanden zwei Schulen, eine nach dem Vorbilde Frankreichs und eine nach dem des Mittelalters. *) Als Rußland das Feld der Gedanken betrat, da hatte noch keine der Europäischen Sprachen in der Literatur den Oberhand gewonnen. Die ersten Gebildeten Peter's des Großen in seinem Sterben nach Aufklärung, die Geistlichen Klein-Rußlands, unterrichtet nach Jesuitischen Grundsätzen, versuchten es, der neuen Russischen Sprache Lateinische Formen zu geben und sie mit der sich bereits ausbildenden westlichen Slavischen Mundart zu verschmelzen. Aber weder der Fürst Kantemir, noch Stephan Jaworski, noch Theophan Prokopowitsch, noch Gabriel Buschinski, gelehrte und talentvolle Männer, gründeten eine Sprache oder eine Literatur, weil ihre Versuche mit dem Geist der Russischen Sprache und dem Charakter der Nation nicht übereinstimmten. Die Russische Sprache wird trocken und schwer im Gewande der antiken Versmaaße und Sylben, steif und dunkel in den Lateinischen Constructionen. Die Russische Sprache verlangte nur, daß man ihre durch Unwissenheit gefesselten Flügel löste und ihren Spielraum gab. Lomonossoff that es, und unsere Sprache schwang sich in die Lüfte. Es versteht sich, daß sie mit einem Aufschwunge nicht diese bestimmte Höhe erreichen konnte. Die Zeitgenossen Lomonossoff's brachen noch in der Tiefe und wollten sie fogar in ihre Sphäre zurückziehen. Jene Epoche gab der künftigen Literatur ihre Richtung. Lomonossoff, in Deutschland ausgebildet, konnte jedoch bei uns die freien Formen der Deutschen Literatur nicht einführen, weil damals in Deutschland selbst ein Kampf der neuen Sprache mit den alten Formen stattfand und die Richtung der Literatur noch unbestimmt war. Zu derselben Zeit begann die Spanische Literatur bereits ihre Herrschaft im gebildeten Europa aufzugeben, und die Französische Sprache war die Sprache der Diplomaten. Hätten wir bei der Wiedergeburt unserer Sprache unter uns einen Racine, Corneille, Crebillon, Molière, Boileau, Fenelon, Massillon und ähnliche Männer gehabt, so würden sie ihre Werke aus unserem Sepp, unserem Silbern und Derzitigen Leben, aus alten und neuen Gewohnheiten, aus den Sitten und Vorstellungen des Russischen Volkes, aus unserer Russischen nordischen Natur geschöpft und solchergestalt eine Russische National-Literatur geschaffen haben. Wir besaßen aber damals zwar verständige und gelehrte, aber keine genialen Männer. Unter der Einwirkung des Grafen Schumalkoff und der Fürstin Daschkoff bildete sich die Literatur nach einer Französische Schule aus, die noch jetzt existirt, wiewohl ihre Grundlage erschüttert ist. Der größte, abscheulichste Fehler dieser Schule ist der gänzliche Mangel an Naturlichkeit. Florian's Ritters und Hirtinnen sprechen und fühlen wie Racine's Helden und Heroinen, d. h. wie Französische Marquis und Französische Herzoginnen. Der ganze Reiz dieser Literatur liegt in der Sprache und dem Styl. Denselben Reiz besitzen unserer Französische Schule Karamsin und J. Dmitrieff.

Die arme Lisa, Natalie, die Bojarentochter, Marfa Posadnitza von Karamsin, die Fabeln, Lieder und vorzüglich die Märchen von J. Dmitrieff sind Meisterstücke Erzeugnisse, die mit den besten fremden Erzeugnissen ähnlicher Art im Laufe des letzten Jahrzehnts erstellt in die Schranken treten dürfen. Nach diesen Vorbildern haben wir, Schriftsteller und Leser der gegenwärtigen Generation, alle gelernt. Karamsin und Dmitrieff sind die Lehrer unserer Zeit. Lobt und dankbar seyn.

Dem stillen, wohlthuenden, ruhigen Gange unserer Französischen Schule schlägt sich originelle Nationalrichtung an, wie unserer Russischen lieblichen, wenn auch vielleicht etwas schroffen Einfachheit, mit wilder Erhabenheit und in Russischen Volks-Reereien, — Derschawin und J. Kriloff! Derschawin übrigens ist nicht immer Russischer Dichter, wohl aber ist es Kriloff und dabei ein Russischer Schriftsteller im vollen Sinne des Worts. Die Vorbilder, die Anlage, die Sprache in Kriloff's Fabeln, Alles ist wahrhaft Russisch. Wie Lafontaine's Aesop's und Lafontaine's beginnend, endigte er mit echten Russischen Volksfabeln, die ihren eigenen Charakter und eine vollkommene Originalität in sich tragen!

Inzwischen bildete sich eine neue Deutsche Literatur aus, nach dem Muster der alten Englischen und westlichen Literatur des Mittelalters.

*) Merkwürdig genug wird hier Italien, das Hauptmittelalter zwischen antiker und modernster Literatur, von Herrn Bulgarin ganz übergangen. Italien war es nicht blos, das, von dem Auferstehungsgeist abwendend, zuerst die neue Welt der Romantik und Poesie, als deren Columbus wir Dante bezeichnen dürfen, sondern Italien war es auch, das bald selbst wieder zu dem Alterthume, als zur ehrlichen Norm des Schönen und Wohlgeformten zurückkehrte und so eine Vermittelung alter und neuer Literatur verschuf, wie sie das Jahrhundert Ludwig's XIV. ihm erst nachgesagt hat. Tasso gehört der Zahl, in seinem besseren Theile, zu den Ersten, welche das der mittelalterlichen Sieb sich mit der antiken Form vermählen hatte, ohne das dadurch dem Westen der Poesie Abbruch geschehe. In einem am letzten Stiftungstage der hiesigen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrage hat Herr Professor Ranke dem Italiener dieses Verdienst auf das Trefflichste vindicirt. D. R.

Digitized by Google

Auch die Englische Literatur gestaltete sich anders, indem sie sich im Schmutzlosen des 18ten Jahrhunderts von der alten Barbarei reinigte und Rationalformen annahm*). Diese Literatur nennt man die romantische, zur Erinnerung an die Romanische Sprache und Poesie, die, so zu sagen, als Element diente, um die verschiedenen einzelnen Theile der Englischen und Deutschen Literatur mit einander zu verbinden**). Der Französischen Schule des 18ten Jahrhunderts gab man, als Gegensatz zur neuen, den Namen der klassischen. — In Europa begann zwischen beiden Literaturen ein Kampf, ein Kampf der Formen, mit einer freien Sprache und einer ungefesselten Einbildungskraft. In ganz Europa bekannte sich Alles, was nur kräftig fühlte und dachte, zur romantischen Literatur, die man auch Volks-Literatur nennen kann, indem die Gegenstände für die romantische Literatur größtentheils der Geschichte und den Sitten und Gewohnheiten der Völker entlehnt werden. Auch in fremden Gegenständen bleibt die Nationalität ferndich. Griechen müssen Griechen seyn, und keine Franzosen; Russen müssen Russen, und Deutsche Deutsche bleiben, mit allen ihren Sitten, Leidenschaften, Unterschieden und Begriffen von dem, was wahr ist.

Bei uns führte W. Schukofskij zuerst die romantische Dichtkunst ein. Ihm gebührt diese Ehre und dieser Ruhm. A. Puschkin, mit aller seiner Originalität, ist nur ein Nachfolger Schukofskij's. Puschkin ist keine Schöpfung Goethe's, Schiller's oder Byron's — sondern Schukofskij's. Als Puschkin, bereits von Russischer Natur, zu schreiben anfing, kannte er nur Schukofskij, und dieser hatte Goethe, Schiller und Byron studirt. Der erste Versuch Schukofskij's, der Goitesacker nach Gray, setzte uns in Erstaunen. Es war eine bisher nicht gekannte Sprache. Mit Stäitaua begann ein neuer Zeitraum, und dieser ist der erste Grundstein der Russischen Nationalen Poesie. Puschkin ist kein Nachahmer Schukofskij's, sondern ein Jünger desselben mit eigener Originalität. Alle Nachahmer Schukofskij's und Puschkin's sind im höchsten Grade unerträglich, und nicht Einen giebt es unter ihnen, der sich nur einigermaßen seinen Originalen näherte. Es sind schlechte Steindrucke einer Raphaelischen Madonna.

Ich erwähne hier nur der Häupter oder Heerführer der Russischen Literatur. Es versteht sich, daß sie ganze Legionen Nachfolger hinter sich herzogen. Wie sahen das Blitzen der Waffen dieser Legionen, wie hörten ihre Stimmen — kennen aber ihre Namen nicht, oder besser gesagt, wir wollen sie nicht nennen. Der Ruhm der Krieger konzentrirt sich in den Ruhm ihrer Heerführer.

Es ist bei allen Literaturen der Fall, daß zuerst die Poesie die Prosa überflügelt, bis sie wieder von der Prosa verschlungen wird. Dichter werden von der Natur geboren und bewegen sich in Gedanken und Gefühlen. Prosaiker bedürfen Gelehrsamkeit, Nachdenken und viele Zeit, um sich auszubilden und Werke zu verfassen, die ihnen Ruhm und Ehre bringen. Begreiflicherweg älteren ist nicht hinlänglich für einen Prosaiker.

Mangel an klassischem Unterrichte, Mangel an Zeit (weil wir Alle in Staats-Diensten stehen), und endlich Vernachlässigung der Muttersprache und, in Folge deßen, Mangel an guten Russischen Lehrern und Hülfs-Lehrmitteln waren die Ursache der langsamen Entwickelung unserer Prosa. Man kann dreist annehmen, daß von 25 Russischen Schriftstellern kaum 5 die Regeln ihrer Sprache gründlich kennen, und daß die eine Hälfte aus Instinkt schreibt, die andere aus Gewohnheit wohl. Den Journalisten, denen die Werke eines großen Theils von Schriftstellern als Manuskripte vorkommen, ist dieses Gebrechen unserer Literatur bekannt.

Vor ungefähr 12 Jahren, als in Frankreich die romantische Schule in Poesie und Prosa erstand, zeigte sich auch bei uns eine ungewöhnliche Bewegung in der Literatur, wiewohl unter sie nicht sehr günstigen Umständen. Einer der wichtigsten Mißstände ihrer Entwickelung war und ist noch jetzt die Entfernung, in der so viele ausgezeichnete Männer, wegen ihrer Dienstgeschäfte, von der Literatur gehalten werden. Die wenigen Literaten von Fach fingen jedoch an, sich in Bewegung zu setzen, und bald kamen bei uns Romane zur Welt, und die Erzählung nahm eine andere Form an. Der Novellen-Geist demächtigte sich der Literatur und des Publikums, und alle Hauptbeschäftigung der Poesie trat die Nationalität auf. Wir wollten unter Vaterland von derselben Seite kennen lernen, wie es Iffdifen, Zieleting und Walter Scott ihren Landsleuten gezeigt hatten. Auf der Bühne gefielen Schiller's Stücke mehr als die alten klassischen Formen. Unerachtet der Anstrengungen Mostowskischer Gelehrten, den Romantismus gleich bei seinem Entstehen zu unterdrücken, faßte er doch Fuß bei uns und verdrängte die frühere Französische Schule gänzlich. Man kann sie als völlig erloschen betrachten. Ebendem beschäftigte man sich bei uns wenig mit der Deutschen Sprache — jetzt aber kann man, ohne Deutsche Sprache und Literatur zu kennen, kein Literat seyn. Diese Notwendigkeit haben sogar die Franzosen eingesehen. Ihre neuesten Literatur studiren alle junge Literaten die Englische und Deutsche Literatur.

Die neue Richtung unserer Literatur schreibt sich indessen weder aus England, noch aus Deutschland, sondern aus dem romantischen Frankreich her. Die sogenannte junge Französische Literatur ist es, die jetzt bei uns eine Rolle spielt, obgleich nicht zu gleicher Zeit mit ihren Autoren, unbesonnlichen Krieg erklärt hat. Wie gleichen hierin den alten Römern, die mit der ganzen Welt Krieg führten und von allen Völkern annahmen, was ihnen nützlich, angenehm und interessant schien. Die Römer eigneten sich fremde Bewaffnung an, fremde Götter, fremde Gesetze und Gewohnheiten, und befestigten ihre Literatur auf eine fremde. Wir schwärmen beständig auf die jungen Französischen Literaten, und fast alle unsere neuen Erzeugnisse erinnern an Victor Hugo, Janin, Balzac u. s. w. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Kurze Beschreibung der Augenkrankheiten, die sich in der letzten Zeit bei der Russischen Truppen zeigt haben.

Die Erdenmacht, von Raupach, in's Russische übertragen.

Der Abend eines Autors.

Karamsin's Schriften. Dritte Auflage.

Fahrt auf dem weißen Meer, von J. Oserkhoffski.

Tschuchin's Notizen, von Bulgarin.

Frankreich.

Versuch über die Französische Literatur.

(Schluß.)

Kehren wir zu unserem Gegenstande wieder zurück. Die National-Versammlung ließ sich in der Sitzung vom 16. Dezember 1789 einen Bericht über die Kosten vorlegen, welche der Krieg veranlaßt hatte, und als sie die Summe von 101,339,363 Livres als Resultat erhielt, ward beschlossen, daß bei der Armee große Einschränkungen gemacht werden sollten. — Im folgenden Jahre hob sich die Stärke der Infanterie auf 112,000 Mann, und im Jahre 1791 zählte die Armee in ihren Linien 150,000 Mann Zuzkolk. Die Bataillone der Freiwilligen mischten sich mit den Ueberresten der alten Linientruppen und bildeten unsere neue Infanterie. Ungeachtet das Defizit vom 1. Februar 1790 beseitigt, daß derjenige, welcher Offizier werden wolle, nicht nur den praktischen Dienst kennen, sondern auch die ersten Elemente der Kriegskunst innehaben müsse, wählten doch die neuen Bataillone ihre Offiziere durch Kugelwahl. Napoleon, der gerechte Würdiger jedes Verdienstes, hat diese Wahlen der jungen Republikaner bestätigt.

Der Organisation von 1791 zufolge, legten die Regimenter die Eigennamen ab, durch welche sie sich bis dahin von einander unterschieden, und nahmen eine Reihe von Nummern an. Mit Ausnahme von 104 Regimenter, wornunter 23 fremdländische; jedes Regiment bestand aus 2 Bataillonen, jedes Bataillon zählte 504 Mann, eine Kompagnie Grenadiere und 8 Kompagnien Füsiliere. Die leichte Infanterie bestand aus zwölf Bataillonen, welche den Namen Jäger-Bataillone führten. Statt des dreieckigen Hutes wurde im Jahre 1791 der Calo von schwarzem gefirnißtem Zilz eingeführt.

Die National-Versammlung erließ am 21. Februar 1793 ein Dekret, wodurch die Freiwilligen mit den Soldaten von der Linie völlig verschmolzen wurden; fest von dieser Epoche an datirt man neue Armeen, daß Feuerkreis ein siebenes Heer hatte. Die Linien-Infanterie wurde in Halb-Brigaden eingetheilt, jede derselben bestand aus einem Bataillon der alten Regimenter und zwei Bataillonen Freiwilliger. 198 Halb-Brigaden, jede von 2,431 Mann, gaben dem Bataillone eine Infanterie von 481,538 Mann und 1188 Feldstücken.

Die Republikaner, welche die auf den Rahmen den alten Rhomern glichen, wollten auch, wie diese, über „velites" haben. Dies waren junge Leute, die in allen gymnastischen Uebungen erfahren waren; sie schwammen, die Waffen in der Hand, durch einen Fluß, schwangen sich hinter einen Reiter auf und stürmten mit ihm fort, um den Feind in Verwirrung zu stürzen; sie glitten von einem Pferde abschlüpfig. Wege herab, bis vor den Engpaß, um die erstaunte Kolonne, die durch denselben anrückte, niederzuschmettern.

Ehe wir von den republikanischen Truppen schreiten und zu denen des Kaiserreiches übergehen, mag uns der General Foy einer Schlacht aus jener Periode beschreiben.

Man begann den Angriff mit einer großen Menge von Tirailleurs zu Fuß und zu Pferde, die mehr nach ihrem eigenen Kopfe zu verfahren schienen, als nach einem Hauptplane handelten. Sie neckten den Feind und wußten durch ihre Schnelligkeit seinen Maßen auszuweichen, durch die raschen Bivouanirerrennen das Feuer seiner Kanonen unwirksam zu machen. Man schießt sie fleißig mit viel Feuer, so lange sie nicht ermüdeten, man verfärkte sie, um ihre Wirksamkeit nicht zu schwächen. Es ist selten, daß eine Armee ihre Flanken auf eine umangreifbare Weise deckt; alle Stellungen wurden umzingelt, es fanden sich in ihnen einige Lücken vor, die den Angriff begünstigten. Das entschiedene die Begeisterung der Tirailleurs, die Begeisterung, welche der solche Zeit, noch solchen Soldaten. Der Zehrer, den die Künstlern einmal verschludet hatten, trug seine Früchte. Die sitzende Artillerie ritte bredet und schmetterte sie nieder. Das Gros der Armee ward sich in die Lücke, die Infanterie, welche nicht zu feuern brauchte, rückte in Kolonnen an, die Kavallerie, in Regimenter oder Eskadronen abgetheilt, war überall um sie alle da. Wenn der Augriffen der Kanonen und Musketen Lücken wurde, stimmte ein Offizier, ein Soldat, oder einer der Volks-Repräsentanten die Siegeshymne an. Der General flocht seinen Hut mit den dreifarbigen Federbusch auf die Spitze seines Degens, nun schien den weitern gefehlen zu werden und seinen Tapferen dem Siegesverkündigungs-Ruf zu beziehen. Die Soldaten marschierten im Sturmschritt. Das reife Glied fällte das Bajonnet, die Tambours schlugen zum Angriff, die Luft erzitterte von dem tausend und aber tausendmal wiederholten Geschrei: „Vorwärts! Vorwärts! Es lebe die Republik!"

Als Napoleon den Thron bestiegen wollte, fand er mehr Gegner in der Armee, als in der gesetzgebenden Versammlung. Die alten republikanischen Truppen warten dem Kaiser vor, daß er den Engländern und den Küsten die Aegyptische Armee preisgegeben, daß er vierzigtausend Soldaten dem tropischen Himmel und den Kugeln auf St. Domingo geopfert und die Freunde Moreau's, diese Phalanx gegen jede Gewalt, ohne Ursprung verfolgt habe. Auf seinen wollten Zügen war seine Infanterie immer in seiner Nähe. Er kannte ihre Namen,

*) Was versteht Herr Bulgarin unter alter Barbarei? doch nicht etwa Shakespeare? Und wer war der lauternde Schweizerin? doch nicht etwa Herr?

**) Schon aus unserer ersten Anmerkung dürfte zur Genüge hervorgehen, daß diese Definition der Romantischen eine ganz falsche ist. Daß, was in Deutschland als sogenannte neu-romantische Schule sich darstellte, war bekanntlich nur ein Zweigstein am großen Baume der Romantik, das jedoch keine Früchte getragen und seitdem bereits wieder verdorrt ist.

Digitized by Google

sprach mit ihnen von ihren früheren Feldzügen, setzte sich in ihren Bivouaks nieder, theilte ihr schwarzes Brod, gab ihnen im wildesten Schlachtgetümmel sein Kreuz, stützte sein Feuerrohr, den Kolben so vieler Siege, auf den Schaft ihrer Bajonnette; kurz Napoleon ging mit ihnen zu Fuß, wie ein gewöhnlicher Sergeant; es dörte auf diesen Wanderungen jene kräftigen Gespräche, welche sich zwischen den weitausschreitenden Grenadieren und den leichtfüßigen Voltigeuren entspannen. Man sah ihn winken in den Gliedern, die einzelnen Soldaten mit freundlichem Lächeln auf die Schulter klopfen, mit ihnen sich gut dreiten, ob auch die Ration zu Ende ging. Sie kannten ihn alle. Es erzählten ihm von ihren Schlachten, ihren Reisen; sie sagten nicht Sire! oder Ew. Majestät! wohl aber, mein Kaiser! wie man, mein Sergeant, mein Lieutenant sagt, es war ein Grad; die Infanterie war mit Napoleon identisirt, sie gab ihm den unsterblichen Beinamen: der kleine Korporal!

Das Kaiserreich, diese brillante Epoche der Infanterie, unterwuf diese manchen Abänderungen. Wir wollen in der Kürze die zahlreichen Organisationen anführen, die sich rasch auf einander seigten.

Im Jahre 1805 bestand die Infanterie aus 90 Linien-Regimentern, 27 Regimentern leichter Infanterie, 12 Reserve-Bataillonen und 30 Fremden-Bataillonen, Kreistaten, Tirailleurs und Jäger aus dem Orient, schwarze Piemonteser u. s. w. Jedes Regiment bestand aus 3970 Mann, worunter 108 Offiziere. Im Jahre 1810 zählte man 129 Regimenter. Die Infanterie trug einen Koput, einen Rock, eine Weste, lange Tuchet-Beinkleider, den Cako und die blaue Mütze, das sogenannte Bonnet de police, das außer dem Dienst getragen wurde.

Die 766,000 Mann zählende Armee in den Jahren 1812 und 1813 in den Reihen unserer Armee dienten, bestanden aus 156 Linien-Regimentern, 37 Regimentern leichter Infanterie, 4 Schweizer-Regimentern, einem Spanischen, 6 Kreaten, einem Illyrischen, 4 fremdländischen, 3 Portugiesischen und 4 Polnischen Regimentern. Hiezu kamen die Garde, Bataillone, die Artillerie-Equipagen, die Bergschützen, die Pionniere und die Reserven der Departements.

Am 21. Januar 1804 wurden die leichtbewaffneten Fußtruppen, die sogenannten velites, gebildet und der Garde einverleibt, aber durch Nonrement zingen sie allmälig zur Linie über; im Jahre 1805 wurden zwei neue Bataillone formirt, das eine derselben wurde dem Grenadier-Regiment, das andere dem Jäger-Regiment beigegeben.

Im Jahre 1809 bildete man die junge Garde, welche aus 2 Regimentern Tirailleur-Grenadieren, 2 Regimentern Tirailleur-Chasseurs, einem Bataillon velites von Florenz, einem Bataillon velites von Turin, 2 Regimentern von Fußjägern Gardisten und 2 Regimentern konstituirter Chasseurs bestand. Jeder Tirailleur-Grenadier und Chasseur-Brigade war eine Artillerie-Compagnie beigegeben. Im Jahre 1810 trat ein Regiment desselben Nationalgrade unter dem Namen „regiment de grenadiers des gardes nationales de la garde" in die Garde ein. Auch fügte man noch das Regiment Hollandischer Grenadiere hinzu. Mit dem Beginne des Jahres 1811 wurde die Garde abermals verstärkt, und zwar durch die Errichtung eines Zweiten, das 3te und die Voltigeur- und ein Regiment der sogenannten Zöglinge der Garde, bestehend aus 8000 Mann, die in neun Bataillone getheilt waren. Am 12. Mai 1814, als an dem Tage, da die Garde aufgeboten wurde, betrug die Infanterie derselben:

2 Grenadier-Regimenter	3,200	Mann.
1 Reg. Grenadier-Füsiliere	1,600	„
1 Lehr-Bataillon	2,000	„
19 Reg. Tirailleur-Grenadiere	30,400	„
1 „ Flanker-Grenadiere	1,850	„
2 „ Jäger zu Fuß	3,200	„
1 „ Füsilier-Jäger	1,600	„
19 „ Voltigeure	30,400	„
1 „ Flanker-Jäger	1,850	„
1 „ Zöglinge	1,600	„
1 Compagnie Veteranen	200	„
Summa	97,900	Mann.

Rußlands Schnee, die Strapatzen und entloser Jammer haben unsere Bataillone aufgerieben. Mehrere Infanteristen der alten Napoleonischen Garde sind dem allgemeinen Schiffbruche entronnen, ohne Preußen, ohne Oberpreußen, aber mit einem von verwundeten Händen bedeckten Körper; so lebten sie auf unseren Dörfern. In kalten Nächten, am Heerd in der Hütte, erzählen sie den Dorfbewohnern von der Kälte von 28 Grad, welche sie in der Nacht vom 5. Dezember 1812 erduldet; im Sommer erzählen sie von der großen Hitze am 22. August 1808, wo, derzeit Mieten von Kisaben, unter Junot's Befehlen, 10,000 Franzosen sich fünf Stunden lang mit 26,000 Engländern und Spaniern schlugen, die von Lord Arthur Wellesley (Wellington) angeführt wurden. Sie wissen das Datum jener Tage, die Namen der Generale, die Stärke der beiden Armeen; sie zeichnen mit ihrem verbohlten Stocke den weisen Schlachten-Plan ihres Regimentes auf den Sand . . . aber ihre Lieblings-Erzählung ist die Episode von Kaiser. Alle diese alten Infanteristen haben ihn gesehen, ihn gehört in der Sine in Aegypten, als er die Pestkranken in Jaffa besuchte; die Andere im Carrousel, während der großen Revue, die bei der Geburt des Königs von Rom stattfand; diese hat mit ihm bei Fontainebleau gegessen, jene ist mit seinem Kaiser von Elba nach Paris gefloge. Alle haben ihn gesehen.

Wie hat nicht in der Stadt, die er bewohnt, gleichviel, ob als reicher Bürger oder als beschiedener Handwerker, zur Mittagsstunde auf der Bank der Promenade einen traurigen, schweigsamen, gebückten Mann Ihren sehen? Dieser Mann, in einen blauen Ueberrock gehüllt, schreint ein rothes Band, dessen Farbe verschossen ist, zu verbergen, nachdem es ihn zwanzig Jahre lang nach allen Orten hinbegleitet. Die größte Reinlichkeit, die dem Militair eigen ist, verstecht den Nemliche seines ganzen Anzuges; aber wenn Ihr als genauere Beobachter dem Manne näher tretet, wenn Ihr Euch bei ihm auf die Bank niederlasset, werdet Ihr die Fäden seines Kleides, die zerrissenen Schuhe, die Ueberbleibsel seiner Halsbinde und den ganz abgetragenen Hut sehen. — Das ist der Stolz des Unglücks, der Stolz, den innerer Werth giebt, ein ehrenwerther Stolz, denn er zeigt ihn nur Franzosen; wissen; es ist ein Sohn, der die Schuld seiner Mutter verdeckt. Wenn Ihr sein Vertrauen gewonnen habt, wenn er Euch die Ehre seines Wohnung öffnet, werdet Ihr schwiegend eintreten. Ein Gefühl des Unbehagens wird Euch ergreifen, wenn Ihr diese nackten und kahlen Wände, dies schlechte Bett ohne Vorhänge, diese vier Stühle und das magere Felleisen seht. Am Fuße des Bettes hängt das Kreuz der Ehrenlegion und ein Degen an einem Nagel; an dem Kamine das Bildniß des Kaisers und eine Deutsche Tabaks-Pfeife; in einem Winkel lehnt ein Stock, den er in Smolensk erschnitzt. Dieser Mann ist ein Capitain außer Dienst; dieses Grad ist seine Bekleidung. Hier sieht er seinen Leuten, unter seinen Soldaten-Mantel vor Kälte zitternd; hier wird er sterben, wie Napoleon auf St. Helena, vermehmlich liegend: „Ruhm! Frankreich! Schlacht!" —

Ich möchte fast sagen, daß die Infanterie sich in Frankreich erst bildete, seit sie bei der Bataillone der Freiwilligen sich mit den Reihe der Linientruppen vermischten. Von dem Tage ab wurde die ganze Nation in den Reihen unserer Infanterie emporsteigt; der Sohn eines reichen Eigenthümers, oder der Abkömmling eines altadeligen Hauses hatten einen jungen Bauern zum Vordermann; der Aristokrat mit der Feuerseele hatte den kalten und schweigsamen Niederträchtige zum Deli-Gesellen. Indem sie sich nationalisirte, verschmolz sich die Infanterie.

Bonaparte hatte die Infanterie schon zusammengestellt, aber schwach organisirt; sich sage schwach, denn ich kann das Bisherbälinis nicht anders bezeichnen, das zwischen dem physischen und moralischen Zustand dieser Truppen obwaltete. Noch immer besteht man, wie zur Zeit Ludwigs XVI., das alte Gebäude bei: jene Haltung, die langen Haare, das Einpressen der Muskeln. Die republikanischen Soldaten nahmen gern einige Veränderungen mit ihren Kameraden vor, sie vernachlässigten ihren Haarzug und zerrissen einen von ihren drei Kniebändern; aber, um ernstlich zu reden, es ist nicht minder wahr, daß Bonaparte die Französische Infanterie sich lichterlich aufputzen und kleiden ließ, er hat die Zeit geschaffen, um sie zu kämpfen, und die Manöver im Voraus bestimmt. Napoleon hat den Soldaten einschiedsvoller gemacht; der Hut verschwand, die Aufschläge trennten sich auf der Brust, der capot ersetzte das Zelt, das Kopfhaar wurde geklipt, die engen Beinkleider wurden durch die weiten Pantalons verjagt, und das Bajonett hat haben Adre ist Mode gemacht, indem sie diese mit ihrer Pedanterie in die Schule zurückschickten.

Unter allen Französischen Armee-Corps giebt die Infanterie zu den interessantesten Beobachtungen Anlaß. Bis auf den heutigen Tag haben sich bei ihr die Traditionen unserer älteren Kriege erhalten; diese bezeugen sich die zerstreuten Zeichnungen, ihre überspannten, mürrischen, schroffen Gewohnheiten, ihre Soldaten, jene Reihe der Briefe, die ihren tausend Abenteuern, ritterlichen und tückerlichen Eigenthümlichkeiten. Allein das Wort voltigeur giebt ein ganzes Gemälde; es schrint, als ob man nichts mehr zu sagen hätte, wenn man den Namen unseres kleinen gelben Soldaten ausgesprochen. Voll Beweglichkeit und tadelsüchtig, ist er völlig national; ein Sohn der Hauptstadt, ein Kind der Einsamen Tage, besucht er über das Verschiedenen nicht nur zu erzählen. Seine Erzählungen, seine Abenteuere und Geschäften fangen stets an: „Meine Wirthin, eine allerliebste Frau !.." oder: „Die Kugeln pfiffen so sehr, und der Rauch war so undurchdringlich, daß ich noch nicht weiß, wie es zuging, daß ich der Erste in der Verschanzung war; die Hälfte meines Bataillons flectte in dem Wagen eines fremdlichen Lieutenants u. dergl. m."

Wie herrlich waren diese Voltigeure des Kaiserreiches, die in der Schlacht Alles niedermetzelten und nach derselben Jedem Pardon erbeiten. Wie schön nahmen sie sich in ihrem abgestutzten, wenig jierlichen Kleide aus, mit ihren gelben Epauletten, wenn sie sich mitten in Wildern und Gebüschen befanden, oft für Blumen jener Wildnis gehalten wurden. Man mußte ein tüchtiger Mann sein, wenn man das Jägerhorn tragen wollte, der gemeine Soldat ward gequält, derjenige, welcher Offizier werden wollte, mußte eine doppelte Prüfung bestehen. Versteht und zur Ehre gedacht sagen sie am Rande des Pestfie's; die Blume im Knopfloch; schwingend mit der Klapperen die Offiziere beim ersten unerschienen Männer die Kriegslichen Koloonnen, die wie ein sorgloser Reisender sich näherten; die Voltigeure hingen mit ihren Augen an den Augen ihres Offiziers, und dieser sagte ihnen leise, mit der größten Ruhe: „Gehalt, meine Kinder!" Denn man diese guten und tapfern Voltigeure kennt und sie verliebt, wird man sie lebenslänglich lieb haben. Unter ihnen standen Aeltere verborgen sie große und schöne Gesinnungen, erhabene, kühne Gedanken. Ihr Betragen ist einfach, naiv, geschmäßig und edel, aber sie wissen es kaum. Sagt mir ihr Menschenfreunde, ihr Männer von Utopien, ob Alles, was sie reden, schreiben und drucken lassen könnt, nicht von dem nachsolgenden Tag des dritten Voltigeur-Regimentes übertroffen wird?

An einem jener Schreckenstage, der Franzosen gegen Franzosen führte, war einer ihrer Kameraden getödtet worden, er hinterließ eine Frau und zwei kleine Kinder. „Kapitain!" sagte der Aelteste von ihnen, „die Compagnie adoptirt die Frau und die Kinder des gefallenen Kameraden, sie sollen nie leiden, sie werden, seiner Verdienste wieder zwei Sous von seiner Löhnung zu ihren Unterhalte." Dieser Charakterzug ward in einem Gedichte verewigt.

Westindien.

Pluto, der schwarze Rächer.

Vor mehreren Jahren defand sich der Pariet Weltmeerland, auf der Insel Jamaika, in einem Zustande seelenzerstörender Aufregungen; die

Digitized by Google

rührten von einem befreiten Negersklaven, Namens Plato, her, der seine Wohnung in den Gebirgen aufgeschlagen hatte. Hier hatte er sich an die Spitze einer Räuberrotte gestellt, welche nach und nach von flüchtigen Negern bedeutende Verstärkungen erhielt. Plato hatte sehr oft, er deging auch zuweilen Strafthaten, aber Galanterie gegen das schöne Geschlecht war seine Hauptleidenschaft. Ein wahrhaftiger Neger-Sultan, begnügte er sich weder mit einer Frau, noch mit einer Geliebten. Jung und wohlgebaut, wie er war, fand er bei den Schönen seiner Farbe wenig Widerstand, und sein gehäufter Ausenthaltsort in den Gebirgen war eben so sehr mit Dalilleen bevölkert, wie nur irgend ein Harem in Constantinopel. Alle Negerinnen, die irgend Ursache hatten, sich über ihre Herren zu beklagen, benutzten die nächste sich darbietende Gelegenheit, um Plato aufzusuchen, denn sie waren gewiß, bei ihm Freiheit, Schutz und einen freigebigen Protektor zu finden; er fragte niemals, wenn es galt, durch Bestechung der Eitelkeit die Herzen zu gewinnen. Dabei konnte denn auch seine Kreolische Dame eine Erfindung auf der Insel nicht lange für sich laufen, von Plato ihrer Garderobe beraubt zu werden, welcher dasselbe zu Gunsten der Toilette seiner Sultaninnen verfügte; und wenn das schwarze Kammermädchen der Dame sung und schön war, nahm er sammt dem Schmuckkästchen und der Wäscherschachtel auch diese mit fort.

Man hatte lange Zeit hindurch vergebens gesucht, sich dieses furchtbaren Diebes zu bemächtigen. Es war ein Preis auf seinen Kopf gesetzt worden, aber kein Neger wagte es, sich ihm zu nähern, denn man schreckte nicht allein seinen verschlechten Muth aus seiner Ruhe, man ergötzte sich auch, daß er in die Gebrimnisse des Obi eingeweiht sey, das heißt, man hielt ihn für einen Zauberer; er hatte gedroht, Jeden, der es wagen würde, Hand an ihn zu legen, mit den furchtbarsten Qualen in jener Welt zu belegen, ohne noch der Gefahr zu gedenken, eine Kugel aus seiner Pistole in den Leib zu bekommen.

Zu seinem Unglück hatte aber Plato, außer seiner Liebe zum schönen Geschlechte, noch eine andere Leidenschaft, nämlich für den Rum. Seine Plünderungen waren so häufig, daß man an allen Oertern, wohin er nur gelangen konnte, zahlreiche Wachen ausstellte; es wagte es daher nicht leicht, seine Branntwein-Einkäufe in Person zu machen. Eines Tages, als er den Muth hatte, sich in der Nähe der Montego-Bai zu zeigen, ward er von einem Sklaven erkannt, der alsobald Lärm machte. Dieser arme Teufel, Zaffy genannt, bedachte nicht, daß er in dem Augenblick, als er dies that, allein war; denn kaum hatte er geschrieen: „Da ist Plato!“ als dieser, da er Niemand herbeieilen sah, auf ihn zusprang und die Art erhob, um ihm den Hirnschädel zu zerschmettern. Zaffy ergrief die Flucht. Aber Plato, der Jüngste und Gewandteste von Beiden, kam ihm immer näher. Zum Glück für Zaffy, besaß dieser kluge Naturmensch, verbunden die Katze in der Fabel, sich zu ihren Beschützern, den Händen, zentet, während die Genosse, der Fuchs, trotz seiner vielfachen List, von denselben zerrissen wird. Zaffy war nämlich ganz vorzüglich im Klettern geübt, einer Kunst, worin Plato nicht die geringste Erfahrung besaß. Auf ihrem Wege befand sich eine Mimie, Zaffy erkletterte sie augenblicklich den Gipfel derselben und schrie von diesem Asyl herab um Hülfe. Jetzt mußte sein Feind freilich von der Verfolgung ablassen, aber sein Schicksal war deßwegen nicht geheffert, denn Plato begann, den Baum mit seiner Axt zu fällen, und er war sicher, daß der Flüchtling da oben bald auf die Erde herabstürzen werde. In dieser Krise wußte Zaffy nichts Besseres zu thun, als die Nesse, welche ihm am nächsten zur Hand waren, zu brechen und sie dem Plato an den Kopf zu werfen. Es gelang ihm, denselben durch dieses Mittel so lange fern zu halten, bis einige seiner Kameraden auf sein Geschrei herbeieilten und den gefährlichen Räuber zwangen, in seine Berge zurückzueilen.

Seit diesem Abenteuer durfte Plato sich nicht wieder in Montego blicken lassen. Seine Leidenschaft für den Rum verlieh ihn indessen nicht, und er wandte sich nach einer anderen Seite, um sie zu befriedigen. Auf der Herrschaft Canaan befand sich ein alter Gefährter, mit dem er Bekanntschaft gemacht und in dessen Hütte er mehrere Nächte zugebracht hatte. Der arme Alte war, verführt durch die Geschenke des Räubers und aus Furcht vor ihm, der Behandlung, oder vor seinem Rufe als Zauberer, diese gefährliche Kameradschaft eingegangen. Plato entschloß sich auch endlich, sich seinem Manne ganz anzuvertrauen. Er gab ihm Geld, um Rum zu kaufen, und bestimmte den Tag, wann er diesen vorfinden solle. Der alte Mann befand sich in einer schrecklichen Verlegenheit: wenn er Plato verrieth, machte er sich dieses zum Todtfeinde, erfuhr man dagegen sein Bündniß mit den Banditen, so konnte es sehr leicht kommen, daß man ihn an seiner Statt aufhing. Dieses letztere Bedenken erhielt um so größeres Gewicht, als er sich einmerkte, daß demjenigen eine große Belohnung zugesichert sey, der Plato todt oder lebendig lieferte. Er vertraute sich zweien seiner Freunde in Canaan und bezeichnete ihnen Tag und Stunde, da Plato ankommen würde, um den Rum zu holen. Hierauf ging er hin und tankte den Branntwein wirklich, um Jedermann sein Recht angedeihen zu lassen.

An dem bestimmten Tage hielten sich die beiden Neger unsern der Hütte des Feldwächters auf. Sie sahen sie den unvorsichtigen Plato, voll Vertrauen auf seinen alten Freund, eintreten, aber so groß war ihr Schrecken bei seiner Ankunft, daß sie zusammengedrückt in ihrem Versteck ausharrten und nicht wagten, einen Schritt zu thun, um ihn aufzuhalten. Der Feldhüter gab Plato den Rum, mit dessen Einkauf er beauftragt worden war, und der furchtbare Neger hätte sich ohne einen Anfall entfernen können; aber er hatte sein Lieblings-Getränk so lange entbehrt, daß er dem Verlangen nicht widerstehen konnte, sogleich die Bekanntschaft mit seiner Flasche zu erneuern; seine Augen leuchteten, er trank unmäßig, bis er völlig betrunken zu Boden sank. Der Wächter rief die beiden Neger herbei, die nun auf ihren Verbieb hervorstachen, sich auf den todtenähnlichen Körper warfen, ihm die Arme zusammenschnürten und ihn darauf nach der Stadt Montego brachten, wo er auf der Stelle zum Tode verurtheilt wurde.

Plato staed wie ein Held, er beharrte bis zu seinem letzten Augenblick dabei, sich mit allen Schrecken zu umgeben, die der Glaube an seine Zauberei um ihn verbreitet, und erklärte den Richtern, welche das Todesurtheil über ihn aussprechen sollten, daß sie Alle, sich durch einen Orkan, der die ganze Insel verwüsten solle, gerächt werden würde. Als der Stockmeister ihn an den Pfahl band, an welchem er seine Strafe empfangen sollte, verschwerte er jenem, daß er nicht lange seinen Tod beklagen werde, weil er ihn vor seinem Austritt aus dem Gefängnisse verhext habe. Er wollte, daß Jamaika gegen Ende des Jahres von einem der fürchterlichsten Orkane heimgesucht werde, daß sich kein Menschengedenken erinnerte, verheert wurde. Was den Stockmeister betrifft, so war die Einbildung des armen Teufels durch die Drohungen des sterbenden Hexenmeisters dermaßen erhitzt worden, daß der Arzt und der Priester ihr Leben zumsorgen verschwendeten; er verfiel in Schwermuth und war fortwährend von der Idee seiner Nähe beherrscht, daß die Hand des Plato schwer auf ihm ruhe. Er starb endlich nach einigen Monaten, fest überzeugt, daß der Zauberer Wort gehalten habe.

Der Glaube an den Obi (die Hexerei) nimmt zwar in Jamaika allmälig ab, aber er besteht noch fort. Es ist kaum ein Jahr her, als man dem Aufseher meiner Pflanzung die Anzeige machte, daß man in den Hütten im Gebirge einen alten Neger heimlich eine Freistatt gewähre. Er ritt hin, ließ die Hütte visitiren, und es laffen. Bis man ihn durchsuchte, fand man bei ihm einen Beutel, der eine große Anzahl seltsamer Talismane enthielt: Krokodilzähne, Katzenohren, Pfoten verschiedener Thiere, Menschenhaare, Fischgräten, Krokodilzähne u. s. w. Man brachte ihn nach Montego. Kaum war es bekannt, daß dem Aufseher meiner Pflanzung die Anzeige machte, daß man in den Hütten im Gebirge einen alten Neger heimlich eine Freistatt gewähre. Er ritt hin, ließ die Hütte visitiren, und es laffen. Bis man ihn durchsuchte, fand man bei ihm einen Beutel, der eine große Anzahl seltsamer Talismane enthielt: Krokodilzähne, Katzenohren, Pfoten verschiedener Thiere, Menschenhaare, Fischgräten, Krokodilzähne u. s. w. Man brachte ihn nach Montego. Kaum war es bekannt, daß dem Aufseher meiner Pflanzung die Anzeige machte, daß man in den Hütten im Gebirge einen alten Neger heimlich eine Freistatt gewähre. Er ritt hin, ließ die Hütte visitiren, und es laffen. Bis man ihn durchsuchte, fand man bei ihm einen Beutel, der eine große Anzahl seltsamer Talismane enthielt: Krokodilzähne, Katzenohren, Pfoten verschiedener Thiere, Menschenhaare, Fischgräten, Krokodilzähne u. s. w. Man brachte ihn nach Montego. Kaum war es bekannt,

Der Glaube an den Obi (die Hexerei) nimmt zwar in Jamaika allmälig ab, aber er besteht noch fort. Es ist kaum ein Jahr her, als man dem Aufseher meiner Pflanzung die Anzeige machte, daß man in den Hütten im Gebirge einen alten Neger heimlich eine Freistatt gewähre. Er ritt hin, ließ die Hütte visitiren, und es laffen. Bis man ihn durchsuchte, fand man bei ihm einen Beutel, der eine große Anzahl seltsamer Talismane enthielt: Krokodilzähne, Katzenohren, Pfoten verschiedener Thiere, Menschenhaare, Fischgräten, Krokodilzähne u. s. w. Man brachte ihn nach Montego. Kaum war es bekannt, daß dem Aufseher meiner Pflanzung die Anzeige machte, daß man in den Hütten im Gebirge einen alten Neger heimlich eine Freistatt gewähre. Er ritt hin, ließ die Hütte visitiren, und es laffen. Bis man ihn durchsuchte, fand man bei ihm einen Beutel, der eine große Anzahl seltsamer Talismane enthielt: Krokodilzähne, Katzenohren, Pfoten verschiedener Thiere, Menschenhaare, Fischgräten, Krokodilzähne u. s. w. Man brachte ihn nach Montego. Kaum war es bekannt,

Mannigfaltiges.

Sir Walter Scott in Neapel. Lady Blessingten empfing den Sir William G. zu Neapel das Manuskript einer Schilderung der letzten Lebenstage Walter Scott's, das war ein trauriges Bild von gesunkener Geisteskraft und zerstörter Gesundheit, und das Buch wurde auch deßhalb nicht in Druck gegeben, doch enthielt es einige interessante Notizen. Bald nach seiner Ankunft in Neapel besuchte Sir Walter in Begleitung seines Arztes und eines oder zweier Freunde das große Museum. Zufällig waren gerade an diesem Tage eine Menge Italiänischer Künstler und Antiquaren dort versammelt, und als sie in den Zimmer mit Erörterungen über einige kürzlich aufgefundene Handschriften beschäftigt. Sie erfuhren bald, daß der „Seher des Norden“ da sey, und es ward eine Deputation an ihn abgesandt, um ihn zu bitten, daß er ihre Gesellschaft mit seinem Vorzuge beehren möchte. Scott war damals schon eine Ruine, sein Gedächtniß konnte seinen Augenblick mehr etwas festhalten, und seine Gliedern waren fast so unbehülflich wie die eines Kindes. Er schleppte sich eben unter den Ueberresten aus Pompeji herum, ohne für irgend etwas von dem, was er sah, Theilnahme zu zeigen, als sein Arzt ihn von jener Bitte benachrichtigte. „Nein, nein“, remlerte er, „ich verstehe nichts von ihrer Sprache; sagen Sie ihnen, ich verstand mich nicht gut genug, um der Einladung zu folgen.“ Er schlich weiter, und nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde wandte er sich zum Dr. H. mit den Worten: „Wer wünschte mich doch zu sehen?“ Der Doktor setzte ihm die Sache aus einander. „Ich will gehen“, sagte er, „sie sollen mich sehen, wenn sie es so gern wollen“; und so ging er gegen den Rath seiner Freunde, welche sicherten, daß es zu viel für seine Kräfte sein würde, die Treppe hinauf und trat in die Thür. Ein enthusiastischer Beifallssturm bewillkomme ihn an der Schwelle; die Versammelten bildeten ein Spalier, viele sanken auf die Kniee, ergriffen seine Hände, indem er an ihnen vorüberging, küßten sie und dankten ihm in ihrer leidenschaftlichen Sprache für die Wonne, die er den Welt bereitet habe. Mit dem glühendsten Aeußerungen des Danks für seine Herablassung wurde er auf den Präsidentensitzt geführt, und die Verhandlungen begannen wieder; da Scott aber seine Sprache von der Sprache verstand, so fing er sich bald an zu langweilen, und seine Freunde, als sie dies merkten, schickten seinen Gesundheits-Zustand als Entschuldigung vor. So stand er denn auf und empfahl sich. Da drängten sich die feurigen Kinder des Südens noch einmal um ihn her, küßten mit lauten Ausbrüchen der innigsten Theilnahme, ja mit Thränen noch einmal seine Hände, unterstützten ihn in seinem wankenden Gange und sandten ihm einen rauschenden Strom von Segenswünschen nach, als die Thür sich hinter ihm schloß. Der Verfasser jenes Manuskripts hatte diese Scene als eine der rührendsten geschildert, die er je erlebt.

(Willis Pencillings.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Montag den 22. Februar 1836.

Frankreich.

Die Französische Literatur im Jahre 1835.

(Von L. Meurice.)

1. Romane und Reisebeschreibungen.

Unser Jahrhundert, so sehr es auch für ernst und finster verschrieen ist, zeigt sich nichtsdestoweniger nach Productionen der Einbildungskraft, nach Erzählungen und Novellen so höchst begierig, ja das Verlangen, jeden Inhalt im Gewande der Dichtung vorgeführt zu sehen, ist so allgemein geworden, daß Alles, was den Gedanken und Lehren in nackter trockener Gestalt auftritt, mit Ungeduld und Widerwillen empfangen und oft lieber abgelehnt als genossen wird. Man verlangt eine mit verschwenderischer Pracht ausgekramte Philosophie, eine Philosophie, die reicher an Bildern als an Raisonnement sey, die zu unserem Gefühle sprechen und durch Erregung und Erhebung desselben zum Gedanken führen solle. Aus dieser allgemeinen Stimmung erklärt sich das große Glück, welches der Roman macht — in ihr liegt der Grund, warum sich die ausgezeichnetsten und die untergeordnetsten Geister in Gebrauch und Kultur dieser Darstellungsweise begegnen.

Namentlich im vorigen Jahre hat es förmlich Romane gegeben, von allen Sorten. Ich darf es mir einigermaßen zur Ehre und zum Verdienst anrechnen, über die meisten nicht berichten zu können, weil ich sie nicht gelesen habe; es wird genügen, die besten unter denen, die den Titel philosophische oder historische führen, überschrieben herauszuheben.

Unter philosophischem Roman wird derjenige verstanden, in welchem das Gewebe der Begebenheiten, die Kette der Situationen nur erfunden und dazu da sind, um ein philosophisches System oder eine sociale These in allen ihren Beziehungen ins Licht zu stellen und in ganzem Umfange ihrer Entwickelung und Anwendung zu verfolgen. So ist der philosophische Roman gegenwärtig meines Erachtens noch das sicherste und wirksamste Mittel, dessen der Mann von Talent sich bedienen kann, um die theoretischen Grundsätze und Lehren auszubreiten, die er repräsentiret — Gift oder Gegengift, gleichviel, die Wirkung ist unendlich leichter und enorm; wir mögen nun die Neue Heloise und den Grafen Walmont, oder Lelia (von George Sand) und Volupté (von Sainte-Beuve) nennen.

Hier gerathe ich nun sogleich in Verlegenheit. Soll ich die vier Romane, die Herr von Balzac diesen Jahr drucken laffen, als philosophische aufführen? Ich darf es nicht, kann es vor meinem Gewissen nicht verantworten, denn ich zweifle, daß Herr Balzac überhaupt eine Philosophie hat, oder vielmehr ist seine Philosophie ein dunkeler Kitzel für mich, und ich verfolge durchaus keinen Trieb und keine Neigung in mir, mich durch vierzig Bände durchzuschlagen, um dazu den Schlüssel zu finden. So will ich denn ganz einfach den Beifall und Erfolges erwähnen, dessen sich Herr Balzac erfreut, eines Erfolges, dem er durch verdoppelte Fruchtbarkeit zu entsprechen weiß. Seine Productionen vom Jahre 1833 sind: Vater Goriot; die Lilie im Thale; die Geheimnisse des Jenditthrone, und das mystische Buch, von dem man gesagt hat, daß das Publikum wohl mehr Mystification als Mystisches darin finden werde.

Die Romane von Madame Sand sind minder komplizirt und haben einen pronouncirteren philosophischen Anstrich als die Balzac's; aus diesen sind die darin enthaltene und aufgestellte Theorie deutlich hervor, und die Schlußfolge, zu der sie führen, ist leicht zu ziehen; aber kann ich Madame Sand nennen, ohne mich in Klagen zu ergehen über den unglücklichen verderblichen Einfluß, der durch ihr Talent, dies Talent ersten Ranges, auf junge Gemüther ausgeübt worden? Seit J. J. Rousseau ist das Irrsinnende verführender Sophismen nicht wieder mit so berückender Beredsamkeit gewebt worden, die Immoralität nicht in so reizenden Gewande der Verführung aufgetreten, als in den Romanen der Madame Sand. Doch hat es in ihren neuesten Productionen, namentlich im Andrée, den Anschein, als wolle Madame Sand sich ernstlich Gehalt thun, als wolle sie in der That aufhören, ihre gefährlichen Lehren ferner zu predigen, und in unschädlichen friedlichen Schilderungen aufrauhen von ihren Verirrungszügen.

Der historische Roman, den Walter Scott's Genie in der Literatur erfunden und in Schwung gebracht — und zwar, dürfen wir sagen, zu hohem Vortheil und Gewinn derselben —, ist eine ganz Zeit lang schon in Frankreich einheimisch. In diesem Genre verbindet sich die Phantasie mit der Wissenschaft, die Bilder der Vergangenheit in lebendiger Eigenthümlichkeit nächtiger heraufbeschworen. Daß aber aus diesem Bunde wirklich ein Meisterwerk hervorgehe, dazu ist erforderlich, daß in dem Schriftsteller Poesie und Wissen in einem vollkommenen Gleichgewicht stehen; seine Phantasie muß einerseits kräftig und selbstständig genug seyn, um unter der Last der Gelehrsamkeit nicht zu erliegen, und andererseits doch wieder dulsam und gefügig genug, um in dies schwere Eisengewand hineinzuschlüpfen. Diese glückliche Mischung geistiger Eigenschaften ist, wie wir sehen, äußerst selten, da unter der Fluth von historischen Romanen, die seit funfzehn Jahren erschienen, Notre Dame de Paris, von Victor Hugo, und Cinq-Mars, von A. de Vigny, die einzigen sind, denen man eine dauernde Existenz prophezeihen kann.

Was die historischen Romane betrifft, die das Jahr 1835 geliefert hat, so sind sie zum Theil schon vergessen, zum Theil freilich noch nicht. Die Zukunft dieser letzteren ruht im geheimnißvollen Schoße des Schicksals, und ich will nicht der Vermegene seyn, in diese Mysterien eindringen zu wollen; ich begnüge mich damit, ihren gegenwärtigen und zeitlichen Triumph in die vorliegenden Annalen einzutragen.

Isabelle von Bayern, von Alex. Dumas, läuft dem Haupt- und Grundgesetze des historischen Romans, dem Gesetze der Einheit, schnurstracks zuwider; das, was man einen Mittelpunkt nennt, fehlt ganz in dieser Composition, ein vorherrschendes, dominirendes Interesse und Geschick, dem sich die übrigen im Romane vorkommenden Verhältnisse, Figuren und Interessen unterordnen und zuschließen. Herr Dumas hat bewiesen, daß er Chroniken mit Geschick zu behandeln und zu benutzen weiß; das ist Alles. Der Stil in dem angeführten Roman ist lebhaft und feurig, aber ungleich, und es laufen so viel Unvorrethheiten mit unter, daß sich die Reinheit als eine sehr flüchtige und überreine kundgiebt.

Herr Delatouche ist ein Schriftsteller von Geschmack und Geist, und wir wundern uns gar nicht, daß sein Roman Gegenwärtige Glück gemacht hat; zugleich aber müssen wir sagen, daß dies Buch in dialischer Hinsicht sehr zu tadeln ist. Nur das Verderbteste in den Details hat es gemacht, daß man über die Schwäche der Conception, über das Lahme der Handlung und das offenbar Falsche der historischen Färbung einen Flor zugebreitet hat.

Fladian, oder von Rom in die Wüste, von A. Guirand, ist vielleicht unter allen in diesem Jahre erschienenen historischen Romanen derjenige, der am längsten leben wird. Die Eigenschaften, durch die sich dies Buch empfiehlt, sind die Größe und Würde des Gegenstandes — ein Vorzug, der leider! verspottet in den Schmutz Literatur so selten geworden ist —, eine Fülle glänzender Schilderungen und erschütternder Scenen, und vor Allem die schöne historische Lehre, deren Darstellung es gewidmet ist.

Gaulerich, oder Scenen aus der Schreckenszeit in Breslau, ein Produkt eines jungen Schriftstellers, Herrn v. Cerné, der als Publizist eines gewissen Rufes genießt. Der genannte Roman ist reich an pathetischen Situationen, die Zeichnung der Charaktere ist lebenswerth, der Stil natürlich und fließend.

Nachdem Herr A. de Vigny in seinem Stelle die Natur und das Wesen des Dichters und die dichterische Lage desselben innerhalb der Schranken des gegenwärtigen socialen Lebens dargestellt, hat er sich nun die des Soldaten, als eines zweiten modernen Paria, zu seinem Vorwurfe gemacht. Militairische Größe und Sklaverei ist ein neues Wort betitelt, das aus drei Erzählungen besteht, in denen sich die bekannten und anerkannten Vorzüge des de Vigny'schen Talents auf's glänzendste getrennt machen: hohe Einfachheit in Composition und Darstellung, Kraft, Gehalt und Tiefe, sowohl in Zeichnung der Charaktere, als in der Erzählung der Begebenheiten. Der Verfasser betrachtet die Lage des modernen Soldaten, wie sie durch das System der stehenden Heere begründet und gestaltet ist, in ihren Hauptpunkten und ertheilt ihm gegen die Strenge des Dienstes und das Herbe der Subordination, als einzigen Trost, als Haltpunkt, die Ehre der Pflicht und der Fahne, die er — in das einzige Wort: Ehre zusammenfaßt. Die Ehre! das ist nach Herrn de Vigny's Meinung der wahrhafte und alleinige Gott der Armee, der einzige, dessen Kultus sich aufrecht erhält, dessen Altar ein fester Punkt zu seyn scheint auf dem dunklen wüsten Meere, wo jede andere Religion, jeder andere Glaube verstinkt. Diese Ansicht trägt uns eine um so größere Bewunderung, als Herrn de Vigny's literarische Vergangenheit zu begründeten Hoffnungen auf ganz andere Dinge berechtigte. Sie wird, wie wir hoffen, von einer Feder, welcher mehr Muße vergönnt ist als der unsrigen, beräumpft und widerlegt werden. Diese Feder wird ohne große Mühe das Leere und Ungenügende der von Herrn de Vigny zum Gebrauch der Armee ersonnen Religion darthun; sie wird dem Krieger einen verbindlicheren, würdigeren, in sich wahrhafteren und zugleich köstlicheren Kodex vorlegen, als den der Ehre.

Dies wären die Romane, die wir werth geschienen, ausführlich zu

Digitized by Google

wöhnt und zu einseitiger Kunstansichte empfohlen zu werden; von denjenigen, die das Gepräge einer diesen Buchhändler-Speculation, einer Arbeit auf Bestellung mit gewisses Fabrikat an sich tragen, von all dem jährlichen Futter sie die Leichdidietheten und die gähnende Langeweile des Müßiggangs, sollte hier natürlich nicht die Rede sein.

Zwischen den glänzenden Produktionen der Phantasie des Romandichters und dem strengen Darstellungen des Geschichtschreibers steht eine eigenthümliche Klasse von Werken, die das lebendige Colorit der ersteren und die korrekte Zeichnung der zweiten im gleichen Verhältnis mit zulägt: ich meine jene Itineraires, jene Reise-Erinnerungen, eine Gattung, für die Herr Chateaubriand ein so bewunderungswürdiges Muster aufgestellt hat. Wenn solche Bücher, die die Reise einzieht und liktiert, einen Platz in der Literatur einnehmen sollen, so gehört allerdings dazu, daß der Reisende etwas mehr sey als ein gewöhnlicher Reisender, daß ein mächtiger Odem der Beredsamkeit und Poesie seinen Erzählungen eingehaucht sey und seine Schilderungen beide und dieselbe: dieser Geschichtspunkt erleichtert uns die Mühe des Berichterstattens ganz ungemein.

Die kürzlich erschienene Reise in den Orient, von Herrn v. Lamartine, gewähren eine reizende Lektüre, zumal wenn man die Herausgabe derselben nicht als das alleinige und ganze Ergebniß dieser Pilgerung, die mit so großen Kosten von unserem lyrischen Dichter unternommen worden, betrachtet. Mehrere Kritiker sind von diesem Gesichtspunkt ausgegangen und haben sie daraus äußerst hart beurtheilt. Was uns betrifft, so sind wir weit lieber in dem Glauben hingegeben, daß Herr von Lamartine, indem er dem Publikum auf diese Weise die Einbrücke, die er empfangen, und die Beobachtungen und Bemerkungen, die sich ihm aufgedrängt, in geistreicher Nachlässigkeit, bald impressistrend und ohne andere Ordnung als die der chronologischen Folge, dare gebracht, er eben nur den flüchtigen Entwurf und den Stoff seiner Vorlesungen nachgegeben habe. In so wir leben der tröstlichen Hoffnung, daß er nicht den ganzen Schatz von neuen Gedanken und Bildern, die er unter dem Himmel des Orients gesammelt, in diesen Bücher nubloo verstreut und gleichsam daran vergeudet haben wird, sondern daß er viel mehr den gediegenen Gehalt, die eigentliche Ausbeute wesentlich zurückbehalten hat, um sie zu noch höherer Würde und möglichster Vollendung heit zu bringen und seine dichterische Laufbahn einmal zu beschließen, wie man einen schönen Lufgang schließt: mit einem Triumphbogen.

Der Briefwechsel aus dem Orient, von Michaud und Poujoulat, ist das leichte und unfassendste und zu gleicher Zeit das genehmste Buch, das wir über Konstantinopel, Syrien, Palästina und Aegypten besitzen. Weder als die Begeisterung walten die Beobachtung darin vor, und wir müssen dies den Verfassern gar höchlich Dank wissen, denn Poetischere haben wir nach gerade genug über den Orient zu lesen gehabt, und es ist Zeit, daß wir auch einmal etwas von der baaren nüchternen Wirklichkeit zu erfahren kriegen.

Ehe wir zu den eigentlich poetischen Akteten übergehen, haben wir noch Herrn A. Toqueville's Glück zu wünschen zu dem Succeß, den sein Buch: Ueber die Demokratie in den Vereinigten Staaten, sich gewonnen hat, einem Succeß, der durch die vorzüglichen Eigenschaften des Buches: gewissenhafte und gründliche Beobachtung, würdige Freimüthigkeit, ein schaffsinniger Verstand und geschmackvolle Einfachheit des Stils, hinlänglich erklärt und gerechtfertigt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Die Russische Literatur im Jahre 1835.

(Schluß.)

So ging unsere Literatur von ihrer Geburt an, immer den Gang der Nachahmung, und um mitsten überlief sie sich dem Einfluß der Französischen Literatur, die damals in Zeit zu Zeit, wie sich auch jetzt sich noch jetzt Russische Originalität, aber zwei bis drei Original-Poeten und zwei bis drei Original-Prosaiker bilden noch keine selbstständige originelle Literatur. Ich glaube, daß die Verpflanzung unserer Literatur auf das Feld des Romantismus, die im Publikum den Geschmack für alter Russische, Volksthümliche anregt, so wie die Liebe für hiesige Alterthümer, auch das eifrige Studium unserer jungen Generation nach Aufklärung, Vorzeichen der baldigen Geburt einer Russischen, volksthümlichen, originellen Literatur sind. Die nämlichen Zeichen gingen der Original-Literatur in Deutschland voran. Bereits begann bei uns ein neuer Kampf der Sprache mit den alten Formen, wie es zu den Zeiten Gottscheit's und Lessing's in Deutschland der Fall war. Freilich ist dieser Kampf dem Deutschen nicht in Allem ähnlich. Wir streiten uns noch um Worte; wir glauben noch, daß ein Wort besser seyn kann, als ein anderes! Es ist fast lächerlich! Walter Scott, Byron, Goethe, Schiller verdunsten nicht etwa aus ihren Schriften „wegen ihrer Unlangsichkeit zum Dienst" diese oder jene Worte; sie zogen im Gegentheil alle, kleinste Worte aus der Brüderergrebeit und riefen sie in neuen Sprach-Formen wieder ins Leben. Je mehr es in einer Sprache gleich bedeutende, gleich kräftige Worte giebt, desto besser eignet sie sich für Poesien und Prosaiter. Je mehr Münzsorten ein Reicher besitzt, von desto größerm Willen es abhängt, sie in Umlauf zu bringen, desto besser ist es für ihn; nutzen sollen wir ganzbare Münze aus unserer Kasse nehmen und sie in Masern verschließen? Die Sache liegt nicht in den Worten, sondern im Ausdruck derselben. Wir glauben sogar, daß man ein Schauderhen sehr kann ohne runde, vollendende, ausgesuchte Perioden. Wir sind der Meinung, daß es besser ist, einen Gedanken in zwei und drei Perioden abzutheilen, als ihn so auszudehnen, daß dem Leser der Athem ausgeht. Wir denken, daß die Verdeutlichkeit nicht in schönen Worten liegt, sondern in kräftigen Gedanken und im tiefen Gefühl, regelmäßig, aber nicht geschnörkelt ausgedrückt. Wir halten dafür, daß man das Russische in seiner Hinsicht gut schreiben könne, wenn man die Russische Volks-Mundart nicht verstehe, und daß man diese Mundart mehre aus Büchern, noch in Gastzimmern, noch in Unterhaltungen mit Literaten externen könne, sondern in Gesprächen mit Russen der niedern Klassen, im Studium ihrer Lebensweise, Sitten, Gewohnheiten, Lieder und Redensarten. Wer selbst nicht ein Russisches Kind war, der wird niemals ein Russischer Original-Schriftsteller werden, wäre er auch sieben Zoll hoch, besäße er auch einen Kopf wie ein Elefant, und in diesem Kopf alle ausländische Weisheit! Nu alles dieses glauben aber nicht Alle. Es giebt unter uns Schriftsteller, die aus lauter Originalität die Russische Sprache verdrehen und zerren wie auf einer Folter und aus lauter Volksthümlichkeit sie unter die Bauernsprache erniedrigen. Ich hätte eigentlich keine Lust, bei meinen Lobei Jemanden zu nennen, da ich aber einiger Namen rühmend erwähnt habe, so muß ich auch auf solche hinweisen, die unwillkürlich einen schädlichen Einfluß auf die Ausbildung der Sprache haben könnten. Und somit bitte ich einen Blick in ein Buch unter dem Titel „Mirgorod" (Weltstadt), einem in Journalen angerühmten Buch, zu nehmen! Es giebt in demselben Proben, die selbst Jedem sich unverständlich machen müssen, der nicht sind sind, so ist das Oberste nach Unten gekehrt. Man blicke in die Geschichte des Herrn Poljewei*), in seine Romane! Welche Sprache, welches Gemisch der verschiedenartigsten Worte und Ausdrücke! Hier Redneryrunk, dort gemeine Sprache und verrenkte Phrasen. Und die Dramen und Erzählungen von diesem Pogodin! Was ist eine solche Volkssprache in die Literatur gehört! Warum sprechen die Herren Sagoskin natürlich und ungezwungen? Weil er die Umgangssprache des Volks kennen lernte. Wie schade ist es, daß er mit seinem dramatischen Talent sich nicht an Boltsdramen macht! Leere Deklamationen nehmen statt die Stelle ein, die die Natur selbst für Herrn Sagoskin bestimmte. Er sollte die Befreiung Pleskau's und Moskau's von Polen's Wollenstein's Lager" schreiben! Dann würden wir die Russen erkennen!

Wenn wir der Verderbung der Russischen Sprache aus lauter Originalität gedenken, so können wir dabei zugleich das Bedauern nicht unterdrücken, daß das sogenannte Bajarthum bei uns immer mehr und mehr überhand nimmt. Einige glauben schon, es gereiche einem Schriftsteller zur Schande, einen Gedanken einfach auszudrücken, und er müsse ihn durchaus in eine Bajolotte von buntem Papier einwickeln, um ihn den Lesern in irgend einer abscheerkenden Gestalt vorzulegen. Man findet bei unsern Schriftstellern eine blühende Fülle Zeit, die aus der Brust geschöpft wird, Rosenkusser und dergleichen Narrheiten mehr. Wie sind wir doch den „Mirgorod" nicht zur Hand habe, ich weiter sonst einige verdrehte Phrasen und überdrehte (ein jetziger Lieblings-Ausdruck, so wie das Epithet: rosenfarben) Gestalten herausheben. Unglücklicherweise ist unser Journal-Kritik ganz in Verfall geraten! Leute, die die Kritik aufregen und unterstützen müßten, sieben sie nicht. Alles Uebel entspringt aus dem Mangel an Talent. Einige Kämpfe haben wir in Beschauer in Gang gebracht, und einen Schetz nehmen die Herren Schriftsteller für eine Persönlichkeit! Und doch kann man eine solche Sprach-Barbarei nur mit Scherzwerten bekämpfen. Ich begreife es nicht, wie man kaltblütig eine Kritik schreiben soll, wenn man beim Lesen von solchem abgeschmackten Zeug, wie das oben angeführte, in lautes Gelächter kommt. Solches enthält behandelt sehen wollte, entlagert Viele der Kritik, und das abgeschmackte Zeug trug den Sieg davon. Bemerkenswerth ist es, daß in der ganzen Welt Schriftsteller, die werde lesen noch schreiben können, sich über persönliche Angriffe der Kritiker beklagen, während Männer von Talent sogar von wirklichen Persönlichkeiten keine Notiz nehmen. Wirdem unsere Literatur und Grammatik in Stand seyn, sich zu personifiziren, so würden sie wie die Pieten zum Römischen Feldherrn sagen: „Badaren jagen uns ins Meer, und das Meer wirft uns auf die Barbaren zurück! Wenn Ihr uns nicht beistehet, so müssen wir durch das Schwert oder im Wasser umkommen." — Das Wasser kam über uns in der letzten Zeit; Gelächter aber ist nicht unsere Sache, als über Fremde. Sie bält die Angriffe aus, und nach Verlauf eines halben Jahrhunderts bleibt ihr nicht eine Narbe von allen damaligen Hieben nach.

Ein gewisser Walter Ritchie**), ein Engländer, der sie Rechnung von Buchhändlern die ganze Welt durchreiste, um Ansichten und Beschreibungen zu liefern, hat unlängst ein Buch über Rußland herausgegeben, in welchem er unter Anderem sagt, daß es in der ganzen Welt keine solche Feindschaft und keinen solchen Neid unter den Literaten gäbe, wie zu Rußland. Gewiß hörte es der Engländer von irgend einem regrimmten Russischen Literaten und glaubte es ihm auf sein Wort. Uebrigens scheinen sich die Literaten unter einander an, überall gleich zu sein, und streitet man sich in den Zeitschriften. Ein Attribut der Menschheit ist es, und nicht Rußlands und der Litteraten, daß da, wo Eigenliebe im Spiel ist, auch Groll und Neid obwalten, und die Literaten ist die Eigenliebe in steter Bewegung. Wer diese bestreitet — der ist ein Feind. Herr Ritchie sagt aber auch, bei Erwähnung unserer literarischen Fehden, daß unser Publikum verhältnißmäßig sey, als unsere Schriftsteller, und diejenigen scharf züchtige, die sich durch Feindseligkeit und Neid besonders auszeichnen. Alle Journale, die es sich zum Zweck machen, andere Journale zu untergraben und zu stürzen, eine gewisse Parteiz zu nehmen und Schriftsteller, die nicht zu ihrer Partei gehören, in der allgemeinen Meinung herabzuwürdigen, alle diese feindlichen Journale sollen Feind, weil sie dem Publikum nicht unterstützt werden. Das bringt unserem Volks-Charakter die größte Ehre! Unser Publikum mag gern mit dem Kritiker über ein albernes Büchlein oder über schiefrige

*) Inhaltsendere in die Vorrede zu seiner großen Geschichte und in die Geschichte für Elementar-Lehrer. Die Sprache ist hier mehr als erbaunswürdig.
Der Verfasser.

**) Ritchie hat sowohl in dem von ihm herausgegebenen Taschenbuche, Pittoreskoye Annual als im New-Monthly-Magazine Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Rußland, und namentlich in Moskau, abdrucken lassen.

Digitized by Google

Werke lachen, es duldet aber keine systematische Verfolgung einer übelwollenden Zeitschrift und nimmt den Verfolgten, wenn es sieht, daß ihm Unrecht geschieht, in Schutz. Jener Geist der Verfolgung zeichnet hauptsächlich die Moskauer Journale aus. Was vorchiasse die Blätter seit 29 Jahren, und man wird finden, daß, wer auch nur in Rußland berühmt oder bekannt und folglich beim Publikum beliebt ward, sich andermeitlich der Verfolgung des Moskauer Inquisitions-Tribunals ausgesetzt sah. Dort wurden weder die Talente und Verdienste Karamsin's anerkannt, noch die des Schriftstellers, Krylof und Puschkin!!! — Wie Verleumdungen, Journalisten und Schriftsteller werden dort in jeder Journal-Nummer unbarmherzig herumgetrieben! Jede in Moskau neu erscheinende Zeitschrift beginnt mit Schmähungen gegen die Petersburger Journalisten und endigt auch ihre Laufbahn damit. Jetzt ist es schon so weit gekommen, daß die Schmähungen der Moskauer Journale die beste Empfehlung des Beifalles sind, den seines Buches sind ein Lob im Gegentheil als klarer Beweis der Kritecherei und Mittelmäßigkeit des Autors gilt. Es giebt natürlich Ausnahmen von dieser Regel, wie von jeder anderen, und namentlich findet man auch ein gerechtes Urtheil über einen guten und besprochenen, und über einen schlechten und nicht besprochenen Schriftsteller. Die Unparteilichkeit unserer Gegner ist bitter an ihren Moskauer Freunden, namentlich dadurch, daß sie auf ihre Schmähungen gar nicht antworten, sondern schweigen, als ob es keine Moskauer Journale in der Welt gäbe. Ich bekenne, daß eine solche Rache empfindlicher ist, als der höchste Kampf!

In diesem Augenblick erfreut eine ganz Generation neuer Schriftsteller, die ihre Kräfte in Zeitschriften versuchen. Am meisten Hoffnung giebt die Herren Timofejeff und Jerschoff. Die in einer besonderen Ausgabe erschienenen Gedichte von Herrn Benediktoff zogen die verdiente Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. Sie sind reich an Gedanken und innigem Gefühl. Die Sprache ist sehr gut. Die Bilder unserer Dichter sind sehr häufig nicht gebraucht, was einer sehr sonderen Erwähnung verdiente. Sie stehen nur ihren Vorbetra. — In schöner Prosa erregte ein neuer Roman des Herrn Laschetschnikoff, das Eichaus, allgemeiner Interesse. In diesem Romon sind die historischen Charaktere vortrefflich bearbeitet und die Begebenheiten höchst interessant geschildert. Die Herberge, von Stepanoff, ein sittenschilderuder Roman, fand auch verdienten Beifall. In den Petersburger Journalen gab es viele gute Artikel und Erzählungen. Ich verweise besonders auf: Pique Dame, von A. Puschkin; Leben der Elisabeth Kuhlmann, von Herrn Nikitenki, und auf die historischen Artikel des Professors Wsewolsky im „Sohn des Vaterlandes." Ohngeiseh ich ein Verehrer der ausgezeichneten Eigenschaften des Baron Brambeus bin, so muß ich dennoch, um konsequent zu seyn, bemerken, daß nach seiner „Reise nach der Bärenintel" (in seinen phantastischen Reisen) keine Rede von seinen anderen Erzeugnissen seyn kann, in denen übrigens überall Verstand und Talent zu finden ist; wenden sich beide einem wichtigen Gegenstande zu, so steigt Brambeus so hoch, daß weder die Petersburger noch die Petersburger irdischen Pfeile ihn würden erreichen können.

Großen Nutzen bringen die von den Ministerien der Aufklärung, der Finanzen und des Innern herausgegebenen Journale. Man findet in diesen Zeitschriften schätzbare Materialien für Statistik und Geschichte. Geschickte ist der Redakteur des Journals des Ministeriums der Volksaufklärung, Herr Uwarow, der Leben dieser Verbreitung nützlicher Nachrichten über das Vaterland.

Zu den gelehrten, wirklich nutzreichen und für Vaterlandsfreunde schätzbaren Werken gehören: die Statistik des Jenisseiskischen Gouvernements, von Stepanoff; die Handels-Statistik, von Rebolisin; die Beschreibung der Länder jenseits des Kaukasus, von Sabolff, und die Reise um die Welt, von Lütke. Insbesondere zeichnet sich die Statistik des Herrn Stepanoff durch angenehme und interessante Darstellung aus, was bei gelehrten Werken eine Seltenheit ist!

In der Geschichte sind wir auch Nachahmer gewesen. Niebuhr stellte die ersten Römischen Geschichts-Bruchstücken in Zweifel. In Frankreich erhob sich eine zweifelnde kritische Schule, und stehe da, auch wir legen uns auf's Zweifeln! Bei uns zweifelt eine neue historische Schule an der Existenz Nestor's, an der Ankunft der Normannen aus dem Norden, daran, daß wir ganzjahres Lebergeld hatten, und an Adam, was bisher für wahr gehalten wurde und übrigens für so hoch hofgehe der Geschichte nicht die mindeste Wichtigkeit hat. Die Hauptsache bei uns ist, neu und ein Zweifler zu seyn! Es ist der bon ton der Gelehrsamkeit! Die Herren Zweifler aber gründen ihre Zweifel auf bloße Vermuthungen, die viel schwächer sind, als die früheren Beweise. Ihre Anstrengungen sind — Kinderspiel.*)

Soll die ganze Thätigkeit unserer Gelehrten und eines großen Theiles unserer Literaten ist jetzt dem Encyklopädischen Wörterbuch gewidmet. Es ist ein dauerndes Denkmal unserer literarischen Epoche! — Einige Artikel dieses Wörterbuche, einzeln für sich betrachtet, leuchten wie Sterne am dunkeln Horizont unserer Literatur. Ich verweise z. B. auf das Leben des Herrn Karamsin und auf die Artikel über den Orient, von D. Senkofski. Dergleichen Artikel würden in Paris, in London und auf der Leipziger Messe die Aufmerksamkeit aller Gelehrten und Literaten auf sich ziehen. Sehr zu bedauern ist es, daß gelehrte Männer anderer Slavischen Völker nicht auch Theil nehmen an der Herausgabe unseres Encyklopädischen Wörterbuches! Es enthält sehr viel Russisches; ich möchte aber lange erstaunt sein, wenn ich es wage, mein Urtheil für mich zu haben!), im Allgemeinen mehr Slavisches zu sehen. Wir sind alle Slaven, Brüder. Gut wäre es, alles Slavische, das bei unseren Stammverwandten verborgen liegt, der Vergessenheit zu entreißen! Es wäre unser leichtes ein dreifaches Dienst. Uebrigens ist das Slavische auch Herrn Pissarin's Wörterbuch nicht ausgeschlossen; man findet im Gegentheil viel davon. Der kolossale Erfolg dieses Wörterbuches ist ein wichtiger Beweis, daß der Geschmack unseres Publikums sich anders gestaltet hat, ein Beweis, daß es bereits den rechten Pfad einschlug, auf welchem das Nützliche mit dem Angenehmen Hand in Hand geht. Februar versperrte das Angenehme dem Nützlichen den Weg.

Ich schließe diesen schnellen Ueberblick des gegenwärtigen Zustandes unserer Literatur mit allgemeinen Resultaten. Gutes ist seiten wir nicht viel, sehr viel weniger, als wir hätten liefern können und sollen. Ueber einige Ursachen davon habe ich obenstehend gesprochen; über andere schweige ich. Mittelmäßiges erschien genug; Schlechtes, wie es sich von selbst versteht, mehr als nöthig war. In den Zeitschriften ist der Mangel an Kritik sichtbar. Die Statistik, von der Regierung unterstützt, schreitet ziemlich vorwärts. Die Geschichte bietet mehr Bemerkungen als Thatsachen dar, ein ewiges Wiederkauen der nämlichen Fakta und einen Mangel an Philosophie und Kritik. In Natur- und mathematischen Wissenschaften — Stockung. In der schönen Literatur eine neue Richtung zum Romantismus hin, nach den Vorbildern der neuen Französischen Schule. In der Poesie wenig Neues. Ueberhaupt ist das Vorgebrachte unserer Dichter weniger im Laufe der letzten zwei Jahre höchst unbedeutend, der Gedanke ganz träge gewesen, und schwach nur waren die Anzeichen eines geistigen Lebens. Alle Hoffnung beruht auf der Zukunft! Es schient, daß die Geister erschüttert worden sind, und daß man erwarten kann, sie einst im Volksthum verwirzt zu sehen; dann eröffnet sich der geistigen Thätigkeit ein weites Feld. Zur Thätigkeit, zur Arbeit, junge Leute! Kenntnisse, Verschwinn, Talente erheischen Denkmale. Denkt daran und vergeßt nicht, daß thätig sein auf dem Felde der Literatur — auch dem Vaterlande dienen heißt!

Th. Bulgarin.

Bibliographie.

Beschreibung des Preußischen Staates in geographischer und statistischer Hinsicht. Ju's Russische übertragen nach den Werken von Kruz, Stein, A. v. Humboldt, Zedlitz, Hoger, Baldi, Platterbrun u. m. A., von Adrian Ivanoff. 2 Bände.

Russische Volksgesänge, von Rupini, Ihrer Maj. der Kaiserin gewidmet.

Wallenstein wird in Moskau der in's Russische übertragte Cinbigo, von Goethe, im dortigen Russischen Theater gegeben werden. Es ist das erste Stück Goethe's, das auf die Russische Scene kommt.

Als erster in Rußland ausgezeichneter Stadtschrift ist in Petersburg das Bildniß des Theaufolgers erschienen; der Künstler heißt Afanasjeff.

Ostindien.

Die Indischen Frauen.*)

Obgleich die Hindus von dunkler Farbe sind, so giebt es doch vielleicht in keinem Lande der Welt vollkommenere Ideale weiblicher Schönheit, als in Hindostan. Der Wanderer staunt beim Anblick so manchen reizenden Weibes, das an den Ghaut's und Brunnen seinen Waschkrug füllt, oder in Dörfern und Städten seinen täglichen Geschäften nachgeht. Die edle, gebietende Gestalt der Indierinnen ist in ihre malerischen Umhüllung schon anzudeuten genug, wenn auch ein Schleier das Gesicht verdeckt. Die Gewohnheit, von Kindheit an leichte Bürden auf dem Kopfe zu tragen, hat den guten Einfluß, daß die Brust sich bedeutend wölbt, die Haltung sehr gerade wird, und in alle Bewegungen mehr Freiheit kommt. Obgleich selten unter Mittelgröße und oft von hohem Wuchse, sind die Indischen Frauen alle zart gebaut, und ihre Hände und Füße nehmen sich aus, als hätte sie ein Griechischer Meißel gebildet. Auch Schönheit der Züge findet man beinahe oben so allgemein, wie Schönheit des Wuchses; besonders imponirt das kunstle, glänzende Gesicht, das Auge. Kleinheit der Frauen des Orients überhaupt beschieden ist. Ihr Teint zeigt viele Abschattungen, von der klaren Olivenfarbe einer südlichen Italienerin bis zur dunkelsten Bronze. Oft sieht man auch ein klasses Zimtenschwarz, besonders im südlichen Hindostan.

Die Indischen Damen bemühen sich, ihre Schönheit durch Kunst zu erhöhen; doch nicht immer mit gutem Erfolge; denn Einige sind so unklug, daß sie ihre unverschönen Zähne schwarz färben. Die Brauen werden noch tiefer geschwärzt, als sie von Natur sind, und das schmeichelnde Dunkel des Augapfels erhöht man zuweilen durch Färbung des innersten Augenlieder. Diese Schminke legt man seiten auf, weil es in Hindostan keine natürliche Röthe wenigen giebt.

Die Indischen Frauen verschönern überhaupt nichts, was ihren Reizen als Zelle dienen kann; dahin aber besitzen sie diese Reize auch nur sehr kurze Zeit. Schon mit 25 Jahren wird die Indierin alt und mit 40 Jahren oft eine wahre Hexe. Scheinbarige Magerkeit oder übermäßige Wohlbeleibtheit ist für unverwöhnlicher Leser, wenn sie den Zeitlauf des Lebens zurücklegt hat. Ein häßlicheres Scheusal, als eine sehr alte Indierin, ist wohl nirgends zu finden. Dennoch bewahren einzelne Frauen auch in der Periode ihrer Häßlichkeit einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther des männlichen Geschlechts. Hindusche Ehemänner sollen überhaupt gehäres Phlegma und geringere Erregbarkeit besitzen, als die Mohammedaner; daher glaubt man auch — allein nicht mit welchem Rechte — daß es keinen so wangenehmen Eindruck auf sie macht, wenn die Schönheit ihrer Frauen schwindet.

So zärtlich und zuvorkommend die Indische Frau in der Liebe ist, so furchtbar kann auch ihre Eifersucht werden. Ein Beispiel dieser Art stehe für viele andere.

Einige Jahre vor der Abschaffung des Sutti (des Verbrennens der Wittwen) begegnete ein junger Britischer Offizier, der den Ganges

*) Im Original Ukraki (Fledermäuse, Blasenköpfe), mit den Fingern an den Köpfen spielen. Ukraki spielen heißt auch: sich mit unnützen Dingen beschäftigen.

*) Aus dem Original-Artikel des Herrn Bulgarin, der sich mit dem Gegenstande ausführlicher beschäftigt. Wir werden einen anderen Artikel über den Zustand derselben in Nr. 6 des „Magazins" von J. J.

hinanreiße, einem Trupp Menschen, die von der feierlichen Selbstaufopferung einer jungen Wittwe Zeugen seyn wollten. Der Gebrauch kam dem Bitten so abscheulich vor, daß er die Ausführung nach Kräften zu verhindern beschloß. Dieser Vorsatz wurde noch bestärkt, als das Opfer selbst, ein reizendes Wesen von kaum sunfzehn Jahren, zum Vorschein kam. Die Blicke der Unglücklichen, in welchen Verzweiflung lag, bewiesen genugsam, wie sehr ihr vor der Todesart graute. Der Offizier trat heran, und es gelang ihm, sie zu bewegen, ihr Vorhaben aufzugeben; kaum kehrte er, in der Hoffnung, die Gemüther mehrer bei ihren Verwandten Schutz finden, wieder zurück, als er aber am nächsten Morgen zur Abreise sich rüstete, sah er das arme Geschöpf, von aller Welt verlassen, unter einem Baume sitzen und vor Kälte zittern. Er redete sie an und ersuhr von ihr, daß sie durch ihre Weigerung, sich zu verbrennen, den Haß ihrer Verwandten auf sich gezogen habe; sie sey bei nächtlicher Weile entflohen und wisse nun nicht, wo sie Schutz finden solle.

Der Offizier bot ihr seinen eigenen Schutz an und nahm sie mit sich in sein Boot. Von dieser Zeit blieb sie seine Gesährtin und bewährte sich, die Zuneigung ihres Beschützers durch tausend zarte Aufmerksamkeiten zu bewahren. — Jahre verstrichen, das Jener der Jugend hatte sich verklärt, und neue Ihren wanderten in der Brust des Britischen Offiziers auf. Er wurde einer Lebensweise müde, die keinen geistigen Reiz hatte, und ward endlich um die Hand einer liebenswürdigen Engländerin. Seine frühere Jüdische Geliebte protestirte nicht gegen diese neue Verbindung, und der Bräutigam adoptirte seinen Augenblick, wie tief und bitter sie gekränkt war. Die Zeit ihrer Widersehens sollte heran; allein weder Mutter noch Kind erlebten diesen Tag — sie endete durch Selbstverzweiflung! In einem anderen ähnlichen Falle wurde der Bräutigam selbst am Morgen seines Hochzeitstages todt gefunden.

Dergleichen Tragödien sind übrigens doch zu selten, als daß ein leichtsinniger Europäer von solchen ephemeren Verbindungen mit Frauen aus Hindostans Stamm abstehen werden sollte. Es sind ihrer noch Viele, die mit ihren Reizen Handel treiben und auf diese Weise ein Kapital sammeln, dessen Besitz ihnen ein sorgenfreies Alter verheißt.

Es ist übrigens merkwürdig, daß Frauen von Rang selbst in Indien schon damit anfangen, ihre Unabhängigkeit auszusprechen. Freilich gehen sie bei diesem Schritte jetzt noch sehr behutsam zu Werke und schonen das nationale Vorurtheil so viel als möglich. Eine Prinzessin vom Hause Delhi hat erklärt, daß sie sich nie verheirathen, oder, was dasselbe dasselbe sagt, daß sie keinem Fürsten, der das Joch ausländischer Knechtschaft geduldig trägt, ihre Hand schenken werde. „Zeigt mir den Mann", ruft sie aus, „der Muth genug hat, das Vaterland von diesem christlichen Tyrannen zu befreien, und will sein Weib werden!" Sollte das ganze schöne Geschlecht in Hindostan diesen ritterlichen Geist, so wäre die Prädisponirtheit in einiger Gefahr. Die genannte Dame brachte es nach jahrelangen Unterhandlungen endlich dahin, daß der König von Delhi ihr erlaubte, die Provinz zu bereisen und die architektonischen Wunder aus der Periode ihrer einstigen Beherrscherin, der wahren Beherrscherin Hindostans, zu besichtigen. Solche Pilgerfahrten, wie einer unverheiratheten Frau unternommen, war gegen alle Etikette; dennoch erreichte sie ihren Zweck und trat in Begleitung einer zahlreichen Escorte die Reise an. Die Gattin eines Beamten in Agra wollte eines Abends das Mausoleum Kaiser Ekber's (Akbar's) in Sikendra besuchen und kannte nicht wenig, als sie dem ganzen Park in ein wohres Feldlager von Fußsoldaten und Reitern des Königs von Delhi verwandelt sah. Auf ihre Erkundigung erfuhr sie, eine der Prinzessinnen habe sich in den Marmor-Gemächern einlogirt, welche sich in langen Kolonnaden zu beiden Seiten des Riesendaues, der über Ekber's Gebeinen errichtet ist, hinziehen. Ein Offizier, der die Dame aus Agra begleitete, war noch nicht so glücklich gewesen, die interessante Monumente zu sehen, und hatte wenig Hoffnung, es noch einmal besuchen zu können, weil er nicht lange in Agra verweilen durfte. Er schickte demnach an Ihre Hoheit ein Gesuch um Erlaubniß, das Gebäude besteigen zu dürfen, und versprach zugleich, er werde diejenige Rücksicht, in welcher die Prinzessin mit ihrer Suite lagirte, sorgfältig umgehen. Ein berittener Europäischer Befehlshaber eines der irregulairen Indischen Kavallerie-Corps, welche der Prinzessin als Saute-Garde dienten, übernahm den Auftrag, und der Offizier wurde zugelassen. Er nahm das Innere des Mausoleums etwas eilig in Augenschein und entfernte sich dann; seine Begleiterin aber wollte die schöne Gelegenheit nicht fahren lassen und ließ sich bei der erlauchten Pilgerin anmelden. Eine Lesbame — die Jüdische Gattin des erwähnten Europäischen Befehlshabers — führte sie zu der Prinzessin, von der sie mit großer Freundlichkeit empfangen wurde. Obgleich über die Reinheit des Lebens hinaus, war die Enkelin der Groß-Mogule doch noch im vollen Besitz ihrer Schönheit, und die Europäische Dame, die so glücklich war, das Hindustanische mit Geläufigkeit zu sprechen, bewunderte die Feinheit ihres Benehmens und ihrer Sitten. Die zahlreiche Dienerschaft der Prinzessin und der überaus kostbare Schmuck ihres weiblichen Geselges, welches unermeßliche Summen gekostet haben mußte, brachten eine Europäische Dame zu der Vermuthung, die pecuniairen Hülfsquellen des geflüchteten Kaiserhauses dürften wohl kaum geringer seyn, als sie es einzig waren, als seine mächtige Beherrscherin strahlte noch jetzt in der ganzen Glorie des Pfauen-Thrones. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Beitrag zur Shakespeare-Literatur. Herr J. P. Collier, Verfasser der „Annalen des Englischen Theaters", der binnen wenigen Jahren wichtigere und merkwürdigere Entdeckungen in Bezug auf Shakespeare's Privatleben und Werke gemacht hat, als alle frühere Kommentatoren zusammengenommen, hat seinen Fund kürzlich wieder neu vermehrt und die Resultate seiner fortgesetzten Nachforschungen so eben unter dem Titel: Neue Mittheilungen über Shakespeare's Werke (New particulars regarding the works of Shakespeare) und in Form eines an den Präsidenten der gerichteten Schreibens herausgegeben. Dieses Werkchen enthält die interessantesten Dinge für die Freunde des unsterblichen Barden. Die Mittheilungen betreffen hauptsächlich seine Dramen und sind größtentheils aus einer mit von Tagebuch geschrift, welches der berühmte Rechtsgelehrte Bamdeth. D. Forman, ein Zeitgenosse Shakespeare's, über seine Theaterbesuche führte, und welches Collier in Mr. Asmoleschen Bibliothek zu Oxford zu entdecken das Glück hatte. Man findet in diesem Werk mehrere Irrthümer der früheren Kommentatoren Shakespeare's berichtigt. Herr Collier scheint noch mehr solche Aufschlüsse entdeckt zu haben, denn er verspricht noch weitere Mittheilungen. Beweise seiner großen Fleißes auf diesem Felde schient jetzt reichlicher Stoff zu eine genauen Lebensgeschichte des großen Dichters gesammelt zu seyn, und es würde sich vielleicht Niemand besser dazu eignen, dies Material in eine gedrängte und annehmliche Form zu verarbeiten, als Herr Collier selbst. Das jetzt erschienene Werkchen ist wahrscheinlich nur der vorausgehende Signal-Ballon, der das baldige Aufsteigen des großen Ballons ankündigt, auf den die ganze literarische Welt begierig harrt. Mit einer guten Biographie Shakespeare's würde wenigstens dem Publikum gewiß ein sehr willkommener Dienst geleistet werden. In Deutschland ist, wie wir vernehmen, ein rühmlichst bekannter Geschichts- und Literatur-Forscher (Herr Dr. Regis in Berlin) damit beschäftigt, Collier's Materialien zu benutzen, um ebenfalls zu einer gründlichen und umfassenden Biographie unsers Shakespeare's Sonnetten als einen Shakespeare-Almanach herauszugeben.

— Das Britische Museum. Zu diesem Institut wurde durch die Sammlung von Büchern, Handschriften und Merkwürdigkeiten aller Art, welche Sir Thomas Stoane während eines langen Lebens mit seinen Freunden in Staate gesammelt hatte, der Grund gelegt. Da nämlich allgemein der Ansicht, daß diese Sammlung unzweifelhaft der Nachwelt aufbewahrt werden müsse, und als er dem Tode nahe war, hielt es, er werde sie in seinem Testamente dem Staate anbieten. Dies war auch wirklich der Fall; das Anerbieten ging dahin, daß die Sammlung, welche ihn 50,000 Pfund Sterling gekostet hatte, für 20,000 Pfd. dem Staate überlassen und sie zum Besten des Publikums bestimmt werden sollte. Sie bildete den ersten Fonds des Britischen Museums. Gerade um dieselbe Zeit stand auch Dort Osford's Manuskripten-Sammlung zum Verkauf, und die Regierung brachte dieselbe an sich. Außerdem wurden noch die Cottonsche Sammlung und eine von Major Hatley Bayer gesammelte Sammlung von Manuskripten gekauft und dazu gethan, hinzugefügt. Ferner schenkte etwa 2 Jahre später König Georg II. nebst mehrer einer unter dem großen Siegel ausgefertigten Akte die alte Bibliothek der Könige von England, wovon die gedruckten Bücher seit den Zeiten Heinrich's VII. und die Handschriften von Richard's II. bis auf Karl's II. Zeit gesammelt worden. Alle diese Sammlungen wurden bei der Gründung des jetzigen Museums vereinigt.

(Evidenzer of Sir H. Ellis.)

— Das lebendig Begraben bei den Indiern. Wenn bei der gewerbtreibenden Kaste in Ostindien, wo der Landesstitte, die Frau sich den Mauen ihres Mannes opfert, geschieht es dadurch, daß sie sich lebendig mit dem Leichnam desselben begraben läßt. Das Grab wird nahe an einem heiligen Strome gemacht; ist kein heiliger Strom in der Nähe des Verstorbenen, so wird die Nähe der heiligsten Stelle in der Gegend zum Begräbnißplatz gewählt. Das Grab ist sehr groß und sehr tief. Nachdem die Ceremonie durch mehrere seltsame und unverständliche Förmlichkeiten eingeleitet worden ist, nimmt die Wittwe von ihren Freunden, die stets bei solchen traurigen Gelegenheiten versammelt sind, feierlich Abschied und steigt in das finstere Gemach des Todes hinab. Sehr oft deuteten sie sich in ihren vorletzten Augenblicken so sehr durch Opium, daß sie kaum eine Vorstellung von dem haben, was sie im Begriffe sind, zu thun, sondern in vollständiger Bewußtlosigkeit sich in das vorgeschriebene Förmlichkeiten in die Arme des Todes stürzen. Sobald sie den Grund des Grabes mit Füßen einer Leiter erreicht hat, wird diese herausgezogen, und die Unglückliche bleibt allein mit der Leiche ihres Mannes, die gewöhnlich schon in einem grausenerregenden Zustande von Verwesung ist. Sie umarmt den Körper und drückt ihn an ihr Herz, ohne den geringsten Ausdruck von Empfindungen des Widerwillens. Nach Vollendigung der etikettenen Liebkosungen legt sie den Leichnam auf ihren Schoß und giebt ein Zeichen, daß man den letzten Akt des schauderhaften Schauspiels beginne, welches noch viel gräßlicher ist, als die andere Art des Opfertodes, sich nämlich mit der Leiche des Gatten auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Man fängt nun an, langsam Erde auf sie zu werfen, und zwei Männer steigen hinab, um die Erde rund um sie festzustopfen. Sobald sie Athem ist, wird dieses langsamen, schrecklichen Prozesses sitzt das Schlachtopfer des Aberglaubens da, wie eine ganz unbetheiligte Zuschauerin, wiederholt ihre Liebkosungen mit dem Leichnam, und schaut bei jedem Wurf Erde, die sich um ihren Körper thürmt, mit dem Ausdrucke eines höhern Triumphes, als wolle sie das Vorgefühl der Verklärung, die ihrer im Paradiese ihres Gottes warte, anzeigen. Die Hand ihrer eigenen Kinder ist vielleicht gerade in diesem Augenblicke geschäftig, den kalten Stand auf die Mutter wälzen zu helfen, in welchen sie bald aufgestellt wird. Wenn endlich ihr ganzer Körper bis auf den Kopf überschüttet ist, wird stehnds die ganze Grube ausgefüllt, und sodann tanzen die nächsten Verwandten der Frau auf der eben Begrabenen mit jenen Gebärden des Wahnsinns, von denen der Augenzeuge mit Mühe entschieden kann, ob er sie Rasereі oder Verzückung nennen soll. (Oriental Ann.)

Herausgegeben von der Redaction der kön. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Zeitungs-Nr. 24.

№ 24. Berlin, Mittwoch den 24. Februar 1836.

Holland.

Admiral Pieter Pieterszoon Hein und die Spanischen Gallionen.
(1628.)

(Aus Engelberts Gerelts Geschichte der Holländischen Marine.*)

„Wir kommen zu einem der reichsten Blätter in den Jahrbüchern unserer Marine, nämlich der Wegnahme der großen Flotte der Spanischen Gallionen durch den tapferen Seemann Pieter Pieterszoon Hein. Wir schätzen uns glücklich, unseren Lesern die genaueste und vollständigste Erzählung dieses großen Ereignisses vorlegen zu können.

Die Westindische Flotte, einundzwanzig Segel stark, war im Monat Mai 1628 unter dem Befehlen des oben genannten Admirals in See gegangen. Durch einen Zusammenstoß günstiger Umstände getrieb die reiche Spanische Escadre gerade in dem Augenblicke zwischen unsere Schiffe, als mehrere Fahrzeuge, welche der Sturm zerstreut hatte, sich wieder mit uns vereinigten. Die Unsrigen hatten anfänglich keinen anderen Plan, als auf der Höhe von Havanah zu kreuzen; sie wurden aber, wider ihren Willen, durch widrige Winde und durch die Strömungen in der Bai von Matanza zurückgehalten, gerade da, wo der Feind sich aufhielt.

Der Gouverneur von der Havannah, Don Lorenzo de Cabrera, that Alles, um die Ströhmung von der ihnen drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Zu diesem Ende sandte er einen Kreuzer ab, um ihnen die Nachricht zu überbringen, daß ein dreimdzwanzig Segel starkes Holländisches Geschwader im Anzuge sey. Aber dies Schiff fiel, nachdem es sechs Tage auf hoher See gekreuzt hatte, in die Gewalt der Unsrigen. Diese wurden dadurch in ihrer Hoffnung bestärkt, daß ihnen die reiche Beute nicht entschlüpfen würde, und zweifelten durchaus nicht mehr daran, als sie vernahmen, daß Capitain Jan Janszoon van Hoorn, Commandeur des Schiffes „Lion blanc", sich am 8. September einer Spanischen Gallione bemächtigte, die sich von ihrer Flotte entfernt hatte. Aus derselben Quelle erfuhr man, daß die Flotte der Spanier sich wärere.

Allerdahl waren sämmtliche Raaen mit Matrosen bedeckt, welche begierig nun sich schauten, ob sie noch nichts erspähen könnten. Man gewahrte zuerst zehn feindliche Schiffe, welche, mit Ausnahme eines einzigen, ohne den geringsten Widerstand zu leisten, in die Hände unseres Admirals fielen. Sie waren während der Nacht, mit größter Sicherheit, unseren Schiffslaternen nachgesteuert und gewahrten ihren Irrthum erst dann, als sie von Holländischen Schaluppen umgeben und gentert wurden. Diese Vorlänfer hatten keine sostbare Ladung, weder Gold noch Silberbarren waren an Bord; aber im Süden erblickte man nun große Schiffe, die man für diejenigen Gallionen hielt, welche die Schätze der Minen der neuen Welt mit sich führten. Diese schwimmenden Citadellen waren beträchtliche Zeit an der Neapolanischen Küste aufgehalten worden, weil eine von ihnen einen Leck bekommen hatte und völlig umgeladen werden mußte.

Die Unsrigen beschlossen sogleich, sich dieser unermeßlichen Schätze zu bemächtigen. Kaum hatten die Wachen die Spanier signalisirt, als Pieter Hein alle Ober- und Seesegel besetzte, um sie in die Flucht zu jagen und sie zu verhindern, in den Hafen von Matanza einzulaufen. Der Feind seinerseits machte die größten Anstrengungen, um zu entwischen, aber vom Schrecken und der obwaltenden Verwirrung irre geführt, verfehlte er die Einfahrt in die Bai; ein Schiff ward von dem anderen getrennt. Die Spanier breiten sich jetzt, ihre kostbarsten Geschäfte in die Schaluppen zu werfen und mit denselben ans Land zu flüchten, aber auch hier begegneten Schrecken und Verwirrung jedes ihrer Manöver. Die Unsrigen dagegen handelten behächtig und mit großer Ausmerksamkeit. Ihren braven Admiral an der Spitze waren sie des Sieges gewiß; mit Tagesanbruch begaben sie sich in ihre Schaluppen und ruderten gegen den Feind. Noch niemals hat ein Sieg so wenige Mühe gekostet. Der Widerstand, den der Feind leistete, verdient kaum diesen Namen. Der Vice-Admiral, ob ihm gleich Kräfte zum Widerstande genug zu Gebote standen, gragt sich bei der zweiten gleichen Lage der Holländer.

Ein gewöhnlicher Matrose zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch einen Zug der schönsten Gemanthheit aus, den wir hier anführen, um das Andenken daran zu sichern. Dieser Matrose, welcher aus dem Boote, worin er sich befand, nicht auf die gewöhnliche Weise das Verdeck entern konnte, ergriff das Ende eines herabhängenden Kabeltaues und schwang sich auf das Verdeck, ohne daß der Feind daran dachte, ihm einigen Widerstand zu leisten. Er erreichte das Verdeck und warf sämmtliche laufende Taue über den Steiling weg, indem er dadei seine Kameraden ermahnte, seinem Beispiele zu folgen, was denn auch natürlich geschah. Man verfuhr den Spaniern, ihr Leben zu schonen, und als diese Bedingung von dem Commandeur, Don Franzisco de Bucenavida, angenommen wurde, folgten die übrigen Schiffe seinem Beispiel.

Auf diese Weise bemächtigte man sich einer so reichen Beute, ohne daß es den Unsrigen auch nur einen Blutstropfen gekostet hätte. Auch auf Spanischer Seite hatte man wenig oder gar keine Todte. Unser gottesfürchtiger Admiral scheieb auch den einen errungenen Sieg weder seiner eigenen Tapferkeit, noch der menschlichen Kraft überhaupt zu, sondern sagte, man verdanke ihn dem Beistande und der mächtigen Hülfe der göttlichen Vorsehung. Und darin hatte der wackere Admiral nur zu recht, wenn man erwägt, daß die Holländer durchaus nicht die Absicht hatten, in die Bai von Matanza einzulaufen, daß sie nur durch Wind und Strömung dahin verschlagen wurden, und daß sie daher, ohne ihr Zuthun, nur diesen Umständen das Zusammentreffen mit der Spanischen Flotte verdankten.

Die Beute war unermeßlich. Außer einer großen Anzahl von Kisten, mit Silber gefüllt, fand man Gold, Perlen, Diamanten und andere kostbare Gegenstände, so wie eine große Quantität Indigo, Cochenille, Campecheholz und andere werthvolle Kaufmannsgüter. Das Ganze wurde auf 11,509,524 Gulden geschätzt. Die Spanischen Schiffe waren so sehr mit Waaren angefüllt, daß sie sich nicht einmal ihrer Kanonen bedienen konnten*). Der Admiral beschleunigte das Auslöschen so schnell, als es sich nur irgend thun lassen wollte, wobei denn unschätzbar mehrere werthvolle Gegenstände drei Seite geschafft wurden. Indessen stellte man nicht allzustrenge Untersuchungen an, man fühlte wohl, daß man unter so günstigen Umständen die Nachsicht verwalten lassen müsse.

Man brauchte fünf Tage, um die Schiffe zu entlöschen. Vier Gallionen und ein Kriegsschiff wurden ausersehen, um alle diese Reichthümer nach Holland überzuführen, die übrigen Fahrzeuge wurden verbrannt und versenkt. Man war auch noch genöthigt, während der Reise eine Gallione zu verbrennen, die allzuleck geworden war, als daß sie die Fahrt fortsetzen konnte, doch dieß war vorsichtiger Weise vorher ihre Ladung. Alle andere Schiffe, obgleich vom Unwetter oft verschlagen und zerstreut, liefen ohne ein unglückliches Ereigniß im Dezember und im darauf folgenden Januar in die heimischen Häfen ein. Eine einzige Gallione, welche in den südlichen Kanal eingelaufen war, lief an der Irländischen Küste Schiffbruch. Der Admiral selbst, der verderblichen Strömungen wegen, genöthigt, Faimouth anzulaufen, aber er kam endlich glücklich mit elf Schiffen auf der Rhede von Gesherrede an. Der übrige Theil der Flotte erreichte verschiedene andere Häfen des Landes.

Pieter von Constant de Rebecque.
(1680.)

(Aus Engelberts Gerelts Geschichte der Holländischen Marine.)

In dem ebengenannten Jahre erhielt Pieter van Constant de Rebecque, welcher in Middelburg geboren war, den Befehl über ein Kriegsschiff, „die Prinzessin", um an der Brasilianischen Küste zu kreuzen.**) Bei dem Beginn seiner Reise erblickte er zwölf Dünkircher Fregatten, welche zwei Prisen mit sich führten. Einer dieser Korsaren vertieft mit den beiden Prisen den Canal, während die übrigen gerade auf das Schiff des Constant Rebecque losstreuten und ihn aufforderten die Flagge zu streichen. Aber der Tapfere, sich der Gesahren erinnernd, welche er früher schon bestand hatte, und auf die göttliche Vorsicht vertrauend, beschloß, eher bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen,

*) Gedenkstuk van Neerlands Heldendaden ter Zee. Vergl. die Aufsatz „Magnanimiteit" in Nr. 7 des Magazins von d. J.

*) Man war auf dem Schiffe des Admirals Pieter Hein's beschäftigt, eine Gallione auszubrennen. Diese zu verbrennen, und den Abend zum Laden des Goldes und des Silbers, das man zahlte, verwendend, mehrere Male ausrief: „Victoria! Victoria. O que boa va - o que boaoa, que boaoa va - victoria, victoria!" „Sieg! Sieg! Wie so wohl es auf Spanisch klingt, Sieg! Sieg!) Das war unnöthig eine von den Spaniern ihm eingeräumte Phrase, die das gewöhnliche Thun zur gelegenen Zeit den Unsrigen, nicht aber einen früheren Herren wiederholt.

**) Pieter von Constant de Rebecque, welcher einen ehrenvollen Platz unter unseren tapferen Seeleuten verdient, stammt aus einem Hause, das schon im Jahre 1560 zwei Vice-Admirale in unserer Flotte zählte, genannt: Pieter und Jhan Cael van Cyndhoven, Väter de Rebecque. Diese Familie, in das Verzeichniß unserer einheimischen adeligen Geschlechter eingetragen, hat dem Jahre 1600 bis auf den heutigen Tag die Waffen für das Vaterland geführt. Der Jhre von unerschrockenheit, den wir hier anerkennen, bewies, welche große Dienste diese alte Jamilie stets dem Vaterlande leistete.

(Anmerk. des Verf.)

Digitized by Google

als sich dem Feinde zu ergeben, wie fürchtbar auch die Kräfte seines Gegners seyn möchten. Er antwortete auf die unverschämte Aufforderung dieser Verräther mit einer glatten Lage, worauf sich diese von allen Seiten umringten und ein mörderisches Feuer eröffneten.

Constant Rebecque entwickelte in diesem ungleichen Kampfe eine erstaunenswerthe Tapferkeit und zugleich diejenige Besonnenheit, welche sich in allen seinen Manövern kund zu geben pflegte.

Obgleich die Piraten alle ihre Kräfte aufboten, um das eine Schiff zu überwinden, welches ihnen zu widerstehen wagte, wurden sie doch gezwungen, die Preise fahren zu lassen und nach einem der blutigsten Gefechte, welches von zwölf Uhr bis in die Nacht hinein gedauert hatte, die hohe See aufzusuchen. Sie hatten eine große Anzahl von Todten und Verwundeten, ihre Schiffe waren fürchterlich zugerichtet.

Der wackere Pirter und Constant Rebecque setzte, obgleich sein Schiff während dieses Gefechtes furchtbar gelitten hatte, seine Reise fort und erreichte glücklich den Ort seiner Bestimmung.

Frankreich.

Die Französische Literatur im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

II. Poetische Werke.

In weiter Ferne liegt die Zeit von 1825 hinter uns, jene Epoche, wo die Literatur der Kaiserzeit, ernstlich bedroht in ihren Positionen, sich zum verzweiflungsvollen Vertheidigungs-Kampfe entschlossen, Waffen schmieden mußte aus Allem, was ihr in die Hände kam. Der Ausgang jenes Kampfes ist bekannt. Vergebens rief die Literatur des Kaiserreichs den Ruhm derer, die zwei Thronen und Verworfenen nannte, an; sie unterlag; die Romantik siegte, und dies hieß so viel, als das Prinzip der absoluten Freiheit in Kunst und Poesie siegte. Was mußte folgen? Eine Schaar von Poeten, wie Pilze aus der Erde hervorschießend, trat auf; einer nach dem anderen trommelte die Menge zusammen, einer nach dem anderen nahm die Miene des Genies an, sperrte sich auf vor dem Publikum, krümmte sich, wand sich herum und stöhnte, und kam endlich, nachdem er es ein paar Stunden in gläubiger überspuchterter Erwartung hingehalten, mit einer Feldgeburt nieder. Und was ist daraus entstanden? Daß das Publikum endlich müde geworden, sich in einem fort zum Besten haben zu lassen, und jener Stimme, die ihm noch nicht bekannt ist, nun mit Mißtrauen und halb unwillig sein Ohr zu leihen sich beeilend. Und so ist denn gegenwärtig unter allen literarischen Bestrebungen die nach poetischem Ruhme die demüthigen Aussichten; dazu ist sie herabgekommen. Wer sich jetzt im Gebiete der Poesie einen Namen machen will, der muß, sein Talent möge so bedeutend seyn als es wolle, die Strafe für die Ungeschicklichkeiten seiner Vorgänger mit büßen und sich auf den Kredit Poeten gefaßt machen, wenn er das Mißtrauen des Publikums besiegen will. Unser Ohr und Herz ist ihm verschlossen. Das ist der Empfang, den wir ihm bieten, und das ist auch der Grund, weshalb wir in diesem Bereiche keinen neuen Dichter zu ermähnen haben. Diejenigen, die wir nennen werden, sind die wohlbekannten, für die sich das Publikum einmal entschieden hat, und die nun ihren Lohn einernten.

Madame Amable Tastu hat Anfangs 1835 einen Band Gedichte drucken lassen, in denen wir weder eine Steigerung noch einen Verfall ihres Talentes zu erkennen wüßten. Sie behält also ihren Platz in der ersten Reihe unserer gegenwärtigen Dichterinnen nach wie vor zwischen Frau Delphine von Girardin (geb. Gay) und Madame Desbordes-Valmore.

Ich kann hier nicht umhin, mit einigen Worten der Wehmuth jenes jungen Mädchens aus Nantes zu gedenken, die in der Blüthe ihrer Jahre der Tod, durch die Bekanntschaft und Noth ihrer Lehrerin Tage herbeigeführt, vor kurzem erst der Poesie entrissen. Warum die halben Provinzen nicht über das plötzliche junge Mädchen hier sich selber! Was schieken sie sie hierher, in dieses wilde tobende Getümmel von Poeten und Schriftstellern aller Art, wo die minder robusten immer erliegen und erliegen müssen! Dies Schicksal hat auch Elisa Mercoeur zu erfahren gehabt. Wenigstens ist ihr ein ehrenvolles Begräbniß zu Theil geworden, und das will melancholische Ruhig des Vorüberganges der Stadt hat sich über ihr Grab gezogen.

Herr Antony Deschamps ist ein Dichter, dessen Phantasie zu wild und ungezogen ist; es wäre Zeit, daß er der Ausschweifungen und Bizarrerien in Stil und Erfindung, die nur einem Anfänger, der sich um jeden Preis bemerklich machen will, zu verzeihen sind, endlich einmal Herr würde. Es befinden sich übrigens in den letzten Worten einzelne Stücke, die voller Anmuth und reizender Melancholie sind.

Lange schon verdankt das Publikum dem poetischen Reuter-Verein der Herren Barthélemy und Méry eine Menge von Gedichten, die sich besonders durch das Feuer und die Harmonie, die darin herrschen, auszeichnen. Sogleich bei ihrem ersten Auftreten entlang auf dem gefahrvollen Felde der Politik die Geißel der Satire, die vor ihnen mit furchtsamerer Klugheit geschwungen worden, so machtig in ihrer Hand, daß es wiederholt durch ganz Frankreich. Dann gaben sie uns das Heldengedicht: Napoleon in Aegypten. Die Juli-Revolution hat sie aus eigentor gebracht; seitdem man ihre Productionen mit einander hat vergleichen können, hat sich ergeben, daß eine bisher merkwürdige Uebereinstimmung zwischen ihren poetischen Notuten obwaltet.

Wir haben uns hier nicht mit der Nemesis von Herrn Barthélemy zu beschäftigen, diesem Gemaltstreich ohne gleichen in den Annalen unserer Literatur; eben so wenig mit den Zwölf Tagen der Revolution, die übrigens viel schwächer sind als die Nemesis; beide Gedichte sind vor 1835 erschienen. Wir haben dagegen die Uebersetzung der Aeneide in Versen zu erwähnen, von der die ersten Gesänge in diesem Jahre erschienen sind. Herr Barthélemy sagt im Vorwort, daß ihn das zweifache Gefühl, der Bewunderung und des Dankes, zur Uebersetzung des Virgil bewogen habe. Wir sind sogar so dreist, anzunehmen, daß es nicht nur diese beiden Motive allein gewesen seyen, die Herrn Barthélemy zu jener Arbeit veranlaßt, sondern daß ein Wikke, dem er gegenwärtig nichts abschlagen kann, auch einigen Theil daran haben dürfte. Wir sagen hinzu, daß die genannte Uebersetzung, obwohl sie besser ist als die von Delille, was aber freilich nicht viel sagen will, dennoch jenen Charakter von Kälte und Zwang nicht verleugnet, der allen Arbeiten auf Gebeiß eigen ist. — Welche Wärme und Leben herrscht in dem Gedichte: Jünfter Jahrestag. Aber das Thema war auch schon genug, selbst für einen amtlichen Poeten. — Herr Barthélemy ist, was seine Poesie betrifft, wohl nur ein Dichter zweiten Ranges unter den jetzt lebenden zu nennen, gewiß aber der Erste unter allen, was Kunst und Geschicklichkeit seiner Verse anbetrifft. Es ist nicht möglich, die poetische Sprache mehr in der Gewalt zu haben, alle Mittel und Wege, alle Hülfsquellen und Vortheile genauer zu kennen und geübter zu handhaben und mit größerer Umgezwungenheit und größerem Reichthume zugleich zu reimen.

Die poetische Laufbahn des Herrn Méry, seit er sich den Herrn Barthélemy getrennt, ist still und friedlich gewesen. Er hat kein größeres Gedicht drucken lassen, sondern nur dann und wann ein kleineres Stück in die Revue de Paris gegeben. Unter seinen neuesten verdienen die Ode an Madame Lätitia und die Ruvede an den General Allard rühmende Erwähnung. Herr Méry besitzt durchaus dieselbe Gewandtheit in Behandlung des Verses und scheint sich vor nämlichen Methode, wie mein Herr Barthélemy, aber er hat nicht so viel Schärfe und Bedeutung.

Wenige Dichter scheinen mir besser begabt zu seyn, als Herr Alfred de Musset. Aber warum, müssen wir eben deshalb sogleich fragen, warum macht er so häufig einen solchen Mißbrauch von den reichen Gaben, mit denen ihn die Natur ausgestattet? Warum dies launenhafte Hin- und Herwerfen, diese grillenhaften Sprünge, diese ungezogene Phantasie, die, wenn sie sich mühelos mit dem leichten Schwunge des Genius eben erhoben zum harmonischsten und begeistertsten Gesange, mit einem Male, zu wahrem Entsetzen des entzückten Lesers, zur faden Prosa herabsinkt? Wahrhaftig, Herrn Musset's Publikum wäre zu beneiden, wenn alle seine Balladen der Lucie und der Dezembernacht — das Beste, was aus seiner Feder geflossen ist — gleichkämen.

Wir kommen nun zu den Dämmerungs-Liedern (Chants du crepuscule) von Victor Hugo. Es ist mit Recht gesagt worden, daß jede neue Sammlung einer Stimme, die sich vernehmen läßt, eine bedeutungsschweren Einstillstand und Bedeutungen enthalten, unter die eine Benennung, die jener Titel aussprecht, zusammengestellt habe. Allerdings hängt es nicht von seiner Willkür ab, von welchem bestimmten Mittel- oder Einheitspunkt das Publikum eine solche Sammlung zu betrachten habe. Mit dem Lichte, das über einer Stadt ist, oder noch nicht gethan. Herr Victor Hugo, wie alle Schriftsteller, die viel vermögen, aber doch noch mehr wagen, als sie vermögen, das heißt ferner gegen diejenige Reichheit doch noch größer ist als ihre Kraft, — ist in der Regel der Gegenstand eines fanatischen Enthusiasmus oder eines erbitterten Verwerfens; die ruhigen und unparteiischen Beurtheiler halten sich in der Mitte, sie in der That, daß sie weder der Extreme fast ganz verschwinden. An diese Extreme und ihre Uebertreibungen gewöhnt, hat er dem Publikum oder der Kritik gegenüber entweder nur das Gefühl des Triumphes oder das des Unmuths — ein Mittleres kennt er nicht; er hat seine Kritiker in Wuthen und Verzückungen getrieben, aber weder mit ruhigem Urtheile an seine Productionen herantritt, wer sie mit Maaß und mit unbefangenem Auge das Urtheil eines solchen wage übrigens so wohl begründet seyn als es wolle, kommt ohne Gnade in die zweite Kategorie und hat die Spottverse, die der Dichter gegen dieselbe gerichtet, sogleich auf sich zu beziehen.

Aber die Kritik, wenn sie, wie sie soll, einen wahrhaft sittlichen Einfluß ausüben will, hat nur Empfindungen eines oder einer jener Schriftstellers nichts zu schaffen; dergleichen geht sie nichts an und kümmert sie nicht; Alles, was man billigerweise von ihr verlangen kann, ist, daß sie dem irrenden Genie gegenüber die Ehrerbietung nicht aus den Augen setze und ihm ohne Mißwollen oder Bitterkeit ihren Rath ertheile. Und so werden wir uns denn erlauben, dasjenige aus dem Buche, was das Vortrefflichste darin ist, herauszuheben; und zwar aus dem Grunde, weil der ungleiche Werth der Gedichte eine solche Auswahl nöthig macht. Wir empfehlen sehr aber acht Stücke: Psychiken und Feste. — In der Kirche *** und die Gedichte Nr. XXVII. Nr. XXIX. und Nr. XXXII. An diesen, wie gesagt, haben wir eine reine Freude und ungetrübten Genuß gehabt. Wer könnte sich eine weit unter der Erwartung geblieben zu seyn, die wir von Herrn Hugo zu hegen durch seine früheren Poesien berechtigt waren.

Ziehen wir die Summe dieser Erscheinungen zusammen, so ergiebt sich ein trauriges Resultat für die Poesie in diesem Jahre, ein Zustand von Schwäche, Mattheit und Unfruchtbarkeit, aus dem uns die Erscheinungen im nächsten Jahre gnädig erlösen mögen. Wir wollen indessen nicht zu säumen, zweien neuen Talenten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die für die Folge viel versprechen — nämlich Herrn Julius Maurice und Madame Cecile E. Favier, am Fuß des Kreuzes und die Lieder der Seele enthalten drei Stücken. In allen anderen neuen Versen, die uns zu Gesichte gekommen, haben wir leider statt frischen freien Odems, stoßt gestörten Hauches nur Krechzen und Stöhnen wie aus schwindsüchtigen Lungen, und Gerüche statt Melodieen vernommen.

Sollen wir aus diesem trostlosen Ergebniß mit einem geistreichen Kritiker den Schluß ziehen, daß es mit der Poesie zu Ende gehe und zwar aus dem Grunde, weil sie nichts mehr zu sagen habe? Wir wollen uns doch noch ein Weilchen bedenken, ehe wir in diesen verzweifelten Ausspruch mit einstimmen. In kurzem wird Herr von Lamartine's mit

so heiser Ungehuld erwartetes Gedicht und Herrn Edgard Quinet's Napoleon erschienen *).

III. Dramen.

Von den dramatischen Schriftstellern können einzig und allein einen Anspruch darauf machen, hier genannt zu werden: die Herren Alexandre Dumas, Victor Hugo, Ajsred de Vigny, und Casimir Delavigne.

Der formalirende Charakter des Dumasschen Stücke ist der ungemein rasche Gang der Handlung. Höchst selten kommt in einem seiner Dramen eine gedehnte oder schleppende Scene vor; mit immer wachsender Gewalt und Schnelle eilen die Scenen der Entwickelung zu, diese Flamme, dieser mächtige Strom des gesteigerten Interesses zu Ende, wird und Aufklärung ist ohne Zweifel ein köstlich Ding für die Bühne, und dieser Vorzug war allen hinreichend, den Werken des Herrn Dumas den Erfolg zu verschaffen, deffen sie sich erfreuen. Das Publikum, gefesselt, fortgerissen von dem reißenden Strome dramatischer Effekte, behält im eigentlichsten Sinne keine Zeit, zu sich selber zu kommen, das, was es sieht und hört, einer besonnenen Prüfung zu unterwerfen und von dem Autor Rechenschaft zu fordern für die Empfahe seiner Gerichte und das Materielle und Rohe der Mittel, deren er sich in der Regel bedient. Das Talent des Herrn A. Dumas ist ein wahrhaftes; nur leider hat man es auf gleiche übertriebene Weise bald zu hoch erhoben, bald zu tief herabgesetzt. Wenn wir gerecht dagegen sein, es so würdigen wollen, wie es verdient, so müssen wir gerade die Mitte zu halten suchen zwischen der schmeichelhaften Vorrede Nodier's und der bitteren Kritik von Herrn Granier de Cassagnac. Uebrigens hat Herr Dumas in diesem Jahre kein neues Stück auf die Bühne gebracht.

Das Drama Angelo oder der Tyrann von Padua ist im Allgemeinen als die schwächste unter allen dramatischen Produktionen Victor Hugo's betrachtet worden. Es hat Bewunderungswürdige einzelne Stellen, die Situationen sind packend und wieder anderen, Schreckensvolle Situationen und energisch behandelt, heftige Leidenschaften mit Geschick gegen einander gestellt, düstere und imposante Bilder — und dann wieder die ärgsten, körnatzten unwahrscheinlichkeiten, so zu reden, plumpes Verfahren in Anwendung der Mittel, daß das Stück an vielen Stellen eine Knabenarbeit zu sein scheint — und mitten ein Stil, der ohne Natürlichkeit, Verdrehtheit und Zuß ist, ein förmliches Hacken von zerstückten Phrasen und zahllosen Interjectionen.

Schließlich über Herrn Hugo noch folgende Bemerkung. Wenn man aus einem Stücke Victor Hugo's kommt, so hat man eine Folge von Tableaux gesehen, die mehr oder minder erschüttert, mit größerem oder geringerem Glück eine Gestalt, eine Leidenschaft gruppirt, aber der eigentliche Gedanke des Stückes, die Seele deffelben, das, was den Dichter begeistert und vermocht hat, es darzustellen in einem Drama, das Geistige, der sittliche Zweck, der ihm vorgeschwebt hat, der spricht gar keine Rede in den Empfindungen und Erinnerungen, und dem Ohre und der Zuschauer. Bilder wie dann das Stück gedreht, und Herr Hugo verstellt kann nicht, es hat einen Vorsatz zu begleiten, die in der Regel sehr schön ist, und in der er sich bethätigt, daß er nicht verstanden werden soll; durch eine solche Vorrede giebt er dann, so zu sagen, seinem Werke die Seele, die, dem Kuschein nach, dazu gehört hatte ohne doch wenigstens abhanden gekommen war. Also dünkt, daß ein dramatischer Dichter, der mit künstlichen Anstrengungen eine Scheere sichtbar dem Auge, um über den Gedanken und die Tendenz seines Stückes das Publikum aufzuklären, une sein eigenes Verdammungs-Urtheil damit schreibt. Denn wer zur Menge, zu einem Publikum spricht, dessen erste Pflicht ist es, verständlich zu reden und seine Ideen nicht in Räthseln zu geben.

Charterton, von Herrn Alfred de Vigny, bietet einen Harlen Kontrast zu Dumas' und Hugo's Stücken; alles Pomphafte, alles äußere Prunk, ist hier von der Hand gewiesen und streng vermieden, und die höchste Einfachheit in der Scenerie befolgt. Wir müssen es Herrn de Vigny ausdrücklich Dank wissen, daß er das Drama, das in Wort und Schmuck der Gedanken so reich ist, nicht durch äußere Hülfe und reinerem Prinzipien vindizirt hat, daß er es vorgezogen hat, nur die Situation der Seele zu schildern, als die Convulsionen des Leibes der uns zu produziren, mit einem Wort, daß er lieber unsere Intelligenz und unser Gefühl, als unsere Sinne und unsere Nerven in Anspruch genommen. Möge Herr de Vigny, dem der Erfolg, der seinem Talente zu Theil geworden, ermuthigt, auf seiner Bahn, die er sich mehr wollig neu gebrochen, verharren; vielleicht, daß sein Beispiel unseren dramatischen Schriftstellern zu der förderlichen Einsicht behilft, daß Werke, die nach Dauer ringen, nicht Gebilden des Fiebers sein dürfen, sondern aus geistiger Sammlung hervorgehen müssen, denn nur diese machen es dem Dichter möglich, in die tragischen Tiefen des menschlichen Herzens zu dringen

Man hat gesagt, daß durch die Talente der Herren A. Dumas, M. Hugo und A. de Vigny verwöhnt würden: die Handlung, das Schauspiel und der Gedanke, und daß, wenn sich diese drei Typen einmal in einem Naturell zusammenfänden, wie uns eines vollkommenen dramatischen Dichters eintreten würden. Sey dem wie ihm wolle, die drei Worte: Handlung, Schauspiel, Gedanke, können als die charakteristischen für das eigenthümlich hervorstechende Verdienst eines jeden der drei Dichter angesehen werden.

In dem Moment, wo ich dies schreibe, ist der Den Juan d'Autria von Herrn C. Delavigne, gerade auf der Höhe seines Triumphes. Der Verfasser hat diesmal den feinsten Lieblingsthemen verlassen und seine Kräfte dem vertrauterem zugänglicheren Reizen der Prosa verbunden wollen. Sämmtliche Stücke des Herrn Delavigne sind unter ausdauernden Beifall aufgeführt worden, nur eines: die Prinzessin Aurelie, ausgenommen; und fast alle, was noch seltener ist, haben sich auf dem Repertoir erhalten. Uns nimmt das unterordentliche Glück keinen Augenblick Wunder. Denn erstens war es gewissermaßen eine Pflicht des Publikums, Herrn C. Delavigne eine ähnliche Achtung zu widmen, wie er sie dem Publikum bewiesen, indem er uns immer vollkommen gefeilte und geweissendich ausgearbeitete Stücke vorlegte. Auch mußte man der Eleganz seiner Versifikation, die oft, bei minderer Rundung und stärkerer Koketterie, seelisch an Voltaire's erinnert, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Uebrigens aber, müssen wir sagen, ist Herr Delavigne nur mit mittelmäßigen Gaben für die Bühne ausgestattet; er kann sich wenig mit Aler. Dumas an Geist und Feuer, noch mit Victor Hugo an Einbildungskraft, noch mit Alfred de Vigny an Kraft und Naivetät der Empfindung und Anschauung messen. Also, und diese Mittelmäßigkeit der Gaben selber ist ihm förderlich gewesen. Frei von der unheimlichen Gewalt, die die Kraft einer machtvoll veranlagten Gabe auf den Schriftsteller ausübt, von dem Uebergewicht eines bestimmten Vermögens, das er baggen bei Menschen zweiter Klasse, die er besitzt, in ein harmonisches Ganzes zu verschmelzen gewußt; — er weiß, so zu sagen, sein Publikum in eine Atmosphäre zu versetzen, die nur mäßig erhellt und den mittlerer Temperatur ist — und gerade dies erweicht ihm den lautesten und anhaltendsten Beifall der Menge, die mäßige Erschütterungen lieber hat, als elektrische Schläge. Ja, was noch mehr sagen will, Herr C. Delavigne hat den Geschmack des Publikums bei seinen Lesern mit der Geschicklichkeit eines vollendeten Hofmannes zu Rathe gezogen. Anfangs mit der alten Schule als Kampfgenosse verbündet, hat er sich nach und nach immer mehr von ihr zurückgezogen und die Ersetze der neuen zur Nichtschone seines Verfahrens gewandt. Sein Ludwig XI. war der erste Schritt, den er außerhalb der klassischen Bahn that; in dem Kinder-Königs verfolgte er den neu eingeschlagenen Weg, und in seinem Don Juan d'Autria ist sein Abfall von der alten Schule vollkommen deklarirt. Doch um diesen inneren Entwicklungsgang der Autoren bekümmert sich unser Publikum nicht. Es beklatscht oder zischt ein Stück aus, ohne danach zu fragen, ob es Aristoteles oder Shakespeare ist, durch den es sich gelangweilt oder entzückt fühlt. Im Ganzen genommen, ist Herr C. Delavigne von allen unseren dramatischen Schriftstellern der eleganteste, der geschickteste und der glücklichste: er ist ein Paul Delaroche des Theatres.

(Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:

Amertumma et Consolations. Par Leger Noël. 7½ Fr.
Le Banian. Par Edouard Corbière. 2 Bde. 15 Fr.
Comme on gale sa Vie. Esquisses de moeurs. Par Auguste Ricard et Marie Aycard. 5 Bdchen. 15 Fr.
Les derniers Bretons. Par E. Souvestre Ab. I. und II. 2 Bde. 15 Fr.
Les Etudiens à Paris. Scènes contemporaines. Par E. M. R... 7 Fr.
La Famille du Voleur. Par le baron Lamothe-Langon. 2 Bde. 15 Fr.

Nord-Amerika.

Throne Power's Skizzen aus Amerika. *)

Wer in diesem Buche politische Erörterungen sucht, der täuscht sich; wer seine Lust daran findet, auf die Amerikaner schimpfen zu hören, der findet sie darin nicht befriedigt; — wem es aber nur um harmlose gemüthliche Unterhaltung zu thun ist, der wird bei der Lektüre dieser Skizzen seine Rechnung finden. Zur Probe begleiten wir den Verfasser den paar hundert Schritte weit auf dem Wege nach Bortwetown:

„Die ersten paar Miles machten wir in einem sehr engen Paße zu rücktigen. Die Wagenzeleise waren hier über einen Fuß tief, und zu beiden Seiten des Weges standen dichtbelaubte Bäume mit niedrigen Aesten, so daß mein Gesährte und ich auf unserer Bank sehn mußten, wenn wir nicht zerschlagene Köpfe davontragen wollten. Wie sahen uns mit Schaudern nach der großen Landstraße um, die wir durchkreuzen verschiedene, und noch ein Stück Wegs zurück; und als wir sie, unter unserem Laubdach hervorschlüpfend, endlich erreichten, war unsere Laune nur wenig verbessert; wie verdin die Köpfe, so schwedten jetzt die Hälfte in Gefahr. Wir hatten zwar weit größeren Raum und konnten uns die Wagenzeleise nach Gefallen ausfuchen; aber alle waren so tief, wie sie zurückgingen. An einigen Stellen war der Weg nach allen Richtungen tief durchfurcht, und das Eis hatte die Ränder der Geleise in solchem Grade glatt, daß ich erwartete, mein Freund, der den Pivoten machte, werde vom Kutschersitz herabstürzen. Aber weit gefehlt! Er krauerte durch alle Hindernisse so fortdauernd, wie der Wind, der durch die dreisten Zügel in seinen Händen pfiff.

„Einmal kamen wir zu einer Stelle, wo es unmöglich war, vorwärts zu kommen. Unser Pilot sah sich einen Augenblick um, wendete alsdann den Wagen gegen die Anhöhe zur Rechten, bedeutete die Kleper ein wenig mit der Peitsche und gelangte glücklich hinauf. Jetzt ging es wohl hundert Schritte weit den Gebirgs von wege als hohen Mauerhöhe, bis wir an dem unbedeckten Stücke der Chaussee wieder waren. Dann fuschirte er wieder kaltblütig die Anhöhe hinab. Jedes der übrigen Gespanne war eben so glücklich unseren Beispiel gefolgt. Dies ganze Manöver hatte ein gar übrisches Ansehen; und doch war es sehr klug ausgeführt, obgleich dem Kutscher, außer der Tressen und einer Schweinespeitsche, kein anderes Zwangmittel zu Gebote stand. Je

*) Impressions of America. 2 Bände. London. 1836.

öfter ich diese wunderlichen Kutscher sehe, desto besser gefallen sie mir; so wenig auch ihr Aeußeres verspricht, so bekümpfen sie doch der Schwierigkeiten ihres Berufes mit eben so viel Muth als Klugheit. — In einem engen Paß auf dem Wege zwischen Albany und New-York begegnete ein abwärts fahrender Kutscher, daß ihm ein anderer Wagen entgegenkam. Der schlüpfrige Weg hatte ein gefährliches Zusammenstoßen beider Fuhrwerke unvermeidlich gemacht. Voll Geistesgegenwart lenkte der Kutscher seine Pferde dem nahen Ufer zu und jagte nun den steilen Abhang von mehr als hundert Fuß hinab in das Bette des Mississippi. Er rettete auf diese Weise die Passagiere beider Fuhrwerke; mußte aber seine Kutsche und eines von den Pferden aufopfern. Der entschlossene Kutscher erhielt eine öffentliche Belohnung."

Zu der Gegend von Boston macht uns der Verfasser mit närrischem Volke bekannt. Einst tritt er in Gesellschaft nach einem Hause, wo man vortrefflichen Wildbraten essen konnte. Auf diesem Stitte verlor aber sein Pferd zwei Hufeisen.

„Als ich in den Hofraum gekommen war, ließ ich den Wirth zu mir rufen. Bald erschien ein Mann von munterem und geschäftigem Aussehen, mit dem ich folgendes Gespräch anknüpfte;

„Ist vielleicht hier in der Nachbarschaft eine Schmiede, guter Freund?" — „„Wie wird ich nicht sere, so haben wir einen oder zwei Grobschmiede."" — „Wie weit ist die nächste Schmiede von hier?" — „„Das kann ich nicht sagen; sie mag ungefähr eine halbe Meile abliegen."" — „Könnt Ihr mein Pferd zu ihr hingehen lassen, damit es beschlagen werde?" — „„Das wird nicht gehen, ich muß' es denn selbst hindringen."" — „Wollt Ihr mir diesen Gefallen thun?" — „„Das kann ich für's erste noch nicht wissen; mit der Zeit ist es vielleicht möglich."" — „Warum könnt Ihr das aber nicht? Ich will Euch für Mühe belohnen. Wollt Ihr wohl Euch" — „„Ich gehe, und gar nichts, mein Herr! Ich habe nichts dawider, Ihnen diesen Gefallen zu thun. — Aber, schauen Sie, ich muß auch einen Gentleman haben, der nach meinen Pferden sieht, dieweil ich gehe.""

„Nachdem wir uns über den sonderbaren Kerl satt gelacht hatten, sah ich mich nach dem verlangten „andern Gentleman" um und hatte das Glück, recht bald einen Tangenichts zu finden, der mir Pferde und unseres Gentleman Wirthe fütterte, während dieser meinen Klepper nach der Schmiede führte."

In den Gebirgs-Regionen der Vereinigten Staaten entdeckt Herr Power eben so wohl exotische als einheimische Pflanzen, dahin gehört unter Anderen das peitschenähnliche Paar auf kurzer Stil.

„Das Kruzifix dieser zwei Eheleute hatte viel Sonderbares. Als sie auf der festgen Platform Halt machten, um ein wenig auszuschnaufen, trat ich herzu und betrachtete sie genauer. Die Frau war ein kleines Geschöpf in einem altmodischen geblümten Rocke mit kurzen und knappen Aermeln: sie trug ein paar verwitterte schwarzlederne Handschuhe und ein sehr rothes Halstuch um ihren Hals. In ihren Händen hielt sie die kleine Schnallen aus Bronze; in der rechten Hand hielt sie einen tüchtigen Wanderstab, und an ihrem linken Arme hing ein Körbchen, in dem eine zusammengerollte Katze lag, mit der sie halb Französisch und halb Englisch plauderte. Der Mann war eine alte Auf-Lusa-Kinds, etwas gebeugt vor Alter, aber von martialischen Ansehen. Sein weißes rückwärts gekämmtes Haar hatte viel Aehnlichkeit mit dem Hintertheile. Er trug einen langen Oberrock, der, wenn er für ihn gemacht war, eine bedeutende Absahme seiner ehemaligen Persyherie bekundete; denn dieser Rock hing ihm ganz lose um den Körper. Ein sehr breitkrämpiger Hut saß schief auf seinem Kopfe; und er klopfte sich auf einen gewaltigen Knäuppel. Ich gestehe dieses wunderliche Ehepaar: die Dame verbeugte sich mit ungemeiner Grazie, und ihr Mann sagte mir in sehr auffallendem dem Accente guten Tag. Ich streichelte die Katze im Korbe und tichtete ein paar Französische Worte an sie. Die alte Dame wurde vor Freude faß närrisch, als sie mich Französisch sprechen hörte: sie rief ein Mal über das andere Mal: O ciel! mon dieu! quel plaisir! und wurde vielleicht noch so rasend, wenn sie gewußt hätte, daß ich Deutscher wäre. „Meine arme kleine Frau!" sprach der alte Riese, während sich neben ihm bertief, um mit seinen enormen Beinen gleichen Schritt zu halten, „meine arme kleine Frau ist heute überglücklich, weil ein Gentleman sie in ihrer Muttersprache angeredet hat. Sind sie nicht selbst ein Franzose, mein Herr?" — „„Nein!"" — „Nicht? so lächelnd; „„wohl aber möchte ich Sie für einen Franzosen halten, da Sie mir eben ein so feines Kompliment machen."" — „Nein, werther Herr, ich bin von Geburt und Erziehung ein Yankee; ich wurde zum Schiffs-Zimmermann erzogen und bin jetzt ein gewöhnlicher Haus-Zimmermann." — „„Sie sprechen aber das Englische so geläufig, als wenn Sie ein Engländer; wie kommt das?""

„Ich lebe nun schon vierzig Jahre in diesem guten Lande und habe bessere Fortschritte gemacht, als mein Frauchen, obgleich sie aus jede guter Familie ist." — „„Madame ist wohl keine Yankin?"" — „Nein, mein Herr, sie ist aus Paris. Ein Mehrerres habe ich von sie nie erfahren können. Im Winter 1792 sahen wir uns zum ersten Mal: ich war eben auf dem Rückwege von einer Schenke bei Hadre, als ein Knabe mich anging und den Wunsch aussprach, mit mir in die Stadt zu gehen. Wir kamen in's Plaudern, und so erfuhr ich von ihm, daß er zwar Geld, aber keinen Paß hatte und daß möglichst aus Frankreich zu fliehen beabsichtigte. Er war in großer Verlegenheit, wußte sehr und bat mich, ihn zu beschützen; denn er habe keinen Freund mehr auf der Welt. Ich könnte nicht fertig werden, wenn ich Ihnen erzählen wollte, was ich mit diesem Knaben für Noth hatte, ehe er ein Herz faßte, mit mir an Bord zu gehen. Derselbe Kleine sitzt aber jetzt in Ihrem Wagen." — „„Es ist also Ihre Frau!! Aber wann entdeckte sie Ihnen ihr Geschlecht?"" — „Nun, das geschah unwillkürlich, ihre Verzagtheit verriet sie, als wir auf der hohen See waren. Ich hielt aber meine Entdeckung geheim, bis wir Philadelphia erreicht hatten, wo ich sie heirathete. Seitdem wohnten wir in der Niederung von Pennsylvanien ruhig und zufrieden, bis ganz neuerlich." — „„Und was konnte Sie in Ihrem Alter noch bewegen, über die Berge zu gehen?"" — „Mein erster Grund ist der, daß es im Niederlande saß gar keine Arbeit mehr giebt; nun aber habe ich gehört, es würden um Pittsburg neue Gebäude errichtet. Mein anderer Grund ist eine von meinem flattgehabte Wette, bei Gelegenheit der letzten Wahlen. Meine arme Frau entsetzte sich dermaßen über die Beulen und Aufschwungen, die ich aus jenen Haudgemenge davontrug, daß sie nicht eher ruhte, bis wir unsere Zelte abbrachen und dem Orte unseres bisherigen Aufenthaltes den Rücken kehrten."

Zu Pittsburg übergenügt sich Herr Power, daß der alte Geist seiner Bewohner noch fortlebt.

„Ich ritt eines Tages den Monongahela hinauf und besuchte den Schauplatz von Braddock's Niederlage. Die ganze Gegend war gut eingehegt und angebaut. Ein ehrlicher Pachter deutete mir an dieser flachen Stelle als Sicerone, es wäre beträchtlich, zu sehen, mit welchem Feuer dieser Mann jenes unglückliche Scharmützel beschrieb, von dem er zwanzig verschiedene Berichte gelesen zu haben versicherte. — „Es war eine Schande und Schande", sprach er, „daß man die armen Soldaten dem Kommando eines so tölpischen Kerls, wie Braddock, anvertraute. Zwei Kompagnieen Britischer Grenadiere hätten diese Franzosen und Indier Stunde mit Hand und Fuß aufgefressen." — Auf einem Umweg über den Graben gelegt wären. So aber führte man sie schnurgerade den im hohen Grase verstecken Kanonen entgegen und opferte sie wie Schlachtvieh! Infame Dummheit!" Hier schlug er mit dem Hute an sein Knie und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Nun, mein werther Herr", rief er plötzlich aus, indem er mich, indem ich zu Pferde saß, krampfhaft am Beine packte, „nun nun schauen Sie einmal den kleinen Hügel da rechter Hand! Dieser Fleck war noch nicht gesäubert, und eine Menge gefallter Bäume lagen dort herum. Washington schickte eine Compagnie Virginier dahin, lauter Kerle, von denen Jeder seinen Mann auf achthundert Schritt wegbolzen konnte, und dazu hatten sie den Vortheil, daß sie hinter poltirt waren, als die Französischen Kröten. Aber der ewig verwünschte Braddock war blind und taub zugleich; er sah die Virginier für Feinde an und ließ unter sie feuern, so daß mehr als die Hälfte von ihnen auf dem Platze blieben. Es widerstehe ihm übrigens die unverdiente Ehre, von einer feindlichen Kugel getroffen zu werden und in einer Gesellschaft zu sterben, die besser war, als er."

Mannigfaltiges.

— Charles Lamb und seine Schwester. Bei einem Frühstück im Temple traf Herr Willis mit Charles Lamb und dessen Schwester zusammen. Die Details dieses Zusammentreffens übergehen wir nur die Schilderung dieses anmuthigen seinen leider verstorbenen Schriftstellers und seiner Schwester Bridget mittheilen: „Endlich ward an die Thüre geklopft, und es erschien ein Herr in schwarzen Beinkleidern und Stiefeletten, klein und mager von Person, sein Kopf gedankenvoll nach vorn gesenkt, das Haar schon etwas mit Grau untermischt, das Auge tief und dunkel, eine Nervosität und ein Mund, der sich nicht verschreiben läßt, denn ich konnte nicht darüber in's Klare kommen, ob er mehr Humor ausdrückte, als Gefühl, mehr Gutmüthigkeit als wunderliche Reizbarkeit, aber was sonst von jwanzig verschiedenen Empfindungen, die wechselsweise über ihn hinflogen. Seine Schwester, deren literarischer Ruf auf's engste mit dem seinen Bruders verknüpft ist, und die als Originalin der „Bridget Elia" gewissermaßen ein Gegenstand von literarischem Interesse ist, trat nach ihm herein. Sie ist von schmächtiger, gebeugter Gestalt, offenbar ein Opfer der Krankheit, und hört sehr schwer. Ihr Gesicht muß, so schien es mir, einmal hübsch und sein gewesen sein, und ihr breites graues Auge ist noch voll Geist und Feuer. Sie schienen Beide an der Wiederung unseres Freundes wie zu Hause, und da weiter Niemand erwartet wurde, so setzten wir uns sogleich um den Frühstücks-Tisch. Ich hatte für Miß Lamb einen großen Lebensdank herauszubeißen. — „Ihre Mutter, Mary"", sagte Lamb, indem er ihn mit komischem Ernst hinwegzog. „„es steht aus, als sollte Du Die einen Zahn ausziehen lassen."" — Die Unterhaltung drehte sich meist um Literatur-Angelegenheiten. Unser Wirth und sein Gast hatten sich seit einigen Wochen nicht gesprochen und hatten einander viel von ihren gegenseitigen Freunden zu erzählen. Dabei hatte ich vielleicht gerade bessere Gelegenheit, den Autor recht zu beobachten, denn die Rede, wie er sich über sie äußerte, und der seine Humor, womit er sich hörer den Einen beklagte und von dem Anderen Lauts sprach, war so ganz im Tone seiner unnachahmlichen Schriften, daß ich mir hätte einbilden können, ich höre ihn laut eine neue „Elia"") dichten. Es läßt sich nichts Köstlicheres denken, als die herzliche Freundlichkeit zwischen Bruder und Schwester, obgleich Lamb ihre Taubheit fortwährend kannte, um sie mit dem merkwürdigsten Ernst bei Allem, was im Gespräch vorkam, zu mobiliziren. — „Die arme Mary"", sagte er, — „sie hört Alles von einem Epigramm, mit die Spitze nicht."" — „Was sagst Du von mir, Charles?" fragte sie. — „„Herr Willis"", versetzte er mit gebehmer Stimme, — „bewundert Deine „Bekenntnisse eines Trunkenboldes" ausserordentlich, und ich sage ihm, Du verdanktest Deine Erfahrung in dieser Sache nicht Die selbst."" Wir hatten vor einer halben Stunde von jener bewundernswerthen Abhandlung gesprochen, die sein eigenes Werk ist."

*) „Elia's Versuche", so heißen bekanntlich die poetischen Essays Charles Lamb's, von denen wir bereits mehrere in diesen Blättern mitgetheilt haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Freitag den 26. Februar 1836.

England.

Die Englische Literatur im Jahre 1835.

(Nach dem Atlas.)

Die Geschichte der literarischen Erzeugnisse eines einzigen Jahres giebt nur einen sehr kleinen Maaßstab für die Fortschritte des Geistes ab; die Erzeugnisse selcher Jahre sind kaum ein einziger Stein in dem Gebäuder der Wissenschaft, kaum ein einziges Blättchen am Baume der Erkenntniß. Diese nun zusammenstellen und allgemeine Folgerungen daraus ziehen zu wollen, könnte ein Unternehmen scyn, welches mehr Scharfsinn bei der Entwerfung des Planes darlegen, als Mühen in der Ausführung bringen kann. Die Wirkungen und Einflüsse der geistigen Bewegungen schreiten still und langsam vorwärts; aus ihrem Lichte entströmt nicht gleich bei der Entstehung, wie dem physischen Lichte, der sichtbare wohlthätige Strahl, und sie bedürfen der Zeit, um sich Eingang in die Gesellschaft zu verschaffen. Vieles, oder vielmehr das Meiste, erhält sich zu auch nur wenig Augenblicke und sinkt schnell in das Grab des Nichts zurück, aus welchem es eben hervorgegangen ist. Die treue Zeichnung des Charakters der Literatur eines Jahres muß demnach darin bestehen, daß man mehr die Wirkung als die Ursache vor Augen hält, daß man jede Stufe als eine neue Schöpfung betrachtet, die mehr dazu beiträumt ist, auf die Zukunft, als auf uns selbst Eindruck zu machen. Der Genius, welcher bleibend ist, macht Eindruck, nicht der Genius einer Stunde. Wenn wir also von der Literatur der Zeitgenossen sprechen, müssen wir gewissermaßen die Pflicht des Propheten üben und in dasjenige Gebiet hinüberschauen, welches kommende Erlöser erst einnehmen werden. Nach diesem Grundsatze begnügen wir uns, eine Uebersicht treffen zu geben, was das vergangene Jahr Wichtiges und von bleibendem Verdienste geliefert hat.

Das Publikum hat weiter keinen Schlüssel zu den literarischen Schätzen Englands, als Brnt's Katalog, welcher die Namen der meisten der Beachtung werthen Bücher enthält, die bei den verschiedenen Vertegern Großbritanniens erschienen sind; da aber in dieser Verzeichnisse bloße Namen angegeben sind, so muß es dem Leser überlassen bleiben, die Massen wissenschaftlich zu ordnen und sich erst mit jedem einzelnen Werke bekannt zu machen, ehe er sich ein klares Urtheil über die gemachten Forschrite in Wissenschaft und Kunst bilden kann. Und wie wäre das auch leicht möglich? Nur ein mit außerordentlichem Scharfsinne begabter Mann würde solchen Unternehmen gewachsen seyn, und erst dann, wenn er mit dem bisher Geleisteten immer in ununterbrochener Verbindung gestanden hat. Der Nutzen einer wissenschaftlichen Uebersicht, in welcher die vorzüglichsten Erscheinungen vorgeführt werden, ist also klar, und wir dürfen hoffen, daß sie unseren Lesern nicht ganz unwillkommen ist.

Die erste Stelle, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist die Reihe der Geschichtswerke. Wir sind sehr reich an historischen Werken, und zwar an solchen, mit denen sich kein Werk der Auslandes, wenn wir die vielen trefflichen philosophischen Abhandlungen Deutschlands ausnehmen, messen kann. Hume, Gibbon, Lingard, Robertson, Turner und andere sind Namen, die kein anderes Land aufweisen hat*). Doch sind trotz dieser Reichthume noch manche Lücken in der Geschichte der Nationen anzufüllen, manche Welke von Zweifeln und Irrthümern muß noch zerstreut werden, die das reine Licht der Wahrheit verhüllt; und es gewährt daher eine freudige Genugthuung, daß dieses Jahr sehr werthvolle Beiträge zur Aufhellung historischer Zweifel geliefert hat. Die Geschichte Englands ist von dem Englischen Herrn Hughes bis zu Georg III. fortgesetzt. Sie ist in einem fließenden, sichtvollen Stil abgefaßt, und wenn wir an einigen Stellen die Ansichten des Verfassers nicht unterschreiben möchten, so dürfen wir doch offen bekennen, daß er überall das Streben nach Unparteilichkeit verräth, und daß sein Scharfsinn, der gar keine leichte Aufgabe hatte, das gute Vertrauen einflößt. Thomas Moore's Geschichte von Irland ist ein Werk von mehr als gewöhnlichem Fleiße, in welchem viele Irrthümer in den Werken O'Brien's, Leland's, O'Halloran's und anderer fabelhafter Chronisten aufgedeckt und berichtigt worden. Bei der Geschichte Englands müssen wir auch die der von England abhängigen Länder erwähnen. Die Geschichte der Britischen Kolonien, von R. M. Martin, ist ein fleißiges Werk. Das Unternehmen war riesenhaft, diesem Chaos eine Gestalt zu geben, und Herr Martin hat viele Jahre daran gewendet. Doch darf man nicht verschweigen, daß dem Verfasser eine klare Anordnung und durchgeführter innerer Zusammenhang nicht gelungen ist. Die Schwierigkeit, so viele Materialien beherrschen zu können, und der Mangel an Vorarbeiten waren schon Hinderniß genug; der Verfasser hat viele Jahre mit der Herbeischaffung und Sammlung des Stoffes zugebracht, aber nicht hinreichende Zeit, diesen Stoff zu ordnen und darüber ruhig nachzudenken, sich vergönnt. Viele Nachlässigkeiten im Stile deuten auch die Uebereilung, mit welcher der Verfasser sein Unternehmen ausführen wollte. Demnach ist das Werk ein merkwürdiges Beispiel von Fleiß und Talent, trotz der Ueberladung mit nichtssagenden Einzelheiten und abschweifenden Betrachtungen, eine Grundlage für kommende, denkender Historiker seyn wird. Herr Martin hat mit unermüdlicher Thätigkeit das Holz auf dem unkultivirten Boden gefällt und ihn von Steinen gereinigt, Andere aber werden darauf säen und ärnten. Von gleichem Charakter, doch besserer Anordnung ist Graham's Geschichte der Vereinigten Staaten. Das hauptverdienst des Buches ist eine geschickte Compilation aus vielen zerstreuten Quellen. Es giebt eine Erzählung von der Entstehung der Staaten und dem Fortschreiten seit den früheften Niederlassungen bis zur Vereinigung der Staaten durch die Union. Es stellt die Thatsachen klar, ohne Voreiebtheit und Unterschätzung dar. Einen anderen Theil des Verdienstes wird ein umfangreiches und höheres Werk, dessen Gegenstand uns noch zu nahe liegt, um eine Prüfung mit nüchternem Urtheile vornehmen zu können. Alison's Geschichte der Französischen Revolution ist das ausführlichste Werk dieser Art. Mit dem unverkennbarsten Geschicklichkeit stellt der Verfasser alle Thatsachen, mit der genauesten Begründung in Verbindung stehenden Umstände zusammen und vor die Augen des Lesers, ohne die Darstellung zu übertreiben. Allein alle Vorzüge des Fleißes und glücklicher Analyse der Thatsachen treten in den Hintergrund, weil der Verfasser sein Urtheil seiner Parteisucht aufgeopfert hat. Dunham's Geschichte des Deutschen Reiches hat alle Vorzüge des vorigen Werkes, aber keinen seiner Fehler. Wir können sein Lesen bestens empfehlen. Über diese Feudalstaaten, die einst so großen Raum und Einfluß in Europa behaupteten. Die Darstellung ist ungezwungen und gefällig. Doch die wichtigsten historischen Erscheinungen sind: Thirlwall's Geschichte Griechenlands und die zum Gebrauch für Schulen bestimmte, aber höhere Ansprüche habende Geschichte Roms von Keightley. Thirlwall's Werk ist ein Meisterstück von Gelehrsamkeit, ist mit ausgezeichneter Klarheit geschrieben und behandelt auf jeder Seite die umfassenden Kenntnisse des Verfassers.**) Die Geschichte Roms ist auch ein Werk von Belrauung, in welchem der Verfasser mit Einsicht die Untersuchungen Niebuhr's benutzt hat. Niebuhr's, diesen Untersuchungen in so hohem Grade die Alterthums so viele Licht über die alte Geschichte verbreitet haben, und vermöge deren man von zahlreichen Irrthümern zurückgekommen, die früher für unlengbare Wahrheiten gehalten wurden.***)

Diese flüchtige Skizze der historischen Produktionen mag nur zeigen, daß wir in diesem Zweige wenigstens keine Klafterstrite gemacht haben.

Religions-Philosophie. Mit Ausnahme von Lord Brougham, der natürliche Theologie, ist kein Werk von Interesse in diesem Fache erschienen. Lord Brougham's Abhandlung, die so viele Gegner gefunden hat, ist nur eine Einleitung zu einem größeren Werk Paley's und hat in der That die Erwartungen nicht gerechtfertigt, welche dem Erscheinen des Buches vorhergegangen sind. Erwähnen wollen wir jedoch auch der Bridgewater-Abhandlungen†), als nicht unwichtige Beiträge zur Wissenschaft und Philosophie.

Naturgeschichte. Hier begegnen wir Arbeiten verschiedenen Werthes von Audubon Swainson, Mudie und Jeffe. Die

*) Wohl darf der Brite sich auf diese Namen freu, aber nicht ohne Selbstgefühl darf auch der Deutsche sagen, daß er seit lange den Englischen Mustern nachgestrebt und sie manchmal sogar übertroffen hat. Gatterer, Schlözer, Wagner, Spittler, Meiners nennt die Literatur-Geschichte mit Hochachtung: Mannert, Voigtel, Herren, Wachsler, Wilken, Raumer, Rotteck, Menzel, Luden können mit den Englischen Meistern wohl wetteifern; und welches Land hat einen Johannes von Müller?

**) Thirlwall, Professor zu Cambridge, ist Kenner und dankbarer Verehrer der Deutschen Literatur, aus welcher er Vieles ins Englische übersetzt hat; nämlich die ganze Uebersetzung der Griechischen Geschichte von Thirlwall, der Geschichte Griechenlands fand er auch vielen Beifall in Deutschen Werken, z. B. Wachsmuth, Raschhoff, O. Müller. Das Werk ist für die Londonische Encyclopädie geschrieben, aber es läßt die Forderung, die man an eine Encyclopädie macht, weit hinter sich zurück.

***) Wohl ist Niebuhr ein glänzender Führer, aber die Arbeit des Herrn Keightley würde doch eine einzelige kurz, wenn er nur Niebuhr zum Führer hätte. Seit und neben Niebuhr haben wir andere gewaltige Leistungen in der Römischen Geschichte von Deutscher Hand erhalten, z. B. von Wachsmuth, Raschhoff, Schulze, Hüllmann, und in der neuesten Zeit Drumann's Geschichte Roms, 2 Bände. Auch die Franzosen haben sich in dieser Sache auszeichnet, und Michelet's Namen ist auch über die Gränzen seines Vaterlandes gedrungen.

†) Es heißen bekanntlich die naturgeschichtlich-theologischen Werke, zu deren Honorirung der verstorbene Graf von Bridgewater ansehnliche Preise in seinem Testamente ausgesetzt hat.

Digitized by Google

Biographie der Vögel von Audubon ist ein unsterbliches Werk; von allen Seiten betrachtet, läßt der Verfasser seine Vorgänger weit hinter sich zurück. Der Name Audubon's ist bereits in der ganzen civilisirten Welt mit Ruhm bekannt; die Zeitgenossen haben seine Verdienste um die Wissenschaft anerkannt, und die Zukunft wird mit verwirrten Lobertern seinen Namen lesen.*)
(Schluß folgt.)

Bibliographie.
Smiths English Flora. Fünfter Band. Zweite Abthg. 12 Sh.
Memoirs etc. (Das Leben, die Werke und der Briefwechsel von Sir W. Temple.) Herausgegeben von T. P. Courtenay. 2 Bde.

Frankreich.

Die Französische Literatur im Jahre 1835.
(Schluß.)

IV. Kritik und Literatur-Geschichte.

Wie geben jetzt zur Kritik über — zur Kritik, die noch nie einen so großen Raum in unserer Literatur eingenommen, als seit den letzten fünfzehn Jahren. Es giebt heutzutage wenig namhafte Schriftsteller, die nicht zuerst als Kritiker aufgetreten wären und von Zeit zu Zeit immer wieder einmal sich der Pflege ihres Ruhmes zuwendeten. An jedem Tagesblatte, an jeder periodischen Schrift ist ein kritisches Forum angebaut, das nie leer wird; wer nur eine Lunge und Zunge hat, will hinauf, denn die es nun haben, können ihre Liebe und ihren Haß zu gleich Genüge thun. Doch mit diesem Pöbel der Kritiker haben wir hier nichts zu schaffen; wir haben nur der ersten, der wahrhaft ausgezeichneten Kritiker zu erwähnen und anzugehen, was an wirklich schätzbaren kritischen Werken das Jahr 1835 geliefert hat.

Die verschiedenen Standpuncte und Ausdrucksweisen der Kritik führen wir auf vier Haupt-Unterschiede zurück und theilen die Kritik in die persönliche, in die theoretische, in die gelehrte und in die klassische.

Die Kritik, die ich die persönliche — in einem ausgezeichneten Sinne, als dies Wort in dieser Verbindung wohl gebräuchlich ist — nenne, ist diejenige, die biographisch zu Werke geht, die den Schriftsteller nicht vom Menschen trennt, und den einen durch den anderen faßt und erklärt. Hieraus ist sogleich abzunehmen, daß diese Weise der Kritik nur auf ausgezeichnete Schriftsteller Anwendung erleidet, um verewigten es sich wirklich verlohnt, Mühe und Scharfsinn der Forschung aufzuwenden. Unter der Feder des Herrn Sainte-Beuve hat die persönliche Kritik einen Grad der Vollendung erreicht, wie noch nie zuvor. Um nur von seinen diesjährigen Arbeiten zu reden, bemerken wir, daß seine Arbeiten über Molière, Frau von Staël, Racine de Bigon und Bayle durchaus, was die Feinheit seiner Bemerkungen und die Tiefe seiner Analyse betrifft, nichts zu wünschen übrig lassen — dürfen aber zugleich nicht verhehlen, daß der Styl uns hier und da zu gesucht erscheinen ist; wir haben das Gefühl nicht abzuweisen vermocht, daß er häufig, um nur zu glänzen und aufzufallen, auch Flittern nicht verschmähe.**)

Die theoretische Kritik ist ihrem Wesen nach streng und folgerecht, nüchtern, nüchternlich, abstrakt, ich möchte hinzufügen langweilig, wenn ich nicht fürchtete, in eine Uebertreibung zu gerathen, indem ich meinem Gefühl Worte gebe. Die theoretischen Kritiker ein neues Wort zu Gesicht kommt, hat sie nichts Angelegentlicheres zu thun, als über den darin behandelten Gegenstand vor Allem ihre Ansichten auseinanderzusetzen, den Verfasser zu erklären, das Anlage und Plan seines Buches vorlesbt feyen, daß er das schönste Sujet von der Welt durch ungeschickte Behandlung verdorben habe, und das Ende vom Liede sey, daß man sich in Klagen über die Schwäche, Unfähigkeit und Talentlosigkeit der heutigen Schriftsteller ergeht. Die meisten theoretischen Kritiker verfahren durchschnittlich so, wie wir geschildert. Allerdings giebt es auch unter ihnen Männer von Geist. Einsicht und philosophischer Bildung; aber so wie diese Weise des Kritisirens von untergeordneten Geistern ausgeübt wird, ist sie sogleich eben so unausstehlich als lächerlich. Meiner Ansicht nach besteht der größte Fehler der theoretischen Kritik darin, daß sie gerade um des Uebertreibens ihrer Ansprüche willen völlig unwirksam wird. Man deckt die Fehler und Mängel eines Autors auf: er kann sie vielleicht verbessern; man zeige ihm in seinem Buche einen Fleck, der es entstellt: er kann ihn noch vertilgen; aber wenn man sein ganzes Buch über den Haufen wirft, es um und um dreht, von ihm verlangt, er solle sein Genie nun gerade so walten lassen, wie man ihm vorschreibt, es nach dem Muster, das man ihm vorhält, modeln — so wird eine solche Kritik von jedem Autor unbedingt von der Hand gewiesen und auch nicht einmal im Einzelnen angenommen; gerade das also, was sie soll, nämlich den Autor fördern, das thut sie nicht und verfehlt also offenbar ihren Zweck.

Als die ausgezeichnetsten unter den theoretischen Kritikern nennen wir die Herren Gustave Planche und Granier de Cassagnac, zwei Schriftsteller, die nur in diesem einzigen Punkte in einer Beziehung zu einander stehen.

Eine dritte Klasse von Kritikern ist, wie gesagt, die der gelehrten. Wenn der gelehrte Kritiker von einem Werke Bericht erstattet, so beginnt er damit, daß er die Quellen aufsucht, aus denen der Autor geschöpft hat, daß er die Materialien angiebt, sowohl die, welche er für sein Werk benutzt, als diejenigen, die er dasür zu verwenden verstanden hat; hierauf folgt das genaue Vergleichnß derjenigen historischen, die den nämlichen Gegenstand behandelt haben, und die Beurtheilung ihrer respektiven Meriten; da aus Ganze kommt dann noch eine Würze von mehr oder minder passenden Anekdoten. Erst dann, wenn diese gelehrte Bagage vorübergezogen ist, was dann von Raum übrig bleibt — das heißt, wenn überhaupt noch welcher übrig bleibt —, gehört dem Werke, von dem eigentlich die Rede ist. Die gelehrte Kritik hat vielfache Anfechtungen von Seiten des Witzes zu erleiden gehabt; aber kein Spott, keine Satire ist im Stande gewesen, ihr die Gunst des Publikums, deren sie sich in hohem Maaße erfreut, zu entziehen. Und wie sollte es auch anders seyn, wenn sie im ersten Gliede repräsentirt wird von Männern, wie Charles Nodier, Lord Normans, Philarète Chasles u. A. Das Publikum versteht sein Interesse sehr gut; bei der Flut von Büchern, mit der es täglich überschüttet wird, hat es sich vor Allem an die Männer zu halten und denen zugethan zu bleiben, die sich immer willig, immer bereit zeigen, es für ein schlechtes Buch durch einen pikanten Artikel zu entschädigen.

Die letzte Weise des Kritisirens nun ist die, die wir die klassische genannt haben, aus dem Grunde, weil sie beinahe die einzige gebräuchliche war, bevor das öffentliche Besprechen die außerordentliche Ausdehnung gewonnen, von der wir Zeugen sind. Die klassische Kritik folgt einem Autor von Blatt zu Blatt, von Kapitel zu Kapitel, von Akt zu Akt, hebt so heraus, was ihr tadelns- und lobenswerth erscheint, und spricht schließlich alles Einzelne in ein Resultat zusammenfassend, ein allgemeines Urtheil über das Buch aus. Diese Weise, sieht, daß der Kritiker sich hier nicht, wie man zu sagen pflegt, aufs hohe Pferd setzt, sich nicht über die Production, die er seiner Prüfung unterwirft, hinausstellt; nicht aufstehen will er sie, will sie nicht selber ganz von machen — sondern er nimmt sie, wie sie ist, ordnet dem Gang seiner Untersuchung dem Gange des Autors, folgt ihm auf, folgt ihm nach und sucht sich vor Allem, um ihn beurtheilen zu können, in das Gebiet, in die Anschauungsweise und Eigenthümlichkeit des Schriftstellers zu versetzen. Diese Weise der Kritik ist offenbar die beste und zweckmäßigste — nur sie sollte Kritik heißen; sie ist zugleich die bescheidenste und dabei gerade diejenige, die von unseren gelehrten Schriftstellern fast immer angeübt worden ist. Solcher Art war die Kritik Voltaire's, Marmontel's, La Harpe's, Duffaut's u. A., als der wüthigste Nachfolger der Grenouiten in dieser Hinsicht ist gegenwärtig Herr Nisard anzugeben, dessen Talent wir weiter unten charakterisiren werden.

Ich werde gewahr, daß einer unserer ausgezeichnetsten und unbedingt verschworste aller unserer Kritiker in seiner der angegebenen Klassen noch nicht, nämlich Herr Jules Janin. Dies rührt daher, weil es fast unmöglich ist, die Flut von Aufsätzen, mit der Herr Janin fast alle Journale und periodische Schriften versorgt, auf irgend ein bestimmtes System zurückzuführen oder unter eine Klasse zu bringen. Unterrichtet wissen wir auch fast von ihm nur, verlangt Ihn, wenn wir seinen Champagnerschäumen, der sich über alle Erscheinungen der Zeit ergießt, der Analyse unterwerfen, ihm nachfolgen sollten in alle seine Spitze und Phantasieen, in alle seine Redereien und Thorheiten, diesem beweglichen immer regen Geist; wir beschränken uns darauf, Herrn Janin zu skizziren, wie er im Journal des Debats, wo er eigentlich seine Domainenritter aufgeschlagen hat, sich zeigt, es, nämlich wöchentlich, sämmtlichen Schriftstellern, die sich dem Baudeville und dem Melodrama gewidmet, Audienz. Hat er Lust, einen derselben zu verunreinigen, so verfaßt er nur ein burleskes Inventarium von alle dem, was das Stück, welches so unglücklich war, ihm zu mißfallen, enthält oder auch nicht enthält, denn das Lust auf eins hinaus — und der Verfasser des Stückes wird von ganzen Publikum ausgezischt, er mag machen oder seyn was und wer er will. Beliebt es ihm andererseits, ein dramatisches Werk in Schutz zu nehmen — nichts leichter als das, ruft er aus, Im prachtvoll üppigen Bilderstil des Orients schildert er dann die Wunder der Aufführung und — was eine bedeutende gute Wirkung thut — die Vollkommenheit der Schauspielerinnen. Mit einem Wort, entweder er ladet einen Autor in den Himmel, oder er tritt ihn mit Füßen. Unter welchen Einflüssen diese beiden Pole seiner Kritik stehen, was das bestimmende Prinzip seines Tadels oder vielmehr seiner Verachtung und seiner Bewunderung ist, wollen wir nicht untersuchen, das ist uns, gerade heraus gesagt, zu hoch; nur das dürfen wir uns verschweigen, daß dieser oberste Gerichtshof für das Theater zweiter Klasse, den Herr Janin in seiner Person vereinigt, launisch und wetterwendisch ist zum Ereß und, wie es in den Liede heißt, „mit denen, die noch eben als seine Freunde erschienen, plötzlich umspringt, wie die Katze mit der Maus.“

Sobald Herr Jules Janin sein Erbgerichsb im Journal des Debats verläßt und in die Redeif der Variétés hinaufsteigt, wird er ein Anderer; schon auf der Treppe weiß er Allem, was er sagen, wie er sich benehmen wird, den Anstrich des Gesetzes zu geben; schnell bringt er seine Toilette aus dem theatralischen Zustande, in dem Ihn schon früh begrüßt, in Ordnung; alle festgewachte Possen Räuben rechts und links von ihm bekommen, und der brillante, geistreiche Schriftsteller, der feine Kunstrichter tritt hervor. Wenn Herr Janin immer so wäre, wenn er sein Feuer, seine Kraft nicht in elenden Zeddeln und Scharmützeln mit den Baudeville-Schreibern und Operntext-Fabrikanten vergeudete, wenn er einen würdigen, gewissenhaften Gebrauch von den schönen Gaben, die ihm die Natur verliehen, machen möchte, der Kunst er ein Kleinod werden, seine Widersacher, die ihn schon für stumpf und rostig erklären und behaupten, die Zeit sey nahe, wo sein Versuch mehr wissen werde, daß ein Herr Janin gelebt habe, glänzend zu widerlegen.

Im Gefolge der erwähnten Kritiker befindet sich ein Schwarm von jungen Schriftstellern, deren Talente das Publikum schon anerkannt hat und wovon hält, und die uns gegründete Hoffnung geben, daß seine Lücke, die entstehen könnte, für die Zukunft unausgefüllt, sein Verlust, den uns drohen sollte, unersetzlich bleiben wird. Wir nennen nur diejenigen, die uns gerade gegenwärtig sind, die ihr Terrain Gutzeuil, Leg

*) Audubon ist indessen kein Engländer, sondern ein Nord-Amerikaner, und sein berühmtes Werk gehört also eigentlich gar nicht in eine Uebersicht der Englischen Literatur.

**) Wir werden nächstens, um eine Probe von der Anfassungs- und Darstellungs-Weise des Herrn Sainte-Beuve zu geben, seine kürzliche Kritik Villemain's als Literar-Historikers mittheilen.

Digitized by Google

Geglan, Touffenel, Poujoulat, A. Luchet, F. Pyat, A. Fortoul, A. F. Ozanam.

Unſere Zeitſchriften ſind längſt nicht mehr ausſchließend der literariſchen Kritik gewidmet. Philoſophiſche Aufſätze, Schilderungen der Sittenzuſtände, hiſtoriſche Notizen, Reiſeberichte, dramatiſche Compoſitionen, Novellen, ganze Romane machen gegenwärtig ihre Hauptbeſtandtheile aus; kaum noch ein paar Seiten für die Kritik der Erzeugniſſe des Tages übrig bleiben. Nichts deſto weniger iſt es gerade in den Wochen- und Monatsſchriften, weit mehr als in den täglich erſcheinenden Zeitungen, wo die Kritik ihr ernſt und gewiſſenhaft zugleich und in mäßiger, gejemenener Form. Es führt dies dahin, weil die Bedingungen, unter denen ſie beut in's Leben tritt, günſtigere Art ſind als hier. Sie ſpricht dort zu einem gewöhnteren Publikum, zu einem Kreiſe von aufmerkſamen und gebildeten Leſern, die nicht, ſobald der Reiz des Neuen verflogen iſt, ſchon am zweiten Morgen ſeines Daſeyns das Blatt zu ſchmutzlichem Gebrauche verwenden, ſondern ihm dann in ihrer Bibliothek wohl einen Zufluchtsort gönnen.

Bei ihrer Verpflichtung, die tägliche Lebensbewegung der Literatur zu beobachten, ihr, ſo zu ſagen, beſtändig den Puls zu fühlen und ſtündlich das Wollen ihrer Gründheit anzugeben, kann die Kritik hiervon Theile ihres Amtes nicht lange ſtreifen, ohne oberflächlich genügend; dagegen nichtet ſie, ſobald ſie einigermaßen zu Athem kommt und Muße gewinnt, ihre Blicke auf die Vergangenheit und bringt ſelbſtſtändige Bücher hervor. Das verfloſſene Jahr hat dergleichen mehrere ans Licht gebracht, die ganz ausgezeichnet ſind und, wie wir hoffen, ſich als dauernde Werke erhalten werden.

Herr Ver Louis Reybaud hat in einem ſtarken Bande mit vieler Umſicht und Sachkenntniß die Geſchichte der Inſtitutionen, der Literatur, des Theaters und der ſchönen Künſte in Spanien in einem kurzen aber höchſt klaren und beſtimmten Abriß dargeſtellt. Trotz der engen Gränzen, die ſich ihrer Biarbeit gezogen, iſt ſein Buch, Studien betitelt, doch das vollſtändigſte Werk, welches wir über Spanien, dies Land, auf das gegenwärtig alle Augen gerichtet ſind, beſitzen.

Herrn Riſard's Werk: Ueber die Lateiniſchen Dichter der Zeit des Verfalls, bekundet nicht nur allein auf's neue wieder das bedeutende Talent des Verfaſſers, ſondern iſt zugleich als ein energiſcher Act literariſcher Reform anzuſehen. Für den Schriftſteller, der voll ſo vieler Verdienſtlichkeit die geſchickte Anklage gegen die leichte Literatur erheben, gebührt es ſich, durch die That, durch ein Werk gründlicher und gediegener Geiſtesarbeit gegen die Frivolität und Haltloſigkeit der Modeproduktion zu proteſtiren. Es thut uns wahrhaft Leid, daß der dieſem Artikel zugemeſſene Raum uns nicht vergönnt, auf Herrn Riſard's ſchätzbares Buch näher einzugehen. Wir können nur wünſchen, daß unſere Geiſtesarbeiter mehr Unabhängigkeit verſuchten, ſich ſelbſt zu überzeugen, mit welcher Feinheit der Beobachtung, mit welcher Friſche der Behandlungsweiſe, mit welchem Geſchick, die Gegenſtände von den mannichfaltigſten Seiten her anzufaſſen, Herr Riſard in dem erwähnten Buche das Leben und die Werke des Phädrus, Seneca, Perſius, Martial, Juvenal und Lucan dargeſtellt hat.

Schließlich nennen wir noch unter den genannten Büchern, die das Jahr 1853 gebracht, folgende wier von Deutſchland oder Deutſchen Angelegenheiten und Zuſtänden handelnde Werke rechnen: Jenſeit des Rheins, von Herrn Leminier; — Bemerkungen über politiſche und literariſche Gegenſtände, von Herrn Saint Marc Girardin; eine Sammlung ſeiner geiſtreichen Artikel; — Ueber Deutſchland, von einem Deutſchen Dichter, der ſehr glänzend ſchreibt, deſſen Gedanken aber eben nicht von ſonderlicher Tiefe ſind (mais pensée médiocrement profond); — Studien über Goethe, von Herrn L. Maemier: dieſes Buch hat ſich in Frankreich des Beifalls der periodiſchen Preſſe erfreut.

V. Gelehrte Inſtitute.

Wir haben nun noch einen Blick auf die Inſtitute zu werfen, welche die Franzöſiſche Literatur in offizieller Weiſe repräſentiren.

Das Collège de France hat nach einer Pauſe von einem Jahre ſeine Vorleſungen gegen Ende des Jahres 1853 wieder eröffnet. Um jene Profeſſoren, die Herren Leminier und Ampère der Jüngere, dringt ſich hier die ſtudirende Jugend. Der Erſtere weiß durch den Glanz, die Keckheit und Zudringlichkeit ſeiner Rede und ſeines Vortrages gewagten Theorien und Ideen, die keinen Klarheit und Gehalt wie oben nicht einſtehen möchten, einen Anſchein von Gediegenheit und Großartigkeit zu geben. Der Letztere hat ſeinen tief in ſeinen Unterſuchungen und legt eins ſo ernſte Gelehrſamkeit an den Tag, daß man das Schwerfällige und Peinliche ſeines Vortrages darüber vergißt.

Wenn wir vom Collège de France zu den Amphitheatern der alten Sorbonne übergehen, ſo erſcheint ſich uns unabweislich in der Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit ein Duell bitterer Betrachtungen und herben Bedauerns. Welche Oede in dieſen Sälen, die einſt die leidenſchaftlichſten Schaaren nicht faſſen konnten, die ſich zu Villemain's, Guizot's, Couſin's, Royer-Collard's Vorleſungen drängten. All dieſe berühmten Namen ſtammen gegenwärtig nur noch auf dem Papiere. Wer kargen bekunden ſich doch unter ihren Nachfolgern wenigſtens drei Männer von ſeltenerem Verdienſt: die Herren Jouffroy, Michelet und Saint-Marc Girardin. Jetzt iſt der Lehrſtuhl des Erſteren ein leerer Stuhl; der Zweite iſt zur Normal-Schule übergegangen, und nur der Dritte lehrt noch an der Sorbonne, doch ſo glänzend ſeine Gaben auch ſind — ein Eingeiner kann kein poſſionsmäßiger Erſatz ſeyn für die viele Vorträge. Von allen in der philoſophiſchen Fakultät gegenwärtig angeſtellten Profeſſoren iſt offenbar kein Einziger Herrn Saint-Marc Girardin an Fluß, Anmuth und Zarte der Rede zu vergleichen. Er trägt Geſchichte der Franzöſiſchen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts vor. Aber bei ſeinem Geiſte vermag er nicht, ſich ängſtlich und ſtreit nur innerhalb der angenommenen Gränzen ſeines Gegenſtandes zu halten; wo es geht, durchbricht er. Nach dem Grundſatz: In Jedem Alles, weiß er an die Darſtellung der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts eine Menge philoſophiſcher, religiöſer und politiſcher Themata und Fragen anzuknüpfen und dieſe, wo nicht mit vollkommener Klarheit, doch immer pikant und intereſſant, mit Feuer, Leben und anregendem Geiſte zu behandeln. Seine Vorträge gehen darauf hinaus, den Geiſt ſeiner Zuhörer zu bilden, viel mehr, als ihr Gedächtniß zu bereichern.

Die Académie Française hat dies Jahr zwei neue Mitglieder gewählt, Herrn Scribe, der ſich eine Million durch ſeine Vaudeville zuſammengeſchrieben, und Herrn von Salvandy, der abwechſelnd als Hiſtoriker, Romanſchreiber und Publiziſt aufgetreten. Dieſe Wahlen dünken uns ziemlich unglücklich. Was hat Herrn Scribe's Talent mit der höheren Literatur, die allein die Pforten der Akademie eröffnen ſollte, zu ſchaffen? Und was Herrn von Salvandy betrifft, ſo hat man wohl Gründe und Rechte, ſich zu verwundern. Man iſt ſo weit gegangen, zu behaupten, das neue Wörterbuch wäre viel ſchlechter, als die meiſten derer, die in den Händen des Publikums wären.

Offenbar enthalten dieſe Klagen viel Uebertriebenes und Unbilliges. Aber ſelbſt zugegeben, daß ſie gegründet wären, ſo hätten wir doch die Herausgabe des Wörterbuches von Seiten der Akademie nichtsdeſtoweniger als eine wahre Wohlthat zu betrachten. Denn das Bedürfniß nach einer Autorität, die alle ſich von Tag zu Tag mehrende Zweifel und Streitigkeiten über Schreibweiſe, Bedeutung und Gebrauch der Wörter niederſchlüge und erledigte, auf die man in bedenklichen Fällen recurriren könnte, war in der That ein allgemein geſtühlter. Solche Autorität, ſolche Autorität kann aber nur der erſten literariſchen Körperſchaft der Nation zuerkannt werden. Mögen die Arbeiten Einzelner immerhin vollſtändiger, folgerichtiger ſeyn, als die der Akademie, ſie machen ſie dennoch weder überflüſſig, noch können ſie dieſelbe erſetzen, weil ſie nie Geſetzeskraft zu erlangen vermögen, gerade das, worauf es ankommt und was jene hat.

Schließlich noch einige Worte über 1825. Schöner Hoffnungen ſcheinen und für die Zukunft zu reifen; minder bewegte Tage, freier von Verwerrenheit und Zwieſpalt, ſcheinen heran, und edlere reinere Stimmen, die, ſo lange Geſtümmel und Chaos währen, nicht reden mögen, ſind, wir dürfen es hoffen, genegt, ſich vernehmen zu laſſen. Was kann man nicht erwarten von einem Jahre, deſſen Beginn Herrn von Chateaubriand weihend einführt, dieſer emig ſichere, feſte Stern an unſerem literariſchen Himmel, dem Tummelplatz ſo vieler flüchtiger, ſpurlos vorüberfliegender Meteore!

Louis Accarias.

Bibliographie.

Mémoires et Expériences dans la vie sacerdotale et dans le commerce avec le monde, recueillis dans les années 1813—1834, par Alexandre prince de Hohenlohe. 7 Fr.

Géographie générale comparée. Par Karl Ritter. Th. II. 8 Fr.

Histoire de la découverte d'Amérique, traduite de Tallemand, de Caumont, par E. C. Piton. 6 Fr.

Flore de la Normandie. Par A. de Brisson. Phanérogamie. 3 Fr.

Histoire Naturelle des insectes (hymenoptères). Par M. le comte A. Lepelletier de Saint-Fargeau. Th. I.

Qu'est-ce que la Phrénologie? ou exposé sur la signification et la valeur du système de psycologie en général et celui de Gall en particulier. Par F. Lelut. 7 Fr.

De la Rétraction d'Urine par rétrécissement du conduit urinaire et nouveaux moyens d'y remédier. Par Dumanceau-Durocher.

Rußland.

Ein Blick auf Irkutsk.

Die majeſtätiſche, dem Baikal-See entſpringende Angara, in ihrem raſchen Lauf zwiſchen ſteilen Felſen und herrlichen Thälern dahinſtrömend und ſich mit dem Irkut vereinigend, beſpült von zwei Seiten die Ufer der Stadt Irkutsk; ihre Silberwellen tragen den Abdruck der an den Ufern ſtehenden Häuſer, und in zitternden, durchſichtigen Strahlen wirft ihre ſpiegelnde Oberfläche den Wiederſchein der glänzenden Kirchenkuppeln zurück. Oeſtlich wirft ſich die ſchöne Ida oder Uichakeffka in die Reme der Angara und wird von ihr bis ſenkrechte der Gränze des Gouvernements entführt.

Die zwiſchen den genannten, von drei Seiten beſtoßenden Flüſſen liegende und in Süden von einem Berge, der Gottesackerberg genannt, weil er die Ueberreſte der Abgeſchiedenen in ſich aufnimmt, begränzte Ebene gewährt den Anblick einer auf einzeln Flächenraum von wenigſtens zwei Quadratwerſten ſich ausbreitenden Stadt. Am Ufer der

Digitized by Google

Augara erhebt sich in alterthümlicher Architektur die Kathedrale mit dem dazu gehörenden Seminarium und erzbischöflichen Sitz. Nicht weit davon und an die Kirche zum Erlöser gränzend, die wegen ihrer Bauart als die erste in der Stadt betrachtet wird, bietet ein länge dem Ufer sich hinziehender Boulevard, in dessen Mitte sich ein in Englischem Geschmack angelegter Garten befindet, den beetigen Einwohnern den angenehmsten Spaziergang dar. Auf einem gegenüber liegenden Platz befinden sich Kaufhöfe und offene Buden mit den verschiedenartigsten Waaren, sowohl zur Beförderung der Luxuren der Mode als der gewöhnlichen Bedürfnisse des täglichen Lebens. Die Handels-Thätigkeit soll macht sich an bemerkbarsten im Anfange des Decembers, wo, zu dem alsdann stattfindenden Jahrmarkte, Kaufleute mit ihren Waaren aus dem Innländischen Gouvernement sich einfinden und Leben und Bewegung mitbringen. Die hier aus Kiachta einstreffenden und aus Rußland dahin abgesendeten Waaren-Karawanen machen Jekutsk zum Mittelpunkt dieser gegenseitigen Handels-Verbindungen. — Binnen einer ferneren, zwischen der Wohnung des General-Gouverneurs und der Hauptwache, befindet sich der Parade-Platz, wo Sonntags die Parade mit ihrem Musik-Corps eine Menge Neugieriger versammelt.

Die Straßen sind, mit einigen Ausnahmen, unregelmäßig; sie regelmäßiger zu machen, würde großen Schwierigkeiten unterliegen haben und für die Bewohner sehr drückend geworden seyn. Die Häuser sind größtentheils von Holz und viele nach dem neuesten Geschmack gebaut; zwischen ihnen erheben sich hin und wieder steinerne Häuser, theils für Gerichtsbehörden bestimmt, theils reichen Kaufleuten gehörig. Ein Griechisch-Russischen Kirchen zählt man 16; dann giebt es zwei Klöster, nämlich eines für Mönche, 5 Werste von der Stadt belegen und bekannt unter dem Namen des Woskressenskischen, und eines für Nonnen, das Znamenskische genannt. Außerdem befindet sich in Jekutsk noch eine lutherische und eine katholische Kirche. Die öffentlichen Unterrichts-Anstalten bestehen in einem Gymnasium und einer Schule für Kinder von Kanzlei-Beamten. In der Stadt wird sehr rein und deutlich gesprochen; deutsch kommt zur Zufriedenheit und Wohlstand, und überall die Sorge der Obrigkeit für Ausrechthaltung der Ordnung und guten Einrichtungen.

Die Zahl der Bewohner erstreckt sich auf 20,000; sie zeichnen sich durch Zuvorzigkeit und Gastfreundschaft aus. Ohne von anderen Ständen zu sprechen, muß ich bemerken, daß bei einigen Kaufleuten sich die Grundlagen der Bildung und Verfeinerung der jetzigen Welt zeigen; ihre müßigen Stunden füllen sie hauptsächlich mit Lesen der besten Schriften vaterländischer Literatur aus, und bei mehreren findet man Bibliotheken der neuesten Russischen und fremden Werke. Im Allgemeinen zeichnet sich das hiesige, gastliche Leben durch ungezwungene Höflichkeit und Bildung aus, und die genauere Bekanntschaft mit einigen dieser Familien, von einer Gesellschaft von Kaufleuten in der Nähe der Stadt angelegte Fabriken genannt zu werden; eine derselben, die Talzinskische genannt und 40 Werste von Jekutsk belegen, gewinnt von Jahr zu Jahr eine größere Wichtigkeit. Mit einem Wort, Jekutsk hat Ueberfluß an vielen Erwerbs-Erzeugnissen, einen blühenden Handel, bedeutende Handwerke und verschiedene Fabriken verschiedener Art.

Die Vergnügungen teagen in jeder Jahrezeit einen eigenthümlichen Charakter. Kaum fängt das Frühjahr an, die Natur zu beleben, so sieht man an Feiertagen die Bewohner hauseweise auf dem Boulevard spazieren, wo sie, bei den Tönen einer vortrefflichen Musik, bis zum späten Abend die reguirende Frühlingsluft einathmen. Im Sommer ist das Ufer der Ilschafetka und der Jekut reigend Spaziergänge dar, und in dunklen Gruppen sieht man die Bewohner der Stadt auf den grünenden Rasen unter dem Schatten üppiger Gebüsche gelagert. Melodische Töne von Blase-Instrumenten, vermischt mit Volks-Gesängen, verhallen weit in den Lüften. Alles ist heiter und froh. Wie die Dämmerung eintritt, ziehen die Spaziergehen in langen Reihen zu ihren Wohnungen zurück. Das Einsammeln gewisser Beeren und Pilze im Anfange des Herbstes gebeet auch zu den öffentlichen Belustigungen. Ein großer Theil der Einwohner verläßt dann die Stadt, um unter freiem Himmel, im Dickicht Sibirischer Wälder, vom Morgen bis zum Abend sich mit Einsammeln dieser wildwachsenden Natur-Erzeugnisse zu beschäftigen, und wiederbeeit hat Echo ihre Anstrengungen und Gesänge; Finsterschlüsse geben das Zeichen, daß die Lese beendigt sey, und Alles versammelt sich dann auf einen dazu bestimmten mit Laubhütten geschmückten Platz, um von dort in Masse und jubelnd und singend mit ihren reichen auf Karren geladenen Beute nach Hause zu kehren. Endlich tritt der Winter ein und bringt andere Unterhaltungen. Schöne Equipagen füllen die Straßen der Stadt, und leichte Schlitten mit ihren flüchtigen Rossen durchstreifen die auf der glatt gefrorenen Oberfläche der Uschakoffsta angelegte Rennbahn. Die langen Abende werden durch Privatbälle abgekürzt; unter den Tänzen nimmt die Französische Daudeille den ersten Rang ein; die seltsche Jugend dreht sich unermüdet in Walzern herum; die eingeladen Fäschen der Jekutskischen Schönen schweben leicht dahin auf dem spiegelglatten Boden des glänzend erleuchteten Tanzsaales, angefüllt mit jungen Stutzen und in Juwelen schimmernden Damen. Schnell verfliegt die Zeit, und rest nach Mitternacht denkt man an die Trennung.

Nach Verlauf einiger Jahre läßt sich hoffen, daß Jekutsk bei seiner verwaltzen Thätigkeit, seinem ausgebreiteten Handel, bei zunehmender Aufklärung und unter dem Schutze der Regierung eine der ersten Städten unter Rußlands Städten einnehmen werde, wenn nur Einigkeit und Gemeinsinn, diese alleinigen Bedingungen der Wohlsahrt und des Reichthums der Städte, der immerwährende Zweck der Anstrengungen und des Strebens aller wohlgesinnten Bewohner bleiben. Wir wünschen, diese unsere Hoffnung von einer glücklichen, unter Friede und Ruhe zu erlebenden Zukunft erfüllt zu sehen.

(C. H.)

Mannigfaltiges.

— Englischer und Amerikanischer Regen. Der Verfasser des „Amerikaner in England“ sagt von einem nassen Tage in London: „Es regnete nicht mit solchem Ernst und solcher Kraft, wie in unserem Klima, wo der Regen gewöhnlich einem mit eisterigter Hast abzumachenden Geschäft gleicht, sondern so besonnen und saltblütig, als ob es immer dabei bleiben sollte, ohne sich zu ereifahren.“ Eben dieser Schriftsteller bemerkt, daß in Amerika ein Regenschirm unnöthig und lästig sey, während man in England ein solches Ding eben so wenig missen könne, wie seine Nase.

— Leben und Prozesse der Reformer. Unter diesem Titel ist so eben in London der erste Band eines Werkes erschienen, welches den Lebenslauf und das Schicksal aller der Männer Großbritaniens schildern soll, die in früherer Zeit wegen ihrer liberalen Prinzipien verunglückt worden und die Sünde der Parlaments-Reformen angeklagt worden. Der erste Theil enthält den Prozeß, welchen Joseph Gerrald im März der Jahres 1794, als Aufwiegler angeklagt, vor dem Ober-Gerichtshofe in Edinburg zu bestehen hatte, begleitet von einer Original-Biographie dieses Mannes. Die Sprache, welche Gerrald sich hatte zu Schulden kommen lassen, und um derentwillen seine Richter ihn zu vierjährigen Deportation verurtheilten, war nicht halb so stark, als die sie jetzt täglich in allen Englischen Zeitungen findet. Uebrigens bereute ihn ein frühzeitiger Tod von der ihm auferlegten Strafe. Die Schottischen Kriminal-Richter entschieden damals alle solche Prozesse im Sinne der Tories. Augehängt ist diesem Bande ein Schreiben des noch jetzt lebenden Herrn William Godwin, Verfassers der „politischen Justiz“, in welchem dieser den Angeklagten in den heftigsten Worten zur standhaften Verfechtung der Sache der Reform aufforderte. (Sun.)

— Eiserne Dampfboote. Man erwartet bedeutende Fortschritte in der Anwendung und Anwendung der Dampfschiffahrt von dem Gebrauch des Eisens statt Holzes zum Bau der Schiffe. Bis jetzt sind die eisernen Dampfboote nur zur Beschiffung von Flüssen angewandt worden, es scheint aber kein Grund vorhanden, sie darauf zu beschränken. Für Seereisen bieten sie mancherlei Vortheile dar. Sie sind nicht halb so schwer, als hölzerne Schiffe von gleichem Tonnengehalt, und gehen daher bei gleicher Last länger auf der Wasser; sie leiden nicht, und der sie feuerbrechenden Kraft geringeren Widerstand. Bewährte der Beschaffenheit ihres Materials sind sie fester und gehen weniger nach, als hölzerne, und sie haben nicht den Uebelstand, wie diese, daß die Zugen sich abwechselnd öffnen und schließen. Eiserne Schiffe gewähren ferner den Vortheil, daß sie beim Aufsitzen auf Felsen nicht so leicht Risse erhalten. Kauft ein hölzernes Schiff auf einen solchen, so zerschellt eine Planke, und es entsteht oft ein Loch von weit größerem Umfange, als die Felsenspitze, die den Stoß verursacht hat. Ein eiserner Schiff aber bekömmt, wenn es gegen eine Klippe anläuft, entweder eine bloße Beule, oder das Loch, welches die Spitze des Felsens in dasselbe stößt, ist doch wenigstens nicht größer, als diese selbst. (L. O.)

— Papier aus Torf. Ein wohlfeiter und doch guter Ersatz für die Lumpen, der einen zur Verfertigung des Papiers tauglichen Werth darbiete, ist schon längst von den Fabrikanten gesucht worden. Man hat in England diese Produkt angestellt, um sich solchergestalt auszumitteln, es hielt aber schwer, eines zu finden, das die erforderlichen Bedingungen in sich vereinigte, und da andererseits die Lumpen doch sehr ebener sind und eine hohe Steuer entrichten müssen, so hat die Verfälschung der Papier-Fabrication gewaltig um sich gegriffen. Bekanntlich besteht ein Torf-Moor, namentlich von der Art, wie man sie in Irland findet, aus zweierlei Schichten, aus sich an Dichtigkeit und in anderer Hinsicht je nach ihrer Tiefe von einander unterscheidet. Die Oberfläche des Moores ist gewöhnlich mit frisch grünenden Pflanzen, hauptsächlich Moosen, Heidekräutern, Wasser- und Sumpf-Gewächsen, bedeckt, gleich unter dieser Decke kömmt eine Lage, die, nach Verhältniß der Austrocknung des Sumpfes, oft nur zwei oder drei Zoll, oft aber auch vier bis fünf Fuß tief ist und aus einer schwammigen, röthlich braunen, faserigen Masse besteht, aus den Ueberresten ähnlicher Vegetabilien gebildet, wie die auf der Oberfläche wachsenden, welche hier im ersten Grade ihrer Auflösung befindlich sind. Die chemischen Bestandtheile dieser Schicht kommen fast denen einiger Papyrus-Arten gleich, wie man sie an den feuchten Stellen um Syrakusanum findet; da sie nämlich lange der Einwirkung des Wassers bei einer mittleren Temperatur ausgesetzt gewesen, so sind die vegetabilischen Stoffe beinahe ganz in einen unreinen Extraktiv-Stoff verwandelt und die Fasern, noch, wie es scheint, mit einigen der den unvermischten Pflanzen eigenthümlichen Sete verbunden, soll unversehrt geblieben. Man hat daher auf den Gedanken, daß diese Fasern, die sich genau in den elastischtigten Zweck zu eyn schienen, wenn sie sich nur von ihrem Zerbestoff scheiden ließen, einen guten Brei für die Papier-Fabrication liefern müßten. Die Sache erregte Aufmerksamkeit, und der Versuch wurde mit Erfolg gekrönt. Es ließ sich ein solcher Brei, an Verhältniß von 18 pCt., aus dem Torf bereiten, er war weiß und rein und zeigte sich als ganz geeignet zur Verfertigung von Papier, nachdem er in der schönen Irländischen Fabrik des Herrn Dickinson gehörig gläutert worden. Irland enthält an 2 Millionen Morgen Torf-Moore, wovon 1,900,000 der Austrocknung und Kultivirung fähig sind, und wovon dieselben in so viele nützliche Verbrauchs-Artikel verwandelt werden können, so erscheinen sie dem Staatsmann und Philanthropen als Klumpe auf reiche Quellen für die Beschäftigung der Einwohner und für die Feuerschriste des Landes.

(Literary Gazette.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 26. Berlin, Montag den 29. Februar 1836.

Italien.

Zwei Abende im Theater zu Mailand.

(Aus dem noch ungedruckten Tagebuche eines Preußen.)

Das Erste, was der aus Deutschland in Mailand ankommende Reisende zu seiner Unterhaltung sich den Abend wählt, ist ganz natürlich der Besuch des Theaters. — Dögleich der Abend des 3. Oktober sehr schön war, so beschloß dabei auch ich, denselben im Theater zuzubringen.

Das kleine Theater Re war für den ganzen Sommer, das Theater La Cannobliana für diese Woche geschlossen, es blieb daher nur das Theater Carcano übrig, wo diesen Abend Fioravanti's heiteres Singspiel: le Cantatrice villane (die auch bei uns so beliebten Dorfsängerinnen) gegeben wurde. Der Theater in Italien werden erst spät am Abend gegen 8 Uhr geöffnet, und selten beginnt das Spiel vor 9 Uhr. Nach einem guten Diner bei dem allen Deutschen, die Mailand besuchen, rühmlichst bekannten Landsmann, Herrn Reichmann, fand ich daher noch Zeit, einen Gang durch die Stadt zu machen, um die Physiognomie derselben kennen zu lernen, und fand mich zur rechten Zeit am Theater Carcano ein.

Das Theater spielt in Italien und in dem Leben des Italiäners eine große Rolle, indem es nicht nur das nationale Haupt-Bedürfniß, sondern auch den Vornehmen ein Bedürfniß zur Existenz ist. Der Italiäner, selbst der Vornehme, lebt im Allgemeinen sehr mäßig, ist im Ganzen wenig gesellig, besucht nur selten höchst seltene Gesellschaften, dagegen bringt er seine Abende fast täglich im Theater zu. Es gehört daher in den Staaten Italiens zu den ersten Bedingungen einer fashionablen Existenz, jeder nur irgend bemittelten Familie, die auf Anstand hält, in einem Theater das ganze Jahr hindurch eine Loge zu haben, wofür sie auch um so mehr bedacht sein muß, als hier fast die einzige Ausgabe ist, welche sie sich zu Schulden kommen läßt. Der Preis einer Loge ist jedoch nicht so unbedeutend und steigert sich, da der Vermiethungs-Termin kurz vor dem Beginn des Karnevals, der eigentlichen Lebens-Saison des Italiäners, stattfindet, oft bedeutend, je nachdem die Theater-Direction mehr oder weniger berühmte Talente für die Saison zu hören oder geringeren Persönen engagirt hat. Nicht selten verleidet daher die Mode manchen wenniger bemittelten Familienvater auf Beschl der Signora, seinen Etat zu überschreiten, um nur Ruhe im Hause zu haben, denn der Frieden der Ehe dürfte nicht selten einen großen Schre erleiden, wenn Signora den Karneval erleben müßte, ohne im Theater einen eigenen Palco zu besitzen, in welchem sie jeden Abend dem Publikum ihre Reize und ihren Putz präsentiren und doch von demselben unbemerkt die Privat-Huldigungen der Verehrer empfangen könnte.

Das Theaterleben ist eine so eigenthümliche Seite der Italiänischen Lebenswelt, daß es dem Deutschen, der es nicht kennt, fast unbegreiflich erscheint, jedenfalls aber sehr auffällt, wie man so konsequent alle seine Abende im Theater verleben können. In der Loge nämlich bringe die Italiänische Familie gewöhnlich ihre Abende zu und sieht dort ihre Bekannten, welche ihre Wohnung seltener betreten. Jedes Theater, selbst das unbedeutendste, hat daher mehrere Reihen von Logen (file di palchi) über einander, deren Einrichtung sich von denen unserer Deutschen Theater wesentlich unterscheidet, und welche fast sämmtlich — zur Karnevals Zeit wenigstens — vermiethet sind.

Die verschiedenen Reihen Logen, oft 3—6—7, liegen nämlich ohne eine vor der anderen etwas herauszutreten, in einer senkrechten Linie über einander. Jede Loge ist schrag gegen die Bühne gerichtet, von den Nachbar-Logen aber durch mindeste Breiterwände geschieden, so daß das Innere derselben, zimmerartig, abgeschlossen, den neugierigen Blicken des Publikums entzogen ist und dem Treiben der Inhaber freies Spiel gestattet. Das Innere der Logen ist größtentheils — in den besseren Theatern stets — mit Luxus und Eleganz ausgestattet, die Wände sind mit Tapeten — in den ersten Reihen gewöhnlich von Seide — und mit mehreren Spiegeln bekleidet, die Sitze mit feinerem Polstern belegt, und nur der gebrochene Schein des großen Kronleuchters über dem Köpfen des Parterres erhellt das Innere der Loge zu einem so angenehmen Clair-obscur.

Die Sitze in den Logen sind nicht, wie in unseren Deutschen Theatern, zum Nachtheil der Aner und Bigot-Aermel der Damen, todtwagrechtlich in dichten Reihen hinter einander, sondern aufsteigend angeordnet, sondern an jeder Wand läuft eine gepolsterte Bank, auf welcher die Zuschauer einander vis à vis sitzen. Diese Bänke gestatten daher nicht nur den Zäkren freies Spiel, sondern gewähren auch noch den Vortheil, daß man sich gegenseitig in das Auge sehen und so die bedrete wie die stumme Conversation, welche nicht immer ohne Einfluß auf die Reunion im Theater ist, desto freier und ungestörter führen kann.

Die eine Hälfte der Zuschauer sitzt daher so ferrisch, auf diese Weise placiet, der Bühne den Rücken, doch ist dies auch von keiner Bedeutung, da das Schauspiel selbst weniger Gegenstand und Zweck, als Mittel des Vergnügens ist. Da die Logen überdies noch sehr schmal (oft kaum 5 Fuß breit) sind, so können gewöhnlich nur die beiden zunächst an der Brüstung sitzenden Personen die Bühne und das Publikum sehen und von diesem gesehen werden. Mehre sollen aber auch nicht zu sehen seyn, indem diese beiden Plätze von den beiden Hauptfiguren in der Loge eingenommen werden: denn in der Loge findet so gut ein Schauspiel statt, als auf der Bühne, und nicht selten beschäftigt ersteres die Zuschauer im Parterre und in den Logen mehr, als das letztere. Die Aufmerksamkeit aller Zuschauer ist wenigstens stets zwischen beiden getheilt und wird abwechselnd von denselben angezogen. Auf den beiden vorderen Plätzen der Loge sitzen nämlich: auf dem Sitze gegen die Bühne zu, die Padrona der Loge, im neuesten, modernsten, mehr oder minder geschmackvollen Kostüm, mit Etalirung ihres besten Schmuckes und Putzes, und zeigt sich dem Publikum. Hier empfängt sie die Visiten ihrer Freunde, Bekannten und Verehrer, welche den ganzen Abend hindurch einer den anderen verdrängen. Die Besuchende nimmt den Sitz vis à vis der Padrona — also mit dem Rücken nach der Bühne — ein und ist auf diese Weise den Gefahren der Zerstreuung durch das Schauspiel wenig oder gar nicht ausgesetzt, wohl aber genöthigt, vor den Augen des Publikums seine ganze Aufmerksamkeit der Padrona zu widmen. In mehr Besuche und Huldigungen die Dame hier erhält, desto höher steigt ihr Ansehen, und es gehört demnach zum bon ton, möglichst viel Besuche zu empfangen. Während man in Deutschland gegen die gute Sitte verstoßen würde, wenn man eine Dame während der Aufführung einer vorzüglichen Oper mit lästiger Conversation über Tages-Geschichten und Wetter zu unterhalten wollte, erwirbt man sich in Italien durch dergleichen Störungen einen Stein im Brette, ja man würde sich die Ungnade der Damen zuziehen, wenn man sie — ihnen einmal vorgestellt — in der Loge zu besuchen unterließe; eine Sünde, die der Feindschaft und Haß nach sich ziehen kann, wenn man seinen Besuch gar zu ungelegen Damen seiner Bekanntschaft machte.

In den Logen wird man den Leuten vorgestellt, in die Logen wird man zu ihnen eingeladen, in den Logen macht man seine Besuche, und wenn dies auch allerdings auf der einen Seite seine Bequemlichkeiten und Gefahren, indem man gewissenhaft jeden Abend, wo man im Theater ist, entweder gar keine Loge besuchen oder die Tournée in sämmtlichen Logen aller Bekannten machen muß, wenn man nicht riskiren will, später von der einen oder der anderen Dame für Unterlassungs-Sünden mit Kälte behandelt zu werden.

Nachdem man bei einem solchen Besuche der Padrona einige Zeit gewidmet hat, überläßt man denselben seinen Platz dem Ehrgemahle, oder der Geschäftsführerin der Gemahlin beigegeben ist, aus einigen Freunden aus Beschuldigung, da das Schauspiel selbst weniger Gegenstand und Zweck, als Mittel des Vergnügens ist. Da die Logen überdies noch sehr schmal (oft kaum 5 Fuß breit) sind, so können gewöhnlich nur die beiden zunächst an der Brüstung sitzenden Personen die Bühne und das Publikum sehen und von diesem gesehen werden. Mehre sollen aber auch nicht zu sehen seyn, indem diese beiden Plätze von den beiden Hauptfiguren in der Loge eingenommen werden: denn in der Loge findet so gut ein Schauspiel Statt, als auf der Bühne, und nicht selten beschäftigt ersteres die Zuschauer im Parterre und in den Logen mehr, als das letztere. Die Aufmerksamkeit aller Zuschauer ist wenigstens stets zwischen beiden getheilt und wird abwechselnd von denselben angezogen. Auf den beiden vorderen Plätzen der Loge sitzen nämlich: auf dem Sitze gegen die Bühne zu, die Padrona der Loge, im neuesten, modernsten, mehr oder minder geschmackvollen Kostüm, mit Etalirung ihres besten Schmuckes und Putzes, und zeigt sich dem Publikum. Hier empfängt sie die Visiten ihrer Freunde, Bekannten und Verehrer, welche den ganzen Abend hindurch einer den anderen verdrängen. Die Besuchende nimmt den Sitz vis à vis der Padrona — also mit dem Rücken nach der Bühne — ein und ist auf diese Weise den Gefahren der Zerstreuung durch das Schauspiel wenig oder gar nicht ausgesetzt, wohl aber genöthigt, vor den Augen des Publikums seine ganze Aufmerksamkeit der Padrona zu widmen. In mehr Besuche und Huldigungen die Dame hier erhält, desto höher steigt ihr Ansehen, und es gehört demnach zum bon ton, möglichst viel Besuche zu empfangen. Während man in Deutschland gegen die gute Sitte verstoßen würde, wenn man eine Dame während der Aufführung einer vorzüglichen Oper mit lästiger Conversation über Tages-Geschichten und Wetter zu unterhalten wollte, erwirbt man sich in Italien durch dergleichen Störungen einen Stein im Brette, ja man würde sich die Ungnade der Damen zuziehen, wenn man sie — ihnen einmal vorgestellt — in der Loge zu besuchen unterließe; eine Sünde, die der Feindschaft und Haß nach sich ziehen kann, wenn man seinen Besuch gar zu ungelegen Damen seiner Bekanntschaft machte.

In den Logen wird man den Leuten vorgestellt, in die Logen wird man zu ihnen eingeladen, in den Logen macht man seine Besuche, und wenn dies auch allerdings auf der einen Seite seine Bequemlichkeiten hat, so hat es doch auf der anderen auch seine Unb

nach Mailand gekommen sey, indem man in jetziger Jahreszeit nothwendigerweise statt schlechte Ihre vom Italiänischen Theater, besonders von der Oper, erhalten wäßte, welche eigentlich nur im Karneval zu sehen, dann aber auch vortrefflich sey. — Zum Karneval nämlich sucht jeder Theater-Unternehmer nicht nur die möglichst beste Truppe zusammenzubringen, sondern auch die ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen für die Saison, nicht selten zu den enormsten Preisen, zu engagiren. So erhielt z. B. die berühmte Sängerin Malibran für 30 Vorstellungen auf dem Theater S. Carlo in Neapel 100,000 Franken. — Eine Hauptbedingung für die Existenz und das Glück des Theater-Unternehmers ist aber außerdem, daß er während des Karnevals drei, wenigstens zwei neue Opern und Ballets mit völlig neuen Decorationen und Kostümen aufführen kann, was sein Glück machen kann, freilich aber zuweilen auch seinen Ruin zur Folge hat. Durch die so häufige Wiederholung der neuen Stücke bei stets gefülltem Hause und vorher geschlechtern Abonnement kommen die meisten Entrepreneurs jedoch wohl glücklich bald zu ihren Kosten, besonders wenn es ihnen gelungen ist, beliebte Talente für die Saison zu engagiren. In dieser Zeit kann demnach auch das Theater, wenigstens es immer sehr wenig Abwechslung bietet, doch gut seyn; ich kannte daher nur bedauern, daß in seiner Blüthezeit nicht kennen zu lernen, und mußte mich mit den besaux restes begnügen. Doch auch unter diesen waren noch einige nicht unbedeutende Talente, welche auf manchem Deutschen Theater vielleicht furore gemacht haben würden. So war z. B. die Sängerin Fanny Cochiandri*) ganz vortrefflich, sowohl in Hinsicht ihrer Stimme und ihres Gesanges, als auch durch ihr Spiel. Höchst originell und ausgezeichnet aber war der Buffo, Signor Giuseppe Schiaggi (als Kapellmeister Bucefalo), der neben vieler Komik eine besondere Fertigkeit in dem nur den Italiänischen Theatern eigenen melodischen Parlando besaß. Alles, was nämlich in unseren Singspielen gesprochen wird, wird hier in einem singenden melodischen Parlando vorgetragen. Dies findet jedoch nur in dem Drama giocoso in anusien statt, niemals in der Opera seria, hier wird declamatorischen nur gesungen. In jenem Parlando haben die Italiäner eine unglaubliche Fertigkeit, und wissen sie das Komische desselben noch besonders durch einen höchst lebhaften, von drolligen unbeschreiblich-Pantomime begleiteten Vortrag zu heben, so daß auf den Deutschen diese ungewohnte Erscheinung einen ganz eigenen, aber nicht unangenehmen Eindruck macht.

Obgleich die Italiäner heute fast Alles tadelten, so rumpfingen sie doch über Niedlung, zu deren die liebliche Taschinardi mit vollem Recht sich zählen konnte, bei jedem Auftritte mit lautem Applaus und selbst auch den Gesang-Partien wimmert vieles lebhaften Beifall. Auffallend für den Deutschen muß hierbei freilich die Art und Weise seyn, wie dieser Beifall kundgegeben wird. Man hört nur einzelnes, selten von allgemeines Händeklatschen; aber das laute Bravo- und Bravissimo-Geschrei, welches oft und durch Minuten lang, von Hunderten von: va! va! verdächt wurde, unterbrochen jedesmal die heftigen Ausstoßen mit den Stöcken auf den Fußboden. Es gilt hier also als Ehrenbezeigung, was in Nord-Deutschland als Roheit und Ungezogenheit gradezu verboten werden würde. Ganz vorzüglich aber waren die Beifalls-Aeußerungen, welche hin und wieder ein alter Italiäner vernehmen ließ, indem er, nachdem er einige Momente still und ruhig den besten Passagen des seelenvollen Gesanges der Taschinardi sich völlig konvulsivisch zusammenzog und mit einem ganz verschwindenden ah! ah! langsam wieder ausdehnte und dann freilich in das allgemeine va! va! va! einstimmte.

Am folgenden Tage war der Namenstag des Kaisers und zur Feier desselben große Gesellschaft im Theater della Scala, was auch natürlich um so mehr zu diesem berühmten Theater hinzog.

Das Theater della Scala, von Pierwarini erbaut und im Jahre 1768 eröffnet, ist nach dem Theater S. Carlo in Neapel das größte in Italien und überhaupt wohl eins der größten Schauspielhäuser in Europa. Es bietet schon von Außen durch seine geschmackvolle Bauart einen imposanten Anblick dar, der noch bedeutender seyn würde, wenn das Gebäude, anstatt in einer schmalen Straße, auf einem großen freien Platz erbaut wäre.

An der geschmackvollen Façade tritt ein auf Pfeilern ruhender Portikus hervor, unter welchem die Wagen vorfahren und auf welchem eine breite Terrasse angebracht ist. Durch zwei große Pforten führt man aus diesem Portikus in das geräumige Vestibül, aus welchem 3 Thüren in das Parterre und zwei große Treppen zu den Logen führen.

Unterrascht aber ist der Eintritt in das elliptisch geformte Parterre, über welchem sich 6 Reihen Logen (zu 36 die 3 ersten, zu 30 die 3 obersten Reihen) in konkentrischer Linie über einander erheben. Die Brüstungen der Logen, so wie der Plafond des Saales, sind mit reichen Verzierungen en bas-relief auf Silbergrund geschmückt. — Außer den großen 5 Kronleuchtern, welche über den Köpfen des Parterre schweben, sind an jeder der 5 obersten Logen-Brüstungen 200 Kerzchen, Also zu 3 und 5 Armen, vertheilt, auf welchen bei besonders feierlichen Gelegenheiten 1000 Wachskerzen den Glanz des Saales noch zu vergrößern erhoben. Diese große Erleuchtung der Scala, welche dem Hause das Ansehen eines Feen-Palastes verleiht, findet jedoch nur selten, vielleicht 1 oder 4 Male im Jahre Statt, so daß wir von Glück zu sagen hatten, diese seltene Feier zu erleben.

Das Haus war dicht gedrängt voll; sogar im Parterre, welches sonst nur von Männern besucht wird, sah man heute, aus Mangel an Platz in den Logen, viele geputzte Damen; die Logen aber strahlten von schönen Frauen in der eleganntesten Ball-Toilette, wodurch der Effekt des Zauber-Palastes nur noch erhöht ward. Leider wurde aber die erhitze Phantasie durch die nur mittelmäßige Oper sehr abgekühlt; denn

*) Von Augenzeugen wird diese, deren Herr Alexander Dumas in dem (Nr. 47 der „Elegantin" mitgetheilten Artikel über die Oper in Neapel gedacht.

Truppe der Scala war, so wie auf allen Italiänischen Theatern in der jetzigen Jahreszeit — Monat Oktober — nur ein schlechter Ueberbleibsel und ging erst der Glanzperiode harrt entgegen.

Man gab heute eine Oper von Donizetti: „Il furioso in San Domingo." — Der Enthusiasmus und die Enthusiasten machten Lärm genug und zeugten von dem Nahrungsstoffe, den das Kunstfeuer (ohne Künstler auf das dafselbe erzeugende Material) auf Italiens Boden trotz noch findet. Die Oper hätte wahrscheinlich in Deutschland gar nicht gefallen, hier machte aber: il furioso wirklich furore. Der Arzt war ein echt Italiänischer: Ein Wahnsinniger, der sich von seiner Gattin verrathen glaubt oder ist, ist, Gott weiß wie, nach St. Domingo gerathen, wo er nun in musikalischen Ergüssen singend rast und rasend singt und so herumspult und tobt, daß Schwarze und Weiße sich gleich sehr vor ihm scheuen und Alle davon laufen. Dann tritt er nur auf einen Nankingbofe und einem Hemde seine Blöße bedeckend, singt, singt und springt si furioso umher, ist toll und liebenswürdig, hält einen guten Neger für seine weiße Frau, drückt ihn an die Brust, thut schön mit ihm und küßt ihn, so wie er ihn eben so von sich stößt, wahnwitzig und toll zwischen, sobald er ihn wieder für seine Frau hält. Plötzlich erscheint auch die wirkliche weiße Frau des Wahnsinnigen — nach einigen Reise-Abenteuern, die sie jedoch singend zum Besten giebt, nach Schiffbruch und Rettung ꝛc., in Begleitung eines Signore, der wahrscheinlich ihr Bruder ist, was man aber nicht recht erfährt. Von der Frau will Furioso nichts wissen, den Bruder aber drückt er ans Herz. Dies geht herzhaft und kräftig mit tragischer Pantomime, mit Gesticulation und Duette, wobei der Wahnsinnige ganz richtig singt und einfällt. Endlich bitten ihn alle siebenthalb, er solle doch seine Frau erkennen und annehmen, es bittt jedoch kein Bitten, kein Flehen — er springt in das Wasser, wird aber glücklich wieder gefischt, kommt nun, wobei schwindlich durch das kalte Bad, plötzlich zur Vernunft und nimmt seine Frau an.

Die Musik, die dem jungen Künstler*) in Italien großen Ruhm gebracht, schien mir oben weder originell noch neu. Ein leichtes Andenken, ein leichtes Nostini, auch von anderen größeren Meistern blicken Reminiszenzen durch, doch fand das Ganze ungemeinen Beifall, der in Akthren Jubelrufe, wie sie nur das Italiänische Publikum zu schaffen versteht, sich ergoß. Das Ballet hatte in Einigen den Vorzug, daß sie noch Tänzer für sich aufstachelten, mit den Stöcken stießen und in langgezogenem Bravo! va! va! vo! ihre Gefühle kundgaben, als alle Andere schon längst wieder still geworden waren.

Das Ballet, das im Italien sehr beliebt ist, wird in allen Italiänischen Theatern fleißig gepflegt und kann mit Recht der Oper gegeben, indem der ungeheurige übersättigte Italiäner nicht immer das Gute, die vielleicht schon 20 Mal gesehenen Oper abwarten, für sein Geld dagegen doch wenigstens was gesehen haben will. Wenn die Ballette aber hier den gehörigen Effekt hervorbringen sollen, so darf es an Personal, Kostümen, Decorationen und Kaulissen-reisen nirgends fehlen, und nicht darf das Ballet als Nebensache behandelt werden. Gewinn wieder kommt, den die Oper ihm zugewiesen hatte. Die Scala, deren Ballet berühmt und mit der Kaiserlichen Tanzschule verbunden ist, gönnt ihren Tänzern selten Ruhe, um so mehr mußte also am heutigen Festtage das Ballet die rigueur seyn, und zwar gab man ein ganz neues Ballet: „Il mansnadiere." Da ich noch nicht bei dem Ende des ersten Akts der Oper gekommen war, so hatte ich das Vergnügen, das Ballet in seiner ganzen Länge mit anzusehen, wurde jedoch wenig dadurch erbaut. Dasselbe war, wie größtentheils die Ballette in Italien, mehr Pantomime als Tanz. Die Handlung der Pantomime wieder, wie gewöhnlich, von allen dagewesenen Personen, Kornphäen sowohl als Figuranten — mit Stöcken, Feuer und höchst lebensbedrohlichen Waffen abgehetzt. Die Bewegungen der Tänzer waren mehr heftig und exaltirt, als zart und anziehend. Die Scene war fast fortwährend mit Massen von Figuranten gefüllt, welche zwar von einer malerischen Gruppirung zur anderen übergingen, durch das Schwenken und Stampfen mit den Füßen aber den Effekt störten, doch blieb das Zusammentreffen und Zusammenstreffen der Scenen und Gruppirungen dem Auge wohlgefällig. Und diese Figuranten führte dann und wann eine der Hauptsiguren des Stückes, Tänzer oder Tänzerin, hervor, machte einige Kreuz- und Querfahrten, verfiel dann wieder in Schritt und hörte in diesem mit leidenschaftlicher Pantomime seine Rolle weiter, bis eine spätere Scene sie wieder zu einigen lustigeren Bewegungen hinriß. Das Ballet dauerte ganz gewiß höchst unbedeutend; besser die ersten Tänzerinnen, unter denen Signora Dittmar, eine Mailänderin mit Deutschem Namen, eine höchst leidliche Erscheinung war. In Hinsicht auf Solo-Tanz durfte sie heute wenigstens die berühmte Scala nicht mit den Berliner Ballet in die Schranken treten, in Hinsicht auf das Allerliebste des Corps de Ballet dagegen möchte erstere wohl der Neapel der letzteren gröblich. Das Tänzer- der Scala bildet nämlich durch die mit demselben verbundene vortreffliche Tanzschule fast alle Schüler Terpsichoren's sie sämmtlicher Italiänische Theater und hat also an den auserwählten jungen Talenten hinreichende Massen, zur Verfügung des Corps de Ballet beizustellen, so daß letzteres wohl leicht gut besetzt seyn kann.

Weder Oper noch Ballet hatten mir hier den Genuß gewährt, welche sich mit den denselben auf einem der ersten Theater Italiens gemacht hatte, doch — es war nicht Karneval!! — „Ja wärm Sie zum Karneval gekommen, dann würden Sie das Italiänische Theater in Sie- ner Größe kennen gelernt haben!" war die Rede Antwort auf meine Klage, mit welcher ich mich wenig befriedigt nach Hause zogab.

Bibliographie.

Amore e poesia. — Taschenbüchlein für Damen, für das J. 1836. Mit 8 Bildnissen. Mailand.

Biografia di Vincenzo Bellini. (Bellini's Leben.) Von Filippo Gerardi. Rom.

*) Donizetti ist etwa 30 Jahr alt und hat schon 30 Opern geliefert.

Digitized by Google

Cartagine distrutta. (Das zerstörte Karthago.) Episches Gedicht von Domenico Castorina. Erster Bd. Vier Gesänge. Catania. Descrizione topographica etc. (Topographische, physische und politische Beschreibung des Königreichs Neapel.) Von Giuseppe del Re. Zweiter Bd. Neapel.

Elementi della civile giurisprudenza in vigore nello stato pontificio. (Das Civilrecht des Kirchenstaats.) Von Franc. Lisi. Erster Bd. Bologna.

England.

Die englische Literatur im Jahre 1835.

(Schluß.)

Statistik. Durch Untersuchungs-Kommissionen, welche die Regierung errichtet hat, sind statistische Werke von hoher Bedeutung zu Tage gefördert worden. Von denen, welche sich mit Fragen beschäftigen, die mit der gesellschaftlichen Oekonomie zusammenhängen, nennen wir als das wichtigste: Mewmarch's statistischen Bericht über Schottland. Es ist für die Gesetzgebung vom größten Nutzen.

Reisebeschreibungen. Unter den vielen Schriften dieser Art finden wir viele Belehrung und vieles Nützliche, wenn man das Neue und Gute von dem unterscheidet, was die Selbstgefälligkeit oder Unterhaltungssucht gewöhnlichen Reisenden hingeschrieben hat. Sir Granville Temple's einfache Reise durch die Thäler der Meyen, Barker's Tagebuch, Madden's Westindien, welches nach der Ansahme der Welt über die Emancipation der Sklaven geschrieben ist, Miß Lloyd's Vermuda, Quin's Donaureise und viele Sommerreisen in Italien, Deutschland und der Levante enthalten, neben vielem schon oft da gewesenen, manche neue Data, die unsere Kenntniß der Menschen und Länder vermehren. Eine ehrenvolle Ausnahme machen die Reisen des blinden Holman. In vier Bänden von seiner Hand, die uns vorliegen, ist eine Fülle von Anschauungen, den mannigfachen Inhalts und des Wertes der Verfassers, als auch die seltenen Umstände, unter welchen sie entstanden sind. Moodie, Prinzle und Sterdmon haben Werke über Süd-Afrika geliefert, welche viele schätzbare Nachrichten zur Bereicherung der Geographie, Geologie und Mineralogie enthalten. Dankenswerth sind auch: Breton's Reise in Norwegen und derselbenen Werke über Indien, in man zum Theil der Mittheilung der Italiäner für Sprachen und Literaturdichten Sprachen (Oriental translation-fund) verdankt. Munro's Reise in Sicilien*) und Hogg's Besuch in Alexandrien, Damaskus und Jerusalem rühren Vieles auf, was bisher mißverstanden wurde, und liefern neue Materialien durch selbstangestellte Untersuchungen.

Biographie. Das Gebiet der Biographie erhielt auch bedeutenden Zuwachs. Es ist schon neue Zeit, daß Wellington ist ein Werk, das sich hoch über die Grabhaltlichkeit solcher Productionen erhebt. Trevor's Leben Wilhelm's III. ist bis zu der Zeit, wo dieser Held mit der Revolution von 1688 identifizirt wird, schätzbar wegen seiner Fülle und Wahrheit. Die Beschreibung aber von der Revolution ab hat das Schicksal aller Werke, die nämlich von einem Parteil mit dem größten Beifall aufgenommen werden, während die andere Partei sie dem strengsten Tadel unterwirft. Das Leben Selden's von Johnson wird von Allen mit Vergnügen gelesen werden, die, frei von Factions-Einstiften, gern das Beispiel suchen, welches in der Zeiten Karl's I. ein Schriftsteller gegeben hat, indem sie sich zwischen die Krone und die Puritaner stellten. In den schönsten Biographien unserer Zeit können wir das Leben des Sir James Mackintosh von seinem Sohne zählen. In dieser bewundernswürdigen Lebensbeschreibung stellt sich der Charakter des Mannes, der in seinem Zeitalter allein stand, durch seinen eigenen vertrauten Brief- wechsel dar, oder durch Lebenserinnerungen, die Biographien nöthig wären. Durch diesen schönen Weg werden wir bei Sir James Mackintosh eingeführt und können ihn frei in seiner Einsamkeit, in seiner ächten Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben beobachten. Ein schönes Buch wie dieses kann man sich kaum denken. Dibdin's Leben des Lord Eyemouth und Robinson's Memoiren von der Gräfin Dacre und Picton sind beide treu nach authentischen Urkunden geordnet und lösen ihre Aufgabe. Hingegen erreicht Montagu's Leben Bacon's die Höhe des Gegenstandes nicht. Wir führen noch als Beispiel über angewandten Talents an: das Leben Kean's von Barry Cornwall. Es ist eine der dürftigsten Biographieen in Englischer Sprache und verdiente eine Mißbilligung nur durch seinen Titel.

Auf dem Felde der romantischen Erzählung war reicher Ernte dieses Jahr. Washington Irving beschenkte die Welt mit 3 Werken: Reise in den Prairieen, Abbotsford und Newstead Abbey, und Legenden aus der Eroberung Spaniens (durch die Araber). Diese Werke gehören zwar nicht in das Gebiet der Fiction**), allein die romantische Färbung, die der Verfasser über seinen Gegenstand wirft, der poetischer Zauber, der sie ein- und wiedergegeben hat, erhält sie mit seinem Reize, der wir gewöhnlich in den erhabensten Dichtungen finden. Die Indian Sketches und die Eroberung Florida's, von Irving's Reisen, haben gleichen Plan, aber nicht gleiche Ausführung. Das Wiedererscheinen Bracken's in seinen: „Erinnerungen an einen Ausflug nach den Küsten Alcobaça und Batalha“ ist eine Begebenheit von Interesse, in der wir das herrliche Sprachgemälde erblicken. Bulwer's Pilgrim; Lady Dacre's Erzählungen*); Lodore, von Mrs. Shelley; der Geschichte, von Mrs. Hall; Hewitt's Pantika und einige Novellen von Banim, James, Miß Mitford und Mrs. Norton-zeigen von dem glücklichen Fleiße in diesem Zweige der Literatur, der seit einigen Jahren so außerordentlich in Aufnahme gekommen ist.

Uebersetzungen und neue Auflagen. Die Presse hat uns mit einer großen Zahl gelungener Werke dieses Literatur-Zweiges beschenkt. Aus ersteren nennen wir Schindler's Naturleben Sebastian's, aus dem Deutschen übersetzt von Lord A. Conyngham; Goethe und seine Zeitgenossen**) von Mrs. Austin; literarische Fabrin, von Pricrix; Lamartine's Wallfahrt nach dem heiligen Lande; Tegner's Frithiof's-Saga, das erste Nordische Gedicht, das in der neuesten Zeit seinen Weg in unsere Sprache gefunden hat; Goethe's Faust; Friedrich Schlegel's Philosophie der Geschichte; wichtige Uebersetzungen aus den Dramen der Indier; Marco Visconti, von Tomasso Grossi, zeigt dem Englischen Leser deutlich den Standpunkt der heutigen Italiänischen Novelle.

Neu aufgelegt erschienen Milton, Cowper, Johnson, Dr Zoe's „Tagebuch während des Pest-Jahres“ und mehrere einzelne Werke älterer Dichter in kostbaren Pracht-Ausgaben, die nur durch den Wetstand reicher Gönner gelingen werden können. Einige Amerikanische Novellen sind in England wieder aufgelegt worden, aber, wie wir hören, mit wenig Glück.

Von neuen Ankündigungen erwähnen wir einige, die einen Platz in D'Israeli's „Kuriositäten der Literatur“ finden dürften.

Herr Rose, Verfasser der Historica technica Anglicana, schlägt ein neues System zur Bezeichnung der Jahrzahlen vor. Man soll sich nun, anstatt er, das Wort Annuserip anwenden, wovon jeder Buchstabe eine Zahl sein soll. Also Buchstabe a soll 1 und so fort bis t=10. Ist z. B. von Wesser die Rede, so stellt man folgende Worte:

Sempedo — Wessex — Jardo.

S=3, M=1, P=9, zusammen =319. D heißt: nach Christo, und das Ganze heißt: Wesser wurde gegründet im Jahre 319 nach Christo. Auf gleiche Weise heißt Jardo = 827 n. Chr. und soll sagen, daß in diesem Jahre Wessex in das größere Reich Egbert's übergegangen ist. Wie diesem System will Herr Rose das Gedächtniß unterstützen!

Ein anderes Kuriosum wird uns von einem Herrn Lemon in die Welt gesichert. Dieser schrieb ein Buch, um zu zeigen, wie durch Anwendung gewisser Wörtchen und Epitheta jeder Mann sehr bald denken und schreiben könne wie ein Dichter. Es steht diesem Herrn weiter nichts, als Talent, somit wird er ein zweiter Euphuist geworden.

Noch eine solche seltsame Erfindung machte ein Mann in einem Buche, das er „A Critical Face-similie and Pronounring Dictionary“ nennt und das eine vergebliche Mühe war.

Ganz verschieden von diesen Versuchen ist Professer Kalk's Versuch über die Zischlaute, welcher Wunder zur Annäherung der Sprachen bewerkstelligt. Die sieben Zischlaute der Italiänischen Sprache geben die Zischlaute aller Sprachen wieder, und hiedurch wird der erste Schritt zur allgemeinen Orthographie gewonnen. Wenn der Plan halthar befunden wird, so wird in der That von jetzt an die Erlernung der Sprachen viel leichter sein als bisher.

Allein wer viele leichten Unrisse schließen, betrachten wir noch, daß die Zahl der im letzten Jahre erschienenen Bücher die Zahl der früheren Jahre übersteigt, und da Vieles von dauerndem Werthe sind, so können wir an einen Fortschritt in den Wissenschaften glauben.

Bibliographie.

Six months etc. (Sechs Monate aus dem Tagebuche eines Missionairs auf Newfoundland.) Von Archidiakonus Wix. 6 Sh.

Artisans and machinery. (Ueber den moralischen und physischen Zustand der in den Fabriken beschäftigten Menschen.) Von P. Gaskell. 6 Sh.

A complete Latin-English dictionnary. (Lateinisch-Englisches Wörterbuch.) Hauptsächlich nach Deutschen Quellen bearbeitet, von J. E. Riddle. 21 Sh.

Chapters of contemporary history. (Fragmente aus der Geschichte unserer Zeit.) Von Sir John Walsh. 5 Sh.

Frankreich.

Etudes sur l'art théatral. (Ueber Schauspielkunst.) Von Madame Talma, geb. Vanhove. Paris, 1836.

Dies Buch, einfach, angenehm und klar geschrieben, enthält eine Menge treffischer Rathschläge und guter Gedanken. Madame Talma, die Witwe des großen Mimen, hat darin den reichen Schatz ihrer eigenen so wie ihres Gatten Beobachtungen im Gebiete der Kunst niedergelegt. Wie theilen zur Probe einige Aussätze voraus mit.

„Wer der Schauspieler einmal auf der Höhe seines Talentes und im Besitz des Vertrauens und der Gunst seines Publikums, so stehen ihm große Freuden und hohe Genüsse bevor! Jede Vorstellung bietet ihm die Gelegenheit zu neuen Triumphen. Er kann dann, unbesorgt, seinen Geschmack machen von Allem, was ihm zu Gebote steht und Vortheil bringt, und sich den Eingebungen des Moments überlassen, die ihm unwillkürlich kommen. Allerdings soll er fest und sest studiren, allein mit sich in seinem Zimmer sinnen und üben und nie müde werden, sich neue Mittel des Erfolges zu schaffen. Ich meine hier nur jene Art von Eingebungen, die das Publikum hinreißen günstiger auf-

*) Tales of the Peerage and the Peasantry.

Digitized by Google

nimmt und höher anschlägt, als der Künstler sich selbst bursse. So geschieht es, daß oft ein einzelnes Wort, eine Geberde, eine Stellung einen allgemeinen Enthusiasmus erregt. Und aus welchem Grunde? Weil der ausmerksame Zuschauer sich in den Gedanken des Schauspielers, den er gern mag, versetzt, sich gleichsam identifizirt mit ihm; weil er ihm nachzolgt bis in das Kleinste und Unbedeutendste, was jener macht, ihm seine Intentionen abkauscht, jedem neuen Einfall mit Interesse entgegeist und Alles, was jener thut zur Ergötzung erfindet, mit lebendiger Theilnahme und regem Danke begleitet. — So werde ich nie vergessen, wie glücklich es mich jedesmal gemacht, so oft mir dergleichen Anderhöfter zu Theil ward; in der Tragödie Strocles und Polyneices, von Le Gouvé, um einen solchen Falles zu erwähnen, spielte ich die Antigone; ich hatte eine lange Tirade, an meinen Bruder Polyneices gerichtet, den damals Talma spielte, zu sagen; obgleich diese Tirade sehr schön war, so war mir doch einigermaßen unbequem, ich war nicht frei darin, erhielt indessen am Schluß derselben doch einigen Beifall. Einmal aber, mehr ergriffen als gewöhnlich von der Situation, mehr hingerissen von dem Gefühle zum Bruder, das ich auszudrücken hatte, kam es mir ein, mich, während ich die zärtlichen Verse, in denen dies Gefühl sich kundgiebt, sprach, nachlässig auf die Schulter meines Bruders zu lehnen. Soll ich es sagen! Diese vertrauliche, aber mit Grazie ausgeführte Stellung, in der ich ihm mit sanftem liebkosendem Blick anlag — die Worte dazu aus der Seele geschöpften — das Alles verschaffte mir den ersten Male eine große Wirkung hervor — Während des Applauses, den wir das Publikum verschwenderisch spendete, blieb ich in derselben Stellung.

Als wir abgingen, sagte Talma (der damals schon mein Mann war) mit wahrem Enthusiasmus zu mir: „Das war ein köstlicher Gedanke von Dir; es war ein Gedanke, nur hätt' uns malen können. Brave, mein theures Herz! Siehst Du, das heißt aus einer Situation etwas machen."

... Sehr viel verdanke ich der geistreichen Contat, einer Schauspielerin voller Erfindung und Genialität; sie brachte mich in meiner Bahn um ein großes Stück vorwärts: sie verstand nämlich die Kunst, auch mit heutzutagen Rollen Wirkungen hervorzubringen, die bei dem großen Haufen der Schauspieler sür unbedeutend verschrieen waren, und aus denen, dem gewöhnlichen Gerede nach, nichts zu machen war.

So hatte ich zum ersten Male die Rolle der Lucile in dem Homme à bonnes fortunes (Liebling der Damen) zu spielen. Man kann sich denken, wie unzufrieden ich war, daß ich mit meinen sunfzehn Jahren, ich hatte sie noch nicht einmal voll, eine verblühte, verdüstert von einem fahlen Theint, einem Stutzer (den Fleury wundervoll gab) heterogene Frau darstellen sollte.

Sie spielte ich denn mit Widerwillen, und meine Debüt-Rolle ging spurlos und unwirksam vorüber; ich sagte sie eben nur her. Das Publikum blieb kalt, applaudirte mir kaum aus Artigkeit. Abends, nach Hause kam, legte ich mich zu Bett und schlief sehr ruhig und gut, weil mein Gemüth eben, wie gesagt, nicht bewegt gewesen war. Hätte ich geahnt, was mir Tages darauf begegnen sollte!

Am anderen Tage nämlich war General-Versammlung; in vollem Staate, wie damals üblich war, ging ich hin. Daß Artaxerxe die sie neue Woche war entworfen werden und der Homme à bonnes fortunes für den folgenden Donnerstag angesetzt. Eben wollte ich das Versammlungs-Zimmer verlassen, als ich mich von Mademoiselle Contat rufen hörte. Sie saß an die Erste ebenan (jeder hatte seinen bestimmten Platz), umgeben von den ausgezeichnetsten Schauspielerinnen jener Zeit; die Herren standen größtentheils.

Ich trat also wieder zum Tisch heran, und ohne daß ich wußte warum, fing mir das Herz an, mit Macht sichtbarlich zu klopfen.

„Liebes Kind", sagte Mademoiselle Contat, die es bemerkte, sogleich, „machen Sie sich keine Unruhe; was ich Ihnen sagen will, ist zu Ihrem Besten. — Sie haben gestern die Lucile gespielt; ich habe Ihnen applaudirt, weil es Ihnen einen Beweis geben; Sie sollen dieselbe Rolle Donnerstag spielen. Wohlan! wenn Sie sich mir anvertrauen wollen, so verspreche ich Ihnen, daß Sie großen Beifall einärndten sollen. Kommen Sie heut Abend in meine Loge: ich werde Ihnen eine Unterrichtsstunde ertheilen, die Sie sodann nicht vergessen sollen, daß bin ich sicher. Also, meine Liebe, heut Abend."

Ich zerfloß sast in Thränen; vor Scham hätte ich in den Erdboden sinken mögen und war dergestalt außer Fassung, daß ich kaum mehr wußte, was um mich vorging, kaum die Thür finden konnte.

In meiner Wohnung angekommen, verbrachte ich, wie man sich wohl denken kann, den traurigsten Tag von der Welt und ging kaum Abends zu Mademoiselle Contat in ihre Loge. — Sie sing damit an, mit auseinanderzusetzen, wie die Rolle der Lucile keineswegs eine so undankbare sey, wie ich mir eingeredet hatte. „Uebrigens", sagte sie, „giebt es durchaus gar keine undankbare Rolle; hören Sie."

„Lucile ist eine betrogene Frau, allerdings, aber eine Frau, die eben deswegen interessant ist. Sie ist jung, verliebt auch bisweilen; sie ist sanft, zärtlich, gut, das heißt, wenn der Rolle gut gespielt wird. Endlich läßt sich Talent darin ab den Tag legen, weil Lucile von einer Leidenschaft ergriffen ist; diese also muß man vor allen Dingen fühlen und ausdrücken, diese Leidenschaft. Geben Sie Acht, ich werde Ihnen die Rolle vorlesen."

In diesem Moment nahm ihr schönes Gesicht den Ausdruck der Sanftmuth und Zärtlichkeit an; keinem konnte es entgehen, in allen ihren Zügen war es zu lesen: daß die Liebe darüber hin gegangen war.

Sie hatte noch kein Wort gesprochen, und schon empfand ich die Wirkung, die in dieser Rolle lag, wenn man, wie Mademoiselle Contat, im Stande war, sie herauszuheben. Sie stach mir sörmlich den Staar; wie Schuppen siel mir's von den Augen. Das unbedeutende Wort kam mit Anmuth und Würde aus ihrem Munde; was mir nur Worte gewesen waren, das Alles wurde Leben und Geist unter ihrer Behandlung. So suchte ich denn diese Lehren zu besolgen; eines Abends gab mir ein außerordentlicher Vorfall Gelegenheit, zu bewiesen, die zu welchem Grade es mir gelungen war, mich mit dem Charakter, den ich zu spielen hatte, zu identifiziren.

Eine Maschine stürzte plötzlich hinter der Scene vom Gewölbe herab: ein Geschrei erdönte, ein Unglück schien vorgefallen zu sepn: unwillkürlich erhob sich das ganze Publikum; Baptiste, Mademoiselle Thésnard und Mademoiselle Bourgoin, die mit mir auf der Bühne waren, verließen dieselbe.

Bald indeß kamen sie zurück, um dem zahlreich versammelten Publikum zu berichten, daß Niemand zu Schaden gekommen sey, worauf Ruhe und Stille wieder eintrat.

Aber dem Publikum, das nicht leicht eine Gelegenheit, gegen die Schauspieler gerecht zu seyn, vorüber läßt, war es nicht entgangen, daß ich während der ganzen Zeit, als wäre ich taub, ruhig auf meinem Platze geblieben war, an meinem Tische mit Betrachtung eines Globus beschäftigt, und von dem Vorfalle, der die Vorstellung unterbrochen hatte, durchaus keine Notiz nehmend, keine Miene der Verlegenheit oder der Furcht war in mein Gesicht gekommen. Ein vermaliger Beifallssturm belohnte mich dafür, daß ich mich nicht aus meiner Rolle hatte bringen lassen. Dafür hatte ich aber Gehör — und auch das Herz klopfte mir wieder, aber vor Freude.

Noch nach beendeter Vorstellung hatte ich über meine Bedarrlichkeit von mehreren bedeutenden Personen viel Schönes zu vernehmen, und man konnte mich nicht genug loben für die Geistesgegenwart, die ich bewiesen. — Ich hatte gethan, was mir oblag; ich war Schauspielerin, und alles Andere ging nur darin unter: eine einzige ungehörige Bewegung, ein Erschrecken, eine Aeußerung der Furcht hätte die ganze Illusion, mein ganzes Spiel zerstört.

Ein andermal trat ich mit Monvel auf die Bühne, im zweiten Akt des Abbé de l'Epée; es ist die Scene, in welcher der junge Solar das Haus verläßt, worin er, in dem er die letzten Jahre seiner Kindheit verlebt hat. Wir hatten dies Stück schon mehrere Male gespielt, es hatte ungemein gefallen, und wir wußten beide, Monvel und ich, genau, was wir zu thun hatten und was wir machten; unsere Darstellung, Alles, was wir darin anbrachten, war genau bestimmt und stand unverändert sich fest. Einmal indessen, anstatt mich in Monvel's oder vielmehr des Abbé de l'Epée Nähe zu besinnen, um bei ihm Schutz zu sinden, in dem Augenblick, wo er sich anzuwenden pflegte, um mich vermittelst der bekannten Zeichen von neuem anzureden — was geschieht? er steht sich um, ich bin nicht da, er sucht mich und erblickt mich, wie ich die Mauer des väterlichen Hauses, das mir verschlossen ist, mit dem Arme umfasse; meine Augen voller Thränen richten sich auf, was in mir vorging, Monvel selbst gerieth über diesen Anblick in eine Rührung, daß ihm die Sprache versagte; das Publikum, tief erschüttert von unserer gegenseitigen Bewegung, brach in lauten Beifall aus. Als wir hinter den Coulissen waren, rief der berühmte Künstler aus: „Wetter, Madame, das war ja ein einziger Coup! ich wußte auf Ehre nicht, wie ich meine Scene aufspielen sollte, ich! auf diesen neuen Coup wußte ich gar nicht vorbereitet; das hätten Sie mir vorher sagen müssen." „„Allerdings, mein Herr und Meister, wenn ich es nur selber vorher gewußt hätte! Aber nun vor Allem — wie war's? schlecht? sind Sie unzufrieden? —"" „Gott bewahre, liebes Kind", erwiederte er, indem er mich umarmte: wer so viel Gefühl hat, der geht nie irre; folgen Sie immer Ihren Eingebungen."

Bibliographie.

Consolation et espérance. — Taschenbuch zur Erbauung. 8 Fr.

Code de l'enregistrement. 5 Fr.

Collection complète, par ordre chronologique, des lois, édits etc. — Von Walter. Th. I. 6½ Fr. (Das Ganze wird aus 5 Bänden bestehen.)

Conseils aux jeunes femmes, ou lettres sur le bonheur domestique. — Von Henriette Demoliere. 6 Fr.

Mannigfaltiges.

— Feuersbrünste in London. Man kann sich einen Begriff von der Größe und dem Treiben der Englischen Hauptstadt schon aus dem Umstande allein machen, daß im vorigen Jahre nicht weniger als 643 Feuersbrünste in London und seinem Weichbilde vorgekommen waren, mithin durchschnittlich auf jeden Tag beinahe zwei Feuersbrünste. Der Dezember war unter den zwölf Monaten der damit am reichsten bedachte. Bei sehrn Feuersbrünsten sind zusammen 14 Menschen um's Leben gekommen. In 471 Fällen ist die Ursache der Entstehung des Brandes ermittelt worden. Unvernünftliche Ursachen (bei Bäckern und anderen Feuer-Arbeitern) sind in 14 Fällen vorgekommen. Bett-Gardinen zerstörten 52 Mal und Fenster-Gardinen 22 Mal in Brand. Durch fehlerhafte oder baufällige Schornsteine entstand 69 Mal, durch Gas-Explosionen 2c. 39 Mal, durch Trocknen der Wäsche am Ofen 22 Mal, durch junge Kinder, die mit Feuer spielten, 3 Mal, durch Feuerwerke 2 Mal und durch Tabackrauchen 4 Mal Feuer. Blinder Lärm war 106 Mal.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Mittwoch den 2. März 1836.

Mexiko.

Das Land Texas in Nord-Amerika. *)

Die Zeitungen haben in den letzten Wochen viel von einer Revolution in Texas erzählt, und mancher Leser hat vielleicht bei dieser Gelegenheit den Namen Texas zum ersten Male nennen hören und gefragt, wo denn dies Land liege. So viel wird man jedoch bald aus den Zeitungen ersehen haben, daß es eine Provinz von Mexiko ist, daß von Zeit zu Zeit Englisch-Amerikanische Bürger dorthin auszuwandern pflegen, daß diese ein beträchtliches Gebiet von ihren Rechten, Ehren und Verfassungen erhoben und daß die Patrioten, ein Oberst J. E. Austin an ihrer Spitze, bei den Bürgern der Vereinigten Staaten Hülfe und Unterstützung gesucht. „Komme uns Jeder", so sagen sie, „mit einer guten Büchse und mit hundert Schuß Pulver und Kugeln hierher, und er wird Land die Fülle zum Geschenk erhalten; Millionen Morgen unserer besten Bodens haben noch keinen Herrn und liegen zur Aufnahme offen." Bei der Rüstermkeit also, welche dieses Land jetzt auf sich gezogen hat, dürfte es wohl für den Leser nicht uninteressant seyn, etwas von demselben zu erfahren und zu hören, unter welchen Bedingungen ein, wie oben bezeichnet, ausgestattetes Mann dort Grundbesitzer werden kann, und was es mit jenen Rechten und Verfassungen für eine Bewandniß hat.

Vor zwanzig Jahren war auf unseren Karten zwischen Louisiana und Mexiko noch ein leerer Raum von etwa hunderttausend Quadrat-Meilen, und dieser Raum ist das Land, welches jetzt Texas heißt. Es erstreckt sich fünfundsiebenzig Englische Meilen an der Küste des Mexikanischen Meerbusens entlang vom Sabine-Fluß bis zum Rio Grande. Dies Land war, als die Provinz Louisiana an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, noch so wenig bekannt, daß sich die Frage erhob, ob es in den Vertrag mit eingeschlossen seyn sollte oder nicht, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sich damals die ganze zerstreute Bevölkerung auf nicht mehr als 7—10,000 Seelen belief. Der junge Freistaat Mexiko, lebhaft interessirt an der Urbarmachung dieser wilden Provinz, sah folglich, daß hier eine der schönsten Provinzen der Union aufzunehmen und nutzlos dalege. Es wurden daher unvorsichtig Kolonisirungs-Gesetze angenommen, die den Einwanderern und den Speculanten, die sich kontraktmäßig anbeischig machen wollten, eine große Anzahl von Familien auf diesen Gebiete anzusiedeln, große Vortheile darboten. Einer der ersten und unternehmendsten der letzteren Klasse war ein Amerikanischer Bürger Namens Austin. Schon im Jahre 1821 erhielt er von der Mexikanischen Regierung die Erlaubniß, dreihundert Familien einzuführen; Strapazen und Unannehmlichkeiten aber zogen ihm einen frühzeitigen Tod zu, und die weitere Verfolgung der Plane, welche dem abgeschlossenen Kontrakt gemäß ausgeführt werden sollten, ging nun auf den Sohn über. Dieser gründete unvorsichtig eine Kolonie am Brazos-Flusse, hatte aber aber Erwarten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; zwei Schiffe, die von New-Orleans aus mit Vorräthen und Lebensmitteln abgefertigt wurden, gingen nach Kanada verloren; die Niederlage und Flucht Long von dem Fleische der wilden Pferde nährten, die sie in den Steppen fanden; Viele kehrten daher wieder in ihre frühere Heimath zurück; Andere zerstreuten sich und siedelten sich, getrennt von einander, in verschiedenen Theilen des Landes an. Endlich jedoch wurden die Bemühungen des Oberst Austin mit Erfolg gekrönt, und er ist seitdem Besitzer vieler einträglicher Landstriche in mehreren Theilen der Provinz geworden.

Als Austin's Glück bekannt wurde, folgten ihm bald andere Bürger der Vereinigten Staaten, besonders aus dem Süden und Westen der Union; Kapitalisten legten ihr Geld in solchen Unternehmungen an, ja in der letzten Zeit sind diese Ansiedelungs-Projekte völlig ein Gegenstand der Spekulation und des Handels geworden, und es haben sich Gesellschaften in New-York gebildet, um die den Kontrahenten angebotenen Vortheile zu benutzen. Sehr ungelegen mag es daher gekommen seyn, daß gerade als diese Spekulanten nach Europa Abgesandte ausgeschickt hatten, um zur Auswanderung nach diesem „zweiten Eden" zu locken, die Nachricht einlief, es sey eine Revolution ausgebrochen. In Deutschland ist kürzlich ein Werk unter dem Titel: „Reise nach Texas" erschienen, für Deutsche, die sich nach Amerika begeben wollen, und nun kömmt ein Professor der Universität von Indiana, der uns mit einem „Wegweiser" nach diesem irrischen Paradiese beschenkt, wo es „keine Zehnten, keine Armen-Steuern, keine übertriebene Zinsen, keine lästige Beschränkungen" giebt. Diese Umstände sollen wir für den Hauptpunkt ansehen, der den Dr. O'Neill bewogen, bis von Indiana herzukommen, um uns aufzuklären; er will dabei so reine und uneigennützige Motive gehabt haben, wie die Herren Hewitson, Clarke, Prideaux und Wilsleine, die aus „Liebe zu der armen unterdrückten Bevölkerung Europa's" so gütig gewesen, sich unter die Kontrahenten aufnehmen zu lassen. Nun soll es auch diesen letzteren Herren bei ihrer Bekanntschaft mit unserem Europäischen Geschmack gerade gelüstet seyn, einen recht passenden Fleck auszuschließlich für ihre Landsleute der alten Welt auszusuchen. „Keine Gegend", sagt Dr. O'Neill, „kann zum Anbauen schöner und malerischer gelegen seyn. Die Ufer sind klüg und erhaben und bilden die herrlichsten Hinsichtsabschatten, die sich denken lassen. Wald und Wiese, welche die eigenthümliche Schönheit einer Landschaft in Texas bilden, wechseln mit einander ab; hier hängen glänzende Zweige über den Rand des Flusses, dort wuchert das üppige Gras, so weit das Auge reichen kann. Es fehlt nichts als zierliche weiße Wohnhäuser, um das Gemälde vollständig zu machen. Die natürlichen Waldpflanzen sind so anmuthig, wie die Kunst sie nur schaffen könnte; und die Bäume, die hier in Gruppen zusammenstehen, bot wie Alleen gereiht sind, sehen aus, als wären sie von der Hand eines verfeinerten Geschmacks zugeschnitt. Sowie und sind schönen hier leuchtender und milder zu seyn als sonst wo. Was nicht unternimmt das Texas bequemt und sich durch den Anstruf gedrungen: „Hier ist es gut seyn, hier laß uns Hütten bauen!" Unglücklicher Weise ist dies dasselbe Gebiet, wo so eben der Mexikanische General Cos gelandet ist, so daß wahrscheinlich bald die Pfingschaft des Krieges über dies schöne Land hingehen wird.

Doch abgesehen von den möglichen Folgen der Revolution, die nur von vorübergehendem Interesse ist, und all das Gerechte mit „patriotischen Bewegungsgründen" und das Gemälsch von „keinem Zehnten, keinen Armen-Steuern" beseitigerstellt, so, wenn wir auch der Herren Mac's nur als Land-Wucherer und die Herren O's als Martschreier betrachten, so ist doch die Beschaffenheit des Landes in Texas eine sehr empfehlende Frage, und wenn der Missionair von Indiana in seinen Berichten offen und ehrlich wäre, so wüßten ihm alle Emigrationslustigen Dank wissen.

Was die natürliche Beschaffenheit des Landes anbetrifft, so können man wohl den Speculanten darin beistimmen, daß Texas den Auswanderer unerwartete Vortheile darbietet; die Leichtigkeit des Transportes möchte vielleicht nirgends größer seyn. Wenn der Auswanderer die Küste der Vereinigten Staaten erreicht hat, muß er meist noch an tausend Meilen und darüber in's Innere des Landes ziehen; so wie er aber in Texas landet, ist er gleich an Ort und Stelle; er bringt, was er in einem seiner Häfen angelangt ist, Familie und Gepäck auf Boot und schiff geradeswegs nach der Stelle hin, oder doch in die unmittelbare Nähe derselben, wo er sich anzusiedeln beschlossen hat. Da würde nun, nach Dr. O'Neill, die Zeit schwer auf seinen Händen lasten, wäre nicht seiner „große Flucht"; so aber müssen zum Glück, obgleich das Land schon bebaut ist, Wild und Geflügel überfliegt, die Küste umweht und der Honig gesammelt, Häuser gebaut und Zäune angelegt, die Rehe und Hirsche gejagt, die wilden Pflanzen geschossen und die Fische gefangen werden." Auf diese Weise wird der Auswanderer über Jagen, Schießen und anderen Europäischen Zeitvertreib bald die Kuh und die Kartoffeln seiner Heimath vergessen.

Man braucht gerade nicht in den hohen Ton des Dr. O'Neill einzustimmen, wiewohl nach den Berichten unbiterner und uneigennütige ger Augenzeugen zugegeben werden mag, daß der Boden, das Klima und die sonstigen Vorzüge von Texas gegen die Eigenschaften seines anderen Landes der Welt zurückzustehen scheinen. Hiermit mögte der Leser vor den eigenmächtigen Enthusiasmus des Dr. O'Neill hinlänglich gewarnt seyn, und wir wollen nun einige nähere Stellen seines Werke mittheilen.

„Wenige Gegenden des Erdballs", sagt der Verfasser, „hat Mutter Natur mit so reichen Gaben beschenkt wie dies herrliche Land, das so eben aus dem Dunkel hervortaucht. Sein fruchtbarer Boden, sein köstliches Klima, seine Lage am Ocean, seine vielen Ströme, die sich in diesen ergießen und den wohlfeilsten Transport für die Produkte des Landes darbieten, dies Alles sind Vortheile, die man wohl selten irgendwo in gleichem Grade vereinigt findet, und vermöge welcher die unternehmenden Einwanderer, welche jetzt dorthin strömen, Texas zum glücklichsten Fleck der Erde werden machen können. Das Gebiet zwischen dem Sabine-Fluß und dem Rio Grande schließt ein Gestade von ungefähr 300 (Englischen) Meilen Länge ein. Auf dieser Strecke befinden

*) Als Leitfaden zu diesem Artikel dienten die beiden nachstehenden Werke: A visit to Texas. (Ein Besuch in Texas.) New-York und London, 1836. The guide to Texas. (Der Wegweiser nach Texas.) Von Dr. J. O'Neill, Professor an der Universität von Indiana. London, 1835.

Digitized by Google

sich nur drei Häfen von bedeutender Wichtigkeit, nämlich Galveston, Matagorda und Brasos St. Jago, der Hafen des Rio Grande. Der von Galveston ist ohne Frage den andern vorzuziehen, ja, er möchte wohl der beste Hafen zwischen Pensacola in Florida und Veracruz in Mexiko seyn. Die Bucht von Galveston ist etwa 30 Meilen lang und zwischen 12 und 18 Meilen tief. Sie nehmen sich in dieselbe der Dreieinigkeits-Fluß, der San Jacinto, Brasos, Colorado, La Baca, Guadalupe, Nueces und mehrere andere. Der Dreieinigkeits-Fluß (Trinidad) entspringt in der Nähe des Rothen Flusses (Red River) von Louisiana, bei der großen westlichen Biegung desselben, fließt durch Burnet's und Behlein's Grant (Gewildigungen, wie hier die Kolonien genannt werden), und ergießt sich in die Bucht von Galveston, nachdem er ungefähr 350 Meilen weit ein reiches, wellenförmiges Land durchlaufen hat. Der Trinidad soll fünf oder sechs Monate des Jahres, grundwich vom Januar bis zum Juni, für Dampfboote von 100 Tonnen faßt bis auf 300 Meilen oberhalb seiner Mündung schiffbar seyn. Auch ist es nicht schwer, eine Dampfschiffahrt zwischen Galveston und Houstonville einzurichten. Der Brasos-Fluß hat seine Quelle ebenfalls unfern des Red River; er durchfließt Burnet's, einen Theil von Behlein's und Zavala's Grant und mündet sich in die Sabine-Bucht. In einer Länge von 75 Meilen trägt er Dampfboote zweiter Klasse. Kleinere aber noch 40 Meilen weit.

„Diese Flüsse durchfließen ein Land, das an Fruchtbarkeit des Bodens und Schönheit der Scenerie wohl selten von einem andern übertroffen wird. Die Niederungen erstehen aus der regelmäßigen Anspülung und sind entweder mit Bauholz oder dichtem Rohrgebüsch, zuweilen mit beiden, reichlich bedeckt. Das höher gelegene Land ist im Allgemeinen sehr gut, und ein großer Theil desselben zeichnet sich durch üppigen Lehmboden aus. Die Gewächse, welche auf dem Boden und in dem Klima auf den an den Meerbusen angränzenden Ansiedelungen Zavala's und Behlein's unter dem 29sten und 30sten Breitengrade am besten gedeihen, sind Zucker, Baumwolle, Indigo, Reis, Tabak und alle Früchte der gemäßigten Zone, wie Trauben, Limonen, Mandarinen, Oliven, Pflaumen und Feigen. Auf Burnet's Kolonie, die nördlich von der letztgenannten liegt, werden Baumwolle und Tabak, nebst Weizen, Roggen, Hafer, Gerste und allen kleinkörnigen Getreidearten, so wie die den Vereinigten Staaten eigenen Früchte und Gewächse, angebaut. Türkischer Weizen wuchert über das ganze Land und würde bei gleich sorgfältiger Kultivirung eben so reichen Ertrag liefern wie in Kentucky und Ohio."

„Die drei zusammenstoßenden und jetzt vereinigten Besitzungen Zavala's, Behlein's und Burnet's umfassen die holzreichsten und bewässertsten Theile von Texas. Die Oberfläche besteht meist aus Holzungen, oft durch weiten hier und da von kleinen Prairien, oder natürlichen Wiesen von 100 bis 1000 Morgen unterbrochen. Diese dieser ursprünglichen Blößen bieten sehr ausforschende und malerische Stellen zu Gebäuden dar und würden den Pflug des Landwanns mit reichem Ertrag lohnen."

„Der Boden in diesen Kolonien ist meistentheils wellenförmig, und es finden sich nur äußerst wenige unfruchtbare Flächen vor, in denen das Wasser sich festgesetzt hat und verdumpft ist; schroffe und steile Hügel oder dürre Ebenen, die nicht mit Nutzen umpflügt und bebaut werden könnten, sind gar nicht anzutreffen. Rein Land eignet sich besser zum Weidevieh, als dieses. Auch die sumpfichen Stellen bestehen den sich sehr schnell verbessert, und die Zeit ist gewiß nicht mehr fern, wo Texas in den ausgezeichnetsten Seeten von Weinen und Früchten mit Frankreich und Italien wetteifern wird. Ueberall findet man den wilden Wein sich wuchernd umherranken, und manche Gattungen darunter sind von ausgezeichnetem Wohlgeschmack, wogegen der von Virginien und Louisiana wegen der größeren Feuchtigkeit der Atmosphäre in diesen Gegenden, herb ist und sehr leicht verdirbt. Aus denselben und anderen ähnlichen Gründen gedeihen die Baumwollenstaude und das Zuckerrohr in Texas besser und erreichen einen höheren Grad der Vollkommenheit, als in irgend einen Ländern. Die Baumwolle hat feinere, längere Faser als in Louisiana und ist ungefähr 25 pCt. mehr werth, als die von New-Orleans; aber auch in Hinsicht der Ergiebigkeit ist Texas mindestens um 25 pCt. im Vortheil. Die Gesänge des Zuckerrohres sind hier dicker und länger, so wie sie auch mehr und reinern Zuckersaft enthalten."

„Die Holzarten, welche auf diesem Gebiet wachsen, sind sehr mannigfaltig; man findet darunter mehrere Gattungen von Eichen, Wallnüsse, Eschen, wilde Kirschen, Maulbeeren, Ulmen, Gummibäume, Weißtannen und andere mehr. Am Bleiches und Sabine wachsen Cypressen, sich weiß jedoch nicht, ob in großer Menge. An Eichenholz bestehen ist in einigen Theilen von Texas großer Ueberfluß; dieser Baum erreicht hier eine ungewöhnliche Größe und wird einen wichtigen Handelsartikel bilden. Auf einigen Höhen findet sich die rothe Ceder, die, so wie die Eiche, trefflichen Holz zum Schiffbau liefert. Die Tanne erreicht hier ebenfalls eine außerordentliche Höhe und Stärke und wird zu Stabholz häufig brauchbar seyn. Sie wächst meist unter anderen Baumbestarten, wie Wallnußbäume und Eichen, was ein Zeichen von vortrefflichem Boden ist. Diese Gattung von Laub, die hin und wieder am Trinidad in Behlein's Besitzung vorkommt, hat auch in der That, nachdem man mehrere Proben damit angestellt, sehr ergiebige Zucker-, Baumwolle- und Getraide-Aernten geliefert."

„Dies herrliche Land zeichnet sich auch besonders dadurch aus, daß es gar keine Sümpfe und stillstehende Wässer hat. Neu den Flüssen fließt der Boden überall gleich in die Höhe, und diese mäßige Erhebung verhindert vollkommen die Bildung von Morästen oder fauligen Tümpfen, oder läßt sie wenigstens keine Schaden bringende Ausdehnung erreichen. Dies ist wahrscheinlich eine Hauptursache der außerordentlich reinen, elastischen und gleichmäßigen Luft, die hier herrscht. Während im Sommer die Atmosphäre von Louisiana mit Feuchtigkeit überladen und von schädlichen Dünsten erfüllt ist, weht in Texas durch die Höhen Seewinde, die selbst vom Ocean herüberwehen und eine kühlende, gesunde, wonnevolle Oberfläche bestreichen, die Luft immer erneuert und gut erhalten und Allem, was sie mit ihrem Hauch berühren, Kraft und Gesundheit mitgetheilt. Doch ich will Texas nicht geradezu als ein Paradies, als einen Garten des ewigen Lebens schildern. Der Mensch ist nun einmal ein hinfälliges Geschöpf und muß hier so gut wie anderwärts sterben."

Es ist sehr weise vom Dr. D'Reil, daß er uns dazu erinnert, wie schwach der Mensch ist, und daß wir armen Sterblichen auch in Texas dem Zlusch unserer ersten Aeltern nicht entgehen können, sondern, trotz aller sorgigen Herrlichkeiten, am Ende doch zu's Gras beißen müssen; und diese Mahnung ist um so angemessener, als ein gewisser Zuchy Bingnymus, der uns einen „Besuch in Texas", wohin er sich als Aufseher begab, geschildert hat, durch die Erfahrung belehrt worden ist, daß jener Zlusch sich doch zuweilen so hart als irgendwo sühlbar macht. Er sagt nämlich: „Am 7. Juli befanden sich von 140 Personen zu Anahuac, die Colonie nicht mit gerechnet, 40 Krankelnde. Vom 25sten ereignete sich 5 Todesfälle, und drei Wochen lang waren alle Hütten in Hospitäler verwandelt. Aus einer an Ort und Stelle aufgezeichneten Notiz weise ich folgenden traurigen Auszug mit: „Anachias, 28. Juli. Unser kleiner Kirchhof nimmt schnell zu. Am 9. Juni gruben wir das 6te Grab, und seit dem sind schon 12 Gräber. Der Tag ist unerträglich heiß: das Thermometer zeigt um Mittag 97½ Grad Fahrenheit." Doch wir kehren zu der Schilderung des Dr. D'Reil zurück:

„Nothfälle giebt es in der Galveston-Bucht in solchem Ueberfluß, daß eine Sandbank, welche davor liegt, ihren Namen danach führt. Sie reichen den Strom nur Strecke hinauf, doch glaube ich nicht, daß sie weiter gehen, als das Wasser der Fluth reicht. Dieser Fisch ist von köstlichem Geschmack, wiegt 5 bis 12 Pfund und schnappt mit der Gefräßigkeit des Hechts nach dem Angelhaken. Austern-Lager kommen sehr häufig längs der Küste vor, besonders in den meisten Buchten. Die Austern sind hier schön und zuweilen sehr groß und können leicht gesammelt werden. Zur Winterzeit sind die Gewässer in der Nähe der Küste mit wildem Geflügel, namentlich Enten, Gänsen und Schwänen, ganz bedeckt. Gänse und Enten findet man auch an den Wässern des inneren Landes in großer Zahl. Rehe, Hirsche und wilde Truthühner giebt es überall in Menge."

„Wilde Pferde schwärmen durch das Land; besonders am Nueces-Fluß und weiter nach dem Innern zu giebt es deren sehr viele. In den kultivirten Ansiedelungen kommen sie nicht zahlreich vor und verschwinden immer mehr. Sie werden oft durch Lockvögel gefangen, indem man sie in Häuten, die zu diesem Zwecke angelegt werden, hineintreibt, und fängt man sie lung, unter vier Jahr alt, so lassen sie sich leicht zähmen und gewöhnen sich gänzlich an's Reiten. Aeltere, meistens aber erreichen sie nicht die Größe unserer Postkutschpferde. Man findet sie von allen Farben, sie sind munter und kühn, aber besser für den Sattel als für's Geschirr geeignet."

„Die ganze Oberfläche des Landes, Wald und Prairie, Höhe und Niederung, ist mit grünem Gras bedeckt, und während des Winters gewähren die Niederungen und Röhrichte seichte und fast unerschöpfliche Weidung für das Schwarzvieh, auf dessen Zucht einige der Einwanderer in der letzten Zeit ihr Augenmerk gerichtet haben."

„Die Pferde, Maulthiere, Rinder, Schweine und Schafe von Texas werden auf den Westindischen Inseln und in Europa stets guten Absatz finden. Jetzt werden Rinder und Schweine nach St. Antonio de Bexar zur Schlachtbank geliefert, der dortige Markt ist aber unbedeutend und unsicher. In vielen Theilen von Texas können Schweine in großer Anzahl von der Mast des Landes, Buchnüssen, Eicheln und Wallnüssen, aufgezogen werden; anderen gewähren Del, Bieren von Gras und Wurzeln das ganze Jahr hindurch hinreichenden Unterhalt für sie. Diese Vortheile sind jedoch Nebensachen und jedem neuen Lande eigenthümlich; sie werden natürlich nach und nach abnehmen, je dichter die Ansiedelungen werden, und je mehr der Boden bebaut wird. Nichtsdestoweniger tragen sie viel zum Wohlthun und Wohlhaben der ersten Ansiedler bei und werden noch Jahre lang, wenn auch nicht mehr in gleichem Maße, vorhalten. Schafe sind bis jetzt im südlichen Theil von Texas nur wenig zu finden. Sie werden dagegen in großen Heerden auf den Prairieen des nördlichen Theils unweit des Rio Grande gezogen; die Wolle aber ist nicht von der besten Art. In allen mittleren und an der See gelegenen Distrikten ist die Haltung weit zu gut und die Temperatur zu warm für dieses weichliche und zarte Thier; die innern und flügelichen Gegenden können jedoch leicht in die besten Schafhaltungen verwandelt werden, und ich glaube, das Klima würde sich besonders für die Merino-Zucht ganz vortrefflich eignen."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Französische Schauspieler in den Kolonieen.

Ehemals wußten unsere Schauspieler noch nichts von übereteischen Reisen. Bei der geringen Verbindung zwischen den Kolonieen und den Europäischen Mutterlanden, und bei der niedrigen Stufe geistiger Kultur, die jenseits der Oceans anzutreffen war, sanden unsere Bühnenhelden keine Gelegenheit, in einer Entfernung von dreitausend Seemeilen die Theaten zu wiederholen, mit denen sie in Europa Furore machten. Bogota hatte noch keine komische Oper aufzuweisen, und eine Madame Pasta wäre damals um keinen Preis nach Mexiko gezogen, um die

Digitized by Google

Nachkommlinge der Inka! bei der Musik von Rossini mit ihren Vorstellungen zu ziehen. Die gesammte Troupfiehn-Geographie verschränkte sich übereinander noch auf die Kreuzwiese der Pferre aux Mauvaises, der Inseln aus Leinwand und der Säulen von Kolophonium. Wir wissen nicht, wie jener abenteuerliche Schauspieltrieb gedeihen, der, aus Paris wie aus der Provinz verwiesen, von den zuvehundert Theater-Direktoren Frankreichs bekrieben, ohne Gehalt, mit einem Herzen voll Erbitterung und Haß, ausgestattet mit Spesen und Reisen, mit Liedern und Tänzen, möglich ein Jahrzeug bestieg, sich nach den Kolonien einschiffte und die ersten Coulissen auf den jungfräulichen Boden der neuen Welt verpflanzte. Das war ein nicht genugbohnlicher Beleg.

In einer unbeleuchtigt Französchen, aber fruher Englisch gewordenen Kolonie, die, wie viele andere, trotz Wechsels ihrer Herrschaft die Sprache und die Sitten der Franzosen beibehalten, kam im Jahre 1818, gleichzeitig mit den Weinpipen von Bordeaux und den Kisten mit feinen Waaren, eine Truppe von Französischen Schauspielern an, an deren Spitze eine Madame Ste. Angville sich befand, die sich Exsperiennerin der Théâtre-Français nannte. Diese Truppe war ganz komplett, wenn auch freilich nur in der Weise komplett, wie das Orchester jener Straßen-Musikanten, die alle Instrumente auf einmal, Cymbeln mit den Knieen, die große Trommel mit den Ellbogen, das Triangel mit den Füßen, die Ehinesische Trommel mit dem Kopfe, die Querpfeife mit dem Munde und das Klarinett mit der Nase spielen. In gleicher Weise waren die Schauspieler der Madame Ste. Angville darauf gerichtet, an einem und demselben Abend die Rolle Ausspiel, im Trauerspiel und im Vaudeville aufzutreten. Jeder dreselben hatte das Recht, oder vielmehr war dazu verpflichtet, in den drei Genres zu debutiren, und einige unter ihnen waren zu gleicher Zeit noch für das Ballet engagirt.

Die Bewohner der Kolonieen geriethen in Entzücken; sie hatten sich in keinem höheren Grade freuen können, wenn sie etwa in Erfahrung gebracht, daß das Mutterland kraft irgend eines humanen Beschlusses alle Beschränkungen und Verbote des Sklavenhandels aufgehoben habe. Wie daneben nach unserer ehrlichen Vergleichung wohl kaum noch hinzuzufügen, daß die Kolonieen zum Theil von Sklaven bewohnt liehen; übrigens waren es Leute von den besten Tone, gastfreundschaftlich, artig und von einer einnehmenden und ungezwungenen Höflichkeit als die Europäer. Wie erinnern uns gern ihrer patriarchalischen Sitten, ihrer Morgenunterhaltungen unter den Linden, wo Französisch gesprochen wird, eine Sprache, die man hier am meisten liebt, und in der man sich am besten Luft. Des Abends sah man dagegen wird in den lauren Abendgesellschaften bei der Thetanne über Politik, gleichsam aus Politesse gegen die Regierung in Englischer Sprache, converstirt. Man hatte schwell ein Theater für unsere Schauspieler aufgebaut; jeder Einwohner brachte ein Werk herbei; die Douane lieferte die Bretter; die Englische Regierung die Gasbeleuchtung und der Staat verpflanze heute man Nägel und Zeichnungen dazu. Alsbald kamen die Zimmerleute, die Kalfaterer und die Arbeiter aus dem Hafen herbei. Man hätte glauben mögen, daß hier ein Kauffahrteischiff angekrissiet werden sollte, und als das Theater endlich fertig war, schien man ganz der Wahl zu haben, daß sie entweder für das Publikum zu öffnen, oder es als Kanzerung in See anzubringen.

Auf dem Theaterzettel zwischen zwei Schiffsankern und unter der Wölbung zweier stolz gemalter Palmbäume waren folgende Worte zu lesen: „Königliches Kolonial-Theater unter dem Schutz des Gouverneurs und der Direction der Madame Sainte Angville.“

Auf den beiden Seiten der Thür waren noch die verschiedenen Genres, die die Königliche Schauspielertruppe unter der Direction der Madame Ste. Angville ausführen sollte, so wie die Namen und die Rollen der einzelnen Schauspieler zu lesen.

Man wollte hier als Eröffnung einmal zur Aufführung bringen. Und doch wurden die Verhältnisse, unter welchen die drei Genres ausgeführt werden sollten, von Tag zu Tag immer verwickelter und schwieriger; denn ein Schauspieler, der vielleicht in Mereope, in Taetuffe, in den Hund des Montargis, in dem Soldatenkaten von Seide und in der Liebhaberbühne des Hauses, einen Kalbelle von Gadel, aufzutreten gestützt war, hatte sich doch keineswegs darauf vorbereitet, einmal an der rothen Rude zu sterben. An dies Genre hatte Niemand gedacht. Aber gerade das war es, was das Personal unserer Truppe gewaltig dezimirte, bis man sich endlich genöthigt sah, auf Mittel zu denken, um einen und denselben Schauspieler zwei- oder dreimal unter verschiedenem Kostüm in drastischen Stücken sterben zu lassen.

Die Aufführungen des ersten Theater-Abends waren festgesetzt: Alzire oder die Amerikaner; hierauf Zelos oder der Mexikanische Sklave, ein Ballet.

Diese beiden Stücke, in denen der Hab der Sklaverei wie das Glück der Freiheit und die heilige Pflicht der Gleichheit aller Menschen besprochen werden, waren auf den ausdrücklichen Wunsch der Kolonieen zur Aufführung gewählt worden. Die Kolonisten waren bereits alle voller Entzücken. Man hatte es den Negern und Abrebaupt allen Farbigen streng untersagt, auch nur den Fuß in das Schauspielhaus zu setzen, indem man ihnen damit drohte, daß sie hinausgepeitscht und auf der Stelle niedergehauen werden würden.

So weit lief dem Alles aufs Beste ab: das Kostüm war angeordnet, der Saal roch nur noch ein wenig nach Terpentin; die Rollen waren einstudirt; Madame Ste. Angville war ganz von der Krankheit hergestellt, die sie das ungewohnte Klima zugezogen und die sie soll wie eine Lawine gelb gefärbt hatte. Da einige Schauspielerinnen bereits vom Tode weggerafft waren, so erhoben sich Englische Offiziere von der Garnison, sie zu ersetzen; und so ging denn Alles ganz nach Wunsch, bis man endlich ein bedeutendes Hinderniß entdeckte.

Die Kolonie mangelte es an Geld, und die Kolonisten der kleinen Stadt, in der unsere Künstler sich niedergelassen hatten, waren, trotz ihrer großen Vorliebe für das Schauspiel, doch nuser Stande, ihre Plätze zu bezahlen und sich Einlaß-Billets um Geld zu verschaffen.

Ein solcher Zufall ist in den kleinen Kolonial-Orten nicht gerade etwas Seltenes. Das baare Geld fehlt daselbst oft, und es ist dies keineswegs ein Beweis von einer öffentlichen Kalamität; im Gegentheil pflegt dieser Zustand nur darauf hinzudeuten, daß die Kaffee- oder Zucker- oder die Gummis und die Sibenholz-Ernte reichlich ausgefallen und daß das verkäufig gewonnene Geld durch die großen Gläubiger absorbirt worden; die Kolonieen strotzen von Waaren und das baare Geld ist einstweilen dem Nationde zugeflossen. Man muß dann abwarten, bis die Europäischen Schiffe wiederkommen und im Austausche für die Produkte der Kolonie ihr Geld zurücklassen.

Um auf den Punkt herauf zu kommen, zu dem wir in der ganzen Kolonie, in der unsere Schauspieler sich so viele Mühe gegeben hatten, ihr Glück zu machen; zur Zeit kein Geld aufzutreiben. In London oder zu Paris wäre ein solches Uebel schrecklich gewesen; die Direction hätte sogleich Bankerott gemacht, die Schauspieler wären alle davon gelaufen, und zum Schlusse hätte man noch das Theater selbst demolirt.

Aber die Bewohner unserer Kolonie wandten sich als gewerbsame und betriebsame Leute an Madame Ste. Angville mit folgendem Vorschlage: Wir haben, sagten sie, viel Geld, das wir Ihnen geben können, das ist wahr; aber bemerken Sie wohl, Madame, daß, wenn hier Niemand Geld hat, auch Niemand welches braucht. Das, was wir einführen und verkaufen, verwandelt sich nur selten in baare Münze von Gold. Besitzen wir einen Ochsen, so geben wir dafür gern Hammel hin, und wollen wir Wein oder Liqueure trinken, so bezahlen wir den Wein oder den Liqueur mit Zucker und Kaffee; wer von uns Pfeffer kaufen will, giebt uns dafür Soja als Kaufpreis an. Auf diese Weise leben, essen und trinken wir und machen mit einander Geschäfte ohne Geld, und endlich die Zeit kommt, wo die Kolonie dieser zu baarem Gelde kommt; alsdann werden die bisher in Umlauf gewesenen Naturalien sämmtlich in klingende Münze umgesetzt.

Das ist gewiß sehr schön, erwiderte Madame Ste. Angville, diese Weise des Austauschens ist ohne Zweifel die Grundlage alles Handels und der Ursprung aller höhern Kaufmannschaftsstellen; Ihrerseits genehmige; allein um meine Truppe hier zu ernähren, habe ich keine Hammel, die ich Ochsen eintauschen, noch Pfeffer, den ich als Kaufpreis für Zucker angeben sollte. Da ich nun weder das Eine noch das Andere besitze, auf welche Weise denken Sie denn, daß ich meine Leute hier vor dem Hunger retten sollte.

Madame Ste. Angville! erinnern Sie sich nun, daß das Talent selbst Ochsen, Rinder, Hammel und Pfeffer, daß das Talent Alles hat. Lassen Sie nur Ihre Schauspieler spielen, und statt mit Geld, werden wir Ihnen die Einlaß-Billets mit Naturalien bezahlen. So bestimmen Sie denn nach Ihrem Gutdünken die Preise der einzelnen Plätze, und Jedermann wird Ihnen von dem, was er in natura besitzt, das Nöthige zuführen, um es in Rechnung zu bringen.

Sie heißen mir da wahrlich aus einer Verlegenheit, rief Madame Ste Angville; meinen soll ihre Idee durch den Druckzettel veröffentlicht und zur Ausführung gebracht werden.

Nachdem Sie auf den Preis, Madame, Ihre Schauspieler werden schon zufrieden sein: das Rindvieh und das Geflügel ist mir sehr billig.

Von folgenden Tag sah man die ganze Kolonie um fünf Uhr des Abends gruppenweise in Familien-Reihen nach dem Königlichen Theater zuströmen, welches mit gefärbten Gläsern hell illuminiet und durch die über den Thorflügel ausgebreitete Englische Flagge geschützt war.

Die Menge brachte ihre Kegulationsmünze für die Plätze in das Königlichen Theaters in den Händen, unter den Armen und auf dem Rücken herbei. Es waren große starke Rinder, Hammel mit und ohne Hörner, gesalzene und ungesalzene Fische, ganze Tonne mit Konfekten, Bäckereien mit Eigarren, getrockerte Jungen, Spanferkel, Perückbüchse, Fässer mit Zucker, Säcke mit Kaffee, Säcke mit Pfeffer, gegerbte Felle, Schläuche von Schweinen, Ochsen, Schafen, Ziegen, Pferden, Esseln, Hasen, Kaninchen, Hühnern, Gänsen, Schwänen, Pfauen, Perlhühnern, Fasanen, Kolibris in den Käfigen, Böcke, Gazellen, Reiherfedern und endlich eine unzählige Menge anderer Gegenstände, die sich kaum alle aufführen lassen, die man sich aber leicht selbst hinzudenken kann.

Unsere Leser wissen bereits, daß man Alzire oder die Amerikaner und das Ballet Zelos oder der Mexikanische Sklave aufführen wollte. Bis zur Kasse, wo die Billets ausgegeben wurden, war Alles recht gut gegangen; aber hier traten einige Schwierigkeiten ein, an die man gar nicht gedacht hatte. Derjenige nämlich, welcher zwei Rinder dorbeigebracht, nun eine eigene Loge für seine Familie zu erhalten, verlangte, daß man ihm zum wenigsten noch einen fetten Hammel oder einen Papagei retour gebe. Dazu bedurfte es besonderer sachverständiger Leute. Der Vorhof verwandelte sich alsbald in einen Rinder- und Federvieh-Markt. Hierauf kam Einer und gab für drei Plätze zur ersten Gallerie einen Mustatten hin, auf den er aber nach seiner Berechnung einen kleinen Neger zurückerhalten mußte. Aber die Madame Ste. Angville hatte keine kleine Neger, die man mußte kamm überall hinschicken, um dieses Mißverhältniß herbeizuschaffen. Es hätte Vieth gethan, daß man beständig kleines Geld in verschiedenartigen Tüpfen mit Konfekten und in Affen bestehend, vorrätdig gehalten, wobei es jedoch gewiß nicht wenig gefährlich gewesen sein wäre, die Letzteren etwa in die Tasche stecken zu wollen. Unsere Kolonisten hatten indeß auf eine ziemlich anständige Weise Wort genommen. Man verschloß die Theater-Einsahne in ein mit Barrièren umgebenes Gehege und ließ daselbst durch Eingeborene bewachen.

Der Vorhang ward aufgezogen.

Während des ersten Aktes sief keine besondere Störung vor. Nur und da hörte man von verschiedener Seiten folgende Art: „Mein Herr! Ich behaupte, hier eben so viel sehen zu können, als Sie.“ — „Mein Ochs ist nicht weniger werth, als Ihre Hammel.“ — „Ich habe mehr etwa deshalb einen Sack voll Kaffee hingegeben, um Ihren Nicken hier zu bewundern.“ — „Mein Affe giebt mir das weiße Recht auf alle Plätze; lassen Sie mich doch auch etwas sehen.“ — Bis auf diese

Digitized by Google

zerstreuten Aeußerungen jedoch war Alles zur allgemeinen Zufriedenheit abgelaufen.

Aber am Ende des dritten Aktes, in den Augenblick, wo Alzire die Asche des Alvarez aufsaßt, indem sie zu ihm sagt: Mein geliebter Herr u. s. w. . . in dem Augenblick, wo alle Stlavenhändler in heiße Thränen zerfließen: da steckt plötzlich ein Mann seinen Kopf durch das Vorgezitter durch und ruft laut: „Meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß die eine Hälfte der Theater-Einnahme von der andern Hälfte aufgegessen worden, und daß der Rest, der an den Schauspieler seinen Antheil macht, während dieser Zeit davongelaufen ist."

„Was geht das uns an?" murmelten die Zuschauer; „fahren Sie nur fort."

„Wie, was das Sie angingen?" rief Madame Ste. Angville, indem sie auf die Bühne hervorstürzte. „Sie haben hier sämmtlich für unsere Einnahme zu stehen! Wen zeigt Ihnen nun an, daß dieselbe aufgegessen worden, und Sie, Sie glauben, dabei gar nicht interessirt zu sepn?"

„Je nun, beste Madame, das mag wohl ein Scherz gewesen sepn. Alvarez, fahren Sie fort."

Aber derselbe Mann im Vorgezitter antwortete hierauf: „Wir haben es hier nicht mit Scherzen mit einem Scherze zu thun. Unsere Einnahme hat eine wahre Revolution gemacht: die Neger von der ersten Gallerie haben die Zinckt ergriffen; hierauf verschlangen die Spanferkel des Amphitheaters die Perlhühner der Paradieses; endlich würgten die Affen vom Parterre die Papageyen vom Parquet, die Gazellen suchten das Freye, und die Kakadus sind davongeflogen. Dies ist das Schicksal unserer Theater-Einnahme."

Madame Ste. Angville fiel in Ohnmacht. Das Stück ward nicht zu Ende gebracht. Vergeblich verlangte das Publikum das versprochene Ballet. Das Kolonial-Schauspiel war im vierten Akte der Alzire stecken geblieben. Wer hätte sich auch über ein solches Unglück erst beklagen wollen, wofern man nicht ein Kolonist gewesen wäre!

Als Madame Ste. Angville wieder zu sich kam, machte sie den Einwohnern einen förmlichen Prozeß, indem sie behauptete, daß man ihr die Vorstellung noch ein Mal in natura bezahlen müsse. Allein das Englische Kolonial-Gericht erklärte, daß nach in seinem Gesetze einer aufgefressenen Theater-Einnahme Erwähnung geschehen sey, und daß nach dem einfachen natürlichen Rechte kein Zuschauer für die von ihm einmal gefressene Zahlung fodern dürfe, zumal ihm der Zutritt schon gestattet worden. Madame Ste. Angville ward somit abgewiesen.

Indessen hatte man eine Subscription eröffnet, um den unglücklichen Schauspielern zu ihrer Rückreise nach Europa behülflich zu seyn. Diese Subscription soll sehr reichlich ausgefallen sepn. Selbst in gleicher Weise, wie die Theater-Einnahme, in lauter Naturalien.

Wie wir schon erwähnen, hat unsere Schauspieler-Truppe ihren sämmtlichen Vorrath von Kaffee und Zucker in Verdauung zu einem sehr hohen Preise verkauft. (Leon Gozlan. — Le Monde Dramatique.)

Bibliographie.

Un été à Meudon. — Von Frederic Soulié. 2 Bde. 15 Fr.
Madame de Parabère. — 2 Bde. 15 Fr.
La servante maîtresse. — Sittengemälde von May Portin. 2 Bde. 15 Fr.

Italien.

Freuden einer Sicilianischen Reise.

Wir wollten diesen Abend noch Biveona, wohin wir Briefe hatten, erreichen, aber die Damen waren ermüdet, und wir blieben daher in dem kleinen, an einem sanften Hügelabhange liegenden Dorfe Alcantria. Wie hatten bald Grund, unseren Entschluß zu bereuen; in einer sehr schmutzigen Hütte mußten wir einkehren, wo wir, und vorzüglich unsere Waffen, mit Ungeziefer reichlich und verdacht betrachtet wurden. Unsere Leute konnten nichts als Eyer bekommen, unser einem großen Kessel voll gekochter Welscher Bohnen, über die man eine Flasche ranzigen Oel ausgossen hatte. Ob es von der Beschaffenheit der Speise, oder, wie wir eher annehmen dürfen, von der Bosheit eines schlechten Menschen kam, Alle, die davon gegessen, wurden bald darauf von heftigen Kolikschmerzen ergriffen und waren drohend in Gefahren gesetzt. Auch sie schnell Jemand an uns mit der Botsche abschicken, sie wären alle vergiftet. Bei unserer Ankunft in ihrer Lagerstätte konnten wir, so ernst auch die Sache war, uns des Lachens nicht enthalten. Es war ein wunderliches Schauspiel; hier sprang Einer umher wie ein Rasender, ein Zweiter wälzte sich krampfhaft auf der Erde umher, ein Dritter schnaufte fürchterlich, ein Vierter lief alle Heilige des Kalenders an, Einige verlangten den Priester, Andere endlich, wüthiger gestimmt, brüllten nach einem Arzt, welchen ich nun, in Ermangelung eines besseren, machte. Ich ließ wirkende Mittel auf den Plagen der Leidenden legen, gab ihnen reichlich Thee und dergleichen ein und hatte nach Verlauf einer Stunde das Vergnügen, den besten Wirkungen meiner Kunst an meinen sämmtlichen Patienten zu sehen. Nur Einige hatten noch mehrere Tage Schmerzen, die Uebrigen waren am Morgen schon im Stande, weiter zu gehen, und hatten bloß noch Spuren der nächtlichen Leiden im Gesicht. Ein gutes Faßhühlet zu Biveona trug nicht wenig dazu bei, unsere Invaliden gänzlich wiederherzustellen. Die materischen Getränken verbitterten uns oft, bei unserer Weiterreise still zu stehen, oder in der Gegend umherzuschweifen, so daß wir immer spät an dem Orte ankamen, wo wir zu übernachten beschlossen hatten. So kamen wir eines Abends, als es schon fast finster war, zu Campodello an und hatten doch uns des Morgens vorgenommen gehabt, in Castelvetrano zu übernachten. Wir beschleunigten, ob wir noch bis zu diesem Orte vorrücken oder hier Halt machen sollten. Einerseits waren die Damen müde, und es regnete, andererseits war Campodello, obgleich in einer reizenden Ebene, für den Namen verschrieen; doch ein starker Reiter, wo nur das Schicksal von Alexandria drohte; überdies war die Luft in der Umgegend pestilenzialisch, und diese zusammengenommen, beschlossen wir einmüthig, eher der Finsternis, dem Stambrogen und dem schlechten Wege zu trotzen, als und den Gefahren auf der anderen Seite auszusetzen. Wir kamen ohne Hindernis bis zu dem kleinen Flusz Arena oder Belice. Hier erstarrten die Pferde, und da sie durch nicht zu tiefen Schnee gingen, und doch nur dieß tiefer sey, als sie ihn zu finden gewohnt. Da die Damen Unruhe bei dem Gedanken an einen Uebergang zeigten, wir aber auch nicht nach Campodello zurück wollten, so beschlossen wir, für diese Nacht in einem alten Schlosse auf einer nahen Anhöhe Zuflucht zu suchen. Diesen Vorsatz belohnten aber unsere Führer und Diener aus allen Kräften, weil das Schloß von Liebespaaren spukte. Nachdem wir 2 Meilen weite Anhöhe erstiegen hatten und am Schlosse standen, klopften wir mehrere Male und jedes Mal stärker an Thor, aber vergebens. Schon wollten wir in Verzweiflung uns wegbegeben, als ein Mann in einem langen Rock am Fenster erschien und sagte, was wir wollten. Auf unser Gesuch um Aufnahme antwortete er, seiner Herr habe dem bestimmten Befehl gegeben, keine Fremde in's Schloß einzulassen. Als er jedoch unsere Namen erfuhr, schloß er endlich, und zwar noch mehrern, das eiserne Thor auf, erklärte uns aber, daß er uns nur mit der großen Strenge seines Hauses dienen könne. Das war kein großes Unglück, denn seine Hausfest verstand in Gesellschaft und Zigarrenfeuer, und wir hatten seit dem Morgenroth zu Mittag nichts zu uns genommen. Ueberall kalte Herberge einzusprechen, wo wir sie nur bekommen konnten. Signor Giacinto sagte uns, daß er seit fast 30 Jahren Kastellan in diesem Schlosse wäre, das dem wohlbekannten Herzog von U— gehöre. Wir setzten uns um ein großes Feuer in der altertümlichen Halle, und nun zu trocknen, und Signor Giacinto zu bedienen, wir nicht bewegen konnten, und die Zimmer zu zeigen; er gab vor, er habe keine Schlüssel. Plötzlich wurden wir durch von unten heraufkommende Schmerzens-Ausrufungen aufgeschreckt. Wir hörten mehrere Stimmen zu gleicher Zeit ausrufen: „Misericordia, misericordia!" Signor Giacinto, der sich mit unsere Blicke richtete, war verwirrt und sagte uns, das Gerüusch käme von einigen Salzerarbeitern, die in einem Gewölbe unter uns eingesperrt seyen. Seine Nachricht beseitigte bloß den Grafen L— — und mich, die Damen wurden bleich, das Kammermädchen wollte in Ohnmacht fallen, und die Diener bekämpten mich mit ihrem Paternoster. Sie kamen alle in der Behauptung überein, daß es die Geister wären, daß sich Signor Giacinto entfernt oder der Teufel selber oder doch wenigstens einer seiner besten Freunde sey. Dieser hatte sich unterdessen nach der Ursache des Geschreis erkundigt, welche folgende war: das Gefängnis der Unglücklichen war gerade unter der Halle, die wir einnahmen; in dieser war eine kleine Oeffnung, die dem Gefängnis Luft zuführte. Der junge Mann hatte diese Oeffnung für einen Brunnen gehalten, und warf ein Stück dermendes Holz hinein, um die Tiefe des Brunnens zu erfahren. Die Gefangenen glaubten aber, das Haus wäre in Brand gerathen, und sie müßten alle umkommen. Das Koos der Gefesselten betrübte mich sehr, aber der Kastellan mich allen Fragen aus, die ich über den Grund ihres Unglücks an ihn richtete. Nur den, was sich später erforschen, habe ich Grund zu glauben, daß sie keine Verbrecher waren, wie uns Signor Giacinto gern glauben machen wollte, sondern theils Opfer der Privatrache des Herzogs von U—, theils Personen, die im Verdacht einer Theilnahme an der Revolution von 1820 standen, und die man nicht gern vor Gericht stellen wollte, sondern lieber zur Sicherheit oder Strafe in diesen ödlichen Kerker festhielt. Von dem vorrerflichen Mahle, das unser Koch bereitet hatte, wollten wir den Unglücklichen etwas zukommen lassen, aber das erlaubte Signor Giacinto nicht, so sehr wir auch baten. Er versicherte übrigens, es mangele seinen Schuhbefohlenen an gar nichts als an Licht und Luft. (Metropolitan.)

Mannigfaltiges.

— Englands wissenschaftliche und artistische Sammlungen. Als Sir Humphry Davy, der sieben Jahre lang Präsident der Königlichen Societät und einer der Pairs Englands war, Mittel und Wege, die bedeutendsten Institute des Auslandes kennen lernte, schrieb er im Jahre 1829 aus Rom: „Ich glaube schwerlich, daß irgend ein Land, was Sammlungen alter Kunst und neuerer Wissenschaft anbetrifft, niedriger stehen kann, als das unsrige. Ein paar liberal gesinnte Patrioten haben zwar ziemliche Privat-Sammlungen zu Stande gebracht, und einige einzelne Institute und Hochschulen haben auf ihren Privatmitteln der Wissenschaft manche Hülfsquelle eröffnet; unsere Nationals-Anstalt aber, das Britische Museum, ist eines großen Volkes unwürdig und steht selbst hinter vielen ähnlichen Instituten in Kontinental-Staaten zweiten Ranges zurück. Die ganze Einrichtung dieser Anstalt muß von Grund aus umgeändert werden, wenn sie dem Lande wirklich von Nutzen seyn soll. Der jetzige Angenblick würde wir am geeignetsten dazu scheinen, mit Allem, was zu diesem alten, verfehlten und, ich kann wohl sagen, nutzlosen Institut gehört, eine radikale Umgestaltung vorzunehmen. In diesem Winkel der Hauptstadt verlangt das Volk nach Bildung; auf alle Weise sucht es dazu zu gelangen, und sein Eifer ist so groß, daß es nach nutzgierigen Mitteln greifen wird, wenn man ihm den Zugang dazu nicht auf geradem und rechtlichem Wege verschafft. Es ist alle Zeit, daß die Gesetzgebung seinen Wünschen entgegenkömmt und für dasjenige sorgt, was die Vernunft längst erheischt hätte." (Davy's life.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Hrn. pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Behren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Freitag den 4. März 1836.

England.

Das Englische Oberhaus.

(Nach der Revue des deux Mondes und der Literary Gazette.)

Der Weg vom Unterhause nach dem Oberhause ist nicht weit; die beständigen Mittheilungen, welche die beiden Versammlungen einander gegenseitig zu machen haben, erheischten stets ihre Vereinigung in einem und demselben Palast. Die Feuersbrunst im Dezember 1834 hat sie nicht getrennt. Die einstweilen eingerichteten Säle sind ebenfalls durch Gänge mit einander verbunden. Auf diesen Wege bringen die Gemeinen selbst täglich ihre Bills vor die Schranken der Pairie, und auf diesem Wege schickt die letztere ihrerseits ihre Boten ab, um die übrigen auf die Tafel des Unterhauses niederzulegen. Auch die Minister ziehen ihren Vortheil von dieser Nachbarschaft. Da sie nur in daseinige Haus, zu welchem sie gehören, amtlichen Zutritt haben, so kann, wenn sich auf beiden Schlachtfeldern zugleich ein Kampf entzündet, wenigstens der doppelte Generalstab des Cabinets sich von Sekunde zu Sekunde Courriere zuschicken und seine Operationen nach den empfangenen Nachrichten ordnen. Vermöge dieser Nähe hat auch mehr als einmal der blose Lärm der Volks-Versammlung plötzlich die Adels-Versammlung auf ihren Sitzen mit Schrecken erfüllt. Als die Berathlagung der weltlichen und geistlichen Pairs gegen die unerschrockenen vertheidigt, aber schlecht befestigte Ministerium Lord Melbourne's anstürmte, wurde die Heftigkeit der Angreifenden öfter durch das Getöse des Unterhauses entwaffnet und dagegen die Ausdauer der Belagerten neu angefrischt. Das Siegesgeschrei der von Lord John Russel geführten Reformer brachte Verwirrung in die Reihen der heftigsten Konservativen Sir Robert Peel's.

Das Oberhaus hat die Gestalt eines langen Rechtecks, so wie das Unterhaus. Die Bänke sind im Allgemeinen auch in derselben Ordnung aufgestellt, aber die Verzierungen sind glänzender. Von der einzigen Gallerie aus, in welche das Publikum sich mit den Berichterstattern der Zeitungen theilen muß, hat man den Thron gegenüber, der nicht, wie in Frankreich, ein Möbel ist, der man alle Jahre einmal zu Tage der Eröffnung der Session herreinbringt, sondern unbeweglich, gleichsam als ewiger erster Präsident, hier stehen bleibt. Zu seinen Füßen querüber befindet sich der berühmte Wollsack, der Sitz des wirklichen Präsidenten der Versammlung. Die Sitte will durchaus, daß dies eine Art von Sack, ein Sitz ohne Lehne sey. Die Tafel der Kanzlisten ist durch zwei Sitze vom Wollsack getrennt, die für die Kanzler-Direktoren (masters in chancery), die amtlichen Boten des Hauses, bestimmt sind.

Stoffe und Draperien des Thrones, Behänge der Wände, Teppiche, Gardinen, Mäntel, Kissen und Lehnen, Alles ist roth in diesem Saale. Roth ist die amtliche Farbe. Wenn die Pairs in der Königlichen Sitzung im großen Kostüm mit ihren rothen Mänteln erscheinen, bildet dies Alles zusammen ein blendendes Ganze, gegen welches dann der Anblick der Gemeinen, die in ihrer schlichten Alltagskleidung an dem Schranken stehen, auffallend absticht.

Der Saal, worin sich die Pairs jetzt versammeln, die die neuen Parlamentshäuser erbaut seyn werden, war einst das Schlafgemach Eduard's des Bekenners; man kann sich daher denken, daß er, wenn sich die vierhundert und dreißig jetzigen Lords einmal alle darin versammeln wollten, diese Zahl nicht gut fassen würde; aber dahin kömmt es nicht; es muß schon eine sehr wichtige Berathlagung seyn, wenn sich zwölfhundert Pairs daselbst zusammenfinden, denn die Pairs genießen ein Privilegium, welches sie der Anwesenheit im Parlamente fast ganz überhebt, sie können nämlich durch Vollmacht stimmen; da giebt sich also einer von ihnen auf eine Reise nach dem Kontinent, so läßt er, wenn es ihm beliebt, sein Mandat einem andern Pair von seiner Partei zurück, und der Bevollmächtigte kann sich dessen bedienen, so oft, wann und wie er will, ausgenommen bei den Abstimmungen im Ausschusse. Ehedem machte nur die Königliche Genehmigung diese Vollmachten gültig; jetzt wird sie dazu nicht mehr erfordert. Der Herzog von Wellington hatte zum Beispiel in der vorigen Session seine Taschen ganz voll von Lord-Stimmen.

Die den Sitzungen beiwohnenden Pairs finden den provisorischen Saal, der ihnen angewiesen ist, sehr eng und unbequem. Die Regierung, die ihnen einen neuen bauen läßt, hat über den Umfang desselben ihre Ansicht eingeholt, und es ist beschlossen worden, er solle weder zu groß noch zu klein seyn. Er soll nicht etwa für den Fall berechnet werden, daß die gesammten Lords darin beurem Platz haben könnten. Dieser Fall ist gar nicht angenommen worden. Man rennert sich nicht, daß die Versammlung jemals zahlreicher gewesen wäre, als bei der Abstimmung über das Haupt-Amendement, welches am 7. Mai 1832 gegen die Parlaments-Reform vorgeschlagen wurde, und doch waren auch an jenem Tage nur 267 Mitglieder anwesend. Diese Zahl nahm man zum Maßstabe; einem Jeden soll ein Raum von drei Quadratfuß zugetheilt werden. Man sieht, daß die Lords zwischen dem Wunsch, behaglich zu sitzen, und der Besorgniß, ein zu großes Lokal zu haben, in welchem dereinst eine Schaar neu ernannter Pairs Platz finden könnte, hin und her schwanken.

Was die Zusammensetzung des Oberhauses anbetrifft, so läßt sich nichts Verschiedenartigeres denken, als die Elemente, aus denen diese Versammlung besteht. Sie hat zuvörderst ihre nach dem Rechte der Erstgeburt erbliche Pairie; dieses Theil, der bei weitem der zahlreichste ist, bildete die Englischen Pairs. Dann kommen die Schottischen und Irländischen, die nach zweierlei Systemen wählbar sind. Die Schottischen Pairs werden für die Dauer eines Parlaments ernannt, die Irländischen gar auf Lebenszeit. Außerdem giebt es noch geistliche Pairs, die Englischen und Irländischen Erzbischöfe und Bischöfe, wovon die Einen vermöge ihrer Würde auf Zeit ihres Lebens im Oberhause sitzen, die Anderen jährlich vier gegen vier mit einander abwechseln. Sollte es also einmal zur wirklichen Erörterung der Frage über eine Umschmelzung dieses Hauses kommen, so würde man das Prinzip der Wahl bereits in allen seinen Formen darin vorfinden.

In England bildet die Pairie allein den eigentlichen beitelten Adel. Wenn man nicht Pair ist, gröbe man auch gesetzlich nicht zum Adelstande. Die Söhne eines Pairs haben keinen Adelstitel und dürfen sich in keiner öffentlichen oder gerichtlichen Verhandlung einen Adelstitel beilegen. Selbst die ältesten Söhne heißen nur insofern Lords, als die Welt so höflich ist, ihnen diesen Titel zu geben. Das amtliche Register der Pairie ist also das einzige offizielle Verzeichniß des Englischen Adels.

Streng genommen muß man das Oberhaus nach seiner Hierarchie in verschiedene Klassen eintheilen, denn es giebt in der That mehrere Abstufungen unter der Pairie; und unter den Pairs von gleichem Range giebt wieder der Tag der Ernennung den Vorzug. So geht zuerst der Herzöge, dann die Marquis, die Grafen, die Vicecounts und die Barone. Die Bischöfe und Erzbischöfe, die den Titel „geistliche Lords" führen, sind nach ihrer Würde unter diese Kategorieen vertheilt. Die Erzbischöfe von England stehen den Herzögen gleich, sa, sie gehen ihnen sogar voran. Der Erzbischof von Canterbury, eine Art von Anglikanischem Papst, kömmt als Primas und Oberhaupt der Kirche unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt. Er ist der erste Pair des Hauses. Der Lord-Kanzler, wenn einer da ist, folgt sodann als der Zweite vermöge seines Amtes, und der Dritte dem Range nach ist der Erzbischof von York. Die Bischöfe werden als Barone betrachtet, gehen aber diesen voran. In der parlamentarischen Korrespondenz wird ein Herzog „sehr ehrer Herzog" und „Se. Gnaden" genannt; die Krone nennt ihn ihren „vielgetreuen und vielgeliebten Vetter und Rathgeber." Ihre Gnaden von Canterbury und von York sind Erzbischöfe, der Erstere „vermöge göttlicher Vorsehung", der Letztere bloß „vermöge göttlicher Erlaubniß." Die Marquis, die Grafen und die Vicecounts sind „hochgeborner" und „sehr ehrenwerth" und anderem die „vielgetreuen und geliebten Vettern der Krone." Die „höchst ehrenwerthen" Barone sind auch die „Vielgetreuen und Vielgeliebten der Krone", aber nicht mehr ihre Vettern. In gewissen Fällen sind die Herzöge, Marquis und Grafen „mächtige Fürsten", niemals aber die Vicecounts und die Barone. Nicht zu vergessen, daß die als Barone „hochst ehrenwerthen" Bischöfe außerdem noch als Bischöfe „hochwürdige Väter in Gott" sind.

Die Barone von Kingsale haben, wie die Spanischen Granden, das ausschließliche erbliche Privilegium, in Gegenwart des Königs bedeckt zu bleiben. Andere formelle Vorrechte, die nicht allen Mitgliedern gemein wären, hat die Pairie nicht. Die bedeutendsten sind die, welche die Beschlagnahme ihrer Güter unterlagen, ihre Verhaftung wegen Schulden ohne Ausnahme verbieten und in seinem Civil-Prozeß ihre Beurtheilung in contumaciam gestatten. Gegen Kriminal-Klagen haben sie sich nur vor ihres Gleichen zu vertheidigen. Der Grund, der in diesen und in vielen anderen Fällen für die Unverletzlichkeit ihrer Personen angeführt wird, ist von der Verpflichtung hergenommen, daß die Pairs, da sie sämmtlich Rathgeber des Königs seyen, niemals verhindert seyn dürften, ihm den nöthigen Beistand zu leisten.

Das Haus darf keines seiner Mitglieder ausschließen oder kassiren, außer wenn es dasselbe wegen Antwortgeben oder Verbrechen zu einer beschimpfenden oder zur Todes-Strafe verurtheilt. Doch erzählt Blackstone, daß unter der Regierung Eduard's IV. der Herzog von Bedford, George Neuville, seiner Armuth wegen, die es ihm nicht gestatten, den

Digitized by Google

seiner Würde auszuüben hinwand zu machen, durch eine Parlamentsakte degradirt wurde. Dieser Fall ist um so merkwürdiger, als er in der Parlamentsgeschichte einzig dasteht. Seitdem hat eher das Umgekehrte Klagefunden. So gelang es noch ganz vor kurzem dem Grafen von Huntingdon, obgleich er in die größte Dürftigkeit geratben war, sein beschränktes Anrecht auf die Pairswürde geltend zu machen, und der König bescheinte ihn, um ihn in den Stand zu setzen, seinen Rang zu behaupten.

Die Englische Aristokratie ist also ein fester und auf die Dauer berechneter Körper. Jede Pairswürde beruht auf einem weltlichen Besitztitel, dessen Grundlage ein Territorial-Besitzthum ist. Es können nicht darauf an, daß Einer Graf oder Marquis, sondern daß er Pair ist. Ist sein Recht streitig, so wird sein Titel nicht eher anerkannt, als bis er seine Pairswürde geltend gemacht hat. Frankreich und Spanien haben, obgleich sie viel mehr alten und berühmten Adel aufweisen können, doch nimmer eine mächtige, festgewurzelte Aristokratie gehabt. Das Prinzip, welches dem Englischen Adel seine Stärke und Dauer giebt, ist seine Konzentrirung in einer Pairie von strenger Form und gewichtiger Würde. Wenn der Adel der Französischen General-Staaten einen wohlgeordneten, festen, geschlossenen, politischen Körper gebildet hätte, so würde die Revolution ihn nicht so leicht gestürzt haben. Ludwig XVIII. wollte im Jahre 1814 wieder eine Pairie-Kammer begründen; es war aber zu spät, denn es fehlte an rechten Materiale; er hatte mit Sand auf Sand. Vor zwei Jahren kam auch Herr Martinez de la Rosa auf den Einfall, eine solche Kammer zu fabriziren; aber er fand in dem Lande, wo Jedermann hidalgo ist, keine Geanden und keine titulos für sein zerbrechliches Gebäude! Da machte er es mit Frankreichs politische Mauerkünstler im Jahre 1831; er machte Pairs aus Staatsräthen, Richter, Advokaten, Dichter, Kanstleute und vermischte dies Alles mit dem dichten Adelsstoff, der ihm noch geblieben war. Mit diesem Mörtel baute er seine Procers-Kammer, die eben so dauerhaft aussieht, wie die neue Französische Pairs-Kammer. Zwar hat auch die Englische Pairie nicht mehr die Festigkeit, die sie ehedem besaß, aber wenn sie auch manchen Stoß erhalten, so behauptet sie sich doch vermöge der Kraft ihrer ersten Organisirung; sie hält freilich die Volkswogen nicht mehr ganz zurück, aber sie leistet ihnen doch starken Widerstand, läßt sie an sich vorüberrollen und bleibt aufrecht stehen neben ihrer Altersgenossin, der grauen Westminster-Abtei. Wer weiß aber, wie lange sie noch gegen den sie umbrandenden Sturm standhaften Stand halten wird, der ihr Zundament zu untergraben anfängt und sie am Ende doch mit fortreißt. Die Thürme Westminsters spiegeln sich vielleicht noch immer in den Wellen der Themse, wenn seine Pairie längst dahin ist. Scheint es doch das Schicksal der Werke des Mittelalters zu sein, daß seine Gebäude länger leben, als seine trefflichen Institutionen.

Die Gesetzgebung ist nicht der einzige Beruf der Englischen Pairie; sie ist auch Gerichtshof, und zwar nicht bloß außerordentlicher, ihren Mitgliedern und den wegen Hochverrahts Angeklagten gegenüber, sondern beständiger, ordentlicher Gerichtshof in Appellationen für die Civil-Sachen. Diese beiden Functionen sind übrigens so getrennt von einander, als es die inkonsequente Vermengung dieser doppelten Gewalt gestattet; der gesunde Sinn hat in der Praxis der Abgeordnetheit dieses Rechts abgeholfen, denn obgleich jeder Pair von Geburt in jeder Sache kompetenter Richter ist, so kommt doch nur die Pairie, wenn sie als Tribunal zu Gericht sitzt, nur von den Rechtsgelehrten unter sie für in ihrem Schooß zählt. So halten zum Beispiel Lord Brougham und Lord Lyndhurst, beide ehemalige Kanzler, gewöhnlich das Mozgens Gerichtssitzung und entscheiden über die vor das Oberhaus, als Tribunal, verwiesenen Rethtsstreitsache der Civil-Gerichte in letzter Instanz. In England kann eine Ehescheidung nur durch eine Parlaments-Akte Gültigkeit erhalten, und die Pairie hat die Scheidungs-Prozesse zu instruiren. Da es sich dabei nur um Punkte handelt, deren Beurtheilung feine juristische Kenntnisse erfordert, so nehmen an der Entscheidung solcher Angelegenheiten eben so wohl die anderen Pairs Theil, die bei der Eröffnung der politischen Sessionen anwesend sind, wie bei der Rechts-Sitzungen. Dann ist das Haus zugleich Gerichtshof und gesetzgebende Versammlung, ein wunderliches Amalgam.

Eigentlich müßten die Pairs, wenn es ganz nach der Form gehen sollte, in der Ordnung hinter einander sitzen, wie ihre hierarchische Reihefolge ist, das heißt die Herzoge auf den Bänken der ersten Reihe, die Marquis auf denen der zweiten und die Barone auf den letzten. Diese Ordnung wird aber nicht beobachtet. Sie setzen sich, eben so wie die Mitglieder des Unterhauses, nach ihrer politischen Farbe zusammen, übrigens aber Barone, Grafen, Herzöge und Marquis ohne Unterschied dicht durch einander. Jetzt nehmen die Whig-Minister und die Anhang die Bänke zur Rechten vom Thronsitze ein, die Tories die linke. Whigs und Tories sind im Oberhause die allein passenden Namen zur Bezeichnung der Parteien, denn da die ganze Aristokratie sich in diesem Hause befindet, so repräsentiren die Pairs bloß sich selbst und sind nicht das Organ dieser oder jener politischen Meinung, sondern nur ihr eigenes Interesse. Lord Durham und Lord Brougham, beides Radikale, sind zwei Ausnahmen, zwei Männer, die sich von der großen Heerstraße verirrt haben. Die Eintheilung ist also hier noch einfacher und leichter als im Unterhause. Es giebt unter den Lords immer noch, wie im vorigen Jahrhundert, zwei aristokratische Nüancen, die sich mit bewaffneter Hand die Macht und deren Vortheile streitig machen: die Tories, die ihr konservatives Prinzip mit Konsequenz verfolgen, ein Prinzip, in welchem allein für die Pairie Heil zu finden ist, wenn es auf friedlichem Wege und ohne Umwälzungen sich durchführen läßt; und die Whigs, die jetzt, wo sie sich durch Handlungen und nicht mehr durch bloße Worte bewähren sollen, im Grunde ihres Herzens durch den Sturz des Liberalismus, den sie sich gegeben, in große Verlegenheit gebracht sind. In numerischer Hinsicht sind diese beiden Nüancen nichts weniger als von gleicher Stärke. Wenn man die Erinnerungen zählen könnte, würde man immer sehen Tories gegen einen Whig bekommen. Dennoch brachte es im Jahre 1832 die Whig-Minorität dahin, daß die Tories kapitulieren mußten, und seitdem hat sie, stark durch den Beistand von außen, ihnen noch mehr als einmal Gesetze vorgeschrieben. Aber der Augenblick rückt heran, wo die wahre Majorität es vielleicht verschmähen dürfte, das Joch abzuschütteln, da sie fühlt, daß sie sich durch Angestandnisse nicht mehr zu retten vermag. Es wäre wohl möglich, daß sie es für eben so ehrenvoll und Römisch hielte, zum Schwerdt zu greifen und, ihre Mäuler zerreißend, zu fallen, als, auf ihrem kurulischen Sessel sitzend, ruhig den politischen Tod abzuwarten.

Die Reglements und Gebräuche der beiden Häuser haben ihre Aehnlichkeiten und ihre Abweichungen. Es herrscht im Oberhause dieselbe Stille wie im Unterhause, daß man ohne Umstände den Hut auf dem Kopfe behält; indeß findet man bei den Lords nicht ganz die Hintansetzung alles Zwanges, sondern etwas mehr Anstand und Abgemessenheit als bei den Gemeinen. Man sieht ihre Herrlichkeiten seltener ihre Mant als Rubebett gebrauchen und mit ihren Beinen telegraphische Zeichen beschreiben. Das Gerüscht in der Versammlung ist genügsamer, civilisirter, die Beredsamkeit fast höflicher; das Schauspiel der Debatten bietet im Allgemeinen nicht so viel lebendige und eindrucksvolle Scenen dar, aber mehr Einheit und Haltung; es ist nicht der Kampf portrecher Mittelmäßigkeiten, worüber den anderen Hause beständig Gewitter und die Höflichkeit ausgeht. Dort muß man oft bei einem bretten Vortrag gähn abgeschmackte mit in den Kauf nehmen, wodurch die Diskussion nur wässerig wird und sich unnütz in die Länge zieht. Hier ist die Zahl der talentvollen Redner nicht so groß, aber man wußdenkt auch die Rednerfreiheit nicht so sehr, sondern geht lieber gerade aufs Ziel los. Es ist ein Vortheil für die Pairie gegen das andere Haus ein Quantum, eine kleine verschanzte Garnison, und von einer Menge, wie das Unterhaus, von einer so ungeheuren Menge, die ganze Plätche lang auf ihren Bänken kampirt, und wo jeder Soldat ein Eroberer sein will, kann man weder solche Mannszucht, noch solche Borsicht, noch solche Ueberlegung voraussetzen.

So hoch auch der Präsident des Oberhauses steht, besonders wenn er Lords-Kanzler von England ist, so hat er doch als Sprecher nicht die souveraine Macht, wie der Sprecher des Unterhauses. Nicht an ihn, sondern an die Versammlung wenden sich die Pairs, wenn sie sprechen; nicht er, sondern nur die Versammlung hat das Recht, einem Redner das Wort zu ertheilen oder es ihm zu entziehen; er übt allein die innere Polizei aus. Der Grund dieses Unterschiedes zwischen der Gewalt der beiden Sprecher ist sehr einleuchtend: der Eine wird von der Krone, der Andere von dem Hause selbst, in welchem er den Vorsitz führt, gewählt.

Um über Ehre erscheint der Präsident des Oberhauses auf dem Wollsack; ihm folgt der Thürsteher mit dem schwarzen Stabe und der Scepterträger. Die Gebete werden von einem Bischof gesprochen. Wenn drei Pairs gegenwärtig sind, kann der Sprecher die Sitzung eröffnen; drei Lords machen also eine Oberhaus-Versammlung aus, und so können im möglichen Falle die Minister zwei Drittheile der Mitglieder des Volks einstimmig angenommene Bill verwerfen. Es ist gar nicht selten, daß das ganze Haus der Lords aus einer solchen geringfügenden Dreizahl zusammensetzt besteht. So oft es aber eine wichtige Frage zu verhandeln giebt, pflegt auch die größere Zahl der Notabilitäten des Hauses auf ihren Plätzen und der Stuhl ziemlich gefüllt zu sein.

Es finden sich nur sehr wenig kahle Köpfe im Oberhause und nicht ein einziges mit rothem Haar. Der Herzog von Cumberland, der Herzog von Rutland und Lord Poltimore sind die drei am sorgfältigsten gekleideten Pairs des Hauses. Lord Melbourne und Lord Brougham gehören zu denen, die am nachlässigsten angezogen sind; der Letztere schleppt oft mit einem schmutzigen Pferdig-Ueberrock in das Haus, der von dem ersten besten Hausirer gekauft hat, gutmüthig einhr. Der jetzige Premier-Minister trägt niemals Handschuhe. Lord Brougham trug während der letzten Winter beständig ein Paar gestreifte Pantalons, die ihm ein Fabrikant aus Hortshire zum Präsent geschickt hatte. Lord Mozgett hat ein Paar von demselben Stoffe, aber von eben dabei und zu gleicher Zeit erhalten, er trägt sie aber nicht immer.

Im Oberhause ist es den Rednern nicht erlaubt, sitzend zu sprechen, es müßte denn wegen Kränklichkeit eines Lords in einem schriftlichen Antrage um die Erlaubniß dazu nachgesucht werden. Der Herzog von Sondersung machte in den letzten Jahren seiner Sessionen sehr häufig einen solchen Antrag zu Gunsten Lord Wynsord's, bis dieser edle und gelehrte Lord sich zuletzt einen eigenen Sitz, fast in der Form eines Rednerstuhls vor einem Schreibpult, fabriziren ließ; diesen schiebt er sich jetzt unter und spricht auf diese Weise halb stehend, halb sitzend zum Hause; der Sitz ist mit karmoisinrothem Tuch überzogen und wird das Tuch genannt. Außer diesen ist Lord Holland der einzige Pair, der nicht im Stande ist, sprechend zu sprechen.

Wasser ist das einzige Getränk, dessen man sich während der Debatten im Hause bedienen darf. Wenn ein Pair sich übermäßig aufgeregt hat, oder seine physischen Kräfte erschöpft sind, so tritt ein Diener des Hauses mit einem Glas kaltes Wasser herein, Abernacht es aber dem Pair, für den es bestimmt ist, nicht selbst, sondern es geht ihm einer von dessen nächsten Freunden entgegen, nimmt dem Aufwärter das Glas ab und giebt es dem sprechenden Pair. Als Graf Grey seine große Abschiedsrede hielt, war er ein paar Mal einer Ohnmacht nahe, und es wurde ihm von seinem Schwiegersohne, Lord Durham, in obiger Weise aufgewartet. Lord Brougham nahm sich an einem der Abende, wo er, als er noch den Moskiat inne hatte, in seine ungeklärte Heftigkeit geriethe, die Freiheit, aus einem Becher zu trinken, der mit einem rothen dunkelnden Getränk gefüllt war, worüber als gebrautes Wasser, Kalk und Knallerder als Portwein; Niemand wußte, was es sey, denn es blieb, er habe es sich selbst zugebracht; man hielt es jedoch für Medizin, weil er wenige Abende vorher bei einer Debatte zu Lord Londonderry gesagt hatte, der edle Marquis müsse doch gewußt haben, daß

Digitized by Google

er (Lord Brougham) unwohl sey, da er so oft den Wallaal verlassen; sung, der edle Marquis müsse wissen, daß er (Lord Brougham) wenigstens, seit er im Oberhause sitze, und daß er deshalb oft wegzugehen genöthigt sey.

An allen Abenden, wo wichtige Debatten stattfinden, pflegen eine Menge von Damen anwesend zu seyn, theils Patrizinnen, theils teren Töchter und Freundinnen; sie halten auch die ganze Nacht aus; so lange die Sitzung währt. Die verwittwete Herzogin von Richmond, Lady Jersey, die verwittwete Gräfin von Glengall, Mistreß Lane Fox und Andere wohnten fast immer den Sitzungen bei; sie kamen gegen vier Uhr Nachmittags und blieben oft bis zwei, drei, ja vier Uhr des folgenden Morgens. Wie sich die Damen dabei befinden, müssen sie selbst am besten wissen; die einzige Erfrischung, die sie unterdessen zu sich nehmen, ist Zucker und Eau de Vie — wir wollten sagen de Cologne. Im ersten Jahre der Debatten über die Reformbill war Lady Lyndhurst fast regelmäßig zugegen. Die Verhandlungen zogen sich mehrmals bis in die späte Nacht oder vielmehr bis in den frühen Morgen hinein, Ihre Herrlichkeit harrte jedoch standhaft bis zum Schlusse aus und suhr dann mit ihrem Gemahl zusammen nach Hause. Lord Lyndhurst selbst erhob sich damals nicht recht wohl, und seine Rede wurde, so wie die Lord Brougham's, den Abend zu Abend verschoben, zum großen Verdruß der Fremden, die sich immer wieder einfanden, um die Vorträge der Hauptstimmen beider Parteien mit anzuhören. Diese anhaltenden Nachtsitzungen waren wohl daran schuld, daß Lady Lyndhurst in der dritten oder vierten Nacht gänzlich erschöpft schien; ihre schönen, ausdrucksvollen, erschlafften Züge wurden schlaff, schwerfällig und abscheckend; ihr schwarzes, blitzendes Auge verlor allen Glanz und flierte in schlafraukener Abspannung. Endlich jedoch erhob sich Lyndhurst; da war mit einem Male ihre Lethargie verschwunden, ihr Antlitz leuchtete auf, wie vom Zauber getroffen, und als ihr Gemahl, ironisch auf Lord Brougham zielend, davon sprach, wie Einer mit dem Strom schwimme und, eine Leistung auf der Oberfläche erhalten, seine Kapriolen mache, da wußte sich Ihre Herrlichkeit vor Entzücken kaum zu lassen. Die Anspielung brachte aber auch eine glänzende Wirkung im Hause hervor.

Manchmal, wenn die Minister oder deren Organe nicht wünschen, daß Alles, was sie über irgend eine Angelegenheit sagen, der Welt bekannt werde, flüstern sie ihre Anmerkungen ganz mezza voce über die Tafel hin; oder sie lassen, wenn es dunkel wird, die Krontuchter nicht gleich anzünden. So war es einmal in einer ganz stillen Nacht, und Länger im Finstern; es handelte sich um eine Bill, durch welche in einem Fall, wie der zwischen dem Marquis von Westmeath und seiner Gattin, die Zahlung der Jahrgelder besser geschert werden sollte; nur aus den leidenschaftlichen Erwiederungen des edlen Marquis, der sich so viel Mühe gab, seinen auf der Gallerie ein paar Brocken von der Debatte aufgefangen werden.

Die Bibliothek des Oberhauses ist nicht sehr bedeutend und enthält nur Bücher, die man zum Nachschlagen braucht. Auf dem Bibliothekstisch des alten Hauses lagen ein paar Morris-Kalender der vornehmen Welt; in dem einen war die Stadtwohnung eines Pairs, von dem es hieß, er habe sich die Finger bei Gelbsuchtsfällen beschmutzt, ausgestrichen und „Old-Bailey" dafür hingeschrieben; in dem anderen Exemplar war statt dessen „Schuldner-Quartier in Newgate" gesetzt; mit diesen Veränderungen lagen die Wohnungs-Anzeiger während der ganzen Session auf der Tafel zur Schau, und wenn sie nicht hinweggenommen sind, liegen sie heute noch da. Man sagte, es habe sich irgend ein junger Pair diesen bitteren Spaß gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

History of Upper and Lower Canada. (Geschichte von Ober- und Unter-Kanada.) Von R. M. Martin. Bd. I.

Treatise on the diseases of the eye. (Ueber die Krankheiten des Auges.) Von B. Middlemore. 2 Bde. 35 Sh.

Compendium of logic. (Kompendium der Logik.) Von John Wesley. Mit Anmerkungen von T. Jachon. 2½ Sh.

Mexiko.

Das Land Texas in Nord-Amerika.

(Schluß.)

Da unseren meisten Lesern Texas wohl im buchstäblichen Sinne eine terra incognita sein möchte, so wird es ihnen gewiß nicht scheinen, daß wir schon zu viel aus dem Werke des Dr. O'Neill über den allgemeinen Charakter und die Vorzüge desselben mitgetheilt haben, zumal da seinen Angaben im Wesentlichen zu glauben ist, wenn man auch Einiges zu sehr zu Gunsten gemacht finde. Die Wahrheit seiner Schilderungen wird durch den nüchternen Bericht des New-Yorker Reisenden über seinen „Besuch in Texas" bestätigt. Auch dieser, gegen dessen Darstellung, wie es sich weiterhin zeigen wird, kein Verdacht gehegt zu werden braucht, schildert uns die natürliche Beschaffenheit des Landes in sehr vortheilhaftem Lichte. Bis er sich auf seiner Reise in der Umgegend von San Felipe, einer von Austin's Ansiedelungen, befindet, macht er folgende Bemerkungen:

„Sicherlich ist in keinem Theil der Welt ein Land zu finden, wo die Natur so viel gethan hat, um der Landschaft den Schein der Kunst zu verleihen. Die sanften Wiesen breiteten ihre ununterbrochene grüne Decke über die sich erhebende Oberfläche, die immer noch den Namen Prairie führt, denn nicht blos Ebenen heißen so, wie man oft irriger Weise glaubt. Hier schlängelten sie sich oft in einem engen Thal in die Höhe, dort endigten sie plötzlich mit einem Busch oder Walde voll herrlicher Bäume, die Gartids und schlank emporgeschossen waren, als seyen sie nicht nur gepflanzt, sondern auch von kunstreicher Hand beschnitten worden. Die Verhältnisse zwischen den freien Flächen und den Waldungen, so wie ihrer Lage und Anordnung, ließen uns fortwährend glauben, es wäre Alles eine Folge menschlicher Absicht und Berechnung; und obgleich wir seit zwanzig Englische Meilen weit keine Wohnung sahen und die Fußtapfen keines menschlichen Wesens und keines Hausthieres erblickten, so fühlten wir uns doch nie allein und konnten uns nicht vorstellen, daß wir uns in einer wenschenleeren Einöde befanden. Hier sahen wir auch hin und wieder eine Naturerscheinung wiederholt, die vielleicht von allen am meisten zum Werke der Kunst gleicht, nämlich jene langen Strecken Wald, wo die äußeren Bäume eine ganz gerade Linie bilden und sich ohne Buschwerk und Gesträuch um ihre Wurzeln auf dem Grase der Prairie erheben. Mit Staunen sah ich manchmal zwei solche Linien in einem rechten Winkel zusammentreffen, so daß es schien, als ob sie die ausgehauenen Grünpforten eines bebauten Feldes wären, und daß nur noch ein Zaun fehlte, um das Bild eines eingefriedigten Landes zu vervollständigen. Die freien Gründe sahen überall so aus, als brauche der Landmann nur mit seiner Pflugschaar einzuschneiden, den Saamen auszustreuen und die Aernde abzumähen; und an vielen Stellen hätte der vorübergehende Wanderer sich schon in Gedanken den Boden als die Besitzung irgend eines wohlhabenden Gutsherrn vorstellen und das Ackerland, die Weidung und den zum Käschengarten bestimmten Fleck bezeichnen können, während herrliche Blumenbüschel einen schon blühenden, glänzenden Garten darzustellen schienen."

„Wir fanden jetzt in Wirklichkeit, was unsere Freunde uns gesagt hatten; es war ein reiches, köstliches Land, das nur besucht und bekannt zu werden brauchte. Mit Worten läßt sich der eigenthümliche Anblick desselben gar nicht schildern, noch weniger das Gefühl wiedergeben, welches wir auf dieser Reise hatten, besonders wenn wir, wie es oft der Fall war, durch unermeßliche Wälder kamen, wo nur der Kompaß uns unseren Weg anzeigte und Alles umher uns zu verweilen einlud."

„Den wilden Rogzen trafen wir sehr häufig in diesen Gegenden an, der, wo er sich vorfindet, als ein Zeichen von sehr gutem Boden gilt. Wir sahen auch die wilde Pflaume, eine übrigens ärmliche Frucht, das eine Frucht trägt, die sehr geschätzt wird, aber die wir jedoch, der Jahrezeit wegen, in urtheilen nicht Gelegenheit hatten."

„Auf dem Wege nach Brazoria wurde unsere Aufmerksamkeit, wie oftmals an anderen Orten des Landes, von der außerordentlichen Größe des Weinstocks angezogen, der sich in den Wäldern in großer Menge vorfindet. Wir trafen nicht selten auf Stücke, die ganz unbenutzt hatten. Auch die schwarze Maulbeere ist hier in Ueberfluß zu finden. Die Bäume waren um diese Jahrezeit gerade mit reifen Früchten bedeckt, an denen wir uns labten, indem wir im Schatten des Waldes dahinritten und, in unseren Sätteln sitzend, die Maulbeeren pflückten."

„Unter Tausenden nun ist der Reisende in Verlegenheit, unter welchen er Ausblicken erlaubt seyn soll, die ihnen so seltene dauglebenden Vortheile zu genießen. Der diese Gelegenheit kann dabei natürlich nicht in besonderen Anschlag gebracht werden, denn ein paar Dollars mehr oder weniger, das will bei dem Umkauf eines nach Quadrat-Meilen zu messenden Landes nichts sagen."

„Die Reize, welche diese Landverwilligungen darbieten", sagt Dr. O'Neill für's erste, „sind so groß, und die Neigung zum Auswandern nach diesen Gegenden im Westen des Atlantischen Oceans, die dem Rechtschaffenen und Fleißigen jeder Nation gleiche Vortheile gewähren, ist in Europa so mächtig, daß jede Anpreisung mit den ursprünglichen Empfehlungen verdunden haben." Da nun gerade die patriotischen Mar's und O's sich durch die „liberale Prämien-Bewilligung", welche den Kontrahenten angeboten wird, nicht ein wenig haben bestechen lassen, mag dahingestellt bleiben. „Nach den Kolonisirungs-Gesetzen Mexikos und des Staats Coahuila und Texas", fährt Dr. O'Neill fort, „kann ein Jeder, der sey Mexikaner oder Ausländer, wenn er nur die erforderlichen Befähigungen besitzt, seinen Ackerbau- oder Gewerbe-Betrieb sogleich beginnen, indem die Regierung ihm dasselbe Gewähr leistet, daß er so viel Grund und Boden auf dem Lande oder so viel Bauplätzen in einer Stadt erhalten soll, als ein Einzelner den Gesetzen zufolge inne haben darf. Um die Wohlthaten der Regierung und den Geist ihrer Gesetze zu zeigen, wird es angemessen seyn, den Leser auf den ersten Artikel des National-Kolonisirungs-Gesetzes vom 18. August 1824 aufmerksam zu machen, worin die Mexikanische Nation Ausländern, die sich auf ihrem Gebiet niederlassen wollen, Sicherheit für ihr Eigenthum und die Eigenthums-Ausübung, unter Beobachtung, daß sie sich den Gesetzen des Landes unterwerfen."

„Der Leser wird hier ohne Zweifel bemerken, mit welcher Vorsicht und Auswahl der Dr. O'Neill denjenigen, welche bei der Sache interessirt sind, nur gewisse Auszüge aus den National-Kolonisirungs-Gesetze vorhält. Auch können sie in seinem Essay noch einige vortheilhafte Stellen, die wohl noch einer Berücksichtigung bedürfen, für unzugenügige Wegweiser, was gewiß auffallen muß, in einem ruggedruckten Buche von fast hundert Seiten nicht eine einzige Gelegenheit gefunden hat, uns darüber Aufschluß zu geben. Um diesen zu erhalten, müssen wir daher auf den dritten Artikel der Föderativ-Verfassung der Vereinigten Staaten von Mexiko zurückgehen, der folgendermaßen lautet:

„Die Religion der Mexikanischen Nation ist und wird immerdar seyn die Römisch-katholisch-apostolische. Die Nation wird sie durch weise und gerechte Gesetze schützen und die Ausübung jeweder anderen verbindern."

Dies nun möchte wohl ein sehr zu bedenkender Punkt seyn, selbst für „das arme unterdrückte Englische Volk", und es muß uns Wunder nehmen, daß der uneigennützige Freund desselben es gar nicht darauf aufmerksam gemacht hat. Doch vielleicht glaubt er, daß Engländer, die Hunger hatten, nicht sehr strupulös in Betreff der Ausübung ihrer Religion seyn möchten; und vielleicht sind Vorbrüde da, welche dafür entschädigen, denn, sagt Dr. O'Neill, „das Gesetz gewährt dem Rech-

Digitized by Google

schaffenem und Einfügen jeder Nation gleiche Vorzüge." Wie steht es aber mit diesem Versprechen? Durch ein Dekret vom 12. März 1828, Artikel 6, wird erklärt: „Die Ausländer, welche in Gemäßheit der vorgeschriebenen oder in Zukunft noch vorzuschreibenden Regeln einwandern und sich ansässig machen, stehen unter dem Schutz der Gesetze und sollen die den Mexikanern durch die besagten Gesetze bewilligten bürgerlichen Rechte genießen, ausgenommen das Recht, liegende Gründe zu erwerben, die nach den bestehenden Gesetzen nicht in den Besitz von Personen kommen dürfen, welche nicht naturalisirt sind."

Wie kann denn nun der Emigrant naturalisirt werden? Auch darüber ist folgende genaue Bestimmung vorhanden:

„Artikel 2. Um sie (die Naturalisirung) zu erlangen, muß ein Solcher dem (Föderatio-) Richter des Distrikts oder des nächsten Bezirks-Gericht rechtskräftiges Zeugniß einreichen, das er zuvor, wenn es dem Bezirks-Gericht überreicht wird, dem General-Prokurator, und, wenn dem Distrikts-Gericht, dem Syndikus des Municipalamento vorlegen muß, welches Zeugniß dem Bittsteller zurückgeschrieben muß, daß er ein apostolisch-Römischer Katholik ist; oder er muß einen Taufschein einreichen, der dies beweist!"

Dies ist das allgemeine Gesetz der Föderatio-Regierung; das Kolonisirungs-Gesetz des Staats Texas ist eben so verständlich:

„Artikel 2. Jeder Ausländer, der sich ansässig machen will, muß vor dem Municipio des Orts, den er sich zu seinem Wohnsitz auserseht, eine Erklärung darüber abgeben. Das Municipio wird ihm in diesem Fall den Eid abnehmen, den er zu leisten hat, daß er der Föderatio- und der Staats-Verfassung gehorsam sein und die von der ersteren vorgeschriebene Religion beobachten wolle."

Der fünfte Artikel stellt ferner fest, daß Ausländer jedweder Nation den Bau neuer Städte auf ganz ledigen Ländereien oder selbst auf den Ländereien eines Individuums, in dem im 35den Artikel erwähnten Fall, projektiren können; aber daß die neuen Ansiedler, welche zugelassen werden wollen, sich über ihr Christenthum, ihre Moralität und so weiter ausweisen müssen.

So viel über das, was die Texianer ihre Rechte, ihre Eide und ihre Verfassungen nennen. Hier noch zur Beleuchtung des dortigen Zustandes eine Stelle aus dem Bericht des New-Yorker Reisenden, eines Mannes, der mit vieler Einsicht und Unbefangenheit schreibt, obgleich er selbst zu denen gehört, die 20,000 Morgen Landes von der New-Yorker Compagnie auskaufen, und bei seiner Ankunft in Texas fand, daß er nicht einen Fuß breit davon in Besitz nehmen könne, wenn er nicht vorher seine Religion abschwöre.

„Eines Tages während meines Aufenthalts in San Felipe war ich Zeuge einer Ceremonie, die man in unserm Lande als etwas höchst Seltsames würde betrachten müssen. Römisch-katholischer Gottesdienst war auf einer Rundreise durch die Kolonie dort angekommen und erhob sich zu Taufen und Trauungen, wo irgend ein geistlicher Beistand in solchen Fällen gewünscht wurde. Ich war in ein Haus im Dorfe eingeladen worden, wo derzlichen Gesichte an den Gottlichen ergangen waren und wo er als Dieser seiner Kirche fungiren sollte, und ich begab mich mit ein paar Freunden dorthin, um zu sehen, was geschehen würde. Mehrere Ansiedler aus den Vereinigten Staaten, von denen ich ganz gewiß wußte, daß sie nicht die geringste Neigung zum Katholizismus hatten, und die in der protestantischen Religion aufgezogen waren, liefen sich taufen. Diese Leute thaten dies also offenbar nur, um sich der Gunst der Regierung zu empfehlen. Es schien sodann mehrere mit ihren Frauen, um sich noch einmal trauen zu lassen, damit, wenn etwa die protestantische Ceremonie nicht für gültig anerkannt werden sollte, dies nicht ihren Nachkommen den Besitz ihrer Güter verspeere."

Es frägt sich übrigens, ob wir in Obigem schon die ganze Abscheulichkeit des Gesetzes dargestellt haben. Der erste Artikel der National-Kolonisirungs-Akte erklärt, „daß die Regierung der Mexikanischen Nation die Freiheit, das Eigenthum und die bürgerlichen Rechte aller Ausländer schützen werde, die sich zur Römisch-katholisch-apostolischen Religion, als der herrschenden Landes-Religion, bekennen." Demzufolge Ausländern also, die sich nicht zur katholischen Religion bekennen, sind nicht einmal ihre Freiheit und ihr Eigenthum gewährleistet! Und in dem Reise-Journal unseres New-Yorker Freundes kömmt eine Stelle vor, die wie eine Bestätigung dieses Gesetzes klingt. Er spricht nämlich von dem Elende der Unglücklichen, die sich durch die Lockungen der New-Yorker Spekulanten hätten verleiten lassen, nach Texas zu ziehen, und sagt:

„Was ihre traurige Lage noch vermehrte, war die Gefühllosigkeit, womit die Mexikanischen Behörden in Fällen zu Werke gingen, wo Ausländer getrogen waren. Sie nahmen auf der Stelle das Eigenthum derselben in Beschlag und ließen es auf Rechnung der Regierung versteigern. Dabei verfuhr man ohne das geringste Zeichen von Mitgefühl. Dem Armsten Emigranten wurden die Kleider bis auf's Hemde fortgenommen und verkauft. Ein junger Mann aus Westindien, der um seiner Gesundheit willen dies Land besucht hatte und an der Abzehrung gestorben war, empfing von Einigen unter den Agenten alle möglich Beweise menschenfreundlicher Aufmerksamkeit, die nur irgend in ihren Kräften standen, da sie aufrichtiges Mitleid mit seiner Lage hatten; sein Grab wurde auch in eine hübsche Umzäunung eingeschlossen und mit einem Brett von rohem Eichenholz bezeichnet, das wie ein Monument zugeschnitten und mit einer Inschrift versehen war; seine Habseligkeiten aber wurden alle in Beschlag genommen und verkauft, so daß seinen Freunden auch nicht das kleinste Andenken übrig blieb."

Dies dürfte wohl genug sein, um die Auswanderungslustigen zu warnen. Kömmt aber Texas dereinst unter den Schutz der Vereinigten Staaten, was man über kurz oder lang erwartet, da die betteltarmen und faul dankerotten Mexikanischen Staaten es wohl werden verkaufen müssen, wenn es sich bis dahin nicht selbst frei macht, so möchte dieses Land eher den Emigranten anzuempfehlen sein, denen dann nicht so sehr Gesetze entgegenstehen würden. Für jetzt aber, welche Vorsicht auch sonst das Land darbieten mag, erklärt das Gesetz, daß die Katholiken nie einen Morgen Landes dort besitzen dürfen, wenn nicht ihre Religion abschwören. (Athenaeum.)

Frankreich.

Der Tod der Mutter Napoleons.

Von Méry.

In dieser traurigen Woche, die eben dem heiteren Karneval ein Ende gemacht hat, in der Mitte polnischer Vorurtheile, mauffrierlicher Kriten und der blutigen Sitzungen des Luxembourg, überraschte uns eine Nachricht, welche unsere Herzen betrübt hat; sie heißt: „Die Mutter des Kaisers ist todt!" Am Aschermittwoch soll man diese Leichenschrift auf den Stirnen des Pariser Volkes. „Memento quia pulvis es" ist die Formel dieser Tages, und was könnte wohl mehr uns unsere Nichtigkeit in Erinnerung bringen, als der Tod der Frau, die einen Napoleon geboren hat!? Fremme Gefühle wurden bald wach; der Renaissance-Platz soll wieder jene Wallfahrten, die er in den Tagen seiner Herrlichkeit gesehen. Männer und Frauen stiegen von ihren Wagen, um dem Kaiser an seinem Denkmale zu huldigen, und Blumenkränze schmückten das Zugeseil.

Seit 12 Jahren lebte die Mutter Napoleon's in Rom; diese Stadt war ihr St. Helena. Hier trug sie die Qualen des Exils und den Schmerz ihrer Mutterleiden. Jedes Jahr brachte ihr einen schwarzen Flor; der Tod schien sie nur deshalb zu verschonen, damit sie das Trauerkleid für die ganze Familie trage. Hier beweinte sie den Tod des Sohnes, der in den ewigen Jahrblichern der Unsterblichkeit mit so vielen Todesformen angeschrieben steht; hier betrauerte sie ihre Tochter, ihren Schwiegersohn, den löwenkühnen Murat, ihre Schwiegertochter, die erhabene Prinzessin Montfort, ihre vier jungen Enkel, worunter ihr vielgeliebter Herzog von Reichstadt, der nur einen Augenblick König von Rom war, um es als Legat an die Mutter des Kaisers zum Begräbnißzug zu hinterlassen.

Lätitia lebte zurückgezogen im Palaste Rinuccini. Wenn man nach Rom durch die Porta del Popolo geht, so kommt man durch die lange Straße hinter dem Obelisk gerade zu dieser Residenz der Verbannung. Man sagt da zum Fremden: „Sehen Sie da die prächtige Promenade des Monte Pincio, diese Pyramiden, diese koloffalen Statuen? Alles Schöpfungen Napoleon's; diese Bäume wohnt auf dem anderen Ende des Corso, sie wohnt, sie leidet, sie stirbt."

Niemals gab es einen längeren Todeskampf; die leidende Frau brachte 3 Jahre mit dem Sterben zu. Als ich im Jahre 1834 die Ehre hatte, ihr vorgestellt zu werden, gehörte sie schon nicht mehr zu den Lebenden. Wie auch ein Künstler erlischt, die Stelle kann schon verdorbenen Körper. Die Erlauchte glich einer Mumie, die zur Verehrung der Wallfahrenden dasteht. Man konnte den Palast nicht verlassen, ohne tief ergriffen zu sein.

Seit 22 Jahren herrschte nur Schweigen in ihrer Nähe; nichts hörte sie mehr, was sie an die Glanztage ihrer Mutterfreuden erinnern konnte. Der Corso, so geräuschvoll vor ihren und Ausblick so belebt vor der Antoninischen Säule, wird schweigsam, Römisch-traurig, je mehr man sich dem Sitze der Verbannung nähert. Er bricht sein Geräusch an den Winkeln von San Romualdo, wechselt zur Französischen Gesandtschaft führt und sich in traurige und ernste Harmonie mit dem Palaste von Venedig setzt, der stets wie ein Regnerischer Grab daliegt. Eine einzige Stimme war Antwort auf das Heiligthum der erhabenen Frau; es war die Stimme ihres würdigen Nachbars, des Kapitols. Die eherne Glocke des Kapitols zählte ihr die Stunden ihrer 22jährigen Verbannung dort.

Einige treue Freunde, wenig an Zahl, wie zu St. Helena, haben die letzten Seufzer der Hochverehrten gesammelt; sie haben ihr das Leben verlängert, indem sie alle Wunder der Erhaltung, welche der Römische Himmel gewährt, herbeiriefen. Die Kaiserin Mutter, es sei uns dieser Name zum letzten Mal erlaubt, starb im 87sten Jahre am zweiten Februar, am Lichtmeßfeste; sie erlosch, wie die Weiberze an diesem Tage erlischt in der benachbarten Kirche San Marco, wo die fromme Frau so oft für ihre Kinder gebeten, so oft über sie geseufzt, eine zweite Rahel.*)

Bibliographie.

De la nouvelle Jérusalem. — Von Ed. Richer. 4 Bde. 14 Fr.
Etudes de la nature. — Von J. H. Bernardin von St. Pierre. Mit Noten von Aimé Martin. 2 Bde. 14 Fr.
Inventaire on catalogue des livres de l'ancienne bibliothèque du Louvre, fait en l'année 1373. — Von Gilles Malet. Erstes dieser Bibliothek; nebst einer Abhandlung Boivin's des Jüngeren über diese Bibliothek unter den Königen Karl V., Karl VI. und Karl VII. und mit historischen und kritischen Noten ausgestattet. 12 und 20 Fr.

*) In Bezug auf Jeremia 31, 15: „Man hört eine Klagestimme und bitteres Wimmen auf der Höhe. Rahel weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Montag den 7. März 1836.

Nord-Amerika.

Captain Back's Expedition nach den Polarländern Amerika's.

Die Resultate dieser Unternehmung haben ein neues Licht über die Geographie des äußersten Nordostens Amerika's verbreitet. Wir wollen hier nicht aufständliche Berichte über diese merkwürdige Reise geben, da, dem Vernehmen nach, Captain Back selbst bald seine Reisebeschreibung herausgeben wird, sondern wollen nur eine leicht anschauliche kurze Zusammenstellung der Thatsachen versuchen.

Im Allgemeinen zu sprechen, sind folgende Entdeckungen aus dieser Reise hervorgegangen: Es sind die bisher angenommenen Gränzen des großen Sklavensees bedeutend erweitert worden; es ist jetzt sicher, daß er eine der größten jener Wasserflächen ist, die das nördliche Amerika auszeichnen; Captain Back hat die Existenz und die Lage einer Reihe von Seen ermittelt, die sich, beinahe auf derselben Linie, vom großen Sklavensee nach dem Meere nordöstlich ziehen und deren Wasser in den ersten 150 Meilen südlich, östlich und nördlich strömen; er hat die Quellen und die Mündung eines großen, oft reißenden Stromes entdeckt, der diese Seen durchtreibt und von dem wir bisher nur durch die Nachrichten der Indianer etwas wußten; er hat endlich 90 Meilen südlicher von dem Punkte, den Captain Ross für die Nordspitze des Amerikanischen Festlandes hielt, das Meer gefunden.

Folgen wir jetzt seinem Wege in wenig ausführlicher.

Von der niedrigen sumpfigen Küste im Osten des Sklavensees aus richtete Captain Back seinen Weg nach der nördlichen Küste dieses See's. Er fand sie hoch, abschüssig, zungzackt, wild und von röthlicher Farbe, die durch den vielen sich dort findenden Feldspathgrund entsteht. Längs der Küste kamen viele kleine Inseln vorüber. Am äußersten Nord-Ende des See's schlug Captain Back seine Winterquartiere auf und nannte sie Fort Reliance.

Das bezeichnete Land umgränzt hier wahrscheinlich den See in der Richtung von Ost-Süd-Osten; es trennt hier die Strömungen, welche sich in den Sklavensee ergießen, von denen, welche ins Hudsons-Meer gehen. Durch natürliche Kälte gingen auf der Reise die Barometer und Thermometer verloren, daher konnte man keine genaue Höhenmessung des Landes versuchen; indeß glaubt Captain Back, daß die Höhe nicht weniger als 1400 Fuß betragen könne. Das Land steigt allmälig die zum See Aylmer, und Captain Back muthmaßt, daß die Höhe der Linie unter 3000 Fuß sey.

Der See Suffer ist die Quelle des Stromes Thlewi-tcho-dezeh, den man jetzt Backstrom nennen wird. Er läuft Anfangs nord-nordöstlich gegen den Kanal Bathurst zu; Back glaubte, daß er ihn bis dorthin führen werde, allein in einer Entfernung von 60 Meilen wendet sich der Strom oft-süd-östlich und fließt den Residenden lange in Ungewißheit, ob er in das Hudsons-Meer oder ins Polar-Meer münden werde, bis man sah, daß er sich zuletzt wieder nach Nord-Osten kehrte. Seine Mündung ist 67° 7' N. Br. und 94° 34' L. östlich von Meridian zu Greenwich.

Von dieser Stelle aus ist die Aussicht noch dem Meere hin sehr verschieden. Oestlich, soll die Sandstein, ist das Wasser klar und zeigt eine kleine Insel in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen. Von dieser Küste aus zeigten die dortigen Eskimaux die Lage von Acoulli, welches bekanntlich dem Sir E. Parry schon als ein südöstlich liegender Ort von den Eskimaux bezeichnet wurde, und so scheint erwiesen, daß das vom Cap Back gesehene Meer die südliche Gränze des Pringe-regenten Kanal sey. Zur Rechten, westwärts zeigten sich zwei blaue Gegenstände, welche zwei großen Inseln glichen; nord-nord-östlich war der Horizont rein; die Karte Strömung von derther läßt auf eine Straße schließen, oder es ist dieselbe Strömung, welche Parry in der Meerenge der Hecla und Fury bemerkt hat. Am gegenüberliegenden Ufer sah man Floßholz und Wasserschnecken. Die äußerste Landspitze scheint ein Vorgebirge von bedeutender Höhe zu seyn, das eine Gebirgskette schließt, die von Nord-Nord-Westen nach Süd-Süd-Osten läuft, und deren Höhe man auf 1000 Fuß schätzt. Die Ufer des Thlewitcho waren von Granit- und Sandboden.

Diese letztern Einzelheiten schienen um so wichtiger, als sie zur Entscheidung der Frage beitragen werden, ob die von Captain Ross entdeckten Gegenden zum Kontinent gehören, oder nicht.

Was die Halbinsel Boothia betrifft, so scheinen obige Gründe festzustellen, daß sie mit dem Kontinente östlich nicht zusammenhängt. Da das westlichste von Back entdeckte Land, das Cap Richardson, 68° 43' N. Br. und 96° 22' O. L., auch 90 Meilen südwestlich von der Landspitze ist, welche die Boothia mit dem Kontinent verbinden soll, und da die Fluthen und Strömungen von Nord-Nord-West kommend längs diesem Cap gehen, so ist es unbegreiflich, wie sie, die sich auf so kleinem Raume bewegen, Cap. Back nicht auf diesen Umstand führten. Der einzige Zweifel bleibt noch, ob diese Spitze nicht mit dem von Ross entdeckten Lande südlich oder östlich von der Insel Matty zusammenhängt.

Als Captain James Ross von Boothia zu dieser Insel überstieg, sagten ihm die Eskimaux, daß die weite Bai im Süden der Insel Matty von niedrigen Küsten begränzt werde. Er glaubte von ihnen auch gehört zu haben, daß westlich von seiner damaligen Stellung das Meer sey, und daraus schieß er, daß westlich das Land zurückweiche und einen weiten Golf bilde. Er selbst hat aber den Hintergrund der Bai der Dichter, wie sie sein Onkel nannte, nicht gesehen; Niemand glaubt er jetzt, daß die westliche Küste der Bai nur eine Fortsetzung des Backschen Landes sey, und giebt folgende Gründe für diese Meinung an:

Erstens. Die Entfernung der südlichsten Spitze der von ihm selbst besuchten Linie vom Cap Richardson ist nur 30 bis 35 Meilen, und dies scheint zu unbedeutlich, um eine schiffbare Straße dazwischen zu vermuthen. Doch scheint es durch das Fließeis, und andere von Back gefundene Zeichen erwiesen, daß von Zeit zu Zeit ein schiffbarer Durchgang dort sey.

Zweitens glaubt er, daß im Sommer das Meer offen sey in der Spence-Bai und der Porter-Bai, und zwar vermuthet er dies aus der verschiedenen Gestalt, welche die Eisschollen in den zwei Wintern, die er dort war, hatten.

Drittens. Die Eskimaux waren so bestimmt in ihren Aussagen in Bezug auf die Existenz eines Abflusses in dieser Richtung, daß sie sich schwerlich ganz täuschen können.

Viertens erwähnten sie noch eines großen Stromes südöstlich von seinem Aufenthalte.

Das sind alle zu Gunsten dieser Meinung angeführte Gründe; wir gehen jetzt in der Kürze die Gründe für die entgegengesetzte Meinung:

Sechstens. Die geologische Verschiedenheit des zweifelhaften Landes bietet keinen Grund, daß selbst keinen starken Beweis gegen den Zusammenhang des Bodens.

Zweitens. Das Cap Richardson, obgleich es nicht so weit westlich von der westlichen Küste der Poetmuiles als von der östlichen, ist dennoch westlich von beiden Küsten, und die Strömung längs dem Cap kommt von Nord-Nord-Westen.

Drittens. Der Captain James Ross hat keine Holzstücke gefunden.

Viertens. Das von Cap. Back gefundene Holz, braunte leicht, konnte demnach nicht lange auf dem Wasserwege gewesen seyn, wie es doch seyn müßte, wenn es seinen Weg von der Insel Matty genommen hätte.

Fünftens. Cap. Back ist gar nicht bis zum Cap Richardson gekommen, nur in die Nähe desselben, und es glaubte nun an eine Verlängerung des Landes nach Nordosten; allein es zeigt sich vielmehr, daß das Land sich mehr nach Nordwesten einbeugt.

So würde nun die ganze vom Captain Ross entdeckte Gegend eine Insel seyn. Was er selbst gesehen und berichtet hat, kann keinem Zweifel unterworfen werden, aber die Schlüsse, die er aus seinen Bemerkungen gezogen hat, bedürfen der Prüfung; er glaubte ohne Zweifel auf dem Kontinente von Amerika zu seyn. Man muß es sehr bedauern, daß sein Reffe, der ausgezeichnete James Ross, durch so viele Schwierigkeiten verhindert wurde, mehr zu thun, als er gethan hat. Sein Bericht, der vor der Rückkehr Back's erschien, giebt der Untersuchung ein eigenthümliches Interesse und beweist, mit welchem Schwerge sich, durch gebieterische Umstände, auf die mangelhafte Erforschung der Porter-Bai beschränkte.

England.

Das Englische Oberhaus.

(Fortsetzung.)

Wenn man bei gefülltem Saal von der Gallerie aus auf die Masse von Köpfen hinabblickt, wird man besonders von einigen in der Mitte der Versammlung gefesselt, so wie unser Auge, wenn wir von einem Thurm herab auf eine große Stadt schauen, zuerst auf den hervorragendsten Kuppeln haften bleibt. Die drei ersten Stufenreihen dort unten am obersten Ende des Saales gehören den drei Königlichen des Hauses an, die uns, an ihrer Tafel sitzend, den Rücken zukehren; ihnen gegenüber, mit dem Gesicht gegen uns gewendet, erschien die drei hohen Köpfe des Lord Rolle, des Marquis von Westerley und des Lord Hol-

Digitized by Google

land hervor; noch weiter hin prangen die dritten Allongenperrücken der Kanzler-Dieftoren (masters in chancery), und am äußersten Horizont endlich, dicht unter den goldenen Frangen des Thrones, erhebt sich majestätisch, wie die Spitze der Kathedrale unter den anderen Thürmen der Stadt, die gewaltige Amtsperrücke des Sprechers. Von dieser hervorragenden Perrücke wollen wir unseren Ausgangspunkt nehmen; sie mag uns als Leitstern dienen, um uns bei der Wanderung durch die verschiedenen Zbnile des Saals zurechtzufinden, wie wir uns nach der Kuppel der St. Pauls-Kirche richten würden, wenn wir London durchstreifen wollten.

Der jetzige Lords-Kanzler, Lord Cottenham, hat die Last dieses Präsidenten-Schmucks noch nicht lange zu tragen; er wurde erst kurz vor Eröffnung der gegenwärtigen Sessionen zu diesem hohen Posten befördert, und es läßt sich daher noch nicht viel über seine Amtsverwaltung sagen. Vorher war er, als Sir Charles Pepys, Direktor der Rechte der Kanzleihofes (master of the rolls), und er gilt für einen der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten des Landes. Seinen früheren Posten bekleidet jetzt Lord Langdale, der ehemalige Herr Wierseteley, der unter jenem Titel ebenfalls vor kurzem zum Pair creirt worden ist. In der vorigen Session wurde das große Siegel von einer Kommission verwaltet. Damals figurirte mit edler leidtragender auf dem Wollsack Lord Denman, der nach dem Sturz des Whig-Ministeriums im November 1834 zum einstweiligen Sprecher des Hauses ernannt worden war, und dem für den Fall einer Trennung der politischen und richterlichen Functionen des Lordkanzler-Amts in Zukunft dieser Posten auf die Dauer zugedacht seyn soll. Man konnte übrigens an der Art, wie er sich in seinem Amte benahm, deutlich erkennen, daß er sein Avancement im Prästieren war. Er ist nämlich schon seit mehreren Jahren Oberrichter (chief justice) von England. Eine wichtige politische Rolle begann er im Jahre 1820 zu spielen, als er vor den Schranken des Oberhauses, die Königin Karoline vertheidigte. Ob er sich wohl damals weit der Hoffnung schmeicheln mochte, daß er einst Lage seitlich Pair und Präsident dieses hohen Hauses, vor welchem er als schlichter Advokat erschien? So ausgezeichnet er auch in seinem Berufe war, so hat Lord Denman doch weder durch dieses Wissen, noch durch glänzende Beredsamkeit sein großes Glück gemacht, sondern vielmehr durch ein seltenes Zusammentreffen von widerstreitenden Neigungen, welche diesen Personen zum mißvollen Mysterien. Der Senatoren-Thron schien dieses Mannes zu bedürfen; selbst Napoleon in Frankreich war nicht so zum Präsidenten geboren. Was aber vorzüglich Lob verdiente an dem edlen Baron, das war nicht sowohl diese etwas theatralische Eigenschaft, daß er mit solcher Majestät repräsentire, sondern daß er unter dem Purpur blieb, was er unter der schwarzen Robe gewesen war, — ein offenherziger rechtschaffener Mann, der auf die Stufen des Thrones, sah man in ihm immer noch den leutseligen und freisinnigen Advokaten des Kanzleihofes.

Lord Elbon war als Präsident des Oberhauses kalt und schroff in seinem Benehmen, wenn er Bills vom Unterhaus in Empfang nahm; Lord Denman freundlich und Lächelnd; Lord Lyndhurst wiederholt Beweise angenehmen gegen alle Fremde; Shadwell peinlich, leutselig und höflich; Denman würdevoll und gefällig zugleich; er fungirte noch als Lord-Kanzler bei der Prorogirung der letzten Parlaments-Session und hatte die Thron-Rede des Königs, nachdem dieser sie gehalten, nebst einem kleinen Stück Papier mit den Worten der Vorzugsbitten Fremd in Empfang zu nehmen und lesend in den versammelten Pairs vorzutragen. Der König kann damals ohne Zweifel seinen Ministern etwas fern; er sprach mit einmal zu Lord Melbourne und einmal zu Lord Denman; und als Seine Majestät in einem etwas gebieterischen Tone ihm die besagte Fremd abzulesen befahlen, mußte Einem Lord Denman, obgleich es nicht schicklich gewesen war, in den Augenblick wie ein Schuljunge vorkommen.

Der kleine sinkt und geschäftige Greis, der sich die Brille in die Höhe geschoben hat und sich mit seinen großen hervorstehenden Augen überall umsieht, der unaufhörlich von Bank zu Bank läuft und Jemand etwas ins Ohr zu sagen hat, der, wenn auf den ersten Bänken oben Jemand für einen der Thürsteher des Hauses halten möchte, denn er ist eben so geklei det, im schwarzen Frauzöschen Frack und schwarzen saltenlosen Haarbeutel, das ist Lord Shaftesbury, der Abkömmling des berühmten Grafen dieses Namens, einer der ersten Edelleuten der Englischen Aristokratie, der sich mit Vorliebe in seinem Palast in Grosvenor-Square durch ihren klassischen Stil auszeichnen soll. So bedeutende Vertheidiger hat freilich der jetzige Graf von Shaftesbury nicht aufzuweisen, doch ist er ein fleißiger und industriöser Mann. Unter der Herrschaft der Tories, denn zu diesen bekennt er sich, wußte er sich den sehr einträglichen Posten eines Präsidenten der Aussschüsse des Hauses zu verschaffen, den er dann, mit dem manche Bills verbunden ist und das große Gewandtheit und Gedult erfordert, diese besitzt Seine Herrlichkeit in hohem Grade, und er ist daher hier ganz an seinem Orte; die zwanglose Art und Weise, wie er seine Geschäfte abmacht, hebt ihn auffallenden Kontrast zu der förmlichen und oft pomphaften Feierlichkeit anderer Pairs. Er ist auch Vice-Präsident der Versammlung und nimmt in Abwesenheit des Lord-Kanzlers oder dessen Stellvertreters seinen Sitz auf dem Wollsack. Wenn er dann Bills von den Gemeinen entgegen zu nehmen hat, läuft er hurtig, gewöhnlich mit der einen Hand in der Tasche und mit der anderen an seiner Brille rückend, gleich dem Kufferer eines Warenlagers, den mittleren Gang des Hauses an die Schranken hinab. Ungeachtet seiner Schnelligkeit in den Geschäften macht er doch niemals Fehler. Wenn er auf den Wollsack zu sitzen kömmt, macht sich seine kleine schwarze Person gedrungen ziemlich breit, da er aber nur in seiner gewöhnlichen Tracht darauf sitzen darf, so läßt man ihm diese Ehre nur selten zu Theil werden; nur im äußersten Nothfall, wenn gar kein anderer Sprecher da ist, hat er sich derselben zu erfreuen. Das Englische Oberhaus findet sich nur durch Robe und Perrücke würdig genug präsidirt.

Lord Elbon, der älteste noch lebende Ex-Kanzler, war in den letzten drei Sessionen nicht öfter als zwei oder drei Mal auf seinem Platze im Hause. Mangel an Zähnen und sonstige Gebrechen des hohen Alters machen ihn als Redner fast unverständlich, ausgenommen für seine nächsten Umgebungen, so daß das Publikum von dem, was er seit einigen Jahren im Parlamente gesagt, wenig gehört hat. Seine Herrlichkeit ist aber immer noch ein Schalk, und als er das letzte Mal im Hause war, muß er wohl die Aber seines Witzes sehr haben springen lassen, denn über diese von seinen Bemerkungen lachten die Pairs aus vollen Herzen, auf der Galerie aber konnte man ihn nicht verstehen. Einmal, als er sich mit seiner ganzen Kraft gegen irgend einen Reformpalon widersetzte und seine Ansichten mit Beispielen aus seiner Erfahrung unterstützte, sagte er: „Mylords, ich bin ein alter Mann, ich habe lange in der Welt gelebt; vielleicht zu lange, obgen einige unter Sie, Herrschaften denken." Der sarkastische Ton, in dem er den letzten Satz sprach, und der Blick, den er dabei auf die Reihen der Lords zugaukelnd machte einen unwiderstehlich komischen Eindruck. Ein ander Mal, als dem Hause ein Ortlandischer Tumult zur Untersuchung vorlag, in welchem ein paar Personen getödtet und mehrere verwundet worden seyn sollten, stellten einige Whig-Pairs eine Sache als eine bloße Kauferei zwischen zwei jungen dar. „Jungen!" rief Lord Elbon; „ei, Mylords, ich habe Fremde Irländische Jungen von funfzig Jahren gekannt!"

Eldon so selten, wie Lord Elden, erscheint Lord Manefield, den man den Noyer-Collard der Tories nennen könnte, im Oberhause. Nur von Zeit zu Zeit, wenn die Aristokratie in Gefahr ist und Rothschilds obscurer, sieht man ihn auf seinem Platze. So war der edle Graf seit den Abstimmungen über die Parlaments-Reform nur wenige Male in seinen Gitern gewichen, bis die Municipal-Reformbill im Oberhause gelangte. Da fand er sich ein und hielt am 12. August einen Vortrag voll dogmatischer Eleganz. Er prüfte lange das Gleichgewicht der Gewalten und setzte sehr geschickt aus einander, unter welchen Umständen eine Verdnderung der äußern Gewalt wünschen übel oder müsse. Dies schien mächte es aber weiter sehr wenig auf diesen Abstimmen zu verlassen, ohne sie öffentlich zur Schau zu legen. Und da er doch rieth, daß man sich der Reform der Municipalitäten nicht geradezu widersetzen solle, wozu sagte er da, daß sein Gewissen das Prinzip derselben eben so mißbillige, wie das der Parlaments-Reform? Lord Mansfield ist von hohem Wuchs, hat aber eine sehr gebeugte Haltung. Der Ton seiner Stimme ist sanft und versöhnend und harmonirt vollkommen mit seinem gemäßigten besonnenen Aeußeren.

Rechts vom Sprecher in dem Winkel, in den die trüben Glasscheiben einer Fliegenthür nur ein mattes Licht hindringen lassen, sitzt eine Schaar von Männern mit weißen und hübenden Gesichtern, in Perücken, Roben und schwarzen Ueberröcken, die sich auf den dahinter befindlichen Bänke der Bischöfe und Erzbischöfe. Ebedem breiteten sie sich nicht so sehr, von ihren geistesgegenwärtigen Privilegien Gebrauch zu machen; jetzt aber seht seit seiner auf seinen Posten; der Tempel wird von allen seinen Seiten getragen. Die Emancipation der Katholiken hat diese geistlichen Gentlemen aus ihrer Lethargie geweckt, und wenn sie sonst von ihren obhinge, möchten dem verdrängerischen Irland wohl schwerlich einige Brocken von ihren fettlichen Mahlzeiten zugeworfen werden. Wer die Englischen Bischöfe nur im Oberhause oder auf der Kanzel in feierlichen Amtstracht gesehen hat, der kennt sie nur halb. Man muß sie auch im gewöhnlichen Leben, in ihrem Alltagsleben sehen. Ein Fremder würde sagen, daß die katholische Geistlichkeit in Irland ihren Hauptsitz in Irland eingenommen hätte. Ein stattliches Regiment Bischöfe, die Krummstäbe und Kopfbedeckungen, ebenfalls ganz schwarz, der aus einer Kutsche voll junger rosenwangiger Damen herausspringt, während neben ihrer in den Wirthsstuben Pfarrer gelassen, war es ein Bischof, den sein Gattin und Töchter las Parlament begleitet hatten. Werfen wir nun einen Blick auf diese geistlichen Lords, wie sie leibt als Gesetzgeber thronen.

Auf der ersten Bank sitzt Se. Gnaden der Erzbischof von Canterbury, der erste Prälat Englands, ein gelehrter, dagerer, zäuserer Greis, gekrümmt unter der Last von achtzig Jahren, mit bleichem leidigem Gesichte, runzliger Stirn, mattem Auge und schwacher Stimme. Aber so entkräftet er auch aussieht, so weiß er doch die Interessen der Kirche noch mit großer Gewalt zu vertheidigen; indeß entdehren seine Reden oft des gehörigen Zusammenhanges. Als jedoch eines Tages jene Fürsichtige die protestantische Religion eine Lehre nannte, da erhob sich die Verdolsamkeit des greisen Erzbischofs zu mächtigem Schwunge und züchtigte den edlen Lord nicht wenig ob dieser unpassenden Aeußerung.

Der kleine Mann mit dem leidenschaftlichen Blick hinter Sr. Gnaden, der sich fortwährend auf seiner Bank bewegt, neigt, in die Höhe bebt, aufspringt, ist der Bischof von Exeter, einer der stärksten Pfeiler der derrschenden Kirche. Wenn es auf die höheren Eigenschaften eines öffentlichen Redners ankömmt, so ist der Bischof von Exeter gewiß der beste Redner im Hause unter Laien, Rechtsgelehrten und Gesetzlichen; jedoch nur, wenn es sich um wichtige Fragen handelt; bei gewöhnlichen Angelegenheiten spricht er mit großer Fachlächtigkeit, so daß er oft, wenn es Thatsachen anbetrifft, nachher in die unangenehme Nothwendigkeit kömmt, das Gesagte zurücknehmen, oder Erklärungen zu geben. Der Vortrag dieses Bischofs ist vortrefflich und immer den Worten angemessen. Seine Rede gegen die von den weltlichen Kindern hartnäckig Klassei in der Armen-Bill lieferte einen glänzenden Beweis hiervon. Brougham's ganze Seele war an diese Maßregel geheftet, und die ein-

Digitized by Google

zige Opposition, die er ernstlich fürchtete, war die St. Herrlichkeit von Exeter. Brougham beäugerte ihn wie eine Katze die Maus. Der Bischof erhob sich, und zwar dicht neben dem Wollsack, auf welchem Brougham damals saß. Mit einer Rede, die von wohlangedachten Citaten aus der Schrift und von Anspielen ausgezeichneter Englischer Rechtsgelehrten ausgefüllt war, brachte er einen gewaltigen Eindruck gegen die Bestimmungen einer, wie er sie nannte, so höchst unnatürlichen Bill hervor. Er hielt ein Papier in seiner Hand, welches er entfaltete und dem Hause vorlas; es enthielt einen derselben Anzug aus Memoiren zur Unterstützung seiner Behauptungen. Als er es gelesen hatte, setzte er sich um, ward das Papier, gleichsam verächtlich, von sich und sagte, er wolle Ihre Herrlichkeiten nicht mit den Gedanken eines Ausländers über das natürliche Recht ermüden, so sehr sie auch zu seinen Gunsten sprächen; er wolle sich an ihre eigenen rechtlichen Englischen Herren wenden. Brougham hielt jetzt eine flammende Gegenrede, aber er verfolgte den Bischof nicht auf dessen Gebiete; er bestrebte sich zwar sehr zu beweisen, daß das arme verlassene Kind einer Mutter die Last ihres Ehebruches mit tragen müsse, aber alle die schlagenden Citate, die der Bischof von Exeter aus der heiligen Schrift angeführt hatte, um zu zeigen, daß der Vater die Sünden der Kinder rächen müsse, ließ er unbeantwortet. Uebrigens hatte Lord Brougham's Rede an seinem Abend die Folge, daß alle Frauen das Haus verließen und sich bei seiner der Debatten über dieselbe Maßregel wieder einfanden.

Unter den dreißig protestantischen Bischöfen befanden sich etwa drei oder vier, die sich von den Whigs als zu den Tories hinneigend; das Haupt dieser soll verschwindenden geistlichen Minorität ist der Bruder des Grafen Grey.

Die erste Bank, auf welche wir nach den Bänken der Bischöfe treffen, wenn wir uns den Schranken des Hauses nähern, ist die der Minister. Hier verweilen wir zunächst bei den Mauve im grauen Rock und braunen Ueberrock, der sich nachlässig auf ihn legte. Er ist ein sehr beliebter Mann, und er benutzt zu haben, er sich ohne Umstände die Haisbinde abgenommen. Begegneten wir ihm im St. James-Park, seiner Lieblings-Promenade, auf seinem Roß sich herumtummelnd, oder zu Fuß gehend, seine breiten Nasenflügel gegen den Wind geöffnet, den Kopf erhoben, das Auge funkelnd und kühn, die Gestalt groß, kurz und militairisch, so würden wir ihn eher für einen preußischen Oberst als für einen ersten Lord des Schatzes halten, und doch ist es Viscount Melbourne, Englands Premier-Minister. Prüfen wir diese Physiognomie näher und aufmerksamer, so finden wir in ihr einen gemischten Ausdruck von Stolz, Indolenz und Reizbarkeit. Darin liegt das ganze Geheimniß des Talentes und der Schwäche dieses Ministers. Es ist sich ein Minister, daß seine natürliche Trägheit dem Ehrgeize Zwang gethan hat, nach dem ersten Posten im Staate zu streben; wenigstens würde er schwerlich die Energie gehabt haben, sich lange darauf zu behaupten, wenn man ihm denselben nicht streitig gemacht hätte. Weil er einmal gestiegen worden, darum steht er fest aufrecht. Indem man ihn führte, gab man seiner Stärke und seiner Trägheit zu ferneren Proben Gelegenheit, wächtigte sich von neuem des Staatsruders und setzte sich entschlossener und dauernder daran fest, als vor seinem Fall. Er gebört zu den Naturen, denen eingeschlafene Kraft mit der Geistel der Schmach geweckt werden muß. Im Jahre 1834 war Lord Melbourne noch ein vere drossener und mächtiger Mann. Im Jahre 1835 ist er ein schlaffer Whig, nöthigt den Hof zum Kapituliren, bedroht die Kirche und die Pairie, und das Alles warum? Weil man ihn beleidigt, weil man ihn verleiden hatte. Seine Macht kömmt ihm nur von Außen. Nicht die Gewalt seiner Rede wird nur durch Hindernisse in Schwung gebracht. Läßt man ihn sprechen und gehen, so werden seine Worte matt und schleppen sich mühsam fort. Wenn ihn seine feinsten Freunde, wenn ihn seinen Daum entgegen, so schämt er auf, wird bereit, leidenschaftlich, entrüstet und reißt mit sich fort; und in dieser Bereitsamkeit geht er dann ganz und gar auf, ist mit ganzer Seele bei der Sache; da ist nichts Gekünsteltes, nichts Pomphaftes, sondern Alles aus dem Stegreif, plötzlich und unfreiwillig. Eben war er noch so matt und so gelaßten, und im nächsten Augenblick ballt er die Faust, streckt die Arme aus und springt auf; zornige und verachtungsvolle Worte dringen aus seinem Innern hervor. Dann ersticht ihn seine Anstrengung, er kann nicht mehr athmen, er muß sich unterbrechen, es steigt eine Pause, in der man nur das Knacken seiner starken Brust hört. In einem solchen Augenblick erinnert die lebende Haltung und Miene des erhaben Ultrante Meiner Esthmie Perier's. Lord Melbourne ist der originellste, der sonderbarste Redner des ganzen Parlaments, und wenn nicht der vollendetste und größte, so doch der leidenschaftlichste. Als Staatsmann ist er von mittelmäßiger Bedeutung; ein verständiger und abenteuerlich an's Ziel treibender Whig, der nicht daraus sieht und nicht danach fragt, wohin das Prinzip ihn führt, das er auf sein Banner geschrieben hat.

Dieser Mann da von mittlerem Wuchse, links von Lord Melbourne, wohlgenährt, von allen Seiten abgerundet, doch nicht zu dick, mit offenem, freimüthigem Antlitz, ist der Marquis von Lansdowne, der Präsident des Geheimen-Rathes. Bekanntlich giebt in England dieser fünf dem Minister, der damit defleidet ist, seinen Vorrang vor seinen Kollegen, er leitet nur ihre Berathungen, er ist ihr Sprecher; ihr eigentliches Oberhaupt ist der erste Lord des Schatzes. Der Marquis von Lansdowne spielt im Hause eine ehrenwerthe und im Kabinet eine nützliche Rolle. Bei einer Debatte ist er gewöhnlich der zweite Kämpe des Ministeriums. Seine Redeweise sind männlich und gemäßigt. Seine Stimme ist fest und durchdringend, sein Vortrag aber schwerfällig und mewerisch; offenbar hat er mehr Werte als Gedanken. Er trägt Kleinigkeiten zu feierlich vor: diese allgemeine und beständige Emphase schwächt die Wirkung seiner besten Manöver. Er sollte sich seltener gerühmenden Mittel bedienen, er sollte nicht so oft mit der Hand auf die Tafel der Kanzleien schlagen, eine Manier, die dem Lord Lansdowne, der an der anderen Seite der Tafel gerade gegenüber sitzt, noch mehr eigen ist. Diese Art von Beweismittel steht dem Faustkämpfer besser an als dem Redner. Bei manchen Debatten, wo die beiden edlen Marquis einander antworteten, sah es wirklich so aus, als wollten sie gegenseitig die Stärke ihrer Arme verschuchen oder nach dem Takt ihren Amboß schlagen. Alle Beobachter der parlamentarischen Schauspiele verschern, das Gewerk der Reden Lord Lansdowne's erinnere auffallend an Pitt's Vorträge. Von ihm soll der jetzige Präsident des Geheimen-Raths die Methode entlehnt haben, eine ganze Beweisführung in einen einzigen endlosen Satz mit tausend und abermal tausend Einschnitten zusammenzuziehen; die große Geschicklichkeit Pitt's bestand aber darin, daß er jeden Einschnitt durch Abschweifungen und Umwege unverrückt aus Ziel einer Rede zu führen wußte. Der Marquis von Lansdowne könnte den seinigen oft einen ausgezeichneten Dienst leisten, wenn er ihnen den Ariadne-Faden liehe, womit er sich selbst wohlbehalten aus einem Labyrinth von Zwischensätzen herauswickelt.

Jener andere ecligе, leutseligе Mann mit dem langen in einer weißen steifen Binde steckenden Hals, der fast einem Französischen Notar aus der Provinz gleicht, ist Lord Duncannon, der Großsiegelbewahrer und erste Kommissar der Forsten und Waldungen; er hat dem Lord Melbourne zur Macht und Größe verholfen, indem er den preußischen Abschied nahm, ohne sich zu entfernen. Er ist ein Mann, der sich gut in Gesellschaft bewegt, der sich gut unterhält, der sich gut zu benehmen weiß, der sich gut kleidet, der sich gut zu schneiden versteht, der sich gut zu rasiren weiß, der sich gut zu frisiren weiß, der sich gut zu parfümiren weiß, der sich gut zu schminken weiß, der sich gut zu pudern weiß, der sich gut zu ... weiß, der sich gut zu ... weiß, der sich gut zu ...

Italien.

Storia generale d'Italia etc. (Allgemeine Geschichte Italiens, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag.) Von Giovanni Campiglio. Mailand. Bd. 1—3.

Der Graf Napione theilt die Geschichte, der Methode gemäß, nach welcher sie geschrieben wird, in eine reine und eine gemischte. Rein nennt er diejenige Geschichte, welche die Thatsachen schlechthin erzählt, ohne in irgend einer Art darüber zu raisonniren; gemischt aber diejenige, worin Betrachtungen eingewebt sind. Dies kann aber nach ihm auf zweierlei Weise geschehen. Entweder bringt man für dasjenige, was man als Thatsache giebt, die Beweise vor — gelehrte Geschichte — oder man will den Leser durch Raisonnement dahin leiten, daß er aus den erzählten Thatsachen Nutzen ziehe.

Eine kurzgefaßte, aber pragmatische Geschichte des ganz Italien, welche die Ursachen, alles Guten und Bösen in dem Kultur-Zustande seiner Völker auffspürt und daraus entwickelt, hat der Herrn Campiglio noch kein Italiäner unternommen. Das bekannte Werk Denina's kann wegen seiner vielen Lücken und unrigen Reflexionen dem streng philosophischen Geiste unseres Jahrhunderts nicht mehr genügen, obwohl dieser fleißige Schriftsteller noch immer in vielen Betracht ein gutes Werk bleibt ist. Die Storia d'Italia von Bossi konnte das neuere Italien auch nicht befriedigen, weil Bossi zwar aus guten Quellen schöpfte, aber zu flüchtig arbeitete.

Die unsterbliche Muratori behandelte Italiens Geschichte von Augustus bis auf Maria Theresia. Seine unermüdete Gelehrsamkeit und seine Meisterschaft in der Anordnung historischer Materien erfüllte Jedermann mit staunender Bewunderung; wie kann aber ein gewöhnlicher Geist in solche Forschungen eingehen und sie würdigen! Die schmerzliche Wahrheit dieser Behauptung erhellt aus der Menge unvollkommener und in Widersprüchen befangener Urtheile, die man täglich über die Geschichte einiger Perioden der vergangenen Jahrhunderte fällen hört. Noch ganz neuerlich hat Botta in seiner Fortsetzung der Geschichte Guicciardini's eine Menge falscher und chimärischer Urtheile über das Mittelalter Italiens ausgesprochen; durch seine Arbeit gewinnt die Geschichte gar nichts und die Politik nur sehr wenig; aus einer mangelhaften Darstellung der Thatsachen entspringen noch mangelhaftere Urtheile.

Vor Sismondi's Zeit hatte Beitinelli nicht wenig Licht über das Mittelalter verbreitet. In dem ersten Theil seines kurzen historischen Gemäldes behandelt er die Wissenschaften, im zweiten die Künste und Sitten. Der Werf. entlieh der Staaten-Geschichte nur so viel, als gerade hinreicht, um die Beziehungen derselben zur Geschichte des menschlichen Geistes hervorzuheben. Dieses wahrhaft geistreiche Werk ist aus Sismondi in seiner „Geschichte der Italiänischen Republiken.“ Aber die Periode, die er so meisterlich handhabt, ist ziemlich beschränkt; man kann sagen, daß sie erst mit dem 12ten Jahrhundert anhebt und mit Anfang des 16ten endigt. Und doch, wie viele eingewurzelte Irrthümer, zu denen eine übergroße Vorliebe für die Municipal-Verfassungen verleitet, sind auch in dem langen Zeitraum Zeit noch entstanden! Konnte man wohl Italiens Lage so unbedingt glücklich nennen, als es in hundert kleine Duodez-Staaten zerfiel, in deren Winzigkeit eben der Keim ihres Verfalls lag! Der in einem beschränkten Gebiete leichter zu befriedigende Ehrgeiz verwandelte die trourigsten und schrecklichsten Katastrophen; die Personen selbst konnten, weil es der Regierung an Kraft gebrach, nur unter tausend schmerzlichen Zuckungen vor sich gehen. Sismondi wachte sich viele der Untersuchungen Muratori's zu Nutze; er ordnete sie nach einem geografirten Plan und zu erhabenen Zwecken. Er zeigte, durch welche hauptsächliche Kräfte und Tugenden ein System republikanischer Bundes-Staaten bestehen kann, und durch was sie Fehler es zu Grunde gehen muß. Aber auch Sismondi's Geschichte hat ihre schwachen Seiten; der gesteichte Verfasser will in jedem Faktum eine strenge Anwendung seiner politischen Grundsätze und seiner parteiischen Meinungen erblicken. Er vergöttert eine Zeit, in welcher das Gesetz der Menschenliebe zum Verwande blutiger Menschenopfer diente und unaufhörlichen Bürgerkriege die Grundfesten aller Sittlichkeit unterwühlten; eine Zeit, in welcher Mangel an Kraft zu Hinterlist, Betrug und Verrätherei Anlaß gab u. s. w. Die Italiäner waren damals eine kultivirte Nation und eine Nation voll seicher Energie, die ihren Handel und Wohlstand blühend machte — das ist ihm genug. Sismondi's Geschichtswerk hat aber auch noch andere Fehler, welche theils in seiner Methode und theils in seinen Annalen Italiens, kann es und doch von den verschiedenen Perioden sein deutliches Bild geben. Man erhält seine beseidigende Aufschlüsse über die Kultur der Völker Italiens in jeder Epoche; und wo der Verfasser die Geschichte Italiens von den Römer-Zeiten bis auf Barbarossa abhandelt, übertrifft sein Werk an großen Schönheiten und künftigen Irrthümern. Manzoni selbst, obgleich ein aufrichtiger Verehrer Sismondi's, bekannte freimüthig, die Geschichte Italiens bedürfe noch einer schaffsinnigen echt philosophischen Bearbeitung und beklagte, daß Vico's mächtiger Genius und Muratori's gelehrter Forscherfinn im historischen Gebiete nicht gepaart gewesen seven.

Herr Campiglio geht seinen eigenen Weg; er nimmt weder Muratori, noch Denina oder Sismondi zum Muster; wohl aber macht er sich ihre Forschungen und die vieler Anderen zu Nutze und versucht es, das unermeßliche Gebiet der Geschichte Italiens unter regelmäßige Formen zu bringen. Er verreinacht die Masse des Gegebenen, indem er nur dasjenige auswählt, was einen echt historischen Charakter trägt; auch bringt er in das Ganze mehr Harmonie und begleitet Alles mit Betrachtungen, die eine gesunde praktische Philosophie ihm eingiebt. Wenn dieses Werk so fortschreitet, wie es begonnen hat, so wird es unsere Geschichte als Wissenschaft um ein Bedeutendes weiter fördern.

Indem wir das Werk des Herrn Campiglio gleichsam im Fluge durchlesen, bemerken wir zuerst mit wahrer Freude, daß jene alten Zeiten, welche Vicoli so sorgfältig erforscht, hier mit wahrer Meisterschaft beurtheilt sind. Wir ersehen aus dieser Beurtheilung, daß die Italische Kultur sehr alt ist, obgleich man nur wenig Historisches aus jener Periode besitzt. Campiglio verweilt besonders bei den Zeitalter des Pyrrhus, dessen Charakter er uns besser kennen lehrt, als irgend ein Schriftsteller vor ihm. Die Ursachen des Wachsthums der Römischen Macht sind so trefflich entwickelt, daß sie den stumpfsinnigsten Forscher befriedigen können; der Verf. kombinirt die Aussichten des Mentesquieu, des Denina und Micali, aus deren Vereinigung erst die Lösung des Problems hervorgeht.

Durch die ferneren Eroberungen der Römer wurden dem Italischen Boden die Keime vieler Uebiele eingepfropft, welche das zu Pyrrhus Zeiten bestandene Gleichgewicht störten und so unabsehbare Lange die gesitgten Früchte trugen. Schön ist bei Herrn Campiglio das Gemälde der Römischen Verfassung in dem Zeitalter der Antonine, als die bürgerliche Freiheit mit der monarchischen Gewalt im besten Einklang war.

Alle Elemente des bürgerlichen Glücks und Unglücks werden von dem Verf. mit Scharfsinn und Unparteilichkeit abgewogen. Seine Erzählungen sind nicht trocken, sondern ihrem Charakter gemäß, zur Longobardischen Periode übergeht; und Niemand wird leugnen können, daß die Geschichte jener Zeiten ihm Vieles verdankt. Er zeigt uns, wie die Longobarden noch weniger, als die Gothen selbst, in die Verfassung sich einmengten; ihr vornehmster Augenwerk waren Grundbesitz und Austheilung der Militairmacht, während das bürgerliche Regiment den Händen der Municipal-Körperschaften blieb. Campiglio führt den Verfall der höheren Kultur weniger in der Rohheit der fremden Gäste, als in dem religiösen Vorurtheil gegen die Wissenschaften und das heidnische Alterthum begründet. Diese Periode selbst hat verschiedene Phasen; anders erscheint der Longobarde unter seinen Herzogen, anders unter Königen, anders unter Statthaltern.

Die Periode der Karolinger ist nicht weniger geistreich behandelt. Wenn die Päpste die Franken begünstigten, so thaten sie es, nach Herrn Campiglio, um das Gemeinwohl zu fördern. Die Franken waren gebildetere Longobarden, und Karl dem Großen kann man wenigstens das Verdienst nicht abstreiten, daß er sein geistige Kultur auf der Sabinischen Gränze brachte. Auch läßt der Verfasser die Verfassung der Griechen in einem Theile Italiens nicht unberücksichtigt. Nicht ohne Bedauern legt man den dritten Band des Campiglioschen Werkes aus den Händen, weil dieser gerade in der Periode des Fortschreitens zum Besseren abbricht.

Die Geschichte des Herrn Campiglio empfiehlt sich durch Ordnung, Klarheit und gedrungene Kürze; mit wenigen, aber kraftvollen Zügen malt er die Menschen und die Zeitalter. Welche Mannigfaltigkeit von Charakteren entfaltet sich unserem Auge! In welchem neuen Lichte erscheinen uns die alten Italiäner, die Römer, die Gothen, Longobarden und Franken! Romagnoli versuchte eine Bearbeitung der Geschichte Italiens in merkwürdig politischer Hinsicht; aber das Werk des Herrn Campiglio lehrt uns, daß man tiefer in den Gegenstand eindringen müsse, um seinen Zweck vollständig zu erreichen. (R. L.)

Mannigfaltiges.

— Walter Scott und Ludy Morgan. Sir Walter war ein Schotte; seine Romane würden hinreichen, uns davon zu überzeugen. Seine Vorliebe für Schottische Gegenstände beweist, wie sehr er Schottland liebte; da er die alten Gebräuche seines Vaterlandes verehrte, so that er sich für die Unmöglichkeit, sie nicht gewissenhafter beobachten zu können, großen Zwang; daß er sie getreu portraitirte; und seine Vietät gegen den Charakter der Schottischen Nation zeigt sich besonders darin, daß er auch ihre Fehler bewundert und gern schilderte. Eine Irländerin. Lady Morgan, tritt als die natürliche Nebenbuhlerin Sir Walter Scott's auf, indem sie, gleich ihm, vorzugsweise über vaterländische Gegenstände schreibt. Sie scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, der großes Verzwügen zu finden, aber eine Irländerin ist es, die sie vor Nirn und überall mit Enthusiasmus schildert, und diese Irländerin ist sie selbst. Mit O'Halloran in O'Donnell und Lady Clancare in Florence Macarthy sind nichts anderes als Lady Morgan selbst, nur etwas gesichmeichelt. (Victor Hugo.)

— In Französischer Literatur. Herr Silvestre de Paris ist im Begriffe, folgende seltene Erzeugnisse der alter Französischen Literatur bekannt zu machen: La Chanson de Roland, jetzt zum ersten Mal herausgegeben nach einem Manuskripte der Bodleyschen Bibliothek zu Oxford von Herrn Francisque Michel; Galfridi de Roumueta Vita Merlini, herausgegeben von Herrn Michel und Herrn Thomas Wright zu London; Oy commence un miracle de nostre dame de Berthe, leme du roy Pepin, qui ly fu changee et puis la retrouva. Jetzt zum ersten Mal herausgegeben von Michel, nach einem Manuskripte der Königl. Bibliothek zu Paris; Le Ayatore de S. Crespin et S. Crispinien, nach einer Handschrift der Königl. Bibliothek, herausgegeben von Michel; Roman de Robert le Diable, nach einer Handschrift der Königl. Bibliothek jetzt zum ersten Mal herausgegeben von Herrn Trebutien, mit Holzschnitten in Miniatur; Bibliotheca Anglo-Saxonica et Gothica; Le Traeas de la Foise de Pré, wieder abgedruckt nach der Rouenner Ausgabe von 1620; Le Voyage du pays Sainct Patrix, auquel lieu on voit les peines de Purgatoire, et aussi les joyes de Paradis, ein Fastmile-Abdruck der Lyoner Ausgabe von 1506, mit Gothischen Buchstaben und Holzschnitten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) Abonnements-Bestellungen, so wie für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Mittwoch den 9. März 1836.

Rußland.

Plan zu einem phantastischen Roman unter dem Titel: „Der Mensch ohne Namen und mit den Ansprüchen auf einen Namen."

(Ein halbes Wort zur philosophischen Geschichte der Sitten des neun Jahrhundert's.)

Von Th. Bulgarin.

Wie man sagt, hat die phantastische Epoche ihre Endschaft erreicht. Swift in England und Rabelais in Frankreich erschöpften die satirische Phantasie. In Deutschland machten Hoffmann und La Motte-Fouqué den Teufeln so viel zu schaffen, daß sie matt wurden. Bei uns schöpfte der Baron Brambeus so viel Witz und Scharfsinn aus der phantastisch-satirischen Ausse, daß kaum etwas auf den Grunde übrig blieb. Der jetzigen Französischen „jungen Literatur" gläubte es nicht mit der Phantasie, und sogar Jules Janin Kumpfte sich dabei seine scharfen Zähne ab. Wie dürfte man es daher noch wagen, als Phantast aufzutreten! Aber irgend ein böser Dämon (wahrscheinlich einer von denen, die nach Hoffmann's Tode nichts mehr zu thun haben) quält mich und bringt mich zum Schreiben. „Wovor fürchtest Du Dich?" raunt er mir ins Ohr; „weiße Du denn nicht, daß es sich mit Teufeln und Thieren für einen Schriftsteller viel weniger geschrieben umgehen läßt, als mit Menschen? Wirf nur einen Blick auf Phantasiker und Fabeldichter! Sie leben in Ruhe. Werde dein Teufel, noch dein Zuchs kann man an Poesie unlichkeit denken, und durchwandert Du die Gaßzimmer und forschst die Wahrheit, so machst Du Dir Feinde. Und wo findest Du wohl einen so treuen Beschützer, als den Teufel? Demjenigen verlangt das Publikum viel von einem Romanschreiber. Alles soll er wissen und kennen: die Lokalität der Länder, die Sitten und Gebräuche der Bewohner, ihre Gesetze, ihre Leidenschaften, und, weiß der Teufel, was nicht noch, um ein albernes Mädchen zu schreiben! Aber mit uns, d. h. mit den Teufeln, ist das nicht der Fall. Wir geben Dir einen Raum, noch größer als ein silberner Rubel, und lassen Deinen Helden mit einem wilden Roß darauf umhergaloppiren wie in einer Manege, oder darum ihm auf diesem Raum ein Schloß, und wenn Du willst, daß Dir eine ganze Provinz daraus. Bevölkern kannst Du diesen Raum mit Teufeln, Thieren oder Menschen, das ist uns Alles einerlei. Leidenschaften, Sitten, Gebräuche, Gesetze kannst Du ihnen geben, welche Du willst, und ein einziger aufgeblähter Gelehrter wird es wagen, seine Nase in Deine Geographie, Statistik, Ethnographie und Psychologie zu stecken. ..." Der Dämon wollte fortfahren, aber seine letzten Worte nahmen mich dergestalt ein, daß ich die Feder ergriff und zu schreiben begann.

Aber was soll ich schreiben? Etwa sagen: Das weiß der Teufel! Ach, der verdammte Teufel schont auch seine Freunde nicht. Ich werde thun, was er will.

Den Helden meines Romans werde ich mir aus den Jünglingen oder jungen Leuten Europas im 19ten Jahrhundert auswählen, die, unter den verschiedenen und oft sich widersprechenden Bezeichnungen von Philanthropen und Philanthropen, Aristokraten und Liberalen, nicht nur unseren armen Erdball regieren wollen, sondern die ganze Welt mit ihren Sonnen, Planeten, Kometen und Fixsternen, und sich überdem noch herausnehmen, im geselligen Umgange, in der Literatur, im Theater, auf den Boulevards und überall, wo es mehr Lärmen und Spektakel als reelle Dinge giebt, das Scepter führen zu wollen. Diese Herren findet man in der ganzen Welt, sogar in China und Siam; ich nehme meinen Helden aber aus Europa. Schwer wird es mir, meinen Helden ein Vaterland zu geben. Da flüstert mir mein Dämon zu, daß das Vaterland dieser Herren in der Tasche Platz fände. Bravo! Das ist bête! Ein trauriges Plätzchen. Es versteht sich, daß mein Held ein großer Patriot sein und alles in der Welt seinem Vaterlande, d. h. seiner Tasche aufopfern muß. Vineit amor patriae etc. Mein Held muß in Diensten stehen. Aber wo? das weiß ich wahrlich nicht. Doch wieder ist mein Dämon da und zeigt mir drei Aemter auf einmal vor: in einer Kasserolle, in einer Flasche und in einem Spiel Karten. Das vierte Amt wurde nicht vorgeschlagen, sondern sie dafteibe ein leerer Raum gelassen. Schöne Stellen, nur mit viel Aerbeit, schlaflosen Nächten und Aufopferung der Gesundheit verknüpft! Aber mit der Stelle muß man doch auch eine Stellung in der Welt haben, eine position dans le monde. Wo soll ich ihn nun plazieren? Der Dämon antwortet: „Unter dem Winde, damit er jederzeit, wann er nur will, zur Kasse oder nach Haag und Mürden schwimmen kann." Schwimmen! folglich muß er auch ein Fahrzeug haben. Mein Dämon spricht: „Das verstehst Du. Sein Fahrzeug liefert der Stuhl eines Magnaten, sein Segel ein weibliches Halstuch, sein Ruder die Schwelle eines Boxzimmers, so lang wie die Nase der Großmutter, von der es heißt: ein gutes Leben hat der, dessen Großmutter eine Hexe ist." — Soll ich meinen Helden verheirathen? Und warum nicht? Mein Dämon giebt mir den Rath, es durch Hexerei herauszubekommen, wen mein Held heirathen soll. Wäre er ein geborener Seelmann, so müßte man das Buch unter dem Titel: Debet und Credit dazu brauchen; wäre er aber nur ein neuer, oder gar kein Seelmann, das adelige Geschlechts-Register. — Ich will, daß er verliebt sein soll ... Doch hier schlug mein Dämon die Hände zusammen und trampelte mit den Füßen. „Schone Dich, Verehrtester!" schrie er aus vollem Halse. „Du verdirbst die ganze Sache! Wer wird sich denn jetzt verlieben! Das ist schlechter Ton, altmodisch, ein Klassizismus. Jetzt ist es Mode und guter Ton, nur sich und in seiner Person die Menschheit zu lieben. Dein Held muß Champagner die zur Ohnmacht trinken auf das Wohl des menschlichen Geschlechts und zu Gunsten liberaler Ideen; dann muß er seiner Kutscher und seine Diener prügeln zum Besten des menschlichen Geschlechts und liberaler Ideen, und verliebt muß er nur in sich selbst und in die Mitgabe seiner Frau oder in ihre mächtige Verwandtschaft sein." — Das kann ich durchaus nicht zugeben. Ich bestehe hartnäckig darauf, daß mein Held verliebt sei. Da gerieth mein Dämon in Wuth, raunte unter, Kamfte und polterte und — gab endlich nach. Er erfandt es meinem Helden, sich zu verlieben, aber nur in eine Schauspielerin oder in eine Ladenmamsell. Auch dafür danke ich. Die Freundschaft bewilligte mir der Dämon auf's erste Wort, und darin mit sogar, ich wähnte die Freundschaft auf der beschwerlichen Stelle des Boulevards schlagen, mit dem Death oder Ehrenduellanten beschäftigen — mit Banden-Zigarren beräuchern, mit Bersteaks füttern lassen und dabei angenehme Gespräche einleiten, eben so reich an Ideen als eine Türkische Trommel.

Als Gesinnsfeinde zwischen der Freundschaft meines Helden und der Verachtung stehen Gefühlen legte mein Dämon ein Vorfeuille mit Banknoten hin, mit der Bemerkung: wer pfui sagt, der hat keine Ideen. Roman ein geschridter Menschenfeind sein? Ei freilich, fast ein Genie, ein Improvisator, ein Beobachter muß er sein. Seine Pflicht ist es, sein Urtheil, und zwar laut, auszusprechen, über Dinge, die er gar nicht kennt, und noch lauter seinen Tadel, über Dinge, die er nicht begreift. Das ist viel mehr werth als alle Gelehrsamkeit, und deshalb muß er sehr viel Verstand haben. Da jedoch eine gewisse Quantität Verstand nunmäßlich Platz finden kann in einem Kopfe, der immer eingewickelt, aufgekämmt, frisirt, aufgeblümt, zerzaust, beschnitten, abgeklatzt, gebürstet, pomadirt und gesalbt wird, wie es die Mode, das Wetter, die Umstände und die Zeit verlangen, so giebt der Dämon mir den Rath, daß ich den ganzen Verstand in seine vorigen Behälter vertheilen möchte, die sich wie ein Paar Pistenbüchsen längs den Wangen hinunterziehen. Ein hübsch comfortabler Platz für den Verstand! warm und gesäubert. Der Kopf kann krank werden und der Verstand darunter leiden, aber die Backenbärte bestehen sich immer wohl. Wo sich ein solcher Backenbart befindet, da ist der Verstand vorhanden, und an Ideen nicht mangeln. Der Dämon beschloß, daß der Schönheits-Sinn meines Helden sich im Halstuch und im Winkel seiner Weste zeige. Sogar Winkelmann's Geschmacksamkeit reichte nicht so weit, und bei seinem Urtheil über die Medicische Venus und über den Apoll von Belvedere hatte er nicht die mindeste Idee von der Hauptzierde der menschlichen Büste, dem Halstuch und der Weste. Sein Held muß übrigens ein lieber Kleiner, ein bon enfant sein. Er muß nichts ableihnen können, was mehre thut, bitter schmeckt und gesalzen ist), weder ein Mittagsmahl, noch eine Abends-Gesellschaft, noch eine Partie Whist, und nur mit ihnen in Streit gerathen, die er nicht zu fürchten hat. Auch muß er sehr gefällsuch sein. Um sein Herz zeigen häufiges Niesen zu schicken, meint der Dämon, ich solle das Gesicht in den Kragen verstecken. Das ist freilich besser. Ein leeres Herz athmet freier. Schlecht von Anderen sprechen darf er nur, wenn sie nicht dabei sind, und etwas Schlechtes von Anderen schreiben darf er gar nicht, selbst nicht von seinem leiblichen Bruder. Verba volant, scripta manent.

Aber da steckt das Unglück! Welche Begebenheiten soll ich für meinen Helden erfinden? In unseren Tagen giebt es keine romantischen Begebenheiten und kann es keine geben. Wie reisen mit Pässen auf unsere und nicht auf erdachte Namen, wie es in Romanen der Fall ist. Verstecken kann man sich nirgends, als nur in Wäldern, und in Wäldern giebt es keine Romane. Eine Geliebte zu entführen, führt zu nichts. Heut zu Tage hat man es ganz nicht nöthig. Die Sitten

Digitized by Google

sind viel milder geworden. Jetzt entführt man nur Geld, was so leine Zähe hat. Zu einem Stubenfenster in's Fenster zu steigen, wie in Romanen und Vaudevillen, ist auch nicht mehr nöthig. Unsere Talg-Lichter Schiffer sind leicht zu öffnen, und Riegel an den Thüren macht man nur in Läden und Verrathskammern. Nur ein Mittel kann den Romman verwickeln: ich muß meinen Helden in die Kanalschichten warmen Bäder senden, deren er sehr bedarf, und ihn von den Tischlerleuten fangen lassen. Das ist interessant genug, C'est piquant! Bekanntlich haben, nach dem Kanalschen Grundgesetzen von Pinschin, unter Portien schon einige Helden und sogar ihren eigenen gesunden Menschenverstand mit auf den Kauf von den Tischlerleuten fangen lassen. Aber wenden diese lieben Leute auch meinen Helden anfangen? Wer weiß, ob sie Lösegeld für ihn erhalten. Diese Waare ist sehr im Preise gefallen, sogar in Frankreich. — Ihr Räuber, auf den letzten Knopf verlasse, verspinnen lassen, wäre keine Neuigkeit und etwas ganz Gewöhnliches, Noch gewöhnlicher wäre es, wenn ich ihn verschwinden und Vater, Mutter, Onkel und Tanten betrügen ließe. Mache ich ihn zum Literaten und lasse ihn dummes Zeug und Albernheiten schreiben und seinen Freunden vorlesen, ihn in Mondaine Gesellschaften leben zu lassen — das wäre schon viel gewöhnlich und sein Roman, sondern eine Thatsache. Soll er zweimal monatlich in die Kanzlei gehen, in jeder Sitzung einen halben Bogen beschreiben und am Ende des Jahres mit Ungeduld eine Belohnung erwarten und über schwere Arbeit und Ungerechtigkeit klagen? Langweilig, gewöhnlich und weder kein Roman. Muß ich ihn gar, Bell! ich bitte schön, Schlaf, unterschriebe, nicht leben, nicht leb, und endlich alt werde und sich dann empfehle . . . so hätte ich Geschichte und keinen Roman. Es ist doch Irrthum! Es fällt mir nichts ein. Am besten ist es, ich überlasse ihm dem Teufel. Der mag ihn in einen Fiel verwandeln, aus ihm machen, was er will, ihm jährlich eine Million Rubel Einkommen geben, ihn durch's Leben auf eine Zeit-Eisenbahn führen, ihn zuletzt mit einer Lokal-Cure zurückbringen und auf seinen nachgebliebenen Knochen ein prachtvolles Denkmal setzen, mit der Inschrift: „Unter diesem Stein liegt ein gewesener (ci-devant) Mensch, ohne Namen, vielen tausend Menschen ähnlich. Er war in der Welt nicht viel, verwandelte sich in Nichts und hinterließ Nichts." Lohnt es sich nun wohl der Mühe, deshalb zu leben, zu leben geh zu thun und anderlassen einher zu bolzieren? Darüber kann nur ein phantastischer Roman entscheiden, denn aus dem gewöhnlichen Leben des 19ten Jahrhunderts kann weder ein historischer, noch ein sittenbeschreibener, noch ein Familien-Roman geschöpft werden. Hieher habe ich Euch, anzuziehen, daß ich nicht gekommen bin, einen phantastischen Roman zu schreiben, weil ich die Teufel hasse und nichts unter ihrem Einfluß drucken lassen will. Sie sehen einmal Alles mit teuflischen Augen an, und da kann man bald mit ihnen ein Unglück haben.

England.

Das Englische Oberhaus.

(Schluß.)

Setzen wir von den Ministerbänken über die Tafel der Peers des Hauses hinweg, so befinden wir uns mit einem Sprunge mitten unter dem Generalstabe der Tory-Opposition. Es sind hauptsächlich diejenigen Pairs, welche Mitglieder des letzten konservativen Ministeriums waren, aus denen derselbe besteht, alle, so wie die jetzigen Whig-Minister, über das reife Mannes-Alter hinaus, zwischen funfzig und siebzig, und die aussehen in der That wie Väter dieser Partei.

Wir gehen gleich auf den Generalissimus los, der mit verschränkten Armen im Centrum, auf der zweiten Bank sitzt. Er sitzend zu schlafen; wenigstens tönt ein schwerer, schnarchender Ton aus seiner Brust hervor, die in einen zugeknöpften schwarzen Rock eng eingepreßt ist; aber plötzlich erwacht er aus, streicht sein Haar zurück, zeigt uns sein langes Haupt, das noch auf Haar hat, wenig gesäubert, und kurz abgeschnitten. Es hat ein flaches Kinn, welches unaufhörlich vor- und rückwärts geht, eingekniffene Lippen, eine große Adlernase, ein blaues, glänzendes, steifes Auge, eine dreieckige Gesichtsfarbe und eine hagere Gestalt. Wer würde sich beim Anblick dieses Mannes eines Gefühls der Verehrung erwehren können? Er hat man sich gewiß den nicht gedacht, der sie den bezaubernden Sohn des Glückes in seine Jahrhundert gibt, dem diese wankelbare Göttin unverbrüchlich treu geblieben ist, von dem Napoleon beklagt wurde, und der nun seit zwanzig Jahren auf den Lorbeern seines Ruhmes ausruht! Und nicht nur im Kriege war er glücklich; der Frieden hat ihm nicht weniger Gewinn gebracht; er hat ein Amt bekleidet, wie im Feldlager, in das lange Zeit ein großes, einschüchterndes, feines Wolf regiert. Selbst jetzt noch ist er der König der mächtigsten Aristokratie der Welt. Der Glücklichste! Keine Wörter, die er nicht erreicht hätte, wenn er danach strebte! Auch zum Bleiben sah sie ihn plötzlich erster, ohne zu wissen, wie er dazu kam. Die Rechte und die Gottergleichheit verschwören sich um die Wette, ihm Palme zuzuerkennen; die Universitäten machen ihn zu ihrem Kanzler. Ja, selbst die wählsigen Gesellschaften im Strand-Ende von London erkannten seine Oberherrlichkeit an. Hier sah er Generationen dahinwelken und fallen, er aber, ihr Patriarch, er blieb sich aufrecht. Der unbeständige Wind, der Meer hat nicht ein einzges Blatt aus seinem Kranze gerissen; er hat ein Vierteljahrhundert hindurch in der vornehmen Welt den Ton angegeben. Folgen wir ihm am Abend auf einen rout in Grosvenor-Square, so finden wir ihn auf dem Kanapee thronend, von einem leidenschaftigen Schwarm schöner, vornehmer Damen umflattert, die alle vor ihm betteln wenigstens ein Wort, ein Lächeln, einen Blick zu erhaschen werden. Die dreidreißigsten stehen sich zu seinen Armen und sprechen ihm ins Ohr, denn er hört etwas schwer, und man gestattet ihm gern die Vertraulichkeit, seine greisen Hände auf die weißen Schultern zu legen. Der teufel Glückliche!

Man sieht zwar auf der Schnalle des Hofbandherdens, mit dem sein siebzigjähriges Knie umgürtet ist, in diamantenen Lettern das Motto: Honi soit qui mal y pense, die Devise des Ordens. Der Bösewicht erröthet!

Nur als Redner im Parlament ist der Herzog von Wellington nicht ganz so glücklich; man sieht es ihm an, wenn er sich erhebt und sich an der Lehne des vor ihm befindlichen Sitzes festhält, daß es ihn einige Mühe kostet, sich klar und zusammenhängend auszudrücken; er läßt oft mehr errathen, was er sagen will, als daß er es wirklich sagt. Aber die Tories des Oberhauses wären undankbar, wenn sie nicht zugestehen wollten, daß der Herzog von Wellington es war, der sie durch die strenge und echt militairische Disziplin, womit er ihnen unbändigen Eifer zügelte, lange Zeit am Ruder erhalten hat. Man durfte ihm einst nicht ungestraft den Gehorsam verweigern. Noch am Anfange der vorigen Session wagte es einer seiner Pairs, eine Versammlung bei von ihm zurechtzuweisen, weil er sich ohne Genehmigung des Feldherrn in ein Scharmützel eingelassen hatte. Jetzt aber scheinen die Torysöhnen Hitzköpfe des wissen Temperiisens ihres alten Ausdrucks müde zu sein, und wenn er sie nicht zurückhält, wenigstens sie wider seinen Willen nur eine Schlacht liefern. Sollte er sich von seinen Truppen zu diesen Kämpfen fortreißen lassen, so sagt es sich sehr, daß er eine alte Gilet von Wattelee wiederzunehmen möchte.

Jener wohlbeleibte Herr, der das Kinn so graziös auf die Hand im seinen Handschuh stützt, ein Bouquet rother Nelken im Knopfloch Kreisen hat und sein buntfleckes Schnupftuch gern aus der Tasche hängen läßt, ist der vierte Pair des Reichs, der seinen Platz einnimmt und sich immer der würdige Vater des Pitsoual Castlereagh; es ist ihm noch immer so viel Eleganz geblieben, als sich mit seiner stattlichen Wölbung und mit seinen sechzig Jahren nur irgend vereinbaren läßt. Es wäre nur zu wünschen, daß der Marquis von Londonderry den guten Geschmack, der seine Toilette auszeichnet und der mit dem Alter Fortschritte macht, auch bei seinen Reden an den Tag legen möchte. Er hat unter allen Rednern des Oberhauses, wo sanft Leidenschaftlichkeit ein seltener Fehler ist, die wenigste Besonnenheit. Es ist völlig eine Krankheit bei ihm, daß er es nicht lassen kann, alle Augenblicke Interpellationen an die Minister zu richten, namentlich wegen der Angelegenheiten Spaniens, wo er sich als Hilfarm-Diplomatiker dünkt. Sogar seine Freunde sind unter den Tories oft, so gibt er doch in seinen Reden zu weit und sollte sich die Lehre des Fürsten Talleyrand zu Herzen nehmen, das nichts schlimmer ist, als übermäßiger Eifer. Diese Fehlerhaftigkeit zieht ihm hin und wieder tüchtige Verweise von Seiten des Generalissimus zu. Lord Londonderry nennt er keinesweges so höfe, aber der Herzog ist ihm gegenüber immer ein Vater, ein gütiger, der ihn väterlich zurechtweist. Die Whigs würden vielleicht einen sehr baldigen gewinnen haben, wie die Tories, wenn sie ihn als Botschafter nach St. Petersburg hätten gehen lassen.

Um den Herzog von Wellington sitzen drei seiner Haupt-Adjutanten, Lord Aberdeen, Lord Wharncliffe und Lord Ellenborough, die mit ihm zugleich Minister waren, einschlauchte und gewandte Tories, die sich sehr gut auszudrücken wissen.

Dort oben in der letzten Reihe der Sitze zur Linken vom Sprecher zieht ein Mann in blonder Perücke mit einem etwas schiefen Blonde unsere Aufmerksamkeit auf sich. So fern sich dieser alte Baron auch vom Hauptquartier der Tories hält, so ist er doch einer ihrer bedeutendsten und wichtigsten Diszipien. Er war zu zwanzig Jahren Kanzler, spricht noch in dem vorigen Deutschen Ministerium. Dieser Mann ist Lord Lyndhurst. Er gelangte, so wie Lord Brougham, von der Barre durch das Unterhaus auf den Wollsack. Seine Geschicklichkeit sind nicht weniger als schön, doch nicht gewaltig im Gegentheil, er ist vielleicht der Einzige unter England's Redenschreibern, der nicht von den wohlen Ton der großen Welt und die echten Hessitten findet. Auch ist er nicht bloß ein gelehrter Jurist, sondern eben so sehr ein überaus feiner, klarer, bestimmter, geschickter, abgemessener und zugreifender Redner. Seine volle, gewichtige und meist ruhige Stimme entbehrt zwar zuweilen nicht der Nuancirtheit, doch muß ihm ein gebildeter persönlicher Neger sein, wenn er ein wenig in Hitze gerathen ist. Dann ist sein Organ so stark, daß er sich davon sozusagen fortreißen läßt. Einst war er Whig, ja, wo möglich, noch mehr. Jetzt ist er Tory, und die Tories haben ihm seine Plaidoyers sehr großmüthig bezahlt. Angeordnet seines feinen aristokratischen Benehmens ist der Advokat in ihm noch immer zu erkennen, und wer weiß, ob er nicht siegreicher gegen zu Gunsten der Reform finden würde, wenn die Reform ihm mehr anbrächte, als der Torvismus.

Ehe wir um die Ecke der äußersten Linken herumbiegen, haben wir noch drei Personen zu betrachten, die den ganzen Altaroformus des Hauses in sich zusammenfassen und auf der letzten Bank dieser Seite Platz genommen haben. Der Erste, ein junger Mann in weißer Kravatte, robust gebaut und sonnäßlich gepützt wie ein Schweizer aus den katholischen Kirchspielen, ist der Herzog von Newcastle. Er hat einen eingewurzelten, tödlichen Widerwillen gegen Alles, was nach Reform schmeckt. Die Pairie könnte sterben und begraben werden, er würde doch im nächsten Jahre unter anderen laufen. Am nach dem Oberhause zu fahren und die Tories zu bekämpfen. Die beiden Anderen sind zwei Grafen, die bei der herrschenden Kirche in hohem Ansehen stehen, und alle übrige Tories an Fanatismus übertreffen. Es sieht Beiden nicht an rednerischer Kraft; ihre Sprache würde sich aber besser für die Kanzel eignen, als für's Parlament. Der Eine, der mit schwarzen, schwalmenartigen Augenbrauen und mit zum Kampf seines Regenschirmes an den Falten seines weißen Jabots spielt, ist Lord Winchelsea, ein ehrlicher, aufrichtiger, aber leidenschaftlicher Protestant. Er berschrt in den eisernden Homilieen, die er im Oberhause improvisirt oder in die Spalten des Standard einrücken läßt, ein Ton der Ueberzeugung, der selbst Zuhörerung, entschuldigt. Gewiß ist dieser edle Religionseiferer, indem er die Verfolgung des Papsthums predigt, fest überzeugt, daß sein Anglikanisches Apostolat ihn zu

Digitized by Google

Märtyrerkrone führe. Der Kudere, ein überaus koloſſaler Mann, den man ſtie einen wegen ſeiner zu großen Beleibtheit verabſchiedeten Kürraſſier halten würde, und deſſen proteſtantiſcher Muſtikismus von noch ſchwererem Kaliber iſt, der in ſeiner Jugend nicht die mäßigſte Lebensart geführt, der aber ſpäter ſeine Sitten geändert, iſt Lord Roden, einer der heftigſten Orangiſten.

Indem wir uns nun auf die andere Seite des Hauſes wenden, müſſen wir vorher noch einen Blick auf die Bänke werfen, welche vor der Barre, dem Thron gegenüber, aufgeſtellt ſind. Es ſind die ſogenannten unabhängigen Bänke. Die meiſten Pairs, welche daraus ſitzen, waren einſt Miniſter. Der größte an Geſtalt und Wuchs iſt Lord Grey. Wie durſtig und gebraucht ſieht der große Mann jetzt aus! Nachdem er in die Verbannt getommen, vermochte er die Laſt der Staats-Geſchäfte nicht mehr zu tragen; es fehlte ihm an Kraft, das ſchwierige Unternehmen der Reform noch weiter fortzuführen. Er legte ſelbſt die Bürde auf die Schultern nieder, die er ſchon gewohnt hatte, ſie zu tragen; dann verſchnaufte er ſich immer auf das Staatsruder und auf das Wort. Er war ein tüchtiger und ſtaatsklugen; einmal das Ruder in Händen, lenkte er das Schiff in die Bahn, die er ſein dreißig Jahren angetrathen hatte. Er war ſeinen Verſprechungen und ſeiner Vergangenheit nicht untreu geworden, und er iſt der erſte Whig, der es wagte, nach ſeinen Grundſätzen zu handeln. Gewiß bedurfte es keines geringen Entſchluſſes für ihn, um die Reformen das zweite Mal zu bören, das, nachdem man ſie einmal aufgethan, ſich nicht ſo leicht wieder ſchließen läßt. Er war auch kein ſchlechter Redner. Man wird ſich der Macht erinnern, die ihm ſeine würdige, überzeugungsvolle und eindringliche Sprache verlieh; ſein wahrhaft vornehmes Aeußere vermehrte noch ſein Anſehen. Die edle Lenkſeligkeit ſeines Benehmens erinnert ſehr an den Herzog von Bedford, den Whig-Patriarchen. Es iſt nur der Unterſchied zwiſchen Beiden, daß Lord Grey's Verwaltung ſich nicht bloß auf ſchöne Perſonen beſchränkte, wie die Amdasſaten jenes ehemaligen Bevollmächtigten Karl's X. zu Wien.

Der andere Lord da, mit den breiten Zügen, noch friſch und blond, iſt der Graf Alpon, in der Politik bekannter unter ſeinem zweiten Titel Viscount Goderich. Auch er ſchwang ſich auf einen Augenblick bis auf den Gipfel der Miniſter-Stege, und es ſcheint, daß er nicht Luſt gehabt, in dem Privatleben zu verbleiben, in welches er bald wieder hatte hinabſteigen müſſen. Wenn er jedoch wieder emporſteigt, ſo hat er ſchwerlich den rechten Weg eingeſchlagen, denn jetzt iſt nicht die Zeit, wo man zwiſchen zwei Meinungen hindurchſchlüpfen und an zwei politiſchen Tafeln ſpeiſen kann. Er hätte doppelt unrecht, wenn er darauf ausginge, die oberſten Zügel wieder zu ergreifen. Seine Perlegenheit, wenn er ſpricht, und die Unklarheit in ſeinen Gedanken beweiſen zur Genüge, daß er nicht Entſchloſſenheit noch Beſtimmtheit genug beſitzt, um heutzutage die unabdingten Staats-Roſſe ſicher zu lenken.

Der Herzog von Richmond iſt nur von mittelmäßiger Größe, aber ſehr wohl gebaut und in den Männern, die ſich zu allen Militair- und Civil-Aemtern eignen und mit ihrem Liberalismus hauszuhalten wiſſen. General-Lieutenant und Adjutant des Königs, hat ſeine Gnaden es dabei nicht verſchmäht, die Poſten zu leiten und an einem Whig-Kabinet Theil zu nehmen. Jetzt iſt er auch, wie die Andern, auf die Hoffnung auf ein Miniſterium der nächſten Mitte ſchmeichelte, in das er eintreten könnte. Ludwig XVIII. hatte ihn in ſeine Pairs-Kammer aufgenommen. Davon hat dieſer Franzöſiſch-Engliſche Pair wahrſcheinlich noch den Anſtrich von Pariſer Eleganz, durch den er ſich in ſeinen Beziehungen ſo ſehr von unſeren Lords, Landwirthſchaftlern und Pferdekennern ſcheidet. Uebrigens möchte wohl kein Franzoſe ſich ſo weit gehen laſſen, daß er, wie es der Herzog von Richmond oft thut, in voller Sitzung die Beine bis über den Kopf ſtreckte, um ſich in ſeinen blauen Stiefeln beſſer bewundern zu können.

Rucher dem Herzoge von Wellington, dem Ehren-Aelteſten der Engliſchen Pairs, iſt kaum ein Mann unter den edlen Lords, der eine wahrhaft vornehme Bildung hätte. Aber jener kleine Mann, ohne Aelteſte und ſeine Manieren, der nichts Gewöhntes in ſeinem Anzuge hat, als ſeine gelben Handſchuhe, und der ſo oben von einer Tribüne zu kommen ſcheint, in die er auch bald wieder zurückſteigen wird, iſt einer der Haupt-Repräſentanten der neuen Ideen im Oberhauſe. Er iſt der Alte Canning, ehemals Whig, jetzt aber Tory, der verſuchte guter Tiſchgeſellſchaft, denn er hält es mit denen, die gern leben und leben laſſen, und die Tories halten vor Allen ſtets offene Tafel. Nachdem er ſich ſelbſt ruinirt hatte, wurde er Konſervativer. Er beſitzt eine reiche Fundgrube von Humor und iſt ein trefflicher Geſellſchafter; man könnte ein dickes Buch von ſeinen witzigen Einfällen zuſammenſetzen. Im Parlament iſt er ſchon bauerhaftreich damit. Nur einmal teich ihn ſein böſer Dämon, mit O'Connell anzubinden. Der Kampf war ungleich, denn die Hiebe des Agitators ſind tödtlich, und ſo ſanftmüthig und wahrhaft geiſtreich auch Lord Wharncy iſt, ſo wird doch der Titel „Lo.ted beſſoon“ (aufgeblaſener Poſſenreißer), den ihm ſein ungeſchlachtener Gegner anhängte, zeitlebens als ein Makel auf ihm haften.

Immer wohlgekleidet, anmuthige junge Mann iſt der Graf Ereel. Er gehört gewiſſermaßen zur Königlichen Familie, denn er iſt mit einer natürlichen Tochter Wilhelm's IV. vermählt, und er ſtimmt mit dem Miniſterium. Sein Schwager, der Graf von Munſter, von deſſelben erlauchten Lichtung, welche ſo gern Schwingen ſetzen bei. Beide edle Grafen bekleiden bohe einträgliche Sinekuren. Der dagere Greis mit den dünnen Beinen in Stiefelſtiefeln, getleidet wie ein Franzöſiſcher Emigrant aus dem Jahre 1814, mit Tandenflügeln und Zopf, der auf dem glänzenden und gepuderten Kragen eines atmoboſichen blauen Fracks umbertanzt, iſt ungefähr ſeiner achtzig Jahre noch ein wahres Perpetuum Mobile. Es iſt der Graf von Weſtmoreland, der beweglichſte und lebhafteſte Tory der ganzen Verſammlung. Er war Mitglied eines Miniſteriums und weiß noch ihn und wieder ſeiner alten Stimme Gehör zu verſchaffen und ſeine alte Sache zu vertheidigen. Iſt die Sitzung zu Ende; ſo bedeutet er einen alten Gaul, der ſo mager iſt wie ſein Herr, und beide eilen im Galopp von dannen. Es mag eine böſe Einbildung ſeyn, aber es kommt Einem vor, als müßte es mit dem Torpriemne zu Ende ſeyn, wenn die beiden einer Tages nicht mehr zurückkehrten; es iſt, als wäre die ganze Energie und Feſtigkeit dieſer Partei in jenem alten Mantne zuſammengedrängt.

Wir ſind nun mit den Lords fertig und kehren, um die andere Ecke der Schranken hiegend, auf der anderen Seite wieder nach dem Throne zurück, von wo wir ausgingen. Hier beſinden wir uns unter den Whigs, die uns den Weg nicht ſehr verſperren, denn ihre Reihen ſind ziemlich dünn. O wie viel leere Plätze! Einen Blick auf einige von dieſen einſamen Pairs, und unſere Wanderung rund um das Haus iſt beendigt.

Der Graf Radnor gehört zu der kleinen Zahl der uneigennützigen Whigs, welche die Reform um der Sache willen ergriffen haben, nicht, um dadurch zu hohen Aemtern zu gelangen; er verrichtet ſeine Geſchäfte als liberaler Pair thätig, gewiſſenhaft und mit der Geradheit und Feſtigkeit, die aus ſeiner ganzen Perſon ſprechen. Seine Stimme, ſein Blick, ſeine Haltung, ſeine Geſten, ſein leichtfaßender Vortrag, ſeine Logik, ſein ruhiger Ernſt, ſein feſtes Benehmen, ſeine Beredtſamkeit, Alles iſt ſein gründlicher Redner, aber man muß den Ton ſeiner Stimme hören, dieſen rohlichen, breiten, energiſchen Ton, der ein ganzes Auditorium zur Aufmerkſamkeit nöthigt.

Aengſtlicher und ſcheuer in ſeinen Reden, aber von eben ſo aufrichtiger und unabhängiger Freiheitsliebe iſt der Marquis von Clanricarde, ein Mann von innerer Innmuth, die durch die Züge ſeines Lebens hervorleuchtet, läßt das Unſchöne derſelben vergeſſen. Seine Stimmfarbe, ſeine tief liegenden Augen, ſein leichtſarbender Teint ſchrecken nicht zurück; man hat vielleicht noch nie eine ſo häßliche Häßlichkeit geſehen; ſein Antlitz gleicht einer heißen lächelnden Todtenmaske. An der vornehmen Welt von Paris iſt der Marquis ſehr bekannt; auch ſeine geiſtreiche Frau, ſeine Gattin, die Lecken des berühmten Canning, die ſich bei Lebzeiten ihres Gemahls ſo ſehr um die Ehrenwürden, die ihm zu Theil geworden, und ſeine eigenen Ehre bezahlt hatte. Namentlich wurde er von Lobbett mit ſeinen Ehrgeizes willen etwas oft bedrängt. Wenn aber Irland iſt wie alle Mütter; es hütet ſeinen verirrten Kindern, wenn ſie reuig zurückkehren, gern wieder die Arme, und ſo hat es auch dem recht gewordenen alten Rechtsgelehrten verziehen und ſeine Ehre bewieſen, weil er ſich ſeiner Jugend wieder erinnerte und ſich dem neuen Herrn Lord ſeines Vaterlandes anſchloß wie Pitt und Fox. Es iſt ſeine zu verſchmähende Hülfe; das Alter hat die unſeregeordentliche Klarheit dieſer mächtigen Verſtandes nicht verdunkelt; es giebt keine noch ſo verborgene Seite an einer verwickelten Angelegenheit, die ſeine Rede nicht vollkommen und von Grund aus aufzuhellen wüßte. Aber nicht immer hat ſeine Rede dieſe Schärfe. Zeilen ſeine Ideen an Klarheit und pobagogiſch er auch ausſteht, indem er ſich ſogar, wenn er aufſteht, um das Wort zu nehmen, auf ſeinen Rohrſtock ſtützen muß, ſo hat er doch eine ſchöne, robuſte Entſchloſſenheit und weiß ſeinen Gegnern mit die größten Seelenruhe, und ohne daß er ſich durch leidenſchaftliche Erwiderungen in mitreißen laſſen, ſein bewährtes geoßten Wahrheiten zu ſagen. Seine Ironie trifft und verletzt um ſo mehr, als ſie ſich ſtets unter einer ſchlichten hausbackenen Miene verbirgt.

Am äußerſten Ende dieſer Bank, welche ſich dicht hinter den Sitzen der Miniſter befindet, iſt der Platz Lord Brougham's, dieſer lebendigen Kurioſität, von der die Kunſtrichter-Handlungen am Strande ſo vielfache Abbildungen geliefert haben. Seine Perſon, ſeine Geſten, ſeine lange Beine, ſein e lange Arme, ſein unbarmeniſche Gange ſeiner langen Perſon. Der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie hat etwas Wildes; man iſt verſucht, zu glauben, daß ſich ein kleiner Gram von Manie in dieſem Gehirn verſtärkt; ſeine kleinen buchdringenden Augen ſunkeln aus der Tiefe ihrer Kreiſe hervor; ein konvulſiviſcher Zucken ſchwebt immer um ſeinen Mund, wenn er ihn öffnet oder ſchließt; man könnte ſich zur Zeit ihn fürchten, wäre nicht die Gutmüthigkeit ſeiner dicken, aufgeſtülpten Naſe, die wieder Zutrauen einflößt. Man braucht nichts zu beſorgen, wenn der geiebrte Baron auch plötzlich aufſpringt und zu toben anfängt; er hat eine Weile auf Koblen geſeſſen, man ſoltert ihn, man ſpeidet, und er hat ſchweigen laſſen. Seine Freiheit hat Brougham kränken. Nun aber hat der vorige Redner ſich niedergeſetzt; da ſchießt Lord Brougham empor; er iſt auf ſeinen Füßen, er hat das Wort erhaſcht, er hält es feſt und wird es nicht ſo leicht wieder fahren laſſen; er hat zwar keſſlet, daß er nur zwei Worte zu ſagen habe, wenn aber Einer ein Geſchäft abzumachen hat, ſo kann er getroſt hinausgehen und erſt in zwei Stunden zurückkehren, er wird ihn noch immer redend finden. Es iſt wahrlich ſehr Schade, daß die lange Erfahrung an der Barre und im Parlament einem Geiſt von dieſem Schrot und Korn nicht Mäßigung gelehrt hat. Er hat eine deſtrnd witzige Wendung aufzuſuchen, aber durch ſo vielen Gebrauch ſtumpft er ſie ab; er hat ein Argument unbeſiegbar feſtgeſtellt, aber er ſchützt es ſelbſt um, indem er nicht aufhört, es mit neuen Beweisgründen zu überbauen. So verbirbt ſeine unbeſonnenheit die beſte Sache und die ſchönſte Rede; ein unverſchämter Luſtſpieler, ſtellt er ſeine Bollons ſo ſtark, daß ſie derſten und er mit ihnen ſtürzt. Indeſſen laſſen ſich gern durch eine Bewunderführung überzeugen und lachen über eine ironiſche Anſpielung, aber ſie verſtehen ein halbes Wort ſchon und fühlen ſich gedemüthigt, wenn man ihnen Alles Laarlein erklärt. Je weiter ein Redner einen Satz oder eine ſeine Erzählung ausführt, um deſto mehr ermüdet er ſein Auditorium; der leiſeſte Zweifel an der Faſſungskraft der Hörer kränkt und verletzt.

Dieſer übermäßige Pedantismus iſt der Hauptfehler an Lord Brougham

dam's Reden, und man hat ihn mit Recht den Schulmeister genannt. Sein außerordentliches Talent zu gliedern, anerschütterlichen und sinnlichen Auseinandersetzungen ist wirklich zu bewundern, aber sein übertriebenes Entwickeln eines Gegenstandes überscheitet alle angemessene Grenzen, zumal im Oberhause, wo die Angelegenheiten kurz und bündig und ein wenig in dem schonenden, zurückhaltenden Salons-Ton behandelt werden. Es ist sattsam, wenn man sich nicht vor allen Dingen seinem Auditorium anbequemen will. Henry Brougham's Manier paßte sich besser ins Unterhaus, wo die Debatten weitläuftiger geführt werden, wo man nicht solche Eile hat, zum Schluß zu kommen; es wäre besser gewesen, wäre er als Advokat dort geblieben. Er hat sich nie von der komischen Emphase der Rechtsgelehrten losmachen können, die immer donnern und stürmen, wenn sie auch bloß eine Thatsache oder einen Gesetzes-Artikel zitieren. Ohne Zweifel stiegen ihm seine Vorträge eben so an, wie sie die Zuhörer ermüdeten; er schont nicht einmal seinen eigenen Körper, er schreit und gestikuliert ohne Erbarmen mit sich selbst; er beugt sich und dreht sich wie ein Tanzlehrstift; er tanzt und springt zu seinen Phrasen; er erdrückt sich und schmückt sich zu Schanden, aber trotz alledem läßt er kalt, seine Beredsamkeit ist nicht von der Art, daß sie das Blut entflammte.

Noch viel heftigere Züge verübten der Schriftsteller Lord Brougham, als der Redner; denn Lord Brougham ist auch Autor, und zwar schreibt er viel zu viel. Die leidige Thätigkeit, von der er besessen ist, drängt ihn unaufhörlich, die Resultate mit seinen staats-ökonomischen, politischen, mathematischen, historischen und theologischen Versuchen zu füllen, Broschüre auf Broschüre zu häufen. Wenn er nur einen Augenblick Ruhe und Besinnung und einen Gedanken ausstelle, so sieht man es sich schon gefallen, aber es ist immer derselbe Wortschwall, und auf dem Papier, von dem nichts verdunstet, ist das noch viel unerträglicher. Mag es auch von seiner Seite nicht bloß eigennützige Spekulation sein, so ist es ihm doch nicht zu verzeihen, daß er der Natur jener wohlfeilen ausfälligen Literatur ist, die sich räumt, möglichst Raum zu verbreiten, und nur dazu gedient hat, falscher Begriffe, Unwissenheit und schlechten Stil zu befördern. In Frankreich, wo diese unselige Erfindung schnell auf die Spitze getrieben worden ist, muß man vollends ihren Urheber verwünschen. Indeß ist es nicht seine Schuld, wenn man dort der unverschämten Kunst der Ausbeuter gestattet hat, das ganze Feld der Literatur mit diesem Unkraut zu vergiften, das die grünenden Aehren der Poesie ganz zu ersticken droht.

Suchen wir in Lord Brougham den Staatsmann, so finden wir diesen noch viel weniger in ihm. Es mag unwahr, es mag eine Verleumdung von seinen Feinden sein, daß er um den Preis des Kanzler-Amts den Kouvernanten seine Unterstützung angeboten habe. Es ist möglich, daß er nie mit den Tories Unterhandlungen hat anknüpfen wollen; aber wenn er nicht wieder offizieller Whig geworden ist, so liegt das wahrlich nicht an ihm. Es ist ausgemacht, daß die Whigs ihn nicht wieder in ihrer Mitte haben und ihm das Siegel nicht mehr anvertrauen wollten. Die Erschöpfung hat ihnen bewiesen, daß er als Feind nicht so gefährlich ist, wie als Freund. Sie ist es also jetzt, was noch Whig: eben so wenig ist er Radikaler, denn daß er sich in diesem Augenblick zu den Radikalen hält, ist nur aus Vergweiflung. Er gehört zu keiner Partei, außer zu der seinigen, zur Partei Lord Broughams.

Der Ehrgeiz des Präsidenten der Französischen Deputirten-Kammer sollte sich das Beispiel seines Freundes Brougham zur Warnung dienen lassen. Es lassen sich viel merkwürdige Aehnlichkeiten zwischen diesen beiden berühmten Rechtsgelehrten nachweisen; sie gleichen sich auffallend in dem Rasdreut ihres Gesichts, in ihrem Glück, in ihren Irrthümern, in ihren Unfällen, in ihren Wanderlichkeiten. Herr Dupin dominirt sich als Präsident der Deputirten-Kammer nicht geringer, als Lord Brougham sich in seiner Eigenschaft als Sprecher des Oberhauses benahm. Auch er ist ein Advokat, der auf dem Präsidentenstuhl erstickt und das Wort weit lieber selbst ergreift, als daß er es Anderen erteilt. Seine Beredsamkeit ist zwar von besserem Gehalt, sie ist einfachte, gedrängter, schlagender; seine Hiebe sind gewaltiger und tödtlicher; sollte er aber jemals die Macht erringen, nach der er strebt, so möchte ihn sein Temperament wohl schwerlich bald so lange auf seinem Posten lassen, als die Anmaßung des Britischen Ex-Kanzlers sich auf dem Wollsack zu behaupten wußte.

Bibliographie.
Picturesque sketches of Ireland. (Malerische Skizzen von Irland.) Nach Zeichnungen von G. Petrie. Bd. I. 2 Pfd. 2 Sh.
A grammar of the Hebrew language. (Ewald's Grammatik der Hebräischen Sprache des Alten Testamentes.) Uebersetzt von J. Nicholson. 10½ Sh.
The life and voyages of Capt. Cook. (Kapitain Cook's Leben und Reisen.) Von dem Gritillion George Young. 6 Sh.
Monntain melodies. (Gebirgslieder.) Von Thomas Eagles. 12½ Sh.
The chronology of the Old Testament. (Chronologie des Alten Testaments.) Von George Stene. 3 Sh.

Frankreich.

Der Französische Gewürzkrämer.

Seit der Restauration ist der Gewürzkrämer der Typus einer über ganz Frankreich verbreiteten Menschenklasse geworden. Jenen großen, beschränkten Verstand, der weder in die Vergangenheit, noch in die Zukunft sieht, der wie ein fester Punkt in der Mitte der Bewegungen der Ideen steht, nennen wir den Krämer-Geist (l'esprit épicier). In der Literatur, der Kunst, im Leben kündigt er sich durch ein verallgemeines, plumpes, mit dem Anstrich des Lächerlichen gestempeltes Wesen an, und dann nennen wir ihn die Krämer-Manier (la genre épicier).

Der Gewürzkrämer hat seine politischen Meinungen, wenn er überhaupt solche hat, in der Schule des Constitutionnel gebildet. Er hat sich nicht aus den engen Prinzipien des alten Liberalismus der Restauration herausgewunden und hält sich dabei für einen Freund der Freiheit. Sein Steckenpferd ist „Ordnung", weil er das Gerücht verbreitet hat, daß in den Tagen der Unruhe seine Geschäfte um ein Prozent schlechter gingen. Die Furcht vor schlechten Geschäften flößte ihm einen Fanatismus für die öffentliche Ordnung ein, die Interessen der Gesellschaft liegen jenseits seiner Thatsphäre; das monarchische System ist ihm nicht lieber als die Republik, aber es ist einmal da, die Aenderung kömmt seinen Handel stören. Vergebens stürzt ein großer Mann er gegen die Emeute, wird sogar ein Held und zieht gegen das Kloster St. Merry, weil seine Wuth gegen die Republikaner, welche diesen Tag das Lehen für ihr Prinzip opferten, unbezähmbar ist, und — weil er diesen Tag 2, vielleicht gar 3 Pfund Zucker-Mehrgewicht verkauft hat. Er äffektirt hierauf große Verachtung gegen Beschäftigung mit Politik, er will nichts von den, Debatten der Kammerbühne und der Presse wissen, denn diese erzeugen nur Unruhen in den Köpfen der Menschen, und Unruhen thun seinem Handel Abbruch. „Ich lese keine Zeitung", sagt er, „dazu habe ich keine Zeit, ich mische mich nicht in die Politik, sie geht mich nichts an." Ersährt er zufällig einen Knoten eines Neues, so fügt er gleich hinzu, er habe es von seinem Bedienten erzählen hören; und in der That, die Bedienten wissen viel besser Bescheid in den Tagesbegebenheiten, als ihre Herren.

Der Gewürzkrämer geht ins Kaffehaus, um seine halbe Tasse zu trinken, oder sich am Dominespiel zu erfreuen, oder er liest seine Blätter, sobald sich der Constitutionnel, seinem dieser das Verlesen bejahen hat, unabhängig sein zu wollen. Auch, wenn er bei den politischen Wechselfällen am meisten betheiligt ist, stimmert er sich gar nicht um sie. (P. O.)

Bibliographie.
Contes et récits pour la jeunesse. — Von Mad. Tourte-Oberbuliy. Erste Reihe. 2 Bde. 7½ Fr.
Cours de philosophie, professé à la faculté des lettres en 1818. — Von Victor Cousin. Herausgegeben von A. Garnier. 7½ Fr.
Annuaire historique, généalogique et héraldique de l'ancienne noblesse de France. — Von St. Allais. 7½ Fr.
Isabelle on les Maures en Espagne. — Von Mad. Gottis. 4 Bde. 12 Fr.
Almanach du commerce de Paris, des départemens de la France et des principales villes du royaume. — Von J. de la Tynz; fortgesetzt und bedeutend vermehrt von Sch. Bettin. Jahr 1836. 12 Fr.

Mannigfaltiges.

— Persons Gedächtnißübungen. Person hatte zwei Eigenthümlichkeiten, ein außerordentliches Gedächtniß und eine merkwürdige Vorliebe für mechanisches Arbeiten. Er hatte schreiben gelernt, ehe er orthentheis der Lettern kannte. Er ergötzte einen Freunde, daß er fast Alles, dessen er sich erinnerte, dreimal abgeschrieben oder wenigstens sechs Mal gelesen habe, und sagte die Versicherung hinzu, daß ein Jeder zu solcher Gedächtnißstraft gelangen könne, wenn er sich dieselbe Mühe gebe. Sein Vater unterrichtete ihn im Rechnen, ohne ein Buch oder eine Tafel zu Hülfe zu nehmen, und der Knabe soll mit neun Jahren schon so weit gewesen sein, daß er im Kopf Kubikwurzeln ausziehen konnte. Sein Gedächtniß war übrigens eben so unfassend als stark und dauernd. Unwichtige Eigennamen, Lieder und Balladen behielt er eben so gut und wußte sie eben so genau herzusagen, wie die Stellen aus alten Autoren, die er zur Ausmalung oder Erklärung eines Lateinischen Verses hervorrief. Er machte ihm Vergnügen, um es mit gleich breit, „dem den Riesentödter" oder ein halbes Buch von Milton's „verlorenem Paradiese" zu rezitieren, womit er so manche Gesellschaft ermüdete. (Gallery of Portraits.)

— Wüthender Zorn der Malaien. Einst befand sich mich zu Atschin, unweit Pinang, auf der Insel Sumatra, und forschte den Markt dieser Stadt, um einiges Geflügel zu kaufen, als Einer von meinen Leuten plötzlich — ich weiß nicht genau, wodurch — einen Malaien beleidigte. Der Letztere trug seine National-Waffe, den Kris, bei sich, jenes furchtbare Messer, das die Malaien nur selten ablegen. In einem Nu hatte er den Kris gezückt, worauf er, beide Arme ausstreckend, mit gräßlich rollenden Augen umherschaute, als wollte er sich unter die Menge ein Opfer aussuchen, denn der Beleidiger war bereits in Gewühle verschwunden. Ich selbst und einige meiner Leute standen ihm zunächst. Es wurde mir sehr unbehaglich zu Muthe; denn wir hatten keine andere Wehr, als stumpfe Pallasche, und unser leeres Boot war ein paar hundert Schritte von dem Orte entfernt. Mit einem Male vergesse sich das Gesicht des rachesüchtigen Malaien noch teuflischer: er holte aus, und — wer sollte es glauben, daß der Wahnsinn des Zornes so weit gehen könnte? — stieß das Messer sich selbst in den linken Arm, bis auf den Knochen! Dann zeigte er uns den blutrieselnden Arm mit triumphirendem Grinsen. Ich erwartete jeden Augenblick, er werde über uns herfallen; allein es blieb bei dieser ersten Explosion; seine Freunde und andere Malaien drängten sich um den Rasenden und führten ihn unter lebhaften Vorstellungen bei Seite. Wir benutzten dies und machten, daß wir nach unserem Boote kamen. (U. S. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Thlr. (4 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganz Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Freitag den 11. März 1836.

Italien.

Ueber den Ursprung der Töchtersprachen des Lateinischen.

Der rühmlichst bekannte Romanische Sprachforscher Raynouard hat zu beweisen gesucht, daß, nach dem Eindrucke der nordischen Barbaren in das westliche Europa, in der Lombardei, in Frankreich und Spanien die Romanische Sprache an die Stelle der Lateinischen trat, und daß sie auf uns gekommenen Fragmente der Poesie der Troubadours in eben dieser Sprache geschrieben sind, die, nach seiner Ansicht, in allen drei Ländern eine gewisse Periode hindurch vorherrschend war. Aus dieser gemeinschaftlichen Quelle sollen die verschiedenen Sprachen, deren Haupt-Fond das Lateinische bildet, geflossen sein. Dagegen hat neuerlich Herr Mayneard die abenteuerliche Idee Maffei's, der in seiner „Geschichte von Verona" die Hypothese aufstellte, daß nach der Befestigung des Römischen Reiches zwei nahe verwandte, aber doch sonst sehr abweichende Idiome neben einander existirten, einerseits nämlich die Schrift-Sprache, zugleich Sprache der Gebildeten, und andererseits der Dialekt des niederen Volkes, welcher erst im Mittelalter zur Schriftsprache erhoben und seitdem das Italiänische genannt worden sey.

Diese Hypothese verdient kaum eine ernstliche Widerlegung. Allein man kann auch auf der andern Seite zu weit gehen. Daß schon in der blühendsten Römerzeit viele Idiotismen in der Sprache der niederen Stände sich fanden — daß diese Idiotismen gar häufig auf die Diction der gebildeten Klassen zurückwirkten — das es auch im alten Italien verschiedene Provinzial-Dialekte gegeben haben müsse, die mehr oder weniger von dem klassischen Latein sich entfernten — alles dies muß einem Jeden einleuchten, der nur einigermaßen über den Ursprung der Sprachen philosophirt hat. Diese Idiotismen, diese solchem Formen-Reichthum und so künstlicher Struktur, wie die Lateinische Sprache, mußte sich im Munde des Ungebildeten schon frühzeitig eine Menge Verstümmelungen gefallen lassen, und die Geschichte giebt uns hierüber vollgültiges Zeugniß. Salmasius citirt als Beispiel eines alten Lateinischen Idiotismus: caput de aquila (statt caput aquilae); Bopiscus sagt an einer Stelle: tantum de charta, statt tantae charatae; und in den Werken der größten Meister der Römischen Sprache — eines Terenz, Cicero und Virgil — finden wir Ausdrücke, wie die folgenden: Fulgor ab auro. *) — Fores a me (statt Fores meae) — satis hoc tempore dictum habeo (für dixi) de Caesare — Idque so jom efficetum habere (statt effecisse) u. s. w. Dalmisius warnt vor dem Idiome der Rustiker (Nicht-Römer!) und vor Barbarismen (wie er sie empha-tisch nennt), welche Catull und Perfius sich erlaubt hätten. Gregorius von Tours, der Geschichtschreiber der Merovinger (396 u. Z.), klagt, es sey ihm unmöglich, ein grammatisch richtiges Latein zu schreiben; und Sidonius Apollinaris, der im folgenden Jahrhundert schrieb, gratulirt dem Avitus zu seinem Siege über die Kruke der „Gothischen Barbarei" aus Gallien zu verbannen. Dasselbe Schicksal hatte bereits die Griechische Sprache getroffen, die, durch Abkürzungen modifizirt und durch Vermischung mit anderen Sprachen entweder, äußerweise in das Neugriechische Idiom übergingen. Daß auch die ältere Römer-Mundart dem stufenden Geschmack allmälig zum Opfer wurde, beweisen die in Schriftstellern aus dem Zeitalter Konstantin's des Großen, und noch mehr ihrer Nachfolger, die die Abnahme des Reiches den Untergang des Latein in steigender Progression förderte. Im 10ten Jahrhundert war die Sprache Cicero's und Virgil's schon nicht mehr unter den Lebenden.

Der gelehrte Alterthumsforscher Muratori hat den allmäligen Verfall der Lateinischen scharfsinnig und befriedigend nachgewiesen: er hat gezeigt, wie die Fehler der mündlichen Sprache in das geschriebene Latein übergingen — wie theils das Bedürfniß, theils sklavischer Geschmack viele neue Wörter einführ gerten — wie endlich Auswanderung, Eroberung und Ansiedlungen die Sprache umgestalteten. An der Hand Muratori's folgen wir dieser interessanten Sprach-Metamorphose durch alle ihre Perioden und ersehen deutlich aus einer ununterbrochenen Reihe von Dokumenten jener Art, wie die synthetische Form der Sprache zu einer analytischen wurde; wie die Declinationen und Conjugationen der Lateiner den unscheidenden Präpositionen und Hülfs-Verben weichen mußten u. s. w. Die in Italien angesiedelten Barbaren stießen sich an dem entschiedenen Charakter der Römischen Sprache, die sie nur aus dem Gebrauche erlernen konnten; das komplizirte System der grammatischen Endungen erschwerte den Unterdrückern allen geistigen Austausch mit dem besiegten Volke: und so mußten sie sich durch Zerstörung und Paraphrase zu helfen suchen*).

Wie aber in Italien die Römische Politik am tiefsten Wurzel geschlagen hatte und der unsterblichen Unterdrücker am seelbesten entwickelte, so war auch Italien das Land, wo eine Sprache, der Dante's erhabener Genius beinahe schon in ihren Werken das Siegel der Unsterblichkeit aufdrückte, selbst als alle ihre Schwestern einen entschiedenen Charakter erhielt.

Herrn Raynouard's Theorie haben wir oben bereits angedeutet. Er läßt das Lateinische, unter Germanischem Einfluß, in die sogenannte Romanische Sprache sich metamorphosiren, die, wie er meint, ein paar Jahrhunderte lang ohne dialektische Verschiedenheit im ganzen westlichen Europa gesprochen wurde und in der ältesten Literatur der Provence noch unverkäuflich dorfindet. Diese allgemeine Sprache der westlichen Europäer gestaltete sich nun allmälig nach Raynouard's Theorie zum Italiänischen, Spanischen, Portugiesischen, Französischen und ihren Side-Dialekten, welche alle die Formen ihrer gemeinsamen Romanischen Mutter mehr oder weniger treu bewahren.

Diese Hypothese läßt aber mehrere Einwürfe zu, denen Herr Raynouard nicht zu begegnen für gut gefunden. Eine Sprache kann durch Kolonieen, Auswanderungen oder Eroberungen verbreitet werden, wie z. B. die Griechische in Kleinasien, Nord-Afrika, Italien, Sicilien und Gallien, oder wie die Lateinische in Gallien und der Pyrenäischen Halbinsel, wo sie über blinden die Ureinwohner und Kolonieen der Provenzalen? Oder meint Herr Raynouard, das Romanische habe durch den Einfluß der Poesie der Troubadours eine so mächtige Ausdehnung erhalten? Keine Nation lernt ihre Sprache von Dichtern und um so weniger, von fremden Dichtern. Sollte der Französische Forscher endlich behaupten, die Romanische Sprache sey von seinem Lieblings-Punkte und also auch nicht von der Provence ausgegangen, so muß er annehmen, daß die Römer und die Lateinisch redenden Völker, obgleich über so viele Länder verbreitet und zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Germanischen Stämmen unterjocht, ohne gegenseitige Uebereinkunft ihr Latein in dieselbe Sprache umwandelten. Eine unter solchen Bedingungen entstandene Uniformität der Sprache ist eine so unbegreifliche Wunder, als die plötzliche Verwirrung der Sprachen beim Babylonischen Thurmbau.

Kein Problem der Sprachen-Entstehung läßt sich vielleicht befriedigender lösen, als dasjenige, welches die Romanischen Sprachen betrifft, denn ihr Entwickelungs-Prozeß gehört einer rein historischen Periode an. Obgleich wir diese Idiome nicht in die ersten Stadien ihres Werdens verfolgen können, so sind doch wenigstens die Ereignisse, welche ihren Ursprung begleiteten und veranlaßten, geschichtlich begründet; und ist es auch nicht immer möglich, die nächste Ursache dieser oder jener Metamorphose, die das Lateinische erlitt, zu ergründen, so bleiben uns doch wenigstens negative Resultate, mit deren Hülfe wir eine Menge der überflüssigen Hypothesen entfernen können.

Der umfassende Name „Romanische Sprache" bemeist noch lange nicht, daß die Conception des Lateinischen in den verschiedenen Sprachen West-Europa's genau dieselbe war. Dennoch müssen die Idiome Italiens, Frankreichs und Spaniens in der ersten Periode ihrer Entwicklung sowohl unter einander als mit der gemeinsamen Mutter, dem Latein, weit größter Aehnlichkeit gehabt haben. Wir werden dies zu zeigen auch das Englische und Nieder-Deutsche immer engere Verwandtschaft, je weiter man zu ihren respektiven Quellen vordringt.

Man belegte die Töchtersprachen des Lateinischen mit dem gemeinschaftlichen Namen „Romanischer Sprachen", um sie von dem für barbarisch erklärten Deutsch und dem reinen, aber bereits ausgestorbenen

*) Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß die Italischen Volks-Dialekte ihnen schon Konstruktionen vorgearbeitet hatten. Wie dem auch sey, darüber, daß die gebildeten Europäer Muster und Vorbilder, aber worauf will sich hier nicht weiter einlassen, welche unsere heutigen Romanischen Sprachen ihrer gegenwärtigen Struktur mehr oder weniger entlehnt haben. Genug es ist, als den Zeiten der Wölkerwanderung? Welches Dokument aus dem Alterthum giebt uns über die Lateinischen Provinzial-Dialekte Italiens, Hispaniens, Galliens befriedigenden Aufschluß? Die Antworten des Raynouard sind

Latein zu unterscheiden. Bald heißt das Französische so, bald das Italiänische, Spanische, ja sogar die Englische Sprache, wegen der Menge Französischer Wörter, die sie schon früh sich angeeignet hatte, obgleich ihr Grund-Charakter Deutsch blieb. Ritard sagt im dritten Buch seiner Geschichte bei Gelegenheit des Vertrages zwischen Karl dem Kühnen von Frankreich und seinem Bruder Ludwig von Deutschland: „Die oben erwähnten Eide leistete Ludwig in Romanischer, Karl aber in Deutscher (teodesca) Sprache, und oben zu ordnete er vor Ludwig den Eid in dem ihm sonst unbekannten Idiome, der Eine Romanisch, der Andere Deutsch."

Die Strafschrift auf Gregor V., der 999 starb, läßt uns keinen Zweifel darüber, daß man den Hauptsprachen unterschied. Sie lautet:

Unus Francigena, Vulgari, et voce Latina
Inscribit populus eloquium triplici.*)

Die Fränkische Sprache (francigena) ist hier das Deutsche, und die Gemeine (vulgaris) das Romanische. Ein noch merkwürdigeres Dokument auf den ersten Jahren des 13ten Jahrhunderts, das wir in Du Cange finden, stellt sie sehr ausgezeichnete Bedeutung des Wortes „Romanisch" in das hellste Licht. Es ist der Eid Jakob's I., Königs von Aragonien, welches (1213 n. Z.) in Uebersetzungen der Bibel in das Romanische, als die gemeine Landessprache, verbietet. Der von Jacopo Passaranti im Jahre 1354 herausgegebene „Spiegel der wahren Buße" enthält ebenfalls eine Klage über die Romanischen Versionen der Bibel; wegen ein andrer Italiäner, Bennette Latini, der noch 1294 schrieb, erklärte, er habe seinen Tesoro in der Französischen oder Romanischen Sprache (lingua Francisca oder Romana) abgefaßt, weil diese lieblicher (più dilettevole) und allgemeiner verbreitet sei, als jede andere.

Wir schließen mit einigen Betrachtungen über diejenigen Dialekte, welche unter der Benennung „Romanischer" in Frankreich herrschten. Das Latein wurde im Norden Frankreichs durch die Franken, im Süden aber durch Osgothen, Westgothen und Sarazenen verderbt. So entstanden zwei Haupt-Dialekte, die Langue d'Oil, oder das Wallonische Romanisch, nördlich von der Loire, und die Langue d'Oc, oder das Provençalische Romanisch im Süden. Vom 9ten bis 12te Jahrhundert regierte eine mächtige Dynastie in der Provence, deren fünf letzte Herrscher den Namen Raymond Berenger führten. Diese Fürsten waren eifrige Beschützer der Literatur, und an ihrem üppigen Hofe erblühte eine Poesie, deren sinnlich-phantastischer Gehalt den feinsten und genußtüchtendsten Hofleuten sehr zusagte. Das Romanische der Troubadours, die Langue d'Oc, kann auf diesen Hügel den größten Anspruch, daß man sie weit und breit als das einzige schickliche Medium aller poetischen Ergüsse betrachtete. Von der politischen und journalistischen Prosa blieb sie aber ausgeschlossen.

Es verdient übrigens Beachtung, daß die Benennung Troubadours oder Trovadors keineswegs aus der Minnesänger des südlichen Frankreichs herleitbar bleibt. Die Spanier, welche alle Provenzalische Dialekte zuweilen Lange fangen, auch Catalonier, Aragonier und Italiäner mit eindringlichem Fleiß studirten, so wie auch die Aehnlichkeit ihrer Sitten und die so sehr lange dauernde politische Verbindung eines Theils derselben den großen Einfluß davon. Den Garonne hat auf diesen Punkt, wie auf Religion und Gebräuche Arabiens durch die sieghaften Muselmänner eingeführt worden (?); und als die Zwist der Eroberung eine entgegengesetzte Richtung nahm, da lockte die Eunuchene Talobes, durch Französische, von Rhyhous VI. zu Hülfe gerufene Abenteurer dorthin, die Völker dürften und zeuten der Provinzen noch enger an einander. In der Stammesschen Finsternis des Nordens, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, mußte Arabien die Quelle aller höheren Kultur für Europa. Dies bestätigt der auffallende in gewisser Hinsicht existentialische Charakter der Romanischen Poesie. Der Gebrauch des Reimes war bei den Arabern allgemein, und die Provenz der Sarazenen-Herrschaft in Sicilien stand schon mit der blühenden Araber in Romanischen Verkehr (?). Es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob der Reim erst durch die Araber zu den Provençalen gekommen sei. Schon die Periode der gesuchtesten Latinität hat gereimte Verse in Menge aufzuweisen, und in den finstern Zeiten des Mittelalters waren die bekannten Leoninischen Verse die beliebtesten. Auch mußten die Romanischen Dichter durch ihr musikalisches, an Wohlklang so reiches Idiom zum Gebrauch der Reime wohl selbst aufgefordert werden. Das Beispiel der Araber bestärkte sie nur auf der schon betretenen Bahn.

(Edinb. Rev.)

Rußland.

Der Kosaken-Posten jenseits des Kaukasus.***)

April 1834.

.... Die Luft schien mich über den grünen Teppich der Hügel zu tragen. Deutlich und zwar ganz wirklich erblickte ich den Berg Ararat. — Wie wurde ich das reizende Bild des Ararat-Thales vergessen, wie ohne Rührung desselben gedenken! In weiter Ferne zur Rechten schimmerte mit dunkler Bläue, oder, besser gesagt, aus der Ferne dunkelblau, der mit himmlischem Schnee gesegnete Fluß, der heller und heller, bald breiter und schneller brausbrechend, sich wie nahete und mich bald in seiner Schnelligkeit mit fortriß, indem er mir die Ringen wie Mädchen drehte. Er schien auf seiner Flucht sich zu entzünden und von Glut zu erröthen, indem er sich tauschend bald zeigte, bald verbarg und endlich eine silbrigen Kupfer an mir vorüber flog, bald Strahlen schießend, bald finsternen, dampfenden Gischt zum Himmel sprühend, vom Sande getrübt und von der Abendröthe erleuchtet, bis er, nur einige hundert Schritte weiter links, nach scharfer Biegung um kahle Felsen, wie eine verschämte und zugleich erröthende Braut sich in die Arme der steilen Ufer stürzend, entlich verschwand. An einem Vorgebirge unter Bäumen, der Reihe nach die Fähre erwartend, ruhten in malerischen Gruppen Reiter, Karavanen von Schirwan, Arbat*) von Baku mit grasen, doch leichten Rädern und schwerfällige Grusinische Wagen, in deren Nähe Ochsen, Pferde und Kamele mit hellönenden Glöckchen weideten. Christliche und Muselmännische Trabanten, sämmtlich mit Dolchen im Gürtel, das gezogene Rohr über der Schulter, in gelben Daghestanischen Stiefeln, in engen, leteren Beinkämpfen oder in spitz geschnittenen Halbstiefeln**) schlenderten große Packen trägt umher oder lagen regungslos auf den Filzdecken, so daß nur die Rauchsäulen ihrer Pfeifen noch ihr Leben bezeugten. Wilde Tauben kreisten, kollerten, rauschten mit ihren Fittigen in den Lüften umher und spielten in den Strahlen der untergehenden Sonne, von denen ihr bunter Gefieder wie mit Goldstaub bestreut schimmerte und Abendröthe zu dieser Zeit, die prächtige wie Hagelkörner in tersiener Luft zur Erde niederschießen und schnabisch, zwitrant, lieblich girrend die zu den Füßen der Pilger verstreuten Brodkrümchen aufpicken. Mit lachelnder Miene und debutsam ward der rohe Mutter dieser Krümchen aus, um die schüchternen Vögel nicht durch die Bewegung der Hand zu verscheuchen, und sicher, auf der sichtere Gunst, ihre Nähe, verschonten die Vögel mit ihrem Besuch den Hungrigen wie meine Flinte. Eine unerklärbare, mild Wärme durchzog die Luft, deutete aus der Erde, durchdrang und erfüllte die Seele dem sanften Schein der untergehenden Sonne, erleichte auf den Flügeln des Zephyrs und schwebte um das Plätzchen der Gewässer. Wie schien in jenem Augenblick, in jener Stunde nie ein Gedanke an ein Grübel in unsinnlichen Wesen erwachen, als könne ein böser oder unreiner Gedanke das unsichtlich Herz nie bestricken. Ich stand bejaubert, wie Adam einst im irdischen Paradiese am ersten Abend seines Daseins, im Vorgeschmack der süßen Ruhe des Schlafes, allein mit der Sonne nach der ewigen Nacht des Todes. Die Sonne senkte sich in die smaragdenen Wogen der Kachetischen Berge, und die Abendröthe von diesen verschwand mit erlöschendem Geklirnen — überaus Himmel und Erde mit einem rasigen Meer; der Himmel leichte nach der Erde; die Erde tauchte in dem Himmel unter — und entlich dämmerten rein wie das Kind aus dem Taufsteine.

Ich kam wieder zu mir! Die Fähre fuhr still stromaufwärts. Die Lezghier rehaten sich schüchtern bei dem Plätschern des Wassers; die Pferde schnarchten erschreckt und scharrten mit den Hufen den Boden. Pferde und Reiter von Lesghistan! wodurch habt Ihr in meiner als einem halben Jahrhunderter Euch so verändert? Ihr Alters fragte Ihr nach seiner Zeit, reiztet weiter Fähre nach Kloß, um mit stürmischen Hurrah Kriegsbeute sich schwimmend in die Fluthen, und stelze Pferde tengen Euch, weder des Stromes Schnelligkeit noch die Steilheit der Ufer scheuend, hinüber zu dem ersteren Strande. „Wir wünschten aus am Ufalan und saßten uns im Kur", sangen Eure Heldenlieder, „und Ihr Russischen Bajonnet, Ihr habt uns gezwungen Besangenen sich weidend. Ist ist es nicht so — und gut seht Dank! Jetzt hütet Ihr, das Russische Bajonnet fürchtend, Eure ererbten Höhlen, Eure nie von den Russen angezündeten Dörfer. Nur Banden nächtlicher Räuber wagen es noch, den Strom zu durchschwimmen, um den Garben des ernährten Landmannes zu beleidigen, oder ein Paar Schafen hinweg zu treiben, sie sich auf den Leibe zu verpflanzen. Und auch Euch Glückedaren***)! die so schnee als der Wind zu fangen sind, auch Euch wird bald die vom Schicksal bestimmte Stunde des ruhigen Todes oder der ewigen Unthätigkeit schlagen! Schon ist das flammende Schwert aus der Scheide, schon öffnet das ehrne Schicksal seinen Rachen, schon — Ihr seid verloren! Die Adler der Czaren steigen erfreigen und die Kriegsflamme die Gewässer der Kaza-Sörti****) auseinrocken. Noch werden auf dem Kantasus viele Ströme Blutes vergessen werden, doch nicht lange mehr; dem Sturme wird Ruhe folgen, das kriegerische Eisen dann nur noch den Schooß der Erde durchwühlen — Feldbau Bölken über die Abgründe sich wölben, in welche man mit Russischen hinunter schaut, und Dörfer Glöckchen von den fernen Höhen erönnen, wo jetzt nur Kugeln pfeifen.

Geht dem Kaukasus den Frieden und sucht dann das irdische Paradies nicht mehr am Euphrat: it is this! it is this! — „Hier ist es! hier ist es!" †)

Der Engel des Todes ist jedoch der Bruder des Engels des Friedens — und zwar der ältere Bruder. Fest stehen die Häuser auf den Grabeshügeln, und reiche Aernten trägt das Schlachtfeld. Ich sah einen vom Blitz zerschmetterten Felsen — aus seinen Spalten sprudelte der Heil-Quell — so auch mit Ähren. Hier, und hier allein, hast das wahre, dem Schicksal entlehnte Sprichwort: „Der Menschheit wegen schonet den Menschen nicht!"

Hier hat der Verstand seine Herkules-Säulen errichtet und den

*) Arba ist eine Art Süd-Russischer Wagen mit hohen Rädern.

**) Die Lederstiefeln der Lezghier und Perser haben hohe Absätze und nicht selten beschuhgroße, scharfe Schnabelspitzen, wie diese zur Zeit Karl's VII. in Frankreich unter dem Namen poulins getragen wurden.

***) „Glückdaren" nennt man in Georgien alle gefährliche Wagehälfe, die auf Russischen ihrer Nachbarn leben, so es um des Ruhmes oder der Beute darauf wollen, d. h. alle diejenigen, welche der Räuberei, oder den Russen, obgleich Rauf am Rauben einlaufen sind. Es sind dieselben Menschen, welche jenseits des Terek und Kuban „Abrek" genannt werden und die, nicht wie einige fertiger Völker, mit Abwerfung auf ihre arme Nachbarn in Beiselen, glauben, ein besonderer Volksstamm „Glückdaren", sondern nichts anderes als Insurgenten sind, wenn sie einen handeln, und Banditen, wenn sie in kleinen Banden raubten.

****) Kara-Sörti, Schnee-Gebirgsketten. Kara-Sört und Kara-Day aber bedeutet: schwarzer Berg und schwarzes Thal.

†) Thomas Moore: Light of the Harem.

Digitized by Google

Weg der Aufklärung durch einen tiefeingrabenen Damm der Unempfänglichkeit und Unbeweglichkeit versperrt. Der Hochmuth, welcher diesen Halb-Thieren über den Kopf gewachsen ist, hat nur die Aufschrift erlernt: „Nicht weiter!“ und hält bei diesen albernen Menschen Wache. Freche, beklagenswerthe Thoren! Ihr habt vielleicht den Widerhall des Russischen Hurrah! Eure barbarischen Festen noch nicht erschüttern gehört! Diese Stimme des Schicksals, diese unbrechendare Sprache Europa's, diese Uebersetzung der Worte: „Weiter!“ und „Vorwärts, immer vorwärts!“

Fortschritten oder Verderben!
Sie weichen nicht.

So entfalte denn deine gewelkten Schwingen, hoher Kriegs-Gott; freue dich, Heiden-Seele; ermuntere dich, muthiges Roß! Lustig zerflammpfe mit den Hufen den Kranz der einzigen Berge, zünde ihnen mit der Brandfackel einen neuen Morgenröthe an, zerschmettere mit deinem Wiehrhaft die Felsen. Erbauen — ist göttlich; doch eben so auch das Verwüsten. Die Zerstörung — ist der ältesten Kinder neuen besseren Lebens. Der Hammer entzündet, wenn er den Amboß trifft; sollten wir, die lebendern, funkelnden Waffen der Besiegung, nicht entflammen? — Eins! — Zwei! — Drei! — Grenadiere Marsch! — Fällt das Gewehr! — Sturmschritt! — Nikolaus und Sieg! — Hurrah! — Der Wall ist erstiegen, der Feind ist unser! — Wir sind unser!

Phantasie! Phantasie! Tochter der Erinnerung und des Vorgefühls, wohin hast du mich geteieben!! Alles still und friedlich ringsum. Ihr denkt Niemand an den Kampf; der gottesfüchtige Beg, mein Begleiter, warf das Gewehr von der Schulter, legte sein Gebet zu den Füßen des Pferdes, und nachdem er die Arme bis zum Ellbogen, die Füße bis zu den Knieen gewaschen hatte, benigte er die letzteren zur Sahnung. In gemessenem Rhythmus erklang das Gebet des begeisterten Arabers. Wenn der Beg betet, so könnt Ihr sagen, mit ihm betet Alles, was am ihm ist — eine so andachtige Stille umgab ihn, so war Alles zum Himmel gewendet, von den kleinsten Blättchen der Pappeln bis zu den Bergketten hingehindet. Selbst der That hing man mit diesem Gebet die Stufen im innersten Tempel Allah's allmälig hinaus, und je höher, je weiter von der Erde, desto größer, feste heller, desto himmlischer wurden dieselben, bis sie in schwindelnder Höhe sich in Wolken auflösten, von lieblichen Cherubim-Köpfchen belebt, deren Unzahl, einer ganze Welt mit blänlichen, eelgen, goldenen Flügelchen, auf und nieder fliegen, hin und her wogen und verschwammen wie die Wassertropfen im Regenbogen, bis endlich alle vom Fittig der Dämmerung bedeckt wurden. Die leise Harmonika verstummte, und über den verwandelten Himmel senkte sich der Schleier der Nacht, durch welchen der Schuer in silbernen Streifen, wie der Phosphor-Widerschein des entlegenen Meeres, durchschimmerte.

Die Seele kehrte in ihren Hülle zurück. Die Fäher wurde an das Ufer gezogen. Haida!*)

Still rit ich am Fluß entlang im duftenden Thale des Blasan; still ging der Mond über mir auf, und sanfte Stille herrschte in meiner Seele. Ich verlor mich ganz in Selbstbetrachtungen, wo die Betrachtung der Natur in einem Zustande von träumenden Wachen das Gemüth erquickt. Ich dachte nicht an meinen Körper, ich fühlte die Schläge meines Herzens nicht, ich war, wie es mir schien, mit der mich umgebenden Natur in eine verschmolzen, in einem seligen, unschuldvarem Zustande — einem Zustande, welchen mit Worten zu schildern mir die Zeit auszumessen unmöglich ist, da Zeit und Maaß nur Differentiale der Ewigkeit und des Raumes sind, deren bedingten Werth nur der Gedanke erfassen kann.

Ob diese Stunde des Selbstvergessens, mit welcher Gott mich unterbrach? beantworte, den langer oder kurzer Daurr war, weiß ich nicht. Es war Nacht, eine herrliche südliche Nacht; als diese Trennung meines Ich von dem Nicht-Ich vorging. Der Mond drang wie ein ermüdeter Schwimmer durch die Sturmwolken, die, von seiner Brust getheilt, in einem Augenblick mit glänzender Flamme beleuchtet wurden, wie die Phosphor-Wellen des Meeres. Stolz und ruhig schwamm er jetzt in der blauen Tiefe und beleuchtete mit heimlichem Schein die noch kalb im Nebel verborgenen Gipfel der Berge und Gebüsche, indem er zeigte frische Schattenbildchen über die Spalten und Klüfte in der Welt der Geister und Fantome schlug.

Trrrr! — Krach! — Buradän Aga!... sorr gissub! aga! „Sieh hier! Herr! — Vorsichtigen! Herr!“ schrie mein Begleiter. „Sieh Dich doch um!“ — „Vorsichtigen!“ — Mein Pferd war durch das Zerreißen am Berg-Abhange angebunten Erdhülle! — Gepraffel, Lärm und Geschrei erschallten unter mir. — „Wen führt denn der Teufel da herein? Habt Ihr denn den Kopf in den Wolken gebabt? daß Ihr etwa dir Sterne gezählt?“ — kreischte eine heisere Stimme unter der Erde heraus.

Die letztere Beschuldigung war jedoch falsch, denn wenn ich auch die Sterne hätte zählen wollen, ich hätte es nicht vermocht; der Mond war schon untergegangen und der Himmel mit Wolken bezogen. Ich konnte nicht einmal die Hand der Augen sehen — eine solche Finsternis bedeckte die Erde. Unbegreiflich war ich aber wohl schuldig, denn im Entzücken meiner Seele versunken, hatte ich nicht bemerkt, daß mein Begleiter rechts abgeritten war — und war so mit den Hinterfüßen meines Pferdes auf das gefochtene Dach eines Kosacken-Postens gerathen. Zum Glück blieb mein Pferd, nachdem es eine Erdschwelle losgerissen hatte, auf dem Dauerbalken sitzen und sprang, durch zwei Kantschuhhiebe ermuthigt, glücklich auf den festen Boden. Da waren wir!

Ich war übrigens sehr vergnügt, daß wir da waren! Wäre dieser elende Posten nur eine Werst von der Erde entfernt gewesen, so würde ich mich gar nicht gekränkt haben; welcher Teufel hat ihm aber den verrnchten Gedanken eingegeben, sich mit vor die Füße zu legen, als mein poetisches Entzücken eben einer so glücklichen Umwickelung entgehen ging! Das aber ist das Loos des Dichters. Nach Champagner folgt — Kopfweh, nach dem Kuß des Widersehens — die Thräne des Schreibens; nach jedem Genuß — Kummer oder Reue; nach einer üppigen Natur und überirdischen Träumen — eine schmutzige Erdhütte, beteuntent Kosaken, Grillen und Mäuse!

So war ich denn, im Finstern herumtappend, wie der Sterling, in's Freie, in das Wachthäuschen gefallen. Wenn mir jemals das für Ungepäcker aller Art gastfreie Haus des Beaminen dachte, so habe ich mit daffelbe nir anderes als wie den Kosaken-Posten zenseits des Kaukasus vorgestellt. Denkt Euch eine Höhle mit Stammen überdeckt, über welche trockene Zweige gelegt sind und über die ein Haufen Erde geschüttet ist, so habt Ihr allen Einfalt ein Bild unseres Karavanserai. Licht und Luft dringen nur durch die ganz kleinen, mit gefiltem Papier verklebtes Fenster ein. In jener Höhle kriechen die Leute mühsam durch ein Katzenloch, welches man schmeichelhaft genug Thüre nennt. Und nun gar meine Höle! Wie brummte, keifte das verwünschte mürrische alte Weib und setzte seinen unerfreulichen Gesang fort, als ich zwischen den verschobenen Balken trat. Nachdem Ihr aber den Zutritt zu dieser Höhle erbeutet habt, teetet Ihr endlich mit Beulen auf der Stirn und beim Schein der Funken, die Euch noch aus den Augen springen, in das Staats-Gebäude ein und bemerkt sogleich rechts und links unbehauene Pritschen, die mit ihren Ecken Euch die Seiten zu durchbohren versprechen und gemiß auch thun werden. Zwischen beiden steht ein Tisch, der von seiner Entstehung an laben und krummbeinig, durch die Ereignisse aber verstümmelt und zerschlagen, ungrachtet seiner knarrenden Gebrechlichkeit aber doch noch so böse ist, daß er fast bereit schreint, Euch mit seinen klaffenden Rissen in die Finger zu beißen. Schachtwreiter Schmutz bedeckt seine Physiognomie mit bunten Farb, und auf zweifelhaft schmutz, wie einen Eierkuchen-Pfanne, das Pathuch in einer Mehl- und Eier-Sauce. Auf einer Ecke des Tisches steht eine Pomadenbüchse, und in dieser eine Feder, die, bis an den Schaft durchnäßt, sich wie ein Gründling im Tinten-Schlamme selbstgefangt hatte; auf der anderen ein niedergebrücktes Papier-Kügelchen voll eines Stoffes, über welchen eine feste Minirung nachdenklich geworden sein würde. Daß dieser letztere ein Dinten- und Sandfaß war, darf man nicht erzählen; den Dienst des Dintenfasses werden Ihr leicht aus der eingeeroffnen Krnste erraihen, die seinen Inhalt wie mit schwarzen Schuppen bedeckte, die Bestimmung des zweiten aber aus den Stücken von Asche, Kies und Unrath jener Art, welche aus keinem Handdampfenden Ofen entstehen. Auf dem Tische steht flackert und läuft auf einem als Leuchter fungierenden Kohlstumpfe ein von Ratten genagtes Licht, und obgleich daffelbe sehr schlecht leuchtet, so kunstert es doch dermaßen — als ob es sich gegen seine Nachbarn rühmen wollte, daß es noch nicht schlafe. Zur Zugabe ist es auch wohl nöthig, einen muthwilligen Mäuschen gefällig ein Gleiches durchtreiben Wand zu strecken. Die Wände der Erdhütte könnten für Balzac eine Goldgrube werden. Welche Verschwendung von Unreinlichkeit findet man hier — welche Variationen von Schmutz, Alles beschmiert, aufgestrichen, beklebt oder abgekratzt — in den Zwischenräumen zwischen Wand und Brüstung, in den Spalten der ungestalteten, schiefseitigen Fenster, welcher dem Anschreine nach durch die Höhle abgetrennt, und durch ein Tüchchen jüchte mit fetter Schuhwichse zum Einschmieren der Zügel, Sättel und Patronentaschen, die stets, vor Feuchtigkeit gefüuend, auf den Stangen hingen. Dort schweben auch die wie Pilze auf einen Faden getriebten Blättchen, welche die Instrumenten der Cerdon-Befehlshaber der Posten enthalten — dieser Leuchter- und Dornen-Kranz der Kosaken-Dornisen. Von der Decke herab, mit diesen Papieren einladitirent, schweben, wehen, verschlingen sich und hängen die Fäden und Gewebe der Spinnen, mit Stand behaart und vom Winde in Lappen zerrissen. Sitzt nur eine Viertelstunde unter diesen Draperieren, so wird sehon Schlag der Uhr eine ganze Gesellschaft Aehnlich, Ihr und die Spinnengewebe auf Euch herabsitzen. Ihr Ihr euch nicht reinigen, abschütteln und die Augen auswischen könnt.

(Schluß folgt.)

England.

Die Besoldungen der Marine-Offiziere Frankreichs und Englands.

Eine Vergleichung des Soldes und der übrigen Emolumente der Britischen und Französischen Marine hat ihre großen Schwierigkeiten. Um sichere Resultate zu gewinnen, darf man die Einfüßre der Verfassung der Länder, ihrer verschiedenen Sitten und Gewohnheiten und den Preiss alle Verhältnisse nicht übersehen. Auch wäre es erforderlich, daß man die offiziellen Archive konsultirte und in den bedeutendsten Seehäfen beider Nationen längere Zeit verweilte. Der Schreiber dieses Artikels hat leider keine Gelegenheit gehabt, diese Vortheile persönlich zu benutzen; er mußte sich durch ausgezeichnete Französische Offiziere und durch gedruckte Dokumente beiehren lassen.

Jeder erfahrene und parteilose Beurtheiler wird zugeben müssen, daß der Britische Seemann ungefähr eben so viele Vortheile über den Französischen besitzt, wie der Französische Landsoldat über den Britischen. Der Grund davon ist lediglich darin zu suchen, daß die Marine in England populairer ist, und umgekehrt. Seit der Vernichtung der Französischen Flotten und der Zerstörung ihres Seehandels haben die Franzosen für ihre Marine nur ein secundaires Interesse; und obschon die Minister allzährlich in ihrem Budget die Nothwendigkeit einer Seemacht demonstrirten, so finden sie doch kein geneigtes Ohr. Nur die Gefahr eines bevorstehenden Krieges und die Aufscherung freundlichen nautischen Bestandes geben seine nützlichen Mitwirkung kennte Frankreich bewegen, eifriger für seine Flotte zu sorgen.

*) Ich glaube, daß fast alle Leser wissen, daß der Tartarische oder, wenn man will, Tartarische Ruskuf: Haida! Hai-da! — „Nu! nu! vorwarts! March!“ bedeutet. Diejenigen aber, denen dies unbekannt ist, mögen sich erinnern, daß sie selbst oft noch dieses Ausdrucks bedienen, z. B. „Heda! Bursche!“ und so folgt denn hieraus, daß sie, ohne es zu wissen, vortrefflich Tartarisch sprechen können. (Anmerk. d. Verf.)

Digitized by Google

Wenn Frankreich, nach Chateaubriand, als „ein Soldat" zu betrachten ist, so darf man Großbritannien keck „einen Seemann" nennen. Unser gewaltiger Handels-Werthe mit dem ganzen Erdboden, durch die Industrie von drei Vierteln der Bevölkerung Großbritaniens bedingt, erfordert nothwendigerweise eine bedeutende Seemacht zu seinem Schutze; und diese Ueberzeugung wurzelt so fest in der Nation, daß der patriotische Adel und die reichen Bürger unsere zahlreichen nautisch-philanthropischen Etablissements in edlem Wetteifer unterstützen; wegen der Seemann in Frankreich so niedrig geachtet wird, daß man dort gar keine besondere nautische Institute kennt. Sir Sidney Smith vermachte Admiral Keralio de la Neuchevillière in seinem Testamente die bedeutende Summe von einer Million Franken zur Stiftung eines Hospitals für invalide Seeleute. Diese Summe war das ganze Vermögen des edlen Veteranen.

Betrachten wir nun die respektive Lage der jüngeren Offiziers-Klasse beider See-Heere — des Französischen Elèves und des Britischen Midshipman.

Obgleich in der Britischen Marine die Eigenschaften und Talente eines angehenden Kadetten nicht näher geprüft werden, während im Französischen Dienste die Erziehung eines Gentleman das eine qua non seiner Aufnahme ist, so kann er doch im letzteren Dienste seiner entbehren, wenn auch gediegenere Befähigung verschiert seyn, und außerdem hat er die Gewißheit, daß man ihn, sobald er an die Reihe kommt, auf der hohen See beschäftigen wird. Bei uns aber kann der Kadett jedes Mal nur so lange auf der hohen See dienen, bis das Schiff abgelohnt ist. Dann schickt man ihn wieder, ohne bestimmte Hoffnung auf eine nächste Anstellung, nach Hause. Dies Zeitige davon ist, daß Mancher, nach langen mit fruchtlosen Bewerbungen, seine ganze Carrière zur See daran giebt.

Auch Britischer Midshipman hat es der Französische Elève bester als der Britische Midshipman. Ein Elève zweiter Klasse bezieht monatlich 2 Pfd. 18 Sh. 4 Pence; ein Midshipman nur 2 Pfd. 8 Sh. Der Elève erster Klasse hat 4 Pfd. 16 Pence an monatlicher Besoldung; ein Englischer Mate nur 3 Pfd. 18 Sh. Die Besoldung des Englischen Midshipman ist so unzureichend, daß seine Aeltern ihm jährlich 50 Pfd. beisteuern müssen, während ein Französischer Elève zweiter Klasse nur die Hälfte dieser Summe, und auch diese nur in den ersten zwei Jahren zu entrichten hat.

Diese Vortheile wirken auf den Französischen Staat zurück, der jeder Zeit auf tüchtige Marine-Offiziere rechnen kann. Die 300 Elèven (200 erster und 100 zweiter Klasse) theilen sich auf beider See oder in ihren respektiven Häfen beschäftigt. Ihre ununterbrochene Thätigkeit kräftigt ihre physische Kraft und läßt ihren Eifer nicht erkalten. Diese Vortheile des Französischen Dienstes erstrecken sich über das ganze Offiziers-Corps der Marine, wie folgender Auszug aus dem Journal de la Marine für 1833 lehren wird:

„Es giebt 3 Admirale, von denen Jeder 1500 Pfd. jährlich einnimmt, er mag nun zur See oder als öffentlicher Beamter an der Küste dienen; ferner 10 Vice-Admirale mit 1000 Pfd.; 20 Contre-Admirale mit 800 Pfd.; 28 Capitaine erster Klasse mit 250 Pfd.; 42 desgleichen zweiter Klasse mit 215 Pfd.; 70 Fregatten-Capitaine mit 175 Pfd.; 90 Commandeure mit 150 Pfd; 450 Linienschiff-Lieutenants mit 100 Pfd., und 550 Fregatten-Lieutenants mit 75 Pfd. Unabhängig von dieser fixen Besoldung, erhalten die auf hohe Verschiffung angewiesenen Offiziere und Kadetten, wenn sie auf hoher See Dienste thun, Tafelgelder, die mehr als ein Drittheil ihrer Besoldung übersteigen. Diese Zulage wird in den höheren Graden noch sehr vermehrt. Jeder Offizier, die Admirale und Capitaine ausgenommen, hat tägliche Rationen von zehn Pence an Werth, eben so die übrige Mannschaft. — Die 2916 Pfd. eines Britischen Admirals stehen aber in traurigem Kontraste zu den 4,500 Pfd. auf welche man Sold und Emolumente eines Französischen Admirals anschlagen kann. Dasselbe Verhältniß findet bei den übrigen Graden Statt.

Jeder Französische Marine-Offizier kann erst nach 25jährigem Dienste seine Entlassung nehmen. Achtzehn Jahre von dieser Dienstzeit ab er auf der See beschäftigt; man kann also annehmen, daß bei irgendeiner zwei Drittheile der Französischen Lieutenants beständig bei der Flotte bleiben, während bei der Englischen Marine nur ein Achtheil so glücklich ist.

Von gewissen Ehrenämtern, zu denen erfahrene Weltmänner oft weit besser geeignet sind, als Einsiedler, und die man in Frankreich nicht selten Admiralen übertrügt — Gouverneure oder Staatshalter-Kolonien u. s. w. bleibt der Britische Seebeld zeitlebens ausgeschlossen. Die drei Admirale der Französischen Marine haben zugleich den Rang von Feldmarschällen, und ihre Vice- und Contre-Admirale fungiren als Statthalter von Martinique, Guadeloupe, Bourbon u. s. w. Keinem Britischen Admiral wird jemals eine Statthalterschaft in unseren zahlreichen Kolonieen anvertraut.

Das Französische Marine-Ministerium ist seit der Juli-Revolution aus lauter Seeleuten zusammengesetzt. Zwei Marine-Offiziere dienen dem Minister als Secretaire und erspären so einem Seemanne den Verdruß, seine Beschwerden bei Offizieren von Landheer anbringen zu müssen.

Nach einer Dienst-Periode von 25 Jahren kann der Französische Marine-Offizier auf eine Pensions-Besoldung Anspruch machen, die seinen Verdiensten angemessen ist. Ein Theil von dieser Pension kommt in die Wittwen-Kasse, oder wird, wenn seine Frau nicht mehr am Leben ist, für seine Kinder unter 20 Jahren zurückgelegt. Dieser Pensions-Sold kommt unserem halben Solde ungefähr gleich. Kein Französischer Marine-Offizier kann aus der Liste gestrichen werden, wenn er sich nicht schwer vergangen hat; und alsdann bleibt ihm noch das Recht, seine Sache von einem Kriegs-Gericht untersuchen zu lassen.

Institute, in welchen Kinder von Offizieren erzogen und zu einem militairischen Dienste ausgebildet werden, sind in Frankreich zahlreicher und liberaler dotirt, als in England. Ein Offizier ohne Vermögen bringt es leicht dahin, daß die Regierung die Kosten der Erziehung seiner Kinder ganz oder zur Hälfte übernimmt. Die Armee und die Marine erhalten jährlich von dem Minister des Unterrichts eine bestimmte Anzahl von Stipendien oder Halb-Stipendien, während eine Tochter aus einer Familie, die zur Ehrenlegion gehört, ebenfalls auf unentgeltliche Erziehung Anspruch machen kann. Sie erhält acht Jahre lang 50 Pfd. jährlich.

In der Ecole Navale (dem Orion zu Brest) zahlt jeder Elève nur 800 Franken, obgleich die Regierung 4000—3000 Franken auf ihn verwenden muß, während der Lieutenant in dem Royal Naval College so viel zu entagen hat, wie ein Französischer Admiral. Die Mittel unserer Offiziere sind so eingeschränkt, und der öffentlichen Institute, in denen sie ihre Kinder unterbringen können, so wenige, daß viele Post-Capitaine, um ihre Kinder nicht ganz ohne Erziehung zu lassen, sie in die Nautische Schule zu Greenwich thun. Hier lebt nun der Sohn des Offiziers mit dem Sohne des gemeinen Seemannes, sie welchen diese Anstalt eigentlich bestimmt ist, zusammen, und man kann sich die Früchte eines solchen Umgangs denken.

Wenn aber schon der Sold und die übrigen Emolumente des Britischen Marine-Offiziers denen des Französischen nachstehen, so sind die Wittwen der Ersteren noch weit schlimmer daran, als die der Letzteren. Ein Britisiel stehe hier sie viele: Capitain Sibring, der zum Reklogmeisters in Afrikanischen Küste ausgeschickt wurde und im Verlaufe dieser Expedition, gleich seinem großen Vorgänger Cook, seinen Eifer und seine Beharrlichkeit mit dem Leben bezahlte, hinterließ eine Wittwe, die sich, um die Gläubiger ihres Mannes zu befriedigen, zu einem Aufruf an die Mildthätigkeit des Britischen Publikums genommen sah. Diese Gläubiger hatten ihren Mann mit den wissenschaftlichen Instrumenten zu einer Expedition versehen, bei welcher nur das Mobiliar interessirt war! (U. S. J.)

Bibliographie.

The life and poems of Cowper. (Cowper's Leben und Gedichte.) Von R. Southey. Bd. II. 5 Sh.

Daniel's prophecy of the seventy weeks. (Daniel's Prophezeyung der siebzig Wochen.) Ausgelegt von einem Laien. 5 Sh.

Some account of the life and writings of Justin Martyr. (Ueber das Leben und die Schriften von Justinus Martyr.) Vom Bischof von Lincoln. 7½ Sh.

A view of the creation of the world. (Ueber die Schöpfung der Welt.) Von dem Geistlichen J. C. Burton. 9 Sh.

The sceptic. (Der Skeptiker und andere Gedichte.) Von Leigh Clifft. 5 Sh.

A treatise on the law of adulterine bastardy. (Ueber das die Bastardschaft aus Ehebruch betreffende Gesetz.) Von Sir H. Nicolas. 21 Sh.

Mannigfaltiges.

— Alt-Englische Literatur. Aus einem Briefe von Boaisar an den Herausgeber eines Journals von Nantes entlehnen wir folgende Notiz: Delaville-Marouë, aus der Schule von Chartres, ein Sohn des Französischen Deputirten desselben Namens, hat vor kurzem in einer Kirche auf dem Gebiege unter alten Geschichtsbüchern die Gedichte des Englischen Barden, Lain Clan, aufgefunden, welche lange verzeichnet geschrieben worden und von denen wir bisher nur einige Fragmente besaßen. Sie wären in Nieder-Bretannischer Sprache abgefaßt und rühren aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert her. Er ist der Meinung seines Vaterlandes, wo nicht Merlin selbst. (Literary Gazette)

— Religiöse Skeupel der Buddhaisten. Bor einiger Zeit sollte ein Buddha-Priester in Kalkutta gegen einen Dieb als Zeuge auftreten. Der Priester weigerte sich aber, indem er dmrkte, seine Religion verbiete ihm, ein Zeugniß abzugeben, wodurch eine andere Person in Nachtheil käme. Als er wegen dieser Weigerung vor Gericht gezogen wurde, erzählte er zu seiner Vertheidigung folgende in den heiligen Büchern seiner Sekte enthaltene Geschichte: „Ein Priester sah, wie ein Vogel ein köstliches Juwel verschlang. Der Eigenthümer bot Juwels fragte den Priester, was aus dem Steine geworden sey; dieser weigerte sich, es zu sagen. Der ergrimmte Eigenthümer nahm den Priester und band ihn so fest an eine Säule, daß ihm Blut aus der Nase floß. Da kam der Vogel und schlürfte das Blut mit seinem Schnabel auf. Als der bestohlene Eigenthümer dies gewahrte, erschlug er den Vogel mit einem Steine. Der immer noch gefesselte Priester fragte, ob der Vogel wirklich todt sey, ließ sich dann die Fesseln abnehmen und bekannte, was er gesehen. Man schnitt den Vogel auf und nahm das Juwel heraus. Jetzt fühlte der Besitzer des Juwels bittere Reue, und er bat den Priester um Verzeihung, die dieser ihm auch gewährte." (A. J.)

— Spartanische Tanzweise. Die Spartaner begleiteten ihre Tänze stets mit Hymnen und Gesängen. Jedermann weiß, sagt Wolter in seinen Lady's Exercises, daß der Name für den Tanz Trichoria davon herrührt, daß er aus drei Chören, aus dem Chore der Kinder, dem Chore der jungen Frauen und dem Chore der alten Frauen zusammengesetzt war. Die Alten erschienen den Tanz, indem sie sangen: „In vergangenen Zeiten waren wir tapfer." Hierauf erwiederten die jungen Frauen: „Wir sind gegenwärtig also." „Wir werden", schloß endlich der Chor der Kinder, „in noch höherem Grade es seyn, sobald unsere Zeit herankommt."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Montag den 14. März 1836.

Böhmen.

Ueber die Bewegungen und Richtungen in der Neu-Böhmischen Literatur.

(Vom Professor Dr. Purkinje in Breslau).

Böhmen war von jeher, wie schon so oft ausgesprochen worden, ein Land der Gegensätze, der Räthsel und Widersprüche. Mitten im Europäischen Festlande steht es wie eine Insel da, von hohen Gebirgen umgeben, und die Mannigfaltigkeit in seinem Innern scheint zu einem eigenen Organismus bestimmt zu seyn. Eine Theilung hat mich wenig dazu beigetragen, seinen Einwohnern und ihrer Geschichte einen ganz eigenthümlichen Charakter zu geben, obgleich sie von der anderen Seite nicht fest genug war, selbst nach langen und harten Kämpfen, ihm seine Landsbangigkeit und Selbstständigkeit zu bewahren. Man wird bei Betrachtung seiner Geschichte manchmal an die des vom Tetan getrennten Englands erinnert; mit der noch westlicheren Nachbar-Insel es zu vergleichen, würde vielleicht ungerecht schienen, obgleich auch da gar manche Vergleichungspunkte sich darbieten.

Die Geschichte Böhmens bietet einen Kampf auf Tod und Leben der zwischen Slavischer und Deutscher Nationalität. Noch jetzt ist es der letzte Heerd des einst bis über die Elbe sich erstreckenden Slaventhums. Indeß, als mit Einführung der Ehristus-Religion und ihrer eigenthümlichen Kultur durch Franken und andere Deutsche die friedlichen Slavischen Ackerbauer an der Saale, der Elbe und der Oder theils vertilgt, theils in die Sklaverei verschleppt, theils in der eigenen Heimath von herrisch auftretenden eigenen Brüdern an die Scholle gebunden, ihre mit den Göttern Jodiens verwandten Geistheiten zertrümmert wurden, und damit das ganze Gebäude ihrer Imagination und Natur-Anschauung zerstört und endlich selbst ihre Zunge in die Fesseln einer ihnen sonst fremden Rede gezwängt ward, hielt sich in Böhmen selbst gegen Karl den Großen und seine nächsten Nachfolger die alte angestammte Form volksthümlichen Seyns. Nur aus freier Wahl empfingen später die Großen des Landes und mit ihnen allmälig auch das übrige Volk von dem vom Orient her früher umgewandelten Groß-Mähren die Weihe der neuen christlichen Kultur. Wenn nachmals die abendländische Kirche, mit Hülfe des Deutschen Klerus, ihre Formen dort geltend machte, so blieb wahrscheinlich doch im Volke ein Andenken an den früheren Slavischen Ritus zurück und wurde gewissermaßen durch die Slavischen Mönche im Kloster Emaus symbolisch dargestellt. Mit Fug erwachte es wieder und trat ins Leben. Es war nicht bloß eine Reaction gegen ausgeartete Sitte des Klerus, nicht bloß ein Streit über religiöse Mysterien, was das ganze Volk in Enthusiasmus zu setzen im Stande gewesen wäre: es war der alte Nationalgeist, der wieder in volle Flammen ausbrach, der nicht bloß gegen Rom, durch Abwerfung der Lateinischen Sprache, als Instrument des Ritus, sondern auch gegen die sich ausbreitende Deutsche Sitte, gegen die sich vordrängende Deutsche Nationalität auf der neuen hochschule und endlich gegen die mit Vernichtung drohende Deutsche Waffe mit gleicher Waffe protestirte.

Mit der damals errungenen religiösen und politischen Selbstständigkeit begann auch in Böhmen eine National-Literatur, eine der ältesten in Europa, sich zu gestalten, die sich fressend und blühend bis zu dem Anfange des dreißigjährigen Krieges, der dort zuerst sich ergänzte und mit dessen Beendigung, als nothwendige Folge und zugleich Vorbereitung neuer sich entwickelnden großartigen Weltverhältnisse, des vergleichungsweise kleinen Volkes Unabhängigkeit verloren gehen mußte.

Zu jener Zeit wurde auch der Verfall des Deutschen Reiches, dessen zwar fremdartiges, jedoch durch seine Lage und Macht unentbehrliches Glied bisher Böhmen gewesen, immer augenscheinlicher, und es begann nun die Bildung eines neuen selbstständigen Organismus des Oesterreichischen Reiche, das, obgleich lange vorbereitet, erst in unserer Zeit als selbstständig sich bewies, sich nannte und im Europäischen Staatsverbande anerkannt wurde. Von diesem neuen Organismus bildet nun Böhmen abermals ein wesentliches integrirendes Glied. Seine Stellung in Betreff seiner ursprünglichen Slavischen Nationalität hat sich nun freundlicher gestaltet, es hat sein Ringen von Westen gegen den Osten gewendet und begnügt friedlich seine, ihm im Drange der Romanisch-Deutschen Weltbewegung, in die es hinein gerissen ward, fremd gewordenen Slavischen Brüder, die es ist aber nicht mehr als alte Hussitische Böhmen, das im Uebermuth des Trotzes den ganzen Weltheil herausforderte; es ist durch eigene Erfahrung und Unglück reifer, durch diese und die neuere Europäische Kultur milder und umsichtiger geworden; es hat von dem ehemaligen instinktartigen Selbstgefühle den Vorschritt zur Selbsterkenntniß gemacht, es erkennt sich selbst neben anderen nach dem ihm eigenthümlichen Maße und Verhältnisse, es will fortan, ohne sich selbst aufzugeben, nur in freundlicher Gemeinschaft mit den übrigen Gliedern des gemeinsamen Organismus am großen Weltleben Theil nehmen. Und so mögen die Gegensätze, die Widersprüche in seinem Innern und in seiner äußeren Lage nur als Reiz erhöhten Lebens dienen und es vor träger Ruhe und selbstloser Passivität bewahren.

Diese kurze Betrachtung haben wir einleitend voranzuschicken, um die Erscheinung einer den erwachenden Böhmischen National-Literatur eingeräumten zu beleuchten.

Als unter Joseph's des Ersechten Regierung das neue einende Prinzip in Oesterreich offenbarer, als jemals früher, sich wirksam bewies und mit Beförderung des Volks auch eine fremdartige Kulturform, zwar wohlthätig, aber dennoch fremdartig das ganze Volksleben neu gestalten wollte, begann auch da und dort, leise aber lärmend, eine Reaction der uralten im Oesterreichischen Staatenbunde begriffenen Nationalitäten; aber kaum mehr mit körperlicher Waffe wie in früherer Zeit. Wie die Action eine intellectuelle, so war auch die Reaction mehr solcher Art. Jener Zeit gehört ein neues Aufpressen der Magyarischen Literatur in Ungarn. Auch in Böhmen nahmen sich einzelne ausgezeichnete Männer (Gr. Kinsky, Durych, Procházka, Pelzl, Dobrowsky, Kramerius u. A.) der Landessprache eifriger an, als sie es wahrscheinlich gethan haben würden, wenn Alles in den alten Verhältnissen geblieben wäre. Wenn die Einen mehr an die Besonderheit ihres Volks sich wandten, so kehrte Dobrowsky zuerst seine Blicke nach dem allgemeinen Slaventhum, indem er das Alt-Slavonische und alle übrige Slavische Tochtersprachen erforschte und, obgleich in historischer Form, dennoch ein allgemeines lebendiges Interesse, zu Hause und auswärts, für Slavische Sprache und Literatur anzuregen wußte. Mit Recht ist ihm der Name des Slavischen Patriarchen geworden und wird ihm für alle Zeiten verbleiben. Auch während der Zeit der schweren Französischen Kriege und ihrer Drangsale ruhte nicht die einmal angeregte Bewegung. In diese Epoche gehören die beiden Negedly's, Hniewkowsky, die beiden Jungmann's, Puchmayer, Parzizek, Thám, Tomsa und viele Andere. Dabewohrt sich mit ungeschwächter Kraft auch immer voran. Sein Beispiel wirkt vorzüglich dahin, daß es für den Böhmischen Literaten unausweichliche Bedingung wird, auch in den übrigen Slavischen Sprachen nicht ganz fremd sein zu dürfen. Als nach Jungmann's Tode die Deutsche Nationalität in Deutschland im erhöhten Grade ergliihte, zeigte sich auch ein ähnliches Phänomen in Böhmen. Dem kam auch die Anordnung der Regierung zu Statten, daß auch dem Unterricht der Jugend auf Gymnasien und bei Besetzung erschiedener Aemter, die Kenntniß der Sprache in Berücksichtigung kommen, und daß das Böhmische Rücksicht genommen werden sollte. In dieje Zeit fällt eine eigene, nicht ohne heftige literarische Fehden vor sich gehende Reform der Böhmischen Sprache. Mit Dobrowsky's Grammatik müssen wesentlich nothwendige, dem Geiste des Slavischen überhaupt mehr entsprechende Abänderungen in der Böhmischen Orthographie vorgenommen werden. Schon früher hatte Jungmann's Uebersetzung von Milton's verlorenem Paradiese, mit einem edleren Stil, eine Menge neuer, theils von anderen Slavischen Dialekten entlehnter, theils nach dem Geiste der eigenen Sprache selbst geformter Worte und Ausdrücke eingeführt.

Alle man nun auch über philosophische, ästhetische und naturwissenschaftliche Gegenstände zu schreiben anfing, sant Jungmann's Beispiel nothgedrungen immer mehr Anwendung, weil die den Alten aus Rudolph's II. Zeit überkommene Sprache, die man für die einzige klassische ansah, lange nicht mehr genügen wollte. Nun klagte die entgegengesetzte Partei über Polonisiren und Russifiren der Sprache und verthrdigte die sogenannte klassische Sprache als die einzig gelrende, und man beschrieben, und zwar mit mehr Recht, da sicht nicht um eine lebende Sprache handelt, im Gebiete der neueren Lateinischen Literatur noch täglich vernehmen kann. Doch hat die neue Zeit, nicht ohne manche Uebertreibungen, den Sieg davongetragen und ist später von selbst zu mehr Mäßigung und zu einem festigeren Standpunkt der noch immer in vieler Hinsicht für uns musterhaften Alten zurückgeführt. Diese nothwendige Reform konnte desto schneller und durchgreifender gemacht werden, je kleiner noch das lesende Publikum und je weniger die Sprache in stilistischer Hinsicht festgestellt war. Wie schwer sich dergleichen Umwälzungen bei einem sehr ausgebreiteten Publikum und bei einer durch eine große Zahl trefflicher Autoren in ihren Formen und Schreibweisen fixirten Sprache machen lassen, haben wir binnde zu derselben Zeit in Deutschland mit Wolke, Jenne, Oken u. A. erlebt.

Ein anderer interessanter, nur kurze Zeit dauernder Streit entspann sich über die Prosodie. Dobrowsky hatte früher den sogenannten Accent,

Digitized by Google

den er willkürlich auf die erste Silbe des Wortes setzt, (denn eigentlich giebt es in der Böhmischen Sprache keinen Wort-, sondern nur Satz-Accent) als das einzig gelende Prinzip für das poetische Silbenmaaß gelten gemacht. Ihm folgte zuerst die ganze unter Puchmayer's Fahne sich sammelnde Dichterzunft, und sie bekam der Accent ein festes Bürgerrecht. Später wies Jungmann auf das in der Schreibung der Sprache seit weiter Zeit bewahrte Maaß der Längen und Kürzen der Vokale, zeigte das Beispiel früherer Versuche Komenský's u. A. in alt-klassischer Prosodie und machte durch alle Argumente, die in der Sache selbst liegen, das Heimathsrecht geltend. Sein Wort und Beispiel fand bald glückliche Nachahmung und Bewährung des aufgestellten prosodischen Gesetzes. Später machte sich sogar in gereimter Versart seine Methode nothwendig, wenn es sich darum handelte, die Dichtung als Lied mit der Musik zu verbinden. Diese Eigenschaft der Böhmischen Sprache, ihre Längen und Kürzen von jeher orthographisch streit zu bahnen, ist zu schätzbarer, zu keiner der slavischen Mundarten sich findet dieses Vorzugs rühmen kann, indem wahrscheinlich die unfreiwillig vorhanden gewesenen Längen und Kürzen im Laufe der Zeiten dadurch verloren gingen, daß sie nicht gleich anfangs schriftlich festgehalten wurden. Nun leben mehrere prosodische Meisen friedlich neben einander, es wird gezählt, es wird gemessen, es wird gemessen, und endlich hat die für den Gesang bestimmte Dichtung alle diese Formen gemischt nach jedesmaligem Bedürfniß des Wohllauts für sich in Anspruch genommen.

Ein anderes wichtiges Moment in der Entwickelung der neuen Böhmischen Literatur war der von Hanka gemachte Fund der Königinhofer Handschrift, eines echt biderischen Denkmals aus dem 13ten Jahrhundert; nichtig vorgiebt sich dasselbe als ein episches Gedicht eines Wort an alle übrige Slavische Nationen gelungte und von diesen als ein gemeinsames Gut aufgenommen wurde. Es war, wie wenn der alte Dichtergeist der Nation aus dem Todtenschlafe wieder erwacht wäre, um das neue sich regende Leben Slavischer Völker freudig zu begrüßen. Den Gegengruß bot ihm zunächst der verwandte Geist der noch lebenden Serbischen Volkslieder. Geistvoll hat man in allen Slavischen Gauen, und so auch in Böhmen, die noch im Volke lebenden, mitunter aus sehr alter Zeit bewahrten Lieder zu sammeln angefangen und ist noch fortwährend mit dieser reichen Aernde beschäftigt. Schon weckte diese Beschäftigung den noch immer lebenden verwandten Dichtergeist, worauf so glücklich gelungenen Volksgesänge Cyrillo-Methodianischen Kamarýt's und Kamenický's hervorgingen.

Noch ein eigenes, auch mehrere Wiederspräche in sich enthaltendes Verhältniß der Böhmischen Literatur darf hier nicht unerwähnt bleiben. Es ist das der aus gleichem Cyrillisch-Slavischem Stamme entsprossenen, von jeher an derselben Literatur theilnehmenden Mähren und Slowaken (in Ober-Ungarn). Bei der Abklärungsarbeit der neuesten Zeit der Versuch gemacht worden, ihrem Dialekt eine Art Selbstständigkeit zu vindiziren und sich von dem Böhmischen Stamme literarisch zu trennen, worans ohnmächtige Partei-Kämpfe in ihren eigenen Gebieten entstanden, die an beiden dadurch geschlagen wurden, daß gerade der erste Böhmische Kritiker, der unsterbliche Sänger der Slawentochter, der verglichene Slavische Literat und Alterthumsforscher, Schaffarik, und selber Dobrowsky, Ungarische Slaven sind, und daß der gegenwärtig ausgezeichnetste Böhmische Geschichtschreiber, Palacky, ein Mähre ist. Diese Bewegung war vielleicht nöthig, um der den Ungarischen Slaven das Interesse für die Stammhaftigkeit ihrer Muttersprache wach und rege zu halten, damit sie dadurch nicht gegen den Gewalt thunenden Magyarismus ausbalten könne. Ueberdies wurde durch Wenzlak's Wörterbuch und Grammatik der gemeinsame Sprachschatz bereichert, und auch ein Dichter von ausgezeichnetem Werthe, der Sänger Swatopluk's, Holly, ist aus dieser Gährung entsprossen, den jetzt Böhme freundlich begrüßt, indem er sich gar wenig von den Eigenheiten seines Dialekts anschauen läßt.

Es ist traurig, zu bemerken, und doch in der Natur der menschlichen Dinge selbst gelegen, daß, abgesehen von äußeren hindernden Umständen, die neuere Böhmische Literatur auch im eigenen Volke, wo immer sie reformirend aber mit neuen Formen auftrat, einen harnäckigen Widerstand fand, der aber jetzt zu überwunden scheint. Dieß gilt, außer andern Versuchen (Jungmann's, Mael'k, Sedlacek's), die Sprache zum Organ der höheren Wissenschaft zu erheben, namentlich auch von Presl's Bemühungen, eine vollständige Terminologie für alle Zweige der Natur-Wissenschaft aufzustellen. Es ist eine eigene Beschränktheit, wenn nicht Roheit, daß manche von denjenigen, von dem natürlicher Selbstständigkeit in Literatur, der Volkssprache nicht das Beste zugestehen wollten, sich in allen Formen des geistigen Lebens bewegen zu dürfen. Bald sollte sie nur für den Ausdruck des Konkreten in Dichtung und Prosa geeignet sein und sich streng aller Abstractionen enthalten, was ohne so viel hieße, als nur sinnliche Anschauung erkennen und alles Denken verdienig werden wollten sie zwar von dem wissenschaftlichen Kreise nicht ausschließen, jedoch sollte sie mit den aus alter Zeit überkommenen Mitteln auch in der so ungemein fortgeschrittenen Gegenwart auskommen, ohne sich neue Worte für neue Ideen zu erlauben, und dergleichen mehr, worüber zu sprechen unnütz wäre. Für die Naturwissenschaften unternahm es Presl allein, die Sprache gerüstet zu Stande zu bringen. Er hat sie für die Botanik, Chemie, Zoologie und Mineralogie in ausführlichen Werken einen vollständigen Grund gelegt, auf den die Nachfolger, nur Einiges hin und wieder verbessernd oder mit der Zeit neue Entdeckungen Zeit ändernd, getrost bauen können. Es war recht gut, daß es nur Einer war, der das ganze Riesenwerk unternahm, indem nur dadurch neue Streit-Verwirrungen vermieden wurden. Später abweichende Versuche Anderer zingen an der obne Vergleich höher stehenden Gründlichkeit des ersten Unternehmens glücklich zu Grunde. Mögen nur die Nachfolger treu an das von ihm Gegebene sich anschließen und in gleichem Geiste weiter forthauen, damit bald sichere eine Convention sich feststelle und der Gebrauch die neue wissenschaftliche Sprache allgemein verständlich und in allerlei Anwendung in den schriftstellerischen Werken zeigignet mache. Eine Art Vorschuß hat diese Verallgemeinerung durch die Volksschrift Swetozor (Weltschauplatz) erhalten, eben so durch einige kleinere Schriften, für den ersten Unterricht der Jugend bestimmt. Noch bedeutender wird der Fortschritt sein, wenn einmal die versprochene technologische Zeitschrift ins Leben treten sollte. Indessen führt Presl's encyklopädische Zeitschrift Krok fort, in gleichem Sinne weiter zu bauen, um die verwandten Bestrebungen zu vereinigen. Viel würde von einer im Sinne von Feorin's Notizen besonders für das ärztliche Publikum geeigneten Zeitschrift zu erwarten sein. Doch das lassen wir der Zukunft anheimgestellt, die billige Erwartungen sehren unerfüllt läßt. Andreas's Unternehmungen schließen sich Sedlaczek's mathematische und physikalische Lehrbücher, und in der neueren Redaction von Wahl's Geographie finden diese verschiedenen Bestrebungen ihre Vereinigung.

Aber auch in realeren Verhältnissen, nicht bloß auf rein literarischem Gebiete, hat sich Manches, gewann das Leben des Böhmischen Volkes allmälig immer festere Haltung, und es fanden sich nach und nach immer neue begünstigende Umstände, die denn die Vorbemmnisse zu benutzen nicht unterließen. Bei dem seit dem Jahre 1818 durch einen Aufruf des damaligen Oberstburggrafen, gegenwärtigen Ministers, Grafen Kolowrat, ins Leben gerufenen Böhmischen Museum wurde im Jahre 1831 aus der Mitte der Gesellschaft ein Comité zur wissenschaftlichen Pflege der vaterländischen Sprache und Literatur mit einem eigenen Fonds errichtet, der aus freiwilligen Beiträgen erwuchs und nun über ein Kapital von 12.471 Silbergulden zu disponiren hat, welches fortwährend in erfreulichem Zuwachs ist. Die Wirksamkeit der Gesellschaft hat sich bisher in der Zeit in dieser Hinsicht bei den noch geringen Mitteln, außer einigen in Druckerei erschienenen diplomatischen Ausfertigungen an die regierenden Häupter, den verstorbenen Kaiser und den jetzigen Monarchen, durch eine in groß Folio gedruckte chronologische Uebersicht der Großwürdenträger des Königreichs von der ältesten bis zur gegenwärtigen Zeit, durch eine treffliche Bearbeitung von Pauliczek's Geographie von Hajek, Jungmann und den meisten bereits bekannten, durch gegeben Böhmischen Wörterbuches von Jos. Jungmann, ferner durch Selbstübernahme der Edition der Böhmischen Zeitschrift des Museums auf eine angenehme und nützliche Weise zu erkennen gegeben, und es ist wohl mit Sicherheit zu erwarten, daß, wie die Uebelstände und die Unterstützung von Seiten des Publikums zunehmen wird, auch die Thätigkeit der Komité, unter der Steuer der Zeiten allzuzeit vorsichtig ist, gewiß nicht hinter den Wünschen patriotischer Freunde zurückbleiben wird.

Eine ebenfalls hierher gehörige, mit andern Zeichen der Zeit in Verbindung stehende Erscheinung, die auch auf einen nicht unwichtigen Zweig der Literatur Einfluß zu haben verspricht, ist die von mehreren Seiten, und so auch ganz zuerst von Prag ausgehende Idee, eine gemeinsame Gesellschaft für Ermunterung der vaterländischen Industrie, die durch von Zeit zu Zeit zu veranstaltende Gewerb-Ausstellungen, durch Vertheilung von Preis-Medaillen, deren Ausschreit in der sonst so verachteten, mitunter somit auch zu Ehren gekommenen und ehrenden vaterländischen Sprache abgefaßt ist, ferner durch Belohnung von rechtschaffen Erfindungen in beiden Landessprachen eine fördernde Wirksamkeit schon entwickelt und noch entwickeln soll. Letzteres gilt besonders der Böhmischen Zeitschrift. Die Deutsche hat bereits seit einem Jahre begonnen und ist, bei den vielen im nächstsüdwestlichen Auslande hervorkommenden, beinahe überflüssig. Die Böhmische zaudert noch immer mit ihrem Anfange, und sie liegt doch gewiß in einem sehr auffallendes Bedürfniß, wie nothwendig die wissenschaftliche Kultur einer Landessprache ist, wenn sie als Organ der Belebung des industriellen Geistes eines Volkes dienen soll. Die durch ihren Stand und ihre Kultur höher Gestellten müssen ja das Vorurtheil abzulegen trachten, daß sie sich durch Bekanntschaft mit der Sprache des Volkes und durch Interesse an seinem Broderbestreben etwas in ihrer Schaanten begeben möchten. Bei solchem Vorurtheil können sie vieles Gute hindern, dem Gegentheil aber, statt sich zu beschränken, nur die Beschränkten in die Sphäre der eigenen Freiheit zu allseitigem Besten erheben. Wäre nicht durch die Bemühungen der edenerwähnten Männer die wissenschaftliche Sprache der mathematisch-physikalischen Wissenschaften leichten Fächer zu einer hinreichenden Vollkommenheit ausgebildet worden, so würde schon der Gedanke einer die Einführung wissenschaftlichen Geistes ins Gewerbe bezweckenden Zeitschrift in Böhmischer Sprache als eine Thorheit erscheinen. Jetzt ist es nicht mehr so. Nächstens soll auf Kosten der Gesellschaft ein ausführliches technologisches Handbuch herausgegeben werden, und schon auf dieser Grundlage muß jene Zeitschrift ins Leben treten können. Daher entstand jene Zögerung. Dies mag zugleich als Warnung dienen vor dem verfehlten Beginnen, einem Volke in fremder Zunge Belehrungen ertheilen zu wollen, womit neue, materielle Interessen verbigende Evangelium, ungleich dem alten Indigen, solches in allen Zungen sich verkündet.

Auch die ökonomische Gesellschaft, die über einen bedeutenden Fonds zu verfügen hat, fängt an, über ihre wahre Bestimmung in's Klare zu kommen. Man wird endlich einsehen, wo die Fehler lag, daß die früher als irgendwo anderwärts (schon im Jahre 1777) durch Kindermann von Schmiedsten (der ihm von Maria Theresia ertheilte Ehrentitel) in's Leben gerufenen Industrieschulen, bei aller natürlichen Anlage und Zutheilichkeit des Volkes, nicht den Fortgang haben konnten, den weit spätere Nachahmungen anderwärts gehabt hatten; man wird nicht erst Junge und Geist suchen, um geistige Effekte hervorzubringen, sondern auf der ersten angebornen Grundlage weiter fortbauen, was schon den einigen der neu eingerichteten Kleinkinderschulen mit Vergnügen wahrzunehmen ist und den den zu errichtenden Realschulen wohl zu gewärtigen steht.

Eine andere, wenn man so sagen muß, außwärtige Unterstützung hat die Kultur der Böhmischen Sprache dadurch gewonnen, daß durch die Vereinsthätigkeit des Vereins für Theater-Kunst in Leipzig und durch die m. Hinsolente Erwärmung der Stände der Böhmischen Thalia ein

Digitized by Google

fertlich auch sehr beschränktes Plätzchen in dem Königl. Sächsischen Theater gewährt worden ist. Seitdem fängt dieser Zweig der Volksmusik an, von bloßer Liedbarerei zu wahrer Kunst sich zu erheben; seitdem hat die Sprache in einer Reihe der gegenwärtig beliebtesten Opern ihre musikalischen Reize vor den ertrauten Publikum entwickelt; nur schreibt ein eigener, von des Riesengebirges ähnlicher rückender Genius bei allen diesen Bestrebungen im Spiele zu seyn, denn seit einem Jahre will die Böhmische Oper wieder verstummen, dafür hat sich der musikalische Geist in einer ungewöhnlich großen Menge in Musik gesetzter Lieder auf andere Weise Luft geschaft. (Schluß folgt.)

Rußland.

Der Kosaken-Posten jenseits des Kaukasus.

(Schluß.)

Und nun muß man noch wissen, wie Alles in dieser Höhle schreiflich, erlend, erdämlich und alt ausstieht, wie Alles in Trümmern liege, obgleich nicht die Zeit, sondern nur die Lebhaft ihrer Physiognomie diese Runzeln und Falten aufgedrückt hat. Borstiges Moos schießt überall empor, gerade eben so wie der ungeheuere Wust des Schicksals. Ein schwungbarer Dampf kräuselt und drängt sich durch alle Fugen, wie aus dem Gesichte eines Betrunkenen. Ein gewisser widerlicher Dunst — ein Gemisch von Wodkaluhe und Kaserne — zwingt die Geruchs-Nerven zum Niesen und verfolgt Euch lange nachher noch mit seiner Sterage, indem er die Kleider durchzieht und dieselben schwer wieder verläßt. In allen Ecken aber ist der Staub schaarsinnig und ekonomisch zusammengefegt, um dem betrunkenen Kameraden sie den Fall, daß er an Feiertagen aus der Hängematte stele, als Kopfkissen zu dienen, oder um Alle, welche mit ihren ritterlichen Sporen den Himmel der Erdhütte bereisen, vor dem Halsbrechen zu retten. Doch wie viel bleibt noch an Schatten und Details zu beschreiben übrig!

Kurz und gut, dieses ausgesuchte Exemplar von Erdhütte öffnete mir freundlich die Thüre. Eine lustige Figur in einem Offizier-Mantel trat mir murmelnd entgegen. „Hier herein! Bitte sehr, näher zu treten, hier herein! Nun, Alterchen, Ihr habt uns gut erschreckt! Wir dachten, der Himmel stürzte ein. Ja, und Gott hat Euch gnädig beschützt! Ihhei, hat's der Teufel, daß Ihr nicht heinahe gerade durch das Dach in die Endova*) geschlagen! — Na, wißt Du Deine Waffen nicht abzulegen, und ist Dir nicht gefällig, Dich niederzulassen!" —

Ich entschuldigte mich und dankte, spähte aber unterdessen mit den Augen ringsum, in die Höhe und in die Tiefe, um mir einen Platz die Nacht sowohl als die Schale, in der ich sie gewachsen war, zu erforschen. Nichts! Nichts als — Das Wild sticht den Jäger! Diese Donatis — waren wunderliche Vögel!

In einer Hängematte saß ein bärtiger Unteroffizier, der die Schale des göttlichen Soxaus schon bis auf den Grund geleert hatte, so daß er kaum noch die schweren Augenlieder zwaifsam aufgehen konnte und blöd, gemessen über sie Scherze machte, sehr zur Unterhaltung, indem es schien, als wolle er einen Fisch mit der Nase herauszehren. Da zwanzig Jahre der Zähneich — als solcher hatte er sich mir vorgestellt — nur ein kleines Räuschchen, wirthschaftete fortwährend in der Hütte umher und schwatzte unaufhörlich. Er war ein kleiner Mann von etwa 30 Jahren, schmächtig und hager, so daß er Mühe hatte, ihn am Zerreißen seiner Kleider hindern zu können, ohne gegen das Gebot der Fasten zu sündigen. Seine rothen, mit Kalk und Spinnweben eingepuderten Haare strebten wie Reisschockenblätter aufwärts. Sein bleiches Gesicht, auf welchem Pockennarben und Fieberblässe eine Hauptrolle spielten, wurde noch durch eine feuerrothe Nase geziert, deren dunkele Röthe mit einem fegelschlachtenen Blattermuster visalisirte. Da sein feiner Physiognomie von weitem einem verfegetten Packete sehr ähnlich sah. Seine Augen blitzten und rollten wie zwei silberne Pistarschkas**): sein Schnurrbart aber — offenbar ein Eigenthum auf eine Bürste — zog sich mit ungewöhnlichem Ausdruck über den Mund hin. In ausmerksamer ich diesen rothen Schnurrbart betrachtete, desto mehr konnte ich mir meine Kenntnisse der Geologie wiederholen und die Geschichte der drei letzten Abendmahlzeiten des Herrn Fäbricius vorfassen; denn indem der Bart zur Hälfte mit den Zähnen Versteckes spielte, so bewahrte derselbe, theils als Anspielung, theils als Niederschlag, alle beaux restes von dem, was ihm Herr zu essen beliebt hatte, von der Hausen-Brühe bis zu dem Krümchen der Buchweizen-Grütze — die, wie mir dem Bodenlag von rothem Wein zusammengeklebt, ein höchst merkwürdiges Conglomerat bildeten.

Noch hatte ich den Ehinesischen Nektar aus der Schale kaum in einen Zug hinein nicht gekostet, als der Fährich mir schon drei Verbrechen erzählt hatte. Nolens, volens ersuhr ich auch, daß seine Restdenz Sakatali, eine Russische Festung, und daß er, seiner Meinung nach, eine berühmte Person sey, so daß ihn der General mir in den wichtigsten Angelegenheiten verschickte.

„Jetzt bin ich hierher gekommen", sagte er, sich stolz aufrichtend, „nur für den äußersten Nothfall . . ."

„Und nicht irgendwo eine ein Aufenthalt?" sragte ich.

„Ei, ja wohl! Bei Gelegenheit des Aufrufes der Gewässer des Alasan und der Ueberschwemmung am Morgen hat mir der General gleich aufgetragen, die Fähr-Stele zu theeren. Ich sage ihm, reiße mir fast den Kopf ab, komme an — und, was denken Sie wohl? schon seit 14 Tagen warte ich auf die Instrumente zum Theeren. Die Ueberschwemmung verläuft sich, aber die Fähre steht Wasser!"

„Was sind das für Instrumente?"

„Pech und Kessel. Hier ist aber, außer jenem Kesselchen da, keiner zu haben. — Ja Ihnen nicht gefällig, unsere Suppe zu versuchen? Es ist ein Campagne-Essen . . ."

*) Die Endova ist ein metallenes oder irdenes Gefäß mit einer Schwenze oben weit, in der Mitte bauchig und unten eng.

**) Pistarschka ist der Zahn-Kornbranntwein.

Ein Schauder überfiel mich, als ich in die trübe Feuchtigkeit blickte, wo unter Fett-Inseln große Haufen Augen herausschauten und ertrunkene Zwiebacke aufauchten.

„Ich danke", rief ich, „ich esse Abends nie etwas Warmes!" und sogleich wendete mir ein jenseits des Alasan geschossener Fasan dargereicht.

Unter vielen Nibenvetten erzählte mir der Fähnrich jedoch auch eine amüsante Anekdote:

Das Kosaken-Regiment *** wurde in dem letzten Kriege gegen die Polnischen Rebellen, in dem Gefechte bei ***, durch einen heftigen Schuß der feindlichen Kanonen genommen. Mit den liederigen floh auch der Regiments-Schreiber; da er jedoch bald gewahr wurde, daß sein erschöpftes Pferdchen nicht mehr fort konnte, der Feind ihm aber auf der Ferse war, so schrie das Wärschchen: „Halt! Kameraden! Halt! Betrukt, daß ich die Tasche mit Euerm Gehalte und den Fourage-Beutel bei mir habe! Ich aber gehe nicht mehr von der Stelle!" Diese Worte drangen wie elektrische Funken ins Zuhörenden zu Herzen; wie ein Lavastrom kehrten sie zurück, stürzten sich von neuem auf die Polen, warfen sie und verfolgten sie weit, indem sie einen großen Theil derselben herumtrieben. Freilich war es nicht Billard, der seinen Waschallsstab mitten in das Handgemenge schleuderte, um die Steinigen zum Gehorsam zu veranlassen, noch die Diplomatien Cumcorff's, der seinen liebenden Generalen zurief: „Herrlich! Bekker! tüchtig! Leck sie! Leckt sie! Nun! Jetzt Halt! Faller Bajonnet!.... Gott mit uns! Vorwärts!" und — die Verfolger wurden natürlich niedergemacht. — Es bewirkt aber doch, von welchen Kleinigkeiten bisweilen der Sieg abhängt.

Auf diesem Schreiber, so habe ich bei dem häufigen Zusammentreffen mit den Donischen Kosaken, diese Letzteren nicht ausgenommen, die bittere Ueberzeugung erlangt, daß der Dinten-Schimm ihren Stadt eben so fest zerfitzt, wie einst den gefürchteten der Türken und Franzosen. Da es sehr leichter ist, die Epauletten auch die Feder zu erwerben, als durch die Spitze, so gewöhnen sich Viele auch daran, sich mehr durch Intriguen als durch Kühnheit hervorzuthun, und mein redselbaariger Held marterte mich saft zu Tode durch die Prahlereien von seiner Allmissenheit in Kanzlei-Geschäften.

„Ja ja, Alterchen! ich habe nicht umsonst vierzehn Jahre lang als Schreiber gedient; ich habe alle Tintatamen im Kopfe, jede Sie sich. So z. B. ist Brief nicht immer Brief: „Gnädiger Herr!" oder „Gnädigste Herr!" fängt der eine an. — „Mein Herr!" ein anderer, und dann so weiter. Nun aber Gesuche! — Zuerst „Pro titulo!" — dann kommt ein leerer Raum; dann das, um was gebeten wird, und dann folgen die Punkte. „Erster Punkt: Indem ich den ledhaften Wunsch habe . . ."

Rollte dem Redner meine aufs neue gefüllte Endova hin, in welcher Dinte und rother Wein zusammenflossen, und schlief bald auf meinem Teppiche ein, der dem Geräusch der in der Endova sich badenden Punkte, bei dem schwindsüchtigen Husten des Ofens, welcher, wie es schien, durch einen Zugestein entstand, der als Klappe diente, und unter dem Pfeifen der Winde, welche aus allen Mauer-Spalten auf mich einblisten und endlich, zu meiner größten Freude, das Licht auslöschten.

Die Morgenröthe, welche sich auf den Zehen, ohne Riegel und Schloß zu achten, durch die gebrochene Thüre in die Hütte geschlichen hatte, wirthschaftete und spielte sehr lange mit dem Kopfkissen, als ich noch immer, wie von Mohn trunken, in Morpheus Armen lag. Endlich fühlte ich auf meinen Wangen den frischen Kuß der Göttin, und heiter sprang ich auf. Hierauf — sie stand im Felde — spielte, schätzete, flatterte sie mit ihrem Gaze-Mantel höher, unermelte einige Worte mit dem buntrothen Ehan, hüpfte in die Ferne mit ihren rosigen Hauschuhen und flog endlich mit der Lerche in die Höhe.

„Ein Pferd, ein Pferd! ein Königreich für ein Pferd!" und pfeilschnell flog das tüchtige Roß unter mir dahin.

A. Marlinsky. (b. A. 4)

England.

Holman, der blinde Reisende.

Wie geben hier nachträglich noch einige charakteristische Einzüge aus dem vor einiger Zeit erschienenen vierten und letzten Bande der Reisebeschreibungen des blinden Reisenden Holman. Sie werden unsere Leser mit der ihnen bereits so interessant gewordenen Persönlichkeit des Verfassers noch mehr befreunden.

„Ich nähere mich", heißt es in der Einleitung des vierten Bandes, „dem Schlusse meiner Arbeiten mit dem Gefühlen eines Wanderers, der nach langer Abwesenheit endlich wieder auf sein Heimweg ist. Ich nehme mein heimisches Kuhvrläßchen bald freudig, bald traurig wieder ein und höre bekreundete Stimmen, die mir Willkommen zurufen. Die Aufsicht, ein etwas großartigeres Unternehmen befriedigend aufgeführen zu können, ist eine Quelle reinen Genusses, nicht blos, weil wir die Welt selbst im Geiste schon vollendet sehen, sondern vornehmlich, weil und dabei der Hoffnung beseelt, daß wir in Zukunft vielleicht noch angenehmere Arten von Beschäftigung entdecken dürfen. Die Ruhe des Wanderers, der, nach vielen überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten, in stiller Zurückgezogenheit über dem Erlebten brütet und auch wohl Pläne zu neuen Abenteuern entwirft, ist keineswegs eine müßige und träumerische Ruhe. Tausend Erinnerungen drängen sich ihm zu, und er durchsieht eine Menge Szenen von neuem, die, mit fruchtlosem Sehnen ungedultiger Hoffnung im Geleite wiederkehren. Er betritt noch einmal die Küste eines Landes und athmet die Luft eines ungewohnten Klimas; er durchsieht noch einmal mit einer Begierde, die allen Beschwerden trotzt, die Wälder und die Städte, die Wüste des Wilden und die gesellschaftliche Hafenstadt, wo der Handel die Nationen aller Weltheile versammelt. Er hört die Töne einer un-

Digitized by Google

bekannten Sprache noch einmal und wundert sich durch ein Labyrinth von Neuheiten mit der Energie eines Menschen, den nichts von seinem Ziele ablenken kann. Er urtheilt mit der Vollmacht der Erfahrung und beklagt jenen Enthusiasmus, der, ein Kind des Augenblicks, nur zu leicht in seinen Mitteln sich verrechnet und unmäßliche Triumphe über Raum und Zeit antizipirt. Solche Betrachtungen leiten ihn denn zu Ueberlegungen, die auf einer sicheren Grundlage ruhen. Er hat den Glauben, daß er, mit so erweiterter Kenntniß und so geübter Urtheilskraft, wieder neue Scenen besuchen könne, noch fähiger und reifer, sie zu erfassen, als das erste Mal, daß er, durch die Gegenwirkung seiner selbst gegen Wanderungen in den Stand gesetzt, die Charaktere der verschiedenen Nationen zu vergleichen und sorgfältige Analogien als Kontrolle aufzustellen, mehr praktischen Nutzen stiften könne, als ihm bisher gelungen. Es gebört zum Berufe des wahren Reisenden, daß er unbefriedigt rückwärts schaue und einer Zukunft sich entgegen sehne, in welcher der große Zweck seines Lebens noch verschlossen liegt."

— — „Hätte ich gedacht, wo ich nur fühlte, — wäre ich Augenzeuge gewesen von dem, was ich nur gehört — hätte ich die Geschichte und die Handlungen und alle die winzigen Details beobachten können, welche die Summe eines menschlichen Charakters erst voll machen und die menschlichen Motive so klar durchscheinen lassen, als wären sie in Worte gefaßt: gewiß wäre dann mein Werk ein ganz anderes geworden sein! So aber war ich gezwungen, meine Illustrationen zu schöpfen und zu läutern — nach Analogien zu Vergleichungen zu schließen — mit vieler angewandten Mühe einen Extrakt meiner Beobachtungen zu gewinnen — und nun einer Belehrung willen, die Andere auf Einen Blick haben können, ganze Legionen von Zeugen zu vernehmen."

„Daß ich schwerlich gefühlt, was ich entdecken mußte, wird der Leser aus mancher Stelle meines Buches erkennen. Manchen, wo ich ganz von dem Zeugnisse Anderer abging und nur flüchtig zu skizzieren im Stande war, was ich so gern ausgemalt hätte. Die üppige Atmosphäre des Südens, die Farbenpracht der Wolken und Bäume — romantische Schluchten und himmelan strebende Berge — die spiegelt klare See und der jungfräuliche Strom, den noch keines Schiffes Kiel durchfurcht — die bösartigen Wälder und die leichte Wüste: alles dies wird man in meinem Buche dürftiges angedeutet finden. Den Zauber der Natur — der mich eben so tief berührt, als könnte ich ihn schauen — habe ich nicht zu schildern unternommen. Ich beschränke, was wilde meine Gefühle mitzutheilen und mir verweisen, ich versuche eine Beschreibung besser, was ich eben nur andeute konnte. Und doch habe ich auf den Gipfeln der Berge und in den Tiefen der Wälder dieselben Regungen gefühlt, als wäre die wunderbare Landschaft meinem leiblichen Auge erschlossen gewesen. Es war etwas Beruhigsames in dem Wehen der Gebirgsluft, in dem hehren Düstern des Laubes, das ich nicht wiederstehen konnte. Es drang mir durch's Herz, und ich hätte weinen können, wohl, weil ich wußte, daß ich nicht weinte, — sondern weil eine Schilderung meiner Gefühle mir unmöglich war. Wenn die Versehung eine Quelle des Genusses uns verlagt hat, so scheint sie zum Ersatze dafür alle übrigen desto reicher fließen zu lassen. Vielleicht werde ich einst in den Stand gesetzt sein, der Geschichte dieser Affectationen meines Innern eine festimmere und tüchtigere Form zu geben."

— — — „Daß es einem blinden Manne möglich sey, zu seinem eigenen großen Nutzen und vielleicht selbst zu einigem Vortheil Anderer in einem geistig-praktischen Berufe zu wirken, ist, wie ich hoffe, in dieser Weise dargethan. Darf ich auf meine eigene Erfahrung mich stützen, so glaube ich sogar, behaupten zu können, daß der Blindheit allgemeinen Einwürfen des Steifens lebhafter fühlt, als der Sehende; da seine Erinnerung an sichtbare Gegenstände mich führen kann, so werde ich mit die Umrisse der Orte, die ich besucht, desto genauer. Und bekannt mit örtlichen Details, die vielleicht an der Konfusion manches Reisenden großen Antheil haben, gewinne ich eine desto schärfere Uebersicht der Haupt-Punkte, der Lage und Größe des Ganzen, der Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche. Die Vergleichsfassung meiner Ideen ist minder komplizirt, als wenn ich das Gemälde vor meinen leiblichen Augen aufgerollt sähe, und mein ganzes Erfahrungs-Werk ist geistiger Natur; was ich nur als solche, das werde ich sie immer, und mein Gedächtniß ist so treu, als die Auffassung bestimmt war. Die verschiedenen Klimate, in die ich besuchte, die verschiedene Naturgewalte, die Sitten der Völker — kurz alle die wechselnden Eindrücke vielzähriger Reisen, sind mir in solcher Frische gegenwärtig, als hätte ich sie erst ganz neulich erlebt. Ich kann mir alle Daten, alle Namen und die genauesten Verhältnisse der Begebenheiten mit Leichtigkeit ins Gedächtnis zurückrufen; ja ich glaube, daß ich meine sämmtlichen Erlebnisse, vom Anfang bis zum Ende, mündlich herrzählen könnte, ohne Beihilfung auf mein Tagebuch."

Herrn Holman's Beobachtungen in Canton sind alle von Bedeutung, besonders nachdem der Chinesische Handel steigenden werden. Die Bemerkungen und Maßregeln, denen die Engländer dort unterworfen sind, und die Notwendigkeit, entschiedene Maßregeln zu ergreifen, werden mit vieler Bestimmtheit erörtert. Der Charakter der Chinesen, als eines klugen und schlauen, aber verrätherischen, feigen und isolirten Volkes, ist ungemein treffend gezeichnet, und diesenigen Kapitel, welche ihre Sitten und Gebräuche, die Beschaffenheit der Behörden, den Aberglauben des großen Haufens, ihre Immoralität, ihre Religionen, Sprache, Schauspiele und sozialen Einrichtungen betreffen, tragen das Gepräge eben so großer Klarheit als Schärfe. Die Skizze der Geschichte China's, wie sie der Verfasser giebt (sie begreift drei besondere Kapitel), ist das Lesenswertheste, was bis jetzt über diesen Gegenstand geschrieben worden.

Eben so vortheilhaft müssen wir von den Beobachtungen urtheilen, die der blinde Reisende in Australien angestellt. Da übrigens die Beschreibung des uns angewiesenen Raumes nur dürftige Auszüge erlauben würde, so verweisen wir unsere Leser lieber auf das Ganze und halten es für dankenswerther, Herrn Holman noch einmal von sich selbst reden zu lassen. Man hat oft die Frage aufgeworfen, wie unser Reisender, der nie einen Bestimmten mitnahm, seine pecuniairen Angelegenheiten besorgt haben möge? Hier folge die Beantwortung.

„In Wechsel-Geschäften bin ich nie argwöhnisch gewesen und auch nie betrogen worden. Allein ich ging immer mit Vorsicht zu Werke und wendete mich nur an solide Kaufleute oder Bankiers, auf deren Rechtlichkeit ich so großes Vertrauen setzte, daß ich sie ohne Bedenken die Wechsel traffiren ließ, die ihnen zahlbar werden sollten. Oft unterzeichnete ich einen Wechsel, ohne zu wissen, wieviel Personen zugegen war. Ich erinnere mich überhaupt keines Beispiels, daß Jemand in einer kaufmännischen Verbindung mein Vertrauen mißbraucht hätte."

„Die Anordnung meiner Banknoten, meines Goldes und Silbers, nach ihrem respektiven Werthe, hat mir nie Schwierigkeit gemacht. Zum Beweise davon bemerke ich, daß ich meine Wechsel gewöhnlich selbst ausgabe und das Geld einhändige. Die Quittung zieht ich dem ersten Besten, der in meiner Nähe ist, um zu erfahren, ob der Betrag, das Datum u. s. w. genau angegeben sind. Ein anderer Beweis meiner Unsicht ist, daß ich nie einen Souverain für einen Schilling hingegeben; auch ist Niemand je so gütig gewesen, mir Gold für Silber zu reichen."

„Obschon ich so viel in fremden Ländern herumgewandert bin und so ausgedehnten Verkehr mit Fremden gehabt habe, so glaube ich doch mit Uebertreibung zugen zu können, daß ich nicht mehr bewegen worden bin, als irgend Einer meiner lebenden Landsleute. Es ist mir, Gott sey Dank! nur wenig Veranlassung zum Argwohn gegeben worden; und ich führe dies theils den treu Gesinnten glücklich, theils der verschlechter Natur nicht so verderbt ist, wie man sie gemeinhin schildert. Wenigstens glaubes noch eine negative gute Eigenschaft, die selbst der unedelste Mensch besitzen kann — eine natürliche Abneigung, den Unglücklichen und Wehrlosen zu übervortheilen."

Bibliographie.

Le Byron des dames. 4. Neue Auflage. 3½ Sh.
Lives of foreign statesmen. (Lebensbeschreibungen auswärtiger Staatsmänner.) Von James. Zweiter Band. 6 Sh.
The poetical works of Lamb. (Charles Lamb's poetische Werke.) 7½ Sh.
Hughes's continuation of Hume and Smollet's England. (Hume's und Smollet's Geschichte von England, fortgesetzt von Hughes.) Erster Br. 10½ Sh.
The most striking events etc. (Erlebnisse auf einem einjährigen Feldzuge mit Zumalacarregui in Navarra und den Baskischen Provinzen.) Von C. F. Henningsen, Adjutant-Quartiermeister in Dienste der Den Carlos. 2 Bde.
The deserter. (Der Deserteur.) Von Charlotte Elizabeth. 4 Sh.

Mannigfaltiges.

— Neue Briefe der Lady Mary Wortley Montagu. Man verspricht uns jetzt einen Nachtrag zu der gestrichen Briefsammlung dieser seit beinahe hundert Jahren verstorbenen Schriftstellerin, der wir die ersten Nachrichten von einer Impfung der Menschenpocken im Orient, so wie die erste Beschreibung eines Großherrlichen Harems verdanken, den zu sehen und vollständig kennen zu lernen sie bekanntlich kein Opfer gescheut hat. Lord Wharncliffe, ein Enkel der Lady Mary, besitzt, als mit der Herausgabe dieser lange gehegten, bisher unedirten Briefe, deren Anzahl sich auf 120 belaufen soll, beschäftigt. Wir werden damit zugleich eine von Lady Mary verfaßte Beschreibung des Hofes Georg's I. zur Zeit seiner Thronbesteigung, so wie eine Darstellung der Parteien erhalten, die damals auf dem politischen Schauplatz in England agirten. Diese Darstellung rührt von dem Sohne der Lady, Herrn Wortley Montagu, her, der später nach der Türkei, wo seine Mutter so viele romantische Erlebnisse gehabt hatte, zurückkehrt und Muselmann geworden ist. Mehrere bisher unterdrückt gebliebene Stellen in den bereits dem Publikum bekannten Briefen der Lady Montagu werden in der neuen Ausgabe derselben ebenfalls aufgestellt und diejenigen Namen, deren Anfangsbuchstaben bisher nur angegeben waren, vollständig genannt sein.

— Eisenbahn zwischen Dover und Calais. Ein Herr Henry Zaleboin hat in einem so eben erschienenen Werke über Eisenbahnen (A treatise on the political economy of rail-roads) in vollem Ernste den Vorschlag gemacht, auch England und Frankreich durch eine über den Kanal führende Eisenbahn zu verbinden. In dieser Linie soll nichts weiter nöthig sein, als „von Dover aus alle Felsenklippen abzusprengen und vermittelst dieses ganz einfachen Verfahrens die See auf mehrere Meilen weit hinaus so anzufüllen, daß dadurch eine mit bebauenen Steinen zu vervollständigende Mole gebildet wird." Ist diese Mole erst zu Stande gekommen, so scheint gar nichts leichter, als darauf auch eine Eisenbahn anzulegen, und kommen nun andererseits die Franzosen von Calais den Engländern mit einer ähnlichen Arbeit entgegen, so dürfte sich bald die Entfernung beider Molen von einander auf eine so kurze Strecke reduziren lassen, daß zwar der Durchgang der größten Seeschiffe nicht behindert, aber auch die Anlegung einer Kettenbrücke, eines Tunnels, oder eines ähnlichen Verbindungswege möglich wird. Man sieht, daß es unsere Eisenbahn-Spekulanten noch sehr weit bringen können; wenn allen Projekten aber, die nicht zu Stande kommen werden, dürfte dieses wohl das großartigste bleiben.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Mittwoch den 16. März 1836.

England.

Die schönen Künste in England im Jahre 1835.

(Nach dem Atlas.)

Die Baukunst, fast die älteste der nützlichen und nicht ganz die jüngste der schönen Künste, nimmt zuerst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, nicht blos wegen ihrer Wichtigkeit, sondern weil sie in diesen Tagen und in diesem Winkel der Erde Spuren von Wiederauferstehung zeigt und uns Hoffnung gemacht hat, aus dem Zustande des Verfalles, in welchen sie in den vorigen Jahrhunderten gerathen war, sich wieder zu erheben.

Betrachten wir die niedrigen, geschickenen, bienenkorbartigen Wohnstätten der Kaffern, oder die gemalten und kolossalen Propyläen des großen Aegyptischen Luxor oder Karnak; oder jene die ewigen Felsentempel von Ipsro und Elephanta, oder das bewegliche Zelt des Arabers, das belaubte, mit Zelten bespannte Bigwam des braunen Nord-Amerikanischen Indianers, oder die Berathungs-Säle in der Hauptstadt Washington unserer Aufmerksamkeit auf sich; oder beschauen wir die unregelmäßige und erbärmliche Hütte des Irländers, oder die proportionirten Vollkommenheiten und aufgeschichten Verzierungen des Parthenon: so drängt sich uns das Gefühl auf, daß ein geistiges Interesse und ein veredelnder Einfluß sowohl die einfachsten als auch die größten Bestrebungen des Architekten begleiten, dessen Kunst von der Gottheit ihren Ursprung abgeleitet und dessen Muster das Weltall ist. Bildhauerei und Malerei gehören einem gesellschaftlichen Zustande, die Baukunst gehört allen an.

Die Baukunst hat mehrere ihrer Zierden im Laufe des Jahres 1835 verloren: in Frankreich Durand *), und Dufour; im Preußen Erste **), und in England Wilkins, Nash ***) und Gwilt.

Ein anderes Ereigniß von einem persönlichen, aber doch allgemeinen Interesse war die Ueberreichung einer Medaille an Sir John Soane. Jedermann weiß, daß Sir John, mit einem seltenen Genius-geist und mit einer nie übertroffenen Freigebigkeit, sein Museum, seine Kunstsammlungen und seine Bibliothek, die alles Seltene und Schätzenswerthe zur Erläuterung der Architektur und der damit verbundenen Künste enthält, der Nation gewidmet hat, welcher sie bei seinem Tode anheimfällt. Zum Zeugniß der Achtung für die der Architektur erwiesene Ehre ließen seine Kunstgenossen die „Soane-Medaille" prägen. Die obere Seite trägt das Portrait Sir John's, und die Rückseite stellt die Bank von England — bekanntlich sein gelungenstes Werk — dar. †)

Im Jahre 1835 wurde das Institut der Britischen Architekten gegründet; sogleich nahm es unter seine Mitglieder die meisten Architekten von anerkanntem Ruf in der Britischen Hauptstadt auf. Es eröffnete einen ausgedehnten Briefwechsel mit allen auswärtigen Akademien und bildete durch Abgüsse, Bücher, Modelle u. s. w. den Kern eines wichtigen Museums. Die Stiftung dieses Instituts war sehr nothwendig, da, mit Ausnahme der architektonischen Gesellschaft, welche eine eben so ehrenvolle und nützliche Stellung einnimmt, obgleich sie nur den Zöglingen dieser Kunst gewidmet ist, bisher noch kein Versuch gemacht worden war, den architektonischen Genius Englands zu konzentriren. Die Kunst kam vielmehr in Verruf durch ein Begünstigungs-System, durch einen Nepotismus, wonach alle öffentliche Bauten, anstatt einer allgemeinen Mitbewerbung offen zu stehen, nur wenigen Auserwählten anvertraut wurden. So sind der Charakter des Landes in den Augen der Ausländer, und unsere öffentlichen Arbeiten getrieben, mit wenigen Ausnahmen, uns mehr zum Verwurf als zur Ehre. Unsere Architekten hatten lange den Mangel einer anerkannten Körperschaft von würdigen Vertretern gefühlt, die den Charakter der Kunst behaupten und ein tieferes Studium der verschiedenen Zweige der mit der Kunst verbundenen Wissenschaft befördern und dadurch Gelegenheit für ihre geschickteren Talenten und demnach Bürgschaft für ihre Geschicklichkeit.

Durch ein freieres und populäreres System werden die Wohlthaten des neuen Instituts sich mehr entwickeln, und unsere öffentlichen Denkmäler werden ein Beweis für die Fortschritte unseres Volkes seyn. Die neulich errichteten, die begonnenen und die zu erwartenden Bauten bieten für ein auffallendes Talent den weitesten Spielraum dar und können die strengste, aber gerechte Kritik wirksig herausfordern. Blicken wir dann auf den Pracht-Styl in Buckingham-House, auf den zierlichen Styl in der National-Gallerie, auf den dürftigen in den Gesellschafts-Sälen der Vornehmen, auf den Kirchen-Styl in der neuen Kirche des heiligen Dunstan, und vergleichen wir diese verschiedenen Style mit den Ueberresten jenes Palastes, dessen Charakter die Westminster-Halle ausspricht, mit dem Palaste zu Whitehall, mit dem großen Zimmer im Rathhause und mit der Stephans-Kirche, Baldrook, oder mit der Heilands-Kirche in Southwark, so werden wir auf einmal begreifen, wie sehr wir noch von der Vollkommenheit entfernt sind, welche Englands Architektur in verschiedenen Perioden erreicht hatte, und wir werden besser im Stande seyn, über die Bahn zu urtheilen, welche uns eröffnet ist, um einen neuen und nationalen, jedoch geschmackvollen und einfachen Baustil zu begründen.

Neue Straßen sind eröffnet worden, welche vortheilhafte Stellen für die edelsten Gebäude darbieten, und neue Pläne hat man entworfen, die einen enthusiastischen Nachsicherungsgeist in dem tätesten Künstler zu erwecken können. Die klassische Säule, der Aegyptische Obelisk und die Pyramide, das Gothische Kreuz finden Anwendung auf unseren Straßen, öffentlichen Plätzen und Spaziergängen; Schönheit und Nützlichkeit sind hier im glücklichen Verein. Unterirdische Licht- und Wasserleiter öffnen sich überall: Vorbilder, welche den Griechen unbekannt und erst von den üppigen Römern in Europa eingeführt worden waren, entstehen überall auf den Wink der Architekten; das Arbeitslohn ist wohlfeil, das Material in Ueberfluß vorhanden; die öffentliche Aufmerksamkeit ist für die Wichtigkeit der Kunst gewonnen, das Auge des Publikums wird geübt und die Wörie des Staates ist dem Genius der Architektur offen. Jetzt ist der Augenblick gekommen, der Kunst einen Nationalcharakter aufzudrücken; möchten unsere Künstler diese günstige Zeitschrifte hatten. Wir haben mit glücklichem Erfolge Reparaturen vorgenommen; wir haben mit Geschmack nachgeahmt; doch wir haben nichts geschaffen! Zum Glücke für die Architektur des Jahres 1835 werden am Schlusse von 1834 die Parlaments-Gebäude durch den Brand zerstört. Es ist die Pflicht der Geschichte, über die unpassenden Nothbehelfe, welche jetzt zur Aufnahme der großen Rathes und zum Echo der gesammten Weisheit der Nation dienen, hinwegzugehen. Es sind nur Hütten, doch größere Dinge sind versprochen. Beim Anfang der Sitzung von 1835 erhielt das Parlament, auf sein Gesuch, vom Könige die Erlaubniß zur Zusammenziehung einer Kommission, welche die Lage der beiden Häuser bestimmen sollte und die Vorlagen derselben in Empfang nehmen sollte. Die Kommission war ermächtigt, den bis vier Zeichnungen für den alten Platz zu wählen und die beste derselben dem Parlamente zu überreichen. Die Vorschriften für die Architekten waren ziemlich und insbesondere: der Styl war auf den Gothischen oder Elisabethanischen *) beschränkt; die sämmtliche Zeichnungen sollten, der größeren Unparteilichkeit wegen, ohne Namensunterschriften oder andere Kennzeichen eingereicht werden. Beinahe hundert Zeichnungen, und einige von außerordentlicher Schönheit, sind zu die Kommission gesandt worden, und diese wird im nächsten Monate ihren Bericht darüber abstatten. Ihre Entscheidung ist wichtig, indem die Kommission dadurch zugleich ihren Geschmack, ihr Urtheil und ihre Unparteilichkeit befunden und die Frage zu lösen hat, ob Englische Baumeister berechtigt sind, den Rang zu behaupten, auf welchen sie unter den größten Talenten der Europäischen Architektur Anspruch machen.

Die Bildhauerkunst hat zunächst nur den Gefühlen der Andacht und Bewunderung gewirkt, entweder alle einem religiösen Zwecke, der Andeutung der Gottheit, oder der feierlichen Erinnerung an abgeschiedene Helden und Weise. Durch ein freieres und populäreres System werden die Wohlthaten des neuen Instituts sich mehr entwickeln, und unsere öffentlichen Denkmäler werden ein Beweis für die Fortschritte unseres Volkes seyn. Die neulich errichteten, die begonnenen und die zu erwartenden Bauten bieten für ein auffallendes Talent den weitesten Spielraum dar und können die strengste, aber gerechte Kritik wirksig herausfordern. Blicken wir dann auf den Pracht-Styl in Buckingham-House, auf den zierlichen Styl in der National-Gallerie, auf den dürftigen in den Gesellschafts-Sälen der Vornehmen, auf den Kirchen-Styl in der neuen Kirche des heiligen Dunstan, und vergleichen wir diese verschiedenen Style mit den Ueberresten jenes Palastes, dessen Charakter die Westminster-Halle ausspricht, mit dem Palaste zu Whitehall, mit dem großen Zimmer im Rathhause und mit der Stephans-Kirche, Baldrook, oder mit der Heilands-Kirche in Southwark, so werden wir auf einmal begreifen, wie sehr wir noch von der Vollkommenheit entfernt sind, welche Englands Architektur in verschiedenen Perioden erreicht hatte, und wir werden besser im Stande seyn, über die Bahn zu urtheilen, welche uns eröffnet ist, um einen neuen und nationalen, jedoch geschmackvollen und einfachen Baustil zu begründen.

Neue Straßen sind eröffnet worden, welche vortheilhafte Stellen für die edelsten Gebäude darbieten, und neue Pläne hat man entworfen, die einen enthusiastischen Nachsicherungsgeist in dem tätesten Künstler zu erwecken können. Die klassische Säule, der Aegyptische Obelisk und die Pyramide, das Gothische Kreuz finden Anwendung auf unseren Straßen, öffentlichen Plätzen und Spaziergängen; Schönheit und Nützlichkeit sind hier im glücklichen Verein. Unterirdische Licht- und Wasserleiter öffnen sich überall: Vorbilder, welche den Griechen unbekannt und erst von den üppigen Römern in Europa eingeführt worden waren, entstehen überall auf den Wink der Architekten; das Arbeitslohn ist wohlfeil, das Material in Ueberfluß vorhanden; die öffentliche Aufmerksamkeit ist für die Wichtigkeit der Kunst gewonnen, das Auge des Publikums wird geübt und die Wörie des Staates ist dem Genius der Architektur offen. Jetzt ist der Augenblick gekommen, der Kunst einen Nationalcharakter aufzudrücken; möchten unsere Künstler diese günstige Zeitschrifte hatten. Wir haben mit glücklichem Erfolge Reparaturen vorgenommen; wir haben mit Geschmack nachgeahmt; doch wir haben nichts geschaffen! Zum Glücke für die Architektur des Jahres 1835 werden am Schlusse von 1834 die Parlaments-Gebäude durch den Brand zerstört. Es ist die Pflicht der Geschichte, über die unpassenden Nothbehelfe, welche jetzt zur Aufnahme der großen Rathes und zum Echo der gesammten Weisheit der Nation dienen, hinwegzugehen. Es sind nur Hütten, doch größere Dinge sind versprochen. Beim Anfang der Sitzung von 1835 erhielt das Parlament, auf sein Gesuch, vom Könige die Erlaubniß zur Zusammenziehung einer Kommission, welche die Lage der beiden Häuser bestimmen sollte und die Vorlagen derselben in Empfang nehmen sollte. Die Kommission war ermächtigt, den bis vier Zeichnungen für den alten Platz zu wählen und die beste derselben dem Parlamente zu überreichen. Die Vorschriften für die Architekten waren ziemlich und insbesondere: der Styl war auf den Gothischen oder Elisabethanischen *) beschränkt; die sämmtliche Zeichnungen sollten, der größeren Unparteilichkeit wegen, ohne Namensunterschriften oder andere Kennzeichen eingereicht werden. Beinahe hundert Zeichnungen, und einige von außerordentlicher Schönheit, sind zu die Kommission gesandt worden, und diese wird im nächsten Monate ihren Bericht darüber abstatten. Ihre Entscheidung ist wichtig, indem die Kommission dadurch zugleich ihren Geschmack, ihr Urtheil und ihre Unparteilichkeit befunden und die Frage zu lösen hat, ob Englische Baumeister berechtigt sind, den Rang zu behaupten, auf welchen sie unter den größten Talenten der Europäischen Architektur Anspruch machen.

Die Bildhauerkunst hat zunächst nur den Gefühlen der Andacht und Bewunderung gewirkt, entweder alle einem religiösen Zwecke, der Andeutung der Gottheit, oder der feierlichen Erinnerung an abgeschiedene Helden und Weise.

*) Vers. der Parallele des Kölkeen u. s. w. Er starb den 1. Januar 1835.

**) Der ehrenwerthe Geschäfts-Vorsteher ist hier in einen gewaltigen Irrthum. Der Herr Geheime Oberbaurath Erste existirt sich nicht nur einer dauerhaften Gesundheit, sondern auch seiner Kunst, welcher er noch bedeutend erweitert worden, daß er an die Spitze der Berlin-Gesellschaft zum Bau der Eisenbahn von Berlin nach Potsdam getreten ist. Deshalb machte er schon am Ende des vorigen Jahres eine Reise nach Belgien, um die Eisenbahn zwischen Brüssel und Mecheln in Augenschein zu nehmen, und im vergange nen Monate erschien von ihm die Schrift: „Einiges allgemein Verständliche über Eisenbahnen und besonders als Beitrag Unterhaltungen. Berlin, 1835. Bei Reimer. (Anm. des Uebers.)

***) Architektonischer Zeichner. Er starb den 4. August 1835.

†) Die Société libre des Beaux Arts zu Paris sandte an Sir John einen Abdruck dieser mit seinem Namen geschmückten Medaille, um ihre Achtung für den geschickten Künstler mit der ihrer Englischen Kollegen zu vereinigen.

*) Die vorgeschlagenen Gegenden waren neben dem St James's Palaste und Marlborough-House, Northumberland-House und Scotland-yard, neben der National-Gallerie, dem neuen Palaste zu Buckingham-House und endlich die Lage der alten Parlamentshäuser, zu welcher man sich entschied.

*) Ein Theil der architektonischen Literatur von 1835 bezieht den streitigen Punkt, ob der Elisabethanische Styl aus den Normischen Architektur entstanden, oder ob er nur die inländische Englische Architektur ist, die aus den vereinten Sächsischen und Normannischen Stilen hervorging. Hatfield-House, das durch den tragischen Tod der Prinzen von Salisbury berühmt ist, war eine Probe dieses Stils. Die architektonische Literatur verdankt dem Herrn Britton einen schätzbaren Beitrag. Seine Palastbaukunde von Großbritannien und die dritte Abtheilung seines Wörterbuches der Architektur und Archäologie sind die schönsten Erinnerungen der Englischen Presse von 1835.

Digitized by Google

schiedene Freunde; in beiden Fällen jedoch waren diese Gefühle, diese psychischen Anregungen, mit den physischen Bedürfnissen der Menschen innig verschmolzen. Erst als der Zustand der menschlichen Gesellschaft so weit vorgeschritten war, daß das reine Ideal seinen Einfluß verlor, wandte sich die Bildhauerkunst zu versteinerten Gefühlen. Ernst und Majestät ruhte auf der Stirn eines Jupiter Olympius, Kraft entfaltet sich im Farnesischen Herkules, Jugend und Anmuth im Apollo von Belvedere; der Ausdruck des Denkens ergießt sich durch die Mienen der Minerva; das abstrakte Ideal der Schönheit gestaltete die Glieder der Medicäischen Venus; die Statue war nicht mehr als die Sklavin Gegenwart der Gottheit angebetet, nicht mehr als die Wohnstätte der menschlichen Seele leidenschaftlich umarmt, sondern sie wird als das Werk des vergötterten Verstandes, als eine Schöpfung verehrt, die den von Hervorbringung die Hände des Menschen nur die Instrumente sind. Erst jetzt wird der verehrende und erhebende Einfluß der Bildhauers wirklich geschätzt; in dem jetzigen Zustande der Gesellschaft ist ein solches Herz und Gemüth erst fähig, die volle Wirkung jener Begeisterung zu fühlen, unter deren Einflusse der Meißel des Bildhauers zu den geheimen Umrissen der Gestalt geleitet und der sormlose Marmor zu dem unvergänglichen Denkmal geadelt wird, das den Umkreis eines angenehmlichen Gedankens mit dem Zeitpunkte seiner Vollendung hinschließt.

In Rom ward in den letzten Jahren jener Fremde, der den Palast Barberini und dessen berühmte Gallerie aufsuchte, zu den niedersten Wohnungen in den Straßen links hinzugezogen; eines dieser reizlosen Häuser war das Atelier Thorwaldsen's, und wie sehr auch die fürstliche Sammlung lockte und blendete, so kunstsie sich doch an die Wohnung des Künstlers, dessen Name schon so lebendig und hehrend in's Interesse. Unter anderen prächtigen Werken zeichnete Thorwaldsen hier im Jahre 1835 das große Monument zum Andenken Guttenberg's, welches in Mainz errichtet werden soll. Die Vertreter der Englischen Kunst in Rom ist ein sich selbst überlassenes Genie, Lough, ein Bildhauer, von welchem sein Vaterland die schönsten Erwartungen hegen darf. Er besitzt glühende Begeisterung, einen enthusiastischen Eifer, ein künstlerisches Streben, das die schönsten Ergebnisse verspricht. Er ist noch jung, doch hat er schon viel gethan, und hoffentlich werden die Wunder Italiens und Griechenlands nicht ohne bedeutenden Einfluß auf seinen Geist sein.

Der Englische Bildhauer F. P. Smith starb zu Anfang des Jahres 1835. Da England noch Chantrey, Bailey, Westmacott und viele andere verdienstvolle Namen besitzt, so ist nicht von ihm zu behaupten, daß es die Bildhauerei nicht pflege; doch St. Paul und Westminster können der Ruhm, wie viel Zeit und Geld sie diese Kunst verschwendet werden, ist. Rendlair und Gibbs stehen zwar weit hinter den Künstlern unserer Tage, und ihrer unmittelbaren Nachfolger können auch noch keine Vergleichung mit diesen anhalten; doch wir haben noch viel zu thun, um das Höchste zu erreichen. Die Ströme der Öffentlichen und Privat-Unterstützung müssen freier fließen, der Volksgeist muß besser gebildet sein, bevor die Englische Skulptur ihr Meisterwerk zu liefern im Stande ist.

Auch der Geschmack für die Schnitzkunst ist weder auf und kann, wenn er durch einen ökonomischen Geist nicht zu sehr beschränkt wird, leicht wieder zu der Höhe gelangen, welche sie in England unter Gibbins erreicht hatte. Die schönsten Proben der alten Englischen Bildschnitzerei wurden hervorgesucht und aufgestellt, und das Publikum bewunderte bekanntlich mit Staunen die verschlungenen Reformatoren, ein Werk Beaufleini's, dessen Name wegen dieser Holzbilder unter den ausgezeichnetsten Künstlern des Mittelalters genannt zu werden verdient. Die Literatur wurde mit einem Werkchen über Holzschnitzkunst bereichert. Ein anderes Werk Illustrations of Sculpture von J. H. Hoord unterstützt den Mangel an Unterstützung.

Die Malerei hat im Laufe des Jahres 1835 nicht viele Fortschritte in England gemacht. Die Königliche Akademie berief in ihren Rath die Herren Cloefson Stansfeld und William Allan und nahm die Herren S. H. Hart und D. M'Elise zu ihren Mitgliedern auf. Der Britische Maler Thomas Hoopke starb in Cleve, und Gilbert Stewart Newton, ein Amerikanischer Maler von vielem Geschmacke, Mitglied unserer Königlichen Akademie, starb am 5. August im vierzigsten Jahre seines Alters. Das Französische Institut ernannte Willie zum Mitgliede; der König der Belgier belebte Martin mit dem Kreuze des Leopold-Ordens, und die Kritiker und Beschauer des Kunst auf dem Festlande sind täglich über das richtige Urtheil des Englischen Malerschule an den Tag. Diese Anerkennung von Seiten des Auslandes macht den abstoßenden Geist, der bisher die Verwaltung unserer Königlichen Akademie charakterisirte, noch auffallender.

Die Ausstellungen erregten ungewöhnliches Interesse. Wilkie's neuer Stil erregt sich wieder die Bewunderung. Zwischen seinen früheren besten Arbeiten aber und den jetzigt aufgestellten Gemälden, dem predigenden John Knox und dem Columbus, kann keine Vergleichung stattfinden. Die Arbeiten Landseer's, Leslie's, M'Elise's u. A. beweisen, daß unsere historische und dramatische Malerschule nicht unter dem Niveau der Landschafts-Malerei steht, wo Turner, Dandy, Stanfield, Collins u. A. rühmlich herbergegen; in der Porträit-Malerei, worin wir diese ausgezeichnete Meister haben, steht Briggs billig oben an. Fast jeder Zweig der Malerei ist reich an einheimischen Talenten.

Die Berlegung der Königlichen Akademie von Somerset-House nach der neuen National-Gallerie in Trafalgarsquare ist ein Ereignis, dem man mit Interesse entgegensieht. Die Säle der Nationalsammlung sind unterdessen vortheilhafter als früher in einem dazu gemietheten Privathause aufgestellt. Die Sammlung wurde bereichert durch Ankauf der herrlichen Werke Correggio's — des ecce homo und des Meisters, der den Amor unterrichtet, aus Londonderry's Gallerie. Diese Prachtstücke werden mit der Summe von 11,000 Pfd. Sterling für die Nation wohlfeil erkauft. Wir würden uns sehr freuen, könnten wir vom Jahre 1835 sagen, daß aus den Kabinetten unserer vornehmen Kunstliebhaber durch Schenkung oder Vermächtniß, wenn auch nur ein Gemälde, in die National-Gallerie übergegangen wäre. Doch von den vielen Englischen Gallerie-Besitzern, welche im Laufe des Jahres zu ihren Vätern versammelt wurden, hat auch nicht Einer dem Britischen Volke ein Bild aus seiner Sammlung vermachen wollen. Dagegen ist die herrliche Sammlung des Marschall Soult dem Französischen Volke für die Gallerie des Louvre durch Königlichen Ankauf geschert worden.

Unter den Leistungen des Grabstichels hat unter allen sogenannten schönen Künsten die meiste Gunst des Publikums erhalten. Neue Erfindungen, wodurch der Prozeß des Abdrucks erleichtert wird; der Gebrauch der Stahlplatten, wodurch das Werk des Künstlers mehr vervielfältigt werden kann; die Verbesserung der Lithographie, die den Zeichner in den Stand setzt, sein eigenes Werk abzudrucken, und die Anwendung mechanischer Vorlagen auf Holzschnitte, welche durch Wohlfeilheit weiter verbreitet werden, haben Jedermann in den Stand gesetzt, in einem größeren oder geringeren Grade sich die Produkte des Englischen Grabstichels anzuschaffen. Diese Thatsachen geben einen Begriff von dem Umfange, den diese Kunst bei uns erlangt hat; doch wollte man von uns Übertreibungen, unter den zu Hunderten erschienenen Kupferstichen auch nur sechs zu bezeichnen, die einer besonderen Herausthebung würdig wären, so würden wir in der That ein wenig in Verlegenheit gerathen.

Das Publikum ist in dem Streite zwischen wirklichen Künstlern und bloßen Stahlstich-Fabrikanten nicht interessirt; denn es gewinnt, wie bei allen anderen auf mechanischem Wege vervielfältigten Fabrikaten, durch die Wohlfeilheit und selbst durch die verhältnißmäßig gute Ausführung der Arbeiten. Die Personen, welche darunter leiden, sind die wenigen Kupferst. her, welche ihr Leben solchen Werken widmen, die ihren Ruhm verbreiten und ihr Vermögen vermehren sollten. Es ist jedoch notorisch, daß der Kupferstecher, dessen Grabstichel häufiger vor den Publikum erscheinen, weder mehr Ruhm noch Vermögen gewinnt, als jeder andere bedeutende Künstler kann. Wer Wenige sind es, sagen mit dem Namen des besten Kupferstechers bekannt? Golding's Werke sind, wie behauptet es dreist, die einzigen Kupferstiche, welche selbst von seinen Kunstgenossen häufig gesucht und gekauft werden. Er hat seit dreißig Jahren in London gelebt und gearbeitet und hat nur wenige Werke von untergeordneter Mittelmäßigkeit hervorgebracht. Es ist nicht zu verwundern, daß nur selten zu Gesicht, wie die Kometen nach einer langen Abwesenheit. Jedoch wer ist, außer dem unmittelbaren Kreise der Kunstkenner, mit dem Namen dieses Engländers bekannt, dessen Ruf unter den echten Kunstrichtern Europäisch ist?

Die Gemälde der akademischen Kupferstecher haben es unternommen, die schönsten Gemälde der National-Gallerie im erhabensten Stile und aus Liebe zur Kunst in Kupferstichen herauszugeben. Einige dieser Arbeiten sind außerordentlich gelungen. Die schönsten Platten sind Wittie's herrliches Gemälde „John Knox", Leslie's „Waitag unter der Königin Elisabeth", wobei James Watt seinen bewunderungswürdigen Dreschkasten angewandt hat; Leslie's bestes Werk ist die „Begegnung in Don Quixote, die auf Sancho's Erzählung von seinen Leiden hervorbricht."

In dieser flüchtigen Skizze des gegenwärtigen Zustandes der schönen Künste in England haben wir Vieles anlassen müssen und sind über Manches leicht hinweggegangen; doch haben wir uns bemüht, mehr nach Gegenständen als nach Zeit und Tadel zu suchen. Wir haben aus dem Vergangenen die sichere Hoffnung für künftige glänzende Tage der Britischen Kunst in allen ihren höheren Zweigen schöpfen können.

Böhmen.

Ueber die Bewegungen und Richtungen in der Neu-Böhmischen Literatur.

(Schluß.)

Mit seltenem Fortgange gestaltet sich ein geistiges Leben innitten des Böhmischen Klerus durch die vom Prager Konsistorium seit 1829 herausgegebene Böhmische theologische Zeitschrift für katholische Geistlichkeit, mit zugleich bestimmter beigegebenen Ueberschrungen der christlichen Kirchenväter. Die Ausstattung dieser Zeitschrift, in Beziehung auf die Genauigkeit und auf die Reinheit der Sprache, ist durch die Verwaltungen ihrer gegenwärtigen Redacteurs, des Herrn Kanonikus Pyffina, wohl musterhaft zu nennen. Die Theilnahme, sowohl der Schreibenden (im vergangenen Jahre hatten nicht weniger als 32 Autoren Beiträge geliefert) als auch der Lesenden (die Zahl der Pränumeranten war gegen 900), gewähren einen erfreulichen Blick auf diese geistige Bewegung. Für Böhmen ist dieser Anstrengung so wichtiges, als sein Klerus, vermöge seiner Bestimmung und Stellung, einen ungemeinen Einfluß auf die Erziehung des Volkes und der heranwachsenden Generationen ausübt, auch sonst gewissermaßen den Stamm des Böhmischen Lese-Publikums ausmacht und durch viele treffliche Schriftsteller aus seiner Mitte die vaterländische Literatur zu kultiviren befördert ist. Es wäre zu wünschen, daß die sie mit den pädagogischen Kreis bestimmte, von Ziegler redigirte Zeitschrift: „Freund der Jugend" bald auch einen ähnlichen Schwung wie die theologische erfahren möchte, was nur durch deutschen achtbaren Klerus am ersten in Stand gesetzt werden könnte. Die gewöhnliche unterhaltende sowohl als belehrende Lektüre ist seit einigen Jahren in einem bedeutenden Umfange begriffen, was auf eine erfreuliche Unterstützung von Seiten des Publikums hindeutet. Namentlich befestigten sich die Herausgeber eines mitunter recht spienditen Druckes, so daß darin, im Vergleich mit früheren Jahren, ein bedeutender Fortschritt gemacht worden ist und sich die neueren Leistungsfähigkeiten und Bücher in Hinsicht der äußeren Ausstattung ungescheut mit denen anderer gebildeter Nationen in Europa messen können. Am meisten Verdienst haben sich darin erworben die Buchdrucker Pospischil, Spinke,

Digitized by Google

Haase und Neuenner. Es wäre wohl ein billiger Wunsch, daß irgend einer der der Landesregierung günstigen Buchhändler, der sich jedesmal einen vollständigen Verlag aller im Oesterreichischen Staate herausgekommenden Böhmischen Bücher verschaffen könnte, die sich jetzt nicht allzu große Mühe übernehmen wollte, ein forrschreitendes Repertorium mit den nöthigen bibliographischen Bemerkungen zu redigiren. Es ist schade, daß ein ähnliches Unternehmen in Wien in Bezug auf alle Slavische Weltsprachen, weil es vielleicht die Kräfte überstieg oder gar nicht ernstlich gemeint war, die erregten Erwartungen unerfüllt ließ.

Wenn Jemand, der im Stande wäre, eine vollständige Uebersicht der gegenwärtigen Böhmischen Literatur sich zu verschaffen und einen gleichen Blick auf die der großen Europäischen Nationen, namentlich der Deutschen und der Französischen, werfen, die Wirksamkeit und den Erfolge dieser Literatur nur flüchtig, ihr Ringen obmächtig, überflüssig oder gar hinderlich finden wollte, so möge er erstens nicht das relative Maaß und die hintereinden Umstände übersehen. Nach dem dreißigjährigen Kriege war der Faden der Böhmischen Literatur so abgerissen, daß sie in neuerer Zeit erst wieder von neuem geschaffen werden mußte, da sogar die Bücher aus jener Zeit größtentheils vernichtet und die noch übrigen nur in wenigen Händen waren. Ferner ist die jetzt beinahe das einzige Mittel in Schule und Leben zur Erlangung höherer Kultur die Deutsche und die Lateinische Sprache; die Muttersprache wird nur zur Noth in den sogenannten Trivial-Schulen in Anwendung gebracht. Wenn hin und wieder ein gewandhafter Unterricht in derselben ertheilt wird, so ist es meistens eine Privatsache, aus Noth oder Patriotismus unternommen, oder, wenn selbst in höheren Institution diese Sprache gelehrt wird, so ist es kaum so viel, als man anderen fremden, der Französischen oder Italiänischen, einräumt. Wenn denn nach diesem kümmerlichen Ringen von Jünglingen zu Männern zu flüchtig gewandten Schreiben in ihrer Muttersprache sich erhebt, so ist es meist ein Werk des Privatfleißes und nunmehr auch der sich immer mehr verbreitenden, übenden und zur Nachahmung reizenden Lektüre. Daß einzelne Männer es wagen durften, unmittelbar über wissenschaftliche Gegenstände in was immer für einem Fach zu schreiben, ohne die Grundlage der Schulbildung über diese Gegenstände in der Muttersprache sich selbst und ihre Leser vorausgesetzt, ist gewiß ein auffallendes Phänomen und läßt sich nur dadurch erklären, daß einerseits bei dem unsgemeinen materiellen und formellen Reichthum der inneren etymologischen und syntaktischen Konstruktion und Flexionen der Slavischen Sprachen überhaupt, und so auch der Böhmischen, es dem Schriftsteller leicht wird, die in fremder Sprache erworbenen Ideen in die eigene umzusetzen, und eben so dem der Muttersprache nicht ganz ungetreu gewordenen Leser, sie nach einiger Mühe und Gewöhnung so verständlich zu finden, wie wenn sie ihm durch die Kultursprache selbst geboten würden. Ja, es findet sich dadurch noch ein ganz eigener Reiz, der sich sowohl beim Schreiben läßt und den man mit den sanften Gemüthsregung vergleichen möchte, die uns nach langer Abwesenheit bei der Rückkehr in die Heimath berühret. Alle Worte sind mit der Frische jugendlicher Eindrücke wie neu belebt, und die in jodter Schulsprache überkommenen Anschauungen und Begriffe, unmmehr in die Muttersprache umgewandelt, wurden nur zu wie Anfangs wiederergefundenen Spielzeug, womit sich die Kinder. Soll nun und wird für immer den Böhmen seine Muttersprache nur ein Spielzeug bleiben? Oder ist ihre Bestimmung eine höhere? Soll sie unmittelbarer Organ höherer Entwickelung und höherer Wirksamkeit, wie im Kirche, so auch im Staat, Kunst und Wissenschaft werden? Es liegen sich wohl hier manche gewagte Hoffnungen, vielmehr Wünsche in die Zukunft thun; doch sollen nicht die Gränzen der Beschiedenheit des privaten Standpunktes überschritten werden. Mit Vertrauen auf die sein Schicksal leitenden, jede treue und im Wesen begründete Bemühung achtenden Mächte wird der Böhme, wenn auch aus Dilettantismus, sich mit Liebe der Kultur seiner Muttersprache ergeben und sich durch die Abnahmungen eines gewaltlosen Kosmopolitismus oder einseitigen intoleranten Nationalismus nicht irren lassen, die Früchte seiner gegenwärtigen Bemühungen der einst billigeren Zukunft freudig als Opfer darbringend.

Das Weitere möge als einleitendes Wort gesagen, woran von Zeit zu Zeit Nachrichten über neuere bedeutendere Erscheinungen in der Böhmischen Literatur angeknüpft werden sollen. Purkinje.

A f r i k a.

Ausflüge in die Umgebungen Algiers.

Von Thomas Campbell.

Also Oran berichtet man, daß die Cholera schnell den 16ten Theil der Bevölkerung hingerafft habe, daß sie aber im Abnehmen sey. Ich nahm mir vor, bald die Schlacht bei Boona hin zu bereisen, inzwischen aber so weit ins Innere, südlich von Algier, zu dringen. Vier 15 Englische Meilen von Algier entfernten Fleckn Douera ist ein Französisches Lager von 2000 Mann. Fünf Meilen weiter, in der Richtung nach Belida, befindet sich die Ebene von Busfarik, wo die Eingebornen einen Wochenmarkt halten und mit den Franzosen in Freundschaftsbündnissen stehen. Doch wagt sich kein Europäer ohne militairischen Schutz nach dem Markte. Mein Freund, Oberst Maret, ist zum Aga von Busfarik ernannt worden. Am Marktage sollte diesmal auch Heerschau über die im Französischen Solde stehende Kavallerie der Eingebornen und einige Bataillone Französischer Infanterie gehalten werden. Ich ritt des Morgens mit der Absicht von Algier weg, den Markt und die Musterung zu Busfarik zu sehen, vor Nacht aber wieder nach der Hauptstadt zurückzukehren. Allein ich beging hierbei zwei Fehler, erstlich, daß ich nicht auf ein Schutzmittel gegen einen möglichen Regen bedacht war; zweitens, daß ich mir einen Reise-Gefährten wählte, der mit der Gegend eben so unbekannt als ich selbst war, anstatt an der Seite des Obersten Maret und seiner Kavallerie zu reiten, welche mit Tagesanbruch den Stadt verließen und lange vor Mittag in Busfarik waren. Mein unwissender, aber selbstzufriedener Begleiter verscherzte mir, er kenne den Weg nach Busfarik vollkommen, bestätigte aber seine Landeskunde nur dadurch, daß er mich von dem gerabesten Weg ableitete, mich über unwegsame Wildnisse führte, wo wir lange aufs Gerathewohl herumirrten, bis uns ein Reuter auf die Seite zeigte, wo wir den Wochenmarkt zu suchen hätten. Bald nach dem schönen Morgen sammelten sich schwarze Wolken, und es fing an, Hellebraten zu regnen, wie die Franzosen sagen. Die Afrikanischen Regengüsse haben sich dem juste-milieu noch nicht unterworfen, gehören vielmehr noch der Herrschaft des Terrorismus an. Eine Stunde lang goß es wie mit Eimern auf mich herab, und ich hatte nichts zu meinem Schutze, als einen leichten Ueberrock, während mein Gefährte sich vorsichtig durch Wachs-Taffet von Kopf bis Fuß wasserdicht gemacht hatte. Endlich erblickten wir die Zuaven (Mauriche Reiter) in ihren weißen Bernussen, und ich hatte Gelegenheit, die wunderbaren Evolutionen dieser Kavallerie mit anzusehen. Ich habe schon Musterungen der besten Truppen Europas beigewohnt, aber nie habe ich eine Geschicklichkeit gesehen, welche der gleiche, mit der die Zuaven über die Ebene hinfliegen, sich drehen, stillstehen, laden und rückwärts und vorwärts feuren. Wenn die Franzosen die Regentschaft ganz erobern wollen, kann es hauptsächlich durch Vermehrung der Zahl der Zuaven geschehen. Ein Französischer Dragoner-Offizier sagte mir, daß 2 Zuaven mit ihren feurigen Pferden mehr taug, daß aber vor allen der Sattel dieser Reiter ihre geschickten Bewegungen unterstützt. Er ist vorn und hinten fast einen halben Fuß hoch gekrümmt. *)

Der Markt zu Busarik bot nichts von besonderem Interesse dar. Unter Zelten, die bloß für die Marktzeit erbaut sind, verkaufen Kabylen und Neger alle Arten von Landesprodukten und regalieren sich dort an den Kaffee. Zu meinem nicht großen Vergnügen ist mir mein Reisegefährte auf dem Markte abhanden gekommen (vielleicht haben die Landeseingebornen seine Wegweiser-Dienste in Anspruch genommen), und die Rengierde verleitete mich, allein in der Richtung nach Belida, über Busfarik hinaus, zu reiten. Das Land vermaguelt hier überall, wie schon in Algerischen Meilen entfernt von Algier, der Eingebornen Kultur, welche die Hauptstadt umgiebt. Nur hier und da erblickt man einen Maulbeerbaum, die Landschaft hat im Allgemeinen die braune, trostlose Farbe des Schottischen Hochlandes und ist weiterhin wahrscheinlich eine Haide. Das Hauptgewächs des Bodens ist die Zwergpalme, die aber mit dem Dattelbaum nur den Namen gemein hat und nichts als ein Strauch ist; jedoch ist sie weit besser als unser Scheinfarn Haide-Strauch; ihre Blätter dienen dem Vieh, ihre Wurzeln dem Reuter zur Nahrung. Ich ritt so weit südlich, daß schon die Stadt Belida vor meinem Blicke matt aufzuchte. Plötzen in der wilden Einöde fand ich jetzt paar elende Rohrzelte, vor deren einem ein Mädchen eine Kuh melkte. Ich ging auf sie zu, durch Zeichen zu verstehen, daß ich trinken möchte, und hielt ihr ein Silberstück hin; aber mit Verachtung warf mir einen unverschämten Blick zu und gab mir ein drohendes Zeichen mit der Hand, mich zu entfernen. Ich hielt es für ein Tantalus-Geschick, einer rechten Mauerstadt so nah zu seyn und nicht einmal ihre Vorstädte gesehen zu haben, und ritt immer vorwärts; doch sah ich mir zur rechten Hand, daß ich ohne Gefahr nicht weiter reiten konnte, weil sonst mich Algier kommen werde; die kalte Nässe meiner Haut hatte obnedies das Feuer meiner Neugierde schon gemäßigt, ich kehrte daher um und kam wieder zu den Französischen Truppen, eben als die Musterung vorüber war.

Belida liegt hart am kleinen Atlas. Als die Kabylen mit den Franzosen kämpften, reichten ihre Kugeln von den niederen Reihen des Atlas bis mitten in die Stadt. Die Mauer um Belida soll sehr niedrig und aus Lehm und Holz gebaut seyn; eben so sind die Häuser, die soll alle nur einstöckig sind und auf Maurische Weise die Fenster nach dem innerhalb Hofe kehren. Neuerlich erschütterte ein Erdbeben die Stadt und verschonte nur die niedrigsten Häuser, seitdem bauen die Belibianer kein Haus mit zwei Stockwerken.

Kurz nach der Invasion der Franzosen luden die Einwohner Belidas den General Bourmont ein, sie gegen die Kabylen zu vertheidigen. Dieser zog mit einer ersinnen Schaar hin und schlief in der Nacht des 24. Juli in der Stadt. Als er schon am andern Morgen gehen ihm die Bergbewohner höchst unfreundliche Salven, und er hielt es für seine Pflicht, mit den unartigen Menschen nichts zu thun zu haben, und zog sich schnell zurück. Doch die Eingebornen, selbst die Einwohner Belidas, gaben dem vornehmen Gast das Geleit in Corpore die einige Meilen südlich Busarik. Hier drachten die Franzosen eine traurige Nacht unter dem Schwerzgeschrei der jährlichen Verwundeten zu. Am 25. Juli kam Bourmont gebraut nach Algier zurück, wohin gleich darauf ein Gesandter der Einwohner Belidas kam, um ihr Benehmen zu entschuldigen. Sie behaupteten, von den Kabylen zur Waffenergreifung gegen die Franzosen gezwungen worden zu seyn, und daß sein Verrath Kattsinden. Der somit so richtig urtheilende Gesandte Algier beschuldigte Bourmont einer „Clemences intempestive“, weil er den Abgesandten nicht vor der Fronte der Truppen habe erschießen lassen; aber Bourmont hat nach meiner Meinung die Nachsicht nicht zur Unzeit angewendet. Einen Gesandten erschießen zu lassen, muß man ganz anfrorordentliche Rechtfertigungs-Gründe haben, und hier bietet uns nichts, an die Herrschaft der Belibianer zu glauben. Bourmont hat recht, daß er nicht genug Truppen mitgenommen, die Stadt gegen die Kabylen zu

*) Der Verfasser mag vielleicht die unübertreffliche Geschicklichkeit der Zuaven mit der Farbe seiner Dichter-Phantasie. Hätte er die Tscherkessen in Kalisch gesehen, er hätte vielleicht zugestehen, daß die Zuaven erreichbar, wenn nicht zu übertreffen sind, obgleich nicht alle Tscherkessen wie die Zuaven auf einen Reuknecht reiten. Voller, die stets auf dem Pferde sitzen, sind gewissermaßen Natur-Kunstreiter. Wenn aber das Land der Wunder-Verbindungen in Afrika von den Afrikanischen Reitern aufgehen soll, so dürfte man sich fragen, wo denn die sogerühmte Unübertrefflichkeit dieser Leute abgeblieben ist, als sie gegen die Franzosen für Nationalität, Glauben und Herrschaft kämpften?

Digitized by Google

schaupten, und diese zwanzig wirklich nach ihren Eindringen die Bürger Belidas, mit ihnen gemeinschaftlich den Feind zu verfolgen.

Im folgenden Jahre rückte Clauſel mit 7000 Mann Infanterie, mit Kavallerie und Geſchütz vor Belida und nahm es mit Sturm. Hierbei konnte man nicht über „Clemenee intempestive“ klagen. Einen ganzen Tag dauerte das Plündern, die Hälfte der Armee verfolgte die Kabylen nach ihren Bergen und legte auf ihren Wege alle Wohnungen in Asche; die andere Hälfte blieb in Belida und traf daſelbſt die nöthigen militairiſchen Einrichtungen der Einwohner, denen man eine Verſchwörung Schuld gab. Am Abende dieſer Schlächterei ſah man meiſtenweit die Orangengärten und die ſchönſten Zinnen der Welt (!) vom Brande der Häuſer und Hütten erleuchtet. Zu der That, ich muß, auf alle Befehle, für unkonſequent gehalten zu werden, zumahlen meine Wünſche für das Waffengläck der Franzoſen in Afrika zurückſtehen, wenn ich ihre eigenen Berichte über dieſe brutalen und unſinnigen Expeditionen leſe*).

Niemand kann es bedauern, daß die Franzoſen von dieſen ſchlecht gelenkten Eroberungen keine bleibende Früchte gärndtet haben. Einer ihrer Generale wünſchte ſeinen Truppen Glück zu der Glorie, daß ihre Wachtfeuer auf dem Gipfel des Atlas loderten, wo der Glanz ſich mit dem Glanze der Sterne zu vermiſchen ſchiene; doch dieſe Glanz-Tirade endete mit ernſter Demüthigung. Die Armee vom Berg Atlas kehrte verfolgt und geſchwächt nach Algier zurück.**).

Trotz meiner ärgerlichen Betrachtung über die Handlungsweiſe der Franzoſen war ich doch ſehr froh, mich ihnen in Buſarik anſchließen und in ihrer Geſellſchaft bis Dueira kommen zu können. Das Wetter hatte ſich plötzlich geändert, die Regengüſſe machten der Sonnenhitze Platz. In dieſem Klima verdirgt ſich die Sonne kurze Zeit, bricht aber plötzlich aus ihrem Verſteck hervor, gleich einem Tyrann, der fürchtet, man möchte ihn in Banden ſchlagen. Bei dieſer Hitze war mein feuchtes Kleid, die jetzt faſt wie Flanell aus kochendem Waſſer gezogen rauchten. Ich vergaß, daß dieſe Art, mich und meine Kleider zu trocknen, ungeſund ſey, und befand mich ſehr wohl, als ich auf der beſonnten Straße ſo hinritt und auf die Kriegsmuſik der Soldaten horchte. Zu Dueira angekommen, überfiel mich eine unwiderſtehliche Schläfrigkeit; ich bin ſogar ſo ſtark in mich ſelbſt verſunken, daß mich nichts wieder regnen, ehe ich Algier erreichte, und beſchloß, in Dueira zu übernachten. Hinter dem Lager liegt ein trauriges Wirthshaus, das ein Bilkardzimmer hat, welches von den Franzöſiſchen Offizieren häufig beſucht wird, und außerdem nur noch ein Dachſtübchen. Auf meine Frage an den Wirth, ob ich wohl gute Betten fände? ſagte er: „Ja, ganz treſs bon lit.“ Doch als ich auf der Leiter (Treppe war in dieſem Hotel nicht Stite) zu meinem Schlafgemach hinaufſtieg, fand ich, daß im Wörterbuche meines Wirthes treſs bon lit ein Siebſack und eine wollene Decke heiße. Was war zu machen? ich war ſehr müde und legte mich unentkleidet nieder. Nach zwei Stunden wurde ich durch heftige Schmerzen aus dem Schlafe geriſſen. Ein Bedrängniß hatte ich einen Schmerz, als treibe man mir einen großen Nagel in die linke Bruſt, kurz ich hatte eine vollſtändige Pleureſie. Ich ſtand auf, taumelte nach der Fallthür und ſetzte mich im Billardzimmer ans Feuer. Die Franzöſiſchen Offiziere, die mich in ſolchen Leiden ſahen, beruhigten ſich höchſt liebevoll. Einer eilte ſogleich nach dem Lager, um mir einen Arzt zu holen. Dieſer verordnete, mir zur Ader zu laſſen und mich in ein gutes Bett zu legen; da man aber mein „bon lit“ ohne Betten fand, ſo ſchickte ein Franzöſiſcher Oberſt nach ſeinem Zelte und ließ ſeine Betten herbringen. Ich ſchäme mich, den Namen dieſes wiedigen Mannes vergeſſen zu haben; doch habe ich auch den Namen vergeſſen, ſo werde ich doch nie die Güte des humanen Mannes vergeſſen. Seine

*) Der kosmopolitiſche Edelmuth und das warme Herz des Dichters wiſchen auch hier die Nationalität nur zu ſehr verſchwinden. Wer hat wohl mehr Zeuge der unabläſſen Grauſamkeiten, aber er glaubt ſie, weil ſie leider den Berichten der Europäer, unſerer Landsleute, beſtätigt werden, anzuklagen ſind, und weil er gern die Beſtrebungen benutzt, ſeinem edlen Schmerz Ausdruck zu verleihen. Scenen der Wuth ſind wohl überall und zu allen Zeiten in einer Epoche des Kampfes, der Rache entſtanden, die Thatſachen, welche dem Sturme von Belida vorausgingen und mit ihm verdienſt waren, entſchuldigen gewiß das Verfahren der Franzoſen, wenn ſie es nicht rechtfertigen. Der Leſer wird es bald ſelbſt mit Abſcheu und Erſtaunen zugeben, wie einſt die Hamiltars und Hannibals wandelten, haben von ihren Punniſchen Vorgängern nichts als „punica fides“ geerbt, welche mit dem barbariſchen Fanatismus gepaart, die ſchaudervollſten Mordthaten gegen Franzoſen erzeugt hatte. Im Augenblicke des Sturmes drang ein vornehmer Häuptling in die Kaſernen der Soldaten und bot ihnen die Tochter des Kaiſers mit der zur rechten Zeit entdeckten Abſicht, ihn meuchlings zu ermorden. Die Offizieren bei Dey und der Weibern wollen keine andere Ermahnungen hervorgehen, als bis der Zuchtruthe.

**) Der Sieg war, der ſich der obigen Thatſe vom Sternenglanz auf dem Gipfel des Atlas erhöhte, wurde Clauſel getrübt, und nicht lange, daß man's ihm übel nimmt. Nicht alle Völker ſchweben ihren kriegeriſchen Mann aus gleicher Quelle; manche ſchöpfen ihn aus dem reinen Aether, aus der ihrer Geiſt, manche aus der ſchwarzen Tiefe, aus der Hölle, manche aus Aberglauben, manche endlich aus vorhabſtern Thaten. Der Krieger, welchen den Geiſt und die Nationalität ſeiner Truppen gut kennt, wird ihr ſo auch ſtimmen die rechte Quelle finden. Ein Engliſcher General, der den Sturm ein Treffen leiten wollte, ſagte zu ſeinen Soldaten: „Ihr habt täglich Gute gegen Barbarei und Unmenſchlichkeit zu ſchützen, und ſollt ihr von dieſen Spaniſchen Hunden, die nur Tigronen ſreſſen, gefchlagen werden!“ und er ſiegte. Als die Franzoſen bei ihrem Zug zum Atlas nach Bona, von unerhörten Anſtrengungen erſchöpft, nicht weiter wollten, ließ Suwarow eine Grube graben und ſtellte ſich mit den Worten hinein: „Hier will ich ſo lange begraben werden, bis Ihr Euch ſchämt, Feiglinge zu ſein!“ — und die Ruſſen zogen weiter. Die Franzoſen mußten am Werd der Siegeslei regreifen werden, wenn ihr ungewöhnliches treiben ſollen. Bonaparte verſtand dies ſehr wohl. Ihr Italien brauch er ſehr viel von Hannibal, den Scipionen und den Gracchen, an den Pyramiden ſagte er: „Vierzigmal Jahre ſchauen auf Euch herab!“ Die Franzoſen lauſchten dieſen Phraſen und wurden faſt nie beſtraft. Hatte man dieſes den Spaniern, Neapolitanern u. A. geſagt, ſie hätten ein Jahr weder auf die Pyramiden hinaufſteigen, noch ſie ſich nur der Pleure zurecht gefunden hatten. Einem Franzoſen hatte Clauſel nichts Schoneres bieten können, als die Nachbarſchaft und dem Gipfel des Atlas, deren Glanz ſich mit dem Glanz des Himmels vereinte.

Aufmerkſamkeit rührte mich um ſo mehr, als er auch in ſeinem Aeußeren eine ſprechende Aehnlichkeit mit meinem zaprteen und edlen Vetter, dem See-Kapitain Robert Campbell, der leider nicht mehr iſt, hatte. Die Abreißte und ein Kräuterpflaſter auf meiner Bruſt linderten meinen Schmerz ein wenig, und ſchon hoffte ich, die Nacht, wenn auch nicht ſchlafend, doch ruhig zuzubringen, als ich zu meinem Schrecken gewahrte, daß meine Lagerſtätte durch eine Legion von Ratten beſetzt ſey. Der Wohlgeruch meines Kräuterpflaſters hatte mich bei ihnen beliebt gemacht, und einige von der Größe junger Hafen machten mir auf meinem Bette ihre höflichen Beſuche. Bei meinem unausſprechlichen Abſcheu vor Ratten ſchrie ich aus allen Kräften nach dem Wirth und brachte dadurch meine kaum etwas gelinderten Seitenſchmerzen in alter Heftigkeit zurück. „O, mon hôte!“ ſagte ich dem hereinſtürzenden Wirth, „bringen Sie mir eine Katz, ich will für ihre Geſellſchaft bis morgen 20 Franken zahlen.“ — „Hélas! Monsieur“, antwortete er, „und wenn Sie 1000 Franken geben, kann ich Ihnen keine verſchaffen; im Lager zu Dueira giebt's keine Katzen, weil die Franzöſiſchen Soldaten ſie ſtehlen und ſie, wie man behauptet, zu Suppen und Paſteten benutzen.“ — „So ſchaffen Sie mir einen Hund!“ — „O Monsieur! ich habe keinen anderen, als den wilden Ratzenhund, den Sie im Hof beſſen hören, dieſer würde Sie zugleich mit den Ratten verſchlingen, und dann hätten Sie nichts gewonnen, denn Sie würden auf dieſe Weiſe wieder mit den Ratten an demſelben Orte zuſammen ſeyn.“ — „Weh mir!“ ſchrie ich, „ſo bringen Sie mir ein paar Hühner und meine Reitpeitſche.“ — Mit dieſen Waffen in der Hand, der keine geſchnelle Aber hatte, ſtritt ich mich mit meinen Angreifern, und obgleich die Anſtrengung ſchmerzhaft war, brachte ich ihnen doch zahlreiche Hiebe und Kontuſionen bei. Dunkel erinnere ich mich eines Kampfertin, die, auf den Hinterbeinen ſtehend, die Zähne wetzte und ſich geſchickte, einen Sturm auf mich zu machen. Doch möchte ich dies nicht für ein verbürgtes hiſtoriſches Faktum angeben, weil meine Erinnerungen aus dieſer Nacht nicht unträglich ſind, ich war ganz von Sinnen und bildete mir auch ein, ich ſähe ſchwarze, weiße und blaue Ratten vor mir*). Siegreich ſchlief ich gegen Morgen eine kurze Zeit auf der Wahlſtatt, und befand mich darauf wohl genug, die Beſuche meiner Offiziere anzunehmen, die ſich nach meinem Befinden erkundigten. Noch denſelben Tag brachte man mich auf einem Wagen nach Algier, und ich war nie glücklicher, als mich in meinem Bette bei Herrn Desloufle und unter der geſchickten Hand meines Freundes, des Doktors Rivière, zu ſehen, der mir 25 Blutegel auf die Bruſt und oben ſo viel zwiſchen die Schultern verſchrieb. Mit einem ſtets mitleer Ihren von der Heimat! Algier war in dieſem Augenblick mir eine gelebte Heimat; ich hatte Freunde hier, die Tag und Nacht mich pflegten, und ihre liebevolle Sorgfalt hat bereits meine Leiden gelindert.

Italien.

Einige der beſſeren Italiäniſchen Journale.

In Toscana erſcheinen: L'Indicatore, Zeitſchrift für Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt. Siena, bei Bindi. — Giornale Agrario di Toscana. Florenz, bei Bieſſeux.

Der Indicatore datirt ſich erſt von dem laufenden Jahre 1836. Er erſcheint wöchentlich in Quart-Format und giebt artiſtiſche Artikel, Notizen und Biographieen. Es ſind recht wenige Hefte publizirt, allein ſie verſprechen etwas Gutes. — Das Giornale Agrario behandelt die Land-Oekonomie. Es wird von der Akademie der „Freunde des Landbaues“ (georgofili) in Florenz herausgegeben und iſt ſchon längere Zeit ein Blatt von begründetem Rufe.

Rom hat zwei artiſtiſche Blätter: das Album und den Tiberino. Das erſtere, zunächſt für Künſtler beſtimmt, giebt Texte und Abbildungen. Die letzteren ſind nicht lithographirt, ſondern geſtochen. Jede Nummer begleiten wenigſtens drei Kupfer. — Der Tiberino, ein Blatt in Folio, das jede Woche herauskommt, hat es ſich erſten Literaten und Künſtler Mittel-Italiens zu Mitarbeitern. Er enthält Notizen über Kunſtgegenſtände, ſowie auch über jene Zeitalters. Wenn dieſe ſchätzbare Zeitſchrift auch der Lombardei etwas mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo könnte man ſie mit Recht die Annalen der Künſte Italiens nennen.

Im Königreich beider Sicilien kommen zwei namhafte Journale heraus. Der Omnibus, ein Neapolitaniſches Wochenblatt in groß Folio, welches eine Menge Notizen, Novellen und Biographieen (!) bringt, beſſert ſich immer mehr. Die Effemeridi scientifiche e letterarie ſind, wie ſchon ihr Titel beſagt, bald wiſſenſchaftlich und bald literariſch. Sie werden in Palermo gedruckt, und ihre Mitarbeiter ſind die geſchätzteſten Gelehrten und Literaten Italiens.

Von den Zeitſchriften der Lombardei ſind die vorderuſtlichſten: der Ricoglitore, eine Monatsſchrift nach Art der Engliſchen Reviews; der Corriere delle Dame, ein ſehr angenehmer Unterhaltungs-Blatt — der Giovedì (Donnerſtag), eine neue Zeitſchrift, ſie die Jugend berechnet — der Termometro del Commercio, deſſen blinder Redacteur (Margaroli) in früherer Zeit verſchiedene Werke von ernſtem Inhalt ſchrieb und jetzt, nachdem er das Augenlicht verloren, in der Journaliſtik ſeine Erholung ſucht — der Censore u. ſ. w.

*) Die Ratten in Nord-Afrika ſind verhältnismäßig noch barbariſcher, als die dortigen Menſchen, und ſtehen an Grauſamkeit in der leteter Beziehung den wenigſten weit nach. In Negypten bekanntlich werden Ratten und Mauſe mit den ſchimpflichſten Namen von den Einwohnern beſtraft. Ein gewöhnlich Schimpfwort der Araber iſt: „Leider die fingerrechtigkeit der Katzen, als die Gerechtigkeit der Ratzen.“ Burckhardt erzählt uns, daß oft Familien aus ihren Wohnungen getrieben werden wegen der Raubſucht und Wildheit der zahlloſen Ratten und Mauſe. S. Burckhardt, Arabic proverbs p. 67.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erschienen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 34. Berlin, Freitag den 18. März 1836.

Dänemark.

Grundtvig's mythologische Lehre.

Pastor Grundtvig ist Einer der unabhängigsten und kühnsten Denker, die das heutige Skandinavien aufzuweisen hat. Dieser Dänische Geistliche begann seine Laufbahn — wie man sagt — als rationalistischer Theolog, änderte aber sehr bald seine Ansichten und wurde ein eifriger Verfechter des strengen Lutherthums. Kein unreines Motiv scheint bei dieser Veränderung seiner religiösen Meinungen mitgewirkt zu haben; denn Pastor Grundtvig soll in jedem Lebensverhältniß ein so ganz unbescholtener und unsträflicher Mann seyn, daß selbst diejenigen, die seine leidenschaftliche Polemik tadeln, der Lauterkeit seiner Absicht das gebührende Lob zuerkennen. Nach verschiedenen Verfolgungen von weniger Bedeutung — die wir hier der Kürze wegen übergehen — machte er vor etwa neun Jahren einen Angriff auf die Rechtgläubigkeit eines Professors der Theologie in Kopenhagen. Dieser Streit verwickelte den allzu heftigen Priester in einen unglücklichen Prozeß, in dessen Folge er seinem geistlichen Amt entsagte.

Neben seinen theologischen Studien hat Pastor Grundtvig auch auf die Nordischen Alterthümer großen Fleiß verwendet. Seine Landsleute verdanken ihm eine vortreffliche, wenn auch vielleicht etwas zu populaire Dänische Uebersetzung von der Dänischen Geschichte des Saxo Grammaticus und von der Heimskringla des Snorre Sturlason. Auch Beowulf's bekanntes Angelsächsisches Gedicht ist durch ihn dem Dänischen angezeignet worden.

Das meiste Aufsehen aber machte seine hysterisch-poetische Entwickelung und Auslegung der Nordischen Mythologie.*) Dieses Buch, größtentheils im Tone bitterer Satire abgefaßt, scheint, unter dem genannten Hauptgesichtspunkt, auch noch mehr drei Bände Uebersetzung nöthig gehabt zu haben. Der Verfasser bricht darin den Stab über alle Schriftsteller und will bloß die Herrschaft der mündlichen Ueberlieferung des „geflügelten Wortes" anerkennen. Dann verwirft er die Lateinische Sprache mißbilligt, und mit ihr Alles, was den alten Römern zugehört, mochte es nun Literatur, Politik oder Styl seyn. Ein ähnliches, doch weit gelinderes Verdammungs-Urtheil spricht er über die Deutschen wegen ihres unbesiegbaren Hanges zur Buchschwarmerei aus. Endlich behauptet er, daß nur zwei Völker des Alterthums eine wahrhaft schöpferische Phantasie gehabt haben: die Griechen und die Skandinavier; darum — so schließt er — verdienen auch nur die literarischen und artistischen Ueberreste dieser beiden Völker studirt zu werden.

Grundtvig's Ansichten sind, wie man in den heidnischen Mythen eine allegorische Astronomie oder Naturlehre. Diesen Ansichten widersetzt sich der Verf. mit solchem Feuereifer, daß man beinahe denken sollte, er wolle den Gottheiten Skandinaviens wieder Altäre bauen. Aber der lutherische Ex-Pastor in Kopenhagen ist eben so heftig ein verkappter Verehrer des Odin und Thor, als des Zeus und Ares; er hat nur eine solche Vorliebe für das schöne Hellas und den hehren Norden, daß er alle Kräfte aufbietet, um und die hohe Bedeutung, welche die Religionen beider Völker für Verstand und Phantasie haben, recht einleuchtend zu machen. Er erklärt diese Religionen zwar auch für allegorische Systeme, behauptet aber, daß der Gegenstand der Allegorie ein anderer sey, als man bis jetzt angenommen. Seinem Prinzip gemäß, ist es der Mensch selbst, als Individuum und als Gattung, was die Mythologie allegorisch darstellt; wir sehen in den Götterlagen des Alterthums ein Gemälde des Kampfes zwischen dem thierischen Gefühle und den wahrhaft menschlichen Neigungen, zwischen den selbstsüchtigen und den sozialen Elementen, dem Geistigen und der Materie. Auch zeigen sie uns, wie der Tod des Individuums mit dem Fortbestehen der Gattung kontrastirt u. s. w. Alles dies hat in Griechenland einen mehr philosophischen oder politischen, und in Skandinavien einen vorherrschend kriegerischen Charakter.

Es ist nun Zeit, daß wir den Verfasser selbst redend einführen. Zunächerst einige allgemeine Ansichten in Betreff Griechenlands.

„Um den Fortgang der menschlichen Entwickelung richtig zu bestimmen, müssen wir nach großen Massen rechnen, sie, bis ein wenig mehr oder minder seinen Unterschied macht. Wer kann wohl zweifeln, daß verhältnißmäßig das ganze Alterthum die Epoche der Phantasie, das Mittelalter die Epoche des Gefühls und die neueren Zeiten die Epoche des Verstandes oder der Reflexion seyen? Und ist nicht dem gemäß der Literatur des Alterthums die poetischste, die des Mittelalters die historischste,*) und die der neueren Zeit die philosophischste? Ziehen wir unsere tägliche Erfahrung zu Rathe, so werden wir auf gleiche Weise uns überzeugen, daß, verhältnißmäßig, die Phantasie in der Jugend, das Gefühl im Mannesalter, und die Reflexion im Greisenalter vorherrscht. Da nun jedweder Nation nur ein Verein von Individuen und ein Stück der Menschheit seyn kann, so wissen wir schon a priori, daß jede auch dieselbe Bahn durchlaufen haben muß, wenn gleich Mangel an Belebrung oder besonders verwickelnte Umstände die Spuren davon in gewissen Fällen mehr verwischen können als in anderen."

„Hätten diejenigen Gelehrten, die in unserer neueren Zeit das Alterthum zu dolmetschen unternommen, einen echt wissenschaftlichen Geist besessen, so würden sie die beiden künstlichen Nationen (Aegyptiern und Römer) auf's Ende verspart und uns die ganze Ausmerksamkeit den Griechen gewidmet haben, als der einzigen von den natürlichen Nationen des Alterthums, welche wir in der ganzen Periode ihrer Entwickelung, von Solon bis auf Augustus, beobachten können. Man würde auf diesem Wege bald sich überzeugt haben, daß die ganze Periode vor Solon dem Reiche der Phantasie angehört, daß das Gefühl in dem Zeitraum zwischen Solon und Alexander und die Reflexion in der Periode nach Alexander vorherrschte. Es würde alsdann keinem Erklärer der Griechischen Mythen — die, weil Alter noch als der greise Homer, aus den dunkelsten Tiefen des Reiches der Phantasie emporsteigen — in den Sinn gekommen seyn, sich einen Aristarchus, einen Philosophen zu denken, wie er ein Plato aus seinem Musenbuche reißt, um einen Dacht oder einen Wurst-Spieler hineinzuwickeln, und dieses Kleinod wohlverschlossen den alten Griechen übersendet, als ein vom Himmel gefandtes Häuschen mit einem Gott darinnen, dessen Gegenwart sie zugleich erschrecken und einigermaßen über die Wirklichkeit erheben könnte; denn selbst eine solche Allegorie, als Aristophanes, zu viel für die Einbildungskraft eines Alexandrinischen Dichters."

... Wenden wir uns jetzt von Herrn Grundtvig's sonderbarer und nicht sehr gefälliger Satire zu einem angenehmeren Gegenstand, seiner Erklärung einer Griechischen Mythe, die wohl den meisten Lesern mehr Interesse gewähren dürfte, als seine Ansichten von Skandinavischer Allegorie.

„Chronos war ein Sohn des Uranus und der Gr. Nach seiner Absetzung theilten sich seine drei wohlbekannten Söhne in die Herrschaft der Welt, die Erde ausgenommen, welche sie vergessen zu haben scheinen: Zeus nahm den Himmel, Poseidon das Meer und Pluton oder Aides die Unterwelt, wo aus dem Myrtlichen Hölle genannt, unter welchem Worte wir aber nicht Hitze, sondern Kälte verstehen. Ja, Pluto scheint gewissermaßen unsere Ansicht getheilt zu haben; denn er beschließt, seine kalte Majestät mit einer warmen Schönheit zu theilen, und raubte sich eben darum die reizende Persephone, eine Tochter des Zeus und der Demeter. Die Meinungen sind getheilt über die Art und Weise, wie Pluto die majestätische Königin der Schatten erwarb; darin aber stimmen alle die klassischen Alten überein, daß er sie plötzlich überraschte, als sie in ihrer unschuld Lilien pflückte, und daß sie bitterlich weinte, obgleich sie in einem goldenen Wagen entführt ward. Auf die Fürbitte ihrer Mutter durfte sie jedes Frühling und Sommer die Oberwelt, virtlicht sogar den Olympos, besuchen und wurde durch Zeus, der ihr in Gestalt einer Schlange beiwohnte, Mutter des Zagreus, der sonst auch Bakchos heißt."

„Jetzt will ich dem Leser vertrauensvoll eröffnen, was — nach meiner Ansicht — die alten Dichter so sehr zu Gunsten der Chronothen stimmte, daß sie ihnen so freigebig noch mehr Gewalten, als sie zu vergeben hatten: die ganze Welt und göttliche Ehren dazu."

„Es ist wie, als sähe ich in diesem Augenblick den Mythen-Schmied, einen alten blinden Thamyris, wie er im Kreise seiner Hörer aufsteht und sie begeistert darüber belehrt, wie wunderbar, wie völkerend und schön das Göttliche im Menschlichen sich abspiegelt. Er singt ihnen vor, daß der goldenen Tage des Chronos nur wenige sein konnten; daß weder des Adlers Flug in den Wolken, noch die häufigen Wechsel auf dem wogenden Meere des Lebens lange dauern; daß er unbemißt sey, der Eingang in das Rille, finstere, kalte Schattenreich der Nestorien, den gleichwohl eine Gottheit pflastert, und wo der Edle getröstet wird durch eine Schönheit, die Zephyr und Frühling heimlich in's Daseyn riefen, damit sie die Blüthe des Herbstes würde ... Die Ehrenden sind die Genien des menschlichen Lebens ... Dies bekunden alle ihre Namen, von Chronos (Zeitlichkeit) bis Zagreus (Verjüngung). Kein

*) Nordens Mythologi, efter Skjldtlied-Sprog ic. (Nordische Mythologie oder Symbolische Sprache, skaldisch-poetisch entwickelt und beleuchtet.)

*) Wir gestehen, daß wir den sozialen Zusammenhang des Gefühls und der Geschichte nicht einsehen können.

Digitized by Google

Wunder, daß Zeus derjenige ist, welcher den Chronos absetzt, sich des Himmels bemächtigt, Vater von Göttern und Heroen wird, mit dem Donnerkeil als Waffe und dem Adler als Wappen; denn alles dies paßt auf die Phantasie, den Genius der Jugend! Daß der Drean den Griechen Symbol des Gefühls war, ersehen wir unter Anderem auch daraus, daß er die Rhydodie und den Achill erzeugte; das nämliche Symbol ist er uns, in der Rede wie im Steume; da jedoch die mannigfachen Abschattungen des Gefühls dem Griechischen Beobachtungsgeist nicht entgehen konnten, so wurde die stlemsicht Leidenschaft, die jedem anderen Gefühl Schweigen gebietet, in Poseidon personifizirt, wie sein Name (*)*) und seine Geschichte verkünden. Pluto endlich ist gleichbedeutend mit Plutos (Reichthum) und erhält seinen anderen Namen, Aides, entweder von jenem unbeschaffenen Ueberfluß am Leben, oder von der Entrückbefung, dem voenehmsten Element in der geistigen Thätigkeit, und der Phantom-Gestalt, die allen gräßlichen Conceptionen, denen die Wirklichkeit nicht entspricht, eigen ist. Daß Pluto von Persephone seine Kinder hat, ist natürlich, weil der bloße Verstand nur Phantome zeugen kann; nur die unterirdische Vereinigung der Phantasie mit dem Verstande kann jener berühmten, poetischen Lebens-Anschauung, welche der Trost des Gemeinalters ist, ihr Daseyn geben. Die Identität des Zagreus und Bachos ist eben so schön als tief gedacht; denn die Phantasie windet sich in Schlangenkommungen um den Verstand*), wie die Rede um ihren Stock, damit Erfrischung, die geistige Wiederkehr, erzeugt werde.**)

„Will man nun sehen, wie ein herrlicher Mythos seine Bedeutung verliert? Denket Euch nur den Geist weg, und sogleich wird Jupiter, die Luft; Demeter, die Erde; Persephone, der grüne Rasen; die Schlange, eine Weinrauke; Zagreus, eine Traube. — Aus Pluto allein werdet ihr nichts zu machen wissen."

Geben wir jetzt zur Probe von der Anstegungs-Methode des Verfassers, wenn er es mit Skandinavischen Mythen zu thun hat.

„Odin ist das Emblem der lebendigen Hoffnung auf Sieg, welche die Nordischen Helden vor allem Anderen begeisterte, und aus der alle ihre Großthaten entsprangen, wie die Asen (Asar) aus Odin. Wir wissen auch, daß diese Hoffnung den Siegen der Helden, der auf dem Schlachtfelde sein Leben verhauchte, nach Walhalla begleitete. Dort blieb er bis zur Welt-Zerstörung (Ragna Rokr) und schwang sich dann auf den Zittigen der Lichtgeister empor zu Gimle-Vregin's***) ewigen Höhen."

... Das Schicksal Baldur's, des liebenswürdigsten der Nordischen Götter, ist wohl die ergreifste Skandinavische Mythe, obgleich von wenger freigerischem Charakter als die übrigen. Meisterhaft ist folgende Stelle: „Einen tiefen Ausdruck, ein großartiges Bild des Glanzes, der das Leben umgiebt, wenn es mit unsträflichem Blick im Lichte der Ewigkeit angeschaut wird .... Baldur's Tod in der Nordischen Mythologie entspricht der Abstzung und üblen Behandlung des Chronos in der Griechischen; allein dem Mythos der Griechen mangelt es an jenem tieferen Ernst und seiner gemüthlicheren Erfassung des Menschenlebens konnte das mur als Frucht der Unverschtigkeit erscheinen, was der Griede für eine Frucht des Ehrgeizes hielt. Außerdem hatte der Nordländer eine Ahnung von Compensation des Uebels, die dem Griechen fremd war: Baldur wird aus Hela zurückkehren, die dreifinge Erde beschaffen und das ewige Gluck mit seinem Lichte vergolden."

„Baldur der Gute war von schwerem Unglück verfünderden Träumen gejagt. Als die Asar die Ursache seiner Melancholie erfuhren, hielten sie Berathung und beschlossen, ihn von jeglicher Gefahr loszubinden. Frigga†) übernahm dieses Geschäft; sie beschwor Feuer und Wasser, Eisen und alle übrige Metalle, Steine und Bäume, Thiere, Vögel, Fische und Moder, den Baldur zu verschonen. Als dies geschehen war, deluchten sich die Götter damit, daß sie nach Baldur, als nach einem Ziele, hackten, hieben, Pfeile abschossen und Steine schleuderten. Sie glaubten, ihm damit eine große Ehre anzuthun, daß sie ihm den Beweis gaben, wie sein Werthzeug ihm schaden konnte. Als aber Loke (das böse Princip) solches bemerkte, ging er, in ihre Gestalt verwandelt, die Gestalt eines alten Weibes zu und besuchte Frigga. Die Göttin fragte die vermeintliche Alte, was die versammelten Asen machten? Loke antwortete: „Sie schießen Alle nach Baldur; allein es widerstehr ihm kein Leid." — „Neun" —, sagte Frigga, „weder Stadt noch Feuer wird Baldur Schaden thun; sie haben es geschworen." — „Alle" —, antwortete Frigga, „ausgenommen ein Sträuchlein, die Mistel genannt, im Westen von Walhalla, das wir noch zu jung schien, um einen Eid zu leisten. Loke holte die Mistel und erschien wieder in der Versammlung der Götter. Baldur's Bruder, Hoder, stand außerhalb des Kreises, weil er blind war. Loke trat zu ihm und sprach: „Warum schießest Du nicht auch nach Baldur?" — Hoder entgegnete: „Eines Theils, weil ich ihn nicht sehen kann, und anderen Theils, weil ich keine Waffe habe." — „Wohlan", sprach Loke, „ich will Dich so stellen, daß Du Baldur treffen kannst, und diese Ruthe wirf gegen ihn." Hoder nahm die Mistelruthe und warf sie, wie Loke ihn anwies. Der Mistelzweig durchbohrte die Brust des Baldur, und er sank todt nieder. Dies was das größte Unglück, das jemals Götter und Menschen befiel."

„Der Gram und die Verzweiflung der Asen, besonders aber Frigga's, waren unaussprechlich. Endlich beschloß man, einen Boten an Hela (die Todesgöttin) zu senden, damit er durch die Nachricht von der allgemeinen Trauer, die sich trug um den Tod des Baldur's, vermittelst Verlechung aus ihren Krallen erlöste. Hermod, der als Götterbote nach der Unterwelt abging, erhielt folgenden Bescheid: „Kann es", sprach Hela, „auf die Probe ankommen, ob Baldur so allgemein geliebt worden ist. Wenn jedes Ding in der Welt, Beides die Lebenden und die Todtsen, für ihn weinen kann, so soll er in die Wohnstte der Asar zurückkehren; weiget sich aber nur Ein Ding, um Baldur's willen Thränen zu verschießen, so muß er unwiderruflich hier bleiben.""

Die Asar schickten demgemäß Boten an alle Wesen, mit der Bitte, den Baldur aus der Unterwelt zurückzuweinen. Da weinten denn nicht blos Menschen und Thiere, sondern auch Erde und Stein, Holz und Metall, so daß man weit und breit nichts als Thränen sah. Hocherfreut darüber, daß sie nicht vergeblich sich bemüht, traten die Botschafter den Rückweg an. Da fanden sie an dem Wohnort eines Riesen eine Hexe, die sich Tökke nannte, und die, als man sie aufforderte, um Baldur zu weinen, sich hartnäckig beiser weigerte. Man hielt diese Hexe für den verkappten Loke."

Den allgemeinen Sinn dieser Mythe erklärt der Verf. nicht so unumständlich, wie den der Griechischen. Er begnügt sich damit, die Zuschörlich zu machen, daß Alles auf das Abnehmen der Tage nach dem Sommer-Solstiz sich beziehe, und fügt dann hinzu:

„Baldur's unruhige Träume, die Eide aller Wesen, die sorgliche Sicherheit der Asen, Loke's Neid und Verräthertrieb, Hoder's Blindheit, Baldur's Tod durch die verhängnißvolle Mistelruthe, die Verzweiflung der Asen und Frigga's Weheklagen — Alles sind die großen, eben siegenden Elemente der Todes-Mythe; und es bleibt uns nur noch die Frage übrig, ob die Leichen-Feierlichkeit und die versuchte Wied erlangung Baldur's ursprünglich dazu gehörten."

Unser Werk, beantwortet beide Punkte affirmativ, und zwar nach einer langen Untersuchung, in der es manche Sarkasmen gegen die moderne Dänische Literatur einmischt.

(F. Q. R.)

Afrika.

Bugia und Bona.

Von Thomas Campbell.

Durch die Blutegel, die einzigen nützlichen Blutsauger dieser Welt, wurde ich von meiner Pleurese befreit; aber ein heftiges Schmuefenfieber folgte ihr und bot allen Bemühungen meiner Aerzte Trotz. Wieder, Aerzte, Diät (sie kennen ist nur teutscher Austernat für Hungerleiden), Alles half nichts. In diesen Leiden besuchte mich mein Freund, der Englische Konsul (St. John), und drang darauf, daß ich nach seinem Hause gebracht werde, wo ich mehr Bequemlichkeit und aufmerksame Pflege finden könnte, als man in einer Miethswohnung zu erwarten berechtigt ist. Ich nahm die Einladung an und erkrente mich um so sicherer, da ich wußte, daß die liebenswürdige Frau des Konsuls, welche Muster Merkmal zarter Gastfreundschaft erkannte ich es, daß Herr und Madame St. John jeden Morgen nicht einen ihrer Gemeinden, sondern einen ihrer kleinen Engelskobolden saubten, nach meinem Befinden zu fragen. Der kleine Engel blieb vor meiner Thür stehen, klopfte mit dem zarten Fingerchen an und ließ sich durch meine Antwort nicht schicken weich, Dich zu fragen, wie Du diesen Morgen Dich befindest?" In mein Herz drang ein heilender Zauber aus der himmlischen Stimme dieses fragenden Cherubs. Bald war ich im Stande, hinunter zu gehen und die Hände der ganzen Familie zu drücken. In den letzten Tagen des Monats war ich vollkommen hergestellt.

Die Genesung von der heftigen Krankheit eines Inländischen Schauspielers gehört haben, der in seiner Anklindigung sagte, er habe bei seiner letzten Vorstellung bedeutenden Verlust gehabt; deshalb bliebe er sich bewogen, noch eine zu geben. Ich fürchte, Sie werden mich mit diesem langen Athem vergleichen, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich, als ich kaum in der auf meinem Rucken noch Wasserst verlorene Gesundheit wieder erlangt hatte, schon einen anderen nach Bona machte. Dieser Ort, noch wegen seiner Korallen-Fischerei merkwürdig, ist die östlichste Stadt der von den Franzosen besetzten Regentschaft. Ich erlangte für mich und meinen Diener einen Platz auf dem Dampfboote der Regierung und war so glücklich, Herrn Brown, den Amerikanischen Konsul, zum Reisegefährten zu haben. Wir mit unserm Reis fuhren das Mittelländische Meer noch im frischen Andenken war, so legte ich auch bei der Seereise an einer Küste von 200 (Engl.) Meilen einige Besorgniß vor der Seekrankheit. Doch der heilige Augustin,*) wie ich vermuthe, schickte uns günstiges Wetter; es war der 8te Januar, und doch war es warm und die See so glatt wie ein Spiegel. Die leichte Bewegung des Schiffes machte mich nicht krank, sondern brachte mir, in Verbindung mit der balsamischen Luft, Erheiterung, und meine Einbildungskraft verglich unser Schiff mit dem Wagen einer Meergottheit. Ich scheint auf dem Verdecke umher, ohne eine andere Unbequemlichkeit, als die der Sehnsucht nach dem Mittagbrod, und diese vergaß ich auch, während ich in einer Elysäischen Ruhe den „Leo Africanus" las.**)

Wie legelten so weit entfernt von der Küste, um eine deutliche Aussicht von ihr zu gewinnen, ich konnte nur sehen, daß sie bergig und voller Felsen ist. Felsen auch am Tage passirten wir die Stelle, wo der Strom Buberal sich ins Meer ergießt; er bildet die Gränze zwischen Algier und der Provinz Constantine. Der Mittagstisch wurde von Ich liegt Dollys, welches Leo Africanus Tekeltes nennt. Ich hätte viel darum gegeben, mit Sicherheit eine Stunde mich an diesem interessanten Ort aufzuhalten, um Leo's Nachricht mit der heutigen Lage zu vergleichen. Aber an einem Orte landen, welchen die Franzosen nicht besetzt haben, hieß, freiwillig leiden oder Freiheit opfern. Auch Leo war Sclave seines mächtigen, mit hohen Mauern umgebene Stadt und von einem betriebsamen und wohlhabenden Volke bewohnt; besonders waren seine Färbereien, denen die dortigen Gewässer günstig waren, berühmt.

*) Plato leitet den Namen scherzhaft von πόνος Schmerz ab.

**) Bezeichnet unsere Ansicht hier, daß Prosperina nicht Pluto ist?

***) Die künftige Wohnung der Frommen nach ihrer und der Welt Wiederverbrennung.

†) Odin's Weibe und Baldur's Mutter.

*) Der heilige Augustin, einer der gelehrtesten, scharfsinnigsten und frömmsten Männer seiner Zeit, war bekanntlich Bischof in Afrika.

**) Johannes Leo Africanus war zu Granada von Maurischen Aeltern im 15ten Jahrhundert geboren. Nach der Einnahme Granadas durch die Spanier zog er sich nach Afrika zurück und machte dort viele Reisen, die er freimüthig und wahr in Arabischer Sprache beschrieb. Unter Leo X. kam er nach Rom, empfing von Julius Papst die Taufe und seinen Namen. Im Jahre 1526 übersiegte er selbst sein Werk über Afrika und Italienische 26 Ge-

Digitized by Google

Es war ein heiteres und geistreiches Völkchen, bei dem Harfenspiel und Gesang allgemein war*).

Shaw, welcher 20 Jahre später diese Gegenden bereiste und beschrieb, fand Dellys nur noch als einen unbedeutenden Flecken in der Mitte von Ruinen einer größeren alten Stadt, und schreibt mit Wasser versorgt. Lawson hingegen fand 50 Jahre später eine industrielle Bevölkerung, die sich besonders durch Geschicklichkeit in Verfertigung wollener Tücher auszeichnete. Zugleich erzählt er, daß nicht alle Einwohner eine lobenswerthe Industrie besitzen. Sie sind, sagt er, geschickte Schwimmer und Taucher, und pflegen des Nachts die Ankerseile der hier landenden Schiffe abzuschneiden, damit Schiffbruch und für sie Gelegenheit zum Stehlen entstehe.

Am 9. Januar vor Tages-Anbruch ankerten wir auf der Höhe von Bugia, und ich ging bald darauf ans Land, da das Dampfboot hier einen ganzen Tag genommen hatte. Bugia liegt, aber wie alle Städte dieser Küste unsicher. Die Stadt liegt am Abhange eines bedeutend hohen Hügels. Die wenigen Straßen dieses sehr elenden Platzes sind steil und krumm, doch nicht so eng als in Algier. Die Ruinen der früheren Stadt sind theilweise materisch, und der Platz gewährt eine majestätische Aussicht auf Land und Meer. Die Reste einer noch gut erhaltenen Schwibbogens an der Küste überraschten mich durch ihre Schönheit. Es scheint ein Römischer Bau gewesen zu seyn. Die den Ort umgebenden Gebirge aber sind von solcher großartigen Scenerie, daß ich, vorweisend, Ihnen ein Bild davon geben zu können, die Feder aus der Hand lege. So sehr ich auch meine Schottische Heimath liebe, gestehe ich doch, es kann mit dieser Gegend nur wenig Gegenden hier sich noch niemals die volle Pracht einer Gebirgs-Scenerie gesehen. Die Afrikanischen Hochlande erheben sich mit größerer Kühnheit als die unsrigen; sie borgen Farben von einem Sonnenhimmel, der unserem Klima fremd ist, und sind mit Wolken von reicherer Farbenpracht gekrönt. Die mittelsteinen Gipfel mit ihrer Schneedecke sehen wie Riesenmauern mit erhabenen weißen Turbanen aus, während die nähern Massen kaemosinfarben und golden im Morgenlichte glühen. „Hätte ich nur nur", rief ich aus, „einen unserer Britischen Künstler hier!" Denn nur die Engländer haben Landschaftsmaler. Was würde nicht Turner aus diesem Anblick gemacht haben! Der witzige Turner saß einst bei einem Gastmahle mit mehreren Künstlern, Kunstliebhabern und Literaten zusammen. Ein Ihnen als geistreich bekannter Dichter brachte einen Toast auf die Gesundheit aller Maler und Glaser Großbritanniens aus. Turner dankte und brachte einen Toast auf alle Papierfudler (Paper-stainer) aus. Sieht Turner diese Berge und meinen Versuch, sie zu schildern, so nennt er mich auch einen Paper-stainer.

Eine Stunde lang war ich in der Anschauung dieser herrlichen Gemälde und kolossalen Skulptur von der Hand der Mutter Natur versunken. Am Abhange der gegenüber liegenden Berge steht man einige Dörfer, hier und da auf einem weißen Maradut sein Haupt; zur Rechten der Stadt, wenn man sich dem Hafen zugekehrt ist, dehnt sich ein ziemlich breites Thal aus, durch welches sich der Mansura (Shaw nennt ihn Summam) ins Meer stürzt.

Von meiner Morgen-Wanderung zurückgekehrt, vereinigte ich mich wieder mit Herrn Brown, und wir flatterten zusammen dem Englischen Konsul Herrn Beaufil einen Besuch ab, bei dem wir eine sehr gastfreundliche Gabel-Frühstück einnahmen. Herr Beaufil, ein gebornet Schweiz, ist ein gebildeter Mann, der einen besseren Platz verdient, als diesen barbarischen Winkel. Seine Wohnung, die nichts Empfehlenswerthes weiter hat, als eine kleine Orangerie und eine schöne Aussicht auf's Land, kostet ihm zweimal so viel, als sie in London kosten würde. Sie besteht aus einem Hofe, der auf 3 Seiten von hohen Arkaden umgeben ist, die alle niedriger sind, als ein ausebnlicher Kuhstall in England; das Innere hat er geschmackvoll eingerichtet. Seine Bibliothek sprach ebenfalls für seinen Geschmack, und seine Conversation zeigte den Mann, der sich in gewählter Gesellschaft bewegt hatte. Die Einsenung von der gemeinschaftlichen Mutterstadt hat die Leute bald mit einander vertraut. Ich konnte nicht umhin, zu Herrn Beaufil zu sagen: „Sie müssen diesen Platz für einen traurigen Aufenthalt halten." — „Traurig genug", antwortete er, mit einem beklämmenden Seufzer. — „Wie hörten Sie die Zeit?" — „Sie tödtet mich." — „Haben Sie Gesellschaft?" — „Ich zähl einen Französischen Secretair und Corporale, dann und wann einen aufgeklärten Reisenden eines Kauffahrteischiffes." — „Und Ihr Gehalt?" — „Ich habe keines." — „Aber doch Reisdenzien." — „Faß keine." — „Aber weshalb bleiben Sie hier?" — „Ich werde es nicht lange mehr, und glaube kaum, daß ich einen Nachfolger haben werde."

Bugia, das fast nur ein Schutthaufen ist, zeigt noch Spuren des Blutbades, das bei seiner Einnahme vor anderthalb Jahren stattfand. Erobert wurde es durch den thätigen und unerschrockenen General Trezel. Ich machte die Bekanntschaft dieses Offiziers zu Algier, wo er im Kommando der Nähste nach dem Gesaen Salon ist.**) Bei meiner Wanderung um die Stadt sah auf einen Französischen Soldaten und richtete einige Fragen in Betreff der Einnahme an ihn, er diente dabei unter Trezel. „Ich kenne diesen General", sagte ich, — „dann kennen Sie", sagte der Soldat, „einen kleinen Mann, der einer der Tapfersten ist, die je ihr Schwert für ihr Vaterland gezogen haben."

„Das glaube ich gern", sagte ich, „Ihre Bezeichnung für ihn stimmt mich. Er hat im Dienste für's Vaterland ein Bein verloren, aber in dem anderen ist so viel Energiegeist, daß ein Dutzend gewöhnlicher Bücke daran genug hätten."

„Vous avez raison Monsieur", rief der Krieger freudig; „ich kann Ihnen eine seltene Geschichte erzählen, die mit dem Verlust seines Kuges zusammenhängt. In der Schlacht bei Waterloo stand er an der Spitze seines Regiments, als eine Flintenkugel ihm ein Kuge ausriß. Man suchte die Kugel vergebens im Kopfe, die Wunde war äußerlich geheilt, aber der General fühlte im Kopfe Jahre lang heftigen Schmerz. Endlich bahnte sich die Kugel einen Weg nach dem Respirations-Kanal zwischen der Nase und dem Mund, wo sie dann aus dem Schnupftuche hervorgezogen wurde."*)

„Unser Sturm auf Bugia", fuhr der Soldat fort, „war blutig. Der kleine General war nie mehr angefeuert und angefeuert, als an diesem Tage. Er war vor kurzem erst am Beine verwundet worden, und der Arzt sagte ihm, wenn er dieses Bein ausstrenge, so folge unfehlbar der Brand. Nichtsdestoweniger ungeachtet er sich anstrengen, der Folgen machten sehen, welche sie wollen. Als die Kabylen in den oberen Straßen angegriffen werden mußten, sah er viele Soldaten sich hinter Thüren schleichen, um dem Kugelregen des Feindes zu entgehen. Da stiegen er und sein Adjutant vom Pferde, gingen Jeder an einer Seite der Straße hin und jum mich die eigenen Ausdrucks des Erzählers zu bedienen, „gingen mit ihrem Säbel in der Verfechter los."

Die Stadt hat zwei kleine Forts, die den Hafen decken, und ein drittes auf einem hinter der Stadt liegenden Berge, der 2011 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Nach dem Fränkischen machten wir eine Zustreife nach der Bergspitze, die wir auf einem sich schlängelnden Wege von 3 Stunden erreichten. Hier hatten wir eine sehr gute Aussicht und nachkühlere Atmosphäre; das Barometer stand zwei Grad tiefer als in der Stadt. Ein wenig Cognac machte uns indessen vom Barometer unabhängig.

Die Beschreibung des Aricamns von Bugia paßt sehr schlecht zur jetzigen Lage. Er läßt die Stadt sehr alt, nach Einigen von den Römern erbaut seyn; es sey nur ein Theil ausdauert, sagt er, und dieser Theil umfaßt 8000 Familien. Es könne die Stadt, wenn sie ausgebaut werde, 26,000 Häuser fassen. Jetzt sind, außer der Französischen Garnison, höchstens noch 500 Seelen hier. Kurz, nach der Einnahme waren es, nach dem Berichte des Herrn Genth de Bussy, in Allem 134 Seelen.

Leo's fernere Beschreibung Bugia's widerspricht ebenfalls dem jetzigen Berfalle. „Wunderwelt", sagt er, „ist die Architektur der Tempel, Paläste, Kollegien und Privathäuser. Zahlreiche Professoren lehren die Rechte, Philosophie u. s. w." Meint Leo die Zeit der Spanischen Besitzthums? Ich glaube nicht, denn er sagt, daß die reichen Bürger Raubschiffe gegen die Spanier ausgerüstet hätten, die großen Schaden zugefügt hätten. Der König von Spanien habe darauf Bugia durch Peter von Navarra angreifen lassen, und die Einwohner flohen, den Spaniern reiche Beute überlassend. Dies geschah 1508; Leo war damals 16 Jahre alt.**) Seine Geschichte von Afrika gab er 1526 heraus; das er alle Bugia gesehen, war er wahrscheinlich unter Spanischer Herrschaft. Dessenungeachtet glaube ich, er schreibt den Mauren, nicht den Spaniern, die Größe der Gebäude zu; wahrscheinlich aber bedienten sich die Mauren Italiänischer Baumeister.

Als ich wieder an Bord ging, bemerkte ich in der Mauer des Forts zwei Steine mit Inschriften; es waren Steine, so groß, daß ich sie nicht lesen konnte. Herr Beaufil hatte die Güte, mir sie zu kopiren, und gab sie mir bei meiner Rückkehr von Bona; sie lauten:

Sepi. 20. Siendo Capitan Y Alcayde en
Esta fortaleza por el Emperador
Carlo Quinto Don Luis de Peralta, hijo
De Don Alonzo de Peralta Y Donna Aña
De Velasco Marques de Faices — Goda
Sea Dios. Anno 1543.

Die Zweite ist Lateinisch, und wenn Sie gegen die Reinheit etwas einzuwenden haben, so kann ich nur sagen, daß ich sie wiedergebe, wie mir sie Herr Beaufil abgeschrieben hat. Sie lautet folgendermaßen:

Ecce Testes victoriae obtentae
In epiphania propreside Sebastiano
Del Castillo pro Ludovico de Peralta
Generali. Anno 1545.

Langier de Tassy, zu Anfang des 18ten Jahrhunderts, nennt Bugia eine ziemlich feste und wohlbevölkerte Stadt. Er sagt, die Stadt sey von den Römern erbaut und 762 von den Arabern erobert worden, die sie später an die Spanier verloren. Nach der Niederlage Karl's V. in Algier stürmten die Mauren Bugia, und Klenja de Peralta mußte kapitulieren. Er durfte mit 400 Mann fort nach Spanien abgehen, wurde aber auf Befehl des Monarchen dort getödtet.

Genty de Bussy nennt 35 Stämme, welche auf 40 Englische Meilen in der Runde um Bugia wohnen. Er schätzt die Zahl der Waffenfähigen auf 15,000 Mann Infanterie und 300 Mann Kavallerie. Von allen diesen haben die Franzosen wahrscheinlich keinen Franz; der

*) Die Bevölkerung dieser Stadt, wie vieler anderer Nord-Afrika's, befand sich nur aus Arabern, welche die sinstere Politik Isabellen's und Ferdinand's aus Spanien vertrieben hatte. Das merkwürdige Jahr 1492 hat für Spanien eine neue Aera durch Kolumbus gebracht, aber zugleich die alte Blüth Spaniens zerstört durch Einführung der Inquisition und Ausrottung und Vertreibung der kunstreichen und hochgebildeten Arabischen Bevölkerung. Vom Jahre 1492 bis auf die Ruin Spaniens, in dem freilich auch die große Welt-Entdeckung eines Jahres das Uebrige bethätigt, ein Ruin, der zwar nicht gleich sichtbar ward, unter Karl V., sogar in Glanz gehüllt wurde, aber unter Philipp II., der ihn durch die unüberwindliche Flotte vernichtet glaubte, schon in seiner ganzen Traurigkeit dastand.

**) Jetzt nicht mehr. Er trug nicht die Schuld, aber er hatte das Unglück, von Schwed-Schaden geschlagen zu werden. Fruchtlose Memmen der Kreuzbegeisten bekamen sich unter seinen Fahnen. Er wurde darauf von der Regierung zurückberufen.

*) Ein Adjutant Trezel's bestätigte mir die Geschichte, an deren Möglichkeit ich zweifelte. Sie Charles Bell, den ich gerichten darüber fragte, sagte mir, daß ihm der Fall weder neu noch überraschend wäre. Th. C.

**) Ohnedar herrscht ein Anachronismus hier. Hampdell sagt so oben. Des habe sich bei der Einnahme Granada's nach Peralta zurückgezogen, das er sich darauf selbst ergeben. Die blonde Abkunft der Stadt war auch wahrscheinlich kurz nach der Eroberung Granada's, von Tausende von Mauren, theils freiwillig, theils gezwungen, vom siegreichen Andalusien mit ihren Schätzen und ihrem Fleiß herübergekommen. Und der Verfall rührt erst von ihrer Einnahme durch die Spanier her.

Digitized by Google

Bey von Konstantine selbst erhebt nur von dem dritten Theil derselben einen Tribut. Diese Hochländer behaupten ihre Unabhängigkeit sowohl gegen die Franzosen, als früher gegen die Türken. Neulich erst hatten sie Scharmützel mit den Franzosen am Bluthause, bloß eine Engl. Meile von der Stadt. Am Tage unserer Landung zu Bugia wurden sie an den Vorposten erwartet, aber sie kamen nicht, und so hatte ich keine Gelegenheit, eine kleine Schlacht zu sehen. Die Erzeugnisse des Landes sind Oel, Seife, getrocknete Feigen, und, der Allem, Bauholz; sie verfertigen auch Spaten und Pflugschare.

Sobald wir die Bai Bugias verlassen hatten, kamen wir vor einem Orte vorbei, der Zigel oder auch Gigero heißt; er soll einst eine bedeutende Stadt gewesen seyn, jetzt sind hier nur ein paar elende Häuser.

(Schluß folgt.)

England.

Ermordung der Mannschaft der „Elio".

Die Englische Korvette „Race-Horse", die, von Para kommend, zu Barbados angekommen ist, hatte den Matrosen der „Elio" am Bord, welcher allein der Ermordung der ganzen Mannschaft entgangen ist. Er berichtet den Vorfall folgendermaßen:

„Den 7. August vorigen Jahres segelten wir auf der vom Capitain John Boyd geführten Brigg „Elio of Montrose" von Liverpool ab. Außer dem Capitain, einem Knaben, dem Steuermann und mir, bestand die Mannschaft noch aus fünf Personen. Den 30. September warfen wir 12 Meilen ungefähr von Salinas Anker. Den folgenden Tag bekam Herr Boyd den Auftrag, sich ans Land zu begeben, um einen Lootsen einzunehmen; ein anderer Matrose und ich führten das Boot. Bis der Küste trafen wir einen Amerikaner, der sich Priest nannte; er sagte uns, daß sich die Provinz in Bürgerkrieg befände, und daß die Lootsen die Gegend verlassen hätten. Er fragte Herrn Boyd nach der Ladung des Schiffes, und als dieser ihm sagte, daß sie in Kriegs-Waffen bestände, wollte er wissen, für wen die Ladung bestimmt sey; man gab ihm über Alles Auskunft.

Priest, der den Gouverneur von Salinas von Allem in Kenntniß setzte, sagte Herrn Boyd, er müsse sich wieder zum Schiffe zurückbegeben und den Capitain selbst herbeiholen, weil der Gouverneur mit ihm einen Vertrag schließen wolle, die „Elio" nach Para zu senden. Herr Boyd wünschte die Sache sogleich abzumachen, damit der Capitain nicht erst zu landen brauche; mehrere Male aber wiederholte Priest seine Bitte. Den folgenden Tag näherte sich die Brigg die auf 5 Meilen der Küste, und der Capitain begab sich auf einem von Boyd und mir geführten Boote ans Land. Bei unserer Ankunft fragte Priest sogleich den Capitain in Betreff der Ladung. Der Capitain wollte anfangs leugnen, daß er Waffen an Bord habe, wußte es aber eingestehen, da er hörte, daß Boyd es Allen ausgeplaudert hatte. Man nahm uns hierauf unsere Ruder, und als der Capitain sie dringend zurückforderte, um zur „Elio" zurückkehren zu können, bedeutete ihm Priest, daß wir am Lande bleiben müßten, bis er am Bord der „Elio" die Waffen untersucht haben würde.

Die Nacht in einem unbewohnten Hause zu. Des andern Tages am Morgen begab sich Priest mit 6 Indianern an den Bord der „Elio". Kurze Zeit nachher kamen die Indianer wieder ohne Priest. Zu gleicher Zeit luden wir die Brigg segeln und sich mit der Fluth dem Lande nähern; sie wurde durch eine Feldbank an der Küste in die Bai getrieben, wo sie fest lag.

Unser Capitain machte Lärm; ging zum Gouverneur, um die Rückgabe unserer Ruder von ihm zu verlangen, damit wir zu unserem Schiffe kommen könnten, erhielt aber den Bescheid, daß wir letzteres erst morgen thun könnten. Abends gingen wir wieder in das unbewohnte Haus und brachten dort eine schlaflose Nacht zu.

Des Morgens 9 Uhr erschienen 4 Bewaffnete und kündigten uns an, daß sie uns auf unser Schiff bringen wollten; wir bereiten uns, ihnen zu folgen. Als wir am Ufer waren, ließen sie uns vorangehen, und wir gingen so ungefähr eine halbe Stunde, als sie plötzlich Halt machten, ihre Gewehre luden und auf uns anschlugen; als Gewehre verlangten. Der Capitain schrie: „Schießt nicht!" Sein Ruf traf einer der Indianer, die auch mit Säbeln bewaffnet waren, versetzte ihm einen Hieb auf den Kopf, und die 3 andern warfen sich auf ihn. Boyd und ich flohen nach dem nahen Walde, den wir bald erreichten und wo wir den ganzen Tag und die folgende Nacht uns verborgen hielten. Den Capitain, dessen schreckliches Geschrei wir auf unserer Flucht hörten, sahen wir nicht wieder.

Den folgenden Tag trafen wir eine Hütte, deren Bewohnerin, eine Negerin, die wir schon Tage vorher gesehen hatten, uns etwas Fisch und Brod zu essen gab und, so lange wir uns bei ihr aufhielten, nie weinte. Nachdem wir sie verlassen hatten, flüchteten wir in ein Maisfeld, worin wir einige Stunden schliefen. Als es Nacht war, wagten wir uns an's Ufer der Bai; dort fanden wir ein Kanot, warfen uns hinein und stießen vom Lande. Nachdem wir die ganze Nacht gerudert hatten, besanden wir uns gegen 4 Uhr des Morgens in der Mitte der vielen kleinen Inseln, die aus der Brigg gesworfen waren; dieser kamen wir ganz nahe und sahen sie bedeckt mit Indianern und den Kanots umringt."

Paton, so heißt der arme Matrose, aus Broodhampton bei Eastport-Devonshire, erzählt die zahllosen Gefahren und Entbehrungen, die er ferner zu erleiden hatte, wobei er auch noch seinen Kameraden Boyd verlor, der ertrunken ist, als sie über einen Strom schwammen. Nachdem er tausend Mal dem Tode entgangen war, gelangte er nach Linten, wo der Gouverneur ihn benachrichtigte, daß die ganze Mannschaft der „Elio" zu Salinas ermordet worden sey; ein Einziger, der sich im's Meer stürzte, um sich schwimmend zu retten, ertrank. Der Gouverneur bewies sich höchst gütig gegen den Armen und deklagte das Unglück der „Elio" sehr.

Von Cintra begab sich Paton nach Birga; hier hielt er sich einen Monat auf, als der Capitain des Königl. Schiffes „Race-Horse" ihm durch einen Fischer einen Brief zustellen ließ, worin er angewiesen wird, sich der Führung des Fischers anzuvertrauen, der ihn aus seiner Beträngniß ziehen werde. Paton und der treue Fischer gingen 4 Meilen durch einen Wald und erreichten glücklich das Kanot des Fischers, das den Unglücklichen den 5. Dezember an Bord des „Race-Horse" brachte.

Bibliographie.

Practical treatise on locomotive engines upon rail-ways. (Ueber Dampfwagen auf Eisenbahnen.) Von F. M. G. de Pambour. 12 Sh.
Memorials of german gothic architecture. (Ueber Gothische Architektur in Deutschland.) Von Mosler. 8 Sh.
On excavating ground for rail-ways. (Ueber Grundbiegungen zu Eisenbahnen.) Von Brunton. 2½ Sh.
On local disturbances in Ireland. (Ueber die Ursachen der in Irland vorkommenden Ruhestörungen.) Von G. C. Lewis. 12 Sh.
A description etc. (Beschreibung desjenigen Theiles von Devonshire, welcher am Tamar und am Tavy liegt.) Jn Briefen an Southey. Von Mrs. Bray. 3 Bde. 24 Sh.
Flora Metropolitana. (Botanische Ausflüge in einem Umkreise von 30 Engl. Meilen um London.) Von D. Cooper. 4½ Sh.
Perspective rectified. (Berichtigung der Lehre von der Perspektive.) Von A. Parsey. Mit 16 Kupfertafeln. 12 Sh.

Italien.

Ein Korsisches Liebeslied.*)

Andare minni vnò da suecillenza
E da una lattra ti vodru accensari,
La primu jorna eh' idru teni udienza,
Una minuriall ei vnò dari.
Si la justizia num mi fa clemenza,
A dru ministru mi vodru appillari;
Pereké tu vuoli vivi di puttieuza,
D'essere amalto e nun vulir amari.

Na st'hai pinzeri di vulemi amani,
Quistu è le modu chi t'ha da tineri:
Bistemia, quannu mi senti parlari,
E fatti crueci, quannu tu mi veri;
Allor, la jenti nun pinzerà mali,
Vidennu, che mi fa' tal disgniachieri.
Eppò, la sera mannami a chiamari
Par qualchi to fidatto millachieri.

Gioja de cori e sempre t'ho chiamatu,
E per amari a tia, soju sordu e mutu,
Patta più chi nun patti unu dannattu,
Sto in dide inferna e ti dumannu ajuttu.
Oh ingenta donna, e parché m'ha' burlatu,
E quistu peltu parché l'ha fatrutu?
E medru esseri amanti e nun amattu
O esseri amanti amattu, eppò tradutu.

Uebertragung.

Ich geh' zu Seiner Excellenz,
Als Dieb Dich anzuklagen,
Ihn bei der nächsten Audienz
Die Bittschrift hinzureagen;
Will mich, wenn er nicht Gnade übt,
Bis die Minister wenden:
Daß Du nicht bold ihm, der Dich liebt,
Die Grausamkeit mußt enden.

Doch liebst Du gern mich ungeheert,
So mach' es also, mein' ich;
Sprich: „Weh' ihm!" wenn Dein Ohr mich hört,
Und schlag' ein Kreuz, erschein' ich.
Dann denkt die Welt nicht Böses sich
Von mir, wenn so Verrohter; —
Doch Abends still, da ruft mich
Durch einen treuen Boten.

Ich wach aus Liebe taub und stumm,
Du, meines Herzens Freude;
Hilf von der Höllenqual mir denn,
Die ich so schmerzlich leide:
Was hat, die Dolch und Gift mir gibt,
Zum Undank Dich bewogen?
Eh'r will ich lieben, ungeliebt,
Als erst geliebt, — betrogen!

Ludwig Uhland

*) Wir theilen diese Liebeslage eines Korsen hier im Originale mit, da mit unserer Leser erfahren, wie eigentlich die Sprache klingt, in der Napoleon's Mitgenossen gesungen worden. Die Derbheit der Korsischen Natur hat doch das Süße und Weiche der ursprünglichen Italiänischen Laute nicht verwischt; diese haben vielmehr dadurch einen neuen ganz eigenthümlichen Reiz erhalten. D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf diesen Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Montag den 21. März 1836.

Frankreich.

Der Pariser Schachklub.

Von Mérv.

Trotz meines Abscheues vor Angebereі kann ich doch nicht umhin, die Welt auf einen der furchtbarsten Klubs aufmerksam zu machen, und ich glaube dadurch beiden, ihm und der Welt, einen Dienst zu leisten, denn es ist derselbe ein Vereinspunkt, der zahlose Nadeln nach allen Seiten hin aussendet; er unterhält Verbindungen mit England, Rußland, Oesterreich, China und Hindostan; die Wirksamkeit ist sein Gebiet; er ist der Kathelizismus in Gestalt der Verschwörung. Man suche diesen Klub nicht etwa in einem versteckten Winkel von Paris; ungestraft könnt er seine geheimnißvollen Sitze im gesellschaftlichen Mittelpunkte der Hauptstadt; das Haus, welches er inne hat, liegt an Glanz unter allen anderen hervor; mit hundert Fenstern schaut es auf den Boulevard Montmartre; es hat prachtige Balkone, die den Klubbisten als Teilbäum dienen; es hat dängende Gärten wie die Stadt der Semiramis. Tag und Nacht wird dort Sitzung gehalten; Männer mit stenger, listigsinniger Miene versammeln sich daselbst und vereinigen ihre Geisteskräfte, um Könige zu Rägen; Paire, Deputirte, Bankiers, Banquieros, Generale, Fürstinnen und Botschafter sieht man hier in allem Ernst damit beschäftigt, einen Thron zu untergraben, und sie sparen kein Opfer, um dies Ziel zu erreichen. Diese harmlosen Hochverräther sind — Schachspieler.

Es kann nicht leicht ein Klub für seine Bestimmung eine so günstige Lage haben; er befindet sich an dem Punkt, wo alle Hauptstraßen von Paris zusammentreffen; er beherrscht die Panoramas, als sollte er an die Weltherrschaft des Schachs erinnern. Das schöne Maarmlager, das gegenüber seine Thüren öffnet, trägt die Aufschrift: „Zur weißen Königin.“ Man kannte keinen passenden Platz dazu wählen. Durch eine pompöse Thür gelangt man zu einer prächtigen Treppe, und ist man darauf den ersten Stock hinangestiegen, so wird man in Säle geführt, ruhig, wie der Palast des Schweigens; man hört nichts als von Zeit zu Zeit den Ton der elfenbeinernen Figur, die auf dem Mahagonis Schachbrett das Feld wechselt. Man mag Spieler oder Zuschauer sein, es ist kein Platz für Andere als für Auserwählte; Laien würden hier nur einschlafen. Das Haupt-Quartier der Schach-Matadore hat diesmal in einem Jahrhundert seinen Ort gewechselt; unsere Väter sahen es bei Procope unter der Herrschaft Philidor's und im Kaffeehause der Regentschaft auf dem Platze des Palais-Royal. Eines Tages kam Robespierre und den Einfall, sich die Zeit mit Palamedes-Spiel zu vertreiben; er ließ sich in den Zwischen-Akten der Sitzungen des Jakobiner-Klubs im Kaffeehause der Regentschaft unter; sein Haß gegen das Königthum mußte ihn natürlich dazu treiben. Die Carmagnole trillernd, bot er dem Könige Schach auf Schach. Die Erschütterung dieses fürchterlichen Spielers warf einen finsteren Schatten auf die Tafeln. Alles lenkte sich friedlichen Kaffeehauses. Niemand wagte es, sich mit Robespierre in eine Partie einzulassen, aus Furcht, sie ihm abzugewinnen. Es war dabei einige Gefahr für den Kopf. Unvermerkt verließ Einer nach dem Anderen das Kaffeehaus der Regentschaft. Die Schachfiguren trugen ihre blutigen Trauten nach dem Militair-Kaffeehause in der Straße St. Honoré, demselben, wo Lafayette nach seiner Rückkehr von Amerika seinen Triumph davontrug. Erst nach dem 9ten Thermidor eroberte das Kaffeehaus der Regentschaft, von Robespierre ausgetrieben, wieder seine Rechte auf den Thron des Schachs. Noch heute ist es das geschlossene Feld, auf welchem viele Kämpfe ausgefochten werden; aber die hohen Celebritäten des edlen Spieles haben die Regentschaft verlassen und ihr Panoramas-Quartier gegründet.

Hier werden nunmehr die großen Streiche geführt; von hier läßt man Ausforderungen ergehen; der Panoramas-Klub spielt mit dem Klub von Westminster; es ist ein Krieg, der ohne Wissen der Quadruppel-Allianz geführt wird. Die letzte Schlacht zwischen London und Paris dauerte viele Monate; das Pulverhorn von Calais meldete: „Frankreich stellt den Springer des schwarzen Königs auf das dritte Feld seines Läufers“, und einen Monat darauf überbrachte das Paketboot von Dover die Antwort: „England stellt den Springer der weißen Königin auf das dritte Feld ihres Läufers.“ Es ist unglaublich, wie viel Mittheilungen zwischen den Paketbooten erforderlich waren, um das Drama zu seiner Entwickelung zu führen. Endlich gab der Panorama-Klub endlich gar auf telegraphischem Wege dem Lord Palmerston Schach und Matt. Das Bölkerin über diese Schlacht soll in dem „Palamedes“, dem Schach-Journal, bekannt gemacht werden, welches die Herren von Labourdonnais und Mérd vom 15. März an in monatlichen Heften herausgeben wollen.

Dieser Plan könnte ohne Zweifel sehr zur rechten Zeit, jetzt, wo Alles in die Kommunistik aufgeht, und namentlich in einem Augenblick, wo das Schachspiel wieder seinen seligen Ruhm eingenommen hat. Wie ersehnt uns eines langen Friedens, also beflissen wir uns Scheinkrieges. In einem leidgeprüften Lande will man um jeden Preis Kriegen sein. Das Schachspiel verdient wohl diese Wiederbelebung, denn es ist ein Spiel, welches mehr in das Gebiet der Akademie der Wissenschaften als in die Akademie der Spiele gehört; es ist das einzige, bei welchem der menschliche Verstand den Zufall ausbeut. Glück und Unglück sind von dem Schachbrett verbannt.

Wir wollen mit wenigen Worten die Geschichte dieses edlen Spiels durchlaufen. Die Sage schreibt die Entdeckung desselben dem Griechen Palamedes zu. Dieser erlauchte Grieche soll das Schachbrett auf dem Sande des Simois erfunden haben. Hätte ich der Ehre, ein Griechenter zu sein, so würde mir diese Sage wohl gefallen, und ich würde daran festhalten, wollte mich auch ein noch Griechenter mit Gewalt aus dem Skamander-Strom reißen und nach der Gauges-Halbinsel versetzen, um mir auf Brama's Knieen die Wiege des Schachs zu zeigen. Homer ist mir lieber als Confucius. Palamedes gefällt mir; die Sage ist natürlich und wahrscheinlich; meines Erachtens war nichts Geringeres als ein solches Spiel den Griechen vonnöthen, um ihnen die langweilige Blokade, die jemals ein Volk unternommen, im Angesichte einer Stadt, die man sorwährend belagerte und nie einnahm, ein wenig erträglicher zu machen. Zehn Jahre der Belagerung gewährten schon Muße zur Erfindung eines Spiels. Agamemnon, der König der Könige, und Achilles selbst, benmach die Königin der Königinnen; die Thürme des Skäischen Thores; das hölzerne Roß und all die Narren*), die da zusammengelaufen waren, um sich für die Ehre eines entbeten Ehrmanns zu schlagen; dies Alles könnte man wohl mit einigem Grunde als den Stoff annehmen, der den ersinnlichen Palamedes auf die Erfindung der Figuren des Schachbretts gebracht. Es ist verbrieflich, daß Griechen sich gegen den unglücklichen Palamedes verschworen haben; die Griechen verdienen oft die schönsten Sachen; ich kann es ihnen nicht verzeihen, daß sie manchmal eine schaale Wahrheit an die Stelle einer reizenden Lüge setzten. Ehe dem Italiäner Carrera, der im Jahre 1617 ein Buch zu Palamedes Gunsten schrieb? Carrera war ein hochherzig, zu vergessen, daß er von dem Trojaner Antenor abstamme, der von Palamedes, dem Griechen, ein tödtliches Schach empfangen hatte.

Gelehrte, die von Niemand abstammen, haben Palamedes zu Gunsten des Braminen Sissa entthront, der, wenn er überhaupt gelebt, in diesem Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung lebte. Eine Auflösung dieser Ansicht verweisen seine Gelehrte auf die Abstammung des Wortes Schach aus dem Sanskrit und dem Persischen. Lassen wir einmal diese Etymologie gelten; Schach bedeutet König. Lassige Wort findet sich auch mit mehr oder weniger Modification in anderen Sprachen wieder: *Scrgleow* im Neugriechischen, *scacchia* in den Schriften des Mittelalters, *zacatel* im Italiänischen, *schaakspel* im Holländischen, alkadres im Arabischen und chess im Englischen. Herr Pichard, ein sehr geistvoller Mann, obgleich er ein Gelehrter ist, schreibt den Hindus die Erfindung dieses Spieles zu; er hat in der Königlichen Bibliothek eine Indische Handschrift entdeckt, die der Sage von Palamedes einen harten Stoß zu versetzen scheint. Ich glaube, um den Knoten zu zerhauen, muß man zu der gewöhnlichen Formel seine Zuflucht nehmen und sagen, der Ursprung des Schachspiels verliere sich in das Dunkel der Zeiten. Was mich anbetrifft, so bleibe ich trotzdem meinem Palamedes treu; ich habe nur einen Vers aus der Odyssee zur Begründung meiner Ansicht, aber ein Vers von dem Vater der Sagen ist schlagender als die Wahrheit, die nicht erfindet.

Alle Völker, vom Braminen Sissa bis zu den Klubisten der Straße Vivienne Nr. 48, haben eine aufrechtige Werbrunng für das Schachspiel gezeigt. Jede Nation hat die Ramen aufbewahrt, die sich darin ausgezeichnet. Lord Erskrauz spielte in allen sind Weltheilen Schach; er fand überall Gegner, die seiner würdig waren. In Kalkutta begann er eine Partie mit einem Braminen, der ihm seine Macht durch verstandliche Züge offenbarte, die von den Englischen Klubs in ihre Annalen eingezeichnet wurden. Holland, Deutschland und Belgien haben viele berühmte Namen in diesem Fach aufzuweisen; es sind dort besondere Werke über dies Spiel von Ruzaer, Kock, Stein, Gustav Selenus, Bewont und Mauvillon erschienen. Spanien rühmt sich seines Lopez

*) Der Läufer im Schachbrett heißt im Iranischen le fou; man vergleiche hie in Nr. 140 und 156 des Magazins vom vorigen Jahre mitgetheilten Artikel über das Schachspiel.

Digitized by Google

dessen Buch noch jetzt wie ein Orakel gilt. Italien, dieses von Ruhm aller Art freudetrunkene Land, hat viele persönliche Schachspieler geboren. Neapel hatte seine Schach-Akademie. Irrende Ritter durchquerten Italien mit dem Schachbrett in der Hand und durchwanderten, zu Partieen herausfordernd, ganz Europa. Ein Italiäner war es, von dem Lopez in einem öffentlichen Kampfe vor dem Spanischen Hofe besiegt wurde. Man könnte eine ganze Bibliothek aus den Italiänischen Schriften über das Schachspiel errichten. Die geschätztesten Autoren, die in jener Sprache über diesen Gegenstand geschrieben haben, sind Lolli, der Anonymus von Modena, der sich den Rio nannte, Ponziani, Salvio, Greco genannt il Calabrese, und der Graf Cozzio. In England aber ist die Lust an Schachspiel zu einem völligen Fanatismus geworden; alle bekannte Werke des Auslandes über dies Spiel sind ins Englische übersetzt worden, und auch Englands eigene Literatur ist sehr reich an Abhandlungen darüber. Jeder Diwan, jedes Kaffeehaus zu London hat seine leidenschaftlichen Schachspieler; in den literarischen Instituten ist sogar ein Stuhl für dieses Spiel vorhanden. Die geschicktesten Spieler sind Cochrane, Lewis, der mit unserem berühmten Drechsaelles gespielt hat, Feazer und Mac Donnell. In der letzteren Zeit hatte sich ein unerhörter Kampf zwischen London und Edinburg entsponnen; die Partie dauerte — man denke — fünf Jahre! Die dabei Zeit der Übersiedelung von Troja? Endlich siegte der Schottische Sieger, der brüte Donnell, er gewann nur einen silbernen Becher, dessen Inschrift gung der Goldschmied Zeit genug gehabt hatte

Kehren wir nach Frankreich zurück, wie man, alle National-Eitelkeit beiseitgesetzt, immer wieder auf dies Land zurückkommen muß, wenn man geistige Ueberlegenheit sucht. (!) Die Witze Karl's des Großen spielten Schach; die Ritterlichen? Die hatten keinen Verstand im Turnierdienste zu entschieden. Als Kind rührte mich oft das Schicksal jenes armen Neffen Karls des Großen, den Renaud von Montauban durch einen Schlag mit einer Schachfigur tödtete. Dadurch gewann ich Geschmack an Schach. Es giebt kein schöneres Buch als „die vier Haimons-Kinder", das zu Epinal getrieben werden. Nirgends lernt man geistigen Stoicism kennen Schne Karls des Großen. Charlot, zu, der damit den Sohne Oger's des Dänen den Kopf zerschlagen habe. Diese verschiedenen Lesarten kümmern mich wenig. Genug, wenn ich weiß, daß unter Karl dem Großen Schach gespielt wurde, und zwar mit so schweren Figuren, daß ein tödtlicher Schlag damit verübt werden konnte; ein Beweis dafür ist auch das berühmte Schachspiel, welches der Chalif Harun al Raschid, bekannt durch die Tausend und eine Nacht, an Karl den Großen schickte. Unsere Königliche Bibliothek hat dieses Schach aufbewahrt.

Im dreizehnten Jahrhundert wurde die Schachwuth so groß, daß der gute heilige Ludwig eine Ordonnanz gegen dieses Spiel erließ. Obschon Ludwig, wie die Königin sich damit unterhielten, Verordnungen gegen das Schach zu entwerfen! Ludwig der Heilige sagte in diesem Edikt vom Jahre 1254 sehr ernst, er verbanne dieses Spiel „als eine in ernste Unterhaltung, die durch zu großen Eifer den Körper erschlaffe."

Man muß wirklich ein Heiliger sein, um solche Edikte zu erlassen. Wenn heutzutage der Deputirten-Kammer ein solcher Entwurf unterbreitet, würden der Parteigeist-Klub sich mit all seinen Schachfiguren bewaffnen und ihr den Gebrauch verweigern. Unter Ludwig IX. fügte man sich in Alles. Die Schachspiele wurden verbrannt, wie später die Templer. Zum Unglück waren die Templer nicht von Holz, wie die Schachfiguren. Bei der Rachsucht vom Lode Ludwig's des Heiligen sing Frankreich von neuem an, Schach zu spielen; es kann in Verfall. Doch die Besten hielten sich die Spieler auf Achtung vor dem Königthum, selbst in dieser Gestalt, nicht mehr der Formel: Schach dem Könige; sie wurden jetzt höflicher und sagten: Havez (ave), Heil und Gruß dem Könige, um ihn dadurch vor dem Matt zu warnen.

Das Spiel erblüht sich. Unter Ludwig XIV. erlaubt Pascal die Kaffeehäuser. Er eröffnete auf dem Marktplatz von St. Germain; man getost dort Kaffee, der eben so in der Mode war, wie Racine, trotz Jean von Sevigné, der Epistolographin. Ein Sicilianer, Francesco Procope, gelockt durch Pascal's Glück, gründete das berühmte Kaffeehaus, dessen Schild seinen Namen trug. Diderot und Diderot siedelten sich dort an, und mit ihnen Jean Jacques Rousseau, Jean und Philidor. Das Kaffeehaus der Regenschaft existierte bald mit Procope. Voltaire und Rousseau kamen dorthin, so oft sie bei guter Laune waren, freilich ein seltener Fall. Jean Jacques wurde dort von Philidor besiegt. Der Verfasser der „Bekenntnisse" war nicht so starr, als er sich rühmt. Dies Kaffeehaus erfreute sich einer großen Berühmtheit. Bonner sitzt es in seinem „Zandlar" an; der Rächer Sophie's lehrte eines Tages in der Zerstreuung dort ein und störte eine Schachpartie. „Mein Herr", sagte ein Spieler sehr heftig zu ihm, „wenn man verliebt ist, kömmt man nicht auf das Kaffeehaus der Negativschaft. Ich höre auf Ihre Reden und mache daher Fehler wie ein Schüler."

Das edle Spiel ist durch die Stürmungen, die ihm von Ludwig dem Heiligen, von Montaigne, von Zandlas, von Jean Jacques Rousseau und von Robespierre widerfuhren, glücklich hindurch gedrungen und jetzt in heitere Regionen gelangt, wo seine goldenen Tage beginnen. Der Thron des Schachs erhebt sich in einem Palaste. Der Hof des Mandarin-Klubs besteht aus der Aristokratie des Französischen Schachspiels. Hier sind alle Titel unantastbar; jüdre Edle hat sich sein Wappen durch seine Züge erobert. Der Erste unter seines Gleichen ist Herr von Labourdonnais, der Enkel des berühmten Gouverneurs, den Bernardin von St. Pierre in „Paul und Virginie" verewigt hat. Er ist, wie Chateaubriand, aus St. Male gebürtig. Der Geist des Ehevalier thumes ist ein Landsmann von dem Genie des Schachspiels. Nach ihm kommen Boncour, Calot, ein Italiänischer Flüchtling, St. Amand, Devinck, Deslages und der Baron du Ménil.

Zu diesen Namen gesellen sich andere berühmte Namen des Landes: der Graf von Richebourg, der Graf Brisso d'Ringlas, der tapfere General Hero, breiter Baudart der Neuere und das Schachspiele; der Herzog von Derazet, Gautier von der Gironde, Delaville, Bertin de Sour, unser junger geistreicher Historiker Mignet; Lacretelle, Meyerber, Berfent, Pansteron, der anmuthige Komponist; Amedée Jaubert, der Gelehrte im wahren Sinne des Wortes; Greedon und noch viele Andere, die mir nicht einfallen, denn ihre Schaar ist zu zahlreich; sie besteht meist aus Literaten, Künstlern und Militairs. Die ganze Intelligenz unserer Gesellschaft ist im Pomerance-Klub repräsentirt. Letzten Sonntag sah ich dort einer der interessantesten Partieen zu, die zwischen Herrn von Barneville und Herrn von Jouy, dem trefflichen witzreichen Eremiten der Chaussée d'Antin, eröffnet wurde. Herr von Barneville ist der letzte lebende Schachspieler, der noch mit Philidor gespielt hat; er ist die feinschte, jugendlichste Greis, den man sich denken kann. Er erzählte uns von Philidor, der ihm immer den damals gebräuchlichen Vorteil beim Anfange des Spieles, nämlich die Aufgebung des Springers gegen den Bauern und den Zug, einzurücken pflegte; er erzählte uns, dieser Rester des Schachspiels, von jener alten Geschichte, von welcher uns so viel Revolutionen sprechen. Richer ist erbrendet, als Jemand sagen zu können: „Wie mit Philidor spielte"; man glaubt eine Ausserkehung zu erleben. Das Leitalter Jean Jacques Rousseau's, von Herrn von Barneville repräsentirt, spielte Schach mit dem folgenden Zeitalter, das in der Literatur mit im Schach von Herrn von Jouy repräsentirt war; und ich, ein unwürdiger Kampfrichter, ich lagte mit zerstreutem Auge der Partie, ich dachte an Philidor, den Mann der Musik, und an die Oper Meyerbeer's, die mir am folgenden Tage so viel Entzücken und Genuß bereiten sollte. Philidor und Meyerbeer! zwei Jahrhunderte, die in dem Panoramaklub an meinem inneren Blick vorübergingen.

Bibliographie.

Les filiales. — Von Mad. B. Paltenheim (Gabrielle Soumet). Annuaire-Beg. — Eine Fantastische Erzählung. 7½ Fr.
Antonio Giovani. — Roman von Mad. Manine Souvestre. 2 Bde.

Afrika.

Bugia und Bona.

(Schluß.)

Während der Fahrt von Bugia nach Bona las ich wieder meinen Leo, besonders seine Beschreibung der Städte Afrikas, wohin wir eben fluteten. Bona liegt nach ihm mehr als eine Meile entfernt von dem alten Hippo oder Hippona. Die Gothen nahmen es den Römern ab, und die Araber verdrammten es bei ihrer Eroberung Nord-Afrikas. Nach vielen Jahren erst wurde aus den Trümmern Hipponas eine neue Stadt erbaut und von den Christen Bona (hier spricht Leo) genannt. Die Römer nannten sie Bale et Punob, oder die Stadt der Beeren, in Betracht der ungeheuren Menge rother Beeren, die in der Gegend wachsen. Nachdem Leo die Stadt ausführlich geschildert, erwähnt er der fruchtbaren Ebene um Bona, die 40 Engl. Meilen lang und 25 breit ist. Von dieser Fruchtbarkeit rühmte sich die ganze Zeit.

Den nächsten Morgen früh riefen wir in den Hafen ein. Wie man sich dem Hafen nähert, stellt die Küste einen ungeheuren und sonderbaren Felsen dar, dem die Natur in ihrer Laune die Gestalt eines ruhenden Löwen gab, und zwar in solcher Vollkommenheit, daß sie jeder wahrnimmt, noch bevor man ihm sagt, daß der Felsen der Löwenfelsen genannt wird. Von der See aus betrachtet nimmt sich Bona nicht ganz unvortheilig aus, aber je näher man kommt, wie es Leo beschreibt; unsereable Häuser, die noch niedriger sind, als die zu Algier. Wir begaben uns nach dem vornehmsten Gasthof, wo wir ein mittelmäßiges Frühstück mit vier Franks der Mann bezahlen mußten und uns angefündigt wurde, daß ein Bett fünf Franks die Nacht koste. Der Abend gingen wir durch die Ruinen, ein großartiger Marmor und ein Mosaik zu den wenigen Ruinen des alten Hippo gehörte, die jenseits einer sumpfigen Ebene liegen. Der Strom Bujima, über welchen eine Brücke von Römischer Arbeit führt, fließt auf der westlichen Seite der Ebene und der größere, Seitbewie, auf der östlichen; beide fließen zusammen ins Meer.

Die Ruinen der alten Stadt sind zerstreut auf einer Landzunge zwischen den beiden Strömen, und sind sehr ausgedehnt. Sie sind, sich aber noch und nach zu einer mäßigen Höhe erhebt. Sie haben fast eine halbe Stunde im Umfange und bestehen aus großen Mauertrümmern und Höhlungen unter der Oberfläche des Bodens, welche vermuthlich die Römischen Cisternen bestem. Mein Freund Rentoumm (der Deutsche Konsul) sagte, der Bey habe gehört, die ich ihn in Algier traf, bedauerte es, es wären jene großen Höhlungen Kirchen gewesen. Der Französische Maler verschwerte mir, es wären Kornbehälter gewesen; doch mit aller Achtung für Malerei und Musik bleibt Ihr poetischer Freund seiner alten Meinung treu, daß es Cisternen waren. Die Ueberreste einer Wasserleitung zwischen dem Strome und den Höhlungen deuten allen Zweifel auf den Gegenstand auf. Zwischen den Ruinen steht man auch ein schrägen Dach von einem großen Gebäude, das das Kloster, dach die heiligen Augustin gewesen sein soll; einige hohe Bäume überschatten die Umgebungen der heiligen Stätte. Gestühle von manufpreche licher Feierlichkeit ergriffen mich, als ich den Boden betrat.

Wir setzten unseren Weg jenseits der östlichen Strömen Straße fort und kamen zu einer Arabischen Familie, die in einem alten ver-

*) Die Römer hatten ihr Getreide von Afrika bezogen, Numidien besonders war ihre Kornkammer, und es ist ganz natürlich, daß man in den Katakomben viel Korn aufbewahrte, um es bei andern Zeiten schnell nach Italien zu befördern. So wasserarm wie jetzt war Afrika damals auch nicht, weil es noch mehr Wohnungen, welche die Quellen schonen, gab. Die Gothen brauchten ihn Getreide nur das Land zu sammeln und benutzten also die Kornbehälter zu Kirchen. Die Araber endlich schützten auch kein Korn nach Rom. Vielen brauchten sie noch vorräthig. Afrika wurde damals schon wüster arm; so machten sie vielleicht Wasserbehälter daraus. Nach dieser Konjektur können Campbell, Mackenzie und der Maler Recht haben, der den Arabern waren es Cisternen, bei den Gothen aber Vandalen Kirchen, und bei den Römern Kornbehälter.

Digitized by Google

fallenen Hause an der Straße wohnte. Der Vater der Familie hütete das Vieh auf dem nahen Felde, und die Mutter, ein sehr gutmüthig aussehendes Weib, deren Geschicht noch Spuren echt arabischer Schönheit trug, saß in der Nähe der Wohnung im Grase und wob Wollenzeug. Die Einfachheit des Gewebes war der ersten Jahrhunderte der Schöpfung würdig; auffallt das Webergeschirr, das gebrauchte sie zum Nadel, mit welcher sie den Einschlag durch die Aufzugsfäden führte, die auf dem Boden lagen; die Aufzugsfäden liefen durch eine grobe Gattung von Rohr, und indem sie die Rohre anzog, verband sie den Einschlag mit dem Aufzuge. Wie angenehm ist's, die menschliche Kunst in allen ihren Stufen von ihrer einfachen Entstehung bis zu ihrer Vollkommenheit zu betrachten! Voll deutscher Bewunderung an die wunderbaren Maschinen-Webereien zu Glasgow, konnte ich doch mit ernstem Interesse die Arbeit dieser armen Araberin ansehen. Zwei kleine Knaben und ein Töchterchen standen an der Seite der Mutter; alle drei überraschten uns durch ihre ausgezeichnete Schönheit. Herr Brown, welcher Arabisch spricht, rief mir auch einige Worte zu, die Mutter, die von ihr so liebenswürdig und mit solcher Leichtigkeit beantwortet wurden, als hätte sie uns in ihrem Gesellschaftszimmer empfangen; das bei aber unterbrach sie die Wiederarbeit keinen Augenblick. „Wie alt ist", fragte ich durch Herrn Brown, „dieses liebliche Mädchen?" (Sie schien 8 Jahre alt zu sein.) — „Ich kann's nicht sagen", answorete sie, „sie war einige Monate vor der Theurung geboren, als die Franzosen ins Land kamen." — „Erinnern Sie sich, wie viele Sommer und wie viele Winter seit der Geburt Ihrer Söhne verflossen sind?" — „Nein! doch ich erinnere mich, daß kurz nach meiner Verheirathung in der Nachbarschaft eine Schlacht geliefert wurde, und daß man viele Todte auf Stangen umhertragen sah."

Wirklich nehmen diese Araber von dem Laufe der Zeit keine Notiz, sie haben weder Glocken, noch Geburtsfeiten; und dennoch sind sie die Nachkommen derer, welche uns die Algebra gelehrt haben.

Als wir wieder im Gasthofe anlangten, fanden wir ein höfliches Schreiben von dem General-Gouverneur Menou d'Ayer, worin er uns zu Mittag einlud; wir nahmen die Einladung an, und unterhielten uns bis Mittag mit einem Theile der Gesellschaft, welcher sich zu Ehren des Generals in Bona seinen Tisch als unseren eigenen betrachten. Wir speisten in Folge der Einladung noch denselben Tag bei ihm, und, ich weiß nicht, ist es bloße Einbildung oder nicht, es kam mir vor, daß der Französische General und sein Stab, die ganz von Barbaren umringt sind, eben so hoch waren, Europäische Besuche zu haben, als wir es gewesen, ihre Gastfreundschaft genießen zu können. Ich habe wenige Abende so angenehm verlebt, als bei dem General d'Ayer. Er ist ein ireimüthiger offener Charakter. Die Presse, und noch mehr das Salon-Geschwätz schont selten den Charakter und das Betragen der Französischen Offiziere in der Regentschaft, wenn diese Tadel verdienen; aber ungeheuchelt habe ich Lobsprüche über die Haltung unseres Heeres, Selbst der Baron Pichon, der das Verfahren der Franzosen in Bona tadelt, spricht von d'Ayer mit Lob. Es war daher schmeichelhaft für mich, daß dieser Mann mich über die gegenseitige Stellung der Franzosen und Eingebornen in diesem Theile der Regentschaft unterrichtete, und ich betrachtete es als eine Pflicht, mich in der Beurtheilung seiner Verwaltung mit dem schriftlichen Wunsche auseinanderzusetzen, sie möchten wegen ihrer Gerechtigkeit und Humanität meine Schätzung gewinnen. Er sagte mir: „Ich habe die Eingebornen durch Güte und Billigkeit gewonnen; ich bitte Sie, machen Sie morgen mit mir einen Ausritt zu Pferde nach der weiten Ebene zur Asiette Bonas; wir werden durch Lagerfeuer der Araber kommen, deren einigen Franzosen zum Schutze, nur eingebenne Reiter bei uns haben, aber Sie sollen doch so sicher sein, als in den Straßen Londons."

Des anderen Morgens fanden wir beim General Arabische Pferde für uns bereit und ritten, in Begleitung von 150 Eingebornen, nach einem in Englischen Meilen entfernten Orte. Ich ritt an der Seite des Generals und hatte das Vergnügen seiner Unterhaltung mehrere Stunden. Wir kamen bei einer Höhe vorbei, die von einer Compagnie Türken besetzt war. Diese stellten sich in Reihe und Glied, den General zu begrüßen, und ich bewunderte die Anmuth, mit welcher sie die Honneurs machten. Ein warm schöner, mogen Mann; sie präsentirten nicht das Gewehr, sondern hielten es in der Hand, neigten die Hand auf die Brust legten und den Kopf senkten, wie es dem orientalischen Salaam gebräuchlich ist. Der General „beschrieb mir die Hülfsquellen und Erzeugnisse des Landes und verbreitete sich ausführlich über die daraus zu ziehenden Vortheile, wenn der Boden Europäisch kultivirt wird. Es unterhält seine Truppen durch Verkauf von Getreide, der Soldat kauft die Brotfrüchte von ihnen. Sie liefern sie Fleisch für 2 Sous das Pfund, und verhältnißmäßig das Brod. Wir kamen an die große Ebene; sie erstreckt sich bis an die Gränzen von Tunis, und ich war erstaunt über das üppige Gras und die natürliche, aber unvorsichtige Fruchtbarkeit. Nur selten sieht man eine Distel, so weit das Auge reichen kann, lebendige Vegetation, und es war mir, als ritt ich meilenweit durch die Gärten von Kensington. Ire Africanus hat Recht in seiner Beschreibung. Nachdem ich in Gedanken die Zahl der Quadrat-Meilen und Acker Land berechnet hatte, die die Ebene haben kann, fragte ich den General, wie viel Stelen wohl jetzt hier zu finden seyn? Zweitausend, glaubte er. So sind hier 1000 (Engl.) Quadrat-Meilen des reichsten Bodens von wenigen armen Geschöpfen bewohnt, nur zwei Köpfe auf eine Meile, während hinreichendes Feld für 6 bis 7000 Pächter und für die Bevölkerung eines kleinen Königreichs wäre. Nach der Luft zu schließen, die sich einathmet, muß die Ebene auch gesund seyn, und der General sagte mir auch, daß sie gesunder sey, als das sumpfige Land an der Stadt und die Stadt selbst, wo der Schutt und andere Ursachen schädlichen Einfluß üben, den er aber bald hinwegzuräumt haben wird. Ein Acker Land könnte für 2 Franken getauft werden. Doch der General war zu ansrichtig, um nicht zuzugeben, daß die Ansiedlung der Europäer mit einiger Gefahr verbunden sey. Der verwahrloste Boden kann niemals so gesund seyn, wie der, wo durch Anbau die Atmosphäre gereinigt ist. Auch mangelt es an gesunden Quellen. Anfangs war zu Bona die Sterblichkeit sehr groß; von den 3000 Mann der Garnison lagen 2000 im Hospitale; selbst 1834 noch waren die Krankheiten nicht verminderr, obgleich die Todesfälle nicht mehr so häufig waren. Jetzt führt eine wiederhergestellte Wasserleitung der Stadt besseres Wasser zu, und für die Gesundheit der Soldaten ist auf alle Art Bedacht gesetzt.

Allerdings (Engl.) Meilen von Bona machten wir Halt. Während unsere Pferde im Grase weideten, gruppirten sich die Arabischen Reiter unter Bäumen mit ihren dampfenden Pfeifen und saßen so malerisch da, als hätten sie einem Künstler gesessen. Auf dem Rückwege war ich nicht so glücklich, die Gesellschaft des General zu genießen zu können. Kaum hatten wir nämlich die Reise bestiegen, als diejenigen Araber, welche nach ihren Dörfern, statt nach Bona, zurückkehren mußten, ihren Pferden die Sporen gaben und wie das wilde Heer dahinstegen. Ihr plötzliches Galoppiren verbreitete, durch einen Anfall begünstigt, das Gerücht, daß sich ein weiter Aber gezeigt habe und die Araber auf ein Jagd machten. Mein Pferd faßte das Gerücht auf, wiederte jagdlustig und lief mit mir davon, als wollte es durchaus Theil an der Jagdpartie nehmen. Als ich es durch den Zügel in seiner Lust mäßigen wollte, setzte es sich auf die Hinterbeine und gab mir dadurch zu verstehen, daß es mich zurückhalten werde, wenn ich nicht mit ihm weiter wollte. Es war unmöglich mich durch diese Scene und Stein tragen lassen, bis wir zur Arabischen Truppe kamen. Einer, der Französisch verstand, machte wohlwollend den Dolmetscher zwischen mir und meinem Pferde. Er streichelte es und sagte ihm auf Arabisch, daß ich ritterlich nicht zur Beute-Jagd aufgelegt sey, und daß es zweitens seine Eigenheit gäbe. Das Pferd wurde nun meiner Meinung durch meine Reise mit dem General zurück, mit welchem ich jetzt den Weg nach Bona fortsetzte. Auf dies sem kamen wir zu einem Arabischen Lagerplatz, wo Einer herauskam, mir eine Tasse Buttermilch zu präsentiren. Der Trank war mir nach dem ermüdenden Ritt sehr willkommen; doch ich reichte ihn dem General, damit er erst trinke. Dieser aber sagte: „Ich bin hier zu Hause, das Kompliment gilt Ihnen, als dem Gaste"; und als ich in die Tasse griff, sagte er: „Geben Sie ja kein Geld, dieser Mann ist der Patriarch hier", und so dankte ich bloß mit einem Salaam.

Thomas Campbell.

Ostindien.

Hindostan und seine Bewohner.

Nach Miß Emma Roberts.*)

Es ist ein allgemeiner, aber großer Irrthum gewesen, Indien als ein in seinen Sitten, Gewohnheiten und Vorurtheilen unveränderliches und unveränderres Land zu betrachten. Zwar haben seine eigenthümlichen Einrichtungen und die Eintheilung des Volkes in Kasten lange Zeit dazu gedient, einen Schein von gehrimnißvoller Unveränderlichkeit in den moralischen und religiösen Gebräuchen der Indier bei flüchtigen Beobachtungen hervorzubringen; allein bei genauerer Untersuchung über den Gegenstand würde uns gewiß eine große Veränderung selbst in den frühesten Zeiten nachweisen, wie es bei allen übrigen Völkern der Fall gewesen ist. Jedoch waren die Veränderungen der früheren Zeiten in Vergleich mit den späteren sehr gering. Die Politik der Muhamedanischen Eroberer war mehr darauf bedacht, sich mit den Eroberten zu vereinigen und allmälig zu verschmelzen, als über einen Unterthanen zu ihrer Religion und zu ihren Gebräuchen zu zwingen. Die inländischen Fürsten wurden mit Achtung behandelt, und die Regierungs-Maschine wurde aus einheimischen und ausländischen Material zusammengesetzt. Eingeborene wurden zu wichtigen Stellen berufen, und die Mischung dieser Politik sahen wir die größesten der Mongolischen Kaiser so sehr ein, daß einige derselben ihren Einfluß sogar durch ehrliche Verbindungen mit den vornehmsten Indischen Fürsten zu vermehren suchten.

Die Politik oder Praktik Großbritanniens ist meistens wesentlich verschieden gewesen; und aus dieser Ursache haben sich in unseren Tagen die größten und wichtigsten Umwälzungen in den Sitten und Gewohnheiten der Indier ereignet. Die von der Englischen Regierung befolgten Maßregeln, die oder Zweifel zum Theil aus unvorgesehenen Umständen hervorgingen, haben zum Umsturze jeder inländischen Macht, — zur Verfolgung fremder Personen zu allen wichtigen Staatsämtern und zu einer fast gänzlichen Abänderung der Ansichten der Eingebornen geführt. Das einzige Band, welches sie an einander knüpft, besteht, außer der Gewalt, in der Achtung und dem Vertrauen, das die Unbescholtenheit des nationalen und individuellen Charakters einflößt, — in der unparteiischen Rechtspflege, — und in dem kräftigen Schutze für alle Stände. Das allgemeine Betragen der Engländer gegen die eingebornen Indier hat schwerlich Veranlassung zur Neigung und Liebe gegeben; und dennoch zeigten sich hiervon einige glänzende Beispiele, deren günstiger Erfolg Andere zu dem Versuche, einen so wünschenswerthen Einfluß zu erlangen, gereizt hat; aber dieser Fall war bisher nicht sehr häufig. Miß Roberts theilt viele verunsinige Beobachtungen über diesen Punkt mit, dessen Wichtigkeit sie vollständig eingesehen zu haben schrint:

„Der Mangel an Urbanität, ein zu gewöhnlicher Zug im Englischen Charakter, wird, wie es zu beobachten steht, das gute Einvernehmen, welches zwischen den inländischen Großen und den Untergebenen ihrer fremden Herrscher bestehen sollte, aufhalten; doch es kann kein Zweifel seyn, daß die Beibehaltung Indiens hauptsächlich von der Verbindung der Engländer mit denjenigen abhängt, welche unsere Politik dieber, wenn auch nicht gewissenhaft, doch unterdrückt und verachtsächtigt zu

*) Scenes and characteristics of Hindostan. By Miss Emma Roberts. 3 Vol. London 1835.

Digitized by Google

haben schwind. Angesehene, wohlhabende und einflußreiche Inländer müssen bald ihre Stellung und ihre Kraft erkennen; und wenn sie nicht die Achtung und den Einfluß, der ihnen mit Recht gebührt, erhalten sollten, so ist kaum zu erwarten, daß sie eine Regierung, deren Diener ihren Interessen entschieden entgegen sind, noch ferner unterstützen werden."

„Bisher ist man mit ihnen noch sehr wenig in nähere Verbindung getreten. Die Englisch-Indischen Einwohner waren, mit wenigen Ausnahmen, nicht geneigt, den Eingeborenen Belehrung zu ertheilen oder sie von ihnen zu empfangen; sie haben sich wenig Mühe gegeben, sie über die Sitten und Gewohnheiten zu belehren, welche ihnen als unpassend und zeitwidrig hätten erscheinen müssen, oder ihnen durch übertriebene Gesittesfähigkeit Achtung einzuflößen."

„Obgleich die Juden ihrer scharfen Beurtheilungskraft den Europäern ihre Schwächen abgemerkt haben, kann Niemand bezweifeln, der mit ihnen verkehrt hat; zwar lassen sie mit Selbstbeherrschung ihren Gefühlen selten freien Lauf; doch ihre Empfindlichkeit gegen Beleidigungen hat sich schon öfters auf eine traurige Weise geäußert, und Miß Roberts giebt in einem Auszuge aus dem Delhi Urdu ein interessantes Beispiel davon, in welchem Eifer solche Rohheit von ihnen angesehen wird:

„Die Regierung", sagt der Jüdische Schriftsteller, „hat einen seltsamen Mangel an Einsicht gezeigt, daß sie Herrn B. an der Stelle in ** ernannt hat. Der Mann ist ein gewaltiger Dummkopf und sehr hitzigen Temperaments; er ist nicht fähig, selbst etwas zu stiften zu bringen; doch hat er die merkwürdige Tollheit, zornig zu werden, wenn geschicktere Personen etwas für ihn thun wollen. Als die angesehensten Hindus ihm gestern aufwarteten, stand er eben auf, kam halb angekleidet hervor und sagte, als sie ihn grüßten: „Was wollt Ihr?" — und als sie antworteten: „Blos unsere Aufwartung machen"", erklärte er sie an: „Ihr seid Lügner!"

Daß aber auch Einzelne sich die Achtung und sogar die Liebe der Indier erworben haben, ist eben so gewiß; und zu den Namen Hastings, Sir John Malcolm, Tod, Sir Thom. Monro und Elphinstone, welche Miß Roberts besonders erwähnt, kann noch eine lange Liste von Personen, welche sich um dieses vorwehnen Indiens doch verdient wurden, hinzugefügt werden; und unter diesen darf man den Bischof Heber und den vorherrschen Herrn Seton nicht vergessen. Diese sind, mit einer einzigen Ausnahme, alle gestorben; aber in Indien leben ihre Namen fort, von den Andenken an ihre milden und menschlichen Handlungen einbalsamirt, und werden ihren Vaterlande, wenn es vielleicht in Indien die Herrschaft länger verloren haben wird, zur Zierde und Ehre gereichen.

Wer kann ohne Rührung die Geschichte des persönlichen Einflusses in Indien von der Stunde an betrachten, wo eine Handvoll Abenteurer dort an's Land gestiegen ist, bis jetzt, wo so viele Millionen Menschen der Gewalt ihrer heimischen Gesetze entsiegen sind, und sich freiwillig den unsrigen unterwerfen sind? Welche Aussicht bietet eine Verbindung von, damit Bildung und Wohlstand für unsere Mitunterthanen daraus entspränge? Indessen gestehen wir, daß wir nicht ohne Bedauern auf den zunehmenden Verfall jenes romantischen Glanzes blicken, der sonst über das weite Indien ausgebreitet war. Von dem prachtvollen Kranz zahlreicher Fürsten, die vor 80 Jahren an Land geschwindt haben, ist kaum noch ein einziger da, der seinen Platz oder seine seldherr Herrlichkeit noch hätte. Sie waren Halbbarbaren und brachten durch Tyrannei Verderben über ihr Haupt. Aber es schmerzt doch zu sehr, daß in ganz Hindostan kein einziger Fürstenthron mehr übrig ist, der die Herrlichkeit seldherer Tage noch dastehen kann.

Die Herrlichkeit Indiens beschränkte sich nicht auf Höfe und Fürsten; es gab eine Zeit, wo jede Stadt das Andenken an Größe bewahrte. Benares, Lucnow, Delhi, Agra und Mutra wurden als Städte betrachtet, die zum Feenreich gehören. Selbst die treuesten und nüchternsten Erzählungen vom Großmogul, von den reichen Nabobs, den glänzenden Tigerjagen, den Wittwen, die sich in den Flammen tod stürzen, und den Menschenopfern, — selbst die Geschichten der Reisenden verminderten wenig das Interesse, welches sich an diese Wunderszenen knüpfte. Auch verschwand die Täuschung noch nicht gänzlich, als jene Städte sich den Augen der ersten glücklichen Abenteurer, die sie erobertes, zeigten.

Die kleine Zahl der Europäer, welche diese entfernten Gegenden erreichte, sagte sich anfangs, theils aus Nothwendigkeit, theils aus Liebe zum Romantischen, in den Ton der vornehmen Indischen Gesellschaft, und der Reiz dieses neuen Lebens war sür sie so blendend und zauberisch, daß sie bei dem schreichhaften Einfluß, der ihnen zu Theil ward, alle Erscheinungen vergaßen. Doch als mit Verlauf der Zeit die Zahl der Ausgewanderten sich vermehrte, schwand der Reiz der Neuheit, und mit ihr entfloh das Romantische. Agra und Delhi gesehen zu haben, hörte auf, ein Wunder zu sein, als die Straße derthin Allen offen stand. Die Jahlichen Großen, von den neuen Einwohnern vernachlässigt, zogen sich zurück oder starben aus; und mit Nachfolgern verarmter dürftiger durch den Wechsel der Umstände und schränken den Umgang mit den Fremdlingen. Dadurch entstand endlich eine völlige Trennung zwischen den Indiern und Europäern.

Die Skizzen der Miß Roberts beschäftigen sich hauptsächlich damit, den Grad des Uebergangs und der Veränderung zu bezeichnen, den wir zu erklären versucht haben. Fast in jedem Kapitel zeigen sich Symptome hiervon. Das Werk, das in drei Bänden besteht, ist jedoch nicht eine fortlaufende Erzählung oder ein tagbuch; sondern es enthält eine gewisse Anzahl von Kapiteln, deren jedes einem besonderen Gegenstande gewidmet ist. Diese Kapitel erschienen bereits, wie wir aus der Einleitung ersehen, in Asiatischen Journal und wurden in Folge ihrer günstiger Aufnahme nachher fast in ihrer ursprünglichen Form abgedruckt. Diese Form hat ohne Zweifel ihre Vortheile, aber auch manche Nachtheile. Man findet sich von einem interessanten Gegenstande zum andern, ohne, wie in einer Geschichtserzählung, die einzelnen Umstände innerlich verbinden zu müssen; aber auf der anderen Seite muß die Sammlung zerstreuter Blätter nothwendig oft zu Tautologien und Wiederholungen führen, welche man in einer fortlaufenden Erzählung ohne Zweifel vermieden haben würde. Da wir gleich vieles Schöne gefunden haben, so müssen wir doch auch gestehen, daß Miß Roberts im Allgemeinen zu sehr nach Effekt hascht; ihr Stil ist oft schwülstig und verfehlt deshalb den Eindruck, den größere Einfachheit sicher hervorgebracht hätte. Im Allgemeinen jedoch haben diese Skizzen viel Leben, und manche Stellen sind von großem Interesse. Die Naturscenen und die Ueberreste der gefallenen Größe sind mit glänzenden Farben geschildert, während die Verfasserin über geringere Gegenstände mit einer gefälligen Fähigkeit dünkreicht, die solche Kleinigkeiten, welche andere Schriftsteller kaum ihrer Feder gewürdigt haben würden, äußerst interessant macht. (Schluß folgt)

Mannigfaltiges.

— Europäische Gastfreundschaft. Die Franzosen und Engländer sind jetzt in gewisser Beziehung gastfreundlicher gegen uns, als wir gegen sie zu sein pflegen. Während wir uns in der Regel begnügen, was Französische oder Englische Schriftsteller über literarische und soziale Verhältnisse Deutschlands drucken lassen, mit ironischen oder wohl gar bittren Bemerkungen aufzunehmen pflegen, werden unsere eigenen Schriftsteller, die über ähnliche Dinge in Frankreich und England schreiben, dort als Autoritäten vom Publikum vorgeführt und angepriesen. So eben ist der einzige Brief Heinrich Heine's, den er seit seinem neuesten Werke (Semiramis), von dem Anfänge in den gelesensten Französischen Blättern paradiren, und so geht es jetzt dem Herrn Professor v. Raumer, dessen Briefe über England, unmittelbar nachdem sie in der Uebersetzung der Mrs. Austin bei Murray in London erschienen, in 1200 Exemplaren verkauft worden sind.*) Der Deutsche Verleger des Originals dürfte wohl schwerlich schon so gute Geschäfte damit gemacht haben. Einige Aufsätze, die ein Anderer unserer gelehrten Mitbürger, Herr Professor Gans, erst vor ganz kurzem über Paris erschienene literarische Zustände hat drucken lassen, machen jetzt bereits die Runde durch die Französischen Journale. So enthält die Revue de Paris vom 30. Juni einen Aufsatz über Deutschland, betitelt: Madame Récamier" und zwar bin und wieder mit einigen unbedeutenden Zusätzen oder Auslassungen, aber augenscheinlich mit großer Genauthuung über die allerdings schmeichelhafte Wahrheit, mit der der Deutsche Gelehrte die von ihm vorgeführten Französischen Schriftsteller portraitirt hat.

— Literarische Preise. Die Zahl der in England im vorigen Jahre erschienenen Bücher belief sich auf 1400, wozu jedoch weder die neuen Auflagen älterer Werke, noch Broschüren, Landkarten, Musikalien und Zeitschriften gezählt worden sind. Dieser letztere Umstand wird es erklärlich machen, warum die Zahl der Englischen Novitäten von der der beiden Leipziger Mess-Kataloge selbst dann noch so sehr zurückbleibt, wenn man annimmt, daß sie sämmtlich in Deutschland bekannt und außerordentlich die weitbekannte Schreibluft der Deutschen in Anschlag bringt. In Frankreich erscheinen zwar ungefähr, aber doch auch noch nicht ganz so viel Bücher jährlich als in Deutschland. In vorigen Jahre belief sich die Zahl der auf den Französischen Büchermarkt sowohl in Französischer, als in deutscher, Englischer, Italiänischer, Spanischer, Portugiesischer, Lateinischer und Griechischer Sprache gekommenen Novitäten auf 6700. Außerdem erschienen in Frankreich 250 musikalische Werke und 1049 Kupferstiche und Steindrücke. Die von Herrn Stella in Mailand herausgegebene Bibliografia Italiana giebt die Zahl der vorzüglichen neuen Erscheinungen in der Italiänischen Literatur auf 3623 an. Ihre ist jedoch nicht die vollständige Zahl; denn außerdem, daß darunter alle Gelegenheits- und Verwandten, alle Gelegenheits-Karmen und Opernteyt-Büchlein (libretti), so wie alle gleichzeitig erschienene Nachdrücke jetzo nur einigermaßen gelesenen Buches mitgezählt sind, wird auch jedes Heft, ja oft jeder Bogen der meistens in monatlichen Heft- oder Bogen-Lieferungen erscheinenden größeren Werke als eine besondere Nummer aufgeführt. Alles dies in Anschlag gebracht, wird man die Zahl der im vorigen Jahre in Italien herausgekommenen neuen Verlagswerke, die diesen Namen wirklich verdienen, auf den zehnten Theil der obigen Summe, also auf etwa 362 reduziren können. Der Zustand des Italiänischen Buchhandels ist ein solcher, daß selbst unter diesen wenigen alle Werke, die in Folge des Nachdruckes schuld, das dort, wie in keinem anderen Europäischen Lande, bezahlt wird. Ein Buch, das Manzoni oder Silvio Pellico heute in Mailand oder Turin erscheinen lassen, ist sicher, binnen zwei Monaten in sechs verschiedenen Italiänischen Staaten sechs Mal nachgedruckt zu werden. Daß unter solchen Umständen eine Autorenvergütung der Schriftsteller durch ein Honorar, das sie auch nur für ihre Opfer an Zeit entschädigt, ganz unmöglich ist, versteht sich wohl von selbst. Ein Italiänischer Autor muß eben entweder so vermögend wie Manzoni oder so philosophisch-anspruchslos wie Silvio Pellico sein; Beide können freilich das Publikum zur Bereicherung ihrer irdischen Bedürfnisse leicht entbehren.

*) Doch muß man gestehen, daß gerade dieser Auszug aus dem Hindu Journale ein sprechendes Zeugniß für den herrschenden Liberalismus der Verwaltung im Allgemeinen ist. Wäre die Verwaltung in Hindostan illiberal, so würden wohl schwerlich solche Stimmen, wie wir sie in dem Delhi Urdu eben gehört haben, laut werden können. Die Franzosen in Algier würden schwerlich von einem Manne solche Sprache dulden, obgleich sie auch Beamte dort haben, „die selbst nichts in Stande bringen, doch das außerordentliche Talent haben, zornig zu werden."

*) So berichtet wenigstens das Athenaeum vom 31st d. M.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Preußischen Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Mittwoch den 23. März 1836.

Frankreich.

Eine Abend-Unterhaltung bei Mademoiselle Duchesnois.

Es ist doch etwas Grausames, das Altern! etwas Grausames, nachdem man mit der Allgewalt des Talents geherrscht, sein Leben im Dunkel zuzubringen, wie eine Königin, die vom Throne herab und in die Verbannung gestürzt ist.

Niemand hat diesen Schmerz lebhafter gefühlt, als Mlle. Duchesnois. Es war nicht blos auf der Bretterwelt, wo diese Dame eine uneingeschränkte Macht besaß. Ihr Vermögen, ihr Aufsehen, ihre Freunde verschafften ihr auch im Leben vielverm̈ögenden Einfluß, dessen sie sich, wir sagen es mit Vergnügen, nur zu edlen Zwecken bediente. Die Zahl der Personen, welche ihr Aemter verdanken, ist Legion; die Zahl der Personen, die sie von der Proscription befreit hat, ist noch größer. Ihr Haus war das Asyl der Verfolgten aller politischen Farben. Im Anfange des Jahres 1815 war es noch die Stätte der Zuflucht für die bedrängten Bonapartisten; als der Kaiser wieder auf dem Throne saß und die Verfolgten zu Verfolgern wurden, fanden die Royalisten bei ihr dieselbe schützende Aufnahme. Wie vielen hier eine Knuthose in dieser Beziehung mit, die nur Wenigen bekannt seyn mag, deren Wahrheit wir aber verbürgen können.

Unter den Bonapartisten, die in den Kellern der Duchesnois gegen die Häscher Sicherheit fanden, war ein Mann, der gleich nach der Flucht Ludwig's XVIII. aus dem Abyle hervorging, um ein sehr wichtiges Amt im Ministerium der Polizei zu übernehmen. Der ehemalige Proscribirte schickte sich sogleich an, selbst Proscriptions-Listen anzufertigen, und machte es wie die Schlange in der Fabel, die den Busen, der sie im Elende gepflegt hat, später mit giftigem Zahne anfällt. Mit der Herzensgüte und dem Edelmuthe der Duchesnois wohl bekannt, bezeichnet er mit abscheulicher Schlußfolgerung das Haus der beschützten Künstlerin als einen Ort, der besonders Verge, welcher er zu Dutzen bestimmt hatte. Alsbald umringten die Werkzeuge der Despotie das Haus in der Straße Saint-Lazare und wollten schon hineindringen. Aber Mlle. Duchesnois widersetzte sich energisch, rief zu dem Manne, der das Asyl verletzen wollte, das ihm selbst vor kurzem noch geschützt hatte, und zeigte so vielen Muth, so viele Entschlossenheit, daß Abscheulich den Herren mit so vielen Vorwürfen und Drohungen, daß er aus Beschämung und Furcht seine Aechtungs-Listen verbrannte.

Die Juli-Revolution, die so vieles Große und Schöne theils zertrümmert, theils von seinen Höhen gestürzt, blieb auch auf die Lage der Künstlerin nicht ohne Einfluß. Schon 1832 waren Wachs, Freunde und Ruhm von ihr gewichen, und nur noch ein kleines Häuflein Getreuer blieb in ihrer Umgebung.

Das Gemüth der Künstlerin ward nun von einer Traurigkeit erfüllt, die sich nicht benennen läßt, und von der man nur sagen kann, daß sie das Herz bricht. Sie ist zusammengestürzt und das Alter erschreckt. Voller Verzweiflung, das Alter in Frankreich verlassen zu haben, trösterte Mademoiselle Duchesnois nur von Einer Sache, beschäftigte sie sich in Gedanken mit Wort nur mit Einem Plane — derthin zurückzukehren. Der Faden dieses Gegenstandes durchzog ihre Unterhaltungen und ging sich aus Ende ihrer Gespräche, wie einst das „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam" sich zuletzt in der Reden des Cato fand. Die Unwälzungen, welche die Form und das Wesen der dramatischen Literatur betroffen haben, und noch mehr die Krankheit, welche anfing, die Künstlerin heimzusuchen, machten ihr Wiederauftreten unmöglich. Die treuen Freunde, die den unverdrüchlichen Widerspruch zwischen dem Wunsche der verehrten Freundin und den Verhältnissen besser fühlten, waren in schmerzliche Nothwendigkeit versetzt, entweder offenbarzu zu sprechen, woburch sie ihr einen tödtlichen Streich versetzt hätten, oder schweigsame Zeugen dieses ewigen Klagens und der nimmer zu verwirklichenden Borsätze zu sehn.

Eines Abends brachte Mlle. Duchesnois ihre Seufzer vor einer Gesellschaft aus, von der wir einige Personen näher bezeichnen wollen. Auf dem Divan im graufarbenem Boudoir saß ein junger Mann von melancholischem Aussehen; er war vor kurzem aus Italien mit einem Gemälde zurückgekehrt, das seinen Namen unter die Malerfreine ersten Größe versetzte. Er vernahm schweigend die schmerzenevollen Klagen der von der Wöhne verdrannten Künstlerin. An seiner Seite saß ein flanker großer Mann, in dessen Physiognomie sich Sanftheit und Strenge dezgarten, auf dessen Haupt sich weißes und schwarzes Haar malerisch mischte, und dem ein sardonisches Lächeln um die Lippen spielte. Endlich war hier ein junges, von ihrer Mutter begleitetes Mädchen, die ein Gedicht über den Ruhm vortas. Sie war von kleinem Wuchse; ihr Anzug schreckte den Blick durch die darin herrschende Mischung von Stolz und Elend, und das große schwarze Auge hatte etwas Tödtendes.

Als sie sich erhob, um vorzugehen, trat ein beleidigt, beleidigt-alterer, von Lügen der Malice voller Mann ins Zimmer. Das Mädchen und die Mutter bestrebten nahmen Abschied von der Dame des Hauses, denn es hatte schon 9 Uhr geschlagen, und sie mußten noch zu Fuße nach dem Faubourg Saint-Germain gehen.

„Wer ist diese Mädchen?" fragte der Antömmling.

„Mein lieber Arnault", antwortete der neben dem jungen Maler stehende Mann, „es ist Elise Mercoeur."

„Kennen Sie sie, Baron Gros?"

„Ja, sie hat uns so eben mittelmäßige Verse vorgelesen."

„Verse!" sagte Arnault achselzuckend, „sie hätte wahrlich besser, sich Strümpfe zu stricken, denn ich sehe, sie könnte sie brauchen."

„Wie!" rief der junge Dichter, „höre ich von einem Arnault mit solcher Strenge einen poetischen Beruf tadeln?"

„Beruf! ich weiß nicht, was dies heißen soll. Die Eitelkeit reines Pinsels, wie das Bewußtseyn des Genies können dem Menschen zurufen: „meine Künstler!" Ich will Ihnen darüber ein noch wenig bekanntes Geschichtchen erzählen. Boileau wurde im Alter mit jedem Tage mürrischer; er verlieg endlich fast sein Haus nicht mehr und hielt es ängstlich vor allen Literaten verschlossen, welche täglich seinen Rath und seine Empfehlung an Verleger forderten. Daß sich mancher doch durch List oder Geschicklichkeit den Zugang zu verschaffen wußte, brachte seine Diener dann auf ihren Gipfel. Einer Tages hörte er an der Hausglocke schellen. „Um Gottes Willen", rief er, „macht nicht auf! es ist ein Dichter!" — „Nein, Herr", sagte der Diener, „es ist nichts von einem Poeten, es ist Ihr Schwalter, Herr Prieur." — „Gott sey gelobt, er sey willkommen." — Der Buchhalter setzte sich neben Boileau und legte zum Rechnungsschluß über ihm aufgetragene Geschäfte ab. Als sie fertig waren, sagte Prieur: „Ich habe nun, Herr Despreaux, Ihre Akten durchgearbeitet, jetzt bitte ich Sie, etwas für mich zu thun. Seit ungefähr sechs Monaten arbeitet ein junger Mann als Schreiber bei mir, der sehr wenig zu meinem Geschäfte taugt. Er ist der Sohn meines Freundes, dem ich nicht den Verdruß machen will, den Sohn zurückzuschicken." — „Und was kann ich dabei thun?" — „Mein Wollen. — „Gebuld", sagte jener; „der zu meinen Geschäften untauglichste junge Mann ist übrigens voll Geist und Talent; er ist ein schlechter Aktenschreiber, aber ein fleißiger Dichter." — „Ach!" rief Boileau und sprang auf, als hätte er plötzlich einen heftigen Schlag bekommen. — „Schon", fuhr Prieur fort, „hat er zeigende Verse in einer Tragödie „Des enfans de Brutus" gemacht. Die Tragödie hab ich zu den Schauspielern getragen, die nichts davon wissen wollten." — „Und der junge Mann ist doch durch diese Lection gebeilt?" — „Er warf seine Tragödie ins Feuer und schwor, nie wieder Verse zu machen." — „Gott sey gelobt! da steht man doch Einsicht." — „Ich ließ ihn erstem Eindrücke des Kummers bei mir, ihm verzeihenden." — „Nun, Prieur, kann ermorrer sich ihn wieder, gab ihm Hoffnung und Selbstvertrauen zurück, er ging wieder an's Werk und bat so ein neues Trauerspiel beendigt." — „Wie, Meister Prieur!" rief Boileau, „rechtschaffene Leute vertrauten Ihnen den Sohn an, nu bei Ihnen ein rechtliches Geschäft zu lernen, und Sie verführen ihn in der Manie, welche ein Produkt der Eitelkeit und Faulheit ist! Sie verführen den jungen Mann und werfen ihn in eine Laufbahn, die voll Elend und Täuschung ist!" — „Hatten Sie mit Ihrem harten Urtheil ein, bis ich Ihnen die erste Scene des Trauerspiels, es heißt Thomenes, vorgelesen haben werde." — Boileau saß auf Kohlen während des Vorlesens. Endlich rief seine Gicht, und er unterbrach den Schwalter. „Genug, genug!" sagte er. „Sie meine Todesstunde beschleunigen? Doch ich gebe sehr gern aus einer Welt, die solche poetische Erdärmlichkeiten hegt." — Der unzufriedene Schwalter erwiederte, man könne von so wenig Versen nicht auf das Ganze schließen: „auch zeugt der innere Beruf, den mein Schützling fühlt, für ein Talent. Wenn man sich eine unwiderstehliche Neigung Bewußtsein und Freundschaft der Aeltern aufsprechen kann, so muß eine verborgene Stimme rufen: „„Sey Dichter, der Ruhm erwartet Dich!"" — „Und dieser Beruf bewerst gar nichts, Herr Prieur; Sie kennen Chapelain und seinen grämzenlosen Geiz, gewiß ist in Ihrem Arbeitszimmer kein Schreiber, der sich nicht über die Tracht dieser Geißhalse lustig macht; und doch hat dieser lächerliche Filz eine Stelle von 12,000 Thalern angeschlagen, hören Sie? eine Stelle von 12,000 Thalern, um die „Pucelle" herauszugen zu können. Als Herr Longueville nämlich nach Münster als erster Gesandter zum Abschlusse des Westphälischen Friedens ging, wurde Chapelain zum Gesandtschafts-Secretair ernannt; allein er lehnte die

Digitized by Google

Stelle ab, weil sie, wie er sagte, ihn hindere, seine Tragödie zu beendigen. Ich frage Sie nun, hat dieser Mensch einen wirklichen Beruf zum Dichter gehabt? Und hat dieser die zur Gemeinheit schmutzige Beispiele nicht dem verwandtesten Berufe sein Glück gegründet?“ — Der heftigste Poiteur ging nach Hause traurig und nachdenklich, sagte aber seinem Schreiber nichts von der Unterhaltung mit Volleau. — Der Erfolg, den bald nachher Jdomenée und noch mehr Rhadamiste hatten, richtete Poiteur wieder auf. Als man das letztere Trauerspiel gab, war er krank; er ließ sich ins Theater tragen, und nach dem glänzenden Erfolg des Stückes umarmte er mit Freudenthränen im Auge seinen jungen Freund und sagte: „Ich kann jetzt ruhig sterben, ich habe Sie zum Dichter gemacht und der Nation einen großen Mann gegeben. Aber Volleau macht mir Furcht, er hat mich von einer traurigen Wahrheit überzeugt, daß nämlich ein Dummkopf sich eben sowohl zur Poesie berufen fühlen kann, als ein Genie.“ *)

Waren Gros's Tage darauf: „Und was macht's denn aus, ob der Beruf mehr oder schwächer ist, der Beruf ist immer ein Unglück! Wer von uns versucht nicht die um sein Haupt gewundene Künstlerkrone! Ungekannt, gemein, mittelmäßig leben, das sind die Wege zum glücklichen Leben! „Das Publikum ist unbankbar“, setzte die Dichterseele hinzu. „Das Genie ersticht in uns“, sagte die feierliche Stimme des Barons Gros, „man überlebt sich, man gleicht einem seelenlosen Körper.“

Nach diesen Worten erhob er sich und ging mit dem jungen Maler weg.

„Dieser Teufel Gros“, sagte Arnault, „endigt, wie ich fürchte, durch einen tüchtigen Streich. O Aberheit! man muß aufzubleben wissen, man muß sich zur Resignation auf den Nichts verstehen, wie die Jean zur Resignation auf ihre Schönheit. Es ist freilich grausam, aber es ist eine Reihenfolge!. Ich zum Beispiel, ich scheide nicht mehr, ich hatte mich für die Literatur tot.“

Er gab indessen doch trotz darauf die „Mémoires d'un Sexagénaire“ heraus.

Was die Anderen betrifft, die mit ihm den Beruf schwärten, so kennt man ihr Schicksal. Stise Mercoeur starb in Verzweiflung. Mademoiselle Duchesnois erlag den schrecklichsten Leiden, und ihre letzten Worte waren das Bedauern ihrer Triumphe auf der Bühne. Der Baron Gros, wie starb er?! Herrn Arnault sand man todt in seinem Lehnstuhle. Der junge Maler endlich war — Leopold Robert.

(F. d. Th.)

Bibliographie.

Le cloitre au 19e siècle. — Roman von Mad. Reine Daminois.
Les enfans de troupe. — Sittengemälde von H. Valle. 4 Bde.
Une femme prodigue. — Roman von Mad. Louise Lamercier. 7½ Fr.
Le tentateur. — Roman von Jules Lacroix. 7½ Fr.

Ostindien.

Hindostan und seine Bewohner.

(Schluß)

Das erste, „Kalkutta“ überschriebene, Kapitel führt uns zu dieser Stadt von der Seeseite aus. Diese Seite hat seit 12 Jahren durch die Sorgfalt einer Kommission sür Verschönerung der Hauptstadt sehr gewonnen, und besonders wurde der Zugang zu dieser „Stadt der Vallast“ erleichtert. Das Kapitel ist einer Beschreibung der Häuser, Equipagen, Bekleidungen und Sitten, welche den Fremdling überraschen, gewidmet. Dem Jnnern der Wohnungen sagt sie Folgendes:

„Jede Seite des Zimmers hat eine Thür, und die aufeinanderstehenden Anthchambres schienen mit Geistern bevölkert zu seyn. Schneeweiß gekleidete Diener schleichen in allen Richtungen umher, und Leute, die an die Strenge ihres Privatzimmers gewöhnt sind, finden nicht so bald diese Menge von Dienern erträglich, welche sich beständig glauben, durchs ganze Haus zu schwärmen.“

Die Jndischen Equipagen werden von der schönen Verfasserin sehr, wahrscheinlich zu sehr, herabgesetzt. Es ist wahr, die Kutschen sind oft alte Maschinen, die Pferde nur leidlich und leicht, aber nicht so groß und wohlbildig, wie bei uns, auch ist die Zahl oft so sonderbar: Kutschrecke seinen in Jndien; dennoch scheinen die Erinnerungen an die Heimath Miß Roberts bei der Beschreibung der Equipagen Käfer als ihre gewohnte Unparteilichkeit und Beobachtungs-Gabe beherrscht zu haben.

„Hochzeit und Heirathes-Kandidaten“ heißt das unmittelbar folgende Kapitel. Allein die Offenbarungen der Verfasserin über diesen Gegenstand sind nicht sehr geeignet, die Hoffnungen derer zu ermuthigen, die nach Jndien mit Heirathes-Aussichten gehen. „Das goldene Heiratleer“, bemerkt sie, „ist in Jndien längst dahin; die Silberschnur am Rupien-Beutel **) ist gestblickt, und die verarmte Liebe hat nichts mehr übrig behalten, als ihre Reize.“ Ach! wie sürchten, die Jüngst Kupido's haben eine unglückliche Verstimmung leiden müssen. Freilich werden jugendliche Herzen auch hinfüro lieben; es werden, trotz Malthus, junge Lieutenants und Civilisten noch Weiber bekommen; aber Miß Roberts hat den ganzen Gang der Heirathsstiftung seiner rosigen Farben entkleidet und bleibt ihn in das einfache häusliche Gewand, welches nach ihrer Versicherung die Braut selbst noch als Frau täglich anlegt. Sie hat den Prüfstein der Verschimmerung und tief das Sinken des Wohlstandes gewesen seyn, wenn, wie die Verfasserin bemerkt, die Schönen der Präsidentschaft aller früheren reichen und glänzenden Anstöße jetzt beraubt wären.

Nach Miß Roberts scheinen die Jndischen Ehen in den früheren Zeiten oft sehr prosaisch und wahre Geschäftseschen gewesen zu seyn.

„Wenn ein Mann“, sagt sie, „in den heiligen Stand der Ehe treten will, so wartet er nicht immer, bis er eine Schöne nach seinem Geschmacke trifft; sondern, sobald er von einem fremden Mädchen hört, macht er ihr den Vorschlag, ihr auf der Straße zu begegnen; dies wird entweder ganz abgeschlagen, oder unter Bedingungen angenommen; und wenn der Fremer nicht ganz verwerflich ist, so findet die Heirath Statt.“

Das dritte Kapitel enthält eine sehr unterhaltende Beschreibung von Kaunpore, welche wir allen denjenigen empfehlen, die ihre Reisen hinter dem Schreibepulte machen, und die gern die übrigen freischen Städte kennen lernen möchten, ohne die Gefahren des Seewassers auf einem Ostindienfahrer oder den süßen Wassern auf einem „Bengalischen“ zu unternehmen; jedoch werden sich hier Leser, besonders vom schönen Geschlechte, noch mehr am folgenden ergötzen, was von den weiblichen Beschäftigungen und der häuslichen Oekonomie, den den Pflichten der Bedienten und der Jndischen Kochkunst handelt. Wir geben das Folgende als eine Probe aus einer Beschreibung eines Jndischen „Entre-Chanat“, wie sie gegeben Gastmahle.

Man schlachtet gewöhnlich einen Ochsen und ein Schaf, decen sämmtliche Theile man, in Verbindung mit Gestügel und anderen Gewaaren, auf einmal den Gästen vorsetzt. In der Mitte des Tisches, die der Ehrenplatz ist, steht ein großer Traubahn, je fetter, je besser; ihm gegenüber ein gewaltiger Schinken; am oberen Ende des Tisches erscheint eine Kinderspeise, am unteren Ende ein Gemüse; an den beiden Seiten laufen Reihen von gebackten oder gebratenen Hammelkeulen hin, neben ihnen Schüsseln mit Hühnern, Gänsen, Enten, Zungen, Taubenpasteten, Hammelschnitzen und Cotelettes von jungen Hühnern. Fische sind nicht sehr geachtet; sie figurieren nur beim Frühstück, und nur in Gesellschaft von Nichtengländern. Hinter dieses Berge von Fleischwerk u. dergl. pflanzen sich die Gäste auf, und hinter ihnen jetzt Gnope u. dergl. Nach diesem ersten Gange folgt ein zweiter, so kräftig als der erste. Zwischen Konfekten und allerhand anderem Naschwerk figurieren Brestteaks und zu Hunderten aufgethürmte Wachteln, Fettammern und andere Kleinigkeiten. In südlichen Zeiten waren Früchte ein Theil des zweiten Ganges; jetzt sind regelmäßig Dessertes gewöhnlich. Die Gläser sind alle mit silbernen Deckeln versehen. Man sieht das hier Feste einen Anstrich barbarischer Größe haben, der an die Ritterzeiten erinnert; allein unglücklicherweise sind die Gäste nicht mit dem tapferen Appetit begabt, der ihre kriegerischen Vorfahren zu solchen Thaten Tafeln befähigte machte. Die Burra-Khanas schmeicheln dem Auge oft mehr, als dem Gaumen. In einem mit Marmor gepflasterten, von den Lichtern schimmert, sind oft 60 Gäste versammelt. Fächer und Fliegenwedel aus Pfauenfedern und silbernen Griffen werden von Dienern, die in glänzenden Anzügen gekleidet sind, geschwungen, um stets frische Luft zuzufächeln; leider aber ist die Anhäufung der Diener, der dampfenden Schüsseln und Lichter gerade kein Mittel, die Luft reiner zu machen. Dann nämlich, reine Luft ins Zimmer zu führen. Dreißig ist bei den Jndischen Gastmählern die Sitte, die Flaschen mit Kleidern, wie die Puppen, auf den Tisch in Reihe und Glied zu stellen. Die Kleider werden durchnäßt, um den Wein frisch zu erhalten, und so wird der Spaß in der That nützlich. Die Bekleidung ist auch charakteristisch; sie ist Europäisch, Chinesisch und Burgaper in Kombination mit Eskimos Mänteln, während Trees und Madeira in Brautkleidern erscheinen.

Im Folgenden hat die Verfasserin eine lebendige Skizze von der Jndischen Reise-Methode entworfen.

„Beim Anbruch des Tages, der für die Reise bestimmt war, begann der Lärm der Abreise; das ganze Gesinde jeder Familie breitet sich weit über die Ebene aus und bildet verschiedenartige Gruppen. Kisten und andere schwere Güter werden auf kleine Wagen gepackt, die von Ochsen gezogen werden; und wenn Damen dabei sind, so wird die weibliche Bedienung auf einem ähnlichen Fuhrwerke untergebracht; andere Ochsen tragen Kasten, die um den Rücken derselben befestigt sind; die Zelte Kochgeschirr, Matratzen oder Reisedecken und Kissen, und die Kisten und zerbrechlichen Waaren werden den Männern entweder auf den Köpfen oder auf ihren Schultern getragen. Das Porzellan und das Glas wird in runde Körbe gepackt; Spiegel, messingene Waschbecken und Toiletten werden auf eine Bettstelle gebunden und von vier Männern getragen. Kochtöpfe, Bratröhr, Bratpfannen, Schüsseln, Tische und Waschkasten werden auf ähnliche Weise angebracht. Die Hunde werden an Stricke gekuppelt; der Schäfer weidet seine Schafe vor sich her; Hähne trähen und Hühner glucken aus den Körben, in welche sie eingesperrt sind. Die Pferde werden von ihren Stallknechten gesührt, die niemals auf ihren reiten; darunter befinden sich die Waschmänner und die Wasserträger mit ihren Ochsen. Der erste Reisende hält es unter seiner Würde, zu Fuß zu gehen; daher reitet er, gewöhnlich auf einem schlechten und lahmen Pferde, Tattu, das dem Rojnanne in seiner äußeren Erscheinung nichts nachgiebt; die übrigen Bedienten gehen theils zu Fuß, theils reiten sie auf Kamelen, wenn die Treiber es ihnen erlauben wollen, oder setzen sich auf einen Wagen u. s. w. Der Familienstuhl zu Pferde seyn. Die Dame reitet bisweilen auf einem Arabischen Pferde und bisweilen reist sie in einem Palankin, nach Beaumichkeit oder nach Gefallen. Die Kinder werden mit ihren Aufwärtern gewöhnlich in ein Fuhrwerk eingeschlossen, das dem mit Kasten verfehenen Karren ähnlich ist, nur daß es mit einem Säugling auf dem Knie, und die größeren Kinder gaffen durch das Gitter dieses plumpen Karrens, der von Ochsen gezogen wird, sich schwer und langsam auf den rauhen Straßen fortbewegt und bei jedem Stoße umzuwerfen droht.“

Der zweite Band wird mit einem Bericht über das Stadt Allahabad eröffnet. Im Iten, 4ten und 2ten Kapitel werden die Orte Mynpore,

*) Das Geschichtchen, das Arnault hier zum Besten gegeben haben soll, ist keineswegs so wenig bekannt, als es in der Einleitung dazu heißt. Der Dichter, von dem hier die Rede ist, war Crebillon der Aeltere, und die Dichter-Epitaxische Anekdote wird sast in jeder Französischen Literatur-Geschichte erzählt. Als der Französische Cervantes noch in ihren „großen Traditeur“ zechten, lachelten sie freilich über Voltaire's vorgetrichen Mitgrist; sind anders sie jedoch die Exposition des Jdomenée bereits eben so langweilig, als die alte Tragödie sie fand.

**) Rupie, bekanntlich die gewöhnliche Münze in Hindostan, etwa 22 Sgr

Digitized by Google

Luxuswaaren und Waffen sehr interessant beschrieben. Erstaunen müssen wir aber, daß der gute Geschmack Miß Roberts bei der Beschreibung des Grabmals des großen Akbar zu Secundra die Beschreibenheit der Inschrift übersehen konnte. Der einfache Leichenstein in der finstern Gruft, wo die Ueberreste der großen Monarchen ruhen, enthält nichts weiter als das Wort: „Akbar.“ Wie konnte Miß Roberts diesem Fürsten das Epitheton: „glänzender Baedar“ geben? Ein Fürst, der so liberal, so aufgeklärt, so ehrl, beschützer der Wissenschaft und selbst bewunderter Schriftsteller war, verdient keineswegs den Vorwurf des Barbarismus. Das Wort „Jun Akbar“ ist von ihm selbst oder unter seinen Augen und seiner Mitwirkung verfaßt und zeugt von seinen Talenten und seiner Geistesbildung*).

Im zweiten und sechsten Kapitel des dritten Bandes werden Ghazipoor und Delhi kurz geschildert, obgleich die letztere Stadt Stoff zu einem ganzen Bande liefern könnte. Zu Delhi ist nämlich der Fortschritt der Neuerung und Aenderung bemerkbarer als in den anderen Städten, da es der Mittelpunkt des Mohamedanischen Stolzes und der religiösen Bigotterie ist. Wir geben einen Auszug aus der Beschreibung des Letzteren in dieser berühmten Stadt:

„Die Hauptstraße ist eine der schönsten und breitesten, die in einer Indischen Stadt gefunden werden können. Die Häuser sind nach verschiedenen Baustilen erbaut, und manche haben ein ganz westliches Ansehen. Griechische Pfeiler und Säulenhallen trifft man nicht selten an den Wohnungen der Mohamedaner oder Hindu; Ballons sind natürlich sehr gewöhnlich und bilden den Lieblings-Aufenthalt der Taubenhäuser, welche in keinem Hause zu einem Muselman fehlen dürfen. Das hervorstechende Gebäude heraussehen, ohne sich im geringsten um den Staub zu bekümmern, der die Luft füllt.

„Die Läden der Kaufleute sind mit allen Gattungen von Europäischen Produkten und Manufakturen angefüllt, und manche von ihnen sind mit Schildern gezier, worauf die Namen und Beschäftigungen der Eigenthümer in Englischen Characteren geschrieben sind: — ein merkwürdiger Umstand in einer Indischen Stadt. Die Englischen Ladenschilder haben ein sehr sonderbares Aussehen mit ihren gestreiften Vorhängen, welche oft die Stelle der Thüren vertreten, und den bunten Fensterläden, worauf blaue, rothe oder gelbe Streifen auf grünem Grunde sich befinden. Das heitere Ansehen der gebäumelbelle weißen Häuser wird durch die Teppiche und Shawls, buntfarbige Tuchstreifen, Schärpen und gestärbte Schleier, welche über der Verandah, oder über dem Giebel der Häuser in die Luft hinausgehängt werden, noch erhöht, — weil in Indien der Sonne die große Eigenschaft zugeschrieben wird, zu reinigen, die bösen Dünste zu zerstreuen und selbst das Ansteckungsgift; doch hirie letzterer Eigenschaft der Sonne muß sehr zweifentig sein.“

Das vierte Kapitel, welches „Kreab“ betitelt ist, enthält eine sehr reizende Beschreibung von einem Indischen Landhause, — comme il y en a peu. Außerdem hierei es noch sie diejenigen, die sich am Schauderhaften ergötzen, einige dramatische Scenen von Räubereien und Ermordungen, die sehr angenehm zu lesen sind. Zwei biographische Skizzen von wohlbekannten Characteren, den Oberst Gardener und der Begum Sommru, nehmen das 5te Kapitel ein.

Hurdwar und Dschagernat bilden die Gegenstände des 7ten Kapitels. Die Beschreibung hätte man aus jedem anderen können, denn sie bieten noch zuviel so viel Stoff dar, als Miß Roberts gegeben hat. Das Werk schließt mit einer sehr düftigen Erzählung von Madras, Seringapatam und Bangalore.

Der flüchtige Umriß, den wir von Miß Roberts Werke gegeben haben, und die wenigen Ausgüge, mögen dem Leser zeigen, daß er sie seinem Geist mannichfaltig Nahrung finden wird. Der Indische Reisende wird vielleicht seine Scien runzeln, wenn er hier und da unwahrscheinliche Geschichten antrifft; die der Verfasserin ohne Zweifel allzu leichtgläubig sie wahr hielt; doch in Bezug auf genaue Naturbeschreibungen wird er der Verfasserin Glauben beimessen, da sie nicht nur die meisten Beobachtungen selbst machte, sondern auch von Anderen die Kenntnisse sammelte, welche ihr die eigene Erfahrung nicht darbot. Zerstreuter und Ungenauigkeiten finden sich allerdings auch bei ihr; aber alle Reisende sind ihrer unterworfen. (B. F. R.)

England.

Kleine Englische Provinzialstädte.

Die Städte zierten oder sänften Ranges, die mehr Ackerbau als städtische Gewerbe betreiben, verdienen heutzutage um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als sie, mitten in unserer residitiren Welt, der höheren Kultur fast völlig entfremdet sind und ein so ganz eigenthümliches, bizarres und sonderbares Gepräge an sich tragen, daß es unserem Jahrhundert kaum noch auszugehören scheint. Begeben wir uns einmal auf gut Glück nach der ersten besten Stadt dieser Gattung, die man, wenn es so beliebt, Mickleton nennen mag. Sie bezeichnen damit eine jener Städte, die sechs Tage in der Woche schlafen und die nur des Sonnabends, an dem Tage, wo der Wochenmarkt gehalten wird, einmal wach werden. Du siehst die Fenster überall offen, die Ladenthüren geöffnet; die Glasscheiben schimmern und blitzen Dir entgegen; Du findest die Kaufleute zwar fortwährend ganze viertundzwanzig Stunden lang in ihren Comptoirs, sowohl des Montags, als des Dienstags, Mittwochs, Donnerstags und Freitags: aber laß' Dich durch diesen äußeren Schein des Lebens ja nicht täuschen; denn wenn Du Dich nur einmal in das Innere begiebst, so findest Du Alles schlafend; der Ladendiesch wird sich gar nicht geöffnet; der Kaufmann gähnt faut mausdrücklich; die alte Magd streicht langsam mit dem Kehrbesen über den Hausflur hin; der Vorübergehende auf der Straße hat keinerwegs ein bestimmtes Ziel, nach dem er hineilt, vor Augen; auch unterläßt er es nie, gerade den längsten Weg zu wählen; der Geistliche plaudert mit dem gähnenden Apotheker, um die Zeit ein wenig zu vertreiben. Hier sieht der Krämer vor der Thür, nickt an dem Fuß mit Zimmet, den er im Jahre 1810 eingekauft, mit offenem Munde, keineswegs um vorübergehende Kunden herbeizurufen; die Erfahrung hat ihn bereits hinreichend darüber belehrt, daß auf solche Zufallsgleiten gar nicht zu rechnen sey, er wartet vielmehr nur, die irgend ein Müßiggänger herbeiführen, der ihm die Langeweile vertreiben hilft. Kaum sieht er irgendwo einen Wachtmeister die Nase vor die Thür hinausstecken, gleich ist unser Krämer auf den Beinen, und es wird auf der Straße eine Unterhaltung angeknüpft. Man lehnt sich, die Hände in den Taschen, an die Wand, oder stellt sich gerade vor die Thüre hin; man forscht von Neuig und Frieden, von der Hitze und der Kälte, überhaupt von allen Dingen, über die man Leben hundert oder tausend Mal mit einander gesprochen. Sodann tritt Jeder, den dieser Anstrengung des Gedächtnisses ermüdet, wieder nach seinem erbetteten Kopf zurück. Man verschieft, sich wach zu erhalten, indem man gegen die Fliegen zu Felde zieht, indem man das Compoir abkäuft oder indem man die Zeitung von der vorigen Woche liest, die man bereits auswendig gelernt hat; endlich beginnt man sich in das Zimmer zu der Ehefrau und Schwiegermutter wirklich aus — eine Beschäftigung, mit der sich unsere Mickletonianer gar oft ergötzen sollen. Welch ein Glück für die kleine Stadt, wenn einmal eine Lohnkutsche durchkömmt, oder wenn die Postchaise mit ihrem Dach- und Fensterwerk mitten durch die Straßen fährt! Ein solches Ereignis will schnell um die Karesse eine gähnende, müßige, fidelliche und neugierige Menge, die mit gewaltigen, ernster Miene Erstaunen, um das Fuhrwerk und die Reisenden genau zu betrachten! Sobald aber diese Operation vollendet ist und das Gespräch der Räder in der Ferne verhallt, wird es wieder mäuschenstill. Es ist Alles wie ausgestorben, oder wie in Dornröschi verzaubert. Du hörst sogar den Wasserstrahl vom Brode fallen, oder die Hunde, die sich mit ihren Pfoten an die Erde anstreift, und endlich das Knarren der am äußersten Ende der Stadt befindlichen Pumpe, die von einem Knaben in Bewegung gesetzt wird.

Aber des Sonnabends, am Marktage, da geht es freilich hier ganz anders zu. An diesem Tage bebt Mickleton das Haupt gar hoch empor, und wirft sich in Gala und Staat. Sonntagsfreude, Wochenärger, Alles in frischer, verjüngter Gestalt. Ueberall läuft man; die Laden stürmen sich mit Kunden, und welch ein Leben, welch eine Thätigkeit herrscht dann bei dem Krämer, dem Spezerei- und dem Porzellaine-Händler! Da Jeder in der Regel nur Ein Mal wöchentlich seine Einkäufe machen kann, so wird auch mit allem möglichen Fleiß und Sorgfalt gegangen. Man handelt, man debattirt und diskutirt über die Preise mit einer gewaltigen Energie. Ueberall zeugen leere Karren und Wagen von der großen Menge von Fremden, die zu Mickleten herbeiströmen. Das Landvolk nimmt heutzutage Mal mehr Platz ein, als die Bürger in der Stadt. Der Gang derselben hört auf, Alles kommt feine gerade Linien. Es ist an meisten Spielraum gewährt, wo ein feine Reihe und Ellenbogen frei bewegen kann. In dem ewigen Hickjack, den es mit seinem Gange beschreibt, hält es bald plötzlich ein, um ein wenig umherzugaffen, bald lenkt es wieder wie gehetzt in den ungewissen Den Schritten davon. Die Straßen in der Stadt scheinen es zu ertheilen, daß sie damit an liebsten die Mitte der Straße ein, wo die Gassenlinie diskutiert, um nur nichts von dem zu verlieren, was zur Rechten oder zur Linken rings umher vorgeht. Um einer drohenden Gefahr, wie etwa einem rasch vorüber trabenden Reiter oder einem Fuhrwerke zu entgehen, stürzt sich der Landmann plötzlich auf die entgegengesetzte Seite hin und bringt auf diese Weise gar oft die Glasscheiben des Ihrmachers dort in sichtbare Gefahr. Will er etwa einem vorüberreitenden Kameraden ausweichen, so kannst Du sicher darauf rechnen, daß er mit dem Kopfe an irgend eine entfernte Gruppe anläuft, die auf der anderen Seite der Straße soeben stimmt. Landleute in der Stadt machen immer vier oder fünf Mal so viel Geräusch, als eine gleiche Anzahl Bürger: ungefähr wie jene Bauern auf dem Lande, die aus einem Dutzend Invaliden bestehen und doch für einige Taufende gehalten werden, indem immer dieselben Leute durch die verschiedenen Convulsionsbande hin- und zurückwechseln.

Man muß indeß nicht glauben, daß das ländliche Wesen des Landmannes das Einzige sey, was unsere Mickleten charakterisirt. Die Stadt hat dirnwohr auch ihre Stutzer und ihre Schönen aufzuweisen. Du siehst sie dort in einer Kutsche vorbeifahren, wie sie sich durch die Menge der ländlichen Blousen und Strohhüte den Weg bahnen. Diese Herren, eine Art Mittelstrig zwischen Pachter und Städter haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit jenen gutmüthigen, feinmanierten Wegern in den Komödien von Kotzebue, Marmontel und Nesen. Es sind vielmehr Leute, die Journale lesen, ihre Kabrioletes selber lenken, sämmtlich ihre besonderen Prätensionen haben, gern von sich reden machen und den eigentlichen Großstädtern in keinem Falle oder Ehrgeize irgend einen Vorzug lassen.

Dies Ding indeß nicht in einem zu strengen Sinne von den Helden gesagt, die wir hier unseren Lesern vorführen wollen. Jedzlah Stelt und Simeon Grewse, beide Pächter, beide darauf sich in der Umgegend von Mickleton einer großen Berühmtheit zu erfreuen. Als Herren der Kartkultur, die Direkel des Marktes, erkennt Du sie leicht an ihrer selbstgefälligen Miene, an ihrem nach der Seite zu auf den Ueberwind gestellten Hut, an ihrem kurzen Beinkleidern von heller Farbe und an ihren Stulpstiefeln. Simon und Jedzlah verdienen unter den Notabilitäten ihrer Gattung eine ganz besondere Erwähnung.

Digitized by Google

*) Sonß heißt es immer, die Inschrift lautet: „Akbar der Eigenthum der Verwunderung.“ Wahrscheinlich wurden die Worte der Eigenthum der Verwunderung nur eine Glosse des Wortes Akbar in einem alteren Geschichtschreiber, denn Akbar heißt im Arabischen: „der Mächtige“; die Steinmetzen zur Inschrift zogen haben. Akbar verdient um so weniger einen tadelnden Beinamen, als er in seinen edlen Sitten und Handeln weder Beispiel bei seinen Monarchischen Vorgängern, noch Nachahmer bei seinen Nachfolgern fand, und die Seitenheit seine Größe noch erhöht.

Jedidjah war Cäsar, Simon Pompejus. Der Eine konnte keinen nehra, der Andere keinen über sich dulden. Jedidjah war von erhabener, feiglicher Gestalt; er hatte ein lebhaftes schwarzes Auge, ein quadratförmiges Kinn, buschige Augenbrauen und dichtes, starres Haar. Er besaß glänzende Eigenschaften, und alle seine Eigenschaften zeugten von einer robusten, eigenthümlichen Muskelkraft. Ein bewundernswürdiger Borer, war er mit jeder speziellen Weise des Faustkampfes auf's Innigste vertraut. Einen Schein zu Boden werfen, ein wildes Pferd zähmen, zwölf Meilen in einer Stunde zurücklegen, mit der rauschenden Art das Herz der Eiche zu treffen, über einen Zaun hinüber setzen, die geschicktesten Fechter zum Kampfe herausfordern — darin bestanden seine Vergnügungen. Welch ein sicherer Blick! Welche Gewandtheit und Kraft! Seine herrlichen Ochsen! Seine schönen Kühe! Er liebte seine Ochsen mehr als ein guter Vater seine Kinder. Er bewies eine gewisse Achtung für seine Hunde, die schönsten aus der Nachbarschaft, und es machte ihm gewissermaßen selbst Spaß, wenn er sich zuweilen genöthigt sah, zu vergüten, was diese ausgelassenen Thiere an Schaden anrichteten. Man mußte ihn nur einmal sehen, wie er seinen Arbeitern auf die Schultern klopfte, und wie er mit seinen Faust-schlägen seine Scherze begleitete, um den den rohen Vasallen immer sehr freundlich aufgenommen wurden.

Simon Growse dagegen, sein Nebenbuhler, war der Dandy unter den Pächtern. Der Boden, den er bebaute, war ihm nur im Wege der Pracht Gärtnerei, während Jedidjah einen großen Theil seiner Gründe als freies Eigenthum besaß. Simon war blond und hager. Einer ganz besondern Sorgfalt wandte er auf seinen Kopfputz, und jeden Morgen mußten sich die dichten Flocken seiner gelben Haare unter das Eisen schmiegen, das grausam über sie herfuhr. Zu seinen vertrauteren Rathgebern hatte er zwei Schneider, den Einen zu London, den Andern in seiner Nähestadt; ihrer Anordnungen strikt, sich immer ganz streng nach der Mode zu kleiden, setzte den armen Schneider in der Provinz nicht selten in Verlegenheit.

Zu London hatte er weiter keine Bekanntschaft, als Getraidehändler und Aufseher von Rieberiegen, die sämmtlich in der Gegend des Tempels wohnen; auch in sie ist er nach der Hauptstadt reisend, nahm er sein Domizil immer in einem der Hotels der vornehmen Welt, der Engl. Meilen weit von den Leuten entfernt, mit denen er seine Geschäfte abzumachen hatte. Seine Beleschaft war in der ganzen Gegend wohlbekannt, obwohl sie nicht eben von so großer Ausdehnung gewesen. Er kannte alle Romane von Walter Scott, aber weiter hatte er sich in der Literatur auch nie verstiegen; er meinte, unbeß genug sey, um ihn vor allen seinen Mitbrüdern in der Heinath auszuzeichnen. Er zeigte eine besondere Vorliebe für neue Erfindungen und war ängstlich bemüht, sich auf alle möglicher „Magazine für die Landwirthschaft", so war auf alle neue „Journale für die Rindkultur" zu abonniren. Er dünge seinen Acker mit einer Menge Mittel, die kein Anderer zu diesem Zwecke benutzt haben würde. Nun hatten zwar seine Erfahrungen im Landbau nicht immer den besten Erfolg; die Bücher, die er gelesen, und die Konsequenzen, die er daraus gezogen, brachten ihm zuweilen nicht nur keinen Gewinn, sondern zogen ihm auch obendrein manchen Schaden und selbst den Spott seiner Nachbarn zu; doch wußte dies noch gar wohl. Aber da er sah, wie der oder jener Lord in seiner Nachbarschaft sich durch allerlei Aufwand und selbst durch wissenschaftliche Experimente zu ruiniren strebte, so konnte sich unser Simon fortan nur eine Ehre daraus machen, nach solchen Prinzipien zum wenigsten einige Pfund Sterling zum Besten der Wissenschaft darauf gehen zu lassen.

Wir hätten nunmehr zwei Individuationen kennen gelernt, die, ihrem individuellen Charakter nach, gar sehr von einander abwichen, und man könnte geneigt seyn, zu glauben, daß der fashionable Landwirth und der beschulichte Ackerbauer in ihrer respektiven Sphäre ganz ruhig neben einander leben würden, ohne sich im Geringsten Haß oder Neid gegenseitig nachzutragen. In der That hatten sie auch Beide Recht, und Jeder für die wilden Stiere Jedidjah's gehen mögen; eben so wenig kümmerte sich Stere um den herrlichen Zuschnitt und die Pracht der Kleider seines Kollegen. Man sah sie, wenn sie auf dem Getraidemarkt zusammenkamen, saß immer mit einander plaudern, indem sie sich dabei mit der innigsten Herzlichkeit die Hände schüttelten. Aber trotzdem hatten sie nie Lust, das Terrain mit einander zu theilen.

Es war eine heftige Leidenschaft, der Beide in gleichem Grade verfuhren. Auf welche Weise kann man sich zur Reinlichkeit emporschwingen? Wie zur vornehmen Welt gelangen? Wie muß der Landwirth es anfangen, um bei den Honoratioren der Stadt Zugang zu finden? Diese verschiedene Stand, so doch von derselben Leidenschaft beherrscht, die kaum drachtet wird, ist Alles für diejenigen, die keinen Theil an demselben haben. Der Titel eines Esquire, als das Signalement der Vornehmheit, glänzte in großen Buchstaben von Guß-Eisen auf allen Ackerbau-Instrumenten unserer beiden Helden.

Wenn es irgendwo in der Welt einen Ort gibt, wo auf den diplomatischen Rang, auf die Nüancen der Würde und des Standes das größte Gewicht gelegt wird und wo der Ehrgeiz und die Eifersucht in Feuer und Flamme gerathen: so ist es die kleine Stadt; hier sind die Menschen in enge Grenzen eingepreßt, die sich nicht leicht überwinden lassen. Wohl dem, der durch Zufall oder Geburt auf der höchsten Stufe steht! Aber man nehme nur an seine Privilegien in Acht, und man hoffe nicht, wenn man sich einmal zur zweiten Stufe herabgelassen, je wieder in die erste hinaufzurücken! Die große Stadt allein ist das Asyl der Freiheit; dort verwischen sich alle Unterschiede, und je weiter die Existenzlosen vorschreiten, desto mehr verschwindet aller Unterschied der Stände. In unserem Städtchen dagegen, das gar keinen eigentlichen Adel aufzuweisen hat, und dessen Bevölkerung lediglich aus Ackerbauern und Krämern besteht, hier in unserer kleinen Provinzialstadt herrscht eine strenge gewaltige Aristokratie. Erst etwas, daß man hier lauter konservative Theorien predigte; es gibt vielmehr auch Radikale in Ueberfluße, aber die zwei oder drei Kotterien, in die die hiesige Gesellschaft einmal abgetheilt ist, werden nie in einander verschmelzen und zu einem Ganzen werden*). (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Zur Statistik der Englischen Literatur. Wie wachsen täglich auf den numerischen Unterschied in den neuen Erscheinungen der Englischen und der Deutschen Literatur aufmerksam. Während in England das Jahr 1835, welches 1400 literarische Novitäten lieferte, als ein sehr fruchtbares bezeichnet wird, gilt in Deutschland eine fünfmal so große Fabrikate Novitäte kaum noch als ein Zeichen ungewöhnlicher Schriftseligkeit. Daß die Literatur nicht minder für die Quantität zeuge, ist ein im gewöhnlichen Leben sehr oft, am meisten aber in der Literatur sich bestätigender Erfahrungssatz. Wie soll es dem Buchhandel auch möglich seyn, gute Bücher viel zu drucken, wenn man die schlechten den Markt verderben? Fast sähe man sich veranlaßt, die in England „auf den Büchermarkt" sich kundgebenden Abgaben für eine Wohlthat zu halten! Bücher-Fabriken à la Duedlinburg, Jimenau und Nordhausen sind in England unmöglich, weil hier die Menge der Umstand sich gelitend machen kann, daß Papier und Druck nicht viel kosten, und man daher bei einem schlechten Buche, für das obnehin kein Honorar gezahlt wird, wenn auch nur 2—300 Exemplare abgesetzt werden — und dies wird der kleinen Industrie in dem großen Deutschland doch wohl möglich seyn — nichts riskire. In England, wo das Papier mit Abgaben belastet und der Druck theuer ist, wo man hohe Honorare bezahlt und überdies von jedem fertigen Buche ein Dutzend Exemplare an die öffentlichen Bibliotheken geliefert werden muß, können nur solche Manuskripte, die voraussetzen einen starken Absatz bezeugen dürfen, zum Drucke befördert werden. Hoch im Preise angesetzt werden dürfen, auf einen bereitwilligen Verleger zählen. Sin solcher Verleger ist z. B. Murray in der Albemarle-Street zu London. An einem einzigen Tage schlug dieser unternehmende Buchhändler kürzlich (2. März) im Verkaufs-Lokale des Albion-Hotel für 14—16,000 Pfd. Sterl. (100,000 bis 110,000 Thaler) neue Verlagswerke an die Sortimentshändler auf dem in England üblichen Wege der Auction los. Es befanden sich darunter nahe an 12,000 Exemplare seiner neuen Ausgabe von Boswell's „Leben Johnson's", von Crabbe's Leben und Werken und von Lord Byron's Leben und Werken; 3000 Exemplare von Mistress Somerville's „Zusammenhang der Wissenschaften"; 1500 Exemplare von Cap. Basil's „Reisejournal; 1500 Exemplare von Oberst Sleeman's Sznien: 1000 Exemplare von Barrow's „Reise durch Irland"; 400 Exemplare der „Depeschen des Marquis von Wellesley"; 6000 Exemplare der 50sten Auflage eines „Neuen Systems der Rechtkunst"; 1200 Exemplare von Raumer's „England im J. 1835"; 700 Exemplare von Lyell's Geologie u. s. Hiernach ist abzunehmen, daß auch größere Auflagen in England veranstaltet werden, als bei uns, und daß somit nicht blos der innere, sondern auch der pecuniaire Werth der 1400 Jahres-Novitäten Englands den unserer 7000 vollkommen aufwiegt.

— Loos der Sklavinnen in Amerika. Als die reiche Mrs. S—k—r in Surinam unter ihren neu angekommenen Sklavinnen eine Negerin von auffallender Schönheit und ausdrucksvoller Haltung bemerkte, ließ sie mit unerhörter Grausamkeit dem armen Mädchen Mund, Nacken und Brüsten mit einem glühenden Eisen brennen und außerdem die Füße verstümmeln. Diese grausamen Mißregeln hatten lediglich darin ihren Grund, daß die Hausfrau einer möglichen Eifersucht gegen ihren Gatten zeitig vorzubeugen wünschte, und so ward das arme unschuldige Mädchen in Folge der unglücklichen Leidenschaft ihrer Gebieterin für die ganze Lebenszeit entstellt und zum Krüppel gemacht. — In Baltimore war eine Sklavin ihrer Gebieterin so verhaßt geworden, daß diese keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, jene wegen eines Vergehens, dessen sie sich entweder wirklich schuldig gemacht oder das ihr nur angedichtet worden, streng zu bestrafen. So ungern auch der Herr darein willigte, seine Sklavin züchtigen zu lassen, so sah er sich doch oft dazu genöthigt, um den Hausfrieden aufrecht zu erhalten. Bei solchen Gelegenheiten aber hörte man die in Folge ihres längeren Aufenthaltes in dem Hause bereits familiair gewordene Sklavin die laute Drohung äußern, daß jeder Schlag, den ihr Gebieter ihr geben lassen würde, denselben eine schöne Summe in zerbrochenem Porzellangeschirr kosten solle. — Miß G** aus Karolina erzählte einen Fall aus einer Gesellschaft von mehreren Damen, die sich wie gewöhnlich von ihrer Dienerschaft unterhielten: „Unter meinen schwarzen Sklavinnen befinden sich zum Theil recht hübsche interessante Zigaren. Ich hatte einst eine junge Negerin, in die sich ein verwilderter Herr, der unser Haus zu besuchen pflegte, verliebte. Eines Tages forderte er mich darauf, mit dem Gentleman zu frechen, daß er sie nicht länger quälen möchte, da sie unter keiner Bedingung seinen Wünschen willfahren, ja selbst nicht seine Gattin werden wolle. Ich theilte dies Jenem sogleich mit und erfuchte ihn, seine Absichten in Bezug auf die junge Negerin aufzugeben. Aber nachdem er mehrere Wochen lies gethan zu haben schien, sagte er zu mir, daß er das Mädchen um jeden Preis haben müsse; er bot mir eine hohe Summe, und ich, auf Mitleid mit dem armen verliebten Teufel, ich entfanste sie ihm." (Monthly Review.)

*) Wer wird hier nicht auch auf das Lebhafteste an manche Deutsche Provinzialstadt erinnert? Ja, uns sind sogar Provinzial-Hauptstädte bekannt, in denen sich die Einwohner nach Ständen, Gewerben, Glaubens-Verschiedenheiten und Alters so streng von einander scheiden, daß jede besondere Gesellschaft in der That nicht weiter als ein besonderes Krähwinkel darbietet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, oder Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Freitag den 25. März 1836.

Frankreich.

Tourville und Andronika.

Episode aus der Geschichte der Französischen Marine, von Eug. Sue.

..... Herr von Vivonne stieg, nach einigen nöthigen Vorsichtsmaßregeln, die er wohlweislich getroffen hatte, um ein Unglück zu verhüten, in seine Kajüte hinab, wo er es sich möglichst bequem machte und seine Füße auf ein Kissen ausstreckte. Die Offiziere, welche sich noch am Bord der „Capitane" befanden und ihre Schaluppen zur Abfahrt erwarteten, konnten das Lachen nicht unterdrücken, als Herr von Vivonne, im hinterheil der Kajüte nachlässig ausgestreckt liegend, seinen Steward, der an der Kajüten-Treppe stehen geblieben war, fragte: ob seine Limonade in Eis gestellt sey?

„Ja, gnädigster Herr!" entgegnete ehrfurchtsvoll der Steward und deutete auf einen Diener, der am Eingange der Kajüte aufgestellt war. Dieser trug ein weites Gefäß von Blei, bedeckt mit einem Stücke Baumwollenzeug, worin sich die Karaffe mit jenem gefrorenen Getränk befand, das der General zwischen der Mahlzeit und besonders nach dem Mittagessen zu trinken pflegte.

Herr von Vivonne bemerkte das Lächeln der Offiziere und sagte mit jener höflichen Sorgfältigkeit, die ihn charakterisirte: „Meiner Treu! der Bauch, ich leide, daß die Herrchen da über mein Daumenlutschen und über mein gefrorenes Danziger Wasser sich lustig machen! Glücklicherweise trösten mich diese Dinge über die Spötterein, die sie hervorrufen, gerade wie ein gewisses Thier — ich weiß nicht einmahl, welches — das zu dem Gifte, das ihm eigenthümlich ist, zugleich das Gegengift in sich trägt .... Und überdies, beim Lucullus! wäre es einfältig, deshalb, weil man ein Kriegsmann ist, sich eine Bequemlichkeit zu entziehen. Eine sonderbare Logik, meiner Treu! Wollt Ihr vielleicht darum heute darben, weil Ihr morgen doch darben müßt, oder vielleicht gestern gedarbt habt? .... Warum soll man sich auf dieser Bahn des Ruhmes so ernsthaftig durchsetzlatten lassen, wenn man sich dieselbe ganz angenehm in einer Sänfte entlang tragen lassen kann? Waren die Siege der Lucull über den Mithridat weniger ehrenvoll oder weniger wichtig für Rom, weil Lucull bei Lucull zu Abend speiste? Was meint Ihr, de Bancy?"

De Bancy, beschränkten Kopfes und für gewöhnlich das Sichblatt Vivonne's, gab sich das Ansehen, als ob er diese etwas gesuchte klassische Phrase verstanden hätte, und antwortete: „Nein, gnädigster Herr, und es ist recht schade, daß der Ritter von Tourville nicht mehr da ist; Sie würden ihn bekehrt haben, ihn, der auf seinem Schiffe so streng ist, daß, wie man sagt, jeder Offizier auf einen Bedienten beschränkt wird. Und das ist noch nicht Alles! Hat er sich nicht die Holländische Sitte angetrieben, und läßt das Verdeck seiner kleinen Fregatte alle Tage waschen und abreiben, nicht mehr und nicht minder, als ob es der Fußboden eines Salons wäre!"

„Man sagt übrigens, daß auf seinem Schiffe eine außerordentliche Reinlichkeit herrsche."

„Zu dem Allen, gnädigster Herr, kommt noch, daß der Ritter auf die lächerlichste Weise geliebt ist; wie sieht er aus mit seinen Pudren von karmoisinrothem Haar! Auch glaube ich steif und fest, daß er ein einfältiges Weibsbild ist!"

„Er.... ein Weibsbild!.... Er, „Andronika's, der Holden, stillschmachtender Verehrer!" Ha! dein Apollo, da habe ich einen Vers gemacht! Ja, ist Gott! „Andronika's, der Holden, stillschmachtender Verehrer!" Ich werde an Racine einen Brief in Versen schreiben, worüber ungefähr anfangen soll:

„Andronika's, der Holden, stillschmachtender Verehrer!"

„Aber, gnädigster Herr, was hat es mit der holden Andronika für eine Bewandniß?"

„Ah! das ist eine ganze Geschichte, und obendrein eine sehr traurige. Aber was diesen Sklaven mit den karmoisinrothen Puffen betrifft, so ist er kein Frauenzimmer, denn er schlägt um sich, wie zwanzig Teufel, und das schon seit langer Zeit. Es sind nun, meiner Treu! schon Jahre her, seit er das Mittelländische Meer befuhr; er begann als Freiwilliger am Bord einer Fregatte, die Hocquincourt zu Marseille hatte bauen lassen, um damit die Ungläubigen zu bekämpfen. Ich habe diese Nachrichten über den Ritter von Tourville von einem alten sturmfesten Seemann, den ich mit mir vor Algier hatte, wo er den Dienst als Capitain eines Bombers und als Lootse versah. Er war ein wahrer alter Heide, ein Satan mit grauen Haaren, der, ungeachtet seiner zweiundsechzig Jahre, mit aller seiner Kraft krank, spielte, fluchte und niedermetzelte, so oft sich nur die Gelegenheit dazu darbot. Dieser alte Spitzbube war der gute Crevillier."

„Der herzhafte Crevillier? — Crevillier, der Korsar? — Sie haben den Korsaren Crevillier gesehen, gnädigster Herr?" —

„Ja wohl, meiner Treu! Ihr seht ja ganz erstaunt! .... Es war in meinem Feldzuge vor Algier. Von diesem erbeist ich, wie ich Euch sage, die genauesten Nachrichten über die erste Seereise Tourville's. Der gute alte Crevillier war damals Matrose bei Hocquincourt, und sie gingen in jenem Jahre ten Tücken zu Leibe. Es war, so viel ich mich entsinnen kann, um das Jahr 1658 oder 1659, und ich gestehe, daß nichts seltsamer war, als diesen Ritter von Tourville mit seiner zarten Figur und seinen sechzehn oder siebzehn Jahren zu sehen, wie er sich unter jene Levantischen Korsaren mischte, die schwärzer als der Teufel aussahen, um Abenteuer aufzusuchen. Der gute alte Crevillier erzählt, daß er an dem Tage, da der Ritter sich einschiffte, gerade am Bord der Fregatte des Hocquincourt gewesen sey, der über irgend einen Theil der Tafelage ein Gutachten von ihm verlangt habe. Der alte Unglücksvogel war, wie ich Euch schon gesagt habe, locker und unverschämt, wie ein Teufel. Kaum sah er die blauen Augen, die rothen Wangen und das weiße bartlose Kinn des jungen Ritters, als er auch schon ausrief, daß Herr von Tourville ein Mädchen ist, das Hocquincourt an Bord genommen hat. Und ohne sich weiter zu besinnen, überschüttet der alte Sünder den Ritter mit tausend garstigen Redensarten und sagt ihm, daß sie ihn unrecht thäte, sich in einen Mannsrock zu stecken. Aber Tourville trat einen Schritt zurück und verabreichte ihm eine so derbe Ohrfeige, daß die zinzgrothen Wangen des alten Korsaren erbleichten. Hocquincourt, der ausdrücklich ein lautes Gelächter aufgeschlagen hatte, trat dazwischen, aber es war zu spät. Der Ritter breitete sich, zu erklären, daß er keine Ersatzchter sey, und nahm den Degen zur Hand, um es zu beweisen. Der gute alte Crevillier war nicht minder erbost; er fluchte und schwor, Alles niederzuschmettern. Man kam überein, sich zu pappiren und sogleich ans Land zu gehen. Es geschah. Crevillier war ein alter Ueberrest jener gesährlichen Raufer aus der Venetianischen Schule; Tourville hatte auf mehr als eine Art auf der Akademie zu Renencourt geglänzt. Die Eisen kreuzten sich, und nach einigen prachtvollen und verwegenen Gängen von beiden Seiten erbeist die Venetianische Schule von der Akademie Renencourt einen Degenstoß, wobei die letztere in Thränen ausbrach, als sie Blut fließen sah; es war das erste Mal, daß ihr dergleichen begegnete. Der gute alte Crevillier grollte deshalb nicht mit ihm; er schenkte ihm von dem Tage an sein ganzes Wohlwollen und hörte nicht auf, ihn die schöne Blondine mit dem Degen zu nennen.

Eine Zeit nach dem Zweikampf, welcher Tourville bei der Schiffs-Equipage besonders in Gunst setzte, ging die Fregatte Hocquincourt mit der des alten Crevillier, der vollkommen hergestellt war, unter Segel. Die schöne Blondine mit dem Degen befand sich als Volontair am Bord bei Hocquincourt und verrichtete dort, wie man mir gesagt hat, alle gewöhnlichen Matrosen-Arbeiten, wenn das geringe Schiffsvolk sang, nur daß er Handschuhe trug, um die Weiße seiner Hände zu erhalten, und seinen Kopf mit einem breiten Filz bedeckte, um sich seinen Teint nicht zu verderben, abgesehen davon, daß er sich bis zur Lächerlichkeit waschen, parfümiren und schminken ließ, und das von einem Kammerdiener, den er eigens mitgebracht hatte; denn diese Tourville's Aeußeren und einem bekanntesten Hause in der Normandie und sind nicht ohne Vermögen. Hocquincourt und Crevillier nahmen zuerst ihren Cours nach Malta, um zu erfahren, unter welchen Breiten sie den Ruhm für die heilige Kreuzes-Fahne aufzusuchen hätten .... Das heißt eigentlich, die Ungläubigen zu schinden und ihre Frauen und Kinder ins Elend zu stürzen. Einige unbedeutige Scarten begegneten den beiden Korsaren das Fahrwasser von Benitica und Carrera, wo sich seit einigen Tagen Türkische Krieger aufhielten, welche fünf reich beladenen Genueesischen Schiffen auflauerten, die aus dem Meerbusen von Bruedig auslaufen sollten. Unsere beiden Verschter der Religion begaben sich auf der Stelle dahin, und nachdem sie kaum zwei Stunden in diesen Gewässern gekreuzt hatten, erblickte Crevillier, der mit seiner Fregatte „la Sainte Ampoule" vorausgesegelt, zwei Schiffe in seinem Lee, die er augenblicklich signalisirte, und dann beilegte, um Hocquincourt zu erwarten, denn dessen Fregatte „Bleule de Dieue" segelte bei weitem nicht so gut, als „la Sainte Ampoule". Die Türken, welche das Manöver der Christen sahen, hatten abgeladt, und Alle bereiteten sich zum Gefecht.

Hocquincourt, der den blonden Wasserträger beobachtete, sagt, daß dieser beim Herannahen der für ihn neuen Gefahr nicht von der Stelle

Digitized by Google

zwischen sey, er nahm nur eine heilige oder Liebesreliquie von seiner Brust und küßte sie mit Liebe oder mit Andacht, der Teufel und die Heiligen wissen es, denn diese Küsse gleichen einer dem anderen. Dann trug der Blonde die Reliquie wieder unter seinem Rock, schnallte die Degenkoppel fester, legte einen Pulverhorn Harnisch an, drückte eine glänzende Pickelhaube auf den Kopf, zog seine Halbstiefeln von weißem Dammhirschleder und mit Absätzen von vergoldetem Kupfer in die Höhe und nahm, nach dem Befehl Hocquincourt's, seinen Platz auf dem Oberdeck*) ein. Unterdessen waren die beiden Türken durch diese Vorbereitungen zum Kampf keinesweges eingeschüchtert, sondern sie segelten ganz gutmüthig heran und feuerten auf Hocquincourt und Cruvillier die glatte Lage ab. Hierauf erwiderten die Kreuzer nichts, sie blieben stumm, aber sie legten sich mit den Türken Baan an Baan und beschossen sie von da ab mit Musketonner, Granaten und anderem Geschoß. Die Türken, von dieser Hitze belästigt, waren nahe daran, in dieser Gluth der christlichen Artillerie zu ersticken; sie versuchten an den Wind zu drehen, um einigermaßen frische Luft zu schöpfen, aber umsonst. Hocquincourt und Cruvillier hielten sie von neuem fest, belästigten sie mit Kanonenschüssen, neckten sie mit den Musketonnern und wurden ihrer endlich so sättig, daß die Türken den Entschluß faßten, zu entern. Nun wurden die Enterbeile angeworfen, und Pistolen und Unglücksbüge getrieben heftig an einander; der wüthendste unter allen diesen Raufern war: die schöne Blondine, der mit seinem Degen in seine Schläge fielen dagegbleicht, wogegen er denn auch tüchtige Hiebe auf Kopf und Kürasz erhielt. Den Türken, die sich auf eine so hitzige Weise empfangen sahen, wurde die Enterung leid, sie hieben die Stricke von ihren Enterbeilen ab und schickten sich an, die geräumige See zu suchen."

„Alle Teufel, gnädigster Herr! Das war ein heißer Strauß, der gar nicht endete."

„Wartet nur, de Banch, und seyd versichtiget in Eurem Prophezeinngen, denn Gott ist groß und Mohammed ist sein Prophet; da habt Ihr den Beweis: In dem Augenblicke, da die Türken sich verloren gaben und zu entweichen verschienen, sandte ihnen der Teufel oder ihr Prophet zwei bestemmbte Kreuzer, welche um das Fußerste Kap von Matagan steuerten, in dessen Nähe das Gefecht stattfand; sie waren durch den Klang herbeigelockt, wie die Krähen durch den Geruch angelockt werden, den die Gebräuten nach und nach um sich verbreiten."

„Das ist ein Certzeugt, gnädigster Herr, welches der Sache ein ganz anderes Ansehen giebt."

„Was Ihr da sagt, klingt ungemein vernünftig, de Banch. Der beste Beweis davon ist, daß die Türken, die ihre Sache schon verloren gaben, ein Feuergefechtzeit ausstierten, als sie sich auf eine so unerwartete Weise entsetzt sahen, und zu ihrer Ergötzlichkeit zwei oder drei mehr derselben Kaper auf Hocquincourt und Cruvillier abfeuern sahen. Da sagte de Banch, daß „La Sainte Ampoule" und „L'Etoile de Diane" sich nicht in der angenehmsten Lage befanden; jedes der beiden Schiffe hatte den Kampf mit zwei anderen zu bestehen, es waren in Allem vier Schiffe, von denen zwei ganz frisch und ausgeruht waren und Stellen genug hatten, die Glut ihrer Kanonen durch ihre Lücken zu führen und ihrer Kanonier anzuerkennen, so daß Hocquincourt, als der dritte Kampf ungefähr eine halbe Stunde gedauert hatte und er die Hilfte seiner Mannschaft gerödtet und sein Tafelwerk zerissen sah, genöthigt war, seinen Freiwilligen zuzurufen: „Meine Herren! wenn wir dies Kegelspiel weiter fortsetzen, werden wir verlieren, denn jene haben zwei Kanonen gegen unsere eine. Versuchen wir lieber, einen dieser Piraten zu entern, um die Partie etwas gleich zu machen, sonst werden wir in den Grund gebohrt." — Die Mannschaft pflichtete ihm bei; Hocquincourt befahl seinem Steuermann, die Enterbeile auf denjenigen Türken zu schleudern, der nicht mehr mit gleichem Muthe focht. Man legt sich dem Türken zur Seite, die Enterbeile werden geworfen, und wer dieser von Tonnville springt leicht wie ein Hirsch an Bord, gefolgt von ungefähr funfzehn Freiwilligen, und schlägt um sich und säbelt nieder, Alles mit einem so guten Erfolge, daß die Ungläubigen sich gezeben, sich auf die Kniee werfen und ihn zum mindesten sür den Teufel halten. So machte sich dieser Blondin gleich bei seinem ersten Streifzuge auf dem Calymasser zum Herrn eines Türkischen Schiffes; denn nach dem Gefechte wurde es allgemein anerkannt, daß diese Prise nur durch seine Unerschrockenheit genommen war, indem er den ersten Enterbalken angeworfen und die Freiwilligen durch sein Beispiel angefeuert hatte."

„Und machten die übrigen Türken diese Enterung nach, gnädigster Herr?" —

„Nein, brim Lucifer, de Banch, dieser Anblick machte ihnen keinen Appetit, aus unserer Küche sich zu bedienen, denn als der zweite Türke, welcher sich mit dem „Etoile de Diane" schlug, das Resultat dieser Enterung gewahrte, nahm er die Flucht . . . und Hocquincourt verfolgte ihn nicht, er zog es vor, seine Prise zu bewachen. Während des Gefechts hatte man sich mehr als sehr nahe den Ungläubigen liegen. Einpistiker bekämmern können, der Pulverdampf war zu unaurchdringlich, aber als die Angelegenheit beendet war, sah Hocquincourt von seinem Schiffe, ungefähr auf doppelte Kanonenschußweite, die „Sainte Ampoule", die auf einen der beiden Feinde losgearbeitet; der andere aber suchte das Weite, um seinen Gefährten zu erreichen, der bereits im vollen Rückzuge begriffen war . . . Hocquincourt ging auf den Ungläubigen los, der sich mit Cruvillier schlug, und diese, der sich von der „Sainte Ampoule" und dem „Etoile de Diane" eingeschlossen sah, fand es für gerathener, sich zu ergeben, als sein Abzudrend in den Korallen-Grotten der Amphitrite einzunehmen, welches ohne diese Uebergabe gewiß geschehen wäre. Das Feuer schwieg, jeder unterschte seinen Körper, und Tourville stürzte bei dieser Gelegenheit, daß man ihm einen Lanzenstich beigebracht hatte, und bald darauf merkte er auch, daß sein schönes blondes Haar etwas in Unordnung gebracht war, und zwar durch einen Säbelhieb, der ihm die Hirnschale theilweise gespalten hatte."

„Daß sich die Prise! das war viel für eine erste Schlacht, gnädiger Herr!"

(Schluß folgt.)

England.

Kleine Englische Provinzialstädte.

(Schluß.)

Den Centralpunkt der Mickleton'schen Ehren-Auszeichnung bildete ein auf dem Wege der Subscription zu Stande gekommener literarischer Klub, der sich selbst die vornehme Gesellschaft von Mickleton nannte. Nicht jeder der das Verlangen danach hatte, ward in diese achtbare Koterie sogleich zugelassen. Sie süßte der Menge großen Respekt ein. Mit ungeheurer Strenge pflote das Comité die Titel und Würden, ließ es alle Ihnen die Revue passiren und suchte es in den Leben der Kandidaten sorgfältig die Flecken auf, die den aristokratischen Glanz beeinträchtigen konnten! Die ehemaligen Maitres d'Odeurettes waren seinem genauesten und strengsten Examen unterworfen.

Der Banquier von Mickleton hatte versucht, die furchtbare Barrière zu überschreiten, die ihn dieser von diesem vornehmen Kreise trennte. Aber man vergesse nur nicht, daß jener Banquier es nicht verschmähte, neben seiner Bank einen blühenden Spezereiwaaren-Handel zu treiben. Trotz Reichthum und Waring hatte er nicht nur Zimmet und Seife zu verkaufen; auch Band und Pastetenwerk, Fensterjagen und Geigen waren in seinem Laden zu finden und bewiesen hinlänglich, daß das System der Theilung der Arbeit hier noch nicht Platz gegriffen. Uebrigens war er ein liebenswürdiger Mann, der in großem Wohlstande lebte und bei aller Welt in Achtung stand. Als aber jener Banquier den Wunsch zu erkennen gab, in den Klub aufgenommen zu werden, ließ ihm das Comité, in Erwägung der Unmöglichkeit, einen Mann, der mit Band und Würsten handelte, in die Reihe der vornehmen Welt einzulassen, und in Betracht, daß es unbewußig sey, den Rang, den Mickleton unter den übrigen Städten des Reichs einnehme, nicht durch Aufnahme eines Krämers in den Klub herabzuwürdigen, unter vielen Betauren eine abschlägige Antwort zukommen.

Unser armer Krämer-Banquier, der vielleicht für sich allein mehr Vermögen und Einfluß besaß, als alle übrige Mitglieder des Comités zusammen, sah sich nun einmal genöthigt, zu resignuren; auch sprach er kein Wort mehr darüber, denn er wußte, daß der Kodex von Mickleton seinen Regeln gemäß sey. Wir können versichern, daß Adam und Eva kennten sich, als sie von dem Apfel des Paradieses gegessen hatten, nicht mehr entwöldigt und beraßgesetzt fühlen, als er. Das blinkende Schwert, das ihm den Zutritt zum Klub unterstagte, verstehe den Zugeständnissen in gesse Verlegenheit, obwohl er darüber nicht eben aufgebracht wurde; denn er kannte die Leute ganz genau, um sich Rechenschaft von dem Gebrauche zu geben, den sie von ihrer Freiheit machten. Die Mitglieder des Klubs bezahlten ihren Beitrag, obwohl er darüber nicht eben aufgebracht wurde; denn er kannte die Leute ganz genau, um sich Rechenschaft von dem Gebrauche zu geben, den sie von ihrer Freiheit machten. Die Mitglieder des Klubs bezahlten ihren Beitrag, obwohl er darüber nicht eben aufgebracht wurde; denn er kannte die Leute ganz genau, um sich Rechenschaft von dem Gebrauche zu geben, den sie von ihrer Freiheit machten. Die reisen Beiträge

unsres Simon. Hier finden wir ihn ganz damit beschäftigt, seinem Wohnhause das Ansehen einer Italiänischen Villa zu geben; er wandelt die Façade des Gebäudes um, schlägt die alten quadratförmigen Fenster aus, läßt die Mittelthüren gänzlich ausstreichen, führt eine Art Portiere-Loge auf, die es seiner Wäscherin überläßt; der Kuhstall wird sorgfältig bedeckt, die Schweine werden in den Hintergrund eines entlegenen Feldes verwiesen, und der niedrige Hof erhält eine bedeutende Erweiterung und Verschönerung. Kurz, Alles war von oben nach unten gekehrt, und wenn der Ochse zu brüllen, der Hahn zu krähen und das Huhn zu gackern begann, gerieth unser vornehmer Herr in die bitterste Wuth. Die impertinentesten Thiere hätten beinahe das Geheimniß des Herrn verrathen und mit einem Male dem so geschickt angelegten neuen Adel die Kehle abgeschnitten.

Der arme Simon! Vergeblich waren alle seine Anstrengungen; der Stall verbreitete immer noch seinen gewöhnlichen Geruch um sich her, und ein von dem entsetzten Mißbehr entrennener gräulicher Strom erstreckte sich bis zu dem mit Sand bestreuten Wege, der zum verdeckten Pachtgute führte. Niemals hatten die Dreschen in der Scheune mehr Geräusch gemacht; niemals schienen die Schafe und die Schweine mehr dazu aufgelegt gewesen zu sein, ihre blökenden und grunzenden Stimmen hören zu lassen, als gerade jetzt. Simon empfahl unaufhörlich Stillschweigen; aber die Schäfereinnen sangen mit hellen Stimmen lauter als je, und die Wächterhunden drohten mit ihren heiden, feldtigen Kugelketten alle Treppen zu zerreißmenzen; kurz, unser Simon war sehr unglücklich!

Aber Jedidiah war es noch bei weitem mehr. Es war für ihn nöthig geworden, die Heerlichkeit Simon's wo möglich etwas herabzusetzen und seinen Einfluß mit den schönen Pferden durch ein elegantes Kabriolet mit zwei munteren Braunschecken zu vermehren. Er machte große Ländereien verkäuflich und verschaffte Gelegenheiten aufzuopfern, lediglich um sich einen Elisesischen Pavillon aufführen zu lassen. Jedidiah's Frau putzte sich mit Spitzen und Sammetbändern heraus. Während Simon die neuen Anlagen auf seinem Gute zu häufigen Festen und fröhlichen Gesellschaftsgelagen benutzte, suchte Jedidiah durch eine eben so großartige als unsinnige Gastfreundschaft zu glänzen und gab Komgerte, zu denen er die ganze Stadt Mickleton einlud. Mitten unter diesen verschwenderischen Ausgaben aber, die ihn ruinirten und die ihn davon abhielten, die nöthige Sorgfalt auf sein Landgut zu verwenden, ward Jedidiah plötzlich von der Gewalt des Unglücks wie von einem Donnerschlage getroffen. Weniger verschlug als sein gewandter Rival, hatte er versäumt, die Gebäude und Anlagen auf seinem Gute aufzuziehen und umgestalten zu lassen, und trotz aller seiner Anstrengungen war er doch immer noch ein Landmann geblieben. Das Comité von Mickleton hatte sich daher endlich dahin entschieden, daß Jedidiah, obwohl er Eigenthümer sey, dennoch nicht in die heiligen Reihen des Klubs aufgenommen zu werden Verdienst habe, und daß hingegen Simon, der zwar nur Pächter, aber ein Lebenslänglicher Pächter sey, sogleich zu dem Range der vornehmen Aristokratie der kleinen Stadt erhoben werden solle. Diese für Simon Grunde so glücklich ausgefallene Entscheidung konnte es indessen nicht verhindern, daß er in tiefer Zeit ganz einmal war. Der Klub hatte ihm seine ganze Zeit geraubt. Die Sachen schienen ihm Übergriffe machen zu wollen, bei der mannichfachen Obergrigen zu gehen pflegt, zuletzt mit dem Kemenhause. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er eines Tages auch Jedidiah dort entreffen wird, der zwar sein schrecklichen Geschick mit Standhaftigkeit ertrug, dessen bereitsche Entschlüsse aber unbiederflowniger seinem Wohlstande den Gnadenstoß zu versetzen. Jedidiah ließ seine Klage verrauchen, sonderte gleich Achill zog er sich in sein Zelt zurück und brütete hier über Rache. Der Klub und das Comité waren aristokratisch; er aber, er will von nun an eine Stütze der Radikalen werden. In allen Schenkstuben und Bierhäusern predigt er secken den bittersten Haß gegen den Kbel. O'Connell und Burdett haben nie so revolutionäre Prinzipien verkündet.

Aber diese Wuth und diese romantischen Ideen auf den öffentlichen Plätzen und in den Schenken äußerten Jedidiah endlich eben dahin, wohin der flugrische Dandysmus und die Verbindung mit dem adeligen Klub seinen Kollegen und Rivalen schon selber versetzt hatten. In dem Augenblicke, wo wir dieses niederschreiben, sind vielleicht unsere Englischen Pächter-Achilles und Hektor zu den Ehren des Dinus in der Arnen-Anstalt damit beschäftigt, sich von ihren ehemaligen Gräßlichkeiten und Genüssen zu unterhalten und noch jetzt die verabnbuterlichen Eitelkeiten geltend zu machen, die sie Beide ins Unglück gestürzt.

(Provincial Sketches.)

Bibliographie.

Examination etc. (Prüfung der Berichte des Prof. Barlow über die Eisenbahnen.) Vom Lieutenant P. Lecount. 7½ Sh.

Theory of fluids. (Theorie der Flüssigkeiten.) Von Webster. 9 Sh.

On the laryngismus stridulus. — Von Ley. 15 Sh.

Essays etc. (Abhandlungen über einige Gegenstände von allgemeinem Interesse.) 10½ Sh.

The assemblée communs. (Das Unterhaus im J. 1836.) 5 Sh.

The physical and intellectual constitution of man. (Die körperliche und geistige Constitution des Menschen.) Von Edward Merdon. 6 Sh.

Beauties of the court of Charles II. (Schönheiten vom Hofe Karl's II.) Mit Text von Mistre. Jamesson. 48 Sh.

Spanien.

Drei Monate im Dienst der Britischen Hülfs-Legion in Spanien.

(Aus dem Tagebuche eines Veteranen. August, September und Oktober 1835.)

Gelockt von den Versprechungen, daß Disziplin und Reglement unter der Mannschaft, die in den Dienst der Königin von Spanien eintrate, ganz eben so sein sollten wie unter den Britischen Linientruppen, lief ich mich am 18. Juli vorigen Jahres auf der Isle of Dogs einschreiben, und gewiß hat sich nie Jemand einem buntgeren Haufen als geschlossen; Fallstaff's zerlumptes Regiment konnte als Vorbild dazu gelten; die Leute bekamen übrigens ihre Rationen, Sleeh, das einmal recht gewesen war, zum Lager und 4½ Pence täglich; dies und die Freiheit, in der Sonne zu faullenzen, erschien sie leichtlich lustig, und am 22sten desselben Monats um vier Uhr Morgens ward Reveille geblasen, sie mußten aufstehen und sich ohne weitere Vorbereitung auf die Wise begeben, die sie an Bord einer Schiffes-Dampfes brachten, wobin freilich viele von ihnen schon längst gehört hätten!*)

So gehrim man die Zeit der Einschiffung gebalten, so hatten doch einige der Leute davon Wind bekommen, und als zu einer süe sie so ungewöhnlich frühen Stunde die Trommel erscholl, nahmen ihrer mehre als vierzig Reißaus und begaben sich vermuthlich zum größeren Theil in ein anderes Depot, um dort dasselbe Spiel zu wiederholen.

Nachdem wir achtundvierzig Stunden am Bord des Rumpfes vor Deptford gewesen, wurden wir auf den „Lord Lyndoch", einem ehemaligen Ostindienfahrer, übergeschifft, und hier begann nun eigentlich unser Dienst.

Ich will den Leser nicht mit den Schilderungen der Reise behelligen, die ihm eben so langweilig sein möchte, wie uns die Ueberfahrt verdrießlich war; genug wenn ich sage, daß uns siebzehn Tage lang nichts als Mißgeschick begleitete. Unser Capitain litt plötzlich, als wir vor der Mündung der Gironde waren, an Delirium tremens und zu Boden. In den Straits vor der Französischen Küste gerieth das Schiff auf den Grund, und die Mannschaft wurde aufgefordert, weil sie ihre Rationen nicht gehörig empfing. Nach den Mastegeln, die der Rhjnlaut, jetzt Capitain Krevill, ein trefflicher Offizier, ergriff, der sinnfrig der widerspänstigen Burschen auf einem Dampfboot, welches uns mit Vorräthen nachgereist war, nach England zurückschickte, langten wir ohne weiteres Unglück, außer daß drei Leute durch die ungeschickten Fallschleen herabstürzten und sich die Beine brachen, endlich in Santander an; man hatte unser Schiff übrigens mit der unverzeihlichen Nachlässigkeit in See geschickt, so daß es der Mannschaft an allen Bedürfnissen und Requemlichkeiten gebrach; man hatte weder für Betten noch Hangematten, noch Decken irgend einer Art gesorgt.

Wir landeten in Santander an einem Sonntag Morgen gegen sechs Uhr und wurden von denjenigen Einwohnern, welche die Neugier beobegierderin hatte, um ihre neuen Verbündeten zu begaffen, mit einigen Vivas empfangen. Als wir zwei Stunden unter Waffen gewesen, wurden wir denn man barfuß auf zu Bett mit Waffen, Mörsen und sonstigem Kriegsbedarf ausgestattet — mußten wir zugefühl auf einen Weilen weit nach einem großen Klostergebäude marschiren, welches früher als Kaserne gedient hatte und jetzt überwiese von den flebenten oder Jrländischen leichten Infanterie-Regiment besetzt war.

Hier fanden wir nichts als kahle Wände und eine Anskäufung von Schmutz, den unsere Vorgänger zurückgelassen hatten, und von dem sich der Leser leicht eine Vorstellung wird machen können, ohne daß ich so unbrlikat zu sein brauche, ihn zu schildern. Die Rationen wurden erst am Abend ausgetheilt, das hatte aber weniger zu sagen, da die Mannschaft am Tage vor ihrer Anschiffung ihre Gratifikationen, ein Jeder von 20 Dollars, erhalten hatte, und Jeder sich also Lebensmittel aus der Stadt gekauft waren, so fällte sich der Patio oder der Hof des Klosters bald mit Händlern, die uns Früchte, Milch, gesalzene Fische und Nuss ardzne feil boten.

Jetzt begannen die Sammaller, und kaum waren hier Stunden nach Ihrem Eintreffen in unsere Kaserne verflossen, so waren drei Viertel der Leute entweder wirklich betrunken oder mit einander handgemein. Die Streitgewebre blieben natürlich dabei nicht in der Scheide, und es gelang den Offizieren und Feldwebeln nur mit großer Mühe und nicht ohne Gefahr, alle Waffen zusammen zu bringen und unter Wache im Appell-Saale aufzustellen.

Am folgenden Tage lang war noch keine Musterung, sondern nur früh und Abends Appell; am dritten aber fing das Exerzieren an. Die kommandierende Capitain schien zu glauben, daß es eben so leicht sey, einen gemeinen Mann zum Soldaten zu machen, wie einen Erdmann zum Ritter zu schlagen, denn er begann schon mit dem Zweier-Exerzitien, ehe die Leute noch ihre Haltung ganz hatten, und sie mußten sich auch Einzel- und Peloton-Feuer beibringen, ehe sie noch wie Mann hoch fieben oder ein geschlossenes Kanzree bilden konnten.

Die Unterricht beschränkte sich auch nicht etwa dast auf den Feldbienst des Soldaten; nein, sie mußten auch compagnienweise ihre Bajonetiere und Klinken putzen, ihre Tornister packen und ihre Mäntel schnüren lernen. Die Musketonten verwendeten sie natürlich zu Spaziergängen in der Umgegend, und Manche von ihnen schienen leidenschaftliche Vogelsteller zu sein, denn auf eine Meile im Umkreise von der Kaserne konnte kein Huhn in Sicherheit krähen, und die junge Brut der Schweine wurde oft in ihren Ställen vermißt, ohne daß die Eigenthümer es sich zu erklären wußten, wo sie hingekommen, weshalb ihnen indeß Mancher von ihren Kameraden Nachricht leicht hätte Auskunft geben können. Es schien, als ob die Leute an den Zweigen der Kriegs-Wissenschaft, in denen sie unterrichtet wurden, nicht genug hätten, und sich auch in der Feuerzeier-Kunst vervollkommnen wollten, um nöthigenfalls zum Dienst als Jäger geschickt zu sein.**)

Kurz, all das Gethue, welches in das Westminster-Reglement eingetrieben, schien jetzt seinen natürlichen Neigungen freien Lauf lassen zu wollen, und nicht zufrieden damit, den harmlosen Landvolk Federvieh und Obst zu rauben, sing es an, seine eigenen Kameraden zu plündern. Tornister wurden geleert, Taschen abgeschnitten und sogar

*) Bekanntlich werden alle abgenutzte Schiffe (Hulks) als Zucht-Gefängnisse für Marine-Sträflinge gebraucht.

**) Ein unübersetzbares Wortspiel mit rifle-man, welches einen Scharfschützen bedeutet, wahrend das Zeitwort to rifle auch plündern und plündern heißt.

Digitized by Google

Stiefeln von den Füßen der Schlafenden gestohlen, und das mit einer Geschicklichkeit und Gewandtheit, die einem Barrington keine Schande gemacht hätte. Man versuchte alle Mittel, um diesem Volk doch einige Disziplin beizubringen; Tag und Nacht sogen Patrouillen umher, die Preßs-Wache war beständig auf dem Fleck, und sichere Strafe ohne lange Umstände harrte eines Jeden, der auf frischer That betroffen wurde.

Nach Verlauf einiger Tage langte General Evans an und begnügte sich bei der ersten Inspizirung des Regiments so zufrieden mit dieser Haltung und Ansehen, so wie mit den Fortschritten, die diese Leute in der Disziplin gemacht, daß er ihnen den Titel „Westminster-Grenadiere" gab, während sie bisher nur als das 3te Regiment bekannt waren. Das Lob des Generals war übrigens in Betracht der geringen Zahl und der Jüngstheit unserer Lehrmeister nicht unrecht angewandt. Die Exercitien wurden nämlich von einem Capitain, der sich seine Grade durch Tapferkeit, wie nicht seine ganze Bildung in Dom Pedro's Dienst erworben hatte, von dem Adjutanten, einem unermüdlichen Manne, und von sieben Subaltern-Offizieren, worunter nur zwei bereits gedient hatten, geleitet; die Uebrigen waren noch völlige Knaben, entweder den Fesseln der Kostschule eben dem Pensionir entlaufen, für einige Zeit lang noch in jedem Regiment unbrauchbar, aber für ein neu auszgehendes Corps, wo noch Alles gelernt werden soll, geradezu ein Schaden.

Als wir ungefähr vierzehn Tage in Santander gestanden hatten, erhielten wir den Befehl, aus mit dem 1ten Regiment zu gleicher Zeit nach St. Sebastian einzuschiffen. Obgleich es Mitte August war und unser Marsch nur anderthalb Meilen betrug, so waren wir doch bei Nachtzeit auf dem Quai an, und in der Verwirrung, die aus der verschiedenen Sprache der Boatsleute, aus der Unerfahrenheit der Offiziere und aus dem Mangel an Licht entstand, geriethen wir, da beide Regimenter gleiche Uniform hatten, durch einander und wurden auf diese Weise über Hals und Kopf an Bord zweier Kriegsfahrzeuge, der „Donna Isabella" und der „Alainha Gobernadora", geschafft. Mein Loos brachte mich auf das erstere dieser beiden Schiffe, das, als ein Kriegs-Dampfboot, voller Mannschaft war, so daß sich kein weiterer Raum für Truppen fand und wir folglich drei Nächte und zwei Tage bei Sturm, den größten Theil dieser Zeit hindurch anhaltendem Regen auf dem Verdeck bleiben mußten.

Am Morgen des dritten Tages landeten wir in St. Sebastian unter einem heftigen Regenschauer, der vielleicht die Wärme unseres Empfangs etwas dämpfte, denn man begrüßte uns weder mit jenen enthusiastischen Vivas, noch mit Glockengeläute, noch mit andern Zeichen des Willkommens, wovon die Englischen Zeitungen so viel zu erzählen wußten, als das erste Regiment Spanischer Freiwilliger war.

Die Stadt St. Sebastian ist so oft und so trefflich beschrieben worden, daß sie auch denjenigen Militairs, welche sie nicht gesehen haben, gewiß sehr bekannt ist; für Laien wird es hinreichen, zu erfahren, daß sie von Natur sowohl als durch Kunst fest ist, und daß das Kastell, wie ein Adlernest auf der Spitze eines Felsen sitzend und bloß auf einem gewundenen Pfade zugänglich, nur durch Hunger überwältigt werden kann.

Wir wurden in ein Kloster einquartiert, dessen Bewohner schon in der ersten Zeit der Insurrection vertrieben worden waren, und hier fanden wir es in einem Zustande, in Santander, da Alles mit Kupfergeschirr und auch Matratzen, für 1 zwei Mann eines vorhanden waren. Auch lasen wir hier 300 Retruten, die direkt von England gekommen waren, mit mehreren Offizieren, worunter zwei Majore und ein kommandirender Obrist-Lieutenant. Der Letztere, Herr Renwick, war in der That ein musterhafter Gewinn, denn er hatte schon lange in der Britischen Armee gedient, war zum Kommando in der Spanischen vollkommen tüchtig, ein Mann von humaner Gesinnung und großer Entschlossenheit, wußte die Strenge im Dienst durch Freundlichkeit zu mäßern und wußte, wenn man ihn uns gelassen hätte, unser Regiment gewiß so brauchbar gemacht haben, als es bei den Verhältnissen irgend in nur irgend möglich gewesen wäre.

Eine Zeit lang ging Alles seinen gewöhnlichen Gang: Exercitien, Musterungen, Paraden und Manöver folgten in regelmäßiger Reihe auf einander, und dreierlei Thiel der Legion, der damals in St. Sebastian garnisonirte, schien, wenn nicht rasch, so doch stätig der Tauglichkeit zum Dienst entgegen. Sonntags den 30. August, nach einer Parade in Gewehr Pleßir, wurden die Gebeinen Spanischer Reuen und Ehrenlegionäre zwischen vier und fünf Uhr Abends den Befehl zum Aufbruch und schlugen die Straße nach Hernani ein.

Hernani liegt auf der von St. Sebastian nach Frankreich führenden Heerstraße und ist bekanntermaßen im seiner Lage, als am seiner Größe wüllen; der Weg dahin ist holprig und schlecht, an den meisten Stellen von Nebenbächen durchrissen; an anderen gewährten die Mais-Felder, die kleinen Weinberge und Obstgärten, die ihn und wieder die Straße begränzen, den trefflichsten Schutz für Jäger oder leichte Infanterie, — ein Vortheil, den der Karlistische Commandeur nicht unbenutzt ließ.

In geschlossener Ferne rückten wir vor, das erste Regiment zur Rechten heran, das dritte hinterdrein, das zweite zur Linken, und das Ganze durch die Ehrenlegionäre und ein Detachement des Afrikanischen Regiments flankirt; eine Meile weit ging es ohne Unterbrechung vorwärts; als wir aber an den Fuß des Venta-Hügels gekommen waren (so genannt nach einem Wirthshause, das auf dem Gipfel desselben gestanden), entdeckten wir, daß der Feind eine breite und tiefe Tranchée gegraben und die Erde als Brustwehr aufgeworfen hatte, hinter welcher ein Feuer auf uns eröffnete, das, so schlimm es war, doch noch zerstörenzer gewirkt hätte, wäre damit gezielet worden, bis wir näher heran waren.

Das erste Regiment hatte drei Todte und mehrere Verwundete nach der ersten Salve, die es mit wenig Erfolg erwiderte; als jedoch die ganze Masse vorwärts kommandirt wurde, stieg ein Theil der 3ten Brigade in die Tranchée hinab und kletterte über die Beschung, während der andere Theil sie links umging. Es ritz einige Verwirrung dabei ein; aber der Brigade-General Thichestter, der sich äußerst tapfer zeigte, brachte wieder etwas Ordnung unter die Truppen, und es gelang ihm, den Feind aus seiner Position zu verdrängen.

Ein Theil der Stadt wurde niedergebrannt, und ohne Zweifel wäre sie ganz zerstört worden, hätten wir Geschütz bei uns gehabt. Es wurden zwar Raketen und vier Kanoniere von dem Kriegs-Dampfboot „Donna Isabella" geliefert, aber durch einen unglücklichen Zufall zersprang die erste Rakete, als sie abgefeuert werden sollte, und verwundete den einzigen Mann, der damit umzugehen wußte, so daß er zum Dienst unfähig wurde, die Kanonen also nichts, und wir mußten unseren Weg weiter nach St. Sebastian zurücknehmen, mit ungefähr 30 Verwundeten und 6 oder 7 Todten; da jedoch nie ein Bericht über die Ungliccksfälle publizirt wurde, so läßt sich die Zahl nicht genau bestimmen; denn sey indeß wie ihm wolle, die Kommandirenden schienen entschlossen zu seyn, die Regierung so wohlfeil als möglich bei diesem Versuch davonkommen zu lassen, denn gegen den Gebrauch in allen Europäischen Armeen mußten die Soldaten für die Waffen bülen, die sie auf dem Kampfplatz zurückgelassen hatten. So hatte namentlich ein armer Bursche, Daniel Hogan vom 1ten Regiment, der am Knie schwer verwundet war, seinen Tornister (denn wohl zu merken, wir waren mit schwerem Gepäck ausmarschirt), seine Klinte und sein Bajonnet verloren, und als wir ihn nach Hernani brachten, war er bei der Ersuche an seiner Lähmung abgegangen, ohne daß man die geringste Rücksicht auf die Umstände nahm, unter denen er die Sachen verloren hatte.

Die Verwundeten wurden in den Theil des Spanischen Militair-Lazarethe gebracht, der uns zu unserem Gebrauch eingeräumt worden war; es waren gute, bequeme Betten darin, und wir wurden deutlich in allen unseren Verrichtungen mit den Spanischen Civil- und Militair-Behörden sehr human behandelt. Hier zeigte sich aber wieder eine große Nachläßigkeit auf Seiten der Führer der Expedition, denn es fehlte fast ganz an Bandagen und an Medizin; das 1te Regiment war in der That ohne alle Aerzte-Vorräthe verabgelangkommen.

Gebrach es aber an Aerzten, so fehlte es doch nicht an Aerzten, und die Namen der Ehrenärzen Bunnett, Barry, Dade und Docker werden, ihrer menschenfreundlichen, geschickten und ausmerksamen Behandlung wegen, von ihren Patienten stets mit Achtung genannt werden. Da ich gerade vom Lazareth spreche, muß ich einer merkwürdigen Schußwunde gedenken, die der Ensaigne John Richardson vom 1ten Regiment erhielt, dem eine Flintenkugel durch den linken Augenbraue in der Stirn stecken blieb; sie wurde ihm herausgezogen, ohne daß ihm irgend eine Pein daraus zurückblieb außer einer Vertiefung auf der Stirn, ein Beweis, daß ein dicker Schädel manchmal sein Gutes hat.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Materialien zur Französischen Geschichte. Außer den früher bereits von uns erwähnten, unter den Auspicien des Herrn Guizot erschienenen Dokumenten aus dem Archive des Französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, kommt in Paris auch schon seit längerer Zeit, unter dem Titel „Archives curieuses de l'histoire de France, depuis Louis XI. jusqu'à Louis XVIII.", eine für Geschichtsfreunde und besonders für Geschichtsforscher ungemein hosthaltige Sammlung historischer Actenstücke der Königlichen Bibliothek heraus. Vermöge ihrer amtlichen Stellung bei der Bibliothek können die beiden Herausgeber (die Herren Cimber und d'Anjou) unter den zahlreichen sich hier vorfindenden kleinen Druckschriften, Privatbriefchen, Protokollen u. s. w., wie sie besonders aus dem 16. Jahrhundert bereits sehr selten geworden oder ihrelweise noch gar nicht gedruckt sind, eine überaus reiche Auswahl treffen. Diese ist nunmehr bis zum siebenten Bande gediehen und umfaßt bereits den ganzen Zeitraum seit Einsetzung der Buchdruckerkunst bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Kleine schreinbar unbedeutende Blätter, die von anderen Sammlern unbeachtet gelassen, wie z. B. Kosten-Anschläge großer Hof-Festlichkeiten, Künstler-Rechnungen u. dgl. m., werden unter den Händen der Herausgeber zu interessanten Sittenschilderungen der Zeit und liefern denen, die Lust haben zu lauern, gar reichliches Material. Unter der Masse kleinerer Blätter befindet sich aber auch manches Umfassende; so ist z. B. die ganze Hälfte des fünften Bandes dem Leben Calvin's gewidmet. Der zuletzt erschienene siebente Band beschäftigt sich vorzugsweise mit der Bartholomäus-Nacht; wir finden darin unter Anderem eine Abhandlung des Abbé Caveirac, der seine Zeitgenossen gegen den allerdings nur zu sehr begründeten Verdacht zu vertheidigen sucht, daß die Greuel jener furchtbaren Nacht lange vorher beschlossen gewesen und überhaupt einen religiösen Charakter gehabt hätten. Wird auch die Absicht, den diese Schrift gehabt, jetzt noch weniger erreicht werden, als zur Zeit ihrer Abfassung, so bleibt es doch immer interessant, wahrzunehmen, wie der Fanatismus selbst in jener fanatischen Epoche die Nothwendigkeit empfunden hat, gleichsam gegen sich selber zu protestiren.

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monat abläuft, wollen dasselbe, damit die fernere Versendung des Blattes keine Verzögerung erleide, noch vor dem 1. April erneuern lassen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Montag den 28. März 1836.

Frankreich.

Neuere Charakterstücken.

Der Langweilige.

Der Langweilige verläßt regelmäßig im Sommer wie im Winter des Morgens präcise halb acht Uhr sein Haus, um erst gegen Mitternacht dahin zurückzukehren. Es ist einmal hergebracht, daß die Personen seiner Bekanntschaft, ihm, gern oder ungern, seinen Tag müssen vollbringen helfen; des Nachts hat er von der Runde getrümmt, die er bei seinen Freunden zu machen hat, und so ward sein Reisepfad festgestellt. Der ruhelose Wanderer beginnt sich auf den Weg; um acht Uhr trifft er bei mir ein, um mein Journal zu lesen. Das möchte hingehen! Aber nun knüpft er mit mir ein Gespräch an, über die Amerikanische Frage oder über das neue Baudeville den vorgestern, schalt Geschichten, die ihm im Grunde so gleichgültig sind, wie mir. Um zehn Uhr erscheint er bei Ihnen, und Sie setzen ihm rasch ein Frühstück vor, um ihn desto eher loszuwerden; aber er läßt sich nicht aus der Fassung bringen. Sie sind verdammt, ihm seinen Tag um drei Stunden verkürzen zu helfen, und er wird Ihnen auch nicht eine Minute erlassen. Um halb zwei klingelt er bei einer Dame, die zu ihrem Glück an einem dürftigen Fieber leidet und daher ausser Stande ist, irgend Jemand bei sich zu sehen, sey es, wer da wolle. Unterdessen weiß er doch Mittel zu finden, um durch einen Korridor bis an die Thür ihres Zimmers zu dringen; aber ein vorgeschobener Riegel verwehrt ihm den Eintritt, und er ruft nun durch die Thür: „Ich wollte Ihnen nur einen guten Tag bieten, aber es kann auch morgen geschehen." Murrend geht er weiter, um sich zu einer Freundin jener Dame zu begeben, die nun die beiden Stunden ersetzen soll, welche er jener Kranken abgeschachert hatte, unbeschadet der beiden Stunden, die er sie diese selbst bestimmt hat. Während dieser Zeit sind drei Briefe eingegangen, zwei Tanten gekommen, ein Vetter, die Modehändlerin, der Zahnarzt, und der Himmel weiß, wer sonst noch Alles, Einer hinter dem Andern . . . er hat sie Alle überwunden. „Unterbrechen Sie sich nicht", sagt er, „schreiben Sie, plaudern Sie, probiren Sie Ihren Hut auf, ich werde mich wärmen, oder aus dem Fenster sehen." Es ist, um ihn aus demselben hinauszuwerfen! Es schlägt fünf Uhr. Er eilt nach Hause, um einen Bissen zu Mittag zu essen, aber um halb sieben kehrt er noch einmal zu mir zurück. Er findet uns noch bei Tische, beim Dessert, er setzt sich zu einer Flasche Chambagner, welch ein Kontrast! und sagt ohne die geringste Verlegenheit: „Ich habe vergessen, Ihnen heute Morgen etwas mitzutheilen." — Es war wohl etwas sehr Schönes? meint Ihr. Ich Gott, nein! — Man steht vom Tische auf und begiebt sich ins Theater. Wir haben in unserem Wagen kaum für Vier Platz, aber er drängt sich als Fünfter mit hinein und läßt sich vor einem Hause absetzen, wo er eine Soiree besuchen will. Er betritt den Salon, eine Viertelstunde bevor die Wachskerzen angezündet sind, und geht nicht wieder hinaus, bevor sie erlöschen. Und morgen, übermorgen, das ganze Jahr hindurch geht es so fort, und wenn er einst . . . ziemlich spät . . . stirbt, nimmt ein anderer Langweiliger den sich Freuenden Platz ein. Diese Leute rufen selbst in den sanftesten Herzen die schrecklichsten Wünsche wach.

Es ist nicht durchaus nothwendig, daß ein Langweiliger auch zugleich einfältig sey; ein Unterrichteter ist oft noch viel unerträglicher, als ein Dummer. Er hat tausendmal mehr Gelegenheit, Euch zu langweilen, seine Eitelkeitsgluth unterstützt ihn dabei und das Glänzendste. Ich kenne drei solcher geschwätzigen Leute, in deren Gesellschaft ich es aufrichtig bedaure, daß ich es nicht mit drei Dummköpfen zu thun habe. Man sollte es nicht glauben!

Zu der Zeit, als man in Frankreich noch lachte, legte der Graf von L** den berühmtesten Aerzten folgende Frage zur Begutachtung vor: „Kann die Langeweile, wenn sie bis zu einem gewissen Grade gesteigert wird, den Tod herbeiführen?" Diese Frage wurde von allen jenen Aerzten entschieden mit Ja beantwortet. Mit diesem Ausspruche bewaffnet, zeigte der Graf L** den Fürsten N** dem Kriminal-Gerichte der Stadt Paris an und beschuldigte ihn eines vorbedachten und überlegten Mordanschlags, den er gegen seine Frau, die Fürstin verübt hetten er, der Fürst N., der unbestritten der langweiligste Mensch von der Welt sey, verlasse diese nicht einen Augenblick. Die Sache kam zum Spruch, und ungeachtet des klar vorliegenden Thatbestandes ward der Fürst nicht zum Tode verurtheilt . . . Welche Parteilichkeit! —

Es giebt auch noch . . . aber wie Boileau sagt:

„Langweilig seyn, die Kunst, derselbst im Alles sagen." *)

*) Le secret d'ennuyer est celui de tout dire.

und ich habe Zurcht, schon zu viel gesagt zu haben. Wenn man gegen die Langeweile zu Felde zieht, soll man sich ja hüten, durch sein eigenes Beispiel dieselbe zu verwehren. Ich höre also auf.

Emil Deschamps.

Tourville und Andronika.

(Schluß.)

„Aber wo bleibt denn die schöne Andronika?" fragte jetzt der Banchy etwas ungeduldig.

„Ich bitte, mäßigt Euer Feuer. Ich werde schon auf das schöne Kind kommen. Aber ich hab'e schon, de Banchy, ich hab'e, denn die Wunden des Ritters führen uns wie von selbst zur schönen Andronika, die in der That eine furchtbare Verheerung in dem Herzen des armen Seladon anrichtete. Ihr könnt wohl denken, mein Bester, daß Schiffe und Menschen nach einem solchen Tage der Ruhe bedürftig waren. Ermüdiller, der den Archipel kannte, wie Desgleuz die Alten, erinnerte sich der Insel Syphanto, wo sich ein tüchtiger Kalfaterer für die Übel zugezeichneten Schiffe und ein mit Ambor vortrefflicher Chirurg für die verwundeten Matrosen befand. Dieser Kalfaterer der menschlichen Haut, der Wundarzt nämlich, Signor Jann genannt, war von Ermüdiller sehr gut gekannt, er brachte also ein fast sterbenden Ritter zu ihm und empfahl ihm denselben mit den größten Lobsprüchen über die Tapferkeit des jungen Mannes. Doktor Jany begann, den Ritter zu verbinden, und nach Verlauf eines Monats blieb dem Ritter von seinen Wunden nur der Ruhm und die reizendste Blässe, die jemals das Herz einer Frau gerührt hat. Endlich . . . war es diese Blässe, war es der Ruf seiner Großthaten, seine schöne Figur, oder der Teufel, der Jany's Aechter überredete, genug es ist wahr, daß die schöne Andronika sich so sterblich in den Ritter verliebte, daß, als Hocquincourt und Ermüdiller zwei Monate nach ihrer Ankunft auf Syphanto Anstalt zur Abreise trafen, die beiden Liebenden sehr möglicht Ursache hatten, sich auf das Aeußerste zu bekämpfen.

„Und die schöne Andronika?" War sie denn wirklich so außerordentlich reizend, gnädigster Herr?"

„Hocquincourt, der das Mädchen lange Zeit hindurch gesehen, hat mir versichert, daß es ein Ausbund von Anmuth und Schönheit gewesen sey. Eine göttliche Taille, ein Griechisches Profil, das herrlichste von der Welt, blaue Augen, schwarze Haare, eine bewundernswerthe Haut, und über das Alles tausend Vorzüge des Geistes und eine allerliebste Naivetät."

„Wir, gnädigster Herr? Und die Dankbarkeit, welche der Ritter für den Doktor hatte, hat ihn nicht gehindert, das Kind eines Mannes zu verführen, der seine Wunden gepflegt und ihn einem gewissen Tode entrissen hatte."

„Ah, de Banchy, Euer Urtheil ist widersinnig. Konnte der Ritter, — sagt Ihr, — die Tochter eines Mannes verführen, der ihm das Leben gerettet hatte? Aber, bei der Venus! ich sage Euch, eben darum, weil Signor Jann ihm das Leben gerettet hatte, mußte es ihm zu mäßig lich, die Tochter desselben zu entführen. Endlich kam der Moment der Abreise heran. Ihr könnt Euch von dem Schluchzen und den Thränen der Liebenden keine Idee machen. Der Ritter leistete die feierlichsten Versprechungen und legte Gelübde über Gelübde ab, Alles in solchen Augenblicken gangbare Münze, aber die schöne Andronika schien nichts von den Allen zu hören, sie weinte und schluchzte ohne Ende, als sie plötzlich, ihre Thränen trocknend, antwortete: „Nimm mich mit Dir! Ich folge Dir!"

„Der Teufel! Und war Ritter Tourville damit einverstanden?"

„Ihr werdet es sogleich erfahren, de Banchy. Ihr, der Ihr ein Muster der Sitte und Keuschheit seyd, begreift sehr wohl, daß ein solcher Beschluß für einen ehrlichen Mann, der seine Pflichten kennt und die heiligen Gesetze der Gastfreundschaft ehrt, niederschlagend sein mußte. Der edle Ritter hatte in diesem Augenblick Gelegenheit, seine Tugend zu üben; er überlegte, was er seinem Lebensretter schuldet, und hätte den Muth, ihm seine geliebte Tochter nicht zu rauben. Da dacht Ihr eine der zarten Empfindungen, denen der große Haufe nicht fähig ist, die er nicht einmal versteht . . . und die eben deshalb die Lustspiele und Romane sind. Die Barbaren werden sagen, daß der Ritter seiner Liebe schon satt gewesen sey, und daß ihre Begleitung ihn beläftigt haben würde. Gebildete Leute von edlen Gesinnungen werden sagen, — ganz wie ich — daß er den Schmerz des alten Jany berachte, wenn dieser sein Fleisch und Blut nicht wieder gefunden hätte. Da aber das Fleisch dem Fleisch des alten Jany ein kleiner Hitzkopf war, fand es der Ritter

Digitized by Google

gerathen, scheinbar auf ihre Wünsche einzugehen, und er versprach ihr, sie eine Viertelstunde, bevor das Schiff unter Segel ging, absolvirt zu lassen. Er hütete sich aber wohl davor, sondern erlaß sich's von Hocquincourt, daß er zuerst abfegeln dürfe, was ihm auch zugestanden wurde. Er segelte in demselben Augenblicke ab. So war denn nun unser Tourville verschwunden, und aus einer Andromeda ward eine Ariadne."

„Arme Andromeda!"

„Ich sage mit Euch, arme Andromeda, aber erwartet das Ende, die Bauncy. So stieg nun unser Ritter mit vollen Segeln über das Mittelländische Meer hin, als der wachthabende Matrose auf einmal drei Kriegsschiffe signalisirte. Es waren Tunesische Kaper. Ich habe zu bemerken vergessen, daß Tourville, wegen seiner Tapferkeit schon auf Syphanta, zum Lieutenant des Herrn von Retzguy ernannt worden war, welcher Herr die Türkische Flotte befehligte, zu deren Eroberung der Ritter so wesentlich beigetragen hatte. Da Tourville zuerst abgesegelt war, bildete das Schiff, worauf er sich befand, die Vorhut, und der gute Crevillier mit der „Sainte Anmeuse" so wie Hocquincourt mit dem „Etoile de Diane" kamen nach ihm. Retzguy eröffnete das Gefecht, aber eine unbeschränkte Kanonenlagd hatte die Galanterie, den Lieutenant Tourville auf der See ganz Capitain Tourville zu nennen, sich seiner bemächtigt. Sie ließen den Kopf des armen Retzguy glatt wegnahm. So ward denn nun unser schwachtender Seladon Capitain, der, da ihm die nöthige Erfahrung abging, die Leitung des Schiffs dem Steuermann und dem Bootsmann überirug und sich nur damit beschäftigte, die Mannschaft aufzumuntern, was ihm über die Maßen gelang. Aber der Steuermann und der Bootsmann hatten sich zusammen berathen, wie sie Gefangene, Retzguy allein, der ein aufgezeichneter Capitain war; Tourville's Schiff erhielt mehr Kugeln, als es entsendete, es hat den Feinde stets die Seite, anstatt der Bugeg, der Ritter vermochte nichts dagegen zu thun, seine Leute fielen von allen Seiten, und sein Schiff, wie ein Sieb durchlöchert, drohte zu sinken . . . . Da plötzlich, als durch die Bugeg ein Tuusken. In durch einen glücklichen Zufall geleitet, eine Kanonenkugel in die Pulverkammer des einen Tunesischen Schiffes drang, dieß sämmtlich in die Luft flogen und das Verdeck Tourville's mit ihren Trümmern bedeckten."

„Welch' ein glücklicher, überraschender Zufall, gnädigster Herr!"

„Das war kein Zufall, de Vancy. Ihr müßt im Gegentheil darin ein höheres Walten der Vorsehung erkennen, die den Ritter belohnen wollte, weil er dem Vater nicht sein einziges Kind geraubt hatte . . . Aber lehren wir zu den Folgen des Gefechts zurück. Nach der Explosion der feindlichen Schiffe brach die Nacht herein, Crevillier und Hocquincourt waren auf dem Gefechte, der Wind erhob sich, Tourville hatte sich, die Verwundeten, der Steuermann und der Bootsmann konnten die Eigenheiten des neuen Schiffes nicht, das überdieß in dem letzten Gefechte viel gelitten hatte. Man beschließt also, nach Syphanta, als dem nächsten Hafen, zurückzukehren."

„Jesus Marie! Gnädigster Herr! Das war eine erwünschte Rückkehr für die arme Verlobte!"

„Ihr sollt sogleich darüber urtheilen, de Vancy. Unser Ritter läßt sich an's Land setzen, eilt nach dem Hause des alten Jany und wird bei seinem Eintritt von einer alten Mahrin mit den Worten begrüßt: Mein Herr stirbt!"

Der Ritter findet den Greis mitten in dem Zimmer seiner Tochter leblos ausgestreckt liegend. Der Anblick des Ritters reißt ihn aus dieser Lethargie: Meine Tochter! — schreit er mit einer wilden Verwegung, kann stürzt er wieder zusammen. Das war für den Ritter gewissermaßen Hebräisch, da er mit Sicherheit darauf rechnete, Andromeda wieder zu finden. Da eröffnete ihm die Wärterin, daß, als diesen Morgen die Schiffe abgesegelt waren, die Tourville mit Verwegenheit sein, Andromeda sich nach dem Hafen begeben habe. Hier habe sie sich mit einer ihrer Frauen in ein Boot gesetzt und einen alten Seemann mit Gold bestochen, worauf dieser sie an Bord eines der abgesegelten Schiffe gebracht habe. Während dieser Erklärung rehob sich der alte Jany und rief mit gebrochener Stimme: „Meine Tochter!" Nachdem sich wieder in Ohnmacht zu flüchten, überschüttete er den Ritter mit den heftigsten Vorwürfen. Der zarte Seladon fühlte sich um so mehr gekränkt, als er einen so glänzenden Beweis der Beherrschung seiner Leidenschaft gegeben hatte. In einem Augenblick, wo Jany neuen Athem schöpfte, schlug der Ritter ihm vor, an Bord seines Schiffes zu kommen und überall seine Tochter zu suchen, und, wenn er sie nicht finde, ihn dann ihm gemeinschaftlich aufzusuchen; zugleich schwur er bei seiner ritterlichen Ehre, daß er Andromeda nicht entführt habe. Jany nimmt diesen Vorschlag an, und der gute alte Mann verläßt Syphanta, sein Haus, sein großes Vermögen, seine Freunde, um mit dem jungen Karfaren gemeinschaftlich seine Tochter aufzusuchen, sich allen Gefahren preisgebend, denn man auf den Meeren bloßgestellt ist. Der Seemann, von dem ich diese Geschichte habe, versicherte mir, daß dieser Jany ein bejahrter Greis mit langem, weißen Barte gewesen sey, er war sehr hager, ging stets schwarz gekleidet und brachte die Zeit während des ganzen Kreuzuges ume damit zu, den Kopf in beide Hände zu stützen, zu weinen, oder nach dem Horizonte zu schauen, in der Hoffnung, ein Segel zu entdecken, an dessen Bord er seine Tochter wieder zu finden hoffen dürfte, und alles dies mit einer solchen Leidenschaft, daß er das Mitleiden der Seeleute erregte, vorzüglich wenn er mit dem Schmerze eines Vaters äußerte: „Meine Tochter, meine arme Tochter!" — Indessen will ich nicht darauf schwören, als wäre der Ritter im Innern seines Herzens den guten alten Mann zum Teufel wünschte und es fast bereute, die Entführung unterlassen zu haben, indem er denn doch wenigstens der Gesellschaft des endlos Weinenden entboben gewesen wäre. Endlich, nach vierzehn Tagen vergeblichen Kreuzens, beschloß er, nach Zante zu gehen, wo er Hocquincourt und Crevillier zu finden hoffte, von denen er jedenfalls Nachrichten, Andromeda betreffend, erhalten mußte. Jany und der Ritter erreichten den Hafen. Aber, alle Teufel, Hocquincourt und Crevillier waren schon vor drei Tagen wieder unter Segel gegangen, hatten aber einem der Barkenführer einen Brief für den Ritter hinterlassen, im Fall dieser nach Zante kommen sollte. Ihr könnt Euch denken, daß der Vater und der Geliebte den Brief verschlangen. Er war von Hocquincourt und enthielt im Wesentlichen Folgendes: Als die schöne Andromeda die Schiffe habe abfegeln sehen, habe sie sich längs dem Bord des Letzteren begeben, das sie habe erreichen können. Auf die Bemerkung Hocquincourt's, daß das Schiff des Ritters bereits unter Segel und auf der Jagd sey, habe sie geboten, sie so lange auf seinem Schiff zu halten, bis sie das des Ritters erreicht haben würden. Hocquincourt erinnerte den Ritter noch daran, daß das Gefecht sie getrennt hätte, und schloß seinen Brief mit der Bemerkung, daß, nachdem er ihn in Zante vergebens erwartet habe, er nach Malta unter Segel gehen werde und bat mit ihm zusammenzutreffen hoffe. Alsobald setzen Jany und der Ritter wieder Segel bei und kreuzen nach Malta. Auf dem Wege dahin hatten sie zwei tüchtige Kaperlff zu bekämpfen, die Tourville, ohne verwundet zu werden, überstand. Nicht so Jany. Dieser verbarrte hartnäckigerweise, mitten im mörderischen Feuer, zu Commerung an seine Tochter völlig vertieft, und erhielt eine tüchtige Kopfwunde. Endlich, nach tausend Widerwärtigkeiten, erreichen sie Malta. Hocquincourt ist nicht da, Crevillier auch nicht wenig. Meiner Treu! Water Jany, erschöpft von seinen väterlichen Wanderungen zur See, beschließt, vor Kummer zu sterben, und stirbt wirklich. Der Ritter war über diesen Verlust außer sich, und um sich zu zerstreuen, tritt er in die Dienste eines berühmten Kapoitanischen Korsaren, Namens Caeini, der ein Schiff von 34 Kanonen führte, das unter Maltesischer Flagge fuhr. Im Lauf zu sehen, nachdem der Ritter in Gemeinschaft mit Caeini einige tüchtige Prisen genommen hatte, steuerten sie nach Venedig. Hier begegnen sie einem Türkischen Schiffe; sie greifen es an, nehmen es, und wen finden sie im untersten Raume befindlich? Die schöne Andromeda!"

„Die schöne Andromeda! Großer Gott! das ist ein Ausgang, den die Scribler nicht bereiten könnte."

„Das ist ein höchst Theaterconp, wie Ihr bemerken werdet. Und doch dünn die Geschichte, wie Ihr hören sollt, ganz einfach zusammen. Als sie von Zante abreisten, ward Hocquincourt von den Türken aufgebracht; er wanderte mit seinem Schiffe und seiner Besatzung in die Gefangenschaft, also auch natürlich die schöne Andromeda. Von Hocquincourt's Schiff nach sie auf dasjenige gebracht, welches Carini in eben genommen hatte, und welches sie geradewegs dem Sitail des Sultans zuführen sollte. Die Liebenden umarmten sich, die schöne Andromeda beweinte den Tod ihres Vaters, Tourville brachte sie nach Venedig, wo sie in einem Kloster die Trauerzeit hindringen sollte; denn er hatte sich seit vorgenommen, sie zu heirathen und sie zu seinem Range zu erheben, da ihr Vater ihn als Schwiegersohn angenommen hatte. Während dieser Trauerzeit unternimmt Carini einen neuen Streifzug, und in einem mörderischen Gefechte wird Tourville so schwer verwundet, daß das Gerücht seines Todes die ganze Levante durchfliegt, wo er, seiner Tapferkeit halber, sich bereits einen Namen erworben hatte. Endlich, nach vielen Leiden und unsäglichen Anstrengungen, erreichen sie Malta, genau der Ritter. Er schiffte sich ein und kehrte nach Venedig zurück. Ihr könnt denken, mit welchem Herzpochen, wenn zweifelsohne hatte auch die schöne Andromeda bereits das Gerücht seines Todes vernommen, nad dieser letzte Stoß hätte sie das Leben eines so guten Vaters, das schon so genau gewesen war, gekostet, ja tödtlich werden können. Endlich, zitternd vor Furcht und Hoffnung, langt Ritter Tourville in Venedig an.

„Bleibt!" sagte de Vancy, eine Thräne trocknend, „machte er sich den Vorwurf, durch seinen Leichtsinn den Tod des Vaters und der Tochter verursacht zu haben."

„Ich glaube, de Vancy, er machte sich noch ärgere Vorwürfe . . . Endlich kommt er in den Kloster an, das Andromeda sich zum Aufenthalt gewählt hat, und verlangt, die Aebtissin zu sprechen."

„Verzeihung, gnädigster Herr, ich schwebe in großer Angst."

„Nun kommt es, de Vancy", sagte langsam Vivonne, dem es Vergnügen machte, den Aengsten seines Secretairs auf die Folter zu spannen. „Tourville stellte sich der Aebtissin vor, die einen Schrei des Entsetzens ausstieß, als sie den Ritter erkannte."

„Ich habe es errathen, gnädiger Herr; arme Andromeda!"

„Ihr seyd sehr scharfsichtig, de Vancy. Aber lehren wir zur Aebtissin zurück. „Ach mein Herr!" sagte sie zum Ritter, „Andromeda hat an Eurem Tod gezweifelt. Nun ist Alles verloren!"

„Arme Andromeda!" schrie de Vancy mit kläglicher Stimme, und Vivonne fuhr fort.

„Nun ist Alles aus!" entgegnete die Aebtissin dem Ritter. „Als Sie Euch verlaren glaubte, als sie nicht die geringste Hoffnung hatte, Euch wiederzusehen" . . . .

„Arme Andromeda!" wiederholte de Vancy kläglich.

. . . „Hat sie sich vor zwei Monaten mit dem Senator dieser Stadt, Grafen Barbini, vermählt."

„Aber gnädiger Herr! ist es denn möglich?" rief de Vancy mit einer Miene des Erstaunens und des Schmerzes.

„Sehr möglich, de Vancy, und Ihr hättet es wohl gern gesehen, wenn Ihr die romantischen Leben mit einem tragischen Ausgange hättet schmücken können. Aber, was wollt Ihr, de Vancy? Unser bundert Frauen, die nur Schmerz über den Tod ihres Geliebten sterben wollen, befinden sich nennunbzwanzig Gräfinnen Barbini."

„Aber eine von ihnen wird doch wenigstens sterben, Ihr räumt es ein!" sprach de Vancy mit triumphirendem Miene.

„Ja, aber vor Schmerz, seinen Grafen Barbini gefunden zu haben."

Eug. Sur.

Bibliographie.

Bibliothèque historique de Diodore de Sicile. — Aus dem Griechischen übersetzt von M. F. Miot, ehemaligem Staatsrath. Bd. III. 7 Fr.

Digitized by Google

Trois ans après. — Sittengemälde von Mad. Tullie Mauvais. 74 Fr.
Histoire naturelle des Iles Canaries. — Von Barkerweb und Sabin Berthelot. In 50 zweiwöchentlichen Lieferungen à 6 Fr.

Spanien.

Drei Monate im Dienst der Britischen Hülfs-Legion in Spanien.

(Schluß.)

Wenige Tage nach dem Treffen bei Hernani wurden fast die ganzen Britischen Hülfstruppen nach Bilbao eingeschifft, und es blieb nur eine kleine Garnison in St. Sebastian zurück.

Am 13. September wäre dieser Platz fast von den Karlisten überrumpelt worden, denn es gelang ihnen, mehrere ihrer Leute verkleidet in die Stadt zu bringen; aber durch die Wachsamkeit des Spanischen Offiziers bei den Brücken-Posten wurde der Betrug entdeckt und dreißig Mann gefangen genommen. Auch bewährchtigte man sich theilweise einer Korrespondenz, die mit einigen Einwohnern geführt worden war, und ein sehr angesehener Goldarbeiter der Stadt wurde als einer der Rädelsführer des Komplotts nach dem Kastell abgeführt.

Gegen den siebzehnten des Monats kam der Befehl, daß die Kranken und Verwundeten, die den Transport aushalten könnten, so wie die dreizehn Lanciers, die mit den Vorräthen zurückgeblieben waren, mit ihren Pferden und mit einer der berittenen Infanterie-Offiziere, und die Weiber und Kinder sogleich ihren beziehenden Regimentern folgen sollten. Wir wurde eine Einschiffung schleunigst besorgt. Man hatte zwei kleine Briggs dazu gemiethet, und nachdem die Leute drei Stunden lang in drennender Sonnenhitze, ungewiß darüber, auf welchem Fahrzeug sie abgehen sollten, am Ufer ausgeharrt hatten, wurden die Kranken und Verwundeten, wovon ich einen zu Krücken gingen, an Bord des „Rambler" von Peterhead geschickt, wo sie oben auf dem Verdeck bleiben mußten, weil der untere Raum fast zum Ersticken mit Pferden überfüllt war; man hatte auch nicht im mindesten an irgend eine Bequemlichkeit für die unglücklichen Männer, Weiber und Kinder gedacht, die ohne Matratze oder Decke, ausgenommen den blauen Himmelszelt, ohne Dach, unter den Schiffsplanken, eingeschifft waren; und da sie erst nach zwölf Uhr an Bord kamen, so erhielten sie keine Schiffsrationen; am Ufer hatten sie auch keine Lebensmittel empfangen, und sie wären daher schlimm daran gewesen, hätte nicht der Schiffs-Patron, dessen Namen ich leider vergessen habe, Ihnen einen Schluck Branntwein und einen Zwieback gereicht.

Wie kurz auch die Reise war, so schien sie doch zu Unglück und Mißgeschick auszerfehen, denn wir waren kaum zwei Stunden aus dem Hafen, so tödtete der Adjutant des dritten Kavallerie-Regiments Knall und Fall seinen Reitknecht, und der Wind drehte sich plötzlich uns gerade entgegen. Nachdem wir eine ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages umhergewesen waren, ohne weit vor unsrer kleinen Stadt in eine Windstille; hier kamen wir aber schlecht an, denn es war ein uns feindlicher Ort, und um drei Uhr Nachmittags wurde aus einer Batterie, die wir vorher gar nicht bemerkt hatten, ein Feuer auf uns eröffnet.

Einige Schüsse erreichten uns nicht, einige gingen über uns hinweg, aber drei oder vier der Kanonen-Kugeln, und die letzte recht voller Art hatte und Uebung geschoß macht, so konnten wir erwarten, bis Sonnenuntergang in Grund gebohrt zu werden. Es war jedoch anders bestimmt, denn der „Graf von Robrn", ein Kriegs-Dampfboot mit Retruten von Cork an Bord und nach Santander bestimmt, kam uns glücklicherweise zu Gesicht, und durch das Feuern aufmerksam gemacht, der Küste und brachte durch das lebhafte, wohlgerichtete Feuer seines Geschützes die Batterie zum Schweigen; dann nahm es uns an's Schlepptau, war so höflich, uns bis an die Barre von Portugalete zu bringen, empfahl sich uns mit drei herzlichen Salven und setzte seine Reise fort.

Nachdem wir anderthalb Tage auf den nöthigen Wasserbedarf gewartet hatten, passirten wir die Barre und fuhren einen verhältnißmäßig engen Strom einige Meilen hinauf bis Bilbao. Die Landschaft an beiden Ufern ist außerordentlich waldreich. Weinberge, Gärten, Maisfelder und Melonenbeete erstrecken sich bis an den Fuß der Gebirge, die überall die Aussicht begrenzen. Verschiedene Landhäuser, Meiereien und Bauer-Gebäude, in Gebüsche von Lorbeern und immer grünen Eichen gehüllt, in der Ferne einsam gelegene Dörfchen, dies Alles erhöhte den Reiz der Gegend; überall aber sieht unser Blick auf zerschossene Gebäude, zerstörte Brücken und schwarzgebrannte Mauern, die schrecklichen Zeugen des verheerenden Bürgerkrieges.

Es war schon finster, als wir an einem öffentlichen Spaziergange, etwa eine halbe Englische Meile außerhalb der Stadt, landeten und uns unseren Weg suchten, so gut wir ihn finden konnten, die Kranken und Verwundeten nach dem allgemeinen Hospital St. Engracia, die Genesenden und die Weiber nach dem Franziskaner-Kloster, das wohl von einer gewaltigen Feder geschildert zu werden verdiente. Es steht von der Stadt aus am entgegengesetzten Ufer des Flusses und ist mit derselben durch eine zierliche Hänge-Brücke verbunden, der zweiten dieser Art in Spanien, über deren die Stadt zunächst befindlichen Wegen man folgende kurze Inschrift liest:

Reynando Fernando Septimo
de sue clase el segundo en España;
por Antonio de Gaitzoches dello.
Real Academia de San Fernando.

Alle Personen, die über diese Brücke gehen, bezahlen einen Quarto, ungefähr einen halben Englischen Penny, Reiter und Kutschen verhältnißmäßig mehr, das Militair aber natürlich nichts. Das Franziskaner-Kloster hat eine gebieterische Lage und eine imposante Größe; es enthält in seinen Mauern eine ansehnliche Kirche, zwei geräumige, viereckige Höfe, die von Klostergebäuden umgeben sind, und hinreichenden Platz für 5000 Bewohner. Bei dem Einzuge befand sich innerhalb der jetzt mit Schießscharten für Gewehre versehenen äußeren Mauer, ein prächtiger Kirchhof, dessen Mitte geschmackvoll mit Zimmergrün, Monatsrosen und vielen anderen prunkirenden Blumen bepflanzt war, während unter der Piazza, die diesen Blumengarten umgab, Reihen von Todtenbehältern angebracht waren, faft in Gestalt kleiner Oefen, ein jedes für einen Leichnam; war ein solcher Behälter gefüllt, so wurde die Oeffnung übermauert und auf den darüber gelegenen Steine der Name und Rang des Verstorbenen eingetragen. Und jetzt, möchte man denken, würde doch wohl der Inhaber des Grabes in Frieden ruhen können; aber nein, die zerbrechlichen Schranken sind niedergerissen, die verwesenden Ueberreste der Sterblichkeit dem Spott preisgegeben, und das heilige Geheimniß des Grabes ist bei dem Zwist um nach Schätzen von Männern verletzt worden, die ich mit Ehrfurcht Engländer nennen muß.

Neben diesem Kirchhofe ist ein großer Campo sagrado oder Todtenacker für diejenigen, welche nicht reich genug waren, um die Beerdigung in dem innren Raume bezahlen zu können. Auf diesem Todtenacker waren diese Gräben an den Mauern entlang aufgeworfen, die der Karne als Kloaken dienten, so daß man überall auf menschliche Gebeine traf, die zum Theil noch mit dem fleischbesetzen Leder umhüllt waren, ein empörender, schauderwoller Anblick für menschliche Wesen.

Das Franziskaner-Kloster war damals von drei Regimentern besetzt, dem 15ten, 7ten und 14ten oder den Westminster-Grenadieren, welche letztere in der Kirche lagen, einem durchaus prächtigen Gebäude mit Gothischer Architektur, mit acht Altären unter dem Hochaltar, von denen man auf neun mit schönem Marmor ausgelegten Stufen hinaufstieg, und das in ein eisernes Gitter von vortrefflicher Arbeit eingeschlossen war. Zwei kunstvoll ausgeschnitzte und mit Azur und Gold köstlich bemalte Orgeln standen zu einer gewaltige, reich vergoldete Orgel, darüber ein fein geschnitzte Bild der heiligen Cäcilia, dessen Anblick warm bei einem Heiligen stände, auf die das Auge fiel, wenn man das Heiligthum betrat; und die wenigen Ueberreste von bunten Glas, die in den zahlreichen Fenstern noch geblieben waren, so wie die Fetzen von reichen seidenen Vorhängen, die wie Wimpel trauzig im Luftzuge hin und her wehten, ließen dem Beschauer seinen Jubel darüber, daß dies eine der prächtigsten Klosterkirchen im nördlichen Spanien gewesen.

Hier lebten wir, exerzirten bei schlechtem Wetter, bereiten des Sonntags und wurden an den meisten Tagen der Woche gestraft. Der Oberst-Lieutenant Rennwiet war in den Stand der Legion versetzt worden, und Oberst-Lieutenant Churchill, sein Nachfolger, schien seine Begriffe von Mannszucht in der Britischen Armee auch auf die Legion übertragen zu haben, obgleich auch er in der Britischen Linie gedient hatte. Er hielt es mit der neunschwänzigen Katze und ging in seinem Disziplinar-Eifer so weit, daß er manchmal blos blutige Züchtigungs-Werkzeug noch zu leicht fand und es schwerer machte dies. Einige waren verwegen genug, ihr Leben zu stillen, es sei Schade, daß sich keine Gelegenheit fände, ihn mit dem Gewicht desselben mehr bekannt zu machen. Genug, sie nach den Leute wegen ganz geringer Vergehen, zum Beispiel wenn sie ihre Mantel nicht ganz genau nach der Vorschrift gewickelt hatten, wenn sich zerbrechene Patronen in ihren Patrontaschen fanden, wenn ihre Schandrieme oder Knöpfe nicht ordentlich poliert waren, an das Gitter des Hochaltars gebunden und a posteriori gepeitscht, eine Strafe, mit dem Beisehen des Obersten von zwei bis zu sechs Dutzend Hiebe ein Jeder empfingen.

Die Rationen, auf Rindfleisch, Wein und Brod bestehend, wurden und regelmäßig verabreicht und waren insgemein so gut, als wie es verlangen konnten, mit Ausnahme des Brodes, der sehr schlecht war, wenigstens gewiß nicht gesund, denn wer ein wenig viel davon aß, bekam die Ruhr.

In den letzten Tagen des Septembers machte der größte Theil der Garnison einen Ausfall, um den Feind von der Straße nach Portugalete zu vertreiben, mit welchem Orte Bilbao in Verbindung zu Lande abgeschnitten hatte. Das Unternehmen gelang vollkommen und mit sehr geringem Verlust. Ein Sergeant vom 15ten Regiment erhielt eine Fährnichstelle für seine Tapferkeit, und Capitain Charles Brew vom 14ten Regiment wurde in den Tages-Befehl wegen seines ausgezeichnet braven Benehmens besonders erwähnt.

Nach dieser Affaire fiel während meines Aufenthalts in Bilbao in militairischer Hinsicht nichts Bemerkenswerthes vor. Die Truppen mußten täglich zu Uebungen hinaus, wenn das Wetter es erlaubte, und wenn nicht, wurden sie regimentsweise in ihren verschiedenen Kerkern eingexerzirt. Alle Morgen um drei Viertel auf vier ward Revelle geblasen, und die Leute mußten sich bei der Exerzirschule fertig machen. Kurz nach vier Uhr langten die Offiziere aus ihren Quartieren in der Stadt an und musterten ihre Compagnieen bis halb fünf, wo die Regiments-Parade begann und alle zusammen mit schwerem Gepäck zu Felde zu ziehen anrückten, die bis acht oder halb neun Uhr dauerten, um welche Zeit auch gewöhnlich exerzirschluß gemacht wurde. Um zehn Uhr fand die gewöhnliche Morgen-Parade ohne Gepäck statt, die Wachen wurden gewechselt, Kriegsartikeln vorgelesen, Strafen vollzogen, Tagesbefehle bekannt gemacht und dergleichen mehr, bis um zwölf Uhr, wo die Leute entlassen wurden, um zu Mittag zu essen, so gut sie es bei dem gänzlichen Mangel an Geschirr verwochten. Es waren zwar acht Kessel, von denen jeder sechs Quart hielt, an jede Compagnie vertheilt worden, statt der großen, zweckdienlichen Lager-Kessel, die in der Britischen Armee in Gebrauch sind; diese reichten aber nicht hin, so daß immer ein Theil der Leute keine Suppe bekam und die Händel kein Ende nahmen.

Bei dieser Gelegenheit wird es nicht unminteressant sein, zu hören, wie die Mahlzeiten der Spanischen Soldaten eingerichtet sind. Die Suppen-Kessel, worin sich auch das Fleisch befindet, oder wie mit Gemüse zusammen geschmorten, eingesalzenen Fische, werden in angemessenen Zwischenräumen in den Kasernen-Höfe oder in der Straße auf den Boden gestellt. Dann müssen die Leute sich in Compagnieen bilden, erhalten Jeder einen großen hölzernen Löffel und ein Stück Brod, nä-

Digitized by Google

dren sich immer zwölf zugleich jedem Kessel, fischen so viel heraus, als ihre Löffel fassen, und kehren dann wieder an ihren Platz zurück, um zu essen, während andere zwölf vorgehen, und so immer abwechselnd fort, bis Alles verzehrt ist, mit der größten Ordnung und Regelmäßigkeit.

Zu Anfang Octobers wurde eine Medicinal-Behörde niedergesetzt, um diejenigen Leute, die wegen Schwäche oder wegen eines ihnen zugefügten Unfalls zum Dienst nicht mehr tauglich waren, für invalid zu erklären und nach Hause zu senden; und es wurde in dem Tagesbefehl gesagt, daß über die Entlassung eines jeden Mannes von der Behörde ein Duplikat ausgestellt und ein Exemplar davon dem Londoner Agenten für die Legion zugefertigt, das andere aber dem Eigenthümer eingehändigt werden solle, welcher letztere dasselbe nur in der Agentur zu London abzugeben brauche, wo er darauf hin die Gratification, Entschädigung, Pension, oder was es sonst zu fordern habe, ausgezahlt erhalten werde.

Man machte sich sehr verschiedene Gedanken über die Summe, die ein Jeder nach Verhältniß seiner Leiden oder seiner Dienstzeit erhalten würde; aber in einem Punkt kamen Alle überein, nämlich, daß doch sämmtliche Leute, die nie unbescholtenen Charakter aus dem Dienste schieden, wenigstens etwas bekommen würden, es möchte auch noch so wenig sein.

Am 16. Oktober wurden die Leute, welche nach Hause geschickt werden sollten, in ihre respektiven Appell-Zimmer beordert, erhielten ihren Sold bis zu diesem Tage und mußten darüber quittiren. Dann wurden sie, ohne daß man sie noch einmal in ihre Quartiere zurückkehren ließ, am Ufer des Flusses zu Fuß eine Meile hinab geschickt, ehe die Boote sie aufnehmen durften, weil sonst Verwirrung hätte entstehen müssen. Allen wurden ihre Tornister, Haversäcke und den weiten auch ihre Mäntel abgenommen. Die Leute von dem Westminster-Regiment gehörten zu dieser letzten unglücklichsten Klasse, denn als sie eben im Begriff standen, sich einzuschiffen, kam ein Sergeant aus Lissabon herbeigesprengt und überbrachte den Befehl, daß sie ihre Uniformen hier abzuliefern hätten. Aber Hospitäler Charles Boem, der die Aufsicht über unsere Einschiffung hatte, weigerte sich, seine Leute ohne allen Schutz gegen Wind und Wetter die Reise antreten zu lassen, und erklärte mit einer nicht genug zu rühmenden Großmuth und Entschlossenheit, daß er für den ganzen Betrag verantwortlich seyn wolle.

Nachdem wir eine Nacht, wie gewöhnlich, auf dem Verdeck des „Mazeppa", eines sehr kleinen Dampfboots, zugebracht hatten, fuhren wir nach Portugalete, wo wir auf den „James Watt", ein geräumiges, bequemes Fahrzeug, übergeschifft wurden; wir fanden auf demselben etwa 40 Deutsche, schöne robuste Leute, die aus dem Dienst verabschiedet worden, weil drei ihrer Landsleute zum Feinde übergegangen waren; auch mehrere Offiziere vom Regimente waren daselbst, denen sich auf diesem Schiff, einige ohne Uebersachen, die man ihnen ebenfalls genommen hatte, so daß sie in kurzen leinwandenen Jacken und Pantalons, den der Art, wie sie von Lichtziehern beim Redriten getragen werden, zitternd der Frost die Heimfahrt machten. An Betten und Kuchen hatte es auch nicht, so wenig wie an den übrigen Individuen wurden sämmtlich mit dieser Gelegenheit nach Hause befördert. Abgetheilte Räume waren zwar da, wie auf einem Transportschiff, aber von Betten, Matratzen oder irgend einer Art Bedeckung keine Spur. Für Invaliden, worunter einige gefährlich krank waren und einer unterwegs starb, war die dies wahrlich eine schlechte Behandlung; und als nach zehn Tage unterwegs gewesen war, 36 Stunden zu Blackwall gelegen hatten, kam ein Agent an, brachte uns für die Zeit, die wir an Bord zugebracht, zog jedoch den Betrag der uns ertheilten Rationen davon ab und schickte uns ohne einen Heller Gratification ans Land.

Mögen diejenigen, welche diese einfache, aber genaue Darstellung der Thatsachen lesen, sich einen Begriff davon machen, wie man den Verbleibenden, die in der Britischen Hülfs-Legion in Spanien Dienste genommen, Treu und Glauben gehalten hat, und wenn auch nur ein Einziger dadurch abgehalten würde, sich zur Absolualme an einer Expedition verleiten zu lassen, aus welcher wahrscheinlich wenig Ehre und gar kein Nutzen erwachsen wird, so würde ein Hauptzweck dieser Mittheilung erfüllt seyn. (U. S. J.)

Rußland.

Die Wohnungsveränderung.

(Betrachtungen eines Russischen Journalisten.)

Lieber sterben, als seine Wohnung verändern. Sieht man, je wie man von Anderen gezogen und gestahren; ruhig liegt der Leib im Grabe, in welches man still und vorsichtig gebracht wird. Verändert man aber die Wohnung, so muß man beim Uebertragen und Ueberfahren selbst aufpassen, wenn man nicht ohne Möbel und Bücher, ohne Kleider und Stiefel bleiben will. Einmal gestorben, ist man sicher, nicht noch einmal zu sterben; zieht man aber um, so weiß man nicht, ob nicht schon in einem Monat dasselbe Geschäft sich wiederholt. O, sterbin ist viel leichter!

Zimmer zu verlassen, die schweigende Vertraute unserer geheimsten Gespräche, stumme Zeugen unserer herrlichen Genüsse waren; Zimmer zu verlassen, in denen jeder Winkel eine eigene Geschichte für uns enthält, jeder Fleck ein kostbares Andenken ist; das Fenster zu verlassen, wo so oft die Hand eines wahren Freundes den entsprechendsten Vorhang niederließ; auf immer von der Schwelle zu scheiden, die so manchen interessante Besuch überschritt . . . Abschied zu nehmen von diesen Zimmern, mit ihren theuren Gegenständen, die uns so lebhaft an genussene Freuden erinnern . . . . O, sterben ist viel leichter!

In der neuen Wohnung ist nichts Bekanntes, nichts Interessantes; es ist ein Grab: öde, kalt und drückend! Die Wände sind rein, die Thüren nicht berührt, das Auge findet nirgend einen Ruhepunkt! Das, was ich so lange fürchtete, was ich so vermeidete, ist mir geschehen: ich mußte umziehen . . . . Besser, ich wäre gar nicht geboren!

Wie ruhig lebte ich da, mit verblichenen Wänden, befleckter Diele, zerdrochenen Stühlen und durchgebrannten Tisch. Profane, die mich besuchten, wunderten sich über die Unordnung in meinen Zimmern. Sie ahneten nicht, die guten Leute, daß diese Unordnung einen Zauber der Erinnerung in sich trug. Dieser Fleck z. B. auf der Diele . . . Lassen Sie ihn doch überstreichen, er sieht häßlich aus! — Häßlich ist er, aber wie sehr theuer. Wissen Sie, woher er stammt? Es ist die Spur eines Tragikers, der erst gestern bei mir war, um mir zu beweisen, daß sein Trauerspiel ganz vortrefflich sey; um mich zu belehren, wie ich es in mir anfnehmen, wie ich über dasselbe schreiben, wie ich es loben solle . . . . Diesen Fleck lasse ich nimmer überstreichen; ihn sieht verschimmeln, so sehr ich den Fleck an und suche laut auf, wenn ich an den kleinen Tragiker mit der langen Nase und den langen Lobeserhebungen ihre fein Trauerspiel denke . . . .

Da ist ja der Stuck abgefollen. Profane schreien im Chorus: „Lassen Sie die Stelle doch ausbessern, sie sieht häßlich aus!" „Und der Lehnstuhl ohne Arme? — Wie ist es möglich, in seinem Kabinet ein solches Möbel zu haben?" — Häßlich ist dieses nicht, das ist wahr, aber mir sehr theuer.

Den Fleck überstreichen, den Lehnstuhl und den Stuck reparieren, würde viele frohe Erinnerungen opfern heißen. Profane begreifen es nicht; sind nehmen sie zum Andenken geschnittte Taschenbücher, Ringe, Blumen etc. und weiß Gott, was Alles, und wen wir heranlegen sie, ich solle meine Wände und Diele überstreichen lassen. Begreift denn doch nur, daß mein Fleck auf der Diele mir daffelbe ist, was Such Eure Taschenbücher en souvenir sind, mein zerdrochener Lehnstuhl, was Eure Ringe, mein abgeschlagener Stuck, was Eure Blumen, Bänder u. s. w. Der einzige Unterschied besteht in Folgendem; unter Euern mir lieber, weil ihr nur Sinn für mich hat, wogegen Euer Ringe, Taschenbücher, Vergißmeinnichte — ein A B C sind, das schon längst alle Menschen kennen.

Mein Herz möchte brechen, wenn ich daran denke, daß Maler und Stuccateur gleichgültig die Wahrzeichen theurer Erinnerungen an ein sechsjähriges Leben vernichten werden. Wie betrübt ich die armen Wände, die an Literatur, an Geschichte, an derzliche freundschaftliche Gespräche gewohnt waren und niemals gewöhnliches Geschwätz über Wetter und Dienst-Angelegenheiten hörten, niemals Betrug, List und Täuschung sahen, eben so wenig als falsche Umarmungen, verrätherische Handschlicke, Judas-Küsse . . . . Wer wird klustig in ihrer Mitte wohnen? Wer werden sie sehen? — Sie werden neu angemalt, und keine Spur früherer Eindrücke bleibt ihnen übrig.

Wer mit peinlicher Ordnung lebt, der lebt gar nicht (nämlich in seinem Kabinet; alle übrige Zimmer sind zur Ausstellung). Wer gierte schöne Wände hat, reine Dielen und spiegelblanke Stühle und lehnstühle, der lebt gar nicht, sondern ist nur zum Vergnügen da. Wer Ordnung liebt, der kann nicht . . . . Ein solcher Mensch lebt nicht, fühlt nicht und thut nichts; er ißt nur im Kabinet. Niegend findet man Spuren seines Lebens, seiner Empfindungen; einem solchen Menschen wird es leichter, seine Wohnung zu verändern, als zu sterben. Ein solcher Mensch mag ich nicht sein!

Profane lachen mich oft aus, daß ich so wenig Möbel habe, ohne an das Umziehen zu denken. Ich weniger Sünden, desto leichterer Tod, je weniger Möbel, desto leichteres Umziehen. Was braucht man im Kabinet? Einen Tisch zum Schreiben, einen Lehnsessel für den Besitzer, einen Stuhl für den Freund: einen Dritten braucht man nicht; er hört immer wie das fünfte Rad am Wagen. Je weniger überzutragen ist, desto weniger wird zerbrochen — ungerechnet alle Unannehmlichkeiten. Sie sich dies, meine Herren, die Sie oft Ihre Wohnung verändern.

Das Abtertragen der Möbeln und sonstigen Habseligkeiten ist höchst langweilig und verdrießlich. Nachdem mein Tisch und mein Lehnsessel fort war, stand ich noch allein auf dem Schlachtfelde; ich konnte mich von meinen theuren Freunden, meinen ansprechenden Wänden nicht losreißen; ich wollte mich setzen; es war aber nichts im Zimmer, als eine Theemaschine, welche die Träger vergessen hatten. Mich endlich halbwege auf dem Fensterbrett einrichtend, schrieb ich diese Zeilen, um meinen Freunden mein Umziehen und meine neue Wohnung anzuzeigen.

Wer glücklich und ohne die Schrecken des Umziehens leben will, der muß sein eigenes Haus haben. Man kann fast nicht glücklich seyn. Das abschriftliche Umziehen droht immer schon im voraus mit Vernichtung der Spuren selbstheren Lebens, früherer Erinnerungen! Man muß sein eigenes Haus haben! Das ist die unerläßliche Bedingung eines stillen Lebensglückes. Ohne Haus hat man nicht in der Welt! Am wohlsemsten und dauerend glücklich zu seyn, muß man durchaus ein Haus besitzen, um nicht umziehen zu dürfen. (C. II.)

Mannigfaltiges.

— Leopold Schefer's Laien-Brevier. Die neueste Nummer des Athenäums (Nr. 437) enthält eine Beurtheilung von Schefer's Laien-Brevier (Berlin, Veit u. Comp.), die den Tiefsinn des gedankenvollen Werkes zwar etwas philisterhaft schulmeistert, doch aber durch wohlgelungene Uebersetzungen einzelner Stücke das Englische Publikum auf ein Buch aufmerksam macht, das sich in Deutschland einen ungetheilten Beifalls fortwährend zu erfreuen hat. Uebrigens schließt der Kritiker mit der Versicherung, daß eine nähere Prüfung des Inhalts eine Fülle von Material zur Anregung von Gedanken und Reflexionen hervorrufen würde, die mehr als ein vorübergehendes Interesse in Anspruch nehmen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Mittwoch den 30. März 1836.

Italien.

Zur Statistik der öffentlichen Bibliotheken.

(Nach Adriano Baldi.)

Was Geographen und Reisebeschreiber von den großen öffentlichen Bibliotheken Europas meldren, ist in der Regel sehr unzuverlässig. Auf die Autorität irgend eines unwissenden Cicerone, eines obrigkeitlichen Reise-Handbuches oder eines alten Gelehrten, dessen Notizen noch aus dem vorigen Jahrhundert sind, behauptet man oft, diese oder jene Bibliothek habe so oder so viele Bücher und Manuskripte. Dergleichen Zahlen werden stehende Ziffern, welche die geographischen Wörterbücher ohne nähere Prüfung wiederholen.

Herr Baldi hat sich das Verdienst erworben, die größten und ältesten Bibliotheken der Welt in einer besonderen Schrift mit einander zu vergleichen. Sein vornehmster Zweck dabei war eigentlich eine Uebersicht der verschiedenen Bibliotheken der Stadt Wien; allein er stellt sie mit anderen Instituten desselben Ranges zusammen, insbesondere mit der Königlichen Bibliothek in Paris, über welche er neue und authentische Data publizirt.

Die erste Gründung der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien fällt in das Jahr der Erfindung der Buchdruckerkunst (1440). Damals ließ Kaiser Friedrich III. seine Bücher und Manuskripte systematisch ordnen. Die Gelehrten, welche dieses Geschäft übernahmen, waren Aeneas Sylvius Piccolomini (nachmals Pius II.) und Georg Purbach, der Mathematiker. Astronom und Literator.

„Wer diese Gelehrte sagt Herr Baldi, „betrachten die Vaticanische Bibliothek als die älteste in Europa, indem sie ihren Ursprung auf Papst Hilarius zurückführten, der im Lateranischen Palaste (465) einige Manuskripte sammelte. Wir folgen aber der Ansicht des gelehrten Ebert, welcher ihre Gründung vom Jahre 1417 datirt, als der Epoche, in welcher sie von Avignon nach Rom transportirt wurde. Ihre Organisation muß man noch später, unter Papst Nikolaus V. verlegen, der diese Bibliothek nach dem Vatikan schaffen ließ."

„Den Ursprung der Marciana verlegen wir mit Professor Blum in's Jahr 1468, und nicht, wie gewöhnlich geschieht, in die Epoche, als Petrarca der Republik Venedig seine Bibliothek zum Geschenk machte (1362)."

„Mehrere Könige von Frankreich", sagt Le Prince in seiner Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Paris, „haben vor dem 14. Jahrhundert Bibliotheken besessen; allein es scheint, daß sie nur bei Lebzeiten dieser Fürsten bestanden, die zu Gunsten solcher Leute, denen sie wohlwollten, darüber verfügten. Nur diejenigen Bücher, die in der Hofkapelle gebraucht wurden, gingen an ihre Nachfolger über. Die Bibliothek des Louvre, deren Katalog der Bibliothekar Mallet im Jahre 1373 anfertigte, zählte damals 910 Bände, eine sehr bedeutende Anzahl für jene Zeiten der Unwissenheit. Während der Unglücksfälle, die Frankreich zu Anfang der Regierung Karls VII. betrafen, wurde diese Bibliothek gänzlich zerstreut. Ludwig XI. nachmals erfreute sich nicht gleiches Schicksal. Die Gründung der Bibliothèque Royale de Paris datirt man einstimmig vom Jahre 1527. Franz I. begann sie in Fontainebleau, und fügte später diejenigen Bücher hinzu, welche die Bibliotheken von Blois und des Connetable's von Bourbon bildeten. Die Epoche ihrer wahren Gründung fällt aber erst in das Jahr 1595, als Heinrich IV. sie nach Paris bringen ließ.

Herr Baldi giebt eine Uebersicht des Reichthums der vornehmsten Bibliotheken Europas vor dem Jahre 1789. Folgende Bemerkungen dienen als Einleitung:

„Es muß sich von selbst verstehen, daß die Zahl der Bände, welche die nachstehenden Bibliotheken im Jahre 1789 enthielten, nur annäherungsweise geschätzt werden konnte. Diese Schätzung ist das Ergebniß von Nachforschungen, bei denen wir die Zahl der aus früheren und späteren Jahren bekannten Bände zum Grunde legten. Auch haben wir hinter manchen Zahlen ein Fragezeichen gesetzt, um unseren Zweifel anzudeuten. Doch müssen wir die Zahl der Bände, welche wir den Bibliotheken Warschau's, Münchens und Kopenhagens anweisen, zu rechtfertigen suchen."

„Die Bibliothek Kalusti in Warschau, mit welcher Katharina II. ihre Residenz schmückte, war nach der gemeinen Schätzung 300,000 Bände stark, wogegen Bentkowski in seiner Geschichte der Polnischen Literatur (1814) nicht mehr als 200,000 Bände annimmt, worunter 20,000 in Polnischer Sprache. Da unter diesen Büchern eine große Menge Dissertationen, Broschüren u. dgl. sich befinden, und da überhaupt auch die Zahl 200,000 auf bloßer Schätzung beruht, so glauben wir uns nicht sehr weit von der Wahrheit zu entfernen, wenn wir für 1789 ungefähr 150,000 Bände annehmen."

„Ittermann weiß, daß die Bibliothek zu München erst gegen Ende des 18ten Jahrhunderts bedeutend geworden ist, besonders seitdem die (1789 aufgehobenen) reichen Bibliotheken der Klöster, Aktesten und geistlichen Besitzungen, von denen mehrere zu den ältesten in Deutschland gehörten, damit vereinigt worden sind. Alle diese großen Sammlungen haben die Münchener Bibliothek in Ansehung der Zahl ihrer Bände zur zweiten Bibliothek der Welt gemacht." . . .

Vergleichende Tabelle der vornehmsten Bibliotheken Europa's, in verschiedenen Epochen.

Jahr.	Zahl der Bücher und Handschriften.
	Kaiserliche Bibliothek zu Wien.
1663	90,000 Bände und mehr als 10,000 Manuskripte.
1789	196,000 Bde. und beinahe 14,000 Mskpte.
	Königliche Bibliothek zu Paris.
1660	1,435 gedruckte Bände.
1661	16,746 Bde. und Mskpte. Diese große Vermehrung verdankte sie dem Beerdächtniß Dupuis'.
1669	30,000 Bde.
1683	40,000 Bde. und 10,342 Mskpte.
1715	70,000 Bde.
1789	149,000 (?) Bde.
	Bibliothek von St. Germain des Prés zu Paris.
1789	100,000 Bde. und 20,000 Mskpte.
	Bayerische Bibliothek zu Paris.
1644	12,000 Bde.
1789	45,000 Bde.
	Vatikanische Bibliothek zu Rom.
1455	5,000 Mskpte.
1685	25,000 (?) Bde. und 16,000 Mskpte.
1789	40,000 (?) Bde. und 32,000 Mskpte.
	Barberinische Bibliothek ebendaselbst.
1664	40,000 Bde. und 6,000 Mskpte.
1789	50,000 Bde. und 6,000 Mskpte.
	Bibliothek des Matthias Corvinus zu Ofen.
1490	53,000 Bde.
	Königliche Bibliothek zu Dresden.
1574	1,721 Bde.
1580	2,354 Bde.
1595	16,000 (?) Bde.
1771	174,000 Bde.
1789	190,000 Bde.
	Königliche Bibliothek zu Berlin.
1687	20,600 Bde. und 1618 Mskpte.
1715	30,000 Bde.
1735	62,990 Bde.
1740 . . . mehr als	72,000 Bde. und 2,000 Mskpte.
1789	160,000 (?) Bde.
	Ambrosianische Bibliothek zu Mailand.
1644	30,000 Bde. und 9,000 Mskpte.
1685	38,000 Bde. und 9,500 Mskpte.
1729	45,000 Bde.
1789	55,000 (?) Bde. und 12,000 (?) Mskpte.
	Bodleyische Bibliothek (Bodleyana) zu Oxford.
1789	125,000 (?) Bde.
	Königliche Bibliothek zu Kopenhagen.
1786	100,000 Bände (nach Effart).
1789	140,000 (?) Bde.
	Kaiserliche Bibliothek zu St. Petersburg.
1789	130,000 (?) Bde.
	Königliche Bibliothek zu München.
1789	110,000 (?) Bde.

Digitized by Google

Universitäts-Bibliothek zu Bologna.

1789 . . . . . 110,000 (?) Bde.

Zaluskische Bibliothek zu Warschau.

1789 . . . . . 130,000 (?) Bde.

Bibliothek der Universität Göttingen.

1789 . . . . . 160,000 (?) Bde.

Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel.

1789 . . . . . 100,000 (?) Bde.

Eine bloße Ueberschrift dieser Tabelle zeigt uns, welchen ausgezeichneten Rang die Wiener Bibliothek in einer langen Periode behauptet hat. Dieser materielle Reichthum sowohl als der Umstand, daß ihre Bibliothekare faſt immer berühmte Gelehrte waren, hat ſie in großen Ruf gebracht. Seit dem Jahre 1789 aber trugen die Aufhebung der Klöſter und Abteien, ſo wie auch die politiſchen Umwälzungen in verſchiedenen Staaten zu dem außerordentlichen Anwachſen mehrerer Bibliotheken Vieles bei, und die Kaiſerliche Bibliothek kann daher nicht mehr an der Spitze der übrigen. Nach Herrn Balbi enthält ſie jetzt gegen 300,000 Bände, nämlich:

270,000 ſeit 1500 gedruckte Werke,
12,000 Incunabeln (vor 1500),
16,016 Manuſcripte u. ſ. w.

Die beſten Schriftſteller ſind oft im Widerſpruche mit einander über die Zahl der Bücher, die eine dreiſſonne Bibliothek enthalte. So zählt Petit Radel in der Pariſer Bibliothek 250,000 Bände, 30,000 Manuſcripte und 350,000 Diſſertationen, Broſchüren u. ſ. w., während Büſching und André von 800,000 Bänden und 50,000 Manuſcripten reden.

Eine der vornehmſten Quellen dieſer erſtaunlichen Verſchiedenheit der Meinungen iſt ohne Zweifel die verſchiedene Berechnungsart. Der Eine zählt nur die gedruckten Bücher; der Andere rechnet die Manuſcripte mit ein; ein Dritter betrachtet einzelne Abhandlungen, Broſchüren und Pamphlet's als eben ſo viele Bücher und vergrößert demnach die Zahl der Bände ganz außerordentlich u. ſ. w.

Vor den Zeiten der Revolution berechnete ſich Jedermann die Königl. Bibliothek in Paris auf 300,000, ja ſelbſt auf 500,000 Bände. Ein verſtändiger Bibliographe, Barbier, zählte im Jahre 1805 nur 200,000; aber der gelehrte Bibliothekar Van-Praedt hatte im Jahre 1791, nach ſorgfältiger Zählung nur 152,868 Bände gefunden.

Vergleichende Tabelle der größten Bibliotheken der Erde, ſowohl alter als neuer.

	Bände.	Manuſcripte.
Paris: Königliche Bibliothek	626,000	80,000
München: Central-Bibliothek	540,000	16,000
St. Petersburg: Kaiſerliche Bibliothek	432,000	15,000 ?
Kopenhagen: Königl. Bibl.	410,000	16,000 ?
Wien: Kaiſerl. Bibl.	284,000	16,000
Berlin: Königl. Bibliothek	280,000	5,000
Peking: Kaiſerl. Bibl.	280,000	—
Dresden: Königl. Bibl.	260,000	2,700
Göttingen: Univerſitäts-Bibliothek	250,000	5,000
London: Britiſches Muſeum	220,000	22,000 *)
Oxford: Bodleianiſche Bibliothek	200,000	23,000
Wolfenbüttel: Herzogliche Bibliothek	200,000 ?	4,500
Madrid: Königl. Bibl.	200,000	2,500
Paris: Bibl. des Arſenals	186,000	3,000
Stuttgart: Königl. Bibl.	174,000	1,800
Mailand: Oltera'ſche Bibliothek	169,000	1,000
Neapel: Bibl. des Museo Borbonico	165,000	3,000
Florenz: Bibl. Magliabechi	150,000	12,000
Breslau: Univerſitäts-Bibliothek	150,000	2,300
München: Univerſitäts-Bibliothek	150,000	2,000 ?
Edinburg: Advokaten-Bibliothek	150,000	6,000
Yedo (in Japan): Bibl. des Sjogun	150,000 ?	—
Miako (ebendaſ.): Bibl. des Mikado	150,000 ?	—
Alexandrien: Bibl. des Ptolemäus	110,000 ??	—
Tripolis in Syrien: Bibl. des Kadi's	110,000 ?	—
Kabira: Bibl. des Chalifen	110,000 ?	—
Alexandrien: die von den Arabern vertilgte Bibliothek	100,000 ??	—
Rom: Ulpian'ſche Bibl. von Trajan gegründet	100,000 ??	—
Cordova: Bibl. des Chalifen, gegründet von Al-Hakim	100,000 ??	—

Da die Pariſer Bibliothek jetzt die bedeutendſte in Europa und zugleich diejenige iſt, die von Jahr zu Jahr immer mehr anwächſt, ſo wird es nicht am unrechten Orte ſeyn, einige Thatſachen anzuführen, die Herr Balbi über dieſes Inſtitut geſammelt hat.

Die Bibliothek beſaß im Jahre 1822:

450,000 Bände.
450,000 Broſchüren, Pamphlet's u. ſ. w., theils eingebunden, theils in Portefeuille's oder Carton's.
80,000 Manuſcripte, denen auch die gedruckten Ehineſiſchen Bücher u. ſ. w. beigezählt ſind.
1,200,000 Karten, Diplome u. ſ. w.
6,000 Bände und Portefeuille's mit 1,200,000 Kupfern.

Jedes Manuſcript bildet einen Band für ſich. Von den Broſchüren, Pamphlet's u. ſ. w. kann man alle Mal zehn auf einen Band rechnen: eine ſehr mäßige Berechnung; denn ein gewöhnlicher Oktav-Band enthält nur 16 – 18 Bogen. Von den Karten, Diplomen u. ſ. w. bilden 50 einen Band. Demnach wären:

450,000 Broſchüren	=	45,000 Bänden.
1,200,000 Karten u.	=	24,000 „
80,000 Manuſcripte	=	80,000 „
6,000 Kupferwerke	=	6,000 „
		155,000 Bände.
Dazu		450,000 „

Totale-Summe für 1823 . . . 605,000 Bände.

Nach Wen-Praet und de Manne wuchs die Königl. Bibliothek alljährlich (im Durchſchnitt) um 4,000 Bände und 2,000 Broſchüren u. ſ. w., die alletn in Frankreich gedruckt wurden, und um 3,000 Bände aus öffentlichen Bücher-Auctionen oder dem Auslande.

Seit 1822 hat die Thätigkeit der Preſſe um ein Bedeutendes zugenommen.

Tabelle der in Frankreich gedruckten Bücher u. ſ. w.

Bücher.

Jahre.	Eingetragen in dem Journal des Buchhandels.	Eingetragen in den Katalog der Bibliothek.
Erſte Periode.		
1822	6,693	7,016
1823	7,213	6,900
1824	8,337	7,994
1825	8,971	8,723
1826	9,734	10,635
1827	9,800	16,745
	50,968	58,032
Zweite Periode.		
1828	9,022	—*)
1829	9,027	—
1830	8,456	—
1831	7,390	—
1832	7,577	—
1833	8,060	—

Summe der beiden Perioden: 100,500.

Stellen wir nun folgende Gleichung auf: wie 50,968 zu 58,032 ſich verhält, ſo 100,500 zur unbekannten Total-Summe der von 1822 bis 1833 in den Katalog eingetragenen Bücher; wir erhalten dann die Zahl 114,800 als Reſultat der in Frankreich gedruckten Bücher, welche auf die Bibliothek gekommen ſind.

Nehmen wir nun an, daß die Zahl der Broſchüren u. ſ. w. der Zahl der Bände gleich ſey; daß letztere die Hälfte des jährlichen Ertrages der Preſſe bilden; und ſetzen wir voraus, daß die Total-Summe der an die Bibliothek gekommenen Bücher und Werken von 1822 bis 1833 (incl.) gegen 115,000 betragen hat, ſo haben wir die Hälfte dieſer Summe oder 57,500 zu Büchern und die andere Hälfte zu Broſchüren. Machen wir nun 10 Broſchüren zu einem Bande, ſo kommen zu der erſterwähnten Bände-Zahl noch 5750. Wir haben berührt geſehen, daß die Königliche Bibliothek im Anfang des Jahres 1822 an 605,000 Bände zählte. Um nun ihren jetzigen Beſtand zu ermeſſen, ſagen wir:

Beſtand im Jahre 1822	605,000 Bände.
Neue Acquiſitionen aus Verehrungen und dem Auslande	36,000 „
Neue Acquiſitionen Franzöſiſcher Werke (57,500 + 5750)	63,250 „
Total-Summe	704,250 Bände.

Wie erhöhen dieſe Zahl auf 706,000, weil die 6,000 Bände, in welche wir die Kupferwerke (nach dem Beſtande von 1822) zertheilten, jetzt wohl um 2000 ſich vermehrt haben müſſen.

Einer öffentlichen Bibliothek muß Alles, was im Druck erſcheint, willkommene Bereicherung ſeyn; denn ſie iſt, ihrer Beſtimmung nach, ein großes Bücher-Depoſitorium und keine auserleſene Sammlung, wie die Bibliotheken der Privat-Gelehrten. Man muß in derſelben, neben den guten Büchern, die unbedeutendſten Machwerke finden können, damit der Forſcher immer Gelegenheit habe, zu unterſuchen, in wiefern dieſes oder jenes Werk von geringem Werthe iſt. Wird auch irgend ein Buch alle hundert Jahre nur Ein Mal geleſen, ſo behaupten wir doch, daß es möglich bleibe, denn es kann alle Mal einen Irrthum berichtigen. Iſt es mit den ärgſten Abſurditäten angefüllt, ſo ſagen wir, daß es in der Geſchichte der Thorheiten des menſchlichen Geiſtes eine Stelle verdient. So beſitzt die Bibliothek in München eine Sammlung theologiſcher Diſſertationen, worin man die ächerlichſten Fragen, z. B. „Ob Adam einen Nabel gehabt habe“, **) mit feierlichem Ernſte erörtert! Die gelehrten Bibliothekare ſchämen dieſe Collection höher als viele Andere, und ſie haben vollkommen Recht.

(Bibl. Universelle.)

Frankreich.

Lamartine's Jocelin. ***)

Der Gang, den die Muſe Alphonſe von Lamartine's genommen, war ſtets ein aufſteigender; ſein Genius iſt im fortwährenden Wachs-

*) Von dieſer Zahl ſind ausgeſchloſſen die 19,093 Karten, Diplome und Urkunden.

*) Von 1828 an war der Herr durch anderweitige Geſchäfte verhindert, den Katalog der Bibliothek zu konſtituiren.

**) Wegen dieſer Art kommen wohl auch heutzutage noch, beſonders in mediziniſchen Diſſertationen vor.

***) 2 Bde. Paris, 1836.

Digitized by Google

thum geblieben. Als Jüngling dichtete er die „Meditationen“, jene rührenden Herzens-Ergüsse voll Schwermuth und Liebe; als reifer Mann ließ er alle Saiten seiner Seele in dem „Harmonium“, jenen erhabenen Oden, erklingen; jetzt, da er zu dem Alter gelangt ist, wo man, wie ein Dichter sagt, die andere Seite des Lebens hinabsteigt, nachdem er sich unter das Getümmel seiner Zeitgenossen gemischt und ihren Schmerzgeutschrei gehört, jetzt hat Lamartine eine Epopee der Menschheit schreiben wollen, alle Erscheinungen der Poesie in dies eine herrliche Werk zusammenbringen wollen.

Es läßt sich nichts Einfacheres und nichts Rührenderes denken, als der Inhalt des Gedichts „Jocelyn.“

Ein junger Mann, das Herz erfüllt von Liebesträumen, läßt seiner Brust einen Seufzer voll Lebenslust entströmen, aber dieser Gesang wird von einem unartigen Gletscher-Echo, das auf der Höhe wohnt, verhöhnt, und in dessen Vertrauen er gezogen wird. Er steht seine Schwester weinen; er hört sie ihrer Mutter eine Liebe bekennen, die eine hoffnungslose für sie ist, wenn sie an ihre Armuth denkt; der Vater stress Geliebten, ein unbeugsamer Geizhals, verlangt Gold; es handelt sich um eine Mitgift, und der junge Mann beginnt sein Leben mit einer Hingebung für das Menschengeschlecht, indem er sich seiner Familie opfert. Er faßt den Entschluß, sich Gott zu weihen. Seufzer und Klagen erschallen, tritt er in das Seminar ein, nachdem er der Hochzeit seiner Schwester beigewohnt, die durch seinen Antheil an dem ihr ererbten Vermögen bereichert worden soll.

Sechs Jahre verfließen, und wir finden unter dem Schatten des Klosterdaches in Gebet und Beschaulichkeit; aber der Sturm von 93 geht über Frankreich, wirft Mutter und Schwester auf die Wogen, wo sie fern vom Boden des Vaterlandes irren, entreißt den jungen Geistlichen der heiligen Stätte und versetzt ihn unter die Gemsse der Alpen auf den Gipfel der Alpen des Dauphiné. Da rollt die ganze Pracht der Beschreibung vor seinen Blicken, und wir gewinnt sie mit ihr. Dichter; aber es fehlt ihm ein Gefährte, der die Empfindungen seiner Seele theilte. Dieser Gefährte wird ihm vom Himmel gesendet. Zwei Geschlechte, von wüthenden Soldaten verfolgt, retten sich eines Tages bis zu dem Berg-Gipfel, den er bewohnt. Er erricht ihnen die Hand und bietet ihnen Herberge; der Eine, der Aelteste von Beiden, ist von einer Flintenkugel auf den Tod verwundet und stirbt bald in seinen Armen; der Andere ist ein blasses, zitterndes Kind, das der Sterbende dem jungen Einsiedler anempfiehlt. Das Kind zählt sechzehn Sommer, hat blondes Haar, eine Gestalt wie ein Engel und führt den süßen Namen Laurence. So ist denn die zweite Seele gefunden, nach der Jocelyn sich sehnte, die ihr Leben ohne Begleitung führte! Schnell verfließen nun die Stunden dahin. Wie süß und köstlich schmeckt die Arbeit! wie heilig ist diese Fremdschaft! wie verfolgen sich ihre Blicke! wie verstehen sich ihre Herzen! Aber plötzlich zuckt ein Blitzstrahl von diesem heiteren Himmel hernieder. Eine ungeahnte Entdeckung donnerschlägt Jocelyn, denn dies Kind, dieser Freund, Laurence, ist ein Mädchen.

Ein neues Leben beginnt jetzt für den Einsiedler. Das Gebirges, anfangs ein Leben wie zwischen Bruder und Schwester, bald aber unsicher sich die Liebe hinein, schroff eine keusche, ehrerbietige Liebe; und Jocelyn, der sich freut, daß er noch nicht die priesterliche Weihe empfangen, macht Pläne für sein künftiges Glück, in welche Laurence stets als andere Hälfte mit eingeschlossen ist. Und so sich diesen Träumen hingiebt, läßt ihn ein Bischof, der Führer seiner Jugend, der in ein Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt ist, insgeheim zu sich beschieden, und Jocelyn entfernt sich von Laurence, um dem Sterbenden Trost zu bringen. Der Bischof hat einen jener Geistlichen wiederzusehen gewünscht, die er bereinst hatte weihen helfen. Am Rande des Grabes flüchtet er gern noch einen jener gebeugten Kinder einfegnen und aus dessen Hand das Sakrament empfangen. Jocelyn kann sich nicht entschließen, der Mahnung des alten Geistlichen zu folgen. Er erzählt ihm von seiner reinen Liebe und von den Banden, die ihn an die Welt knüpften. Der Bischof fürnt, er schilt und bittet abwechselnd; da fällt Jocelyn Thränen weinend zu seinen Füßen hin und steht als gewöhnter Priester wieder auf.

Er muß nun von seiner Laurence sich trennen, und die Verzweiflung ist nahe daran, beiden Liebenden den Tod zu geben. Jocelyn zieht sich indeß in eine Pfarre an den Alpen zurück, und Laurence hinder, als der Sturm der Revolution sich gelegt hat, ihre Familie und ihre Habe wieder, sie vergißt ihre Leiden, Jugendlichkeit und verheirathet sich. Einige Jahre vergehen; da begleitet Jocelyn, nach seiner Mutter Tode, seine Schwester nach Paris; sein Herz hängt noch immer an Laurence, sie strenge Gelübde er auch gethan hat. Eines Tages tritt er in eine Kirche, wo er eine Menge zierlicher Frauen versammelt sieht; eine darunter, mit entblößten Schultern und die Stirn mit Blumen geschmückt, verreichet das Geschäft einer Almosen-Sammlerin: ein Schwarm von Andetern folgt ihr, flatterhafte, leichtfertige Worte werden auf ihren Schritten ausgestreut. Wie wird Jocelyn zu Muthe, als er in diesem Weibe den Engel seiner Träume wiedererkennt, trifft nur noch ein Gegenstand des Angreifens und der Verspottung für Jedermann.

Nachdem er eine Nacht unter dem Balkon der koketten Laurence umhergewandelt, flieht er von dannen und sucht seinen Seelenfrieden an den Orten wiederzufinden, die einst die Zeugen seines Glücks waren. Er tröstet sich in der gewissenhaften Erfüllung seiner Amtspflichten. Eines Morgens holt man ihn zu einer kranken Frau als Beichtiger, die, jung und schön, sich an einer schmerzlichen Erinnerung vergehrt. Er eilt an das Bett der Sterbenden. Sie ist es, die er so sehr geliebt, und die auch ihn noch liebt; sie steht von ihm Vergebung ihrer Schuld, die nicht so schlimm war, als die Welt es glaubte, und die Lippen auf seine Hand gedrückt, bauchi sie ihre Seele aus. Jocelyn bestattet selbst seine Wiedergeliebte und trauert über ihren Verlust bis an das Ende seiner Tage.

Dies ist der Verlauf der von Lamartine erfundenen und mit grossem Reichthum von Poesie ausgestatteten Handlung; sein Styl hat in diesem Gedicht eine Metamorphose bestanden, er ist schlicht und natürlich geworden. Schade, daß man dem Autor noch einige Nachlässigkeiten und Inkorrektheiten vorwerfen muß, die ein wenig mehr Feile fortgeschafft haben würde. Das suepe nylum vertas bee Horaz ist nicht so übelcicht, wie die meisten Schriftsteller es glauben, die jenen entgegengesetzten, von Molière hingeworfenen Ausspruch: „Die Zeit kümmert nichts in der Sache“ für Ernst nehmen.

Rußland.

Der Russische Schriftsteller.

Von Th. Bulgarin.

Kennen Sie wohl das originellste Wesen, nicht nur in Rußland, sondern in ganz Europa und vielleicht in der ganzen Welt? Erraten werden Sie es gewiß nicht. Es ist der Russische Schriftsteller, oder, wie man bei uns sagt, Verfasser, — in der allgemeinen Europäischen Sprache Autor genannt. Ich gebe meine Phrenologie, daß ich nicht scherze. Der Russische Schriftsteller existiet, spricht, sieht, hört und schreibt sogar, und doch kann man ihn nicht betasten, nicht sehen; Niemand hört ihn, oder, was saft einerlei ist, Niemand hört ihm zu, und kaum findet sich Jemand, der ihn liest. Das ist zum Erstaunen, und deswegen ist es wahr. Man höre! Mann kann z. B. in Frankreich nicht ein gerichtlichen Verhandlungen Advokat werden, so hört man im ersten Verhör Folgendes: — „Ihr Name, Geburtsort, Stand?“ Antwort: „Ich heiße N. N., und dem Departement oder ans der Stadt N. N. Mein Stand ist: Literat, homme de lettres.“ In jeder Deutschen Stadt, in jedem Städtchen und sogar in unserem Riga und in Dorpat giebt es Gelehrte und Literaten, die einen eigenen Stand bilden helfen. Freilich schreiben die Literaten Deutscher Städte nicht immer Mährchen und Romane, sondern auch richterliche Urtheile und Protokolle, weil sie den sogenannten gelehrten Theil des Magistrats bilden; sie machen aber doch immer einen Stand aus und nennen sich Literaten oder Schriftgelehrte.*) Doch das ist noch nicht Alles; in Frankreich sieht man auf Visiten-Karten: Monsieur N. N., homme de lettres (Herr N. N., Literat, d. h. gründlicher Sprachkenner). Nun stelle man, versteht sich in Gedanken, ganz Rußland in eine Reihe und frage jeden Bewohner nach seinem Stand. Man wird Obelleute finden, namentliche oder Ehrenbürger, Kaufleute und Ritter, gewöhnliche Bürger, Bauern, Einsiedler, Mönche, Einsiedler, Herumtreiber, Diebe, Räuber, aber Schriftsteller wird man nicht finden. Indessen giebt es unter dem Adel, unter Civil-Beamten, unter Militair-Personen, unter Kaufleuten, unter Bürgern, ja unter Bauern Leute, die schreiben, in Versen und in Prosa, die sogar drucken lassen, das heißt, die Alles thun, was Leute thun, die sonst Protokolle unterzeichnen und sich auf Visiten-Karten Literaten nennen. Wer sich nicht mit Schreiben beschäftigt, sich nicht in der Fronte; folglich, wenn man alle Stände Rußlands aufzurufen und keinen Schriftsteller gefunden hat, so haben wir keine. Und ist dem so, so sind sie, wie ich bereits weiter oben sagte, nicht zu betasten, nicht zu sehen, nicht zu hören und kaum zu lesen. Das, dritten Himmel, ist doch wohl originell!

Wo keine Schriftsteller sind, ist auch keine Literatur. Um Vergebung! Wo haben denn die Buchhändler ihre schönen Häuser her, ihre prächtigen Equipagen und dergleichen gute Dinge mehr? Ja, wir haben eine Literatur, und noch obendrein eine höchst originelle. Originell ist sie nicht ihrer Gedanken, ihrer Gefühle, ihrer Formen, ihrer Ausführung wegen, sondern deshalb, weil alle ihre in 30,000 Russischen Originalwerken zerstreuten Gedanken, Gefühle und Formen in einen Oktav-Band zusammenbracht werden können. Ein Lakonismus aller Lakonismen, eine Originalität aller Originalitäten! Daraus folgt jedoch nicht, daß es der Russischen Nation an Gedanken und Gefühlen mangele. O, im Gegentheil! Ich bin hundert Millionen Gegenstheil! Wir haben sie und fühlen, weil wir existiren (cogito, ergo sum, nach Descartes); aber wir können und fühlen fürs uns selbst, im Kreise unserer Familien, im engen freundschaftlichen Zirkel — und schreiben .... um Nichts, für Nichts, aus Langeweile, und weil Andern die Zeit lang wird. d. h. wir werfen Worte auf's Papier hin wie Bindfaden*) und überlassen es dem Leser, sie Worte auszulesen. Wer dieses Spiel kennt, versteht mich. Der Leser verliert dabei immer, gewiß aber verdient der Buchhändler dabei. Das Spiel ist recht amüsant.

Nun kommt aber noch etwas Erstaunenswürdigeres! Wir haben keine Schriftsteller, und unsere schreibenden Civil-Beamten, Edelleute, Kaufleute und Bauern sind sogar in millionenmal erstaunlicherer Zahl, besser, höher und trefflicher, als Deutsche, Französische und Englische Schriftsteller es professo. Der Franzose, der Deutsche, der Engländer muß, um Literat zu seyn, durchaus wenigstens seine Sprache gründlich studiren und kennen; dort bilden die Schriftsteller einen Stand, und dekanntlich kann ein Unkundiger in eine Kunst da nicht aufgenommen werden, wo ein Handwerks-Gerein, oder eine Corporation, wie z. B. in Liefland, besteht. Bei uns aber schreiben freie Praktikanten, zu keinem besonderen Stande gehörend; es giebt daher Niemanden etwas an, ob sie ihre Sache verstehen oder nicht. Bei uns fängt man zuerst an zu schreiben, und später vielleicht legen sich einige Schreibende auf's Studiren, und das auch nur in Stunden der Muße, die ihnen ihr Staatsdienst, d. h. ihre Arbeit für den Staat und für sich, d. h. beim Whistspiel und bei der Tafel, übrig lassen. Bei uns

*) Was Herr Bulgarin mit dieser seltsamen Eigenheit der Deutschen Schriftsteller eigentlich bezeichnen will, weiß ich auch dem Folgenden hervor. Sie schimmt sich nicht. Schriftsteller zu heißen, wenigstens sie sonst auch wohl einen hohen Rang in der Gesellschaft einnehmen oder ein angesehenes Amt bekleiden. Und dies ist in Rußland nicht der Fall.

**) S. Nr. 23 der „Magazin“.

Digitized by Google

ist es namentlich der Fall, daß diejenigen, die am meisten wissen, am wenigsten schreiben, und daß diejenigen am lautesten über Alles absprechen, die am wenigsten wissen. Nur hübsch deriß. Das ist ihre Devise.*)

Unsere Literatur erhaub unter Anna Joannowna und Elisabeth Petrowna. Damals war es in ganz Europa die Hauptbeschäftigung aller gepuderten Häupter, sich mit geistigen Dämpfen anzufüllen und sich zu betäuben. Auch unsere Literatur begnügte sich und dachte sich. Die Punsch-Bowle unserer Literatur stand auf der Tafel die zu den letzten Regierungsjahren der großen Katharina. Im 18ten Jahrhundert wußte bei uns das Talent durchaus trinken und Mädeira haben, und ein Philosoph wußte eine unreinliche Person seyn. Dies waren die Hauptbedingschiider des neu aufsteigenden Standes. Der Kaiser Alexander schod Rußland, in den 12 ersten Jahren seiner Regierung, um 200 Jahre vorwärts. An die frühere Literatur und ihre Debel erinnert uns nur noch ein Wers Jemaiioff's:

„Recht ordentlich begoß**) man sich die Nasen!"

Es traten neue Begriffe ins Leben, neue Bedürfnisse; ein neues Geschlecht erhob sich, völlig entfremdet dem frühren, nur ein Vorurtheil war nachgeblieben, und dieses Vorurtheil erhielt den Stand der Schriftsteller in seiner Schwäche. Mit den Begriffen von einem Schriftsteller verband sich der Gedanke an Punsch, an Tafelfreuden, an Klienten eines stolzen Mäcen's, an Weese auf den Tod eines geliebten Schoßhündchens und an den Namenstag Se. Hochwohlgeboren des Herrn N. N. Der Hof-Philosoph Teriiaff stand in der Literatur da, wie eine Vogelscheuche in Erdäpfelfeld, und Gumarokoff's Werke erschrecken wie Wolfsgeheul im Walde. Die Uebersetze der vorher Zeit geschlagenen Legion der Schreibenden des 18ten Jahrhunderts wanderten einher wie die ermüdeten Hunnen an der Donau, mit rothen Nasen, heiseren Stimmen und nicht zu löschendem Durst.

Da erschallten die lieblichen Töne der Musen Karamsin's, Dmitrieff's, Schukoffski's, Batjuschkoff's, Puschkin's; doch diese Töne bezaßen bei uns nicht die Kraft von Orpheus Leier und erschütterten nicht das verstiefte National-Vorurtheil gegen die Schreibenden. Die Literatur ward an Kinder Statt angenommen, ihre Erzeuger aber blieben Waisen.

Begegnet man einem Schriftsteller in einer Gesellschaft, so kann man übergzeugt seyn, daß neun Zehntheile der Anwesenden seine Werke nicht gelesen haben; die Hälfte nur hören davon, und der Rest das gescheidtere Drittheil aber weiß gar nichts davon, daß er schreibt. Dreist kann man Hundert gegen Eins wetten, daß er im Hause nicht wegen seiner Talente, sondern mit Klatschen auf seine gesellschaftlichen Verhältnisse empfangen werde. Er ist nüßlich oder angenehm, nicht als Schriftsteller, sondern als Mann von Welt, als Beamter, oder als Verwandter und Freund von Jemand, wo man ihn brauchen kann. Einen Autor seines Werkes wegen einzuladen, würde die Gesellschaft stören dreisen. Man würde gemirt seyn, wenn ein Jeder Anspruch auf Verstand macht und ein Autor diesen Anspruch gebruckt dokumentirt, ja sich noch dazu anmaßt, den Verstand Anderer beurtheilen zu wollen. Er ist ein gefährlicher Mensch in Gesellschaft! Man muß sich vor ihm in Acht nehmen! Man sehe nur, wie scharf der Autor jenen dicken aufgedunsenen Herrn ins Auge fakt. Da giebt es gewiß eine Satire! Ein ganz anderes Mal lächelt er bei dem lauten Urtheil über Literatur und Schriftsteller aus dem Munde jenes Beamten, der den Glauben hat, daß Verstand mit dem Rang und Terminille mit den Berufsgeschäften verbunden sind. Das giebt eine Kritik! Ei, ei, der Autor macht die Cour, will sich angenehm machen!! Das kann schlimme Folgen haben! Nehmen Sie sich in Acht, er kompromittirt Sie; er richtet zärtliche Verse an Sie oder Novellen, in denen er Sie und sich beschreibt, so, daß die ganze Welt erräthet, daß er in Sie verliebt ist, und daß Sie nicht gleichgültig gegen ihn sind. Der Autor trinkt nicht bei Fischer. Bedanterei und Satire auf die Sitten der Anwesenden! Der Autor trinkt — als Autoren sind Trinker — das bringt ihr Gewerbe mit sich. So war es vor alten Zeiten, nicht wahr? Eine herrliche Steigerung in der Welt!

Was gewährt die Welt aber sonst noch den Autor? Das unsterbliche Geschlecht ist so geschaffen, daß neun Zehntheile der ganzen Menschheit, Männer und Weiber, wie gut sie auch lesen mögen, doch dann und wann etwas zu klatschen lieben. Es geht damit so, wie mit der Leidenschaft des menschlichen Geschlechtes für narkotische Mittel (Wein, Tabak, Opium) und Gewürz. Ueber wen darf man öffentlich und furchtlos sprechen? Natürlich über den, der selbst in gedruckten Blättern kann allen Menschen spricht. Ueber die Werke selbst, was ist da zu sprechen? Dafür sind die Zeitschriften da mit ihren Kritiken. Sollte es nicht besser seyn, etwas über die Person des Autors zu plaudern? Das versteht sich, das ist viel interessanter. Und nun geht es los mit Schilderungen von des Autors Leben und Sehn, mit Zugabe alles dessen, was auf der Zunge liegt, es möge nun hinpassen oder nicht. So geht er mit seinen Freunden um, so mit seiner Frau, so mit seinen Verwandten; das hat er dann getban, das wieder ein ander Mal, u. s. w. Von einem Beamten wird sich keiner erdreisten, das öffentlich zu sagen, was man über Lord Byron sagte, und doch war in dem Gesagten fast Alles erlogen und erfunden.

Man weiß, daß Dieser oder Jener so und so viel Gehalt bezieht und jedermal mehr verzehrt; man wagt es aber nicht, ihn zu fragen, auf welche Weise er sein Geld verdient und wie viel er namentlich ausgiebt. Die Einnahme des Autors aber läßt sich leicht berechnen, und drei Viertheile der sogenannten großen Welt halten die Einnahme des Autors für keine wohlerwordene oder für den Verdienst eines Handwerkers. Auf Rechnung der Einkünfte eines Autors darf man sogar an Karten-Tischen oder in Kanzleien Witze reißen und sich lustig machen. Schaffte der Autor sich einen Wagen an, um bei schlechtem Wetter darin zu fahren, so ist es nach den gesellschaftlichen Regeln jedem Beamten erlaubt, sein allerbödstes Mißvergnügen darüber zu bezeugen. Gelang' es dem Autor, auf allerhand Wegen, nur nicht durch Schriftstellerei, sich Millionen zu erwerben, so sagt Niemand das leiseste Wörtchen dazu, weil allerhand Wege zu jedem Stande gehören; wir haben aber keinen Schriftstellerstand, folglich verdienen die Mittel und Wege des Autors, als solchen, keine Achtung. Alles heißt bei uns Geschäft, nur die Beschäftigung mit Literatur heißt Müßiggang. Autoren, und namentlich Dichter, hält man überall zu Geschäften für untauglich. Sie sind zerstreut im Dienst, kommen ewig zu spät, schreiben eine schlechte Hand, sind empfindlich über Rüchte und dabei noch höchst sentimental.

Was thun unterdessen die Autoren? Die armen Leute! Sie glauben mit ihren Arbeiten dem Vaterlande zu dienen, sie beschäftigen sich mit seinem Ruhm, mit seiner Wohlfahrt und sorgen dafür, die Vergangenheit der Zukunft zu überliefern. Andere Autoren thun nichts; sie schreiben, wie oben erwähnt, Briefe, geben von Zeiten zu Zeiten über, thun aber nichts Böses, sondern füllen im Gegentheil die Mußestunden müßiger Leute aus und erheitern die Geschäftsmänner. Der Einfluß der Autoren bei uns gleicht dem Einfluß der Luft bei stillem Wetter. Die Luft ist auch da zu sehen, nicht zu hören, nicht zu betasten — und wird doch. Nur Aerzte und Chymiker wissen wie und wo.

Bis ich diesen Artikel aus Dorpat absandte, mußte ich auf der Aberfee den Rang und Titulatur des Autors in Grammatik schreiben, nach deren Regeln dieser Artikel abgefaßt ist. Den Autor dieses Artikels nennt das Russische Buch in Liefland einen Mönch*), und in Petersburg heißt er ein verabschiedeter Beamter und Se. Hochwohlgeboren. Ich will es keineswegs bestreiten, daß Einer so gut ist wie das Andere, bleibe aber dennoch immer dabei, daß wir russische Schriftsteller höchst kurios und höchst originell sind; wir schlagen uns ewig umher, um uns als Schriftsteller bemühmt zu machen, und vermögen es nicht über uns, dem Kammerdiener eines großen Herrn zu sagen, daß er uns unter der Benennung unseres Gewerbes anmelden solle! Thorin hat ein jeder Branntweinbrenner und Tabaks-Fabrikant einen Vorzug vor uns. Unser Literatur ohne einen Schriftstellerstand ist kein Haus, in welchem die Hausherr wohnt, sondern ein Gasthaus, in welchem Jeder schreit und bestehlt. Daher schreien bei uns die Umwissenden und Ehrlaktaens, daß man sich die Ohren zuhalten möchte. Es ist schwer, im Gasthause einen Menschen nach seinen Versprechungen und nach seinen Worten zu beurtheilen: das wahre Urtheil findet sich erst nach der Abrechnung. Im Paß ist nicht gesagt, wer Geld in der Tasche hat, und wer keines.

Und weissen Schuld ist es, daß wir keinen Schriftstellerstand haben? Etwa die Schuld des Publikums? Gott bewahre! Der Schriftsteller! Wie sollen sie dazu Schuld seyn! Ein Weisen ist Schuld daran, das man weder einfangen, noch richten, noch zwingen kann — die öffentliche Meinung! Sie geht jetzt in die Schule. Wir wollen warten, bis sie ausgelernt hat.

Bibliographie.

Unter dem Titel „Zeitgenossen" erscheint in diesem Jahre alle drei Monate eine literarische Zeitschrift, herausgegeben von dem rühmlichst bekannten Literaten Alexander Puschkin.

Mannigfaltiges.

— Journal der Asiatischen Gesellschaft in London. Die so eben erschienene fünfte Nummer dieser Zeitschrift enthält einige besonders lesenswerthe Artikel. Wie jählen dazu: Carle's Bericht über eine Reise von Singapore nach der Insel Borneo, nebst einer Beschreibung der Goldminen von Madadof; die Fortsetzung von Cap. Low's Nachrichten über das Birmanische Reich; einige sehr interessante Bemerkungen über die Sprache der Berkern, das in Sedang, Bedieng &c Hemsß, und einen vom Secretair der Asiatischen Gesellschaft, Herrn Cap. Harkneß, verauskaltenen, mit vielen Anmerkungen begleiteten Auszug aus der großen Mackenzie'schen Handschriften-Sammlung über das Südliche Indien.

— Englische Skizzen von Deutschland. Bei den Herren Whittacker in London wird binnen Kurzem ein, ihrer Ausführung zu folge, überaus belehrendes und erschöpfendes Buch über Deutschland und seine Bewohner erscheinen. Es wird den Titel führen: „Skizzen von Deutschland und den Deutschen, nebst einer Reise durch einen Theil von Polen, Ungarn und der Schweiz**), von einem in Deutschland wohnenden Engländer. Es wird und in diesem Werke eine vollständige Entwickelung der verschiedenen socialen, politischen und literarischen Verhältnisse von Deutschland hervorsprochen.

*) Herr Bulgarin irrt, wenn er der Meinung ist, daß es in Rußland außer derjenigen freie Praktikanten gebe. Es fehlt auch weder bei uns noch in Frankreich daran.

**) Wörtlich: besandelte. Wahrscheinlich war damals der rothe Wein an der Tagesordnung und damals wie in späteren Zeiten nicht immer ohne Zusatz von rothem Sandelholz, das denn auch auf die rothen Nasen nicht ohne Einfluß geblieben seyn mag.

*) Besitzer eines ländlichen Grundstückes.

**) Sketches of Germany and the Germans, including a tour in parts of Poland, Hungary and Switzerland.

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monat abläuft, wollen dasselbe, damit die fernere Versendung des Blattes keine Verzögerung erleide, noch vor dem 1. April erneuern lassen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Sonnabend den 2. April 1836.

Frankreich.

Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske.

Vom Bibliophilen P. L. Jacob.*)

Im Jahre 1745 verlautete zum ersten Male im Publikum etwas von der geheimnißvollen und schrecklichen Geschichte der eisernen Maske; bis dahin hatten die Staats-Gefängnisse, in denen dieser Unbekannte lange Jahre hindurch eine so merkwürdige Haft erlitt, ihr Geheimniß wohl bewahrt, und kaum hatte eine Sage, dunkel und schwankend wie die Wegebeschreibung selbst, den Transport des verlarvten Gefangenen nach Pignerol, nach Exilles, nach der Insel Sainte-Marguerite und nach der Bastille überliefert.

Die Gesellschaft der vereinten Buchhändler von Amsterdam gab im Jahre 1745 ein Buch in Duodez, unter dem Titel: „Geheime Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Persien“, ohne Namen des Verfassers heraus. Es war eine galante und politische Geschichte des Französischen Hofes, unter erdichteten Namen, seit dem Tode Ludwig's XIV. Dieses geschmackvoll und gewandt geschriebene Werkchen enthielt nur bereits bekannte und schon anderwärts mit weniger Dunkelheit erzählte Thatsachen; dessenungeachtet fand das Buch in Holland, noch mehr aber in Frankreich einen solchen Absatz, daß es noch in demselben Jahre wieder aufgelegt und im folgenden vermehrt und sogar mit einer Clavis ausgestattet wurde, die aber eben so unrichtig als unvollständig war und ohne Zweifel nicht von dem Verfasser des Werkes herrührte. Eine in der That sehr seltsame Anekdote, die man in diesen Denkwürdigkeiten findet, scheint die einzige Ursache des großen Aufsehens gewesen zu seyn, welches sie bei ihrem Erscheinen machten.

„Da unsere Absicht keine andere ist“, sagte der Autor, „als unbekannte, oder noch nicht erzählte, oder unmöglich zu verschweigende Dinge zu berichten, so wollen wir zu einer wenig bekannten Geschichte übergehen, die den Prinzen Dschafer (den Bruder des Sofi Sefi) und Ludwig's XIV., und eines Fräuleins von Cavallière) betrifft, welchen Ali Homadschn (der Regent, Herzog von Orleans) in der Festung Jspahan (der Bastille) besuchte, wo er seit mehreren Jahren gefangen saß.“ Folgendes ist nun die Erzählung des Persischen Verfassers: Schach Abas (Ludwig XIV.) hatte einen erstwährigen Sohn, Seydi Mirza (Ludwig, Dauphin von Frankreich), und einen natürlichen Sohn, Dschafer; diese beiden Prinzen, verschieden von Charakter wie von Geburt, lagen stets in Streit und Eifersucht unter einander. Eines Tages pergaß Dschafer sich so sehr, daß er dem Seydi Mirza eine Ohrfeige gab. Schach Abas, von dem Schimpf unterrichtet, der dem Erben seiner Krone dergestalt war, verfammelt seine Räthe und stellt ihnen das Verbrechen des Schuldigen vor, der nach den Landesgesetzen das Leben verwirkt hat; einer der Minister aber schlägt vor, Dschafer zur Armee zu senden, die damals an den Gränzen von Feldcan (Flandern) stand, wenige Tage nach seiner Ankunft daselbst seinen Tod auszusprengen, ihn bei Nacht unter dem größten Geheimniß nach der Citadelle der Insel Ormus (der Insel St. Marguerite) zu bringen, während der Leib Augen der ganzen Armee sein Leichenbegängniß gefeiert werden müsse, und ihn in ewiger Gefangenschaft zu halten. Dieser Vorschlag gefiel und ward ausgeführt, so daß der Prinz, dessen frühzeitigen Tod die Armee beweinte, auf Umwegen nach der Insel Ormus transportirt und von den Händen des Kommandanten dieser Insel übernommen war. Den einzigen Bedienten, der in diesen Staatsgeheimniß eingeweiht war, habe man unterwegs durch die Leute von der Estorte ermorden lassen, die sein Gesicht mit Dolchstichen entstellten, damit er nicht erkannt würde. „Der Kommandant der Citadelle von Ormus“, fährt der Autor fort, „behandelte seinen Gefangenen mit der tiefsten Ehrerbietung; er bediente ihn sogar und nahm an der Tafel des Gouverneurs Theil, wenn dieser ihn dazu einlud. Eines Tages, von denen seiner jetzigen Dschafer's Antlitz zu sehen bekam. Der Prinz ließ es sich eines Tages einfallen, seinen Namen mit einer Messerspitze auf den Rücken eines Tellers zu ritzen. Ein Sklave, in dessen Hände dieser Teller kam, glaubte sich belohnt zu machen, wenn er ihn dem Kommandanten überbrächte, und schmeichelte sich mit einer Belohnung; der Unglückliche täuschte sich aber gewaltig, denn man schaffte sich ihn auf der Stelle vom Halse, um ein so wichtiges Geheimniß mit diesem Menschen zu begraben. Dschafer lebte mehrere Jahre in der Citadelle von Ormus, und er verließ sie nur, um nach der von Jspahan gebracht zu werden, als Schach Abas, zum Lohn für die Treue des Kommandanten, diesem das erledigte Kommando der letzteren übertrug. Man hatte sowohl in Ormus als in Jspahan die Vorsicht, dem Prinzen eine Maske vorzubinden, wenn man sich genöthigt sah, ihn Krankheit halber oder aus irgend einem anderen Grunde den Blicken Anderer auszusetzen. Mehrere glaubwürdige Personen versichern, diesen maskirten Gefangenen mehr als einmal gesehen zu haben, und sie erzählen, daß er dem Gouverneur gedient habe, wegen ihm von diesem unbegränzte Achtung bezeigt worden sey.“

Nachdem der Verfasser über die Gründe, die auch nach Schach Abas und Seydi Mirza's Tode Dschafer's Befreiung nicht gestatteten, ziemlich einleuchtende Betrachtungen angestellt, fügt er hinzu: „Ali Homadschn starb kurze Zeit nach dem Besuch, den er bei Dschafer gemacht hatte.“ Letzterer wäre also um 1723, das Todesjahr des Herzogs von Orleans, noch am Leben gewesen.

Dieses war die Anekdote der meisten Gerüchte, die nachher über das Abenteuer des vermummten Gefangenen umliefen. Der Gegenstand gab bald Stoff zu historischen Streitschriften, und einige ausgezeichnete Kritiker nahmen sofort das wahrlich nicht sehr gewichtige Zeugniß der „Denkwürdigkeiten des Persischen Hofes“ auf Treu und Glauben an, weil die wirklichen Vorfälle unter Ludwig's XIV. Regierung in verschiedenen einzelnen Punkten dieser fonderbaren Anekdote damit übereinzustimmen schienen: der Graf von Vermandois war in der That kurze Zeit nach seinem Wiedererscheinen am Hofe, von wo ihn der König wegen einiger in Gemeinschaft mit mehreren Edelleuten verübten ärgerlichen Streiche verbannt hatte, zur Belagerung von Courtray abgegangen; also, sagt Fräulein von Montpensier, war der König mit seiner Ausführung nicht zufrieden und wollte ihn nicht sehen. Der junge Prinz, der dadurch seiner Mutter „großen Kummer“ machte, und dem „so tapfer gepredigt wurde, daß man glaubte, er hätte ein recht braver Mensch werden müssen“, blieb nur vier Tage am Hofe, um wieder Abschied zu nehmen, langte im Anfange des Monats November 1683 bei Courtray an, wurde am 12ten Abends krank, starb am 19ten an einem bösartigen Fieber (die Denkwürdigkeiten von Persien machen die Pest daraus, „weil man Alle, die ihn zu besuchen gewünscht hätten, habe abschrecken und entfernen wollen“). Fräulein von Montpensier sagt, der Graf von Vermandois sey „erkrankt, weil er zu viel Branntwein getrunken“, was hinreichend bewiesen würde, daß er seine schiefe Lebensweise nicht änderte, ungeachtet der Ermahnungsgespräche, in welcher er gelebt hatte, „indem er nur ausging, um die Akademie und die Frühmesse zu besuchen, weil er den Zorn des Königs gern besänftigen wollte.“

Die Wahrscheinlichkeit einer Fortschaffung des jungen Wüstlings auf geheimem Befehl Ludwig's XIV. wurde, wenn nicht mehr Leicht, so doch mit Ueberzeugung von dem Baron von Cruinyngen bestritten, der in einem Schreiben an seine Freunde, welches in das Junihest der Bibliothèque raisonnée vom Jahre 1745 aufgenommen wurde und die Geschichte von dem maskirten Gefangenen in die Reihe „der Volksgerüchte und der romanhaften, abgeschmackten Anekdoten, in denen nicht einmal auf die Wahrscheinlichkeit Rücksicht genommen ist“, stellte. Indeß hatte der Baron von Cruinyngen sich in seiner Beweisführung zur Widerlegung der Persischen Denkwürdigkeiten mehr auf leere Worte als auf gegründete Thatsachen gestützt.

Das Journal des Savans blieb dieser Erörterung, der es nochgang an sichtbaren Beweismitteln fehlte, auch nicht fremd: ein Herr von W.... berief sich in einem Briefe an Herrn von G.... (jpäterhin ordnete Kaiserin Katharina Briefe dieses berühmten Schriftstellers, um die Aufsicht des Barons von Cruinyngen zu widerlegen und den geschichtlichen Werth der Anekdote in den Persischen Denkwürdigkeiten zu bestätigen. In dem Briefe des Journal des Savans, welchen Voltaire selbst geschrieben haben könnte, wenn er besser stilisirt wäre, versichert Herr von W.... „Jemand (Voltaire ohne Zweifel) zu kennen, der ein Manuskript mit der Ueberschrift: „der verlarvte Gefangene“ gelesen haben wollte; mehrere Züge darin glichen sehr der Geschichte Dschafers; diese Handschrift habe schon vor Jahrhundert werden sollen, aber höhere Befehle und schreckliche Drohungen hätten es verhindert, weil darin die Geschichte des Prinzen von Vermandois sey.“ Der Brief Voltaire's an den Abbé D...., den Herr W.... in dem seinigen anführt, war nie

*) Es darf wohl als ein interessantes Zusammentreffen bezeichnet werden, daß, während in Frankreich der Bibliophile Jacob die erschöpfenden Forschungen über den Ursprung der eisernen Maske anstellte, gleichzeitig in Deutschland ein Bibliothekar, der denselben Namen trägt (Herr Prof. Jakob in Schnepfenried), sich mit demselben geheimnißvollen Gegenstande kritisch und exegetisch — so weit dies nämlich in Deutschland möglich war — beschäftigte und das Ergebniß seiner Studien auch bereits theilweise publizirte. Aus den Anschlüssen, die uns der Französische Bibliophile, dessen wahren Name bekanntlich Paul Jacob Lacroix ist, über jenes Geheimniß eines Jahrhunderts giebt, werden wir in mißeren auf einander folgenden Artikeln einen gedrängten Auszug liefern.

Digitized by Google

vorhanden gewesen, und die Anklagung, daß jenes Manuskript das Geheimniß des Mannes mit der Maske enthüllen solle, rief einen abscheulichen Roman des Ritters von Mouhy, unter dem Titel „die eiserne Maske oder die Abenteuer von Vater und Sohn", 1746 im Haag in sechs kleinen Duodez-Bänden gedruckt, und Tageslicht. Daher schreibt sich vermuthlich der Name „die eiserne Maske", den die Einbildungskraft des Ritters von Mouhy — eine Art von Fetzbeld in Voltaire's Lohn und ein nicht minder fruchtbarer Viellschreiber als sein Herr selbst — geschmiedet hatte.

Herr von W . . . . fand einen kurzbrüchigen Gegner, als der Baron von Cronungen in ihm, in dem gelehrten Bibliographen Prosper Marchand, der ein aus Paris vom 30. Dezember 1745 datirtes Schreiben an die Bibliothèque françoise einsandte, um den Verfasser der Clavis zu den Persischen Denkwürdigkeiten des Jerthums, zu der Entwickelung der Thatsachen zu führen; aber Herr Marchand ließ sich auf kein Urtheil über den eigentlichen Streitpunkt ein, sondern gestand, daß „nicht hinreichendes Licht darüber vorhanden sey, so nahe er sich auch an den Orten (Cournay oder Neaz) befinde, wo das Stück gespielt." Man erfieht aus diesen Erwiederungen, die so schnell auf einander folgten, daß Herr von W . . . . angenommen und satirischen Denkwürdigkeiten mitgetheilten Eröffnungen die allgemeine Neugier erweckt und die Gemüther eingenommen hatten.

Wer war aber der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten? Warum verbarg er sich so hartnäckig, ungeachtet des Erfolgs, den sein Buch gehabt hatte? Nicht der Ritter von Rettegnier, der um diese Zeit in die Bastille gebracht wurde, weil er gegen Frau von Pompadour Satiren gedichtet hatte; nicht Frau von Virmont, „eine der hochgestellten Frauen ihrer Zeit", die Erbdillon den Sohn als verantwortlichen Herausgeber vorschob, waren die Verfasser. Wäre es vielleicht ein gewisser Perquet gewesen, der im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten angestellt war und ehrenhaft gegen dieses Werk, das unter mit Mühe in Frankreich eindringen konnte, zu Gefängniß gesetzt wurde? Oder sollte es der Herzog von Nivernois gewesen seyn, der damals, von seinen Feldzügen ausruhend, mit Voltaire und Montesquieu gemeinschaftlich Fabeln dichtete? Es fehlt an Beweisen für die Ermittelung dieser problematischen Vaterschaft, und Herr Barbier, der in seinem Anonymen-Lexikon mehrere Vermuthungen darüber aufstellt, hat dadurch, daß er eine Bemerkung anführt, die in einem in seinem Besitz befindlichen Exemplar auf dem Titelblatt geschrieben stand, seinen genügenden Grund dafür angegeben, denn man weiß, welchen Werth Manuskripten haben, wenn es nicht ein Buch oder ein Ex Bonnovis ist, der sie gemacht hat.

Ich für mein Theil will mich nicht in einen Aufgemachten über den eigentlichen Verfasser dieser Denkwürdigkeiten behaupten, sondern meine Meinung als eine bloße Hypothese hinstellen. Ich glaube nämlich, daß die Denkwürdigkeiten des Persischen Hofes von Niemand Anderem als von Voltaire herrührten; man findet darin den Stil seiner Erzählungen, mit geformter Nachlässigkeit verbunden, und zuweilen auch seinen steifen Witz wieder. „Es erscheinen nur selten Werke", sagt der Verfasser in der Vorrede, „für die um Gunst gebeten wird, und das ist sehr natürlich, weil es fast gar keine gibt, die diese Gunst wirklich verdienen." Der Verfasser stellt die Sache so dar, als ob einer seiner Freunde, ein Engländer, auf einer Reise nach Paris „eine Menge geheimer bausschriftlicher Denkwürdigkeiten, die in der Bibliothek Nik-Kuli-Chan's, des Staatsministers und Secretairs von ausgezeichnetem Verdienst, aufbewahrt wurden", mitgetheilt erhalten und es unternommen hätte, eine Anzahl der auf die Regierung Schach Sephi's (Ludwigs XV.) bezüglichen zu übersetzen. Das wären denn die noch nie herausgegebenen Denkwürdigkeiten, von denen hier von W . . . . in seinem Schreiben spricht, indem er sich auf das Urtheil eines Polyglotten beruft, der sich nicht über diesen Gegenstand geschrieben hatte; überdies erkennt man in der Lobrede auf Nik-Kuli-Chan leicht eine Schmeichelei für den Herzog von Richelieu, besonders wenn man sich erinnert, daß Voltaire damals an den Materialien zu seinem „Zeitalter Ludwigs XIV." sammelte und das Gedächtniß des Scharfsichtigen, seines Freundes und Beschützers, darin zu Rathe zog. In der Vorrede sagt der Autor, er habe diese Denkwürdigkeiten aus dem Englischen übersetzt: „Ich bitte den Leser, zu bedenken, daß der Geist der Englischen Sprache ein ganz anderer ist, als der Geist der Französischen. Diese ist klarer, regelrechter, aber nicht so reich und kräftig wie die Englische." Voltaire hat dies Urtheil über beide Sprachen wohl zwanzigmal in seinen Briefen wiederholt. Endlich ist es unbestreitbar, daß Voltaire zur Zeit des Erscheinens der Persischen Denkwürdigkeiten an ähnlichen Sachen arbeitete: er bereitete sich zu dem „Zeitalter Ludwig's XIV." vor und behandelte Orientalische Gegenstände, die durch die „Persischen Briefe" Mode geworden waren, in Mährchen und Erzählungen. Babut, Memnon, Babig sind mit den Persischen Denkwürdigkeiten zu gleicher Zeit entstanden; und Voltaire war vermuthlich auf den allgemeinen Beifall, den Montesquieu's Persische Briefe gefunden hatten, nicht wenig neidisch. Aber, wird man fragen, warum hat Voltaire ein Werk, das in einigen Beziehungen wohl seinen Ursprung würdig war, früher nicht anerkannt? Hatte Voltaire das Geständniß gethan, so wären freilich alle Zweifel gehoben, und ich brauchte mir setzt nicht die Mühe zu geben, den Schleier des Anonymus zu zerreißen, unter dem ich den Verfasser des „Zeitalters Ludwigs XIV." zu erblicken glaube, wie er, so zu sagen, einer neuen Thatsache, die er mit aller Gewalt aus den Archiven der Bastille herauszuziehen wußte, den Weg bahnt.

Will man eine reine Hypothese, die jedoch etwas Wahrscheinliches in sich hat? Ich nehme an, daß der Marschall von Richelieu, im Besitz des Geheimnisses von dem Mann mit der Maske, sich von Voltaire's Bitten und geschickten Manövern bestegen ließ, und daß dieser unter dem Siegel der Verschwiegenheit in die sinchtbare Geheimniß angewiesen wurde, um welches nur einige verstraute Diener Ludwig's XIV. wußten; Voltaire hatte von dem Räthsel, wo nicht gar von der Auflösung dieses nur drei oder vier zuverlässigen Personen anvertrauten Räthsels kann Kenntniß erhalten, als er vor Begierde brannte, der Welt zu entdecken, was er wußte, und vielleicht noch mehr zu verrathen; aber dadurch hätte er sich die Rache des Königs und den Haß oder die Verachtung des Herzogs von Richelieu zugezogen; auch konnte die Bastille, die in ihren steinernen Eingeweiden so lange Leben und Namen eines Staatsgefangenen hehlerbergt hatte, noch einmal und für immer den unbeschriebenen Schriftsteller einschließen, um ihn für die Hinzufügung einer neuen Strophe zu seinen vielen: „Ich sah" zu züchtigen. Nun hielt aber Voltaire alle Mittel für gut, durch die er der Wahrheit und Vernunft einen Triumph bereiten konnte; er scheute sich nicht einmal, zur Lüge seine Zuflucht zu nehmen und sich in irgend eine Hülle zu verstecken, wenn er auch gewiß war, daß man ihn an seinem Stil und Witz erkennen würde. So nannte er sich wechselsweise Baron Mathathal, Jacques Rimen, Akakia, Akib, Akakser, Akeliof, Akelopolis, Akgia, Akrip, Akeline, machte durch sich hundert andere unter einer komischen Pseudonyme und bediente sich auch sortwährend der geheimen Pressen Hollands, indem er sowohl in seinen wichtigsten Werken wein seinen unbedeutendsten Werthchen immer die Anonymität beibehielt. Man kann sich also denken, daß er seine Ansprüche auf die Ehre eines Buchs, das ihm bei seinen Gönnern, dem Marschall von Richelieu und der Frau von Pompadour, schaden konnte, nicht gerade gestend machen mochte.

Ich glaube daher, daß Voltaire auf einem Umwege die Geschichte der eisernen Maske in Umlauf zu bringen suchte, um sich über einen Gegenstand äußern zu können, an den er sich zu wachen nicht gewagt haben würde, wenn nicht ein Anderer ihm vorangegangen wäre. Dieser Andere konnte aber auch Niemand als er selbst seyn. Vermöge dieser Kaltsal sah er sich in den Stand gesetzt, eine höchst merkwürdige historische Begebenheit, über die er bis dahin nur im Stillen mit dem Herzoge von Richelieu unter dem Siegel des unverbrüchlichsten Geheimnisses hatte sprechen können, öffentlich abzuhandeln. Voltaire hatte viel Nebenliches mit jenem Werke über den Mann mit der Maske zu thun und die Mühe erspäht, daß er ein Loch in die Erde grub, um sich einer die unerwartete Gegenheimnisses zu entledigen, und daß er einmal über das andere in dieses Loch hineinrief: König Midas hat Eselsohren! Voltaire machte gern Alles kund, was er wußte, und oft auch, was er nicht wußte, ganz das Gegentheil von Fontenelle, der die Hand voll Wahrheiten hatte sind sie nicht öffnen wollte. Der maskirte Gefangene wurde nun das Gespräch der großen Welt, und Voltaire ward vielleicht von Richelieu selbst ermächtigt, diese seltsame Geschichte zu bestätigen, statt sie abzuleugnen. Das kann der Grund seyn, weshalb der Verfasser der Persischen Denkwürdigkeiten nicht aus Licht hervortritt.

Sieben Jahre nach der Zeit, wo der Mann mit der Maske die Neugier der Knekotenkrämer so sehr in Thätigkeit setzte, gab Voltaire das „Zeitalter Ludwig's XIV." in zwei Duodez-Bänden heraus. Vergebens suchte man in diesem Werk einiges Hähere über den geheimnißvollen Gefangenen, der damals den Sieg aller Unterhaltungen bildete. Erst in der vermehrten Ausgabe von 1753 wagte es Voltaire endlich, einige Andeutungen über diesen Gegenstand zu machen, aber auch diese dahin geschehen war; er gab die Zeit des Anfangs dieser Gefangenschaft an: „einige Monate nach dem Tode des Kardinals Mazarin"; er entwarf ein Gemälde von dem Schlachtopfer, das nach seiner Schilderung „ein Mann von etwas mehr als Mittelgröße war, jung, von der schönsten, edelsten Gestalt, von äußerst wohlgebildetem Wesen, dem bräunlicher Geschichtsfarbe und schon durch den bloßen Ton seiner Stimme wunderbar interessant"; er vergaß nicht, die Maske zu beschreiben, „deren Künstlich stählerne Sprungfedern hatte, so daß der Gefangene ganz ungehindert essen konnte, ohne die Maske abzunehmen"; endlich nannte er auch die Zeit, wann der Unbekannte gestorben war; „er wurde", sagt er, „im Jahre 1703 bei Nacht im Bastillen St. Paul beerdigt."

(Fortsetzung folgt.)

England.

Einige Auszüge aus H. L. Bulwer's neuestem Werke über Frankreich. *)

Die Englische Armee wird aus Freiwilligen ergänzt, und zwar aus der arbeitenden Klasse Englands, das heißt, aus der am meisten verwahrlosten Volksklasse. Die zum größten Theil aus einem kläglichen Zustande sich rekrutirt. Dagegen wird die Französische Armee durch Konskribirte aus allen Klassen rekrutirt, und es wäre eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, wenn man einen Mann von guter Erziehung, und der sonst glänzige Aussichten für das Leben hat, zwingen wollte, Dienste zu nehmen, ohne daß irgend die Möglichkeit eines Avancements in Heere zu erhoffen. Ich will die Lage des Britischen Soldaten mit den schwärzesten Farben. Ich habe ihn gesehen im Herzen Asiens unter der Gluth der Tropensonne schmachtend, der Peitsche unterworfen, ohne irgend einen Hoffnungsschimmer von Besörderung, und habe mich gefragt: Sind fünfundzwanzig Jahre eines so traurigen Dienstes die trübe Perspektive, welche sind die lachenden Aussichten auf einen Sechs-Pence den Tag erkämpfen? Wäre er nicht ähnlichen als Handwerker in Suffex oder als Weber und Baumwollenspinner in seinem Geburtslande? Ihr bietet ihm einen anständigen Unterhalt; den darf er nun so mehr erwarten, wenn er arbeitet, weil er als Landmann von den Gefahren einen kümmerlichen Unterhalt gewährigen kann, auch wenn er nicht arbeitet. Ihr unterwerft ihn einem Leben voll Gefahren und Entbehrungen; er erkuhlet es, wenn er bezahlt wird, weil er als Landmann an strenge Haltung und harte Entbehrungen gewöhnt ist. Ihr bietet ihm nur wenig Aussicht, in der Armee zu avanciren, weil der arme Teufel wenig Hoffnung hatte, in der Welt emporzukommen. Er ist die Kreatur Eurer Gesetze und Vorurtheile.

Die Lage der arbeitenden Klassen in Frankreich. Nach

*) The monarchy of the middle classes. By Henry L. Bulwer, Esq. M. P. — London, 1836.

Digitized by Google

den im Jahre 1790 angestellten Berechnungen hat sich seitdem die durchschnittliche Dauer des menschlichen Lebens um sieben Jahre vermehrt, — eine Verlängerung, die durchaus der Klasse der Armen zu Gute kommt. Die Zahl der Grundeigenthümer kann gewiß auf 5,000,000 angeschlagen werden. Die Zahl der Abgabenpflichtigen für Patente betrug im Jahre 1832: 1,118,300; hierzu die Zahl derjenigen, die in keiner der beiden Rubriken enthalten sind, und die Grundbesitz, Häuser oder Theile von Häusern oder Kapitalien Fonds besitzen, so ergiebt sich mindestens die Zahl von 700,000, welche — die Familie zu vier Individuen gerechnet — 28,000,000 in einer oder der anderen Weise Begünterte giebt, weil nach dem Französischen Erbfolge-Gesetze ein Theil des Eigenthums an sie kommt. So bleiben also nur 4,300,000, die weder Eigenthum, noch eine Aussicht darauf genießen. Die Bevölkerung der ländlichen Distrikte ist mäßig, nüchtern, arbeitsam, voll Eifers, ein Grundstück zu besitzen oder das Besitzthum zu vergrößern, stolz auf den Namen „Landmann", der gewöhnlich mit dem eines Eigenthümers verbunden ist, — unermüdlich thätig und unabhängig. In den Dörfern der Provinz habe ich oft nach angestellter Untersuchung, bei einer Einwohnerzahl von 1500, nicht mehr als zwei bis drei Arme gefunden, die von Unterstützung lebten. In den Städten freilich verhält es sich anders. Nach einer Berechnung von Herrn Bigot ist die Anzahl der Bedürftigen und Bettler in Departements, welche Städte von mehr als 50,000 Einwohner haben, 70000 die unter der Aufsicht der Polizei Stehenden überflügeln 70000. In sechsundzwanzig Departements, welche Städte von mehr als 20,000 Einwohnern haben, sind die Bettler 4400, die unter polizeilicher Aufsicht 70000. In Departements mit Städten von nicht mehr als 5000 Einwohnern sind 70000 Bettler, unter polizeilicher Aufsicht 70000.

Die Armengesetze. In den ländlichen Bezirken, wo das eigenthum auf Kleinheit vertheilt ist, wäre es in Hinsicht auf Ersparniß eine Absurdität erschienen, weil restend der Kirchtaxe nicht einzig und allein auf den Tagelohn angewiesen ist, er hat noch einen Rückhalt, wenn er außer Thätigkeit kommt, und der Ertrag seines Grundstückes vertritt den Beitrag der Armentaxe; zweitens braucht die große Masse derer, welche Eigenthum besitzen, nicht die kleine Ringzahl zu fürchten, die Bettler drittens ist es unnöthig, weil die kleine Anzahl derer, die ohne Beschäftigung und Eigenthum ist, oder die durch Krankheit oder andere Zufälle gehindert sind, für sich zu arbeiten, aus derselben Klasse, est noch dazu derselben Verwandtschaft sind, mit denen, von welchen die Unterstützung kommen soll. Es bedarf also keines Gesetzes, um Personen zu einem Akte der Pflicht oder Menschenfreundlichkeit zu nöthigen, zu welchem ihr eigenes Gefühl und die Meinung ihrer ganzen Umgebung sie ohnedies schon auffordert. Je näher man dagegen anderen Orten kommt, wo der Reichthum einzig und allein auf seinen Tagelohn angewiesen ist, wo der Reichen nur wenige sind und diese natürlich in der Furcht der beständigen Verzweiflung der Armuth sind, desto mehr leben müssen; wo die unverhältnißmäßige Vertheilung der Glücksgüter die Klassen so von einander getrennt hat, daß der Arme an seinen Reichen einen Anspruch hat, außer an die durch die Reichen selbst freiwillig eingeführte Versorgung, da bemerkt man, wie im Departement du Nord zum Beispiel, wo die sehr ausgedehnte Handlung, die Industrie und vor der Städte Lille, Valenciennes, Cambrai und Dünkirchen mit einer Bevölkerung von 121,389 Einwohnern 36,230 Arme enthalten, daß sich, um den Andrang des Herrn Villeneuve zu brauchen, die Armen-Taxe gewaltsam eingeführt. (La taxe des pauvres s'est forcement introduite.)

Gesellschaft in Frankreich. Die Leichtigkeit, mit der sich die Welt in ihren Angeln dreht, die Bequemlichkeit, mit der man Alles sehen kann, was sehenswerth, und jeden Platz besuchen, der merkwürdig ist: — die Geräuschlosigkeit, mit der man in die gewohnten Gesellschaftskreise hineingleitet, wo kein lauter Tweemeterstoß einer steifen Einladung vorausgeht, die Sorglosigkeit, mit welcher man aus der Gesellschaft in die Einsamkeit, aus der Einsamkeit in die Gesellschaft schlüpft, ohne die Nachfrage, ob man da gewesen, oder die Bemühung, ein abgebrochenes Verhältniß wieder zu erneuern, — die Familiarität und die bunte Mannigfaltigkeit, die Euer waret, wenn Ihr Euch von Haus zu Haus herumtreibt, um einen Reisenbericht für den Abend zu suchen, die glückliche Mischung, in welcher Wissenschaft und Literatur, ja sogar Politik und Kunst Euch entgegenkommen: alles dies, so dimmelweit verschieden von dem anstandsvollen Stadendienst, den wir Engländer verrichten, um einen langweiligen Haufen monotoner Gäste der uns zu sehen, von der beständigen Anstrengung und ihrer beständigen Erfolglosigkeit, und zu vergnügen; alles dies bildet eine milde Atmosphäre für die Gesellschaft, in welcher das harmlose Behagen eines unabhängigen, sinnlichen Lazzaroni-Lebens weht; alles dies wird von dem trocknen, steifen, langweiligen Engländer, der nichts kennt von Vergnügen, als die Jagdbeschwerden, mit dankbarer behaglicher Empfindung begrüßt, eine Empfindung, die er nie jener gefostet und die sich nimmer wieder vergessen läßt.

Rußland.

Mittheilungen aus Sibirien.

Omsk, den 5. Oktober 1835.

Meine Instruction in der Tasche, der mit 1500 Werst, in meiner Brust den Eifer für Erfüllung meines Auftrages und voll von Wißbegier, begann ich meine Reise nach der Irtisch-Linie, durch die Kasachinskische Steppe, nach dem Altai-Gebirge. Auf einer Strecke von 900 Werst zeigte sich nichts Bemerkenswerthes: überall ein unabsehbares Feld, stellenweise mit festen Wiesen, stellenweise mit Salzgründen bedeckt und oft eine ganz öde Fläche darbietend, der kaum ein Grashalm entsprießt. Fast alle 15 Werst findet man eine Kosaken-Station, zu welcher das Land die Pferde stellen muß. Hier werden diese gewechselt, und mit unglaublicher Schnelligkeit geht es vorwärts.

Die Kasakinskische Steppe wird von den sogenannten transwerstirenden Kirgisen bewohnt, die auf derselben im Laufe des Sommers umherwandern, indem sie mit ihren Kibitken von Ort zu Ort umherziehen, und im Winter sich in die Berge begeben. Da ich eine Zeit lang beständig unter Kirgisen lebte, wollte ich über Sitten und Gebräuche genau meinen Lesern; die Unbekanntschaft aber mit ihrer Sprache und die äußerst niedrige Bildungsstufe dieses Volkes wurden mir Steine des Anstoßes. Die Kirgisen leben das ganze Jahr hindurch in Jurten oder Kibitken. Diese Jurten bilden ein aus Stricken geflochtenes Zelt, von allen Seiten mit Filz bedeckt und oben mit einer Oeffnung versehen, die als Rauchfang eines in der Mitte der Jurte angebrachten Feuerherdes dient. Das Innere der Kibitken ist mit Geschmack (nunter Fußlichten) ausgelegt, die zugleich als Lager und als einziger Schmuck der Wohnung dienen. Der in der Mitte herabhängende Kessel ist immer mit Pferdefleisch angefüllt, und dreist dürfen sich diesem die Hunde nahen, ohne befürchten zu müssen, daß der Hausherr sich schrauen werde, sein Mahl mit ihnen aus einer Schüssel zu theilen. Die Gleichgültigkeit, mit der die Kirgisen jeden mittelbaren Stoff als Nahrung zu sich nehmen, (Ekel kennen sie gar nicht) ist faß unglaublich! Ihr Reichthum besteht in Vieh. Viele besitzen 3 bis 4000 Pferde, eine Menge Hornvieh und Kameele, aber niemals schlachten sie lebendiges Vieh aus ihren Tabunen (Heerden). Für ihre Tafel benutzen sie nur natürlichen Todes gestorbenes Vieh! Ja, wenn sie hören, daß einem Kosaken ein Pferd so heiß zu reiten sie ihn und graden es aus der Erde, um es zu verzehren!

Eine bestimmte Religion haben sie nicht. Die Schaman's (ein Gemisch von heidnischen Priestern und sogenannten Zauberern) fürchten sie, sehen sie für keine an, die mit dem Teufel im Bündniß stehen, und rufen sie kaum bei Krankheiten herbei. Gesänge und Beschwörungen haben sie auch nicht; manchen Kirgisen weiß Jesus Christus vom Großvater. Dieses Vergessen der Vorfahren beruht auf zwei Gründen: erstlich, weil sie keine Schrift besitzen, und zweitens, weil sie in den Monaten Juni und Juli, der heißesten Jahrezeit, nach den Worten der Kosaken, den Verstand verlieren, d. h. weil alle, vom Kinde bis zum Greise, sich den ganzen Tag über im Zustande des Leggebeter Pferdewirkels betrinken. Bemerkenswerth ist es, daß die Kirgisen unsere Kosaken Urus-Kassaki (Russische Kosaken) und sich selbst Kirgis-Kassak nennen. Kassaki heißt ein freier Mann; ich glaube, daß es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß der Name Kosak von Kassak herstammt.

Im Frühe der Kirgise ist, desto mehr Weiber hat er; einige besitzen deren 12. Sie kaufen sie aus anderen Auleu und bezahlen den Kalym (Kaufpreis des Freiers) mit Vieh. Kein Kirgise darf ein Weib aus seinem Geschlechte nehmen. Eine Auka besteht aus 3, 6 bis 10 und darüber, aus noch mehr Familien. Die Aeltesten dieser Familien ernennen aus ihrer Mitte einen Vorgesetzten, der Starschina heißt. Besondere Strafe oder Verpflichtung schuldig. Besonders ist es, daß sie, die im Leben so schlecht wohnen, auf ihren Gräbern, die nicht tiefer als eine halbe Arschin sind, höherne bedeckte Hütten und, wenn der Todte reich war, steinerne Säulen aufrichten. Die Todten, wenn sie bei ihrer Lebenswise einmal in einer Kluft verscharrt, verschonen Raubthiere und verbreiten allgemeine Verwirrung. Gewöhnlich legen sie den Kranken in eine solche Hütte, hinterlassen ihm Nahrung auf einige Tage und verändern ihren Wohnplatz, so daß der arme Kranke oft ein Opfer der Wölfe wird. Die Reisenden thun alles Mögliche, um diesen barbarischen Gebrauch abzuschaffen, aber vergebens, ich verlier so viele Zeit auf den heutigen Tag. Die Kirgisen fürchten die Todten und hegen große Verehrung gegen sie, obgleich sie durchaus keine Beerdigungsfeierlichkeiten haben. Ein Jahr nach dem Tode einer reichen Kirgisin findet auf seinem Grabe eine Gedächtnißfeier statt. Dann versammeln sich aus nahen und entfernten Auleu Verwandte und Bekannte des Verstorbenen, um gebratenes Schaafsfleisch zu verzehren; nur in diesem Fall erlauben sich die Kirgisen, ihren Braten von der lebendigen Heerde zu nehmen. Nach der Mahlzeit setzt sich Alles zu Pferde, und ein Wettrennen beginnt. Bisweilen rennen die 200 und mehr Pferde. Weiber und Mädchen, Alte und Junge dürfen diesem Schauspiel beiwohnen. Die Länge der Rennbahn beträgt 10 bis 15 Werst. Die Pferde. Die Theilnehmer erhalten Preise vom Wirthe, bestehend aus einem Pferde, einem Kamel, oder aus einigen Schaafen, nach Maßgabe der erlangten Vermögensumstände. Nicht selten ist ein alter Kalmück der Preis! Die Kleidung der Kirgisen kennt Ihr; sie sind darin eben so einfach, wie in Allem: ihre Kleider tragen sie so lange, bis sie ihnen vom Leibe fallen. Das schöne Geschlecht trägt in der Nase einen silbernen Ring.

In der Festung Ust-Kamenogorsk liegt hart am Sopot, einem Zweige des kleinen Altai-Gebirges, am Irtisch, da wo sich die Ulba in denselben ergießt. Die Festung selbst ist, wie alle übrigen Irtischer Schiefen, Schiefenst u. s. w., die an der Irtisch-Linie liegen, unbedeutend und hat halbverfallene, nicht kriegsgemäß, sondern willkürlich angelegte Erdwälle. Die Stadt ist die und zählt nur gegen 200 Häuser oder vielmehr Höfe; manche stehen einem Hause kaum ähnlich. Die auf der Steppen-Linie (d. h. die Semipalatinsk) bewohnten Kosaken bauen ihre Häuser ohne Dächer, was einem daran nicht gewohnten Auge sehr befremdend erscheint. Das Leben der direkt von Jermak abstammenden Kosaken ist so interessant, daß ich, meine Tagbücher überwindend, Etwas zu Papier gebracht habe, was ich bei meiner Rückkehr Euch mittheilen werde.

Ich sagte, die Ust-Kamenogorsk nichts Bemerkenswerthes gefunden zu haben, obgleich ich doch Semipalatinsk gekommen bin, was daraus seine Erklärung hat, daß ich, zu beschränkt an Zeit, um mich umzusehen, mir diese Vergnügen bis zur Rückreise aufsparte. Jetzt bemerke ich nur, daß sich ungefähr 50 Werst diesseits Semipalatinsk am linken

Digitized by Google

Jenisseiskaja die erste Bergkette zeigt. Ueber alle übrige Berge ragen besonders der Semiotan und der Dolbogetz hervor. Ich brachte länger als einen Tag in Ust-Kamenogorsk zu und weiß wahrlich nicht, was ich darüber berichten soll; komische Ereignisse, merkwürdige Eigenheiten könnten recht viel Platz einnehmen; sie gleichen sich aber einander in Asien und in Europa, und dem vorliegenden Brief habe ich nur Sibirisches Eigenthümlichkeiten bestimmt.

Wollt Ihr Euch nicht mit mir auf den Weg machen, links vom Jenisseiskange der Kolywanschen Linie nach der Stadt Biisk? Der Weg führt gegen 360 Werst mit über die Berge bis zur Silanderschen Redoute. Diese Linie erhielt den Namen der Kolywanschen, weil sie früher über die Kolywanschen Hugat-Hütten führte, die jetzt weiter vorwärts gerückt worden sind. Hier ziehen die Weiß (weißen Berge) mit ihren mit ewigem Schnee bedeckten Häuptern die Aufmerksamkeit auf sich. Die bemerkenswerthesten sind: der Bolschoi-Lew (weiße Löwe) und die Rabotschaja-Skopka (arbeitende Bergkuppe). Der Weiß der erste, wegen eines auf seiner Spitze ruhenden Felsens, der die Gestalt eines Löwen hat, und der andere trägt seinen Namen deshalb, weil er Bergkrikall liefert. Beide sind, wie alle diese Berge, bis zur Hälfte mit Cedern und Lerchenbäumen bedeckt. Der Weg ist sehr beschwerlich; wir waren oft genöthigt, alle 4 Räder zu bremmen; an einigen leichten und unbequemen Wagen brauchte man 8 und 9 gute Pferde vor, die mich doch nur langsam bergan zogen! Die Abhänge und Bergkrême waren unerträglich: jeden Augenblick lief man Gefahr, den Hals zu brechen, wenn die Pferde nur im mindesten im Zieben nachließen. Ich gestehe, daß ich gehörige Furcht hatte! Hier nimmt, was mir begegnete. Auf dem Rückwege war die Furcht noch bedeutender in Folge des Niedergefallenen Schnees. Es war am 14. oder 15. September. Wir machten am Tage höchstens 63 Werst. Ich saß mit meinem Gefährten im Wagen und lamentirte über das gefahrvolle Reisen durch die Berge in solcher Jahreszeit. Wir befanden uns in der Nähe von Malina, einer der steilsten Höhen an einem der schrecklichsten Abgründe! Ich wollte meinen Gefährten zum Aussteigen bewegen, der Rückens! Wir mußten den bergan geschleppt in unserem bedeckten Wagen, der vorn dergestalt mit dem Vorderer zugemacht war, daß wir nur unsere Köpfe hinaus stecken konnten! Kaum athmend folgte ich jedem Schritt der Pferde, als plötzlich das vorderste hinstürzte — der Wagen ging zurück und war nur noch eine Breite vom Abgrunde entfernt, aber Euer ergebener Diener war schon nicht mehr darin. Wir ich durch das geschlossene Vorderer gekommen bin, ist mir und meinem Gefährten, der sich auch schnell hinaus gemacht hatte und eingeklang, das es unvorsichtig sey, so zu fahren, noch bis zur Stunde ein Räthsel geblieben.

Diese einzige Werst weit mit Wald bedeckten Berge sind reich an Bären, Zobeln, Eichhörnchen, weißen Hasen, weißen Ziegen und Schafen. Die auf dieser Seite angesiedelten Kosaken beschäftigen sich hauptsächlich mit der Jagd auf wilde Thiere. Ein unbeadeutendes Zobrisell, aus den Händen des Jägers, wird mit 30 Rubeln bezahlt, so sehr schätzt man die hiesigen Zobel! Auf jedem Schritt begegnet man einem Kosaken, der, nur mit einem Pfeffer bewaffnet, den Bären zu Leibe geht, was hier etwas ganz Gewöhnliches ist. Mit diesen Gästen verreuut, empfängt man sie oft vor den eigenen Häusern. Zinnen findet man gar nicht, aber lange gegegene Röhre auf Gestellen. Nicht selten wird das Vieh, das auch im Winter in die Thäler getrieben wird und sein Futter mit den Füßen aus dem Schnee graben muß, von letzteren verschlungen. Bei der Silanderschen Redoute wird man auf eine kurze Strecke 300 Werst lange Steppe beginnt, stellt sich dieß, vom Berge herab gesehen, wie ein offenes Meer dar. Wenn Ihr Liebhaber davon seyd, über die Herstammung der Worte zu grübeln, so amüsiert Euch mit dem Wort Bergafrn. So nennen die Kosaken die Hütten-Bauern, die in den Bergen wohnen.

Zwölf Werst jenseits der Stadt Biisk pasiiren wir auf einer Fähre den Ob, ungefähr eine halbe Werst von seinem Ursprung entfernt. Er entspringt aus zwei ziemlich bedeutenden Flüssen, dem Bii und dem Katuni, die, eine Zeit lang in paralleler Linie mit einander laufend, sich dann ganz freundschaftlich in einem rechten Winkel nach einer und derselben Richtung hinwenden, um sich sogleich mit den Seinen. Die Stadt Biisk könnte man, nach dem mit einzelnen Hütten bedeckten Flächenraum, eine große nennen; sie gehört aber zu den ärmsten Städten. Sie besitzt nur zwei Kapitalisten, von denen der reichste 10,000 Rubel im Vermögen hat! Die starke Bevölkerung von armen Leuten wohl durch die außerordentliche Wohlfeilheit des Getreides hierher gelockt. In diesem Jahr, bei einer gewöhnlichen Ernte, kostet ein Pud (35 Pfd. Dreußisch) Roggenmehl 24 Kopeken (ungefähr 2 Sil-bergroschen)! Es scheint unglaublich, daß der hiesige Bauer mit seinem Pfluge und einem Sack mit Saat sich eine Stelle aussucht, wo er die Erde aufpflügt, seine Saat ausstreut und damit fertig ist! Und oft wird diese geringe Arbeit mit einer vierfachen Ernte belohnt. Keine Dörren dabend, drischt er aus dem Felde selbst, wo er auch das Stroh schneidet.

Am 21. September kehrten wir nach Ust-Kamenogorsk zurück, und am nächsten Tage um 3 Uhr Nachmittags ging es, 15 Werst weit, nach Buchtarma. Der Weg, der bis dahin längs kleinen Flüssen oder Bergen vorbeiführte, nimmt hier einen ganz anderen Charakter an: Felsen, ungeheurer über den Kopf hinaus hängende Steine; Gemurmel und Plätschern von Quellen; Berge, von denen einige mit Wald bedeckt sind, andere ausseben wie spitzpulaufende Gebäude — dies Alles bietet höchst malerische Ansichten dar, und obgleich der Weg sehr beschwerlich war, so daß wir 20 Werst weit reiten mußten, gewährte er uns doch mehr Unterhaltung, als der weite Anblick der Welt. Man sagt, daß, wenn Rußland eine Schweiz habe, Ust-Buchtarminsk in derselben liege. Bemerkenswerth ist hier der Poleschajeffskische Bach, der einen Flächenraum von 115 Werst sechzigmal durchläuft. Sein Name schreibt sich von einem Bauern Poleschajeff her, der sich lange in diesen Bergen versteckt hatte. Er war zwar gefangen und deshalb, sein Andenken aber erhielt sich in der Benennung dis Bachs, zu dessen Angebungen er seine Busucht genommen hatte.

Ich hatte mich auf Buchtarma, als auf eine Belohnung für meine lange Reise, gefreut, und in der That rechtfertigten das schöne Thal, in welchem die Stadt liegt, das hohe steile Ufer der in den Jenisseiskalenden Buchtarmnka und die Nuesscht auf das Narimetschsche Gebirge meine Erwartungen.

Buchtarma liegt unter einem Breitengrade mit Paris, und dennoch steigt der Frost dort bis auf 40 Grad! Uebrigens ist das Klima sehr gesund und beständig. Es dauert sich hier viu, aber nur sehr unbedeutendes, Gränz-Kollamt. Alle Karawanen aus China gehen über Semipalatinsk. Mit gange Zoll-Einnahme der über die Gränze eingeführten Waaren betrug im vorigen Jahre 1600 Rubel. Im Allgemeinen reichen die Einnahmen nicht zur Deckung der Ausgaben und der Gehalte der Beamten hin.

Auf dem Felsenufer ist die sogenannte Heldenspur zu sehen. Der Abdruck eines gewöhnlichen Männerstiefes befindet sich im Granit! Klaproth, der ihn, Klaproth, gesehen hat, beschrieb ihn auch; ich aber betrachtete ihn mit ein Lote und rij vor Erstaunen den Mund dabei auf! Das wüster Klaproth in solchem Fall nicht gethan haben. Wie es heißt, soll er, als er eine 12 Werst von Buchtarma in einen Felsen gehauene Hieroglyphe nicht entziffern konnte, sie zerhackt haben, damit nicht einem Anderen der Ruhm werde, sie entziffert zu haben!

Am 24sten des Tages unserer Ankunft sahen wir auch den Krasnojarskischen Redoute (65 Werst) zum Fischfang des Irtisch; unser bedeutendster Fischfang befindet sich am See Noe-Saissan an der Chinesischen Gränze. Der Fluß Narim, der China von Rußland trennt, fließt 15 Werst von der Krasnojarskischen Redoute entfernt. Diesseits des Flusses stehen unser Piketz, und jenseits der entgegensetzten die Chinesischen. Hier war das Ende meiner Reise. Hier mußte auch Ende der Reise Szmboldt's! Aber das Ende meiner Begebenheiten war es noch nicht. Um die Berge zu vermeiden und begierig, die in der That reizenden Ufer des Irtisch zu sehen, zogen wir es vor, eine Strecke von 120 Werst zu Wasser zurückzulegen. Wir traten unser Reise früh Morgens an; kaum 4 Werst vom Ufer entfernt, überfiel uns ein Sturm und eine solche Dunkelheit, daß wir beinahe Gelegenheit bekommen hätten, uns bei Jermak, in seiner Heimat, für die Eroberung Sibiriens zu bedanken. Die außerordentliche Erfahrung und Kraft unserer Lootsen enthob uns indessen einer solchen weiten Gesundtschaft. In Semipalatinsk angekommen, blieben wir drei Tage unter ganzem Dach. Sieben auf dem Ufer des Irtisch befindliche Redoutes sind nur noch kümmerliche Ueberbleibsel der Fundamente von diesen Gebäuden (Ssemi Palat), gaben der Stadt den Namen. Das dortige Zollhaus, das Krankenhaus und ein Kaufmannshaus bilden die hauptsächlichen derselben. Am jenseitigen Ufer befinden sich die Waarenlager. Die Karawanen treffen gewöhnlich in der Mitte des Juli ein und bleiben bis Ende Septembers. Der Zoll-Einnahme auf diesen Artikeln allein gegen 40,000 Rubel, obgleich die Zölle so niedrig sind, daß man z. B. für ein Stück Kansa (Chinesischen Atlas), das 180 Rubel werth ist, nur 24 Rubel zahlt. Es wird viel Chinesischer Silber in Barren eingeführt, das seiner als das unsrige ist. Diese Barren, die in China als Zahlungsmittel gehen, wiegen 5 bis 5 Pfd. so niemals weniger als 54 Pfd. Sie deiden die Form eines Brodes; oft enthalten sie Goldtheile. Die Scheidemünze der Chinesen besteht aus einfachen Stückchen Silber. In Semipalatinsk giebt es fast gar keine Russische Kaufleute; die Bewohner sind Taschenzapen und Bucharen. Diese sind sehr reich; ich besuchte sie fast alle. Die Taschkenzen unterscheiden sich in ihren Sitten wenig von den Chinesen. Auch eine ausführliche Beschreibung von ihnen zu machen, ist mir nicht möglich; morgen geht die Post, lieben Freunde, und es liegen noch wichtige Papiere vor mir. Send, ich bitte, für diesmal mit dem zufrieden, was ich schried. (C. H.)

Mannigfaltiges.

— Sterblichkeit unter den Britischen Truppen auf Jamaika. Von jenem Britischen Regiment auf der Insel Jamaika Fertem wir, daß dasselbe nach Verlauf von 19 Jahren in seiner Stärke von 1819 bis 1827 aus 123 Offizieren, 2704 Gemeinen, 277 Frauen und 348 Kindern; davon starben im Durchschnitt jährlich 10,2 pCt. Offiziere, 15,3 pCt. Gemeine, 10,7 pCt. Frauen und 8,8 pCt. Kinder. In den 16 Jahren von 1812 bis 1827 belief sich die durchschnittliche Stärke der sämmtlichen auf Jamaika befindlichen Truppen auf 3324; davon starben jährlich 11,8 pCt.; invalid wurden jährlich 1,7 pCt., und jeder 100 Mann kamen jährlich 172 Krankheitsfälle, also befand sich im Durchschnitt jeder Soldat alle sieben Monate einmal auf der Krankenliste.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 41. Berlin, Dienstag den 5. April 1836.

Polen.

Von dem poetischen Geiste der Polnischen Nation.
(Aus dem Pamiętnik umiejętności i nauk.)

Einer der berühmtesten Dichter unserer Jahrhunderte, Lord Byron, sagt, „daß die größten Dichter unseres Erdballs diejenigen sind, von denen wir am wenigsten wissen und denen wir gar nicht diesen Namen beilegen." Wiewohl dieser Ausspruch zu gewagt erscheinen mag, so ist doch das gewiß, daß die Poesie nicht darin zu suchen ist, daß Jemand Verse macht; vielmehr kann man ein Dichter sein, ohne je einen Vers geschrieben zu haben. Hat nicht der Reisende z. B., der, in den Sonnen-Aufgang oder in eine ähnliche Natur-Erscheinung vertieft, Thränen der Entzückung vergießt und gen Himmel sein Antlitz richtet, in diesem Augenblick mehr poetischen Sinn, als Tausende von Gelehrten und Versemachern, die Tag und Nacht lesen und Verse drechseln und mit der Feder wie mit einer Handwerks-Maschine arbeiten, welche, um in Bewegung gesetzt zu werden, einer mechanischen Berührung, nicht aber der Entzündung des Geistes bedarf? Wie wir also unter den einzelnen Individuen einen Unterschied machen zwischen denjenigen, die Verse schmieden, und denen, die wahre Dichter sind, so müssen wir auch bei im Allgemeinen die Nationen als poetisch oder nicht poetisch klassifiziren. Man darf sonach auch über den poetischen Geist eines Volkes nicht nach der größeren oder geringeren Anzahl derjenigen urtheilen, die Verse machen, oder nach den diesen Bänden, die in der Sprache dieses Volkes gedruckt sind. Dasür spricht die Polnische Nation am beutlichsten. Kein Volk hat vielleicht in seinem Leben so wenig Verse niedergeschrieben, wie das Polnische; seines aber war durch den ganzen Inhalt seines Lebens eine poetischere Nation, als gerade die Polen.

Schwierig ist es, darüber klarer zu sprechen; denn wer das Wesen der Poesie auffassen will, der muß auch ein Auge dafür besitzen. Nur derjenige die verschiedenen Farben der Sonne nicht wird unterscheiden können, der mit dem gewöhnlichen unbewaffneten Auge dieselben anstarrt, so bedarf auch der Gedanke eines Prisma, durch welches die Erscheinungen dieser Welt gehen müssen, um dann erst von dem poetischen Geiste in ein poetisches Gewand eingekleidet zu werden.

Könnten wir durch vergleichen Weisen des Dichters das alte Polen sehen und auf einmal den gesammten Kreis der darin aufgegriffenen merkwürdigen Erscheinungen erfassen, — welche Bilder, welche malerische Gestalten würden uns dann aus der durchdieses Vergangenheit, aus so vielen historischen Fehden und aus den Unglücksfällen des Landes entgegentreten! Die Engel, welche nach einer alten Ueberlieferung*) den neuen Stellmacher besuchen, vereinigen uns augenscheinlich mit einer andern überirdischen Welt, lenken auf einmal unser ganzes Ich gen Himmel und werden die Vermittler unseres Glaubens; die ritterliche Jungfrau**), welche, ihr eigenes Glück verschmähend, sich in die Fluthen der Weichsel stürzt, um, wie tresslich personifizirt sie nicht Polen, ein Land, das, voll jugendlichen Gefühls, stets bereit war, neue Kämpfe zu kämpfen, und das endlich der Unterue den ruhmvollen Tod vorzieht? Wenn wir der fernern Entwickelung des öffentlichen und National-Lebens mit forschendem Blicke nachgehen, welchen wunderbaren poetischen Anblick gewährt uns die in sich so wunderbar zusammengesetzte adelige Republik! und wen überrascht nicht der bunte keine Ereignisse gestillte Drang nach neuen Kriegen, nach neuem Ruhm? Wer erkannt nicht über das große Drama der Reichstage, die eine Fülle von Ereignissen, Leidenschaften verschiedener Art und so manche Intriguen entwickeln? Wer lächelt nicht über jenes Lärmen und Geputze der Schmarotzer, die durch das ganze Land Landtage hatten wüschen, um den Tempel belagern und sich durch seine äußere Gewalt bewältigen lassen? Wer bewundert nicht die undergränzte Gastfreundschaft, die gute fröhliche Laune, die Lust, sich überall pomphaft zu zeigen, die kein Unglücksfall in engere Gränzen zurückzudrängen vermag? Wen setzt dieses Alles nicht in Erstaunen? In der That, man bedarf nicht mehr des vorhin genannten Prisma, um aus diesen verworrenen Gemisch der widerwärtigsten Ereignisse, die in dieser Art in keinem anderen Lande gehört und gesehen wurden, einen Faden der fruchtbarsten Poesie zusammenzuspinnen.

Was soll ich von dem Alltagsleben dieses Volen sagen, von den Unfällen und Stürmen des Adels, von den Höfen der Magnaten, von ihren Waffenzügen, Hochzeitsfesten, Begräbnissen, von den Wallfahrten von den einen Gütern zu den anderen, bei welcher Gelegenheit eine weit ausgedehnte Karawane, bewaffnet und ohne Ordnung, einige Meilen nachzog? Dieses Alles hat zwar unseren Fall mit hervorgebracht; es darf jedoch nicht hindern, die Sachen so zu betrachten, wie sie sich unserem Auge darstellen.

Ist denn der ganze Zeitraum unserer Geschichte nicht ein großartiges, unermeßliches, schönes Gedicht, welches nicht nur kein anderes Volk aufgezeichnet, sondern auch kein Dichter je in seiner Phantasie erzeugt hat?

Polen drückt unter anderen verschiedenen Merkwürdigkeiten, die bemerken ein so charakteristisches und ihm nur eigenthümliches Ansehen gaben, eine gewisse Gattung von Improvisatoren, von Urberlieferungs-Dichtern, welche, diesem Lande eigenthümlich, nirgends so sehr den Sitten und Gewohnheiten entsprechen und auch nirgends sich eines solchen Rufes zu erfreuen hatten, wie in Polen. Das Nationalleben der früheren adelichen Republik, nachdem es unter dem Gesammt der Landtage und Tribunalsstreitigkeiten zerrauscht war, fand für sich kein öffentliches Feld. Bekannt ist es, daß der Polnische Adel, der tüchtigste Säbelführer und Streiter auf den Landtagen, jeder stillen und müßsamen Arbeit abhold war und Künste und Wissenschaften nicht sonderlich liebte. Während er also den Ausländern in dieser Beziehung den ganzen Gewinnst und Ruhm in die Hände spielte, beburfte unser Adel doch, ungedrängt und hastig wie er war, einer sortwährenden Bewegung. Die Landwirthschaft war ihm keine Wissenschaft, sie diente vielmehr nur zu seiner Erholung. Der Ehrsinnn, der von dem Schlachtfelde zurückgeführt war, fand in seinem Hause für sich keine Beschäftigung; er beschrieb alle seine Verwandten, Freunde, oder lud dieselben zu sich ein, gab Gastmähler, ergötzte sich und disputirte. Bei einer solchen Lebensart mußte sterilich die Fähigkeit, zu erzählen, eine große Rolle spielen und sehr hoch bezahlt werden; wetteifernd entwickelte sie sich daher. Die nackte Wahrheit, die gewöhnliche Wirklichkeit verwochte nicht kräftig genug die Aufmerksamkeit der schwatzenden Zuhörer zu fesseln; es mußte ihnen die Phantasie zu Hülfe kommen; es entstanden daher verschiedenartige Erzählungen, deren Urheber, ohne es zu wissen, zu wahren Poeten sich oft emporschwangen. Es waren dies keine gemüthliche Minnesänger, die gefühlvoll oft fremde Ereignisse ins Gedächtniß zurückriefen, die der Gewinnes wegen fremde Höfe besuchten und unter Begleitung der Laute einen abenteuerlichen Ritter oder eine geheimnißvolle Fürstin besangen. Es waren dies vielmehr dreistschnittige, schmuckbärtige und bejahrte Edelleute, die im Kreise der sich gleichfreundlich gesinnten Herren Brüder*) glänzend vom Tokayerwein in freundschaftlichen Ergießungen ihre Eigenheiten über heimatbliche Gegenstände, deutsche Begebenheiten, bekannte und unbekannte Merkwürdigkeiten erzählten, und welche bei dem Jauchzen und Lärmen des fröhlichen Mahls unter der Menge von Bedienten und Hofienten, bei dem Wiederhalle unzähliger Titels-Verkündigungen, bei dem Anblicke so mancher maierischen Gestalt, unter dem bunten Gewirr von Trachten und geschorenen Häuptern die Thaten der Ahnen besangen, während andererseits auf dem Hofe soll unter den Augen des sich so belustigenden Adels die tapfere und lustige Jugend sich in Tournierspielen übte, oder nach dem Ringe stach, oder die von Holz geschnitzten Köpfe von Türken und Tartaren niederhieb. Für diese glücklichen Menschen, denen, bei einer solchen Fülle des Alltagslebens, der beständige Eindrücken, der ganze Einsenthalt auf der Erde nur ein fröhlicher Mahl zu sein schien, für solche Menschen mußte freilich das kürzeste Nachdenken ein Weg zur Langeweile werden; die Bücherwelt war ihnen eine todte, eine zu enge.

Ist es denn in der That nicht besser, sich glücklich zu fühlen, als über Bücher nachzusinnen? Ist es nicht angenehmer, in einer poetischen Atmosphäre zu leben, als dem Geschwätze der Gelehrten oder Menschen fragen, welche, wie Schiller sagt, stets freien Eingang zu den Himmelspforten haben; fragen wir die Dichter, wann sind sie am meisten poetisch, dann, wenn sie in der Gesellschaft der Natur und mit Weltweisheit alle menschlichen Klassichten, gleich den Vögeln in dem Thau des jungen Tages sich tummeln, oder wenn sie über einem Blatt Papier sitzen, Verse saugen und immer neue Worte ausstreichen, die, nicht unähnlich den empfindungslosen Dienern, es uns niemals gut genug machen können.

Das Leben unseres Vorfahren war zu üppig und zu gehalteich, als daß man es auf dem todten Papier wiedergeben konnte. Deshalb darf man über ihren poetischen Geist nicht nach dem urtheilen, was sie geschrieben. Die Improvisation war ihnen eigenthümlich, und

*) Aus der fabelhaften Geschichte Polens.
**) Wanda, ebenfalls eine Erscheinung der fabelhaften Geschichte Polens.

*) Panie Bracie (Herr Bruder), technischer Ausdruck, so sprach ein Edelmann den anderen an, ohne Unterschied, ob er reich, von großem Ansehen war, oder habe Aemter bekleidete.

Digitized by Google

diese sand ein hinlängliches Feld in den Erzählungen jener mündlichen, bänelichen, sich selbst unbekannten Dichter, in denen sich auch die gesammte Poesie der verewigten Jahrhunderte verewigt. Sie ging mit den Geschlechtern, mit ihrem wirklichen Leben dahin, als ungetrennliche Gefährtin derselben. Die Namen der glücklicheren Erzähler, bekannt und gelobt in den Familien- und Freundes-Zirkeln, lebten noch eine Zeit lang nach ihrem Hinscheiden; sie verloren sich und schwanden mit dem Verschieden ihrer ebemaligen Zuhörer. Selten nur haben diese Erzählungen und Erzeugnisse nachgeahmt in der späteren Ueberlieferung in schwachen und zimmer mehr erbleichenden Strahlen. Was kümmerte es diese Menschen, daß von ihnen die Nachwelt nichts weiß, daß sie vergingen, gleich der Erscheinung eines schönen Tages, daß von ihrem Dasein sogar auf dieser weiten Erde nicht erfahren sollten die späteren melancholischen Schriftsteller? Sich, nicht Fremder, ihre eigenen, nicht fremde Angelegenheiten haben sie besungen. In dieser aufrichtigen Verachtung der kunstlern aller Ertenntnissen, welche man Ruhm genannt hat, in der vollständigen Hingebung, in der ganzlichen Auffassung des Augenblickes, wie viel Kraft, wie viel Frische des Gefühls, wie viel Poesie lag nicht darin! So fliegt der Vogel ohne ein bestimmtes Ziel vor Augen, so strömt die Blume den flüchtigen Duft aus, so verweilt sie, ohne die Spur desselben zu hinterlassen.

Gegen das Ende der Republik sehte man einer dieser poetischen Erzähler; ihn kannte das ganze bewaldige Polen; sein Name und sein Antenken, von einem ungewöhnlichen Glanze umgeben, ist auch der Anfang unseres Jahrhunderts gekommen. Sein großer Nationalruf verwischt sich mit jedem Tage mehr und schwindet gleich dem reißenden Strome mit so vielen dahingegangenen Gegenständen. Aber wer von uns hat nicht den Namen Nalezyn des Bojewoden ist, Bojewoden zu nennen? Man findet kein Haus, keinen Edelhof, wo die Erzählungen dieses merkwürdigen Mannes nicht bekannt und von Munde zu Munde getragen worden wären. Ich weiß nicht, ob einer der größten Dichter unter seiner Nation zu seinen Lebzeiten so viel Ehre, so viel Ruhm als Autor genossen hat, wie Nadzimil, obgleich seine Autorschaft nicht durch die Buchdruckerkunst in die Welt getragen wurde; sie erhielt sich nur durch seine Erzählungen. Der Jesuit Kantenbrynk und der Edelmann Leo Borowski, beide Hausfreunde des Bojewoden, waren zu ihrer Zeit in Polen mehr bekannt, als in anderen Ländern der Hauptpersonen des berühmtesten Gedichtes. Dieser Erzähler, dieser reiche Bojewode, welcher 10,000 Leibeigene auf seine Kosten unterhielt, der bei der Bewillkommnung des Königs in Nieswicz mehr verschwendet hat, als das größte Vermögen eines Französischen oder Deutschen Großen betragen mag; dieser Edelmann, der die Erzählungen von seinen Reisen, so wie von der Hochzeit, die er mit einer Wassernixe, sern von der väterlichen Heimath, gefeiert, so unmuthvoll und so würdig vortrug, mag uns einen deutlichen Begriff davon geben, was zu jener Zeit seine Erzähler bedeutet haben.

Frankreich.

Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske.

(Fortsetzung.)

Die Erzählung Voltaire's widerstehrte die Hauptzüge aus den Persischen Denkwürdigkeiten, mit Auswahme des Romans, der in diesem Buche Richelieu's Geschichtschreiber macht. Auf der Insel von der Insel Sainte-Marguerite nach der Bastille trug der Gefangene seine Maske; „man hatte Befehl, ihn zu tödten, wenn er sich entdeckte; der Marquis von Louvois besuchte ihn und sprach stehend und mit einer an Ehrerbietung grünzenden Rücksicht zu ihm; es ward ihm nichts abgeschlagen, was er verlangte; er hatte silberne Mobelgeräthen aus der feinsten Wäsche und an Speisen, der Gouverneur brachte selbst die Schüsseln auf die Tafel und zog sich dann zurück, nachdem er ihn eingeschlossen hatte." Endlich wird auch das Abentheuer von dem Fischer und dem silbernen Teller sehr dramatisch erzählt; anstatt aber den armen Mann zu tödten, entläßt ihn der Gouverneur mit den Worten: „Es ist ein Glück für mich, daß ihr mich nicht kennt!" Voltaire theilt dann noch mehrere Details mit, die „ein alter Arzt der Bastille", der den Gefangenen in seinen Krankheiten behandelte und dessen Gesicht niemals sah, erzählt haben soll, und fügt die wichtige Bemerkung hinzu: „Alle dieser Umstände nach der Insel Sainte-Marguerite geschickt wurde, vermuthet man seine angesehene Person in Europa."

Diese Bemerkung sei Niemanden auf; Alle aber waren von Staunen und Schrecken ergriffen, als sie diesen kleinen Roman lasen, der so spannend war, daß man ihn bald ergänzt zu sehen wünschte. Die neue Ausgabe des „Siècle de Louis le XIV." war allgemein gesucht wegen der beiden Stellen über die eiserne Maske, die Voltaire in den folgenden Ausgaben noch mit neuen Zutaten ausstattete; er ging so weit, daß er erklärte, „Herr von Chamillard sey der letzte Minister gewesen, der um dies seltsame Geheimniß gewußt", und da sein Eidam, der Herzog von Lafeuillade, ihn „auf den Knieen beschworen", ihm zu sagen, „was es mit der eisernen Maske für eine Bewandtniß habe", hatte Chamillard auf seinem Sterbebette (1721) geantwortet, er habe einen Eid gethan, dies Staatsgeheimniß niemals zu entdecken. Von dem Augenblick an galt die Geschichte von der eisernen Maske für eine feste stehende Thatsache, von der Autorität Voltaire's und des Ministers Chamillard unterstützt, und es fragte sich nur noch, wer unter dieser Maske verborgen gewesen sey.

La Beaumelle, der mit Voltaire am Hofe des Königs von Preußen zusammengetroffen war, und der nur auf eine Gelegenheit harrte, um seinem literarischen Despoten den Krieg zu erklären, kam auf den Gedanken, das Zeitalter Ludwig's XIV. zu widerlegen, weil er diese von Voltaire ein wenig oberflächlich geschilderte und heurtheilte Epoche von Grund aus kannte. La Beaumelle sah also seine kritischen Noten heraus, wenn er sogleich erklärte, daß die Geschichte der eisernen Maske aus den Persischen Denkwürdigkeiten gegriffen sey. Voltaire, der sich auf die Neuheit der alten Geschichtschreibern Ludwig's XIV. entgegnanten Anekdote nicht wenig zu Gute gethan hatte, gab zu, daß sie sich in jenen „obskuren und jämmerlichen Schmähschriften, wo die Ereignisse eben so verhaßt wären wie ihre Eigennamen", befände; er behauptete aber, sein Werk sey „zum Theil schon lange vor den Persischen Denkwürdigkeiten" verfaßt, seine Mittheilung in denjenigen Punkten, wo die Erzählung von Dichsart mit der historischen und chronologischen Wahrheit im Widerspruch stand, ihm nicht schwer wurde. Doch stand Voltaire in dieser Antwort auf La Beaumelle's Schrift, daß es sich „überaus sehr" habe, in den Persischen Denkwürdigkeiten „unter so vielen Fäßchen auch eine wahre Anekdote" zu finden. Er glaube einige achtbare Personen nennen zu müssen, um die Richtigkeit seiner Nachrichten, die er über diesen Gegenstand erhalten, darzuthun: Herr Rioufle, ehemaliger Kriegs-Commissair in Cannes, war bei der Transportirung des maskirten Gefangenen nach der Bastille zugegen gewesen; der Marquis von Regnes hatte erzählt, daß in der Provinz die „Abenteuer" dieses Gefangenen schon im Munde des Volks seyen. Herr Maselon, Wundarzt des Herzogs von Richelieu und Schwiegersohn des „alten Arztes der Bastille", verbürgte sich für die von seinem Schwiegervater verschiedenen Thatsachen; die Herren von Lasmillade und von Caumartin hatten aus Chamillard's Munde selbst von dem Dasein der eisernen Maske gehört; und die Jungfrau der „alten Lenz, welche die Minister davon hatten sprechen hören", machten die Thatsache vollends noch „authentischer", als irgend ein anderer Beweis.

Um die Neugier seiner Leser in Ruhm zu erhalten, ließ Voltaire die verschiedenen Ansichten über die Person dieses Gefangenen die Musterung passiren, er bestritt, daß es der Graf von Vermandois gewesen, denn dieser sey im Jahre 1683 im Lager von Courtray „an den Pocken" gestorben; oder der Herzog von Beaufort, der im Jahre 1669 bei der Belagerung von Kandien von den Türken getödtet worden; er leugnete auch, daß es ein Mann gewesen seyn könnte, „der um alle Gebeimnisse des Herrn Fouquet gewußt"; doch, meinte er, verdiene die dunkle Antwortung, die Chamillard selbst gegeben, einige Aufmerksamkeit gegeben, „um sich von den dringenden Fragen desselben zu befreien", wohl einige Berücksichtigung.

Voltaire konnte übrigens von dem Zeitalter Ludwig's XIV. nichts als die Oberfläche, und auch der einsichtsvolle Prosper Marchand durchaus nicht die Erzählung als einzig und allein aus den Persischen Denkwürdigkeiten entnommen, mit einigen Abänderungen, Zusätzen und Abkürzungen.

Die erste Anklagung, die unter der eisernen Maske den Grafen von Vermandois hatte erkennen wollen, wurde sehr bald aufgegeben, und mehrere Buchdrückerische Gelehrte verneinten selbst, um einem Paradoxon, das man „gut es sey", auf die Geschichte hinzuthun, Gültigkeit zu verschaffen; sie behaupteten nämlich, der verlarvte Gefangene sey ein junger Kammerherr Anna's von Oesterreich und natürlicher Bruder Ludwig's XIV. gewesen. Die Kunde dieser sonderbaren und skandalösen Anekdote war wohl ein kleines ziemlich seltenes Buch, das im Jahre 1689 bei Pierre Marteau zu Köln in Druck unter dem Titel „Liebschaft der Gemahlin Ludwig's XIII., Anna von Oesterreich, mit dem Cardinal von Richelieu" erschien; man kann sich aber bei Lesung dieses Pamphlets leicht überzeugen, daß in dem Original-Manuskript nur die Anfangsbuchstaben C. v. R. gestanden hatten, aus denen ein Herausgeber, Courtilz „Sandras" machte, während dieser Minister in dem Werke selbst eine ganz andere Rolle spielt, als die eines Liebhabers. Man hat daher zugleich, unter C. v. R. könne der Graf (Comte) von Rivière gemeint seyn. Nach diesem Buche wäre aber vielmehr Ludwig XIV. selbst die Frucht dieser geheimen Liebe gewesen, die der Kardinal begünstigt hätte, um den Einfluß der Königinn des Ausschens auf den Thron zu rauben, weil dieser auf den Beichstag, die von ihm gelebte Nachte des Kardinals, Parisiatis (Frau von Combalet) zu heirathen, Letzteren mit einer Odrsiege gantwortet. Ludwig XIII. soll später den Liebeshandel entdeckt und den Grafen von Rivière maskirt ins Gefängniß geschickt haben, wiewohl man nicht eingesteht, wegen der Maske binnen.

Eine gewichtigere Autorität, als die eines Dragmatischen Pamphlets, brachte in Frankreich die seltsche eben so unwahrscheinliche Meinung in Umlauf, wonach der Mann mit der eisernen Maske für den Herzog von Beaufort gehalten wurde. Lagrange-Chancel, der seinen Philippiken gegen Voltaire berühmt, an Ort und Stelle, wo der unbekannte Gefangene zwanzig Jahre vor ihm gewohnt hatte, einige Ueberlieferungen sammeln zu können, schrieb auf seinem Schlosse Antemiat in Perigord einen Brief, der in der Annee littéraire von 1758 erschien, um gewisse Punkte in der Darstellung des „Zeitalters Ludwig's XIV." zu berichtigen. Der Brief, der an den Herrn von Maurepas seinen damals noch amtsabzüglichen Verfassers wissen begierig gelesen wurde, theilte Freron's Haß gegen Voltaire und hatte keinen anderen Zweck, als diesem „in seinen Forschungen selten genauen" Historiker zu widersprechen; aber der harte, schneidende Ton des alten Satirikers stimmte nicht zu der Artigkeit der Thatsachen, die er aus seinem Gespräch mit der Jungfrau Sainte-Marguerite mitgetheilt hatte; er sagte, Peer von Lamotte-Guerin, zur Zeit seiner Haft auf einer Insel (im Jahre 1718) Gouverneur derselben, habe ihm versichert, daß jener Gefangene der Französische Admiral Herzog von Beaufort gewesen, von dem es gewissen, er sey bei der Belagerung von Kandien gefallen, und von man behalt so behandelt habe, weil er den Absichten Esterre's, dem das Departement der Marine anvertraut war, im Wege gestanden. Das, was Lagrange-Chancel nach dem Hörensagen mehrerer Genossen seiner Gefangenschaft auf der Insel Sainte-Marguerite erzählte, war nicht der Mühe werth, es stimmte in den Einzelheiten größtentheils mit Voltaire's Erzählung überein; nur erwähnte Lagrange-Chancel eines sicherlichen und unnützen Umstandes, nämlich, daß der Gefangene „sich damit habe unterhalten können, sich mit einer sehr glänzend polirten Lange das Barthaar auszurupfen,"

Digitized by Google

Voltaire hätte wahrscheinlich die bittere Kritik dieses Schreibens zurechtgewiesen, wäre Lagrange-Chancel nicht noch in demselben Jahre gestorben. Erst als Saint-Foix und der Pater Griffet, mit unverwerflichen Zitaten gerüstet, auf den Kampfplatz traten, rührte sich Voltaire, aber nicht etwa, um sich mit ihnen zu messen, sondern, gleich einem Kämpfer, der einen zu leicht befiegbaren Gegner verachtet und trotz aller Herausforderungen unbeweglich bleibt, begnügte er sich damit, folgende Erklärung in seinem öffentlichen Archiv niederzulegen: „Der Verfasser des Zeitalters Ludwig's XIV. ist der Erste, der in einer thatsächlichen Geschichte von dem Mann mit der eisernen Maske gesprochen hat, weil er nämlich sehr genau von dieser Angelegenheit unterrichtet war, die das jetzige Zeitalter in Erstaunen setzt, die Nachwelt in Erstaunen setzen wird und nur zu wohl ist."

Im Jahre 1768 bemächtigte sich der Widersinn von neuem dieser Geschichte, und Saint-Foix versuchte es in einem Schreiben in der Année littéraire, eine Hypothese geltend zu machen, die wenigstens das Verdienst der Seltsamkeit hatte und dabei bei den Freunden des Wunderbaren sicher in Aufnahme kam: Saint-Foix behauptete, der maskirte Gefangene sei am 15. Juli 1685 in London enthaupteter Herzog von Monmouth, Sohn Karls II., gewesen. Auf diesen wunderlichen Einfall brachte ihn eine Aeußerung des Pater Tournemine und eine Stelle im Hume, woraus man in der That erfieht, daß in London das Gerücht ging, der Herzog von Monmouth sei so gestorben, wie er gestorben wäre, wenn er eine ähnliche gewesen, sich bereit gefunden hätte, an seiner Statt zu sterben, während der eigentliche Verurtheilte heimlich nach Frankreich in ewiges Gefängniß gebracht worden sei. Dieser Roman machte viel Glück, besonders da ihm die unerschütterliche Festigkeit Saint-Foix's und die Zierlichkeit seines Stils zu Hülfe kam, und es wurde in Frankreich eines Ernstes darüber, mit dem man sich nun schon seit 23 Jahren beschäftigte, ohne daß der täglichem Wechsel des Terrains der Sieg sich auf irgend eine Seite hingeneigt hätte, hierdurch von neuem aufgestellt.

Saint-Foix, dieser hitzige ungestüme Kämpfer, der ihm so gern den Degen mit die Ferse stieß, kam unter anfangs seinen Vaterstreich; nur ein Herr von Pallau, aus der Saint-Marsschen Familie, machte in der Année littéraire einige Familien-Ueberlieferungen bekannt, die er Ihnen zu Voltaire mitgetheilt, von denen dieser aber noch nicht Gebrauch zu machen für gut gefunden hatte. Herr von Pallau, dessen Bericht in dieser Sache von großer Bedeutung war, folgte auch der Untersuchung seines Herrn von Blainvilliers, „Infanterie-Offiziers in der Saint-Maroschen Feix-Compagnie zu Pignerol und auf der Insel Sainte-Marguerite. Die seitdem publizirte Korrespondenz von Saint-Mars bestätigt es, daß damals ein Offizier dieses Namens da gewesen. Nach Herrn von Pallau war der Mann mit der Maske in seinem verschiedenen Gefängnissen unter dem Namen Marchiali, oder Marchioli, aber speicht faste, daß seine Maske „von Eisen und mit Sprungfedern versehen" war; er trug diese Maske auf allen seinen Spaziergängen (verwahrlich auf den Bastionen der Festung) und bei den Dinners, denen Offiziere beiwohnten. Er hatte daran gelitten, daß seine Wäsche und beim Bücher und Alles, was man seinen Gefangenen gewähren kann." Als er im Jahre 1704 (1703) starb, that man „Doyereien, die den Leichnam verzehren sollten", in den Sarg. Jenes Schreiben enthielt zwei sehr auffallende Stellen. Herr von Blainvilliers, neugierig, den Gefangenen der Insel Sainte-Marguerite zu sehen, hatte sich die Uniform seines Schwagers, des Majors von Insel Saint-Mars unter dem Vorwand, den Gefangenen zu sehen pflegte, und blieb „eine ganze Nacht auf diesem Posten, um den Unbekannten zu betrachten, der diese Maske in seinem Zimmer auf und nieder ging. Dieser Mann war „von weißer Gesichtsfarbe und wohlgewachsen", wiewohl „ein Bein nach unten zu etwas zu stark wurde", und er schien, ungeachtet seines weißen Haupthaares, noch in seinen besten Jahren zu stehen. Wenn hatten die Gewohnheiten einer ganzen Nacht nichts gelitten. Als im Jahre 1698 Herr von Saint-Mars sich von der Insel Sainte-Marguerite nach der Bastille begab, zu deren Gouverneur er ernannt war, hielt er mit seinem Gefangenen auf seinem Landgut Palteau an, und die Bauern, die ihrem Herrn entgegen kamen und ihn bis auf sechs Meilen begleiteten, sahen Zeugen dieser merkwürdigen Reise: der Mann mit der Maske langte unter Bedeckung mehrerer Reiter in einer Sänfte an, welcher die des Herrn von Saint-Mars folgte. Das Mittagsmahl wurde in dem Speise-Saal des Erdgeschoßes eingenommen; der Unbekannte setzte den nach dem Tische gebenden Fenstern den Rücken zu, und sein Gesicht befand sich gegenüber sah, hatte zwei Pistolen neben seinem Teller liegen; ein einziger Kammerdiener wartete ihnen auf und schlief jedesmal, wenn er die Schüsseln aus dem Vorzimmer holte, die Thür hinter sich zu. Der Gefangene hatte eine schwarze Maske, durch die man seine Zähne und Lippen sehen konnte, und an auch sein weißes Haar nicht bedeckt; er war von hohem Wuchs. Sainte-Marie, der seinen Tisch Tage lang seines Gastes ein Feldbett aufschlagen. Das Aufstallende dieser Begebenheit hatte einen tiefen Eindruck in der Erinnerung der alten Leute zurückgelassen, die Herr von Pallau sechzig Jahre später dann befragte.

Widersprach kommt Saint-Foix nicht gut vertragen; er breitet sich daher, mit seiner Ironie die in dem Schreiben des Herrn von Pallau enthaltenen Behauptungen zu bekämpfen, und es wird ihm nicht schwer, das Zeugniß des Herrn von Blainvilliers zu entkräften; er machte bemerklich, daß ein Offizier der Bestechung eines Soldaten zur bloßen Befreiung einer tabelnswerthen Neugier, auf die Gefahr, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, nicht fähig sei, und daß überdies seine Schildwache länger als drei Stunden auf ihrem Posten bliebe; aber selbst wenn dieser Offizier so pflichtmäßig gehandelt hätte, und wenn es ihm gelungen wäre, die Wachsamkeit der Runden zu täuschen, die in Staats-Gefängnissen alle halbe Stunden den Umgang halten, wie hätte er wohl von der Galerie unter dem Zimmer des Gefangenen den „unteren Theil des Beines" dieses Unbekannten sehen können, da noch dazu Gitter und Stangen vor den Fenstern waren? Saint-Foix, der mit Recht meinte, daß ein Gefangener von solcher Wichtigkeit gewiß bester bewacht werden wäre, sagt noch Pajauiel de la Force's Beschreibung von Frankreich hinzu, Saint-Mars habe in dem Fort de Jusel Sainte-Marguerite ein „sehr sicheres und sehr festes" Gefängniß bauen lassen. Wirklich war dies Gefängniß, das man zu der Zeit, wo Saint-Foix schrieb, der Merkwürdigkeit wegen zeigte, nur durch ein einziges auf die See hinausgehendes Fenster erleuchtet, das sich ungefähr tausenden Fuß über dem Runde-Weg befand. Saint-Foix ließ die Gelegenheit nicht vorübergehen, seine Ansicht, daß der Gefangene der Herzog von Monmouth gewesen, zu bekräftigen, indem er eine Stelle aus dem besagten Schreiben hervorhob, die auf den Herzog von Beaufort nicht paßte, weil Frau von Choisy auf ein Epigramm dieses Fürsten entgegnete: „Herr von Beaufort möchte gern dreißen und kann nicht", woraus hervorleuchte, daß derselbe in einem Alter von 54 Jahren gar keinen Zahn mehr im Munde gehabt: folglich konnte es der Mann nicht sein, welchen Zähne die Lauheiner von Palteau durch die Maske hatten hervorschimmern sehen. Saint-Foix kombinirte gegen Lagrange-Chancel unter Anderem auch noch, daß der Herzog von Beaufort, der wegen seiner Heiden, gemeinen Manieren den Beinamen „König der Halles" geführt, schwerlich im Alter und in der Gefangenschaft ein erlesenes Verlangen nach „reichen Kleidern" gezeigt haben würde. Uebrigens hatte Saint-Foix sich auf empfehlenswerthen Autoritäten stützen können, als auf die von Santeau de Cenenig unterzeichneten Denkwürdigkeiten des Marquis von Montdrun, um zu beweisen, daß der Herzog von Beaufort bei einem Ausfall in Kandien getödtet und sein Kopf von dem Groß-Wesir nach Konstantinopel geschickt worden sei, wo man ihn drei Tage lang, auf eine Stange gespießt, umhergetragen habe.

Diese Ansicht von Saint-Foix mit dem ganzen Aufwand seines Talents vertheidigt Aufsicht schien die Oberhand zu behalten; da publizirte plötzlich die gelehrte Herausgabe der Geschichte Frankreichs vom Pater Daniel, der Pater Griffet, selbst Verfasser einer guten Geschichte Ludwig's XIII., seine „Abhandlung über die verschiedenen Arten von Beweisen zur Feststellung der historischen Wahrheit". In Duodez, Altisch 1769. Dieser Jesuit, der von vielen Jahre lang Reichsrate in der Bastille gewesen, war wohl als irgend Jemand im Stande, den dichten Schleier zu lüften, der den maskirten Gefangenen deckte, welchen schon Viele als eine bloß vornehmere, aus Voltaire's oder des Ritters von Mouhy's Gehirn entsprungene Gestalt betrachteten, denn man konnte noch kein authentisches Aktenstück, wodurch die Existenz eines Mannes mit der Maske bestätigt worden wäre. Der Pater Griffet überlegt die Erwartungen, die man von seinem gerechten und unparteiischen Geist trage, indem er zum ersten Mal das geschriebene Tagebuch des Herrn Dujunca, Königlichen Leutenants der Bastille im Jahre 1698, und die Todten-Listen des Kirchspiels St. Paul herausgab.

Nach diesem Tagebuch, dessen Authentizität nicht in Zweifel gezogen wurde, hatte Saint-Mars, als er von der Insel Sainte-Marguerite anlangte, um das Kommando der Bastille zu übernehmen — es war am Donnerstag den 18. September 1698 um 3 Uhr Nachmittags — in seiner Sänfte einen „alten Gefangenen mitgebracht, den er zu Pignerol gehabt, dessen Name nicht genannt wurde, und der eine schwarze Maske trug". Dieser Gefangene wurde eigenhändig in den Thurm von La Basinière gebracht, bis Herr Dujunca ihn gegen 9 Uhr Abends in das dritte Zimmer des Thurms von Bertaudière geleitete, „welches man aufs sorgfältigste möblirt hatte." Herr Rosarges, der im Gefolge von Saint-Mars gekommen war, wurde zum Gouverneur ernannt, „was mit der Bedienung und Pflege des besagten Gefangenen beauftragt, der vom Gouverneur persönlich wurde."

Der Tod dieses Gefangenen war nach dem erwähnten Tagebuch am Montag den 19. November 1703 erfolgt. „Der unbekannte Gefangene, der stets eine schwarzsammtene Maske trug und von Saint-Mars von der Insel Sainte-Marguerite mitgebracht, sei lange krank worden, stard heute gegen 10 Uhr Abends, nachdem er sich gestern nach der Messe etwas unwohler gefühlt hatte, ohne aber irgend eine bedeutende Krankheit gehabt zu haben. Herr Giraut, naher Kimsoneur, sieh ihn gestern beichten. Von Tode überzeugt, konnte er das Sakrament nicht empfangen, und unser Aumonier Reynier hat ihn gestern vor seinem Tode noch Trost zu. Er wurde Dienstag den 20. November um 4 Uhr Abends auf dem Kirchhofe von St. Paul beerdigt. Sein Begräbnis kostete 40 Livres."

Hier wären also endlich bestimmte Daten. Der Aufzug aus den Todtenregistern bestätigte die Gemeinschaft des Gefängnisses Tagebuchs: „Im Jahre 1703, den 19. November, starb Marchiali, 45 Jahr alt, in der Bastille; sein Leichnam wurde auf dem Kirchhofe von St. Paul, seinem Kirchspiel, am 20sten besagten Monats bestattet, in Gegenwart des Herrn Rosarges, Majors der Bastille, und des Herrn Reiß, Wundarztes der Bastille, welche unterzeichneten." Dieser Aufzug wurde mit dem Original-Register verglichen, wo der Name Marchiali sehr deutlich und sauber geschrieben war.

Der Pater Griffet, der auf diese Weise das Geheimniß des Mannes mit der Maske außer Zweifel stellte, ohne zu behaupten, daß er den Schlüssel dazu habe, glaubte noch einige Thatsachen berichten zu müssen, die er aus dem Munde eines der letzten Gouverneure der Bastille, des im Jahre 1749 verstorbenen Jourdan Delaunay, hatte. Des Andenkens des maskirten Gefangenen hatte sich lange Zeit unter den Offizieren, Soldaten und Bedienten dieses Gefängnisses erhalten, und viele Augenzeugen hatten ihn „über den Hof in die Messe gehen" sehen. Nach seinem Tode war „Alles, was nur zu seinem Gebrauch gedient hatte", Wäsche, Kleider, Matratzen und Decken, verbrannt worden; man hatte die Wände seines Zimmers abgekratzt und nen gewaltig und alle Spuren seines Aufenthalts getilgt, aus Furcht, der Gefangene möchte irgendwo ein Billet oder ein Erkennungszeichen versteckt haben; und als lange nachher der Polizei-Leutenant Bober d'Argenson, der ihr unter seiner Aufsicht stehende Bastille oft besucht, erfahren hatte, daß man sich dort noch immer von diesem Gefangenen unterhalte, wollte er hören, was

Digitized by Google

man davon dächte, und gab auf die Muthmaßungen der Offiziere nur zur Antwort: „Man wird dies niemals erfahren!“

(Schluß des ersten Artikels folgt.)

Bibliographie.

Grèce. — Von Pouqueville, Mitglied des Institute. 6½ Fr.

Cours complet de lithographie. — Von Thénet. Zu zehn monatlichen Lieferungen in 4. à 4½ Fr.

Statistique de la chambre des députés. Session 1836. — Von Chatelain. 5 Fr.

Cours d'histoire de France; lectures tirées des chroniques et des mémoires, précédées d'un précis des événemens, depuis les Gaulois jusqu'à nos jours. — Von Mad. Amable Tastu. Erste Lieferung.

Biographie maritime. Par M. Heunemann, chef de bureau au ministère de la Marine. Ouvrage dédié à S. A. R. le prince de Joinville.

Mémoires à l'Institut royal de France, ou suite des dissertations sur la Morale chrétienne et l'harmonie du système du monde. — Von P. Vallée. 3 Fr.

Le salon de Lady Betty. Nouvelles anglaises. — Erzählungen von Madame Desbordes-Valmore. 2 Bde. 15 Fr.

Sous les verroux. — Roman von H. Raynal. 7½ Fr.

Italien.

Die Katastrophe Leopold Robert's.

Nach ist das letzte Wort über ein ausserordentes Künstlerleben nicht gesprochen, dem ein Selbstmord so grausam ein Ziel setzte, zu einer Zeit, wo ihm — wir sprechen von Leopold Robert — Alles zu lächeln schien. Eine Frau hat es versucht, uns das Innere dieses Malers zu enthüllen und den Umständen auf die Spur zu kommen, die ihn zu jenem traurigen Entschluß bewogen. In Genf war es, wo Herr und Frau von *** in der St. Peters-Kirche zum ersten Mal mit Leopold Robert zusammentrafen. Wir geben hier das Wesentlichste von dieser anziehenden Erzählung.

In den drei Wochen, welche Herr und Frau von *** in Genf zubrachten, begegneten sie überall, sie mochten durch die Straßen der Stadt gehen, oder deren Umgebungen besuchen, einem und demselben Unbekannten; er war immer allein und hatte das Ansehen einer Statue unter einer Menge. Wir wollen der Frau von *** in der einfachen, aber reizenden Schilderung nicht folgen, die sie von dieser alten Stadt, von ihren „mit Wagen gepflasterten“ Straßen und von ihren Gondeln entwirft. Wir wollen eben so wenig von dem Enthusiasmus sprechen, der sie bei dem Anblick der Meisterwerke Giorgione's, Titian's, Tintoretto's, des alten Palma, Sebastian del Piombo's, Bellini's und Anderer ergreift. Unsere beiden Gatten standen vor einem Gemälde der Gebrüder Bassan, dessen kräftiges und doch so harmonisches Kolorit sie bewunderten, als sie durch neben sich einen Ausdruck des Verdrusses und Schmerzes, der sich in ihrer Nähe kundgab, auf sich aufmerksam wurden. Dasselbe Gesicht, das ihnen in Genf und in den benachbarten Gegenden so oft aufgefallen war. Das Erstaunen schien von beiden Seiten gleich groß; diesmal aber wagte man es, sich anzureden, ja, man benahm sich gegen einander wie alte Bekannte. Beim Scheiden übergaben Herr und Frau von *** dem Unbekannten ihre Adresse und empfingen dasselbe auch die seinige: es war Leopold Robert!

Man besuchte sich nun wechselseitig, zuerst aus bloßer Höflichkeit; da es aber unmöglich war, diesen liebenswürdigen, trefflichen Künstler zu sehen, ohne den Wunsch einer näheren Bekanntschaft zu hegen, so wurde er bald der Freund des Hauses. „Leopold liebte die Einsamkeit; von Natur scheu, ja wild, war er in Frankreich verlassen worden, und weit sein Gemüth nicht für Jedermann gleich offen lag, hielt man ihn für einen Sonderling, ja sogar für einen Duckmäuser; diese Ungerechtigkeit hatte ihm das Herz zermalmt.“

Er lebte sehr eingezogen in Venedig und verließ seine Werkstatt nur, um eine leidere Freundin zu besuchen; bei ihnen allein fühlte er sich ganz wohl und ganz glücklich. Wie sehr mußte es also Herrn und Frau von *** bekümmern, als sie die Besuche des jungen Malers selener werden sahen! Sie machten ihm verbindliche Vorwürfe darüber, und Leopold kam wieder häufiger; aber wo er auch sein mochte, eine gewisse Schwermuth schien ihn nicht mehr verlassen zu wollen.

Einen Abend, als sie zusammen einen Wasserfahrt machten, begegneten sie einer Gondel, aus welcher eine süße, geheimnißvolle Musik ertönte; auf dem Vordertheil standen zwei Damen und ein ältlicher Herr; ihre elegante Kleidung und die prächtigen Wappen an dem Fahrzeuge verkündigten reiche und vornehme Venetianische Edle; die eine der beiden Damen war von bezaubernder Schönheit. Leopold betrachtete sie, bald aus der Gondel hinausgelehnt, nicht wie der Beobachter von Genf, sondern wie ein von Liebe Berzückter, der Leben oder Tod von einem Blick, von einem Zeichen, von einer Bewegung zu erwarten scheint. Die flüchtige Barke verweilte einige Augenblicke, dann glitt sie auf den Wellen davon und verschwand. Leopold blieb, wie von einem Zauber gebannt, lange Zeit in seiner angenommenen Stellung, bis endlich die Gondoliere aus Ufer stießen und die Gesellschaft sich trennte.

Am folgenden Tage war Leopold sehr traurig, und seine verdunkelten Züge bewiesen, daß er sich unter der Last des heftigsten Leidenschaft quälte. Aber die Freundschaft, wie die Liebe, dringt in die innersten Falten des Herzens und entdeckt leicht die Geheimnisse desselben. Sobalten auch Herr und Frau von *** bald errathen, daß ihr Freund jene reizende Venetianerin nicht zum ersten Mal gesehen, und sie sagten es ihm. Leopold gestand es; er erzählte ihnen nun selbst mit der rührendsten Hingebung, wie seine Leidenschaft entstanden, und wie sie zu einem Feuer in ihm entbrannt sey, das durch nichts gelöscht werden könne. Er hatte sie zuerst in der Kirche gesehen, diese himmlische Jungfrau, dann im Theater in einer Loge dicht neben der seinigen, und er hatte gehört, es sey die Tochter des Marquis Enrico **, eines der angesehensten und begütertsten Edelleute Venedigs. Diese Entdeckung war „wie ein Sieberg“ auf sein Herz gefallen; aber dennoch träumte er, sein echtes, gediegenes Talent werde ihm die Hand der jungen Signora erwerben, und die Hoffnung, sich von ihr geliebt zu sehen, eine Hoffnung, von der er sich nicht heilen lassen wollte, wich nie von ihm.

Als Leopold einst in Gedanken verloren im Dogenpalast auf und nieder wandelte, fand er sich plötzlich zur Seite der schönen Venetianerin; er hatte anfangs nur eine enthusiastische Musikfremdin in ihr bemerkt, nun liebte sie auch die Malerei und urtheilte wie eine Künstlerin über die Gemälde! Dieses weibliche Wesen füllte jetzt alle seine Träume aus, es war sein tröstender Engel, das Leben seines Lebens geworden.

Bald verbreitete sich das Gerücht, daß ein fremder Maler, dessen Talent schon dem Talent der Leonardo da Vinci's und der Titiane gleich komme, sich in Venedig aufhalte. Mehrere hohe Personen baten Leopold Robert um die Erlaubniß, sein Atelier besuchen zu dürfen. Einer der Ersten, die sich einfanden, war der Marquis Enrico **, allgemein bekannt durch seine Kunstliebe und durch seine prächtige Gemälde-Gallerie. Er bewunderte die Werke des jungen Malers, lobte seine schönen Anlagen, bat sich seinen Besuch aus und drückte ihm beim Weggehen recht herzlich die Hand.

Voller Freude und Hoffnung nahm Leopold diese Einladung an; er begab sich oft in den Palast des Marquis, und sein Leben war nun eine ununterbrochene Folge von erfreulichen Glück; er sah Marien täglich, erhielte ihr Unterricht im Malen, begleitete sie ins Theater, und jedes Wort aus ihrem Munde war ihm ein Wort der Hoffnung und der Seligkeit. Ach! die natürliche, freimüthige Marie sühlte sich zwar gleichfalls bei Leopold's sorglosser Geselligkeit, seine Liebe aber erwiederte sie nicht.

So verflossen zwei Monate unter den süßesten Täuschungen. Eines Abends empfing Leon sie dieß der Gatte unserer jungen Dolerin) ein Billet von seinem Freunde; es enthielt nur die wenigen Worte, mit zitternder Hand geschrieben: „Ich beharf Ihrer; ich erwarte Sie.“ Herr von *** ging auf der Stelle zu ihm — und Leopold im Bett, ganz eingefallen und zerknickt, daß es zum Entsetzen war; ein hitziges Fieber tobte in allen seinen Gliedern. Aus den unzusammenhängenden Reden, die er auf seiner bedrängten Brust hervorstammelte, konnte Leon so viel entnehmen, daß die Tochter des Marquis Enrico ** sich mit einem jungen Venetianer verheirathen wollte, den sie innig liebte. Bei dieser Nachricht, die Leopold durch den Marquis selbst erfahren hatte, war sein Herz gebrochen, seine Vernunft gewichen, und mit einem schrecklichen Wahnsinn behaftet, der ihm alle seine Geistesstärke raubte, war er nach Hause zurückgekehrt.

Herr von *** glaubte zu bemerken, daß sein Gegenwart das Uebel des Kranken noch verschlimmerte; er entfernte sich also schleunigst und eilte, einen Arzt zu holen. „Als er zurückkam, war ein großer Auflauf auf der Straße; die Thür des Hauses stand offen ..... ein dunkles, furchtbares Vorgefühl bemächtigte sich seiner ... seine Kniee wankten .... Als er den dritten Stock erreicht hatte, stand die Thür seines Zimmers geöffnet und mit Menschen gefüllt .... Er drängt sich durch die Menge ... Ein Feuerrohr hatte diesem liebevollen, ruhmreichen und tugendhaften Leben ein Ende gemacht ...!“ (Echo de Vaucluse.)

Mannigfaltiges.

— Indo-Germanisches Sprachstudium. Nicht bloß aus Paris und London gehen uns Nachrichten von der Anerkennung zu, welche die von unserem gelehrten Mitbürger, Herrn Professor Bopp, aufgestellten Grundsätze der vergleichenden Sprachkunde finden. Auch aus St. Petersburg, dessen Akademie namentlich in Bezug auf orientalische Sprach-Studien ein bedeutendes Gewicht in der Europäischen Waagschale hat, wird uns in dieser Beziehung Erfreuliches gemeldet. Im neuesten Blatte der Nordischen Biene liest man: „Herr Prof. Lenz, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der gelehrten Welt bereits bekannt durch seine Herausgabe des „Avesta“, beabsichtigt, diesen Winter d. M. an der hiesigen Universität eine Vorlesung über Sanskrit-Sprache und vergleichende Grammatik. Herr Lenz wird in seinen Vorlesungen die Sanskrit-Grammatik mit denen der Griechischen, Lateinischen, Gothischen und Slavischen (Kirchen-) Sprache, in beständigem Hinblick auf den Indo-Germanischen Sprachstamm, vergleichen. Der junge Akademiker ist ein Schüler des Prof. Bopp in Berlin, des Schöpfers der neueren vergleichenden Sprachkunde. Die Vorlesungen werden in Französischer Sprache gehalten. Die Methode des Herrn Lenz zeichnet sich durch große Klarheit und Urtheilskraft aus, weshalb dieser auf der hiesigen Universität bisher noch nicht in öffentlichen Vorträgen behandelte Gegenstand sich des Beifalls aller Wißbegierigen zu erfreuen hat.“

— Ein Winter in Rußland. Unter diesem Titel ist in Deutschland ein Buch angekündigt worden, von welchem bereits mehrere Auszüge in bekannten Zeitschriften als Proben gegeben wurden. Herr Walgarin nimmt davon Veranlassung, in der „Nordischen Biene“ zu erklären, daß diese Auszüge sehr viele unrichtige Darstellungen enthielten, und daß das Buch, wenn es verhältnißmäßig das Gute in vieler Unrichtigkeiten enthalte, dem Deutschen Publikum einen ganz falschen Begriff von den gesellschaftlichen Zuständen Rußlands geben würde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, oder Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Preuß. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Mittwoch den 6. April 1836.

Spanien.

Scenen aus Spanien im Jahre 1835.

(Aus der Revue des deux mondes.)

— „Faut en! Faut en! — Es ist ein Verräther! — Nieder mit ihm! Nieder mit ihm!“ — Unter diesem donnernden Zurufe hatte eine Truppe Urbanos in blauer Uniform, mit gelben Aufschlägen, einen Mann von etwa vierzig Jahren

an ihnen zu rächen. Die Gefängnisse sind bereits von denselben angefüllt, und wir haben uns nunmehr lediglich an sie zu halten. Gewiß, sie müssen für die Uebrigen büßen. Wenn man mir nur glauben wollte!" ... — Bei diesen Worten machte der Redner eine bedeutungsvolle Miene, und ein bei den Spaniern üblicher klassischer Schwur beschloß den patriotischen Vortrag.

Es setzte seine Argumentationen nicht weiter fort, aber aus dem Beifall, den seine Rede einkündete, konnte man wohl entnehmen, daß seine Zuhörer alles das billigten, was er ihnen vortrug. In Spanien kennt man noch heutzutage kein anderes Gesetz, als das der Lanze, Auge um Auge, Zahn um Zahn. An jenem Abend sollte indeß dieses Gesetz nicht in Anwendung kommen, und die Nacht verging ohne ein besonderes Ereignis. Da es nun aber zu keinem Siegesfecht-Abkommen kam, so war man dazauf bedacht, ein anderes an dessen Stelle zu organisiren, und man begann sogleich, fast unter den Augen aller Welt, daran zu arbeiten. Aber hätte es auch „tausendjährige Könige" Zeit genug Tage vergingen mit Vorbereitungsanstalten. Die Mönche sahen mit ängstlichen Blicken dabei zu, gleich einem Delinquenten, der sein eigenes Schaffot aufrichten sieht; der Schrecken blieben sie mehrere Nächte aus ihren Klöstern fort und hielten sich in verschwiegenen Privathäusern verborgen. Indeß zeigte es sich gar bald, daß ihr Schrecken ungegründet war; das Ungewitter, das lange über ihren zu schweben schien, sollte sich über ganz andere Häupter entladen.

Während dieses Drama gleichsam hinter den Coulissen zur Ausführung sich vorbereitete, hatte sich auf der Bühne selbst nichts verändert: es war gerade die Saison der Stiefel, und die Tartanes (Landfuhrwerke) durchkreuzten sich fortwährend auf dem Wege von der Stadt nach Grao und von Grao nach der Stadt. Grao ist der Hafen, der vielmehr der Landungsplatz von Valencia, das eine halbe Meile vom Meere abliegt. Die Seebäder von Grao sind sehr einfach und fast unbenannt; in Spanien wird überhaupt auf die Bequemlichkeiten des Reisens nicht viel Rücksicht genommen. Ich selbst schickte Lützens Pferde auf dem flachen Ufer dient als Toiletten-Kabinet für die weiblichen Badegäste; hier werfen sich die elegantesten und zartesten Frauen in einen langen leinwandnen Sack, der ihnen von den Schultern bis zu den Füßen reicht, und in diesem ganz unelegansten Kostüme steigen sie vor den Augen aller Welt ins Meer hinab. Don Francisco di Paola, der einzige unter den drei Spanischen Infanten, der der Königin Isabelle treu geblieben, theilte damals diese unschuldigen Vergnügungen mit seiner Familie; auch hier hielt sich derselbe, wie zu Madrid, von aller Politik entfernt; denn er ist ein überaus friedliebender Mann, der allen Respekt vor den öffentlichen Angelegenheiten hat und der sich nach nichts sehnt, als nach Ruhe und Frieden.

Unterdessen reiste unser Alberoto allmälig heran. Während ein Theil der Bevölkerung von den Bädern angezogen wurde, begann der andere zu konspiriren, oder vielmehr diese Dinge gingen gleichen Schritts neben einander her; denn die Verschworenen zweifelten sich nicht im Geringsten: sie hegten sich nach Grao mit den Uebrigen, und man konspirirte gar seltsam dort, während in der Stadt ein Fest nach dem andern folgte. Eines der Häupter der Verschwörenen, dem ich empfohlen worden, ein Offizier der National-Garde, machte mir noch den Tag vor dem Ausbruche der Emeute seine Aufwartung. Des Abends sitzet er mich ins Theater, wo eine außerordentliche Vorstellung stattfand, aber ich eigentlich Abschied war für mich nicht auf der Bühne, sondern im Parterre und in den Logen: hier spielte das Haupt-Drama. Man sprach von dem bevorstehenden Alberete, als ob man sich vor einer bekannten Komödie unterhielte, die eine zweite Aufführung erleben sollte; und mein Freund, der Offizier, drückte mir, indem er mich verließ, um sich zu den übrigen Mitverschworenen zu begeben, freundlich die Hand, wie Einer, der eben zum Ball gehen will; er empfahl mir, etwas vorsichtig und auf meiner Hut zu sein, etwa wie man zu einer Tänzerin sagt: Ermüden Sie sich nicht zu sehr. Kaum war ich nach meiner Wohnung zurückgekehrt, als ich General-Marsch schlagen hörte. Um Mitternacht hatte sich die National-Garde auf ihren Waffenplätzen eingefunden; denn der Streich war lediglich für sie bestimmt. Die wenigen Truppen, die die Garnison bildeten, erschien nen nicht; die Stadt befand sich in den Händen der Miliz, und der Sieg fellte ihr nicht eben theuer zu stehen kommen.

Aber welchen Gebrauch wird sie von demselben machen? Wird sie, wie zu Barcelona, die Mönche niedermetzeln, oder die Klöster in Brand stecken, wie zu Murcia? Wird sie den Sturz des Ministeriums Toreno und der Königin-Regentin verlangen? Wird sie die Konstitution von 1812 proklamiren? Oder endlich, wird sie sich von Madrid lossagen und dem Königreich Valencia seine alte Unabhängigkeit wiedergeben? Dies waren die Fragen, die ich mir damals selber vorlegte; was insbesondere die Republik anbetraf, so wußte ich wohl im voraus, daß nicht einmal der Name derselben ausgesprochen werden würde. In Spanien liegt man auch nicht entfernt den Gedanken an eine Republik; wenn man auch an eine neue Regierung, oder an eine mehr demokratische Constitution, an ausgedehntere Municipal-Rechte und Freiheiten zu denken wagt, so kann man sich doch nicht bei der Monarchie lossagen, die als eine nothwendige Bedingung und Garantie der Gesellschaft erscheint. Wenigstens war es im Jahre 1835 auf der Halbinsel also der Fall. Als ich mir jene verschiedenen Fragen vorlegte, fiel mir ein Wort des Redners aus der Saragossa-Straße plötzlich ein: „Wenn man mir nur glauben wollte!" ... sagte er, indem er von den in den Gefängnissen eingekerkerten Karlisten sprach, und der Gedanke an ein Septembrisiren durchzuckte mich wie ein zündender Blitz. Ich hatte ganz recht gerathen: man ging gerades Weges auf die Gefängnisse los.

Es herrschte eine gewisse Ordnung in dem nächtlichen Zuge, und ich fand hier weniger Erbitterung als in dem Kaffeehaus „zur Sonne"; aber selbst diese anscheinende Ruhe war schrecklich; sie verkündigte einen bereits gefaßten Entschluß und ließ das grausenhafte Schauspiel eines überdachten und kalt berechneten Blutbades ahnen. Wenn man die Menschen beim Fackelscheine durch tausend krumme Gäßchen, durch die sonst so oden und düsteren Straßen, durch die noch aus dem Mittelalter herstammenden Kreuzgänge sich drängen sah, mußte man schon unwillkürlich an eine nahe bevorstehende Schreckensscene denken.

Das erste Gefängniß, das belagert wurde, war der Daucirier-Thurm. Man bestürmte den Gouverneur, die Thüren zu öffnen; es geschah, und das Verzeichniß der Gefangenen ward den Belagerern eingehändigt. Man begann mit dem namentlichen Aufruf. Ach vermochte kaum Athem zu holen; das Blut war mir in den Adern erstarrt; die schrecklichste Stunde meines Lebens nahte heran. Der Gefangene, deren zuerst hervorgerufene, war ein Greis mit Silber-Haaren, der vor Schrecken fast wahnsinnig geworden war; er erschien mit starrem Blicke, mit halb offenem Munde und mit steifen Armen: sein ganzer Körper war gelähmt. Während dieser Zeit wiederhallten die Namen der Uebrigen in den langen Korridors und rollten von Echo zu Echo gleich Steinen des letzten Gerichts. Unbeschreiblich war traurig die Verwirrung, welche einer unter diesen den schrecklichen Beruf gefühlt. Meine Brust erweiterte sich, als ich bemerkte, daß man denselben nicht auf der Stelle niedermachte, sondern sie friedlich nach dem Hauptquartier der National-Garde abführen ließ. Die Gefangenen, auch diejenigen, die man nach und nach von der Citadelle und dem Thurm Alberoni, wo die übrigen Gefangnissen der Stadt hergebrachten, wurden in ein gemeinschaftliches Zimmer eingesperrt und unter die Aufsicht der Urbanos gestellt. Auf diese Weise verging die Nacht vom 3ten, und es war für mich eine glückliche Ueberraschung, so viele Mäßigung da anzutreffen, wo man eben so leicht mit großer Strenge verfahren konnte. Es kamen keine besondere Exzesse statt, und kaum hörte man Klagen über Personen, die im Tumult oder durch Unvorsichtigkeit das Leben verloren hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske.

(Schluß des ersten Artikels.)

Uebrigens beguügte der Vater Griffet sich damit, die verschiedenen Sagen mit einander zu vergleichen, um die Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten darin nachzuweisen; erst, seiner Meinung nach, unwiderlegliche Thatsachen zog er daraus, nämlich daß der Gefangene weißes Haar gehabt, und daß seine Marke von schwarzem Sammet gewesen. Sonst wollte er aber weder den Herzog von Beaufort, noch den Herzog von Monmouth in diesem Staate-Opfer erkennen und neigte sich nach am Ende der Meinung der Verfasser des Zeitgenossen, welch ihm der Graf von Vermandois eher in dieser geheimnißvolle Gefangenschaft zu passen schien, deren Anfang er in das Jahr 1683 setzte, nicht, wie Voltaire, in das Jahr 1661, oder, wie Lagrange-Chamel, in das Jahr 1669, oder endlich, wie Saint-Foix's Ansicht es erheischte, in das Jahr 1685. Aber der Pater Griffet gab seinen Grund an, warum er gerade für das Jahr 1683 sich entschied. Er meinte nämlich, daß der Herzog von Beaufort nicht im Stande gewesen wäre, die Pläne des Königs und des Ministers Colbert zu durchkreuzen, und daß seine Functionen sich auf die eines „Großmeisters, Chefs und Ober-Intendanten der Schiffahrt und des Handels von Frankreich" beschränkt hätten, indem der Admiral-Rang von Cardinal Richelieu abgeschafft worden sey, so wie er andererseits die Admahne Saint-Foix's als lächerlich darstellte, weil es einem falschen Herzoge von Monmouth nicht hätte gelingen können, die ihn zum Tode führenden Justiz-Beamten und Soldaten zu täuschen, und weil man überdies den wahren Herzog, wäre er dem Schaffot entgangen, nach Beendigung der Englischen Revolution nicht würde in der Bastille haben fitzen lassen.

Angeachtet eines Briefes der Prinzessin von Orsenbray (in der Sammlung von Buffy-Rabutin), in welchem diese von dem „unendlichen Bedauern" spricht, welches ihr der Tod des Grafen von Vermandois erregte, und ungeachtet des zum Lobe des Verstorbenen am Ehor der Kathedrale von Arras eingedrungenen Epitaphiums, fand der Vater Griffet nicht nöthig, zu behaupten, daß der Graf von Vermandois sich vor seinem Abgange zur Armee eines schweren Attentates schuldig gemacht, etwa dem Dauphin eine Ohrfeige gegeben habe. Endlich führte er an, daß man in den Namen Marchiali die Worte hie amiral entdeckt habe, ohne jedoch dies schlechte, bald Lateinische, bald Französische Anagramm für einen Beweis anzuzugeben, der nicht mehr als dieses, die weder mit einer Entscheidung zurückhalten, bis man die Zeit der Ankunft dieses Gefangenen in der Citadelle von Pignerol genau kenne, denn bis dahin werde man die Wahrheit nicht ermitteln. „Sehr wahrscheinlich", sagt er nach dem Beweise des Polizei-Lieutenants d'Argenson hinzu, „wird man sie niemals erfahren."

Nun vermöchte sich Saint-Foix, mehr aus Beeinmfstgründen als nach der Autorität von Zeitgenossen, zu bewesen, daß der Graf von Vermandois einen solchen Vergehens gegen den Dauphin nicht fähig gewesen wäre, und daß Ludwig XIV. sich nicht zu einer so unnatürlichen Rümmerei, wie die Bestattung eines Klotzes anstatt seines Sohnes, hätte hergeben können; er suchte sich über das Anagramm mit Marchialy lustig und behauptete mit Unrecht, daß es nicht gebräuchlich gewesen sey, den Grafen von Vermandois „Herrn Admiral" zu nennen. Dann suchte er neue Thatsachen zur Begründung seiner Ansicht hervor und verscherte, es habe in der Provence gedrucken, daß ein Türkischer Prinz, Namens Muemond, in der Citadelle der Insel Sainte-Marguerite eingekerkert sey. Saint-Foix suchte auch dem Vater Griffet dadurch Trotz zu bieten, daß er auf eine unwiderlegliche Weise ermittelt haben wollte, der Gefangene sey erst im Jahre 1685 nach Pignerol gebracht worden. Er bestimmt zuvörderst den Zeitpunkt, wo Saint-Mars zum Kommandanten der Citadelle oder vielmehr der Henjens und der Gefängnisse von Pignerol ernannt worden, zum ersten Male richtig, nämlich als Fouquet in Folge seiner Verhaftung vom 22. Dezember 1664

Digitized by Google

unter der speziellen Obhut von Saint-Mars nach dieser Festung geschickt wurde. Im Jahre 1681 sollte Saint-Mars seinen zweiten Staatsgefangenen, den Grafen von Lauzun, nach den Bädern von Bourbon begleiten, er wurde aber wegen seiner häufigen Wortwechsel mit Lauzun von diesem Auftrage entbunden; wenn nun, meint Saint-Foix, im Jahre 1681 der Mann mit der Maske schon in Pignerol gesessen hätte, wäre da Saint-Mars wohl draußerad worden, Lauzun auf einer derartigen Reise zu begleiten? Im Jahre 1684 kam es bei Gelegenheit der Festlichkeiten zur Feier der Geburt des Herzogs von Anjou zu einem sehr heftigen Streit zwischen Herrn von Herleville, dem Gouverneur der Stadt und der Citadelle von Pignerol, und Herrn von Lamothe, dem Lieutenant des Königs: kommt dieser Streit vorfallen, wenn Saint-Mars, der damals noch das Kommando über die Citadelle hatte, gegenwärtig gewesen wäre, und konnte Saint-Mars sich entfernen, wenn er den verlorsten Gefangenen schon in seiner Obhut gehabt hätte? Zum Unglück aber wurde Saint-Foix nicht, daß Saint-Mars das Glück, es zu entdecken.

Voltaire erhebt sich neutral bei diesen Debatten, in denen kaum sein Name genannt wurde; vielleicht nahm er, seiner Gewohnheit nach, unter dem Deckmantel der Pseudonymität daran Theil, gleich jenen tapferen Rittern, die in schwarzer Rüstung bei den Turnieren erschienen und sich nur durch ihre gewaltigen Lanzenstöße kenntlich machten. Mich ist seinem „Nachtrag zu dem eisernen Versuch“ hatte er schon ten in dem Schreiben des Herrn von Palteau erzählten Thatsachen Notiz genommen und bemerkt, daß „dieser neue Beweis unnöthig sey, wiewohl hinlänglich eines von den gewöhnlichen Lauf der Dinge so abweichenden Ereignisses nichts überstehen werden müsse.“ Aber in einer Ausgabe seines philosophischen Lexikons, die im Jahre 1771 erschien, sagte er: Bereits ausgeder oder vielmehr Voltaire, der es bei diesem Titel in seinen Werken annahm, um legend eine kühne Wahrheit in die Welt zu schicken, „es sey nicht nur nichts leichter, als sich zu denken, wer der Gefangene gewesen, sondern es sey sogar schwer, zwei Anschicten darüber zu hegen.“ Wer bist nicht einmal einen Zweifel in einer so dunklen und als dunkel noch zu betrachtenden aufgeklärten Sache lassen. Der Herausgeber, der sich weiterhin Verfasser nennt, will in dem Artikel „Anna“ nicht erst bewiesen, daß der masklete Gefangene weder der Graf von Vermandois, noch der Herzog von Beaufort, noch der Herzog von Monmouth, noch der Secretair des Herzogs von Mantua habe seyn können; der Autor vermuthet, daß Voltaire von dem Regwoden gehört habe, welcher, eben so überge-zu gut wie er, aber das Voltaire, als Franzose, die Sache nicht geradezu beantworten gewollt, zumal, da derselbe schon so viel gesagt habe, das das Wort des Rätsels nicht mehr schwer zu errathen sey.“ Dieser „Regwoden“ des Herausgebers besteht nun darin, daß die eiserne Maske ein natürlicher Bruder Ludwig's XIV. gewesen, der vor seiner Geburt gestorben wurden, und von der Königin Christine in Brief seiner Wohlthätigkeit gehört habe. Die Staatsklugheit Ludwig's XIV. habe nun der Krone eine große Verlegenheit erspart, indem der König ein „weises und billiges Mittel“ aufgefunden hätte, den lebenden Zeugen einer gefeyerigten Liebe in Vergessenheit zu begraben. Dies Mittel habe den König der Nothwendigkeit überhoben, einer gewaltsamen Handlung zu bedürfen, „die ein minder hochherziger Monarch als Ludwig XIV. sie nöthig erachtet haben würde.“ „Es scheint mir“, fährt unser Voltaire fort, „daß man, je mehr man mit der Geschichte jener Zeit bekannt ist, um desto mehr davon überzeugt seyn muß, daß alle Umstände sie diese Auskunft sprechen.“

Was aber das wirklich Voltaire's Meinung? Hätte er in der That dieses Staatsgeheimniß von dem Herzoge von Richelieu oder von Faux von Pompadour erfahren? So viel wenigstens ist gewiß, daß Voltoire es seit dieser Zeit von Erklärung, die unter der Verantwortlichkeit eines anonymen „Herausgebers“ publizirt wurde, mit einer unerklärlichen Sorgfalt vermied, wieder auf das Thema von der eisernen Maske zurückzukommen, als ob er Alles gesagt hätte, was er davon gewußt, aber vielleicht Alles, was er darüber sagen konnte. Voltaire's Ansicht wurzelte sich in den Gemüthern fest, ohne daß Jemand daran dachte, sie umzulesen, wegegen die Meinung Saint-Foix's, die nur einen Augenblick durch Geist und Klugheit gefiegt hatte, ihren glänzenden Urheber, einen zwei Jahre vor Voltaire (1726) Gebornen, überlebte. Sieben Jahre später sammelte ein Buchhändler Alles, was sich zerstreut in Voltaire's Werken über den famösen Gefangenen vorfand, in ein einziges Werk, und Linguet, der während seines Aufenthalts in der Bastille einige von seinen Vorgängern überdrehte runtle Traditionen aufbrachte, theilte diese dem Herausgeber dieser Sammlung, mit nunter dem pompahften Titel: „Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske“, in Duodez, 32 Seiten stark, erschien.

Die eiserne Maske, die alle Sammelplätze des Witzes, alle Tagesblätter und Kaffeehäuser so sehr beschäftigte, war auch bei Hofe, wo die Mysterien der geheimen Verhaftsbefehle und der Staatsgefangnisse tagtäglich vor sich gehen, kein kleiner Text des Königs zu verschiedenen Malen, ein Gegenstand der Unterhaltung geworden. Der Regent Philipp von Orleans hatte sich, so hieß es, gewiezet, dies große Geheimniß seinen Lieblingen und Tischgenossen, wenn ihrer dringenden Bitten, anzuvertrauen; niemals, selbst nicht bei den ärgsten Orgien, war der Name des masklirten Gefangenen ihre seine Lippen gekommen. Ludwig XV. war, sobald er mündig war, nicht so verschlig; es soll den Liebsungen der Frau von Pompadour gelungen seyn, hinter das Geheimniß zu kommen; aber die geistreiche Marquisin, die Gebildon sich auf ihr Bett setzen und Voltaire vor sich niederknien ließ, bewahrte dies Geheimniß vielleicht besser als ihren Rang in der Gesellschaft der Literaten, die sie so sehr liebte; übrigens hätte sie wohl nicht das Schicksal des Fischers der Insel Sainte-Marguerite zu fürchten gehabt.

Ludwig XV. wurde von seinen Hofleuten oft befragt, sich über diese Sache zu äußern; er ließ sich dann ohne Widerstreben auf eine Unterhaltung darüber ein und hörte lächelnd zu. Als aber eines Tages bei beiden Anschicten Saint-Foix's und Griffet's als gleich wahrscheinlich dargestellt wurden, schüttelte er den Kopf und sagte: „Laßt sie streiten;

Digitized by Google

es hat noch Niemand die Wahrheit über die eiserne Maske gesagt." Ein anderes Mal, als der erste Kammerdiener des Königs, Labordeseinen vertrautesten Augenblick benutzen wollte, um sich ohne Gefahr dies Geheimniß anzueignen, welches mehreren Personen das Leben gekostet hatte, unterbrach Ludwig XV. ihn in seinen Muthmaßungen mit folgenden Worten, die eben so räthselhaft waren wie die eiserne Maske selbst: „Du möchtest gern, daß ich Dir etwas über die Sache sage? Nun, so wisse denn so viel mehr, als die Andern, daß durch die Gefangenschaft jenes Unglücklichen Niemanden weiter ein Unrecht gethan wurde, als ihm."

Unterdeß kam im Stillen eine neue Ansicht zum Vorschein, und mehrere sehr einsichtsvolle Leute waren geneigt, ihr den Vorzug zu geben. Der Ritter von Tauleß, Gesandtschafts-Secretair in Konstantinopel, sammelte im Geheimen an den Materialien zu dieser Enstegung, die darauf abzielte, den und Frankreich vertriebenen und überall während verfolgten Jesuiten die Schuld an jener Gefangenschaft aufzubürden. Man kann nicht wissen, welch Gefühl, ob Rhadhrt oder Ordnung, der Ritter verbindete, seine Sammlung herauszugeben, die, wenn auch nur in der Handschrift vorhanden, schon in der literarischen Welt bekannt war. Duclos kam Herrn von Tauleß zuvor und ließ drucken, es habe ihm ein vornehmer Jesuit gestanden, „daß die eiserne Maske eine Thorheit des Ordens sey, die man der Vergessenheit übergeben müsse." Diese Beschuldigung hatte damals keine weiteren Folgen, und man forderte von der Gesellschaft Jesu, auf der so viele andere schwerere Anklagen lasteten, keine Rechenschaft über den maskirten Gefangenen.

Unter den Träumereien der Bastille hoffte man die Beweise jener Ungerechtigkeit zu finden, und als das graue mittelalterliche Gefängniß am 14. Juli 1789 unter den Händen des Volks zusammenstürzte, war das erste Opfer, nach dem man in den hellen Tagslichter in den Gewölben suchte, nach dem man in den tiefen Kasematten in den geheimsten Kerkern suchte, um wenigstens seinen noch in dieser Finsternis gefangenen Namen zu befreien, der Mann mit der eisernen Maske!

Bibliographie.

Aventures d'un renégat. (Beschreibung einer Reise in Marokko.) Von H. Arnaud

La bataille de Kirkholm, ou l'amour d'une Anglaise. — Historischer Roman von H. Grafen v. Krassneki. Erster Bd. 7½ Fr.

La confession d'un enfant du siècle. — Von Alfred Musset. 2 Bde.

Johanne Thielemann, ou le massacre de Vassy. — Von Victor Boreau. 7½ Fr.

England.

Kartons von Leonardo da Vinci.

„Welcher Kunstfreund", sagt der Spectator, „hätte nicht schon einmal seinen berühmte Abendmahl von Leonardo da Vinci gesehen, das aus in dem Kupferstiche von Rafael Morghen erhalten ist? Wer hätte nicht das Imposante und das Grandiose jener Scene bewundert — die herrliche Gruppirung der Apostel, wie sie durch die prophetischen Worte ihres göttlichen Meisters: „Einer von Euch wird mich verrathen!" auf einmal ander Fassung gebracht werden — die verschiedenartigen Leidenschaften, die so lebhaft auf den Gesichtern der Einzelnen ausgedrückt sind, und endlich die göttliche Gestalt Christi, der bei Allem allein ruhig und heiter bleibt! Wenn aber schon ein unvollkommener, schwacher Miniatur-Abdruck von diesem großen majestätischen Gemälde eine solche Wirkung hervorbringen kann, wie wunderbar muß erst das Original selber auf den Geist einwirken? Dieses Original existirt freilich nicht mehr, denn das Fresco-Gemälde von da Vinci an der Wand des Dominikaner-Klosters zu Mailand ist durch die vielfachen Restaurationen, die damit vorgenommen worden, derselbe geworden, daß man bescheidener nur noch den äußeren Umriß besitzen als das Werk des großen Meisters ansehen kann. Aber die Königliche Akademie in London besitzt eine vortreffliche Kopie davon*), und außerdem giebt es in England noch mehrere Fragmente von diesem großen Kunstwerke, nämlich acht Kartons, Skizze von zehn Apostelin, die Original-Studien des ausgezeichneten Künstlers, nach denen er das Fresco-Gemälde selbst ausgeführt. Sie sind seit einiger Zeit in der Gallerie der Herren Woodburn in London zum Verkauf ausgestellt, wo sie (im Fall sie nicht etwa schon verkauft sind) zusammen mit sechzig die siebzig anderen Zeichnungen und Skizzen von denselben Meister für 1500 Pfund Sterling — eine im Verhältniß zu dem Werthe der Kartons gewiß geringe Summe — losgeschlagen werden. Zwei von denselben mit den kleineren Skizzen hängen an den Wänden; die übrigen liegen auf dem Fußboden des Zimmers, wo man hinknieen muß, um sie näher ins Auge zu fassen. — Und mit Ehrfurcht kniete man hier auch nieder, und ertaunt vor der Einfachheit und Größe des apostolischen Werkes. Diese Kartons machen einen Theil einer Ausstellung in Waffe aus und bilden die fünfte Serie der Lawrence'schen Sammlung. Außer den Kartons enthält dieselbe noch mehr als zwanzig Feder- und Pinsel-Skizzen von da Vinci. Unter ihnen befindet sich ein reizender Engelskopf, mit einem herrlichen Ausdrucke von Zartheit und Sanftmuth; ein edles Studium von einem Kopfe mit Lorbeerkranz; mehrere feine Karrikatur-Skizzen; Studien von Gewändern, die in Hinsicht der Eleganz und der schönen Ausführung in der Malerei das sind, was die Gruppe der Parzen des Parthenon in der Sculptur; endlich noch eine Zeichnung eines äußerst prächtigen Grabmals und die Abbildung eines Springbrunnens von ausgezeichneter Schönheit. — denn unser großer Künstler war nicht nur Maler, sondern auch Bildhauer, Architekt, Maschinenbauer, Mechaniker, Musiker, Dichter und Gelehrter zugleich. Die anderen Zeichnungen, die zu der interessanten Ausstellung gehören, sind von Giulio Romano und Pierino del Vaga, Schüler Raphael's, und von Primaticcio, dem Schüler Giulio's: alsein so schön sie auch sind, so nehmen sie doch immer nur den zweiten Rang ein in Vergleich mit den erhabenen Erzeugnissen da Vinci's — ungefähr wie jene anderen Griechischen Skulpturen neben den Werken eines Phidias. Die Zeichnungen von Giulio Romano sind die Poesie der Kunst. Seine Skizzen für die Fresken im Palaste des Herzogs von Mantua, so wie die von Primaticcio für den Palast von Fontainebleau beweisen, welch ein unermeßlicher Fonds von Geist in jenen Tagen für die Ausschmückung der Paläste der Großen aufgewandt wurde."

Bibliographie.

The origin of the Dutch. (Die Abstammung der Holländischen, nebst einer Skizze der Holländischen Sprache und Literatur.) Von dem Geistlichen J. Bosworth. 5 Sh.

Edith of Glanmis. — Ein Schottischer Roman von Cuthbert Clutterbuck von Kennaanhair. 3 Bde.

Mannigfaltiges.

— Sir William Gell. Dieser ausgezeichnete Alterthumsforscher ist am 4. Febr. d. J. in Neapel mit Tode abgegangen. Bereits im J. 1806 gab er seine „Topographie von Troja" heraus. Später erschienen von ihm: „Geographie des Alterthums von Ithaka"; „Itinerarium von Griechenland"; „Reisen in Morea" und die „Topographie von Rom." Besonders waren es seine Werke „Pompeiana", die seinen Namen über die ganze gelehrte Welt verbreiteten. Seit dem J. 1820 lebte Sir William in Italien, und zwar abwechselnd in Rom und in Neapel, doch hat er seit dem J. 1833 wegen körperlicher Kränklichkeit den letzteren Aufenthalt nicht mehr verlassen können.

— König Franz I. und der Wahrsager. Adrien de Bousters, ein Zeitgenosse Franz I., erzählt von diesem Könige folgende Anekdote: „Als Franz auf dem Zuge nach Italien, wo er die unglückliche Schlacht bei Pavia lieferte, durch Lyon kam, hörte er, daß sich hier ein gewisser Italiäner aufhalte, der ein Gerücht darum machte, künftige Ereignisse vorherzusagen. Der König erkundigte sich näher nach diesem Manne, und zwar nicht etwa, weil er das rittele Begehren hatte, Gott seiner Attribute mit Hülfe des Satans zu berauben, sondern lediglich um sich mit dem üblichen Geschwätze des Italiäners zu unterhalten. Um demselben alle Gelegenheit zu verschaffen, seine angebliche Weisheit an den Tag zu legen, fragte ihn der König, welches wohl der Erfolg seiner Reise seyn würde, worauf der wörtlige Prophet auf Italiänisch antwortete: „Andarete tornarete non sarete preso" Diese Worte hatten zwei Bedeutungen und waren so doppelsinnig als nur irgend ein Orakel des alten Roms. Denn wenn der König fliegerisch in der Schlacht gewänne, so hätte er Italien als Sieger durchzogen, und würde zurückgekehrt sein, indem er die Worte folgendermaßen trennte: „Andarete, tornarete, non sarete preso"; d. h. „Du gehst, kehrst zurück, wirst nicht gefangen." Wenn dagegen das Glück den Franzosen nicht günstig war, so konnte der Italiäner ebenfalls sagen, daß er es dem Könige prophezeit und ihn gewarnt habe, denn er trennte dann die Worte folgendermaßen: „Andarete; tornarete? non! sarete preso"; d. h. „Du gehst, kehrst Du zurück? nein! Du wirst gefangen." — Der König aber, dessen Ueberei über solche Täuschungen erhaben war, durchschaute diesen Kniff des Satanstrieners sehr bald und sandte ihn fort, indem er ihm Verachtung und Schande, statt der Belohnung, auf die jener gehofft hatte, mit auf den Weg gab." (Archives curieuses, par Cimber et d'Anjou.)

— Indische Ehe-Disciplin. Auf unserer Reise durch Indien sahen wir eines Tages eine Frau, deren Hände rücklings an einen Pfahl gebunden waren und die von einem Manne mit einem Bambusrohr auf die entblößten Schultern so derb gezüchtigt wurde, daß sie ein jämmerliches Geschrei erhob. Sie machte anfangs gar keine Miene, das Vergeltungsrecht anzuwenden. Als aber der Tyrann fortfuhr, sie zu züchtigen, trat sie ihm auf das Bein und biß ihm mit den Zähnen so heftig in den Arm, daß er wie ein gereizter Löwe zu brüllen anfing. Indeß sprang er schnell auf die Seite, so daß sie ihn nicht mehr erreichen konnte, und versetzte ihr dann wieder so derbe Streiche mit dem Bambusrohre, daß ich dachte, er werde ihr Fleisch gerade von Knochen am Leibe entzweischlagen. Es standen mehrere Leute in der Nähe, die mit der größten Gleichgültigkeit zusahen; sie sagten mir, daß der Wüterich hier der Gatte der Frau sey, die er wegen eines häuslichen Vergehens, dessen sie sich schuldig gemacht, so unmenschlich züchtigte. Da mich der Anblick des wüthenden Hindus empörte, so schickte ich Einen von meiner eingeborenen Dienerschaft ab, um den Mann wegen seiner ungebührlichen Strenge zurechtzuweisen. Aber in dem Augenblick, wo mein Abgesandter versuchte, sich ins Mittel zu legen, wußte sich die Frau von dem Stricke loszumachen, mit dem sie angebunden war, und nun stürzte sie über den unglücklichen Peinigersohren her, stieß ihn mit aller Kraft, die sie zu Gebote hatte, von sich und überhäufte ihn, weil er es wagte, sich in die Angelegenheiten eines fremden Ehepaare einzumischen, mit einer Salve von Schmähreden, so daß ich ganz außer mir gerieth, während jedoch die übrigen Anwesenden nur darüber lächelten. Kaum hatte sie den Mann fortgejagt, den ich als Feierdenstifter abgeschickt, als sie sich auch schnell wieder an den Pfahl zurückband, an den ihr getreuer Ehemann sie wieder anband, um sie nach beiderseitiger Herzenslust von neuem durchzuprügeln. (Scenes in India.)

*) Eine der imposantesten Kopieen des Abendmahles von Leonardo da Vinci ist wohl die von Rafaelli auf Befehl Napoleon's in Mosaik (29 F. breit und 15 F. hoch) ausgeführte, die sich jetzt in der sogenannten Ambraser Sammlung in Wien befindet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Freitag den 8. April 1836.

England.

Das „Annual Biography and Obituary" als Quelle Englischer Schriftsteller- und Bücher-Kunde.

Von diesem Werke ist der hiesigen Königl. Bibliothek kürzlich der 20ste Band für das Jahr 1836 als Fortsetzung zugekommen: The annual Biography and Obituary: 1836. Vol. XX. London, 1836. 8. 476 Seiten.

Alljährlich seit dem Jahre 1817 erscheinend, enthält es bekanntlich von allen in irgend einer Beziehung merkwürdigen Personen, die England mit Einschluß von Schottland und Irland im Laufe jedes vorhergehenden und in den letzten Monaten des nächst vorhergehenden Jahres durch den Tod verloren, theils ausführlichere Nekrologe, theils kürzere astrologische Notizen. Diese sind entweder auf Veranlassung der Redaction eigens für dieses Werk geschrieben, oder sie sind, und das gilt von dem größeren Theil derselben, den verschiedensten periodischen Blättern des Landes entlehnt, unter ihnen vorzüglich dem eben so alten als interessanten Gentleman's Magazine, das sich durch Vollständigkeit seiner nekrologischen Nachrichten auszeichnet. — Für die Kenntniß der neueren Englischen Literatur ist das Werk aber insofern wichtig, als sich unter seinen jedesmaligen Artikeln gewöhnlich eine nicht geringe Zahl solcher befindet, in denen verstorbene Englische Schriftsteller nach ihrem Leben und ihren Werken besprochen werden. Mit Recht empfiehlt es daher Wachler in seiner „Geschichte der Literatur" (3te Ausarbeitung) Th. 3. S. 275; nur darin irrt er, daß er das Jahr 1819 als das erste Jahr seines Erscheinens angiebt.

Besonders reich in dieser Rücksicht ist der obige 20ste Band, umfassend den Zeitraum 1834—1835. Nicht weniger als 27 nach die nachfolgende Liste namhaft, und doch sind noch einige weniger bedeutende ungenannt gelassen. Die Schriftsteller aber verdienen von Seiten der Redaction um so mehr unserer Beachtung, wenn sie, wie dies in Beziehung auf Johnson wahr ist: The chief glory of every people arises from its authors.

Wie die früheren, zerfällt auch dieser Band in zwei Abtheilungen, von denen die erste unter fortlaufenden Nummern die längeren, die zweite in alphabetischer Ordnung mit kleinerem Druck in doppelten Kolumnen die kürzeren Artikel enthält.

Ausführlicher werden in der ersten Abtheilung diesmal besprochen zunächst Charles Lamb, in dem England einen seiner besten Stilisten verlor. Literar-historischen Werth haben seine Specimens of English dramatic poets who lived about the time of Shakespeare (London, 1808. 8.), in der sich der Sammlungen von Ellis und Southey. — John M'Culloch, klassischer geologischer Schriftsteller. Die von ihm herausgegebenen geologischen Schriften handeln theils über die Formation der Erde überhaupt, theils in Schottland insbesondere, dem Lande seiner Geburt. — Alexand. Chalmers, einer der fleißigsten Literatoren Englands. Zahlreich sind seine literarischen Arbeiten; als zeichnen sich durch Gemeinsigkeit, Gründlichkeit und geistreiche Behandlung ihres Gegenstandes aus. Das Werk, das Chalmers' Ruf als Schriftsteller vorzüglich gründete, ist sein allgemeines biographisches Wörterbuch: The general biographical Dictionary: containing an historical and critical account of the lives and writings of the most eminent men in every nation, particularly the British and Irish; from the earliest accounts to the present time. A new Edition, revised and enlarged. London, 1812—1817. 8. 32 Bde. Da es auf der hiesigen Königl. Bibliothek vorhanden, so weiß ich, wie es namentlich in seinen Englischen Artikeln auch für den Bibliographen von besonderer Wichtigkeit ist. Früheren Ausgaben desselben sind ohne Werth; eine nochmalige Ueberarbeitung, mit der sich Chalmers eifrig beschäftigte, unterbrach sein Tod am 10. Dezember 1834. — Will. Carey, umfassender Kenner des Sanskrit und anderer aus ihr hervorgegangener Sprachen Ostindiens, deren Verständniß er in einer Reihe von Sprachlehren und Wörterbüchern dem Europäischen Publikum erschloß. Auch die Botanik war ihm nicht fremd, und seine letzte literarische Beschäftigung die Herausgabe der „Flora medica" seines verstorbenen Freundes Roxburgh (3 Bde. 8.). Von ihm ist wohl zu unterscheiden sein vor ihm gestorbener Sohn, Felix Carey, unter Anderem Verfasser der erst höchst schätzbaren Birmanischen Grammatik in Englischer Sprache. — Jam. Tod, der nach einem 22jährigen Aufenthalte in Ostindien die gelehrte Welt mit seinen so inhaltreichen Annalen von Rajdschast'han beschenkte, dort aber auch den Keim zu seinem Tode legte, den Italiens Klima nicht hinanzuschieben vermochte. — Mich. Thom. Sadler, unter den Gegnern der Malthus'schen Theorie von der Volksvermehrung einer der gründlichsten. — Rob. Morrison, vertraut mit Chinesischer Sprache und Literatur. Er stellte sich die so schwierige Aufgabe, ein Wörterbuch des Chinesischen zu bearbeiten, das seinen Namen verewigen wird. — Will. Corbett, den man bei seinen sonstigen Verkehrten einen hohen natürlichen, durch Selbstsamkeit nicht getrübten Verstand nicht absprechen kann; Herausgeber des „weekly political Register" (seit 1802) und dadurch einer der bedeutendsten Publizisten Englands. — Thom. Rob. Malthus, dessen Werk über die Volksvermehrung nicht nicht gewöhnliche Beachtung in England fand und durch die darin entwickelte, zwar scharfsinnige, aber doch nicht aller bewährende Theorie ihn auch im Auslande bekannt machte. — Thom. Pack. Er war der gründlichste Bibliograph seiner Zeit in England. Eine neue Bearbeitung des schätzbaren Katalogs Königl. Schriftsteller von Wallpole konnte daher in seine besser Hände kommen. Unter seinen Händen wuchs das Werk, das früher nur 2 Bände füllte, zu 5 starken Oktav-Bänden an, mit folgendem Titel: Hor. Walpole, Catalogue of the royal and noble authors of England, Scotland and Ireland, with lists of their works. Enlarged and continued to the present time by Th. Park. London, 1806. 8. 5 Bde. mit 150 Portraits, wodurch der hohe Preis desselben erklärlich. Die Königl. Bibliothek besitzt nur die Ausgabe London 1759. 8. 2 Bde. Auch Wachler nennt am angeführten Orte nur diese und eine zweite ältere Ausgabe und schweigt diese neue, durch Park so bedeutend vermehrte nicht gekannt zu haben. Von seinen sonstigen literarischen Arbeiten erwähnen wir seiner Ausgabe der unter dem Titel „Harleian Miscellany" bekannten Sammlung (10 Bde. 4.), der seinen Theil zu seiner zweiten Ausgabe von Nitson's „Collection of English songs" (3 Bde. 8.) und der poetischen Sammlung „Heliconia" (3 Bde. 8.). Ellis, Steevens, Malone, Reed, Houce, Todd und viele Andere, selbst der fremdes Verdienst so schwer anerkennende Nitson schätzten Park wegen seiner tiefen Kenntniß der Englischen Literatur und gedenken seiner dankbar in ihren Schriften. Er starb den 26. November 1834 zu Hampstead, wohin er sich von London zurückgezogen hatte. Zu bedauern ist, daß die von ihm mit Egerton Brydges beabsichtigte Fortsetzung von Warton's Geschichte der Englischen Poesie nicht zur Ausführung kam, denn ohne Zweifel waren sie, wie Wenige, einer solchen gewachsen. — Gilbert Thom. Barrett, seit Jüngstem zum Professor an Aberdeen'er Universität berufen, als der Tod ihn abrief, geistreicher Bearbeiter seiner Wissenschaft. — Jam. Hogg, Naturdichter und von seiner Geburtsgegend und Beschäftigung der Ettrick-Schäfer genannt. Die Lesung seiner Biographie ist im Ganzen nicht geeignet, den Genuß an seinen poetischen Erzeugnissen zu erhöhen. — Will. Rob. Spencer, ein Mann von hoher Bildung und nicht gewöhnlichen poetischen Anlagen. Ein kurzer Artikel über ihn, der 1834 zu Paris starb, stand bereits im 19ten Bande für das J. 1835. — Endlich Mrs. Felicia Hemans, durch zarte lyrische Dichtungen und ihre Interesse an Deutscher Sprache und Literatur auch in Deutschland nicht unbekannt.

Aus der zweiten, die kürzeren Artikel enthaltenden Abtheilung nehmen wir zu nennen: John Brinkley, Astronomie nur aus Liebhaberei treibend, widmete er namentlich den Fixsternen nicht ohne Erfolg seine besondere Aufmerksamkeit. Außer einem Handbuch der Astronomie schrieb er einige Abhandlungen für die „Transactions of the Roy. Irish Academy". — Jam. Stanier Clarke, Biograph Nelson's und Königs Jakob's I. — Joseph Dalton Hooker, junger Botaniker von viel versprechenden Anlagen, starb fern von vaterländischen Boden als ein Opfer seiner Wissenschaft. — Thom. Erlington, Herausgeber des Euklid und Juvenal. — Francis Goodwin, mit geschickter Baumeister und Verfasser einer „Rural Architecture." — Henry Jac. Inglis, geschmackvoller Reisebeschreiber, als solcher er das lesende Publikum unterhalten. — Henry Kater, gründliche Kenntnisse im Gebiete der angewandten Mathematik besitzend und von der Russischen Regierung mit wichtigen dahin schlagenden Aufträgen beehrt. Mehrere Abhandlungen von ihm stehen in den „Philosoph. Transactions." — Matthew Lumsden, Herausgeber einer Persischen und einer Arabischen Grammatik, hervorgegangen aus einem ihm Studium beider Sprachen, von denen die erste zwei Auflagen erlebte. — Thom. Mc Crie, Biograph von Knox und Melville, und Geschichtschreiber der Reformation in Italien und Spanien, hinterließ ein zum Druck fertiges Leben des Calvin, dessen Herausgabe durch einen ihm ähnlichen Sohn zu erwarten steht. — Thom. Jam. Mathias. Ihm verdankt man eine schöne Ausgabe der Werke des Thom. Gray, durch die er einen Theil seines Vermögens einbüßte, was ihn dann verwechte, England zu verlassen und in Italien sein Leben zu beschließen. — Will. Motherwell, leidenschaftlicher Sammler alter Balladen,

Digitized by Google

die er in einem Wänchen unter dem Tit. „Minstrelsy" der Oeffentlichkeit übergab. — Will. Owen Pughe. Dieser sich selbst nur W. Owen nennende und andrerseits so genannte Schriftsteller wird hier unter Pughe angeführt, ohne weitere Erklärung. Er ist der berühmte Verfasser des Welschen (entsprechend dem Englischen Welsh) Wörterbuches, die Arbeit von 20 Jahren (1803 vollendet). Durch seine Studien kam er in Verbindung mit Owen Jones, bekannter unter seinem Welschen Namen Owain Whyn, und wurde ein thätiger Mitarbeiter an der „Myvyrian Archaeology of Wales" (3 Bde.). Ein für die gründliche Kenntnis von Wales in mehrfacher Beziehung unentbehrliches Werk, nur in 150 Exemplaren gedruckt und alle selten. Die Königl. Bibliothek hat wenigstens zwei Bände davon. — Von ihm giebt es auch eine Welsche Uebersetzung von Milton's verlorenem Paradiese. — Gwilym Thomas, Taylor, der Uebersetzer des Piato und Prisstoteles ins Englische. Als solcher wird er in der Geschichte der Englischen Literatur stets mit Auszeichnung genannt werden.

An manchen dieser Namen knüpften sich Werte von hohe biblio graphischer Bedeutung, die auf keiner größeren Bibliothek fehlen sollten. Referent muß hier im Allgemeinen bemerken, daß die hiesige Königl. Bibliothek nur wenige der wichtigeren vermissen läßt. Einige sind von uns ausführlich ihrem Titel nach angegeben; es auf mehrere auszuführen, würde diese Anzeige über Gebühr verlängert haben. Das Annual Biography and Obituary selbst führt sie oft fast fragmentarisch an. Wer sich genauer zu orientiren wünscht, findet sie in den bekannten bibliographischen Werken oder auch zum Theil in Ebert's allgemeinem bibliographischen Lexikon, obgleich selbst dann nicht immer mit der nöthigen Genauigkeit. Davon nur einige Beispiele. Unter Chalmers nennt er drei Werke desselben: 1) das eben angeführte biograph. Dictionary. 2) History of the university of Oxford. 3) British poets from Chaucer to Cowper. Chalmers schrieb aber nie eine Geschichte der Universität Oxford, sondern nur eine History of the colleges, halls and public buildings attached to the university of Oxford, including the lives of the founders. In der Vorrede dieses Buches versprecht er auch eine Geschichte der Universität folgen zu lassen, die indessen nie erschien. Nr. 3 gehört gar nicht unter Chalmers, sondern unter Sam. Johnsen, wo es auch noch einmal steht, und ist die von Ebainess besorgte branchbarste Ausgabe der bekannten Sammlung Englischer Dichter von Sam. Johnsen (London, 1810. 8. 21 Bde.). — Walpole's Katalog soll nach 1810 zuerst London, 1753. 8. 2 Bde. erschienen sein; erschien aber selbst; man vergl. die besten und vollständigsten Angaben darüber in: John Martin, a bibliographical Catalogue of books privately printed (London, 1834. 8.) Seite 492 u. folg. — Ungenau ist es auch, wenn er Owen den Vornamen John statt Will. giebt.

Berlin. J. Sydel.

Bibliographie.

On the means of comparing the respective advantages of different lines of railways. Data zur Vergleichung der Vortheile verschiedenartiger Eisenbahnen und der Anwendung von Dampfwagen.) Von John Mac Neil. 3 S.

Introduction etc. (Schleiermacher's Einleitung zu den Dialogen des Plato.) Aus dem Deutschen übersetzt. 12½ Sh.

The governels. (Die Gouvernante.) Erzählung. 8½ Sh.

Spanien.

Scenen aus Spanien im Jahre 1835.

(Fortsetzung.)

Meine erste Sorge am anderen Morgen war, zu einem Posamentier zu gehen, um mir eine dreifarbige Französische Kokarde verfertigen zu lassen. Dies erschien mir als ein unerläßlicher Paß für meine Tages-Exkursionen; ich hatte auch bald Gelegenheit, mich von der Wirksamkeit dieses magischen Talismans zu überzeugen. Es öffnete mir alle Reihen, alle Thoren und versteh mir in jenen Tagen des Ungewitters einen unverletzlichen, ja fast heiligen Charakter. Die Stadt war übrigens ruhig; es ging fast Alles wieder seinen gewöhnlichen Gang; nur waren die Thore geschlossen und blieben es auch während des ganzen Tages. Die Masse der Bevölkerung schien sich wenig um das zu bekümmern, was vorgegangen war; es hatte Alles das Ansehen einer ruhigen unbetheiligten Zuschauerin.

Der Principal, das ist der Name des Haupt-Quartiers der National-Garde, lag auf dem großen Marktplatze; dieser Platz bildete das Centrum des Alhorotos; er ward von den Urbanos militairisch besetzt; einige Compagnieen nahmen andere Plätze ein; es mochten im Ganzen ungefähr zweitausend Mann unter den Waffen sein, und diese zweitausend waren die absoluten Herren einer Stadt, die nicht weniger als hunderzwanzigtausend Seelen zählt. Aber in Spanien wissen, wie ich oft zu bemerken Gelegenheit hatte, die Urbanos ihren Sieg nicht zu benutzen; dies kommt daher, daß sie meist ohne festen Plan und ohne ein bestimmtes System zu Werke gehen; auch giebt es in dem Lande keine öffentliche Meinung, oder wenn es eine solche giebt, so liegt sie noch in den Windeln. Ich brachte den ganzen Morgen damit hin, daß ich durch die verschiedenen Reihen von einer Gruppe zur anderen ging, mich unter Alle mischte und ihren Berathschlagungen beiwohnte; aber ich fand hier weder Ordnung, noch Uebereinstimmung, noch irgend eine Einsicht in die Zukunft. Eine gemeinschaftliche Uniform vereinigte die Glieder; aber die Gemüther waren durch keine gemeinschaftliche Idee verbunden; es sah hier aus wie in einem Labyrinthe, durch das kein leitender Faden den Weg bahnte.

Wie hätte es auch anders sein können? Woraus bestand diese National-Garde? Aus Leuten ohne Bildung und ohne Sinn für das Gebot der Ehre. Bei dem Mangel an großen Tugenden und hohen Einsichten findet man hier nicht einmal jenen Rest-Instinkt, der zuweilen roh und ungeschlacht, aber doch auch treu und kräftig sich äußert. Das Gesetz der Tatio war das einzige, auf das man sich hier verstand. Man hatte keine Idee von Politik, und was das Regierungs-System anbelangt, so wußte man von einem Dinge dieser Art gar nichts. Man schrie in allen Reihen: Es lebe die Königin! Es lebe die Freiheit! aber wo das Mittel finden, um Beides mit einander zu verschmelzen? Daran dachte Niemand; so man hatte sich nicht einmal die Aufgabe dazu gestellt.

Alles, was man damals der Central-Gewalt vorwarf, war ihre Toleranz gegen die Karlisten, und wenn man sich der Gefangenen bemächtigte, so geschah es nur, um die langen Verzögerungen der Prozesse abzuschneiden, damit die Gerechtigkeit ihren freien Lauf nehme; kurz, man verlangte die unmittelbare Execution von sechs oder sieben überführten Cabecillas. Die Cabecillas sind die Rotten-Anführer, deren mehrere nach der öffentlichen Meinung zur Hinrichtung reif waren. Nur unter jener Bedingung versprach man die Waffen zu strecken; sonst verstand man sich zu nichts.

Der General-Capitain beriet in seinem Palast eine außerordentliche Junta von lauter hohen Beamten zusammen, die indeß alle wenig Muth hatten; und es selbst, von Gicht und Angst aufgerieben, legte die ihm zustehende Gewalt in die Hände des Grafen von Almodovar, des jetzigen Kriegsministers, eines Mannes, dessen frühere Handlungen eben nicht Vertrauen einflößen konnten und dessen Ruf in wenigstens dazu geeignet schien, in jenem Augenblicke Muth einzuflößen. Der ganze Morgen verging mit parlamentarischen Formen und Debatten.

Aber was ward aus den Gefangenen, während ihre Namen auf jene Weise in die Todes-Urne geworfen wurden? Ich fand an achtzig derselben in dem Saale des Principals beisammen. Vermittelst meiner dreifarbigen Kokarde und vermöge des Schutzes meiner Freunde, des Offiziers, der an jenem Tage eine Hauptrolle spielte, war es mir vergönnt, bis zu denselben vorzudringen und also das Bild des Unglücks in der Nähe zu betrachten. Das Zimmer war klein, und die achtzig Verurtheilten sahen auf langen Bänken dicht neben einander gedrängt; sie konnten aus dem Fenster die preußischen Bajonnete sehen, von denen der Platz besetzt war. Meine Erscheinung machte Aufsehen; man hielt mich offenbar für einen Friedensboten; denn ich war hier unbekannt und trat mitten unter dieser Menge von kriegerischen Uniformen und Waffen allein im Civilrock und unbewaffnet auf. Ich sah viele hoffnungsvolle Blicke sich auf mich richten, aber ich konnte diesen stummen Hoffnungen nur mit stillen abgebrochenen Trostworten begegnen.

Einer der Gefangenen nahm mich bei Seite; er war von den Uebrigen abgesondert in einem kleinen Kabinette zur Seite des Hauptsaales. Er hieß Grae, war ehemals Regidor des Ayuntamiento gewesen, und als Karlist verbannt, erwartete er nun zitternd sein trauriges Loos. Er sagte mir mit einer sehr Furcht erregenden Sicherheitsgelist, daß Niemand mehr als er der Sache der Freiheit ergeben sei, und daß mich, ihn der Gnade des General-Capitains zu empfehlen. „Nicht von ihm hängt gegenwärtig Ihr Schicksal ab", erwiederte ich ihm; „denn er selbst befindet sich keineswegs in einer sicheren Stellung, als Sie. Ihre Rettung muß aber von Ihnen selbst kommen. Ich zeige ihm eine bewaffnete Menge, die den Platz besetzte. Er zitterte; sein Gesicht ward leichenblaß. Indeß gelang es mir, ihn zu beruhigen, und ich versicherte ihm, daß er gar nichts für sein Leben zu fürchten hätte. In der That hatte ich seinen Namen nicht unter denjenigen nennen hören, die der Oeffentliche Unwille als Todes-Opfer bezeichnete.

Aber unter allen Gefangenen war derjenige, der mir am meisten Mitleiden einflößte, ein junger Mann von höchstens achtzehn Jahren, der durch ein Liebes-Abenteuer unbesonnenerweise in den Karlismus verwickelt worden war. Er gehörte einer edlen Familie an und erschien mir, trotz seiner zerstörten Züge, auffallend schön; sein langer Bart und sein krauses Haar umgaben seinen untergeschlagene Physiognomie mit einem gewissen Heldenschein und verliehen seiner Bläße einen noch höheren Glanz. Er war von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet; gleichsam als hätte er um den Verlust seiner schönen Tage getrauert. Ich befragte seine Gewehre, daß man seinen Namen aus der verhängnißvollen Urne hervorziehen werde, denn er war nicht eben sehr kompromittirt; aber ich besorgte ein allgemeines Blutbad, wie auch der Gebäude daran die ganze Versammlung zu verderben schien.

Es entstand auf einmal ein großes Geräusch auf dem Platze. Ich glaubte, daß bereits Alles geschlossen, daß die Verhandlungen beendigt und daß das Blutbad sogleich beginnen werde. Die Gefangenen glaubten es eben so wie ich; man hörte überall die Geschwätze des Einsetzens und des Schaudern; die Stille seufzten unter den stummen Konvulsionen der Verurtheilten; einige fuhren vor Schreck plötzlich auf; Andere verhüllten ihr Gesicht mit den Händen, um den Streich nicht zu sehen, der über sie geführt werden sollte. Eine düstere, tiefe Stille herrschte in dem Saal. Es war ein dunkler Lärm gewesen. Das Geräusch, das man vernommen, rührte von Bewegungen der Truppen gegenen an: es war ein Kranker, den man aus dem Hospital abgeholt und den man nun auf einem Wagen beobachtete. Er sah aus wie ein Todter, so sehr hatte ihn der Gram verzehrt; man trug ihn in den Saal hinein und ließ ihn auf einen Mantel niederlegen. Wir wußten hierbei bemerken, daß die Urbanos den Anglikanischen mit aller Pülle und Schonung behandelt, so wie überhaupt seiner unter den Gefangenen weder durch Worte noch durch Thaten irgendwie gewißhandelt wurde.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, bemerkte ich einen Mönch, der auf meine Kokarde einen äußerst grimmigen Blick warf. Die drei Farben hatten in ihm die wilden Leidenschaften aus dem Jahre 1808 lebhaft hervorgerufen, und wenn mich der Mann nur in seiner Gewalt gehabt hätte, so glaube ich, er würde mich auf der Stelle zerrissen haben: wenigstens konnte ich diese Gesinnung aus seinem feuerfunkelnden Auge deutlich enterbnen. Dieser Mönch war der Pater Lopez, ein

Digitized by Google

währenden Franziskaner, dessen Predigten lange Zeit hindurch die Provinz in Aufregung gesetzt hatten. Die öffentliche Meinung war es, die ihm den Prozeß gemacht; denn was die Tribunale betrifft, so wußte er sich durch Bestechung der Beamten von einem Tage zum anderen Aufschub zu verschaffen. Aber in jenem Augenblicke war sein Loos bereits entschieden; er konnte unmöglich mehr entwischen; sein Name wurde von Allen mit dem bittersten Haße beseichnet, und es konnte nicht fehlen, daß er zu allererst aus der Urne hervorging. Man hatte se eben ein Buch bei ihm gefunden, das er in der Rocktasche verborgen gehalten: es war das zweite Heft einer Flugschrift, die, ihren grausamen Uebertreibungen zufolge, wohl geeignet gewesen wäre, in den Tagen der Inquisition zu erscheinen; der Verfasser derselben, ein gewisser Pater Vital, erinnerte wenigstens ganz an die auf die Spitze getriebenen Doktrinen derselben; das Heft war betitelt: „Die revolutionnairen Irrthümer und ihre Heilmittel"; es waren Heilmittel eines Mönches und zwar eines radikalsichtigen grauhaarigen Mönchs, und aus einem solchen Breviarium schöpfte Pater Lopez seine Begeisterungen; man begreift leicht, daß die Französische Kekarte dieses Manne nicht eben sehr behagen konnte.

Ich sah, wie er sich zu einem Gefangenen hinwandte, der neben ihm saß: er sagte demselben einige Worte ins Ohr, indem er mit dem Auge auf mich hinwies. Jener antwortete nicht, betrachtete mich aber genau und gab mir hierdurch Gelegenheit, seine nähere zu betrachten. Was mir dieser, da er auf einer der letzten Bänke, mit dem Rücken gegen mich gekehrt, gesessen, nicht möglich gewesen war. Sein Anblick überraschte mich. Es war eine dagere schwarzbraune Figur, mit energischem stolzen Ausdruck: er war cubia, oder wenigstens schien er es zu seyn, und seine Augen hatten nicht jenen brennenden stechenden Blick, mit dem der Pater Lopez die verschiedenen Reihen der Zuhörer, die man Tage mit, daß der Mann, dessen militairischer Name Portambu war, zu Murviedro, dem alten Sagunt, geboren sey; von niedriger Herkunft entsprossen, war er anfangs Maulestelträger gewesen; im Jahre 1821 hatte er der Constitution und den Constitutionnellen den Krieg erklärt, sog ins Gebirge und befand sich bald an der Spitze einer Guerillas Bande. Als die Constitution glücklich unterdrückt worden war, trat er in die Königliche Armee ein. Trotz seines wilden Hanges zur Unabhängigkeit verstand er es doch, sich unter die Kasernen-Disciplin zu schmiegen und sich zu haben militairischen Würden emporzuschwingen. Nach der Thronbesteigung der Königin, als Don Carlos die Fahne der Insurrection aufzupflanzen hatte, war Portambu einer der Ersten, der als Guerilla-Chef an denselben Orten, wo er seine Feldzüge von 1821 begonnen, von neuem anfrat. Doch unterstehens zum Gefangenen gemacht, ward er als ein Mann von großem Ansehen nach Valencia geschickt, wo er unmwohr seine letzte Stunde erwartete. Diese Stunde hatte in der That herannahen können, wenn Espartero nicht immerhin sehr viel ihn gehen, wie er auch selbst keineswegs darauf zu hoffen schien. Unter den übrigen Gefangenen bemerkte man Leute aus allen Klassen und von jedem Alter. Priester, Krieger, Bauern, Reiche, Bürger waren hier angetreten, die das traurige Band eines gemeinschaftlichen Verbrechens und einer noch zu erwartenden gemeinschaftlichen Strafe zusammenhielt. Es war still Uhr, schon waren sechs Stunden verflossen, seitdem die Gefangenen mit Todesangst zwischen Furcht und Hoffnung schwebten. Diese vorgängige Folter war gewiß die schlimmste von Allen, die man je zu den Zeiten der Inquisition hätte erfunden können. Endlich trat ein Officier ganz außer Athem herein; er kam eben von dem General-Capitain und brachte Neuigkeiten mit. Die Junta hatte ihre Urtheile gefällt.

Die Glocken von Valencia schlugen vier Uhr. Die Volksmenge hatte sich durch die Tages-Ereignisse nicht hindern lassen, zur gewöhnlichen Stunde ihre Siesta zu halten. Selbst die Lebanos hatten ihre Waffenplätze verlassen, um sich zur Ruhe zu begeben. Eine kleine Wache war auf dem Peinepal zurückgeblieben: fast war die ganze Stadt einer Einöde gleich. So gewaltig wirft über die Macht der Gewohnheit, daß es der Wunder bedarf, um Spanien davon abzubalten, heute daßelbe zu thun, was es gestern gethan. Ja, der Feind konnte hier zu Lande während der Siesta vor den Thoren der Stadt sich befinden, und die Stadt würde sich gleichwohl nicht eher erobern lassen, als zu der Stunde erachten, wo sie den Tag wieder ihre Mittagsruhe hielt. Daher kömmt es auch, daß die sicherste Zeit, in Spanien zu reisen, die Mitte des Tages ist, weil alsdann die Räuber, eben so wie jeder Andere, in Schlaf versunken liegen. Aber sobald die Siesta vorüber war, nahm die Nationalgarde ihre Posten wieder ein; der Dominikaner-Platz glänzte von Bajonnetten, und die Volksmaße strömte aus allen Straßen herbei: es sollte hier etwas Außerordentliches geschehen. „Hier sind sie! Hier sind sie!" Mit diesem Geschrei beschwichtigte sich die aufgeregte Volksmenge, während man von der Glorieta eine Gruppe von gefesselten Menschen herankommen sah. Es waren deren sieben; sie gingen langsamen, aber ziemlich sicheren Schritts, von einem Detachement Lebanos escortirt.

„Hier ist der Pater Lopez!" rief eine Stimme; „es ist Zeit, daß der auch einmal an die Reihe kömmt. Aber der Mann scheint nicht eben viel Furcht zu haben; er geht so ganz frei und ungeniert einher." — „Die Canaille wird von der Strickleiter befreien", sagte ein Andere; „hier zur Seite des Lopez steht Da den Pfarrer von Alcuas und Oktoloja, den elenden Kanonikus von Murcia, den man schon zu den Zeiten Ferdinand's dahin erschießen sollen. Wer ist aber der schöne Mann da, der hinter ihm herkömmt? — Du kennst den alten Karabinier Palmarola nicht?" — „Und die zwei Bauern dort an seiner Seite?" — „Dies sind die Wörter des Kahlmeisters Pensiano." — „St! St! Sie hier ist Portambu, er spricht. Hört, hört!"

Sogleich entstand eine tiefe Stille, denn Portambu sprach in der That; die Menge drängte sich auf den Fußspitzen um ihn der, um ihn besser zu hören.

„Das also ist Euer souveraines Volk!" sagte er hohnlächelnd zu den ihn umgebenden Lebanos, indem er auf die Menge einen verachtungsvollen Blick warf. „Verzeihlich bedauert Ihr, mich gerichtet zu haben; Ihr merket mich! Ihr macht es wie die Wilden, welche dem Kriegsgefangenen die Kehle abschneiden."

Unterdessen war der Zug vor dem Zoll-Amte vorübergekommen, dessen Fenster sämmtlich von Frauen belagert waren. Vor der Mauer des Gartens stand angebunden; man sieg die sieben Verurtheilten niederknien, das Gesicht gegen die Mauer gewandt, während eine zur Execution beorderte Compagnie Fußtiere sich in der Entfernung von einigen Schritten in Reihe und Glied aufstellte. Portambu wandte sich um und blickte rings umher. Ruhig betrachtete er die Einfahlen, die hier getroffen wurden. Als er endlich die Finten in Ordnung bringen sah, da legte der tapfere Sohn von Sagunt eine Hand auf sein Herz, bob die andere zum Himmel empor und rief mit lauter, kräftiger Stimme: „Es lebe die Jungfrau! Es lebe Karl V.!" — „Es lebe Karl V.!" wiederholte der Pater Lopez. — „Es lebe Karl V.!" wiederholten die übrigen Verurtheilten. Aber ein schrecklicher, von allen Seiten ertönendes Geschrei: „Es lebe die Freiheit!" überdauerte jenen Ruf.

Blut reizt zu neuem Blut! Statt jetzt durch die schrecklichste Hinrichtungs-Scene befriedigt zu seyn, murrten die Lebanos noch immer fort und verlangten auch den Tod der übrigen Gefangenen. „Alle! Alle!" schrieen die Unersättlichen; aber die Maße antwortete nicht, und ein neuer Kanonen-Schuß erschütterte die Luft. Portambu war ergötzt sich noch an dem Anblick der Leichname, der am Fuße der Mauer in Masse schwammen. Einer der Hingerichteten zuckte noch; sogleich trat einer von den Lebanos kaltblütig hinzu und stach ihm, um ihn vollends den Garaus zu machen, das Bajonnet in die Brust.

In diesem Augenblick kam mein befreundeter Offizier an der Spitze einer Compagnie bei mir vorüber; er grüßte mich mit dem Degen; seine Miene war die eines Triumphators; er beschligte auf dem Hinrichtungs-Platze, und es sollte ihm bald noch eine andere Mission anvertraut werden. Man beaufsragte ihn nämlich damit, den Rest der Gefangenen nach Grao zu exfortiren, von wo aus sie nach Ceuta deportirt werden sollten. Zwei Stunden nach der Execution marschirten sie ab, aber sie konnten erst den Tag darauf eingeschifft werden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Zur Statistik des Blumenhandels in Paris.

Es ist noch nicht lange her, daß man zur Winterszeit bei großen Abendzirkeln und den glänzendsten Reunions einige Vasen mit grünen Guirlanden paradiren sah, in denen man, wie es sich eben schicken wollte, künstliche Blumen hatte statt der natürlichen hineingesteckt hatte. Oft waren es auch künstliche, aber wohl gar Blumen aus farbigem Papier geschnitten, ziemlich ähnlich denjenigen, welche die frommen katholischen Landleute auf ihren Wallfahrten bei sich führen, um ihren Schutzheiligen damit zu beschenken.

Heutzutage sind jene Papierblumen, jene künstlichen Guirlanden aus unseren Winterzesellschaften verschwunden; wenn auch Alles unter dem Schnee verborgen und mit Eis bedeckt ist, haben wir doch bei unseren Soiréen echte Blumen, die schönsten Blumen sogar, die reichsten Schätze aus dem Körbchen Flora's.

Jetzt ist der Fuß der Treppe, der Säulengang, die Treppe, die Gardrobe, das ganze einzelne Zimmer, von dem Eingange des Hauses bis zu dem des Gesellschaftssaales, ein grünendes Wäldchen, und wenn man mehr in das Innere des Hauses gelangt, findet man auch eine größere Abwechselung von Pflanzen, Bäumen und Sträuchern mit den verschiedenartigsten Blättern, von den gewöhnlichsten Blumenarten an bis zu den seltensten und kostbarsten.

Wir haben an einer solchen reichen Deferirung oft bemerkt, daß nicht immer die Ordnung der Natur genau befolgt worden war, aber wir befanden uns auch nicht in einem botanischen Garten, und da es sich um brillante Gesellschaften handelt, wo der Glanz und die Magie der Diamanten oft mehr Effekt machen, als die kunstreichen Erdtöne der Flora der Blumen, so mag es wohl in der That Jahre lang bleiben, die schönsten Blumen abzuschneiden, um sie an solche Sträucher zu befestigen, die jeder eigenen Blüthe beraubt sind, und man mag immer die Blüthe der Kamelie, der Bengalischen Rose, der Immortelle und des Lorbeers an Ästen unbekrautetes und obdurres Strauchwerk befestigen; noch immer Glücks genug, wenn man nicht nöthig hat, seine Zuflucht zu gemachten Blumen zu nehmen.

Die Verpflanzung von Bäumen auf solche Bäume und Sträucher, die denselben ganz fremd sind, und dann in unseren Gesellschaftszimmern zur Winterszeit ihren Effekt hervorbringen, ist nicht die einzige Lieferung, welche sich unsere Florbinder herausnehmen. Sie erlauben sich noch andere, nicht minder außerordentliche, zu bizarre, dadurch sie die schönsten Effekte hervorbringen, wenn nur die Arrangements mit Geschmack und Sorgfalt getroffen sind. So haben wir im letztvergangenen Winter, in einer der brillantesten ministeriellen Soiréen ein kostbares Büschel gesehen, das mit einem Walde von grünen Gesträuchen umgeben war, die mit Blumen, Blumenbüschchen und anderen bestanden, woran man Orangen, Franzäpfel, Maisköbchen und kleine Körbchen auf das geschmackvollste befestigt hatte; eben die Häufung der Kontraste brachte den schönsten Effekt hervor.

Zu den großen Bällen des Hofes, der Minister, der Gesandten und denen der Banquiers, so wie vor allen des Faubourg St. Germain, haben unsere industriereichen Blumen-Lieferanten eine reichliche Zugabe von Töpfen und Vasen geliefert, worin sich Blumen, Bäumchen und Sträucher befinden, welche in allen Gesellschaftssälen unserer Residenzstadt nach und nach figurirt haben. Man kann in dieser Zeit die Summe von 2000 Francs jährlich annehmen, die für diesen Gegenstand des hohen Luxus ausgegeben wird.

Digitized by Google

Aus der ungefähren Schätzung, welcher man zu verschiedenen Zeiten die Blumenstöckchen und Fensterverzierungen dieser Art in diesen und jenen Häusern unterworfen hat, hat sich ergeben, daß der Preis eines einzelnen oft 30 bis 40 Francs betragen hat, ja daß einige derselben mit mindestens 30 Francs bezahlt sind. Da man nun auf den verschiedenen Bällen deren ungefähr zweihundert gesehen hat, so beträgt das, wenn man den allermeridrigsten Preis, nämlich 30 Francs für das Stück, anschlägt, abermals 6000 Francs. In diese Summe ist aber nicht auch der Kaufpreis für die Kameelien und andere seltene Blumen begriffen, diese müssen stets besonders bezahlt werden.

Es giebt jetzt keinen Ball mehr, in dem die Gewächshäuser unserer Blumenhändler nicht dreifturen aufkiren, und da dit Bälle jahrlich sind, steigen die Blumen unverhältnißmäßig schnell im Preise; wenn die Unternehmer solcher Festlichkeiten sich ferner nur Blumen bemühen, geht der Preis sehr bald auf das Doppelte in die Höhe.

Vom 23. bis zum 30. Januar d. J. sind nach der Schätzung des Herrn Heriaert de Thury an Kameilien allein 250 Dutzend verkauft worden; der Preis für dieselben wird auf 3600 Francs angeschlagen. Außer diesen 250 Dutzend Kameilien-Blüthen wurden noch — Blumen für Bouquets und zum Kopfputz verkauft, und zwar zum Preise von 4, 5, 10 und 12 Francs, je nach der Seltenheit und Schönheit der Blumen. Man nehme an, daß ungefähr 200 Blumensträuße aufgenommen wurden, das Stück, eins ins andere gerechnet, zu 5 Francs, welches abermals eine Summe von 1000 Francs giebt. Endlich sind noch ungefähr 200 Bäsen, ohne blühende Kameilien verkauft worden, die man auf den verschiedenen Soireen brauchte; sie kosteten 10, 15, 20 auch 25 Francs, welche, wenn man den niedrigsten Preis von 10 Francs pro Stück annimmt, abermals eine Summe von 2000 Francs giebt.

Bisher haben wir noch gar nicht von den Bouquets gesprochen, und ist wohl ein Fest, ein Ball, eine Soirée, ja eine gewöhnliche Zusammenkunft denkbar, ohne Bouquet? Das Bouquet ist wie der Fächer, und mehr als dieser, ein Attribut der Toilettenbegeisterung unserer Damen. Es giebt den Stoff zur Unterhaltung, es ist das Motiv zärtlicher Mittheilungen, der Vertraute der süßesten Geheimnisse, es ist die stummer und verschwiegener Dolmetscher. Mit welcher Grazie, mit welchem Eifer empfängt man das Bouquet, das auf einem glänzenden Ball brillirte, mit welcher Wonne werden diese Trümmer von dem glücklichen Gelieben aufbewahrt, und welche Seligkeit verräth sich in der Zärtlichkeit bewächtigt sich auch der Dame, wenn im Augenblick der Abfahrt das Bouquet noch fehlt; wenn die reichen Vorräthe der Madame Prevoft, die durch die zahlreichen Bälle, die an einem Abend stattfinden, völlig ausgeplündert ward, ihr nicht mehr erlauben, die später einlaufenden Bestellungen zu befriedigen, und welche Ecke geht da leider, wenn man sich in Zukunft auch Tage vorher in ihrem Comptoir einschreiben läßt, wenn man für den drei dem Königlichen Prinzen, drei der Herzogin von E. oder dem Baron von R. angefagten Ball ein Bouquet wünscht!

Uebrigens darf man nicht über den Preis erstaunen, womit man sich die Bouquets von Madame Prevoft zu verschaffen sucht, wenn man den großen, oder, um mich einer in Blumenkreisen unserer Tages-Schriftsteller zu bedienen, den Europäischen Ruf dieser Blumistin kennt. Die Bouquets der Madame Prevoft bleiben stets Mode; es ist bekannt, daß Sängerinnen und Tänzerinnen (man könnte sie nambaft machen) in London oder Berlin (!) nicht öffentlich auftreten wollten, bevor man ihnen nicht die Zusicherung gab, daß sie jeden Abend ein Bouquet der Madame Prevoft haben sollten.

Aber kehren wir zu unseren Bouquets, zu ihren Preisen und zu dem Gelde zurück, welches durch sie Tag für Tag in Circulation gesetzt wird.

Die Anordnung eines Bouquets ist nichts Gleichgültiges. Es gehört ein gewisses Studium, eine gewisse Kunst dazu, um die richtige Auswahl der Blumen zu treffen, denn ein Bouquet, das die Blondine ziert, ist keine Zier für die Brünette; das Bouquet der Tochter ziemt sich nicht für die Mutter; das der Großmutter gehört abermals in eine noch ganz andere Kategorie. Welche Kunst gehört zu der Anordnung derselben, wenn man mitten im strengsten Winter allen Anforderungen genügen will und Abdendlich 500, 600, auch wohl 1000 zu Stande bringen soll!

Diese Bouquets zerfallen in drei Klassen. Die erste kostet ungefähr 2, 3 und 4 Francs. Hierzu wählt man einige Lorbeerblüthen, Veilchen, weiße Hyazinthen und Rosenknospen, die man mit einigen Tannenblättern und Sträußchen von Myrtenzweig umgiebt. Die zweite Klasse, welche 4, 5 und 6 Francs kostet, besteht aus Tannenblättern, Pinien- und Orangenzweigen, untermischt mit Lorbeerblüthen, Veilchen, Hyazinthen und Bengalischen Rosen. Die dritte Klasse endlich, von der das Stück mit 6, 9 und 12 Francs bezahlt wird, besteht aus mehr oder minder reichen Bouquets von Orangen- und Myrthenzweigen, mit blühenden Hyazinthen, Veilchen, Haideblumen, blauen und weißen Daphnen, Orangenblüthen und einer oder zwei Kameilien untermischt.

Während der acht Tage, von denen wir kurz vorher gesprochen haben, schätzt Herr Heriaert de Thury die Zahl der gekauften Bouquets auf ungefähr 4000, welche die Summe von 20,000 Francs einbrachten, den Mittelpreis zu 5 Francs das Stück angenommen.

Aus den Details, welche wir oben angeführt haben, erfieht man, daß während der acht Tage vom 23. bis 30. Januar die Handel mit natürlichen Blumen folgendes Resultat ergiebt:

1)	Für die einmalige Vermiethung von Gefäßen und Töpfen mit Blumen, Sträuchern und Bäumen, die von einem Ball zum anderen geschickt werden . .	10,000 Frcs.
2)	Für Körbe mit Blumen und die Verzierungen der Fenster in den Soiréen	6,000 „
3)	Für den Verkauf von abgeschnittenen blühenden Kameilien (250 Dutzend, das Dutzend zu 10 bis 24 Francs)	3,600 „
4)	Für Bouquets zum Kopfputz, an Kameilienblüthen, Knospen und Blättern	1,000 „
5)	Für 200 vergierte Bäsen, mit blühenden Kameilien, durchschnittlich 10 Francs	2,000 „
6)	Für Ball-Bouquets von 2 die 3 Frcs. die zu 10, 12, 15 und 20 Frcs., nur zu dem Durchschnitts-Preise von 5 Frcs. pro Stück	20,000 „
	Hieraus ergiebt sich, daß der Geldumsatz für Blumen, die man während acht Tagen auf den Bällen und in den Soiréen brauchte, die Summe von	42,600 Frcs.

erreicht.

Es ist aber noch außerdem zu bemerken:

1) Daß wir der Blumen nicht erwähnt haben, welche auf den Blumen-Märkten verkauft wurden, die, trotz dieser außerordentlichen Verkäufe, stets mit Blumen von allen Gattungen reichlich versehen gewesen sind.
2) Die Bälle und Soiréen vom 23. bis 30. Januar, die wir bei unserer Berechnung gewählt, fallen keinesweges in diejenige Woche, während welcher die meisten Abend-Gesellschaften stattfanden. Hätten wir an die acht Tage des Karnevals vom 9. bis 16. Februar uns gehalten, so würden wir finden, daß am Fastnachts-Dienstag allein nach der um 17. Februar von der Polizei-Präfektur erfolgten Betanntmachung 875 Privatbälle

und 182 öffentliche Bälle

also im Allgemeinen . . . . . 1057 Bälle stattfanden, ungerechnet die Tanz-Vereine in Familien, die nicht so bekannt geworden sind, und die Bälle, welche außerhalb die Barrièren von Paris gegeben wurden.
3) Daß, seitdem wir unsere Berechnung über den Blumenhandel in den letzten Tagen des Januar angelegt, die Bälle nicht aufhörten, daß sie noch jetzt sehr zahlreich sind, und daß man in der Woche vom 20. bis 28. Februar für die Soiréen 20, 25, 30 und mehrere von 200, 400, 500, 1000 und 2000 Personen annahm, nicht gerechnet diejenigen, die man in den Tuilerien, bei den Präfekten der Kammern, bei den Ministern u. s. w. gab, wo die Feldblüngs-Blumen und die Töpfe mit den Tannenzweigen, welche jetzt schon weiter gediehen sind, so wie die Bouquets sich noch glänzender gezeigt haben.

Man kann daher, ohne Besorgniß vor Uebertreibung, annehmen, daß der Verkauf der Blumenhändler in seiner ganzen Ausdehnung, sowohl den Werth von zwei Millionen übersteigt, ein Luxus von Geschmack, ein wohlreichender Luxus, dessen Ausschweifungen niemals einen Blutstropfen kosten und höchstens einige Rene über thörichte Ausgaben verursachen.

(Le Voleur.)

Bibliographie.

Grammaire égyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée égyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée. — Von Champollion dem Jüngern. Nach dessen Handschriften herausgegeben auf Befehl des Ministers des Innern. Erste Abth. Pr. 25 Fr. (Das Ganze wird aus drei Abthgn. bestehen.)

Traditions tératologiques, ou récit de l'antiquité et du moyen âge en accident sur quelques points de la fable, du merveilleux et de l'histoire naturelle. — Nach Griechischen, Lateinischen und Altsranzösischen Handschriften herausgegeben von J. Berger de Xivrey.

L'Egypte et la Turquie de 1829 à 1836. — Von Ed. de Calbe vent und J. de Beuvery. Mit Karten und Abbildungen. Erster Theil. Aegypten und Nubien. 10 Fr.

Mannigfaltiges.

— Ein neuer Englischer Bühnendichter. In dem Vaterlande Shakespeare's kommen jetzt bekanntlich seine neue Trauerspiele mehr zur Aufführung. Glänzende Spectakel und die sinnlosesten Burlesken sind es, die vor dem Publikum von Drury-Lane und Covent-Garden aufgeführt werden. Wenn jetzt irgendwo ein dramatisches Talent sich zeigt, geht es entweder in dem Bestreben, den seichten Anforderungen der Masse zu genügen, bald unter, oder es bildet sich schlichtern in das Gewand aller andern Schriftsteller, indem es der Bühne entsagt und sich mit der Verbreitung seiner Erzeugnisse durch die Presse begnügt. Ein solches Talent, und, wie es scheint, kein gewöhnliches, macht sich eben in dem Erzeugniß eines jungen Dichters, Namens Robert Browning, bemerklich, dessen Drama Paracelsus vor wenigen Monaten im Druck erschienen ist. Offenbar hat dem Dichter dabei Goethe's Faust vorgeschwebt, aber nicht ohne eigenes Verdienst hat er sich an die Nachahmung gewagt. Zur Aufführung dürfte sich dieses Drama, das in fünf Abtheilungen nicht blos einen Zeitraum von 34 Jahren, sondern auch die großen Gedanken-Umwälzungen des sechzehnten Jahrhunderts umfaßt, schwerlich eignen. Eben so wie Faust, sucht hier Paracelsus, ein Verächter der Schulweisheit, Gott und den Menschen im Getümmel des Lebens auf, wo er doch beide eben so leicht aus dem Auge verliert, als sie sich ihm darzustellen scheinen. Weniger freilich den Charakter, als den großen Entdecker im Reiche der Naturwissenschaften, führt uns der Dichter in seinem Werke vor, doch scheint Paracelsus in der That ein Charakter zu sein, der eine solche poetische Rechtfertigung längst schon verdient hätte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Zeitungs-Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Montag den 11. April 1836.

Afrika.

Der neueste Krieg mit den Kaffern.

Es gewährt einen herzerhebenden Anblick, wahrzunehmen, mit was für langsamen und unsicheren Schritten die Humanität in der Cap-Kolonie vorwärts schreitet. Vergebens empfiehlt die Britische Regierung weise Maßregeln im Verkehr mit den Urbewohnern; das Privat-Interesse vereitelt Alles wieder. Nur zu oft haben die Behörden am Cap die Interessen des Mutterlandes außer Acht gelassen und den Kolonial-Geiste gehuldigt; die eiserne Nothwendigkeit mußte ihr ungerechtes Verfahren beschönigen. Eine kurze historische Skizze der Kolonie am Cap wird uns hierüber hinreichende Auskunft geben.

Die Holländer waren die erste Nation, welche um die Mitte des 17ten Jahrhunderts von dem Cap der Guten Hoffnung förmlich Besitz nahm. Im Jahre 1652 landete hier van Riebeek, der erste Gouverneur der neuen Kolonie, mit einer Handvoll Leuten, denen er vor Allem Vorsicht und Schonung in ihrem Verkehr mit den Eingebornen einschärfte. Die Holländer hatten nicht den Plan, eine ausgedehnte Niederlassung zu gründen. Sie betrachteten das Cap nur mit dem Auge des klugen Seemanns; es war ihnen nämlich auf ihren Handels-Reisen nach Ostindien um eine Station zu thun, wo sie ihre Schiffe ausbessern und Proviant einnehmen konnten. Daher hatte das Gebiet der Cap-Kolonie anfangs nur sehr enge Gränzen; und erst 20 Jahre nach ihrer Gründung (1672) wurde ein bedeutender Strich Landes, der seitdem den Namen Cap-District führte, von den Eingebornen angekauft und mit der Kolonie verbunden. Das Vieh und andere nothwendige Bedürfnisse suchte man durch Tausch mit den Hottentotten zu erlangen; allein diese wurden in ihrem Verkehre mit den weißen Männern immer überlistet und dachten jeden Gewaltstreich oder Betrug mit blutiger Gewaltthätigkeit, so daß die Gränze der Kolonie ein beständiger Schauplatz geheimer Plünderung oder offener Fehde wurde. Den steten Wechselhandel mit den Eingebornen suchte man zuweilen bei der schwersten Strafe, und dann erlaubte man ihn auch wieder. Diese Erlaubniß wurde aber jedes Mal in solchem Grade gemißbraucht, daß die Pflanzer, statt Handel zu treiben, bewaffnet und in ganzen Trupps über die Gränze zogen, den Eingebornen ihr Vieh abjagten und alsdann die Beute unter sich theilten.

Während nun die Holländischen Bauern oder Pächter auf ihren Raubzügen tief ins Land der Hottentotten eindrangen, wußte die Regierung nichts Besseres zu thun, als daß sie ihnen, so gut es gehen wollte, mit dem Schatten der Autorität nachfolgte. So wurde den Eingebornen allmälig eine ungeheure Strecke Landes entrissen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts begriff die Cap-Kolonie drei Districte: das Cap, Swellendam und Stellenbosch; ihr Gebiet erstreckte sich nordwärts bis zu den Hantam- und Roggeveld-Bergen und ostwärts bis zum Camtoos-Flusse. Allein selbst diese Ausdehnung genügte bald nicht mehr: im Jahre 1771 rückte der Gouverneur van Plettenberg die Gränze bis an die Sneeuwberge (Schneeberge), und das Kolonial-Terrain umfaßte so gegen 100,000 Englische Quadrat-Meilen. Plettenberg that dies jedoch nicht in der Absicht, die Kolonie zu vergrößern: er wollte nur die zügellosen Bauern im Bereich des Gesetzes halten.

So hatte die Kolonie am Cap innerhalb 120 Jahren einen Flächenraum gewonnen, der die Europäischen Besitzungen der Holländer mehr als um das Zehnfache überstieg. Da es der vornehmste Zweck der Kolonie war, sich Vieh und Lebensmittel in Ueberfluß zu verschaffen, so wurden alle Pächter gesetzlose und räuberisch herumziehende Nomaden. In ihrem Verkehr mit den Hottentotten entdeckten sie bald die Schwäche der Letzteren und nahmen ihnen, wie sich die Geizgetrieb bot, entweder mit List, oder mit Gewalt ihr Vieh weg. Verwilderte Holländische Bauern waren die eigentlichen Eroberer Süd-Afrika's.

Diese kurze historische Skizze, deren objektive Wahrheit Niemand bestreiten kann, erspart uns die Mühe, das auf beiden Seiten geschehene Unrecht genauer zu untersuchen. In den unaufhörlichen Balgereien zwischen Kolonisten und Eingebornen waren Letztere ohne Zweifel nicht selten die Angreifer; allein das von den Bauern begonnene System der Plünderung blieb nicht weniger eine handgreifliche und schreiende Ungerechtigkeit.

Aus den Angaben literer Holländischer Schriftsteller können wir schließen, daß Süd-Afrika ursprünglich gar nicht schlecht bevölkert war. Die Zahl der Hottentotten, welche das heutige Kolonial-Gebiet bewohnten, mochte um die Mitte des 17ten Jahrhunderts nicht weniger als 200,000 betragen. Die jetzt sogenannte Hottentotische Bevölkerung reicht nicht an 20,000; aber die Meisten derselben sind ein gemischtes Volk und nur ihrer Kaste nach Hottentotten. Der unvermischten Eingebornen giebt es jetzt wohl in den Gränzen der Kolonie nicht über 5000 Seelen; und von diesen reden nur einige Hundert die Sprache ihrer Väter.

Als die östlichen Gränzen der Kolonie bis zu den Kamtoos vorgerückt wurden, kamen die Bauern zum ersten Male mit furchtbareren Gegnern in Berührung. Sie begannen einen unerlaubten Verkehr mit den Kaffern, welche damals an beiden Ufern des großen Fisch-Flusses wohnten. Unfähig, diesen Streifereien Einhalt zu thun, war die Regierung im Jahre 1780 gezwungen, den großen Fisch-Fluß als die Gränze ihres Gebietes zu proklamiren. Die an dem westlichen Ufer angesessenen Kaffern wohnten eine Zeitlang mit den Bauern gemischt; aber sie konnte es nicht lange dauern. Bald entspannen sich Händel; die Kaffern wußten auf das listliche Ufer zurückzuweichen, von wo sie dann und wann herüber kamen, um das Vieh der Bauern fortzuschleppen; ein Kommando, oder eine bewaffnete Schaar wurde zu ihrer Züchtigung beordert; und von der Zeit an bis auf den heutigen Tag ist die Sicherheit des Friedens an der Ost-Gränze der Kolonie unwiederbrochen gestört worden.

Seitdem die Bauern den entschlossenen Widerstand der Kaffern erprobt hatten, nahm Alles eine andere Gestalt an. Die Furcht vor einem heldenmüthigen barbarischen Feinde füllte die Kolonisten und selbst das Gouvernement mit bösen Ahnungen, und die Versuche der Kolonial-Behörden, den Frieden an der Gränze zu erhalten, zeigten nur zu oft den rachsüchtigen Geist der sich selbst bewußten Schwäche. Die mißliche und schwankende Position, der man in allen Verhandlungen mit den Kaffern die auf die neueste Zeit gefolgt ist, wird aus folgender kurzen Uebersicht deutlich hervorgehen.

Der große Fisch-Fluß war bloß eine theoretische Gränze; denn die Bauern waren auch jahrelang gewug, um das ganze neue Gebiet zu besitzen, welches durch diese Erweiterung ihren Gränzen an die Kolonie kam; und die Kaffern ließen ihre Heerden, nach wie vor, an beiden Ufern des Flusses weiden. Um's Jahr 1793 wußte ein sehr angesehener Häuptling, Namens Gaika, die Waffen ergreifen, um seinem Onkel Jalambi das väterliche Erbe, das er ihm schuldig war, abzujagen. Er trieb den Letzteren über den großen Fisch-Fluß. Man konnte diesem unruhigen Häuptlinge nicht widerstehen, daß er in den Gränzen der Kolonie sich niederließ, und ein Kommando wurde gegen ihn beordert. Allein die Bauern trieben bloß eine Anzahl Vieh weg, während die Kaffern im Besitze des Landes blieben.

Im Jahre 1795 wurden die Briten durch einen Akt stellvitiger Cession Herren der Cap-Kolonie. Diese machten 1798 einen Vertrag mit Gaika, der nicht etwa den Zweck hatte, die beiden Parteien einander freundschaftlich zu nähern, sondern jedweden Verkehr zwischen Kolonisten und Kaffern abzuschneiden und aus dem großen Fisch-Flusse eine undurchdringliche Schranke zu machen, welche beide Nagen trennen sollte. Trotz diesen blieb der zwischen dem Buschmanns-Fluß und dem großen Fisch-Fluß liegende Weide-Distrikt Zuzuweis bis zum Jahre 1812 in den Händen der Kaffern.

Die beständigen Störungen der Ostgränze veranlaßten eine Reihe unglücklicher politischer Angriffe von Seiten des Kolonial-Gouvernements. Der eine dieser Kunstgriffe bestand darin, daß man 1817 einen Krieg mit Gaika schürte, in welchem er als oberster Chef aller Kaffern-Stämme anerkannt wurde — ein Umstand, auf welchen er eben so wenig Ansprüche hatte, als er ihn geltend machte. Die nothwendige Folge davon war, daß Gaika mit den übrigen Häuptlingen zerfiel; und die Britische Regierung wurde in seine Händel mit verwickelt. Daher der Krieg von 1819, in welchem die Kaffern ihre frühere Kühnheit noch überboten; sie überschritten die Kolonie in großen Schaaren und machten einen furchtbaren Angriff auf Graham's-Town. Man ergriff strenge Maßregeln; die Angreifer wurden über den Kriekomma zurückgetrieben, und Gaika mußte das ganze Land zwischen jenem Flusse und dem großen Fisch-Niver, der Gränze der Kolonie, wieder abtreten. Dieser Strich von 80 Miles in der Länge und 25 in der Durchschnitts-Breite sollte hinführo ein neutrales Gebiet seyn, das weder Kaffern noch Kolonisten betreten durften. Gaika entschloß sich ohne Umstände, eine Landstrecke herauszugeben, die ihm noch niemals angehört hatte, und die übrigen Häuptlinge mußten ihrem Beoll eine Zeitlang unterwerfen.

Die ganze Zeit, einen langen bewohnbaren Landstrich an den Gränzen der Cap-Kolonie unbewohnt zu erhalten, war vollkommen chimärisch. Auch wurde sie bald wieder aufgegeben. Lord Charles Somerset pachtete selbst einen Theil des neutralen Gebietes; und die Bauern kamen wieder in die unmittelbare Nachbarschaft der Kaffern, denen man einige

Digitized by Google

ihrer Lande westwärts von dem Kat und Kriegsfamma wieder zu versehen erlaubte. Die unselige Folge davon waren die Unruhen des Jahres 1829.

Werfen wir nun zunächst einige Blicke auf die Kaffrische Nation. Der Name Kaffer (das arabische Kafir, ein Ungläubiger oder Heide) wurde von den ältesten Portugiesischen Seefahrern allen Eingeborenen an der ganzen Ostküste von Afrika beigelegt. Als daher die Holländischen Kolonisten am Cap, während sie oftwärts vorrückten, mit einem von den Hottentotten verschiedenen Volke zusammentrafen, nannten sie diese Nation, dem damaligen geographischen Sprachgebrauche sich anbequemend, Kaffern. Dieser Name erlaubt also eine sehr ausgedehnte Anwendung; doch pflegt man in der Kolonie fast nur denjenigen Stamm so zu nennen, der sich selbst Amatósa nennt. Ihre nördlichen Nachbaren sind die Amatémbu's, von den Holländern Tembooger's und von den Englischen Tambooie's genannt. Mit den Letztern gränzen westlich die Amapónda's und Amambá's, deren Name in Mambookie's verstümmelt ist. Diese gelten für den tölpsten und betriebsamsten Kaffrischen Stamm; die Amakósa's aber — die Nachbarn der Kolonie — für den kriegerischsten.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Scenen aus Spanien im Jahre 1835.

(Schluß.)

Das, was mir während des langen unerdrollen Tages am meisten auffiel, war die Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit des Volks. Alles, was hier vorgegangen, war das Werk der National-Garde; aber das eigentliche Volk, jenes Volk, das den Feldzug von 1808 so ruhmvollerig mitgemacht, interveniete hier in seiner Weise; und außer auf dem Domininaere-Platze, wo es durch das feierliche Schauspiel hingezogen worden war, ließ es sich auch nirgends irgend als Zuschauer erblicken.

Gegen Abend, als die National-Garde, müde und ausgehungert, in ihre Quartiere zurückkehrte, erschien auf einmal ein Trupp Menschen ohne Uniform auf dem Marktplatze, die sich längs der Säulenhallen gebrimmschwll hinschlichen; Hüte mit breiten Rändern bedeckten zum Theil ihr Gesicht, und unter den weiten Hüllen, in denen die Mäntel sichtbar waren, hielten sie lange Stutzbüchsen verborgen. Diese verrätherischen Erscheinungen verbreiteten überall Schrecken um sich her. Die zur Bewachung der Straßen unter den Waffen zurückgebliebenen Urbanos gerietben zu allererst in Furcht; sie zerstreuten indeß bald jene schaudervollen, mit verschreckichen Physiognomien ausgerüsteten Gestalten, die wie Phantome im Dunkel verschwanden.

Aber die allgemeine Furcht war mit ihnen nicht verschwunden. Die Einbildungskraft war nun einmal rege gemacht worden; die Bürger sinnen an, für die Nacht einen Aufstand des Pöbels zu befürchten, und die plötzliche Erscheinung jener gespenstertbaften Schreckbilder brachte die Leiden der Tages-Unruhen in Erinnerung. Einige von ihnen wurden in einem Augenblicke wieder: Jeder eilte nach seiner Behausung und verrammelte sich, so gut es ging. Man dörte nichts als das Knarren der Thüren, die man verschloß, und der Riegel, die überall vorgeschoben wurden; man hätte glauben sollen, daß die Stadt auf dem Punkte sey, augenblicklich vom Feinde erstürmt zu werden.

Bis ich nach Hause kam, fand ich meine Wirthin und ihre beiden Söhne, sämmtlich Urbanos, damit beschäftigt, ihre Gewehre zu laden.

„Caballeros", sagten sie zu mir, „es wird diese Nacht was geben; man muß auf seiner Hut seyn; wenn der Pöbel sich empört, so sind wir die Ersten, gegen die er seine Angriffe richtet; aber es mangelt uns Munition nicht an Kriegsbedürfnissen, und die Stutz-Uhr ist auch eben nicht so leicht zu erbrechen." Sie machte sich denn Alles darauf gefaßt, eine Belagerung anzuhalten, und so wie es in dem einen Hause herging, so ging es auch in allen übrigen zu.

Ein Nachbar trat zu uns in den größten Bestürzung herein. „Caballeros", rief er mit verzweifelter Stimme, „die Huerta ist im Aufstande, man hat gegen 4000 Mann Carasol gebracht."

Es muß hier zur Erklärung Einiges eingeschaltet werden. „Huerta" bedeutet im Spanischen einen Garten; aber zu Valencia bezeichnet man vorzugsweise damit jenen Strich Landes, der die Stadt in einem Umkreis von drei bis vier Meilen umschließt. Dies ist auch in der That noch wahrhafter Garten; man findet in Spanien keinen anderen Punkt, der reicher oder besser angebaut wäre. Die Kultur dieses irdischen Paradieses schreibt sich noch aus den Zeiten der Araber her; die Christen hatten nach ihrer Eroberung nichts zu thun, als das Werk der von ihnen Besiegten im gedeihlichen Zustande zu erhalten; es ward sonst weiter keine Veränderung vorgenommen. Es giebt zu Valencia ein eigenes Tribunal für alle Fälle, die auf die Bewässerung der Huerta irgendwie Bezug haben. Dasselbe hält alle Donnerstag auf dem Platze der Kathedrale unter freiem Himmel Sitzung, und es finden gegen seine einmal gefällten Urtheile keine Appellationen Statt. Alle Prozesse werden mündlich verhandelt; es wird keine Schrift zugelassen. Diese Institution rührt ebenfalls von den Arabern her, denen noch jetzt wird auf dieselbe Weise von den Maurischen Kadi's die Justiz verwaltet.

Die Huerta von Valencia ist sehr bevölkert; man rechnet gegen dreitausend Einwohner auf die Quadratmeile. Sie sind ein rohes ungebildetes Volk und haben von jeher den Bewohnern der Stadt einen unüberwindlichen Haß nachgetragen. Das Königreich Valencia war bis ins vorigeJahrhundert Maurisch gebieben. Jakob den Aragonien, von den Spaniern Don Jaime I. genannt, eroberte es im Jahre 1238 von dem muselmännischen König Zaen; noch jetzt wird der Degen des Ersteren in dem Palaste des Ayuntamiento aufbewahret; die meisten seiner Gefährten waren aus der Französischen Provinz Limousin: sie liessen sich in der Stadt nieder und drückten derselben mit der Länge der Zeit ihre Physiognomie auf. Ohne der Familiennamen, deren viele aus Frankreich herstammen, noch der Französischen Formen Erwähnung zu thun, von denen sich noch die deutlichsten Spuren in der Volkssprache erhalten, haben die Abkömmlinge der Eroberer noch ganz das äußere Gepräge ihrer Vorältern; man merkt dies besonders an den Frauen; die Valencianerinnen unterscheiden sich auffallend von den übrigen Spanierinnen. Erstlich sind sie größer; sodann haben sie ein rundetes Gesicht und eine auffallend weiße Haut; viele sind blond, und die blauen Augen sind eben so häufig unter ihnen anzutreffen, als die schwarzen. Die Huerta dingegen ist Maurisch geblieben, und zwar ist sie, wie ich verschiedene dort, noch weit mehr Maurisch gesinnt als die leichtigten Abyssinier und Granata. Nichts erinnert mehr an den Bewohner von Fez oder Tetuan, als ein Bauer von Valencia: die Aehnlichkeit ist auffallend, ja die zur Täuschung; und gewiß ist der übereinstehe Manier gegen seinen Nachbar aus Europa nicht erbitterter, als der Maure der Huerta gegen seinen Nachbar in Valencia. Es sind ein Erbfeindgeer Kriegs zwischen ihnen statt, und es fallen auch häufig blutige Scharmützel vor. Wenn die Einwohner der Huerta einen Angriff auf die Stadt unternehmen wollen, so stoßen sie in ein Horn, das aus einer Seemuschel besteht und das unter dem Namen Caracol der Schrecken der Bürger von Valencia ist. Es ist, wie man sieht, eine Art Landsturm; im Jahre 1808 wurden auf das Signal des Caracol die Franzosen zu Zaunsteln niedergemacht.

Man begreift nunmehr wohl leicht, welcher Schrecken in dem Hause meines Wirthes entstand, als der Nachbar die Angtige machte, daß die Huerta in Aufruhr und daß das Caracol ertönt sey.

„Das Caracol!" rief die Mutter, indem sie die Hände zusammenschlug. — „Das Caracol!" wiederholte jeder der Söhne, indem er seine Flinte fest anbrückte. Ich habe nie eine ähnliche Bestürzung gesehen.

Das Caracol, das war Alles: Plünderung, Feuersbrunst und Tod. Man weihete zu gleicher Zeit, daß ein Versuch gemacht worden, die Depositorien von Gras zu plündern, daß man Flintenschüsse vernommen, die in der Richtung nach der Artillerie-Kaserne zu, auf sie losgerichtet, sogar man hinzu, daß die aus mehr als sechshundert Mann starke Bande Cabrera's das Gebiege verlassen, um auf die Stadt loszurücken. Wie man sagte, so war dieselbe bereits nicht mehr als vier Meilen von Valencia entfernt. Auf diese Weise befand sich denn die Stadt von Zeit zu Zeit, wenigstens bildagert: Gefahr von Innen, Gefahr von Außen, überall Gefahr.

Es war mir hier, als hätte mich der Zauber auf einmal in's Mittelalter versetzt: die Stadt war sich selbst überlassen, jedes Individuum hatte sich auf seine eigene Hand in Vertheidigungsstand gesetzt, und jedes einzelne Haus war für sich eine Festung geworden. Auch hat noch jetzt Valencia den Anblick einer kriegerischen Stadt: die Häuser sind hoch und unregelmäßig gebaut; viele haben hier ein Gothisches Karniesk, dort einen mit Ribben versehenen Gewölbbogen. Die engen gekrümmten Gassen sind nicht gepflastert und des Nachts nur durch Madonnen-Lampen erleuchtet; am giebt es derselben zwar unzählige, aber im Ganzen sind sie doch weniger zahlreich als die Milagros. Die Milagros (Wunder) sind nämlich böherne Kreuze, die den Vorübergehenden den Ort anzeigen, wo Jemand einmal ums Leben gekommen; es ist auffallend, daß man so etwas hier Wunder nennt, da vielleicht in keiner Stadt in Europa mehr Mordthaten begangen worden, als gerade zu Valencia. Einige der hiesigen Milagros sind mit einer Krone von weißen Perlen verziert, und sie sind aus den Verfeindungs-Kriege her und wurden damals den Opfern des Aufstandes geweiht.

Indeß verfloß die Nacht ganz ruhig, ohne die geringste Störung. Ich brachte sie zum Theil auf meinem Balkon zu; es herrschte eine traurige Stille; man hörte nicht eine Stimme, nicht einen Hauch in der ganzen, dem Schrecken anheim gefallenen Stadt, wo damals so viele heftige Leidenschaften gährten; nur von Zeit zu Zeit zog eine Patrouille von Urbanos unter meinem Fenster vorüber; die Bajonette erglänzten im Scheine der Madonnen-Lampen; der Ruf: Quien vive? erweckte auf einmal das Echo der Kreuzwege; jedoch schwieg Alles, bis Warnend der verlor sich in den Ferne. — Das Feschenkinne des Serene*), der alten Herr des Plages hielt, rief ruhig die Stunden aus und zeigte an, daß das Wetter heiter sey.

Am anderen Morgen erhielt man die Nachricht, daß die Bewohner der Huerta vor den Thoren der Stadt seyen, und daß sie Frieden hätten, in dieselbe einzudringen. In der That befanden sich die Letzteren auf Seiten und Stutzbüchsen bewaffneter Bauern am Thore. Es war ein wahrhafter Bedulinen-Trupp, bei dessen Anblick ich erst den Schrecken begriff, den sie einflößten. Man denke sich nur einmal langer große schwarzbraune Figuren mit weißen Zähnen und gelblichen Augen, mit langem die auf die Schultern herabhängenden Haar, nackten, von der Sonne verbrannten Armen, und man wird Mühe haben, Europäer in diesem Bilde zu erkennen. Das Kostüm entsprach der Physiognomie; es war sehr einfach: ein niedriger but mit breiten Krämpen, ein Paar leinene Beinkleider, ein blauer Gurt und ein Hemde, darin derselbe das Gange. Einige trugen noch eine schwarze oder karmoisinrothe Jacke mit Aermeln, Knöpfen und geschnürter Weste; das ist das Kapuzkleid der Häuerlichen Toilette, dessen sich nur die Reichen bedienen; aber Alle, sowohl Reiche als Arme, tragen, gleich ihren Nachbarn, den Catalonieren, eine große wollene Hülle, die ihnen zugleich statt Mantel und Bett dient. Was das Stiefelwerk betrifft, so kennen sie nur die einfachen Alpargatas, eine Art bärener Sandalen, die um den Fuß gebunden werden. Sie sind leidenschaftliche Kirchbaer von Pferden und, gleich den Mauren, gute Reiter. Was ihre Frauen betrifft, so sind diese schön und lebhaften Temperaments; aber ihre Tracht hat nichts Bemerkenswerthes, außer einem elegunten seidenen Spenser, der fast bis an

*) Der Heitere, so wird der Nachtwächter in Spanien genannt, weil er dort neben seiner eigentümlichen Verrichtung auch jedesmal das Einerlei des heiteren, schönen Wetters zu verkünden hat.

Digitized by Google

die Taille hinab reicht, und einer großen silbernen Rakel, die sie, wie die Bäuerinnen von Albano, im Haar tragen.

Dieser Stamm ist der wildeste von der ganzen Halbinsel; auch fallen hier mehr Mordthaten vor, als sonst irgendwo, besonders wenn ein gewisser Afrikanischer Wind weht, der eine solche Gewalt über die unbändigen Naturen ausübt, daß er den von Gerichten als ein Umstand, der die Strafe lindert, hat anerkannt werden müssen. Man kann nicht sagen, daß der Müßiggang hier zum Verbrechen führt, denn Niemand ist arbeitsamer als der Valentianische Bauer. Bei Tage ist er auf dem Felde beschäftigt; und bei Nacht nimmt er, statt auszuruhen, seine Singbüchse zur Hand und zieht damit auf die großen Heerstraßen aus. Wehe dann dem, der ihm begegnet, denn er gibt nie anders als auf Mord aus. Der Räuberstutzer hingegen ist verschlechter; er begnügt sich damit, die Börse zu nehmen, und nur sehr selten nimmt er auch das Leben.

So hätten wir denn ein Bild der Belagerer, die sich bei Tages-Anbruch von den Thoren von Valencia befanden. Die Zelte und die Strohhütten, mit denen sie bewaffnet waren, verliehen ihnen eine noch wildere Physiognomie. Aber die Politik hatte mit ihrer Expedition gar nichts zu schaffen: sie kamen weder, um die am Tage vorher eingerichteten Karlisten zu rächen, noch um den Konstitutionnellen ihren Arm auszuleihen; sie dachten weder daran, die Stadt zu plündern, noch die Bürger zu tödten; ihre Absichten waren weit bedeutender: sie verlangten nur die Auslieferung der ihnen entflohenen Sträflinge. Man hatte daselbst einige Augenblicke; aber die Bürger fühlten sich zu glücklich, unter so wohlfeilen Bedingungen los zu kommen, um nicht sogleich auf der Stelle zu kapituliren. Man hob augenblicklich die Besteurung auf, und nachdem die Stadt während sechsundzwanzig Stunden geschlossen war, wurden die Thore um zehn Uhr Morgens wieder geöffnet. Es war bereits die höchste Zeit, denn schon fing man an, den Mangel an Lebensmitteln zu fühlen, und die Hungersnoth war ihrem Ausbruche nahe.

Die folgenden Tage liefen friedlich, obgleich unruhig ab; man schloß die Klöster, oder vielmehr sie schlossen sich von selbst. Die erschreckten Mönche hatten sich aus eigenem Antriebe skalirt: sie hatten das Kloster verlassen und die weltliche Kleidung angelegt, welche erkannte sie gleich an ihrem linkischen ungeschlachten Wesen, so wie an ihrer beständigen äußerlichen Verwirrung. Sie bedauerten den Verlust ihrer großen weiten Hüllen und konnten sich in den Frack und die Krabatte gar nicht finden.

Da in Urbanes im Alboroto den Sieg davongetragen, so hatte man Grund, zu bezweifeln, ob sie sich nunmehr auch dabei beruhigen würden, denn ein erster Erfolg ist gewöhnlich ein Köder, der immer nach neuen Erfolgen lüstern macht. In der That ging man auch damit um, eine neue Expedition, nicht gegen die Gefängnisse, denn diese waren bereits ausgeleert, sondern gegen die Häuser der „facciosos" zu unternehmen. Mehrere Lehrlinge von Schneidern hatten aufgerufen und sammt den übrigen Gefangenen nach Ceuta deportirt worden.

Indessen sollten die Karlisten für dieses Mal mit dem bloßen Schrecken davonkommen; die Rache erstreckte sich nicht bis auf ihre Häuser; man begnügte sich damit, die Absetzung aller von Calomarde angestellten Beamten zu verlangen, und diese Bitte fand günstig Gehör. Es zeigte sich aber bald, daß die Bürger von Valencia bei diesem Schritte nicht wenig von ihrem eigenen Interesse geleitet wurden: denn schon an demselben Abend waren von den Urbanos selbst mehr als fünfhundert Petitionen um Anstellungen beim General-Capitain eingegangen.

Unter diesen Verhältnissen hatten sich mehrere Tage hingezogen, ohne daß Jemand aus dem Volke sich eben sehr darüber beklagt hätte; die Unordnung ist offenbar das eigentliche Element des Spaniers, an dem er eine gewisse Lust und Freude hat. Von Zeit zu Zeit kamen Nachrichten aus Barcelona an, die nur dazu dienten, den Gimmel in Gang gebrachten Fahrzeug einen neuen Ruckstoß zu geben. Man hörte nach und nach von der Vertreibung Llander's, von dem Gemetzel von Vasa und von der Einsetzung der Junta. Damals erst schloß sich Valencia entschieden der von Saragossa angekündigten und von den Catalonieren fortgesetzte Bewegung an und erklärte dem Ministerium Torenz den Krieg. Don Alboroto reklamirte damit in eine Junta, die jedoch eine der schwächsten und unbedeutendsten war. An der Spitze stand der nämliche Graf Almodovar, der schon am Ende so wenig Vertrauen eingeflößt, und wir haben Grund, zu glauben, daß die Junta von Valencia niemals völlig mit der Central-Regierung gebrochen hat. Indeß habe ich hier nicht weiter von der Junta zu sprechen, die sich erst später organisirte; meine Absicht war bloß, das Alboroto, als das Präludium derselben, darzustellen, von dem ich selbst Zeuge gewesen. Es erscheint mir diese Episode der Geschichte unserer Zeit als eine Art von Tragikomödie, nach Art des Calderon; der Sturz des Grafen von Torreno bildet die Entwickelung, so wie das Alboroto der erste Aufzug war; indeß ist der Vorhang bis jetzt noch nicht gefallen, und nur die Zukunft kann uns lehren, zu welchem Ziele dieses Alboroto dereinst noch führen wird.

Am nächsten Sonntag, den 9. August, als ich von Murviedro, wo ich die Manen jener auf dem Scheiterhaufen der Freiheit geblieben, den Bürger von Sagunt begrüßte, meine Rückkehr durchsprengt war, sah ich einen Zusammenlauf vor der Kirche la Virgen de los Desamparados (der Jungfrau der Verlassenen); ein blutiger Leichnam war vor der Thüre ausgestreckt, an dessen Seite eine silberne Schüssel stand, in welche die Gläubigen ihre Obolen warfen, um dafür Messen für die Seele des Hingeschiedenen lesen zu lassen. Der arme Mann war ermordlich gesteinigt worden, und seine Seele wurde ohne Priester und ohne Beichte verschieden. Ich glaubte, in dem Todten jenen Bäcker, den als den Rovalisten, wiedergzuerkennen, der am vergangenen Sonntag beim Stiergefechte mehr daran gewesen war, von den Urbanos niedergemacht zu werden. Er war es in der That; der Tod hatte ihn dieses Mal nicht verfehlt. Ein Urbanos, der ihm auf der Straße begegnete, hatte ihm den Degen durch den Leib gerannt und war sodann in aller Stille davongegangen, um seine gewöhnlichen Tages-Geschäfte zu betreiben. Die Volksmoße hier stimmerte sich wenig darum, ob er ein Anhänger der Constitution, oder ob er Karlist gewesen; es bandelte sich jetzt nicht mehr um seinen Leib, sondern um seine Seele: die Spanier sind überhaupt nur um das ewige Leben besorgt. Die silberne Schüssel überkömmt bald von den hinreingeworfenen Quaros; die Weibs-Sympathie äußerte sich in Gebeten und in Anerufungen des Philipus, und ich glaube, daß, wenn der Mörder sich hier hätte sehen lassen, die Menge ihn auf der Stelle gesteinigt haben würde, nicht etwa weil er das jetzige Leben eines Verräthers abgelürzt, sondern weil er seinen Stein dem Fegefeuer der Hölle preisgegeben, indem er ihm nicht einmal Zeit gelassen, sich zur Reise in die Ewigkeit vorzubereiten.

Charles Didier.

England.

Vom Stolze der Irländer.

Von Mrs. S. C. Hall.

Ich hatte es diesen Augenblick für ein wahres Glück, daß mich die Natur nicht für dasjenige Geschlecht bestimmt hat, welches sich als Herrn der Schöpfung betrachtet und dafür auch anerkannt ist. Wäre ich ein Mann, ich würde es nicht wagen blasen, eine ausgesprochene Meinung über den Irischen Stolz haben zu wollen, wenn ich nicht zugleich bereit wäre, den Gesetzen der Ehre mein Leben zur Verfügung zu stellen, um durch blutige Genugthuung den über meine kühne Offenherzigkeit zürnenden Gegner meiner Landsleute zu sühnen. Schon manchmal habe ich das Vorrecht der Frauen, ungestraft solche Dinge sagen zu dürfen, Bewohnern der grünen Erin einfache Wahrheiten gesagt. Doch waren sie dis jetzt immer im Tone ernster Vernunftgründe vorgetragen, ich gab ihnen nicht die Einleitung des Spottes; einem Irländer kann man allenfalls noch eine ernste Wahrheit sagen, und er wird sie verdauen, vorausgesetzt, man sagt sie ihm nicht nach Tische, denn da zweifle Ich, ob die Toleranz seiner Philosophie so weit gehen würde, er selbst einer Dame verzeihen würde, wenn sie ihn auslacht. Aber ich weiß nicht, ob ich nicht weinen sollte, statt zu lachen, wenn ich an das mannigfache Unglück denke, das sich meine Landsleute durch ihren abgeschmackten Stolz zugezogen haben. Ueber Irland andrte ich nicht ohne Thränen schreiben, jedes Gefühl, das es in mir weckt, ist, wie seine einheimischen Melodien, von Freude und Trauer gemischt.

Durch die Adern eines jeden Irländers strömt eben so gut Stolz als Blut. In England wie in vielen anderen Ländern hat der Stolz, verschiedene Wurzeln, es giebt Adelsstolz, Geld- und Gewerbestolz, Künstler-Eitelkeit u. s. w.; der Irländer-Stolz hat nur eine gemeinsame Wurzel; er hängt an einer einfachen Abstammung und verleugnet nie: „anständiger Vermandtschaft" („decent [decent] people"). Gegen diesen absoluten Stolz sind alle andere Gaben des Glückes und der Tugend nur leicht, wie ein Sonnenstäubchen; und ein „geborener Gentleman", obgleich das jüngste Glied der Familie, obgleich ohne Pfennig Geld, würde sich schämen, Handel mit Gemerbe zu treiben.

In einer Unterhaltung mit einem Haushzuhmacher, sagte mir dieser, während die Irrische Lebhaftigkeit in seinen Augen funkelte: „Mich auf die Räderei, wodurch ich die Häute der armen sprachlosen Bestien (Bestien) zusammenflicke, bin ich stolz, nein, nein, ich habe Gottlob etwas Besseres, so arm ich auch bin; das Blut der O'Neil's strömt voll und ehrig durch jede Ader meines Körpers."

„„Aber"", sagte ich, „„wie kömmt's denn, daß der Enkel der O'Neil's Handschuhmacher geworden ist?""

„Ach, Madame! das Unglück schont die Besten nicht. Mein Vater, Gott habe ihn selig! wollte sich mit seinem Gewerbe begnügen, sondern starb anständig. Er hatte gute und nicht zu hohe, aber es sichte doch so viel zu hinterlassen, daß er anständig begraben werden konnte; noch mehr, er hinterließ mir das gewalte Familienwappen der O'Neil's. Meine Mutter (sie war aus dem Norden) stellte mir vor, daß ihr Onkel mich für ein Gewerbe erziehen wollte; ich sah das auf das Kuseben meines Standes (my people) und sagte: „Nein!" — Sie hören mich aber zur Thüre, auf welcher mein Familienwappen gemalt war, es bestand aus zwei einander ansehenden Löwen, einem Fische und einem offenen Handschuhe, und sagte: „„Siehst, mein Sohn, hierher und wähle ein Zeichen Deiner Familie zum Handwerke. Der Fisch, wenn irgend eine Verunzucht in ihm ist, bedeutet doch wohl einen Fischer; der Handschuh könnte nicht erlitten, wenn es keine Handschuhmacher gegeben hätte; mein Onkel ist ein Handschuhmacher, lieber Ben (abgekürzt für Benjamin). und der Handschuh ist das Wappen der Familie, so werde denn, guter Junge, ein Handschuhmacher und glaube Deiner Mutter, daß das Familienzeichen zum Handwerk zu wählen keine Ehren-Entweihung ist.""

„Sie, Madame, war es meiner Familie wegen, daß ich das Handwerk ergriffen habe, nicht weil die Frauen (Gott segne sie alle) meine Handschuhe loben.

Wen sagte nicht ohne Bedeutung von seiner Mutter, sie wäre vom Norden her; vielleicht ist nicht allen Lesern bekannt, daß der nördliche Theil Irlands beträchtlicher und daher glücklicher bevölkert ist. Zugleich muß man bemerken, daß gerade deshalb die anderen Irländer sie verachten. Während anderswo stolzer Hinblick auf die vornehmen Ahnen zu Tugend und Wirksamkeit begeistert, dient er in diesem unglücklichen Lande nur dazu, die Trägheit zu entschuldigen, mit welcher man sich von Beschäftigungen losfagt. In den Erinnerungen an die O'Wane's, O'Rourke's, Mac Murrough's, Mac Carthy's, O'Brien's und O'Toole's nicht bold zu sein schienen. Ja alle, welche mit diesen erlauchten Verstorbenen keine Verwandtschaft nachweisen können, haben in Irischen Augen nur eine halbartartige „decency" (Anständigkeit).

Eine meiner Freundinnen hatte vor einiger Zeit ein Englisches Hausmädchen und eine Irische Köchin, beide junge und schöne Mäd-

Digitized by Google

chen, aber von Charakter ganz verschieden. Lucie Beamer, das Englische Mädchen, war in ihrem Thun und Lassen liebenswürdig, wie ihre Gestalt. Ihr Umgang, wie die Wertzeuge ihrer Arbeit und diese selbst verriethen nur Reinlichkeit und Zierlichkeit. Ihre Irländische Dienstgenossin, Betty Ferech, hatte vorzügliche Talente für die Küche, aber so schmackhaft die Speisen unter ihrer Hand hervorgingen, so geschmacklos brachte sie dieselben auf den Tisch. Die Schüsseln, bis zum Ueberfließen angefüllt, Kanten ohne Ordnung und Takt da, und auf der von ihr bedienten Tafel herrschte dieselbe Planlosigkeit, wie in ihrem Anzuge. Die niedliche Lucie hatte in der Person eines hübschen Kutschers einen redlichen Liebhaber, mit welchem sie sich in kurzer Zeit ehrlich verbinden sollte. Sie saß an einem dieser hoffnungsfreigen Tage, welche der Hochzeit des glücklichen Liebespaares vorausfingen, und schnitt noch einige Bänder zu; Betty stand neben ihr mit Hausarbeit Arbeit ihres Berufs beschäftigt. Da entspann sich folgender Dialog:

Betty. Nun, süße Lucie, daß Du Dir schon eine Liceny*) gelöst?

Lucie. Wie, eine Liceny? Hältst Du meinen Edmund für so thöricht, daß er sein Geld für solchen Schein hinauswerfen würde? Wir sind schon aufgeboten, und das ist genug.

Betty (sieht ihr erstaunt ins Gesicht). Du hast mir gesagt, daß Du und Edmund ein hübsches Stümmchen zusammenbrächten, welches hinreichte, zwei Zimmer zu möblieren, und wodurch Ihr nicht genöthigt seyd, Euch an Haringschwämen zu sättigen.

Lucie. Wohl! Aber was hat das mit der Liceny zu thun?

Betty. Und ein Mädchen, so dacent wie Du, sagt mir, sie brauchte keinen Schein!

Lucie. Wir könnten das Geld besser anwenden.

Betty. Du denkst doch nur diese einzige Hochzeit in Deinem ganzen Leben zu haben!

Lucie. Das gebe Gott!

Betty. Und doch weißt Du keine Liceny nehmen, willst Dich nur durch das lumpige Aufgebot verheirathen! Schande über dich, England! Lucie Beamer, ein dacentes Mädchen, die Geld zu zwei möblierten Zimmern hat, verheirathet sich wie die Heiden zur Zeit des Nebukadnezar, ohne Liceny, mit einem elenden Aufgebote! Ich, Gott sey Dank, denke stolzer; wenn ich mich verheirathen, würde ich jenen Kleiderlappen wegeben, um nur dacent verheirathet zu werden.

Lucie. Das ist gerade nicht so sehr anständig (dacent), ohne Kleider getraut zu werden.

Betty. O, über die Gemeinheit der Engländer! O, Lucie! Wir Irländer sind so schmutzig bei einer Gelegenheit, welche nur einmal für's ganze Leben sein soll. Auf Hochzeit und Priester wird aller Ruhm und alle Ehre gewendet; ob man nachher darben muß, das schadet nichts, ist doch die einmalige Feierlichkeit dacent, und das edle Blut der Familie bleibt rein.

Lucie. Mein Lieber, dacent zu seyn, ist so groß, als das Dinige, nur unsere Ansichten über Decenz sind verschieden. Keiner weiß, wenn ich zur und aus der Kirche gehe, ob ich mit Liceny oder Aufgebot getraut bin; und wenn's Jemand weiß, was schadet's?

Betty. Ich schäme mich Deiner, Lucie Beamer! Du hast keine Rücksicht für Deine Familie.

Lucie. Wohl habe ich Theilnahme für meine Familie. Ich habe meine Mutter bis zu ihrem Tode unterstützt und hätte noch gar nicht geheirathet, wenn sie noch lebte.

Betty. Ich kenne Dein gutes Herz; aber ich meine, Du hadest keine Achtung für den Stolz der Familie.

Lucie. Mein Vater war ein Schneider; ich habe weiter nichts als seinen ehrlichen Namen, und die Liceny wird ihn auch nicht verherrlichen.

Betty warf jetzt zwei Blicke voll Verachtung auf Lucie; der eine galt dem Schneider, der andere der niedrigen Gesinnung seiner Tochter. Nachdem sie einen Moment geschwiegen hatte, sagte sie: „Gut denn, Lucie! Aber Du wirst mich nicht mehr anreden, daß ich Deine Braut-jungfer seyn soll; denn obgleich es Menschen giebt, die weder Vater noch Familie haben, so hab' ich doch welche, und ich kann kein Anhängsel einer Hochzeit seyn, bei welcher die Liceny fehlt."

.... Bei der Erziehung ihren werden die Sammelkörner für eine trübe Zukunft ausgestreut. Die Rädelsführer der Mädchen werden nur in einem dürftigen Grade angezeichnet; die Knaben werden unverhohlene Politiker, die entweder in voller Aufgeblasenheit Orangistischer Wörden herumschwenken, oder zur Fahne der Freiheit schwören. Mit langen Gewehren stolzieren sie umher, bereit, jedem die Kehle abzuschneiden, der ihrer Partei oder ihrem Stolze unbequem ist; oder sie's allgemeine Beste ein persönliches Opfer zu bringen, dazu steht ihnen gänzlich die Neigung. Wenn in einer Familie mehrere Töchter sind, werden gewöhnlich eine oder zwei verheirathet, die übrigen bleiben entweder beim Vater und vermehren seine Nahrungssorgen, oder sie ziehen bei Freunden umher und lassen sich so 6 Monate bei einem ernähren. Solche vorsichtige Vorsicht ist dem Irischen Hochmuthe nicht zuwider.

Wie Letzteren mit der Zukunft ihrer Söhne umgehen, mag folgender Dialog zwischen einem Englischen und einem Irländischen Vater beweisen.

E. Ihr ältester Sohn wird freilich Ihre Güter erben, aber warum bilden Sie ihn nicht zu einem Dienste?

J. O. Charles hat eben die Universität verlassen, aber in meiner Familie hat der Aeltestе niemals einen Dienst gehabt.

E. Und was wollen Sie mit Alfred thun?

J. Alfred war für den Kriegsdienst bestimmt, aber in Friedenszeiten wäre es Verschwendung, daran zu denken. So soll der arme Alfred zu Hause auf einen Krieg warten.

Der Engländer sagte nicht, was er über diesen lächerlichen Grundsatz dachte, und fragte nur, was mit Robert geschehen solle?

J. O. Robert ist so vortrefflich, daß wir ihn für die Kirche bestimmt haben; er verliert die Universität mit Glanz und wartet jetzt nur auf Verordnung zur Ordination.

E. Aber, lieber Herrnd, er könnte ja wie so viele Engländer und mancher Irländer sich unterdessen Schüler schaffen und ein ehrenvolles Einkommen haben.

Das Blut drang dem alten Manne ins Gesicht, und er sagte: Robert und ich waren damit zufrieden; allein Mrs. Blake, seine Mutter, stammt von vornehmer Familie und kann seinen Sohn nicht zu Beschäftigungen bringen, welche Kälte zwischen ihr und ihren mächtigen Verwandten erzeugen würden.

E. Und Ihr jüngster Sohn, der nun auch schon bald Mann ist?

J. Edward hatte Neigung zum Seedienst, Mrs. Blake's Bruder stand als Admiral. Der liebe Junge sagte als Kind schon, er wolle auch Admiral werden. Unglücklicherweise hatten sich auf dem Schiffe, an dessen Bord er hätte gehen sollen, zwei junge Männer, deren Abkunft Mrs. Blake nicht geprüft, und die sie fürchtete, es möchte ihr Liebling eine niedrige Verbindung mit ihnen eingehen. Die Zeit ging so vorüber, und er ist jetzt zu alt. Sein Herz aber hängt an den Wellen, er sagt immer auf dem Meere leben, und ich fürchte, er muß noch Kauffahrer werden, was seiner Mutter das Herz brechen wird.

Er brach ihr auch das Herz! Der schöne, herzliche und edle Junge ertrank, man weiß nicht wie. Der arme Eduard Blake kämpfte auf Tod und Leben zwischen Gehorsam gegen den Hochmuth seiner Mutter und seinem edlen Thatendrange.

Der Fluch dieser zerstörenden Hochmuths lastet schrecklich auf meinem armen Vaterlandе; er betrübt um so mehr, wenn man erwägt, daß Irland mit einem Lande verringt ist, das durch Unternehmungsgeist Alles, was es besitzt, in Geld verwandelt.

Der Kontrast zwischen den beiden Inseln ist niederschlagend; und doch bemerkt ihn der erstere Fremde nicht. Das ungleichliche Lasten der Irländer, den Schein aufrecht zu erhalten, ihre lebensfröhlichkeit, ihre natürliche Gastfreundschaft leiten die Beobachtungen der Fremden irre. Von der Haustreu bis zur Küchenmagd herab putzt sich jeder heraus „für das Ansehen der Familie."

Und wilden Aramen-Gesetze diesem Uebel stemern? Nein! die Englischen Armen-Gesetze können nur mit der größten Vorsicht angewendet werden. So wie sie jetzt sind, könnten sie in Irland nur Schaden anrichten. Die Verwaltung muß die Irischen Tugenden, Laster, Vorurtheile und vor allen die Religion genau im Auge haben.

Mannigfaltiges.

— Abgebrannte Schauspielhäuser. Fast alle Haupt-Theater Londons sind bereits mehr als ein Mal vom Feuer zerstört worden: Covent-Garden in den Jahren 1721 und 1808; Drurylane 1672 und 1809; Kings-Theater 1702 und 1789; Astley's Amphitheater 1794 und 1803; Surrey-Theater 1805. Das Theater, welches jetzt in London abbrannte, war das Englische Opernhaus. Das Brunswick-Theatre ist bekanntlich eingestürzt. Beinahe sollte man glauben, daß es das unvermeidliche loos aller Theater sey, durch ihren eigenen Feuertod die Reihe von Schauspielern zu beschließen, zu denen sie erbaut worden.

— Henry Robinson. Im Van Diemen's Land Magazine befindet sich folgende Mittheilung über einen Engländer, der seit mehreren Jahren unter den Wilden zu Port Philip gelebt: „Herr Batman hatte sich mit mehreren seiner Gefährten nach Port Philip, der südlichen Küste von Neu-Süd-Wales, begeben, um daselbst eine Niederlassung zu begründen. Hier erstaunten sie nicht wenig über einen großen Theil von Einsiedlern, die unter den Eingebornen lebten, zu seyn schien, da dieselben weit besser gekleidet, mit weit besseren Wohnungen, weit schöneren Hausgeräthen und überhaupt mit allen gewöhnlichen Bedürfnissen viel besser versehen waren, als man es hätte erwarten dürfen; indeß klärte sich dieses Civilisations-Phänomen nach einigen Tagen durch die unvermuthete Erscheinung eines Weißen auf, der in einem benachbarten, aus Känguru-Fell zusammengenähten Zelte wohnte und anfangs sehr schüchtern sich näherte, aber, nachdem man ihn mit Sanftmuth angeredet und ihm ein Stück Brod gereicht hatte, vertraulicher zu werden anfing; er kostete das Brod mit sichtbarem Vergnügen, und nachdem er es einige Zeit Rath angesehen, gleichsam als wenn er sich dadurch an etwas altes Bekanntes hätte erinnern wollen, rief er mit freudestrahlendem Gesichte aus: „Bread!" (Brod!) Bald kamen ihm auch mehrere andere Englische Worte in's Gedächtniß zurück, und endlich theilte er uns mit, daß er William Buckley heiße, und daß er im Jahre 1803 aus der von dem Englischen Oberst Collins bei dem Port Phillip errichteten Strafsträflings-Kolonie entflohen sey. Seitdem lebte er unter den eingebornen Stämmen, deren Chef er lange Zeit gewesen. Es ist ein Mann von hoher Statur, der unter dem Herzog von York in Holland als Grenadier gedient. Gegenwärtig ist er 58—60 Jahr alt und erfreut sich einer blühenden Gesundheit. Unter Vermittelung der neuen Kolonisten hat er sich an den Gouverneur gewandt, um seine Begnadigung und die Erlaubniß auszuwirken, daß er sich an seinem jetzigen Wohnorte ferner aufhalten und die Resultate seiner in dem noch so wenig bekannten Lande gemachten Beobachtungen mittheilen dürfe. Vom philanthropischen Gesichtspunkte aus können diese Mittheilungen nicht anders als höchst merkwürdig erscheinen, und die Geschichte unseres Abenteurers dürfte ein interessantes Seitenstück zu dem bekannten klassischen Buche Robinson Crusoe abgeben."

*) Eine Liceny zur Trauung, wenn man die gewöhnlichen Formalitäten des Aufgebots ersparen will.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr. vierteljährlich). 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Mittwoch den 13. April 1836.

Frankreich.

Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske.

Vom Bibliophilen Jacob.

Zweiter Artikel.

Als die Bastille in die Gewalt des Volkes fiel, wurden die Thüren der Gefängnisse mit Axtschlägen geöffnet; man fand aber nur acht Gefangene zu befreien, während man zahllose Opfer im Inneren dieser finsteren Feste begraben gewähnt hatte; nun hieß es, der größere Theil der Verbrecher sey wenige Tage vorher im Geheimen anderswohin geschafft worden. Das Andenken mehrerer berühmter Gefangenschaften schwebte noch über dem Schutt, den man schnell hinweggeräumt hatte, um an demselben Ort, wo Jahrhunderte lang so viel Thränen gestossen waren, die Inschrift: „Hier wird getanzt", aufzurichten. Ohne Zweifel stand der Geist der eisernen Maske den zerstörenden Patrioten vor Augen, denn als einer der Sieger die große Gefangenen-Liste als Trophäe auf der Spitze eines Bajonnette herbeigebracht, erwartete die Municipal-Versammlung des Stadthauses in feierlichem Schweigen, daß das Geheimniß des Despotismus aus diesen blutigen Seiten aufsteigen werde: aber Folio 120, dem Jahre 1698 und der Ankunft des maskirten Gefangenen von der Insel Sainte-Marguerite entsprechend, war ausgerissen und durch ein Blatt von feinerer Schrift ersetzt worden!

In den unterirdischen Räumen der Bastille entdeckte man ganze Gerippe, in den Latrinen zerstückelte und verweste Gebeine; da erinnerte man sich schaudernd der schrecklichen Behauptungen, die Constant von Rennéville in seiner Geschichte der Bastille aufgestellt und die man leichtfertig als bloße Mährchen und Bettelerfindungen behandelt hatte; man glaubte nun, daß eine Menge von Thatsachen und rohsichtigen Thaten in dem undurchdringlichen Dunkel dieses Staats-Gefängnisses verborgen seyen, und daß die ganz mit Namen und Zahlen bedeckten Wände wohl genauere und wahrhaftigere Protocollen-Listen enthalten möchten, als die Verzeichnisse der Kanzlei. Es wischten sich daher einige Neugierige in das rasche Zerstörungswerk und unterschieden den Thurm von la Bertaudière, den die eiserne Maske fünf Jahre bewohnt hatte, und in welchem sich also wohl noch Spuren von ihrem Aufenthalt finden konnten; aber so sorgfältig man auch Alles zu entziffern suchte, was mit der Spitze eines Messers oder eines Nagels auf die steinernen Wände, auf den hölzernen Fußboden, auf die Schiefer, auf die Möbeln, auf das Kinderbett eingegraben war, nichts unter allen diesen traurigen Archiven hatte irgend einen näheren oder ferneren Bezug auf den unglücklichen Wirthsaly, und man zweifelte nicht mehr an der pünktlichen Vollziehung der Befehle Ludwig's XIV., zur Tilgung jeder Spur von dieser seltsamen Nummerei. Mehrere Personen fragten sich jedoch, warum der Leichnam des Gefangenen nicht gleich den andern, deren Ueberreste man vorfand, liebes der schmutzigen Anzahl*) der Bastille, als dem gewöhnlichen Acker des Kirchhofs von St. Paul anvertraut worden sey; auf diesen Einwurf konnte man indeß erwidern, daß die in den Gräben entdeckten menschlichen Gebeine ohne Zweifel einer früheren Zeit angehörten oder doch nur die Verwechsten von Subalternen-Beamten seyen, die vielleicht einen Werth begangen hatten, um sich der Habseligkeiten eines Gefangenen zu bemächtigen; überdies war im Jahre 1703, wo Marchialy starb, Ludwig XIV. ganz in der Macht der Frau von Maintenon und seines Beichtvaters, des Pater Lachaise, die ihn zu einem so gewissenhaften Frömmler gemacht hatten, daß er gewiß selbst seinen größten Feinde nicht den Beistand der Kirche und ein christliches Begräbniß verweigert haben würde.

Uebrigens blieben nicht alle Nachforschungen fruchtlos, wenn dem letzten Blatt des „Zeitvertreib eines Französischen Patrioten", einer zoologischen Sammlung, zu glauben ist, wo am 13. August 1789 von „einem Stück Papier" erzählt wird, „welches ein Neugieriger, der sich die Bastille anschen wollte, zufällig unter mehreren andern Papieren fand; dieser Zettel enthält", setzt der Redacteur hinzu, „die Nummer 64,389,000 und folgende Worte: Jouquet, von der Insel Sainte-Marguerite mit einer eisernen Maske anlangend; sodann drei N. N. N. und darüber: Kerlabion." Der Journalist verschweigt, den Zettel selbst gesehen zu haben, und knüpft einige flüchtige Bemerkungen zur Unterstützung der Ansicht bei, zu welcher die wirkliche oder angebliche Entdeckung jenes Papiers geführt hatte. War dieser merkwürdige Zettel, dessen Zweck eben so dunkel ist wie sein Inhalt, in der That vorhanden? Die politischen Zeitumstände waren zu ernst, als daß man viel Aufmerksamkeit auf ein solches Aktenstück verwandt hätte, dessen Authenzität jetzt unmöglich mehr ermittelt werden kann; auch hatte der „Zeitvertreib eines Französischen Patrioten", wovon nur 3 Nummern vom 5. Juli bis zum 13. August erschienen, nur sehr wenig Leser, denn die Revolution, die schon hinter den Köpfen des Gouverneurs der Bastille, Herrn Delaunay, und des Herrn von Flesselles, Prosoß der Kaufmannschaft, nach dem Schall der klangloser einherstürmte, gönnte den Patrioten keinen anderen „Zeitvertreib" mehr, als den Dienst in der Bürger-Miliz.

Nichtsdestoweniger wurde jener Zettel nebst den Betrachtungen des Redacteurs unter dem pomphaften, klingenden Titel: „Große Entdeckung! Entschleierung des Namens und der eisernen Maske" in Dutzend, 7 Druckseiten stark, wieder aufgelegt und auf den Straßen verkauft, die damals vermöge der Preßfreiheit von einer Unzahl fliegender Blätter und Broschüren überschwemmt wurden; und diese neue Ausgabe, so ohne alle Beweise, ohne Namen eines Verfassers, ohne irgend eine historische Grundlage unter das Publikum hingeworfen, machte selbst gegen Aristokraten wie Voltaire, Lagrange-Chancel, Saint-Foix und Grisset, die bei ihren Erörterungen niemals Jouquet mit ins Spiel gebracht hatten, noch einigen Eindruck; man erinnerte sich dabei an eine Stelle im „Zeitalter Ludwig's XIV.", wonach der Minister Chamillard gesagt haben sollte, die eiserne Maske „sey ein Mann gewesen, der um alle Geheimnisse Jouquet's gewußt." Leute von größter Einsicht gingen sogar so weit, daß sie glaubten, Chamillard, den man und Saint-Simon als einen „wahrhaften, rechtlichen, dem Staat und dem Könige so wie seiner Gelieben treu ergebenen und überaus hartnäckigen" Charakter schildert, habe die Wahrheit gesagt, ohne jedoch seinen Eid zu brechen und ein Geheimniß zu verrathen, das mit die ihm seines Gebieters hätte bloßstellen können; vielleicht wollte Chamillard nur Andeutungen, ohne ihn zu nennen, um sich so, nach einer in jenen jesuitischen Zeiten sehr beliebten Moral, sein Gewissen rein zu erhalten; wer konnte auch um Jouquet's Geheimniß besser wissen, als Jouquet selbst.

Was den Zettel betrifft, der dieser Auslegung als Basis diente, so scheint er nicht so ungereimt, wie mehrere Kritiker angenommen haben: 1) die unverständliche Nummer 64,389,000 verbarg vielleicht einen Sinn, der sich in Buchstaben übertragen ließ, denn der Gebrauch der Ziffern war damals in Staatsgeschäften sehr gewöhnlich; oder diese seltsame Zahl war aus Nachlässigkeit unrichtig wiedergegeben, vielleicht auch durch Schuld unleserlich geworden; in diesem zweiten Fall könnte man das Jahr der Ankunft der Gefangenen in der Bastille, 1698, und gleich dahinter die Nummer der Liste, 9000 oder lieber 900, darin finden; 2) die drei X. X. X. lassen sich auch auf verschiedene Art ganz gut auslegen; es kann die Bezeichnung eines Registers, einer Serie, eines Schrants seyn, denn die Archive der Bastille waren so verschieden, daß ein besonderer Beamter unter der unmittelbaren Aufsicht des Gouverneurs damit genannt war; man unterscheidet man aber in allen großen Sammlungen von Büchern und Papieren die Abtheilungen durch Buchstaben des Alphabets, die, wenn es nöthig ist, doppelt und dreifach wiederholt werden; 3) was den Eigennamen Kerlabion anbelangt, der Bretanisch ist, und den man bisher Kerlabion oder Kerlavion liest, so hatte man vielleicht Jouquet mit diesem Namen belegt, wenn in den Staats-Gefängnissen derrschenden Brauch, weil häufige Namens-Aenderungen die Neugier der Gleichzültigen und die Schritte der Betheiligten von der echten Spur ablenkten; so behauptet Herr von Palteau, der Mann mit der Maske sey in der Bastille unter dem Namen Latour gestorben gewesen, und in den Registern des Kirchspiels St. Paul fanden wir ihn unter dem Namen Marchialy bezeichnet.

Dieses Blatt Papier dünkt also zu einem allgemeinen Gefangenen-Kataloge gehört und wäre bestimmt gewesen, den wahren und den falschen Namen des Gefangenen, die Nummer des Bandes, in welchem sich die genaueren Nachweise und Bemerkungen über denselben befanden, die Nummer des Cartons mit den darauf bezüglichen Dokumenten, das Jahr und alle sonstige Hinweisungen auf Sammlungen von Aktenstücken, die nicht mehr vorhanden sind, anzugeben. Es läßt sich leicht darthun, daß die Archive der Bastille vor und während ihrer Erstürmung gepländert worden, daß das Haupt-Register selbst, zu dessen Berechnung man im Jahre 1789 weder die Zeit noch den Verstand hatte, schon im Jahre 1775 zahlreiche Verstümmelungen und Abänderungen erlitten, und endlich, daß wahrscheinlich um dasselbe Jahr, Französische Beamte beauftragt worden, alle auf Jouquet bezüglichen Papiere in den Archiven von Pignerol aufzusuchen und fortzunehmen.

Da sich aber jenes Blatt Papier nicht erhalten hat, und da seine Erstörung durch keine öffentliche Kundmachung erwiesen ist, so ist es sich die Menge eben so gebräuchlich haben würde, wie zu der Leiter von Latude

*) So hieß ein mit einer Fallthür bedeckter Ort in den Gefängnissen, wo man diejenigen, deren man sich insgeheim entledigen wollte, in die Abgründe hinabstürzte.

Digitized by Google

und zu den eisernen Thüren der Bastille, so wollen wir es auch keineswegs unter die Bemerkenswerthen aufnehmen, oder überhaupt nur die Wahrscheinlichkeit der Sache vertheidigen. Erklärlich wäre es jedoch, daß der Zunft eines Papiers und einer neuen Aufsicht über die eiserne Maske kein so großes Aufsehen erregte, denn die Einnahme der Bastille hatte die Gemüther an das Unvermuthete und Wunderbare gewöhnt, und die republikanischen Gefängnisse sollten bald noch unerklärlichere und schaudervollere Geheimnisse darbieten.

Der maskirte Gefangene war noch einmal ein Gegenstand der Mode und eine Lieblings-Beschäftigung der Pariser Presse geworden. Pere Duchesne, Linguet's Freund, war dem so aufgenommen worden, ein historisches Werk über die Bastille zu schreiben, worin dieser ihm wesentliche Aufschlüsse versprach, kam auf den Gedanken, die Ungerechtigkeiten, welche diese Veste in ihrem Dunkel verborgen hatte, ans Tageslicht zu bringen, und gab „die enthüllte Bastille“ in Lieferungen heraus, die im Jahre 1789 begannen und damals ungeheures Glück machten. Es war hier ein mit Erläuterungen versehener Abdruck des Hauptregisters jenes Gefängnisses, worin die Ankunft und der Abgang der Gefangenen in chronologischer Reihefolge regelmäßig verzeichnet waren. Die neunte Lieferung enthielt die Nachrichten, die man über den verlarvten Gefangenen hatte auftreiben können. Der Ursprung dieser Nachrichten war verdächtiger geworden, hätten sie gewissen Thatsachen nicht so viel Aehnlichkeit mit den von dem Pater Griffet citirten Stellen aus dem geschriebenen Tagebuche des Herrn Dujunca gehabt.

Da Felix 120 des Haupt-Registres nicht von so alter Schrift war, wie die folgenden Blätter, und da auf jenem Blatt, welches das Jahr 1698 umfaßte, der Ankunft der Maske mit der Maske gar nicht erwähnt war, so schöpfte man Verdacht, der auch durch andere Lücken bestätigt wurde, und man gelangte bald zu der Gewißheit, daß im Jahre 1775 Bert Amelot, Polizei-Präsident der Stadt Paris, sich alle mittelbar oder unmittelbar auf den maskirten Gefangenen bezügliche Aktenstücke hatte ausliefern lassen. Der Major der Bastille, Herr Chevalier, der diese Amt seit 1742 bekleidete, erklärte selbst, daß er auf Befehl des Präsidenten jene Dokumente herausgesucht und die aus dem Haupt-Register gerissenen Blätter an Herrn Amelot geschickt habe. Man hatte Grund, zu glauben, daß diese Blätter vernichtet seyen, aber, dreist es, man fand sie wieder; Herr Duval, ehemaliger Polizei-Secretair, war so glücklich, nach vielem Suchen jenes Fund zu machen, und man dichtete bald wurde nicht bezweifelt, als Chevalier sie in seinem und in Besonnenheit und weiser Kritik redigirten Buche, welches nach und nach, so wie es erschien, in Deutschland und England übersetzt wurde, abdrucken ließ. Bemerkenswerth ist es, daß das Blatt, auf welchem die Ankunft des Gefangenen in der gewöhnlichen Form vermerkt ist, aus mehreren abgetheilten Kolumnen besteht, worin die Tage der Aufschreibung der Hinweisungen auf den Band und die Seitenzahl eines Tagebuchs, einer Korrespondenz oder einer Sammlung, die nicht mehr vorhanden, die stimmt war, was ziemlich mit der Absassung des in dem „Zeitvertreib einer Französischen Patrioten“ beschriebenen Zettels übereinkommt.

Dies aufgefundene Blatt ist aber offenbar unecht, so wie man das Gange ein bloßes in den Polizei-Büreaus geschriebenes Machwerk, oder es mag von dem ehemaligen echten Blatt mit bedeutenden Verfälschungen kopirt seyn, denn unter der Rubrik „Bemerkungen“ liest man: „Dies ist der vielbesprochene Mann mit der Maske, der noch von Niemand entrathselt worden.“ Wie hätte man so etwas wohl im Anfange des 18ten Jahrhunderts schreiben können, da Voltaire bis zum Jahre 1753 nach dem Erscheinen von Voltaire's „Erstalter Ludwig's XIV.“ viel besprochen wurde. Bei dieser Gelegenheit schlug Jemand folgende berichtigte Lesart für die Zahl des in der Bastille gefundenen Zettels vor: 6 — 4 — 37 — 8 — 900, indem er vermuthlich Hinzufügung einer einzigen Ziffer eine ganzbesondere Erklärung herbeizuführen wollte, nämlich so, daß dieser Zettel nach dem Tode des Gefangenen geschrieben worden wäre und für die Inkunft Jouquet's in der Bibliothek im Jahre 1663 auf den 6ten Band, für dessen Entsernung im Jahre 1664, als er nach Pignerol gebracht wurde, auf den 4ten Band, für seine Rückkehr nach der Bastille im Jahre 1698 auf den 37ten Band, für seinen Tod im Jahre 1703 auf den 8ten Band verwiesen und endlich die Zahl 900, als die der vor ihm eingetragenen Gefangenen, enthalten hätte. Zu dieser Auslegung gaben zwei auf jenem Blatt befindliche Hinweisungen auf den 37sten und 8ten Band des von Herrn Dujunca geführten Journals, welche beide Bände sich aber nicht mehr vorfanden, die Veranlassung.

Der Herausgeber der „enthüllten Bastille“ nahm jedoch zu solchen problematischen Berechnungen nicht seine Zuflucht; er prüfte kurz und bündig, aber mit Einsicht, die verschiedenen Ansichten, welche man die dahin mit Bezug auf die eiserne Maske geltend gemacht hatte, und er kam auf die Meinung Voltaire's oder des Verfassers der „Geschichte Anna's von Oesterreich“ zurück, indem er zu beweisen suchte, daß der Gefangene ein natürlicher Sohn Anna's und Buckingham's gewesen sey. Es sfuete sich jetzt den Muthmaßungen ein um so weiteres und freieres Feld, als die Königlichen Censoren ihr Imprimatur vom ersten Jahre der Freiheit datirten.

Die eiserne Maske überschwemmte das Publikum noch einmal mit mehr oder minder hypothetischen Abhandlungen, und auch die angesehensten Englischen Kritiker beschäftigten sich mit diesem Gegenstande. Bert Luentin Crawfurd verglich im Jahre 1790 die bis dahin vertheidigten Ansichten mit einander und erklärte sich so sehr von der Richtigkeit der Voltaireschen überzeugt, daß er nicht im geringsten zweifelte, der maskirte Gefangene sey der Sohn Anna's von Oesterreich gewesen, nur konnte er sich über die Zeit seiner Geburt nicht entscheiden. Herr Crawfurd schrieb später noch ein Französisches Werk über diesen Gegenstand, drdiente sich aber nicht sowohl schriftlicher Dokumente, als mercantischer Gründe zu seiner Beweisführung. Dieser vermeintliche Sohn Anna's von Oesterreich schien damals die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben und den Muthmaßungen, die der Mann mit der Maske seit 45 Jahren veranlaßt hatte, ein Ziel setzen zu sollen; man beschäftigte sich auch mit nach damit, den Vater dieses Unglücklichen ausfindig zu machen. Herr von Saint-Michel, der im Jahre 1790 eine Broschüre in Oktav unter dem Titel: „Der wahrhafte Mann genannt mit der eisernen Maske, in welchem Werk aus unwiderleglichen Beweisen dargethan wird, wem dieser berühmte Unglückliche das Leben verdankte, wann und wo er geboren wurde“, herausgab, wollte eine „gedrehme Ehe zwischen der Königin Mutter und dem Kardinal Mazarin glaublich machen. Dies wäre in der That ein vortreffliches Beispiel gewesen, auf das sich die dem Ehebat abgeneigten Geistlichen hatten berufen können; aber die Kritik mochte von der Legitim-Erklärung des Ursprungs der eisernen Maske nichts wissen und an Mazarin's Hochzeit keinen Theil haben. Wäre es nicht vermuthlich gewesen, lieber dem Advokat Bouche zu folgen, der in seinem „Versuch über die Geschichte der Provence“ zwei Bände in Quart, erschienen im Jahre 1785, die Geschichte der eisernen Maske als eine von Voltaire erfundene Fabel betrachtete, oder gar nicht weit davon entfernt war, zu glauben, dieser Gefangene sey eine Frau gewesen.

Von historischer Wahrheit konnte in jenen Zeiten der gesellschaftlichen Umwälzung, wo die Begebenheiten des Tages denen des vorigen Abends widersprachen, wo die Menschen sich selbst nicht mehr kannten, wo die Parteien, durch einander aufgeschreckt, sich gegenseitig ihren Widerschein und ihre Lava auf die Vergangenheit warf, keine Rede mehr seyn. Falschheit berrschte in den Gesinnungen, in den Gedanken, in den Sitten; Uebertreibung verdarb das Trefflichste, und Niemand wurde es gewahr, weil Jeder vom allgemeinen Strudel mit fortgerissen wurde. Wo dahin war die mittelmäßige Geschichte von der eisernen Maske gleichsam durch chemische Mittel in Gold verwandelt worden und uns fassbar Luftaß, den die Ueberlieferung darunter gemischt hatte, entkunden werden. Im Jahre 1790 aber erbrterte man nicht mehr, sondern schob ein Dokument unter, wonach die Frage ohne Appellation unter dem Denkmantel jenes Maschkalls von Richelieu, der um das Gebeimniß Ludwig's XIV. gewußt haben sollte, zu Gunsten des Herzogs von Soulavie nämlich, der sich darauf verstand, die authentischsten Aktenstücke in einen Roman zu verwandeln, und der seine geschickten Betrügereien für Wahrheiten ausgab, verfehlte nicht, die eiserne Maske in die „Denkwürdigkeiten Richelieu's“ hineinzubringen, und behauptete, diese „Geschichte“ unter den Papieren des Marschalls entdeckt zu haben. Letzteres war vielleicht sehr unwahrscheinlich gewesen, Soulavie seine Bibliothek seine Schriften und seine Korrespondenz anzuvertrauen; aber es ist gewiß, daß Soulavie die lächerliche Geschichte, welche im dritten Bande der Denkwürdigkeiten erzählt wird, in den Mappen des Herzogs von Richelieu nicht gefunden hat. Nach dieser Erzählung, die von dem Verfasser der Denkwürdigkeiten herrührt, ist die eiserne Maske in der Königlich guter Hoffnung war, zwei Hirten zu Ludwig XIII. gekommen und hätten ihm vertraut, daß Anna von Oesterreich Zwillinge zur Welt bringen werde, die durch ihre gegenseitige Eifersucht große Kriege verursachen würden, und Ludwig XIII. hätte, seine Vaterpflichten dem Glück seines Volkes opfernd, auf sein Recht verzichtend gesagt, die Geburt des zweiten seiner Söhne sie immer geheim zu halten.

An dieser herrlichen Geschichte fand man solchen Geschmack, daß Champfeuil, als er über die „Denkwürdigkeiten Richelieu's“ im Mercure Bericht erstattete, mit einer zu seinem sonst so heiteren Charakter nicht wohl passenden Gutmüthigkeit anerief: „Endlich ist es entdeckt, dies Geheimniß, das so lange und so allgemein Neugierde erregte.“ Auf Lügen kam es Soulavie nicht an, bei der patriotischen Gesinnung, die ihn beseelte.“ Er gab vor, der Regent habe die Erzählung des „Gouverneurs“ dem Fräulein von Valois als Preis für eine Gefälligkeit anderer Art anvertraut, und diese Tochter habe jenes mit sehr schmutziger Mühe kopirte Manuskript dem Herzog von Orleans, ihrem Geliebten, für seinen Neugier sie sich geopfert, übergeben. Was kostete dem Abbé Soulavie eine Unkenschheit mehr oder weniger, wenn er seinen nach vortrefflichen Grundsätzen redigirten Offenbarungen nur eine Würze mehr ertheilen konnte. Der Authentizität dieses Mährchens wurde indeß nicht widersprochen, weil man im Angesicht des Schreckens und bei dem Donner der Kanonenen keine Zeit mehr hatte, sich mit einem so frivolen Gegenstande abzugeben. Uebrigens ward sich Soulavie zugleich zum Kämpen für die Tugend Anna's von Oesterreich auf und erklärte die Ansicht für falsch, die in der eisernen Maske einen natürlichen Sohn dieser Königin und Buckingham's erblicken wollte.

Einer von Beiden, der sich durch seine reichlichen „Denkwürdigkeiten der Pfalzgräfin Anna von Gonzaga“ in der Literatur einen Namen gemacht hatte, schlug gerade die entgegengesetzte Richtung von Soulavie ein, als ihm die Lust ankam, sich auch an der eisernen Maske zu versuchen; er wählte nämlich die am wenigsten romanhafte und am besten durch Beweise unterstützte Ansicht und bemühte sich darüber in einem sehr verständig geschriebenen Artikel in seinem im Jahre 1795 zu Hamburg gedruckten philosophischen und literarischen Werken, zwei Bände in Duodez. Er versteht sich wahrend seiner Emigration in Gedanken nach Frankreich zurück, gerstört von dem maskirten Gefangenen, den er nach dem in der „kurzen Geschichte Europa's“ überlieferten Italienischen Briefe für den Neffen des Herzogs von Monmouth hielt. Genau von Meisthan bekräftigte jenes Zeugniß durch das der Italiänischen Journale von 1782, die nach den Manuskripten eines in dem genannten Jahre zu Turin verstorbenen Marquis von Pancalier de Prie die Knechte von Matthioli's Entführung erzählt hatten.

Die Ansicht Servan's von Meisthan erhielt sich durch das Gewicht der Aktenstücke, die man in den Archiven des Ministeriums des auswärtigen Angelegenheiten entdeckte, und sie ist in der That fast die einzige, die sich noch bis auf den heutigen Tag mit einigem Anschein von Wahrheit behauptet hat. Herr Roux-Fazillac war der Erste, der im Jahre 1800 in den „historischen und kritischen Untersuchungen über den Mann mit der eisernen Maske, mit sichern Ergebnissen über dieses Gefangenen“, 142 Seiten in Oktav umfassend, jene authentischen Dokumente benutzte

Digitized by Google

gab. Sie bestehen aus geheimen, auf die Unterhandlungen, die Intriguen und die Fortschaffung Matthioli's bezüglichen Correspondenzen, in welchen Aufschlüsse mit der Revolution den Neugierigen den Zugang öffnen konnte; aber der allermindeste kritische Geist würde den gewaltigen Unterschied zwischen der demüthigenden Lage dieses unterzeichneten Gefangenen zu Pignerol und der Erhebertung, die Saint-Mars nach dem einstimmigen Zeugniß aller Ueberlieferungen dem martirten Gefangenen bezeigte, auf den ersten Blick erkannt haben.

(Schluß des zweiten Artikels folgt.)

Die Autographenfucht.

Bei der Autographensucht stellen sich vorhwendig zwei Theilnehmer heraus. Einerseits stehen wie den Autographisten, d. h. den Erzeuger der so gesuchten Waare; auf der andern Seite steht der Autographe*), d. h der Kunde. Sie dienen sich einander gegenseitig als Ursache und Wirkung und stehen in beständigem Verhältniß zu einander, wie der Verfertiger von Schlüsseln und ihre Vergelter, deren Dasein als solche gegenseitig von einander abhängt.

Entwerfen wir kurz ein schwaches Bild der beiden Personen. Der Autographift, in seinen tausend verschiedenen Verschiedenheiten betrachtet, ist der schreibselige Mann, der die Tinte nicht halten und seine Schreibkunst nicht bezähmen kann, als wollte ihm Verse, Gedanken in Prosa und allerhand Kleinigkeiten entschlüpfen, ohne daß auf die Wahl des Ortes vorzügliche Sorgfalt gewendet wird. Diese Schreibseligkeit hinterläßt ihre schwarzen und bunten Spuren sowohl in dem voluminösen Album, welches an merkwürdigen Orten zur Aufnahme der Fremden Namen aufliegt, als auf den Trümmern verfallener Mauern, die mehr sich auf eigenen, geliebenen und verschenkten Büchern, auf Geabsteinen berühmter Kirchhöfe, in den Registern der Gasthöfe, auf den Mauern der Gefängnisse wie der heimlichen Oerter geltend; wir finden ihre stummen Worte sowohl auf den Aegyptischen Pyramiden, den Gipfeln und Schluchten der hohen Alpen, wie auf dem beschiedenen Eckstein einer Straße.

Der unbarmherzige Einkrittler seines Namens kümmert sich wenig um die Beschaffenheit des Bodens, auf welchem er mit seinem Schreibwerkzeug ackert, um die hoffnungsvollen Samenkörner seiner Unsterblichkeit auszustreuen; er mag dort oder wieh sein, seine jungfräuliche Reinheit muß dem schlimmen Angriffe weichen. Papier, Holz, Rinde junger Bäume, Glas, Sand, Stein alle Gattungen, Metalle müssen sich entlend einem Drucke unterwerfen, zu weichem er nach Maßgabe der Beschaffenheit sich abwechselnd der Feder, des Bleistifts, der Kreide, des Federmessers, der Stechnadel u. dergl. bedient. Ehe er verübergeht, ohne die Spur seiner wichtigen Gegenwart verewigt zu haben, wird er sogar zum Feuerkünstler gestempelt und wird selbst Feuer anwenden, um tiefer das Brandmal seiner Nullität aufzudrehaben.

Jetzt kommen wir zu seinem natürlichen Pendant, dem Autographisten. Sind jene, die überall Strohne von Tinte auf ihrer Lebensbahn vergleeten, einem Giessfasse gleich, welches auf seinem ganzen Wege seine feuchten Spuren zurücklässt: so sind diese fanatischen Autographensänger dem Schwamme gleich, der alle Flüssigkeiten, die er erreichen kann, einsaugt.

Betrachtet man den Geschmack des Heeres der Autographen-Liebhaber im Allgemeinen, so wird man finden, daß er weit mehr nach der Dauerhaftigkeit, als der Lauligkeit strebt. Man durchsuche das Kabinet seiner kostbaren Tants, man wird Voltaire neben Herrn von Lapalisse figuriren sehen, Talma an der Seite eines Tabarin, Racine neben Pradon, Napoleon neben seinem Kammerdiener u. s. w. Der Autographile wird aber auch nicht von den Männern seiner Bewunderung etwa das Mannsfript eines Meisterwerks vorzugen, nein, im Gegentheil, er wird nur das unerheblichste Schnipfel aus der Feverfeek eines Schriftstellers, eines Mates, eines Tonkünstlers oder eines Feldherrn aufzuweisen haben.

Lasset ihm einmal freie Wahl zwischen zwei handschriftlichen Denkmalen von Vernisse, etwa zwischen einigen Seenen aus dem Cinna und einem Waschzettel; zwischen der Ode, Schiffbruch der Menschheit" und dem Gerichtszettel und einer Silbouette seines Portiers; zwischen einem Entwurf des Moses von Rossini und einer seiner Konditor-Rechnungen; zwischen einem Kriegsplan des großen Friedrich und einem seiner Bedelle in irgend einer seinen häuslichen Angelegenheit; lasset ihm die Wahl und seid versichert, er läßt Cinna, Schiffbruch, Moses und den Kriegsplan stehen und greift nach dem, was diesen gegenüber liegt. Denn was er vor Allem zu haben begiertig ist, das ist eine Schrift ohne Bedeutung, Gestalt und Kunst, in deren ordnungslosen Zeilen er, wie er sich ausdrückt, die tausendfachst originellen Wendungen des Genies ihres Autors studiren kann.

Und welche Früchte weiß er aus solchen Studien zu gewinnen? Folgt ihm in die dunklen Gänge seiner Sammlung, wo es selbstgefällig Euerem Auge den Wegweiser macht. „Sehen Sie doch", rast er aus, „welche seltsame Affaz Daseal machte! . . . wie komisch Boileau das A schreibt! . . . da sehen Sie doch einmal, wie Fenelon das J malte, wie wohl einem Dumkt darüber; man ist zu glauben versucht, es gehöre zu Archimedes Oekonomie! doch dies ist alles nichts, ich habe hier etwas von Bossuet!"... „O", werdet Ihr ausrufen, „wohl etwas aus seiner Abhandlung über die Universalgeschichte?" „Mon dieu, nein!" antwortet er, „etwas tausendmal Merkwürdigeres! die Hälfte eines Billets an seinen Schuhmacher, wegen eines Paars grüner Pantoffeln. Wantet Sie einen Augenblick, ich suche es... halt, hier ist es... nein, es ist nur eine Prediget des Abbé Gottin . . . Hier ist Bossuet; betrachtet Sie einmal dieses unlesbare Gekritzel, sollte man glauben, daß ein solcher Schreiber so schöne Dinge geschrieben! Wer könnte das für Pantoffel so leicht lesen? Ich glaubte lange Zeit, es hieße Kartoffel, bis ich mir sagte, Kartoffel!... Kartoffel!... und noch dazu grüne Kartoffel!... kann ein Genie solchen Unsinn schreiben? und endlich ist das Billet ja an den Schuhmachermeister Herrn Boleine adressirt, was hat der mit seinen Kartoffeln zu thun? Ich begreife daher vollkommen die Auslegung: grüne Pantoffel statt grüne Kartoffel. Mein bestes Autograph ist aber nicht von Bossuet, ich habe hier etwas von Voltaire; hier sehen Sie doch das V!... mein Gott, ein Kind macht's jetzt hundertmal besser; doch er schrieb es im Alter, und das entschuldigt ihn. Ich muß mich ein festiares Stück! aber ich habe es auch enorm theuer bezahlt!... Ein Engländer wollte mir sechen das Doppelte dafür geben, aber ich gebe es nicht weg; ich habe weiter nichts von Voltaire, und in allen Handschriften, die ich von ihm in Umlauf sind, ist keine, in der das V so ungeschönlich wäre."

Das kann also die Studien, die der Autographen-Narr über das Genie gemacht hat!

Außer seinem Pantheon, das er auf Kosten seiner Wohlthaben täglich den Trümmern öffnet, deren mehr oder minder ruhmvolleige Abkunft unbestreitbar ist, hat der Autographile noch ein Album, welches dem ersteren eigentlich als Vorzimmer dient. Er sammelt hier gewöhnlich alle anonyme Billetdoux, die ihm in seine Hände fallen; Papierchen, Pergamentstückchen sammelt er sorgfältig und hält sie der Aufbewahrung werth, wenn sie muthmaßlich aus alter Zeit und unleserlich sind. „Ich weiß zwar nicht, von wem sie herrühren", sagt er, „allein es ist klug, sie in Sicherheit zu bringen, die eine nähere Belehrung kommt. Man hat ja Beispiele, auf welche Weise die glücklichsten Entdeckungen gemacht. So fand man das schöne Autograph von Ludwig XIV., einen Brief nämlich an die La Vallière hat man im Kästchen gefunden!... dieses Stückchen kann eben so von einem unbekannten Großen kommen; ich möchte dies um so eher glauben, da der Schweif am Z gezogen ist, was mir ein charakteristisches Zeichen des Genies ist."

(K. d. P.)

Bibliographie.

Célénie ou le modèle des pensionnaires. — Von Frau von Rebémar.

Les classes ouvrières. Moyen d'améliorer leur sort sous le rapport du bien-être matériel et du perfectionnement moral. — Von Charles Louis Bres. 1½ Fr.

Études d'histoire et de philosophie. — Von E. Terminier. 2 Bde. 15 Fr.

Afrika

Der neueste Krieg mit den Kaffern.

(Schluß.)

Schilderungen der Kaffern sind man in den Schriften Barrow's, Lichtenstein's, Alberti's und Anderer. Die lebendige und anziehende Beschreibung, welche der Erstgenannte von ihren physischen Eigenschaften, ihrem edlen Anstande, ihrer Freiheitsliebe u. s. w. giebt, machte einen großen Eindruck. Bis allem kem sind aber die Kaffern jetzt noch bloße Barbaren. Oberst-Lieutenant Wade bekundet in einer uns vorliegenden Depesche, es ließe sich durch Nachsicht und Milde viel bei ihnen ausrichten. Alberti, ein Offizier, der von 1802 bis 1806 an der östlichen Gränze stationirt war, behauptet ausdrücklich, die Mißverständnisse zwischen Kolonisten und Kaffern hätten ohne Ausnahme in den Verlegereien und Grausamkeiten der Letzteren ihren Grund; und das letztere Volk sei vollkommen geeignet, mit einer civilisirten Nation in vortheilhaften gegenseitigen Verkehr zu treten, wenn es mit Billigkeit und Menschlichkeit behandelt würde.

Wenn man die Kaffern eine Räuber-Nation nennt, so thut man ihnen großes Unrecht; allein es giebt unter ihnen, wie allenthalbe, viele Individuen von schlechter Gesinnungsart. Der Umstand, daß die Herren der Kolonisten besser sind, als die übrigen, und der allgemeine Gebrauch, Weiber gegen Kühe einzuhandeln, reizen sie zum Diebstahl. Wegen der zahllosen Ungerechtigkeiten, die sie erlitten haben, erschient ihnen die Plünderung der Kolonie als eine gerechte Wiedervergeltung. Dazu ist die Bevölkerung an den Gränzen so klein gesäet, und die Heerden sind so schlecht bewacht, daß der Viehdiebstahl nur geringe Schwierigkeiten zu überwinden hat. In Europa würde man nicht auf strenge Gesetze zum Schutz des Eigenthums dringen, wenn der Besitzer nicht selbst sich die Mühe nähme, es zu bewachen. — In Süd-Afrika dagegen will ein Bauer, der auf den Weiden eines zahlreichen Volkes Viehzucht betreibt, es weit als ihm nur möglich verdenken, eben die Sicherheit für sein Vieh haben, als triebe es sich in einer Wüste herum; und werden ihm ein paar Kühe gestohlen, so möchte er gleich alle Eingeborenen von der Erde ertilgt wissen.

Wir kommen jetzt auf die Ereignisse während des neuesten unglücklichen Krieges mit den Kaffern. Man hat behauptet, die letzte Invasion der Kolonie durch die Kaffern sei ganz ohne besondere Veranlassung gewesen. Daß dem aber nicht so war, ersehen wir aus Herrn D'Urban's Depesche an Herrn Secretair Rice, die vom 28. Oktober 1834 datirt ist. Es heißt in dieser Depesche: „Seit vielen Jahren hatte das Kolonial-Gouvernement den Stämmen der Häuptlinge Macomo, Botma und Tyali erlaubt, ihr Vieh an den westlichen Ufer des Keiskamma grasen zu lassen. Im November des vorigen Jahres aber befahl der Gouverneur, vorgedend, daß diese Vergünstigung gemißbraucht worden sei, man solle die Kaffern ohne Aufschub von jener ganzen Linie zurücktreiben, was auch wirklich geschah. Zum Unglück ereignete sich hier, als eine Heerde großer Ochse herumsprang, und die Kaffrischen Stämme

*) Die Bildung des Wortes Autographile mag vielleicht ihre Entschuldigung dem Verfasser des obigen Aufsatzes nicht zu verdanken haben; sie mag schon früher Bblich gewesen sein, wir wissen es nicht; das wissen wir aber, daß sie falsch ist, sie müßte heißen: Autographophile, da das Wort Autographon nur so mit φιλία (Liebhaber) verbunden werden kann.

Digitized by Google

litten empfindlichen Verlust an ihren Heerden. Daher ihre feindselige Stimmung gegen die Kolonie."

Dies aufrichtige und ehrenwerthe Geständniß, welches zwei sechs Wochen vor Ausbruch des Krieges niedergeschrieben wurde, stellt uns seine Veranlassung in ein helles Licht. Die Kaffern sind — um uns der Worte Sims ihrer Redner zu bedienen — „Leute, die ihr Vieh lieb haben — ihre Weiber und Kinder lieben zwei Mich — sie kämpfen für ihr Eigenthum — sie hassen die Kolonisten, die nach Allem schnappen, was ihnen angehört, und deren Zweck ist, sie zu vernichten." Die Vertheidung der drei Hauptlinge fand im November 1834 statt; aber gegen Ende des Jahres 1834 hatten die Pflanzerungen in der Kolonie einschlage überhand genommen; und als man den Versuch, die Kaffern über den Keiskamma zu treiben, erneuerte, zeigten sie sich entschlossen, das Feld zu behaupten. Toali erklärte, er wolle und müsse sein Vieh in den Thälern Mancazana grasen lassen; und seine Hirten zeigten sich wohlgerüstet in den Dickichten. Während dieser Zeit wurden drei Kriege geführt, die der Kolonie angehörten; man schickte eine Patrouille aus, die Revanche nehmen sollte; aber die Eingebornen warfen sie zurück, und der Bauern-Hause enkam nur mit genauer Noth. Dies war die unmittelbare Veranlassung zum Kriege.

Während der zweiten Hälfte des Dezembers 1834 und im ganzen folgenden Januar schrieben zahlreiche Schwärme von Kaffern das Gebiet der Kolonisten, verheerten die Pachtungen, trieben das Vieh weg und mordeten nicht Wenige der Einwohner. Der Blutdurst, den dieses Volk bei seiner letzten Invasion zeigte, war ihnen vorher nicht eigen gewesen und denkbarerweise ihren feigenden Hab gegen die Kolonisten. Sie berechneten die Zahl ihrer denen sie verheerten und getödteten Landsleute auf 44 und gelobten, den Tod derselben zu rächen. Das ganze Land bis zum Boschman's Kloer war ihnen preisgegeben; ihre Haufen schwärmten um die Algoa-Bai und bedrohten sogar Grahams-Town. Zur Zeit der Invasion war die östliche Gränze von wenig mehr als 700 Mann verthidigt. Diese konnten eine Linie von 100 Miles nicht decken. Die Kaffern, auch in der Nähe der Küste mehrere tausend Mann stark, hatten sich bis auf 60 Miles entfernt! Mehrere tausend Personen gaben, um nur ihr Leben zu retten, ihre ganze Habe dem wüthenden Feinde preis. Endlich kam die Hülfe herbei, und im Anfang des Februars war die Kolonie von dem Krieg des Kaffirischen Heeres gesäubert. Man verdankte dies schnelle und glückliche Resultat der Klugheit und unermüdeten Thätigkeit des Oberst-Smith und des Gouverneurs.

Allein die Kaffern sollten nicht bloß aus dem Lande gejagt, sondern auch bestraft werden; und im März-Monat 1835 rückte eine Armee von 4000 Mann in das Kaffernland, um das Vieh zusammentreiben, welches durch eine Gränzwache von 700 Mann so schlecht beschützt gewesen war. Am 15. April ging der Hauptheil des Heeres über den Fluß Kai oder Kh, zerstörte die Dörfer Hintza's, des verneinlichen Chefs der Kaffern, und nahm 15,000 Stück Vieh weg. Vierzehn Tage darauf kam Hintza mit 50 Begleitern ins Lager, um wegen des Friedens zu unterhandeln, und dieser wurde ihm unter der Bedingung bewilligt, daß er 1000 Pferde und den Sohn Pirie's stellen, fünf Tagen und eine gleiche Anzahl binnen zwölf Monaten ausliefern. Hintza schickte Boten aus, um die stipulirte Anzahl Pirie einzusammeln, und blieb freiwillig in dem britischen Lager.

Am 10. Mai scheint dem Gouverneur ein neuer Einfall gekommen zu sein; er erklärte den Fluß Kh, von seiner Quelle in dem Stormberg-Gebirge bis zum Ausfluß, für die Gränze der Kolonie, die solcher gestalt einen Zuwachs von ungefähr 7000 Quadrat-Miles erhielt. Ein großer Theil des neuen Gebiets liegt im Lande der Amatemba's und war also für die Missethaten der Amakosa's nicht verantwortlich. Am Küsten-Flusse wählte man den Platz für King William's Town, die künftige Hauptstadt der Provinz Victoria, wie das neu erworbene Territorium genannt wird. Die Namen Wellington, Peel, Aberdeen u. s. w., womit der Gouverneur andere Lokalitäten in der Nachbarschaft belegte, schienen zu beweisen, daß Herr Ellenden schon damals von dem vorzüglichen Minister-Wechsel Kunde hatte.

Wohlwissend wie jetzt unsere Lage war, Zwei Tage nachdem die neue Gränze publizirt war, ließ Hintza seinen Sohn und Bruder als Geisseln im Lager, und machte sich mit einer Eskorte auf den Weg nach seinem Lande, um durch die Autorität seiner Gegenwart die Herbeischaffung des stipulirten Viehs zu beschleunigen. Beim Hinaustreten eines Hügels am Flusse Bashi sprengte Hintza plötzlich sein Pferd, als wollte er zu entfliehen versuchen; man feuerte mit Pistolen hinter ihm her, aber er stob nur um so schneller. Endlich hemmte ein Mineterschuß ins Bein seine Eil, eine zweite Kugel in die Rippen streckte ihn zu Boden; er raffte sich zusammen und stieg am Abhang hinunter ins Bette des Flusses. Hier lehnte sich der verwundete Mann, bis an die Hüften im Wasser stehend, gegen einen Felsen und bat um Pardon. Die Hettentotten hörten sein Flehen und schonten ihn; ein Hottentotten Offizier aber schoß den unglücklichen Häuptling nieder. Mit der Erzählung der barbarischen Frevel, die man sich noch an dem Leichnam Hintza's erlaubte, wollen wir das Ohr der Menschheit nicht verletzen.

Die vier Monate nach Hintza's Tode scheint man hauptsächlich zu Bestrafung der übrigen widerspenstigen Häuptlinge benutzt zu haben; die Gebiete derselben wurden durch das Heer der Kolonie verheert. Endlich, am 17. September, gab es Friedens-Verträge zwischen dem Gouverneur auf der einen und den Häuptern der Familien Gaika und Jslambi auf der anderen Seite. Kraft dieser Verträge erhalten die genannten Häuptlinge und ihre respektiven Stämme zwischen Kaffirische, namentlich die Familie Gaika einen Streich an der Nordseite des Amatolima, und die Familie Jslambi ein anderes Stück Länge der Seeküste, zwischen den Flüssen Kahmi und Waschi. Einige Kaffrische Häuptlinge von anderen Familien erhalten ebenfalls gewisse Distrikte.

Alle diese Stammes-Fürsten erklären sich für Unterthanen des Königs von Großbritannien, und bezahlen jährlich einen fetten Ochsen als Erb-Zins für ihre Ländereien. Sie stehen unter dem Britischen Gesetze, doch schenkt man dabei ihren Sitten und häuslichen Gewohnheiten einige Nachsicht. Sie müssen alle ihre Feuergewehre abliefern, von jedem Versuche, den Frieden der Kolonie zu stören, Anzeige machen und den Missionairen, Magistrats-Personen und Agenten, welche die Regierung ihnen zuschickt, Aufnahme gestatten. Endlich verlangt man auch von ihnen, daß sie ihre Dreaiten durch Zaunerei einstellen sollen — eine unbeschränkte Zumuthung, es müßte denn die Kultur unter ihnen reißenderer Fortschritte machen, als jemals in Europa.

Diejenigen Artikel des Vertrages vom September, welche sich auf die Vertheilung des Territoriums beziehen, verdienen eine strengere Prüfung. Sie schienen die Deklaration vom Monat Mai, welche den Kh zum Gränzflusse macht, nicht zu annulliren; und folglich hätten auch die Häuptlinge, die den Kolonisten noch niemals ein Leid zugefügt, ihre Unabhängigkeit verloren. Der Fluß Kh gewährt als Gränzfluß große Wortheile; vorausgesetzt, daß man die Kaffern aus drei Viertheilen ihres Gebietes zu verjagen und über den Kh zu treiben gesonnen ist; sollen sie aber in der neuen Provinz bleiben, so bildet der Fluß weit eher eine Demarcations-Linie, als eine Vertheidigungs-Linie. „Ist es wohl denkbar, daß die Vertheidung der angelsächsischen Gränze den Britt-Oekonomie ein Ende machen werde? Wird man die Gränze zwischen Kaffern und Kolonisten nicht immer noch zu bewachen haben, wie vorher, so, daß in Zukunft zwei Gränzen bewacht werden müssen, statt einer? Noch mehr — die Linie von Forts, welche sich durch die Mitte der neuen Provinz ziehen soll, wird Kaffern-Gränzen von Hintza's Geschlecht im Osten — von Gaika's Geschlecht im Norden, und Jslambi's im Süden und Fingo's im Westen haben — Letztere, ein Haufen Flüchtlinge aus dem Lande Natal, die vor Ausbruch des Krieges in Hinsichtbarkeit unter den Kaffern lebten und jetzt (an der Zahl 16,000) auf dem rechten Ufer des Kriekamma leben sind. Alle diese Stämme darf man, im Allgemeinen, als Feinde der Kolonie ansehen, auf die man nie ein nachsames Auge haben muß. — Mit einem Worte, die Kolonie hat in Zukunft nicht bloß den Kh sammt dem Kriekamma, sondern auch obendrein eine Linie zu vertheidigen, die beide Flüsse verbindet, und zu deren beiden Seiten Kaffern wohnen. Will man diese Linie nur um der Einschirmung der Kaffern willen bestehen, so sürchten wir, daß ein solches Erziehungs-System nicht bloß äußerst kostbar und mühselig, sondern auch ganz ohne Erfolg sein dürfte. Einem rohen Volke die Hülfte seiner Länder und seines Viehes wegnehmen und es in beständige peinliche Kollisionen mit den Urhebern seines Unglücks bringen, ist keine vernünftige Methode, es ruhig und zufrieden zu machen.

Die Provinz Victoria, oder eigentlich der diesjährige Theil der Provinz Adelaide, welcher den Tingdoraten entrissen worden sind, zu welche Plätze zu ihr gehören, nun denn, so treibt die Kaffern doch einmal für alle Mal in den Kh, oder in's Meer: diese direkte Vertilgungs-Methode wird am Ende die wohlfeilste und am wenigsten zumuthsichste sein. Das Gebiet, das Hintza in enger Berührung mit den Weißen nicht gedeihen können, ist in den Verwaltungs-Staaten ein Prinzip der Gesetzgebung; daß es eine traurige Wahrheit sey, hat die Erfahrung in Süd-Afrika wie in der neuen Welt bestätigt.

Die Sucht nach neuen Weidevölkern im Osten ist dem Südafrikanischen Pächter zur anderen Natur geworden. Dies darf uns auch nicht Wunder nehmen. Denn der Pächter setzt seine Hoffnung auf das Landwerden, und kann, so lange die wohlfeilsten Länder zum Emsangen werden, die farbigen Rassen in enger Berührung mit den Weißen nicht gedeihen können, ist in den Verwaltungs-Staaten ein Prinzip der Gesetzgebung; daß es eine traurige Wahrheit sey, hat die Erfahrung in Süd-Afrika wie in der neuen Welt bestätigt.

Die Sucht nach neuen Weidevölkern im Osten ist dem Südafrikanischen Pächter zur anderen Natur geworden. Dies darf uns auch nicht Wunder nehmen. Denn der Pächter setzt seine Hoffnung auf das Landwerden, so lehrt er der Wüste Karu den Rücken. — Hinter ihm sind Einöden, von Heuschrecken, Mehlthau, Dürre und Ueberschwemmungen geplagt; vor ihm dehnen sich immergrüne Thäler mit lebendigen Wassern aus — ein Land, wo Milch und Honig fließt. Man lasse ihn das letztere gewinnen, und die wohlbefestigten Zäunen vom Emsangen werden ihn weiter locken; und dann liegen die heißersehnten Ebenen von Natal gerade vor ihm. Und wer gewinnt bei all' diesem Länder-Erwerb? Der Staat gewiß nicht. Wenn ein Krieg zum Besten der Pflanzer nothwendig ist, so kann Großbritannien dabei nur verlieren. Man sollte den Kolonisten also nicht erlauben, einen Fuß über die alte Gränze am Kriekamma zu setzen. Die Belehrung lehrt, daß, wo jene gesetzlosen Heerden-Pflanzer nur einen Schritt vorwärts thun dürfen, kein Ende ihres Wanderns absehen ist. Die Vergrößerung der Kolonie sollte nur den Zweck haben, die Kaffern an eine gesellschaftliche Organisation zu gewöhnen, damit sie an ihren Gränzen eine strenge Polizei etabliren und ihre überlegenen Nachbarn, die Kaffrischen, mit strengerer Konsequenz behandeln. (Edinb. Review.)

Mannigfaltiges.

— Die Memoiren des Friedensfürsten. In Madrid hat Don Nicolas Arias, einer der Schriftschreiber der Cortes, eine Rede überfetzung dieser Denkwürdigkeiten und zwar nach der von Hrn. d'Esmenard in Paris herausgegebenen Französischen Uebersetzung veranstaltet. Während nun diese Schrift jetzt in Madrid ausgegeben und mit großer Begierde gelesen wird, macht zugleich der dortige Buchhändler Escamilla in der Gazeta de Madrid, daß er im Spanischen Original herausgeben werde, und daß er dabei das Publikum dabei warne, eine in mancher Hinsicht verunstaltete Nachübersetzung zu kaufen. — Seltsam genug, veranlaßt in Deutschland dasselbe Werk einen ganz ähnlichen Streit zwischen den beiden verschiedenen Uebersetzern desselben, von denen der Eine nach der Französischen Ausgabe des Hrn. d'Esmenard gearbeitet und der Andere außerdem auch die in London erschienene Englische Version dieser Memoiren benutzt hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Freitag den 15. April 1836.

Australien.

Major Mitchell's neueste Unterſuchungs-Expedition in das Innere von Neu-Süd-Wales.

Unſere Leſer werden ſich zum Theil noch der Berichte von der Expedition des Capitains Sturt ins Innere von Neu-Süd-Wales erinnern; ſie werden ſich erinnern, daß dieſer Officier bei ſeinem Vordringen nach dem Weſten der Macquarie-Ebenen im Jahre 1829 einen großen Strom entdeckte, der ſeine Richtung ſüdweſtlich nimmt, deſſen Waſſer ſalzig iſt, und den Sturt, zu Ehren des damaligen Gouverneurs, Darling nannte. Capitain Sturt hatte im folgenden Jahre den Aufgefundenen Strom, den Laufe des Etwas Merkwürdigeres, der in der großen Bergkette, welche das Land in zwei Theile ſcheidet, entſpringt und die ſüdlichen Gegenden der Kolonie bewäſſert, zu unterſuchen. Er verfolgte ihn bis 34° S. Br. und fand, daß er in den großen Strom Murray fällt, welcher beim Binnenſee Alexandrina in die Südſee mündet. Als die Geſellſchaft auf Boten den Strom hinabfuhr, entdeckte man einen ihm von Norden her zufließenden Strom, welchen Capitain Sturt, nach der geographiſchen Lage, für den von ihm im vorigen Jahre aufgefundenen Darling hielt.

Zwei Jahre verſtrichen, ehe es der Verwaltung der Kolonie gefiel, eine fernere Unterſuchung anſtellen zu laſſen über das Innere dieſes von uns noch ſo wenig gekannten außerordentlichen Kontinents.

Endlich beantragte im April vorigen Jahres der General Bourke den General-Aufſeher, Major Mitchell, mit einer Expedition nach dem Innern weſtlich und ſtellte ihm die Aufgaben, erſtlich den Lauf des Darling von dem Punkte aus, wo ihn der Entdecker im Jahre 1829 verlaſſen hatte, zu verfolgen; dann zu ermitteln, ob er mit dem Nebenſtrom, welcher in den Murray fließt, identiſch ſey, wie Sturt annehmen zu müſſen geglaubt, und endlich das große innere Land bis zum Mittelpunkte ſeiner tropiſchen Regionen hin zu erforſchen. Um dieſe wichtigen Reſultate zu erlangen, wurde der Aufſeher der Expedition mit Allem verſehen, was irgend zweckdienlich ſchien; Hornvieh, Lebensmittel, Waffen für die Eingeborenen, u. dgl. m. Der Aufſeher, die außer ihm Führer aus 24 Mann beſtand, ſchloß ſich auch Herr Richard Cunningham, der Botaniker der Kolonie, an, um die Naturgeſchichte der unbekannten Gegenden zu erforſchen.

Anfangs April kam man an den weſtlichen Niederlaſſungen der Stadt Bathurſt an; die Geſellſchaft überſchritt die nordweſtliche Gränze der Kolonie bei Wiseo am 7ten dieſes Monats. Major Mitchell richtete jetzt ſeinen Lauf nach dem Darling längs den Höhen, welche den See Lachlan vom Macquarie trennen. Nach einem Marſche von 31 Tagen durch ein unfruchtbares Land, das aber ſie die Geſellſchaft hinreichendes Waſſer darbot, erreichte er das linke Ufer des Stromes in der Gegend, welche Herr Oxley Neujahrs-Baum (New-Years-Creek) nennt, die Eingebornen aber mit Bogan bezeichnen.

Gleich in dieſer erſten Zeit der Expedition ward dieſe von einem ſchmerzlichen Unglücke betroffen; der Botaniker Herr Cunningham nämlich verſchwand. Es ſchien, daß er ſich am oberen Bogan-Strom von der Geſellſchaft getrennt hatte, um eine botaniſche Exkurſion zu machen. „Nach einem mühſamen Suchen von 12 Tagen", ſagt Major Mitchell, „fanden wir ſein Pferd todt; es hatte den Sattel noch auf dem Rücken und die Zügel im Gebiſſe. Wir ſuchten Herrn Cunningham im Bogan und weſtlich bin 20 Engl. Meilen weit, wo wir ſeine Fußſtapfen zu bemerken glaubten. Vor einem neuen Hüttenlager zweier Stämme von Eingebornen fanden wir ein Stück ſeines Rocks und einige Stücken einer Karte, die man als die ſeinige erkannte. Die Eingebornen konnten uns keinen Aufſchluß geben. Ob nun Herr Cunningham noch lebt oder nicht, iſt kaum mit Sicherheit zu ſagen; ſo viel iſt gewiß, daß ſein Verſchwinden eine traurige Lücke in unſerer Geſellſchaft zurückließ und als ein großer Verluſt für die Wiſſenſchaft angeſehen werden kann."

Bevor verließ die Geſellſchaft dieſe Gegend und verfolgte den Lauf des Darling. Sie fanden, daß der ſalzige Geſchmack des Waſſers, welcher Capitain Sturt 1829 zwang, ſeine weiteren Unterſuchungen aufzugeben, ſich verlor, je weiter hinunter man kam.

Der Strom war zu dieſer Zeit durch ungeheure Dickichte, welche die Gegend unfruchtbar gemacht, ſehr waſſerarm. In der Mitte des Bettes waren viele ſeichte Stellen, und oft war das Boot gehindert, weiter zu ſegeln. Ein kleiner Giebbach ſtürzte ſich dort hinein, der ſo ſtark und reißend war, daß er eine große Mühle treiben konnte. Zwölf Meilen unterhalb des Bogan gründete Major M. im Depot, ließ das Hornvieh hier 14 Tage ausruhen und wechſelte mit einem Theile der Geſellſchaft Ausflüge zur Unterſuchung des Landes an den Ufern der Darling. Er fand, daß der Boden gut für eine Reiſe ſey, und entſchloß ſich jetzt, mit der ganzen Geſellſchaft das Depot zu verlaſſen, um zu Lande die Expedition fortzuſetzen. Am 8. Juni zog die Geſellſchaft mit einigen Karren ab und gelangte bald an die Hauptſpitze am äußerſten Weſten, welche Sturt „Dunlop-range" nennt. In den erſten Tagen ermüdete das Zugvieh ſehr, der Boden wurde, je weiter man kam, unfruchtbarer, weil er aus nackter Erde beſtand, die zu ſumpfig war, um Waizen zu ſaſſen, und oft auch ſich in Spalten öffnete, die den Wagen verſchlingen konnten.

Unzugängliche Tiefen, mit Polygonum janceum bedeckt, umgaben den Strom ſo zahlreich, daß die Geſellſchaft ſich ſelten innerhalb einer Engl. Meile vom Strome lagern konnte, oft nicht drei Meilen weit. Den Strom konnten die Reiſenden aber nicht verlaſſen, weil ſie ſonſt kein Waſſer fanden, und die Ufer nur boten Gras für das Vieh.

Mit vielen Hinderniſſen kämpfend, folgte man dem Strome über 300 Engl. Meilen, als die Erſchöpfung der Ochſen und der nahende Mangel an Mundvorrath den Major beſtimmte, mit einigen Stärkeren allein weiter zu dringen, um den Hauptwerk zu erreichen, die müden Thiere aber zur Erholung für die Rückreiſe hier zu laſſen. Während man Maßregeln traf, dieſen Plan auszuführen, zeigten ſich mächtige Stämme von Eingebornen mit feindſeligen Geſinnungen und ſetzten ſo dem Fortſchritt der Expedition ein Ziel. Mitchell und ſeine wenigen Begleiter lagerten ſich in kleiner Entfernung vom Strome, wo Weide für das Vieh war, während der andere Theil der Geſellſchaft mit den Ochſen in der Gegend ſouragirte. In dieſer Zeit kam ein fremder Stamm in der Gegend an, deſſen Geſinnungen zweifelhaft waren. Der Major beobachtete dieſe Wilden; man fing auch Einen auf, den ſie abgefangt hatten, und verhinderte auf dieſe Weiſe ihre Vereinigung mit den Stämmen der Eingebornen am Stromufer. Eine gerade noch zur rechten Zeit geſchickte Verſtärkung an Menſchen und Munition an die bedrohte Abtheilung, welche ſouragirte, rettete das Leben von 7 Menſchen. Ein Gefangener, den man mit Geſchenken und den meiſten Ruheverſtoßen entgegenkam, war der Erſte, welcher den Frieden brach.

Nachdem man ſich Vieles von dieſen Indianern hatte gefallen laſſen müſſen, ward es gegen die Reiſenden immer frecher wurden, gab man Feuer auf ſie, wodurch drei der Frechſten fielen. Nach dieſer Züchtigung blieben die Reiſenden im Beſitze des linken Ufers, obgleich ein ſehr wilder Stamm, der 150 Engl. Meilen höher rechts wohnt, etwas Tages herüberkam und ſchon anfing, Gras und Geſträuche um die Zelte der Reiſenden anzuzünden.

Die Expedition ging jetzt zurück und kam am 10. Auguſt mit einem Verluſte von 6 Ochſen am Depot an, und Anfangs September war ſie wieder bei den Niederlaſſungen der Kolonie.

Die wichtigen Reſultate ſind nun etwa folgende. So wie der Lachlan-Strom, nach den Unterſuchungen, welche der verſtorbene General-Aufſeher 1817 unter großen Mühſeligkeiten anſtellte, in Binnenſee weit anſtellt, ſeine Nebenflüſſe aufnimmt, ſo nimmt auch der Darling, bis 300 Engl. Meilen vom Bogan, ſeine auf. Wie können auch unter dem gewaltigen Einfluſſe einer ſolchen Sonne kleine Seitenflüſſe exiſtiren! Keine Waſſer ſah man am Horizonte ſich ſammeln, kein Tropfen Regen fiel während der ganzen vier Monate dauernden Reiſe, und ſelbſt ein Thautropfen war zu ſehen. Die Ufer des Darling weſtlich und nordweſtlich werden, ſind heiß, oft ſengend, und zeugen deutlich, daß ſie keine Regionen durchzogen, wo Fruchtbarkeit iſt. Am rechten Ufer des Stroms konnte Major Mitchell das Land ſehr weit überblicken; aber weder Rauch noch ein Baum zeigte ſich ſeinem Auge. Das ganze Land iſt voll von Geſtrüppe.

Dieſe weite Wüſte wird der Geſellſchaft für die Colonisation Auſtraliens, die, nach fünfjähriger Ueberlegung, endlich zu dem Entſchluſſe gekommen, den Grund zu einer neuen Engliſchen Provinz dort zu legen, nicht viel Troſtliches darbieten.

Die geographiſche Lage des Depots von Major Mitchell iſt ſorgfältig beſtimmt worden; ſie war 32° 24' 20" ſüdlicher Breite und 142° 24' 26" öſtlicher Länge.

Man muß es ſehr bedauern, daß die beſchriebenen Gefahren den Major verhindert haben, dem Laufe des Darling weiter zu folgen. Es läßt ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß der Strom ſeine ſüdweſtliche Richtung behält, da nordweſtlich, im Norden des Murray, ſich das bekannte Bergland ihm entgegenſtellt. Es muß einer glücklicheren Expedition vorbehalten bleiben, dieſe Punkte zu erforſchen.

Der Bericht des Major Mitchell über den Verluſt des Botanikers Herrn Cunningham iſt keineswegs geeignet, die zahlreichen Freunde des Unglücklichen zu beruhigen. Die Kolonial-Zeitungen haben bereits mehrere Aufforderungen an die Behörde enthalten, nähere Nachforſchungen.

Digitized by Google

anstellen zu lassen. Die menschenfreundlichen Gesinnungen Cunninghame's, sein Wohlwollen und verschönliches Benehmen gegen die Eingeborenen gaben alle Hoffnung, daß er noch am Leben sey. Sein Takt und seine Geschicklichkeit, sich in die Sitten der Wilden zu fügen, befestigten noch diese Hoffnung. Leider ließ die Regierung einen ganzen Monat hingehen, bevor sie auf die dringenden Vorstellungen der Presse und der Einwohner hörte und eine Nachforschung anstellte. Im November vorigen Jahres sollte eine große Gesellschaft, auf Befehl Sir Richard Bourke's, nach dem Bogan-Strom abgehen, um Cunninghame weiter und breit aufzusuchen, und die nächsten Nachrichten von Neu-Süd-Wales bringen uns wahrscheinlich das Resultat dieser zweiten Nachforschung. (Litter. Gaz.)

Frankreich.

Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Die Engländer waren nicht minder neugierig, als die Franzosen, auf die völlige Entzifferung dieser schrecklichen Episode aus der Regierung des „großen Königs"; Herr Crawfurd, dessen wir oben schon erwähnt haben, ließ sich durch die von Roux-Fazillac publizirten Aktenstücke in seiner Meinung nicht irre machen; er wiederlegte die Ansicht des Letzteren ziemlich schlagend in den im Jahre 1809 in Quart herausgegebenen und 1817 in Oktav unter demselben Titel neu aufgelegten „historischen und literarischen Miscellen, aus einem Portefeuille entlehnt." Auch gegen die Ansicht des Herrn von Taulès, die ihm aus dem noch nicht gedruckten Manuscript des Pellisson bekannt war, trat Crawfurd auf. Nach dieser Ansicht, die Herr von Taulès ohne Zweifel an Voltaire mitgetheilt hatte, der Jenem überhaupt eine große Menge von Anekdoten zu dem „Zeitalter Ludwig's XIV." verdankte, sollte die eiserne Maske ein Armenischer Patriarch, Namens Arwedike, seyn, der durch die Jurtrigen der Jesuiten von Konstantinopel fortgeschickt und heimlich nach der Insel Sainte-Marguerite gebracht worden wäre. Herr Crawfurd beseitigte sich dagegen in seiner Ansicht nur noch mehr und blieb dabei, der maskirte Gefangene könne Niemand anderer gewesen seyn, als ein Sohn Anna's von Oesterreich, der ohne Zweifel Buckingham zum Vater gehabt habe.

Es kann hier noch erwähnt werden, daß diese völlige romanhafte Annahme in der Vorrede zu einem Roman von Reynault-Warin, der wegen seines Titels: „Der Mann mit der eisernen Maske", vier Auflagen erlebte, ihren rechten Platz fand; wir man es aber glauben, daß der gelehrte Dulaure in seiner Geschichte von Paris das lächerliche Mährchen Soulavie's wiederholte? Das „Journal der Leute von Welt", Band 6, nachgesehen, ist eine Thatsache, ist eine Zeitungsnachricht und nicht so alte Duelle als die Persischen Denkwürdigkeiten. Der Marquis von Luchet, der im Jahre 1784 dies Blatt redigirte, war nur auf die Unterhaltung seiner Leser bedacht und durchstocht seine Schriften mit Erinnerungen aus Voltaire's Werken und Streitschriften; endlich nahm er diesmal Voltaire's Partei mehr ganz an, indem er sagte: dies, als er die Geschichte von zwei Zwillingsbrüdern Anna's von Oesterreich aus Tapet brachte, über die Person des Vaters nicht erklärt hatte; der Marquis von Luchet bedrohte von neuem Buckingham mit dieser Vaterschaft und drückt sich auf ein neues, wahres oder falsches Zeugniß des Fräuleins von Saint-Quentin, der Geliebten des Ministers Buckingham, die gesagt haben sollte, es sey eine solche Aehnlichkeit zwischen den beiden Brüdern gewesen, daß man dem Gefangenen eine Maske habe anlegen müssen. Voltaire hatte dasselbe geglaubt. Nun war Buckingham zwar ein Mann von leichtsinnigem und lockerem Lebenswandel, aber er würde gewiß einer Geliebten dies furchtbare Staats-Geheimniß vor dem Tode des Königs mit der Maske nicht ausgeplaudert haben, und Buckingham starb 1701, Marchialy erst 1703.

Einige Jahre lang ließ man die eiserne Maske ruhen, aber der Gegenstand war keineswegs erschöpft, und im Jahre 1825 warf man sich abermals auf dies Geheimniß, weil es entweder an neueren oder an wichtigeren Stoff zur Beschäftigung der unersättlichen Wißbegier fehlte, welcher die Gemüther der Menschen erfüllt. Man ließ diesen ganz bewegten sich jetzt wie die Stücke einer zerbauenen Schlange umher und konnten ihre von der Kritik auseinander gerissenen Fugen nicht wiederfinden; es war auch kein Lebensprinzip mehr für sie da.

Herr Delort, der sich mit Aufsuchung und Begleitung von Bastelschriften beschäftigte, machte durch seine Leidenschaft auf einen Raub in den Archiven des Königreichs gestört, nämlich auf die Entdeckung verschiedener Briefe, die sich, seiner Meinung nach, auf Mattioli und folglich, nach Roux-Fazillac's Annahme, auf die eiserne Maske bezogen. Eben so sehr von der Unthätigkeit seiner Konsetuten überzeugt, wie sein Vorgänger, machte er sich kein Gewissen daraus, sie „Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske" zu betiteln und im Jahre 1825 in Oktav mit einem pomphaften Apparat von Belagstücken herauszugeben, deren Inhalt wertheller war als die Erläuterungen des Herausgebers. Der ehemwerthe George Agar Ellis, Parlamentes-Mitglied, verschämdte es nicht, dies Buch ins Englische zu übersetzen; er sagte noch zahlreiche Vorbemerkungen nebst einigen aus Roux-Fazillac's Werk geschöpften wichtigen Beiträgen hinzu. Die Elliesche Uebersetzung oder besser Bearbeitung ward im Jahre 1830 wieder ins Französische zurück übersetzt und zu Paris in Oktav gedruckt, unter dem Titel: „Authentische Geschichte des unter dem Namen der eisernen Maske bekannten Staats-Gefangenen."

„Viele Englische Gelehrte scheinen auch der Ansicht des Geschichtschreibers Gibbon gefolgt zu seyn und seit geglaubt zu haben, die eiserne Maske könne der zweite Sohn Oliver Cromwell's, Henry Cromwell, gewesen seyn, den König Ludwig XIV. als Geisel zurückbehalten habe.

Gegen die Behauptungen Delort's und Roux-Fazillac's gerichtet erschien im Jahre 1825 zu Paris ein nachgelassenes Werkchen des wenige Jahre vorher in sehr hohem Alter gestorbenen Herrn von Taulès, welches dieser in seinem letzten Lebensjahre zum Druck vorbereitet hatte. Der Herausgeber, dessen Eigenthum die Manuskripte des Verstorbenen wurden, publizirte es in Oktav unter dem Titel: „Der Mann mit der eisernen Maske, eine historische Denkschrift, worin die verschiedenen Ansichten über diese geheimnißvolle Person widerlegt werden, und worin bewiesen ist, daß der Gefangene ein Opfer der Jesuiten war." Aber obgleich der Herausgeber sich schmeichelte, dadurch Aufmerksamkeit zu erregen, daß er schon auf dem grünen Umschlage seines Buchs die Jesuiten anklagte, ging dasselbe doch in der Flnth von schlechten Schriften mit unter, die zur großen Verwirrung der Ebenmäßigkeit der Constitutionnel die Ruhestörung der ehrwürdigen Väter verkündigten.

Die eiserne Maske war zur fixen Idee des Ritter von Taulès geworden, der sich darin gefiel, seltsame und wenig bekannte Anekdoten zu sammeln. Voltaire schrieb im Jahre 1768 an ihn: „Ich zweifle nicht, daß der Herzog von Choiseul, wenn Sie ihm nur ein Wort sagen, Ihnen erlauben wird, mit Wahrheiten zu reden; er liebt sie; er weiß, daß es Zeit ist, sie zu veröffentlichen." Auch hatte Voltaire von Herrn von Taulès gesagt: „Es ist ein sehr unterrichteter Mann, und er allein vermag wahre Beiträge zu dem Zeitalter Ludwig's XIV. zu liefern." Von da an begann Herr von Taulès „in den Schwall des Depots der auswärtigen Angelegenheiten nach verborgenen Thatsachen" zu tauchen und verbreitete sofort eine andere Ansicht über die eiserne Maske, als nachher; erst als er eine Denkschrift des Herrn von Bonac, Französischen Gesandten in Konstantinopel im Jahre 1724, gelesen hatte, fand er eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dem unbekannten Gefangenen und dem Patriarchen Arwedike. Dieser Patriarch, „ein Lobsend der katholischen Religion und Verfasser einer ausführlichen Vertheidigung der katholischen Armenier", ward endlich auf Anstehen der Jesuiten verbannt und auf eine Französische Barke gebracht, um nach Frankreich abgeführt und in ein Gefängniß gesetzt zu werden, aus dem er nie mehr entkommen könnte." Der Anschlag gelang; Arwedike wurde nach der Insel Sainte-Marguerite „und von da nach der Bastille gebracht, wo er starb." Die Tüchtigkeit des Patriarchen veranlaßte; die Feindschaft des Patriarchen, bis zum Jahre 1713, und das Französischer Kabinet leugnete stets seine Thätlnahme an dieser Entführung. Herr von Taulès hatte im Departement der auswärtigen Angelegenheiten eine Menge von Dryschen über diese merkwürdige Begebenheit gefunden, die bis dahin in Finsterniß begraben geblieben war, aber nicht so sehr in der Thäter, wo vielmehr die untergeordneten Agenten der Jesuiten ihr Verbrechen eingestanden hatten; diese Dryschen stimmten vollkommen mit dem Bericht des Herrn von Bonac überein, und Herr von Taulès war von der Richtigkeit seiner Lussetzung so überzeugt, daß er sein Buch mit der festen Erklärung beginnt: „Ich habe die eiserne Maske enthüllt, ich habe sie auf die eine Weise dargestellt, daß ich sie vor meinem Vaterlande verbreiteten schimpflichen Gerüchten ein Ende zu machen und Europa und die Nachwelt von meiner Entdeckung in Kenntniß zu setzen." Er beschuldigte darin namentlich den Pater Griffet der abschlichen Verfälschung des von Herrn Dujunca gelobten Journals der Regierung Ludwig's XIV., dieser Beschuldigung auf die Persischen Denkwürdigkeiten gestützt, um das Alternat der Jesuiten zu verbergen.

Die Abhandlung des Herrn von Taulès machte jedoch wenig Proselyten, weil sechs Jahre nach dem Erscheinen dieses prunkenden Buchs die Herren Fournier und Arnould zu ihrem Drama „die eiserne Maske", welches 1831 mit großem Erfolg auf den Theater des Odeon aufgeführt wurde, nicht daraus entlehnten, sondern der Ansicht Voltaire's den Vorzug gaben und sich rühmten, einer in der Familie des Herzogs von Choiseul aufbewahrten Ueberlieferung gefolgt zu seyn; ihr Stück war zwar mehr pathetisch als historisch, aber das Publikum fand Vergnügen daran, denn es wollte nicht bleiben, sondern unterhalten seyn. Seitdem betrachtete man den Inhalt des Arnould-Fournier'schen Drama's als geschichtliche Wahrheit, und Herr Auguste Billiard, ehemaliger General-Secretair im Ministerium des Innern, demselbrichtigte uns in einem an das historische Institut gerichteten und 1834 in dem Journal dieser Gesellschaft mitgetheilten Schreiben, daß er sich den verschiedenen Graten von Monmalivet, Minister des Kaiserreichs, in den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten, und Saint-Priest, Pair, beschäftigt, welchen seine Geburt verborgen gehalten wurde, damit die unbeirrbolle Prophezeiung nicht in Erfüllung ginge; da aber der Zwillingsbruder Ludwig's XIV. dennoch hinter das Staatsgeheimniß gekommen war, so mußte er auf Befehl des Königs als Gefangener nach der Insel Sainte-Marguerite wandern, zu deren Gouverneur „nun" Saint-Mars ernannt wurde. Herrn Auguste Billiard hat sein Geheimniß wohl nicht betrogen; nur war die Schrift, welche er kopirte, nichts als ein Roman, den man mit den nachgelassenen Manuskripten des Herzogs von Saint-Simon oder von Bachaumont's oder Voltaire's oder sonst einer verdächtigen Person in Beschlag genommen hatte, wie dies aus Bruchstücken unter der Regierung Ludwig's XIV. ersichtlich geschehen pflegte.

Das letzte Werk, in welchem das Problem der eisernen Maske ziemlich ausführlich und mit einiger Kritik behandelt wurde, erschien im Jahre 1834 unter dem Titel: „Die Bastille; Denkwürdigkeiten zur Geschichten Geschichte der Französischen Regierung von 1610 Jahrhundert bis 1789" in Oktav. Der Verfasser, Herr Dufey von der Yonne, hat hier, wie anderwärts, eine Probe von außerordentlicher Belesenheit, aber auch von systematischer Parteilichkeit abgelegt. Thatsachen und Triebestimmungen werden in dieser deklamatorischen Zusammenstellung, die auf jeder Seite nach dem republikanischen Geist von 1789 schmeckt, öfters bintangesetzt; die Juli-Revolution von 1830 sollte noch einmal den maskirten Gefangenen an dem Ort suchen, wo die Bastille gestanden.

Digitized by Google

Nachdem Herr Dufey die früheren Ansichten über diesen berühmten Unbekannten flüchtig durchgegangen, tritt er sehr leidenschaftlich mit der seinigen hervor und flicht sich auf mehrere Stellen in den Denkwürdigkeiten der Frau von Motteville, um zu beweisen, daß Anna von Oesterreich die heiße Liebe Buckingham's getheilt habe. Herr Dufey geht so weit, daß er andeutet, die Ermordung Buckingham's sehe sehr nach der Rache eines betrogenen Ehemanns aus, und die Zärtlichkeit Anna's von Oesterreich für Mazarin habe daher gerührt, weil sie ihm das Geheimniß von dem Kinde, dem Ludwig XIV. später ein Gefängniß und eine Maske zudiktirte, anvertraut hätte.

So weit ist also bis auf den heutigen Tag diese Untersuchung gediehen, deren Ende, wie mir scheint, noch zu erwarten steht; einstweilen, bis ein neuer Entdecker, kühner und mit Paradoxen noch besser ausgerüstet, als die früheren, erscheint und etwa verständig, daß die eiserne Maske sicherlich im vorans der Dauphin, Sohn Ludwig's XVI., gewesen sey, der im Gefängniß des Tempels gestorben sein sollte, der aber Jahr für Jahr auf den Bänken unseres Zuchtpolizeigerichts wieder zum Vorschein kömmt, will ich Breche schlagen in die Systeme, die ich der Zeitfolge nach vorgeführt, und sie, wo möglich, durch Thatsachen und namentlich durch die Vergleichung der „unerbittlichen" Daten umwerfen, hervor ich meinerseits auf Daten und Thatsachen ein bauerhaftes und gegen geregte Angriffe der Kritik haltbares System aufbaue. In einem historischen Prozeß ist die Konfrontirung der Daten eben so wichtig, wie in gewöhnlichen Prozessen die Konfrontirung der Zeugen.

1) Armenide. Die Todtschrift des Herrn von Bonac sagt aus deutlich, daß dieser Mathioli, während der Gefandtschaft des Herrn Ferriol in Konstantinopel" von dort fortgebracht worden sey; Herr Ferriol sotgte aber Herrn von Chateauneuf auf seinem Gesandtschaftsposten im Jahre 1699, während Saint-Mars mit seinem maskirten Gefangenen schon im Jahre 1698 in der Bastille eintraf. Uebrdies weiß man jetzt, daß Armenide zum Katholizismus übergieng, seine Freiheit wiedererlangte und als freier Mann zu Paris starb, wie es denn in den Archiven der auswärtigen Angelegenheiten aufbewahrter Todtenschein bezeugt.

2) Matthioli. Die Forschaffung des Secretairs des Herzogs von Mantua ist setzt eben so erwiesen wie die des Patriarchen Mewedides; aber objektiv Matthioli im Jahre 1679 durch Vermittelung des Abbé von Estrades und von Colinet's ergriffen, unter dem Vorwande Gedeimniß nach Pignerol gebracht und als Gefangener unter die Aufsicht des Herrn von Saint-Mars gestellt wurde, so kann man ihm doch nicht die Ehre anthun, ihn mit der eisernen Maske zu verwechseln. Estinat sagt in einem Schreiben an Louvois: „Niemand weiß den Namen dieses Schurken"; Louvois schreibt an Saint-Mars: „Ich bemunder, Ihre Geduld, und daß Sie mit diesem Verbrecher, diesem Schurken, wenn er es an Achtung gegen Sie fehlen läßt, zu behandeln, wie er es verdient"; Saint-Mars antwortet dem Minister: „Ich habe Blainvilliers beauftragt, ihm einen Knittel in zeigen und ihm zu sagen, daß man Unhändigen damit Respekt beibringen werde"; und der gleichen mehr. Das ist doch nicht jener unbekannte Gefangene, den man mit so viel Rücksicht behandelte, welchen Louvois den Titel abnahm, dem man schöne Wäsche, Spitzen und dergleichen gab. Wenn man die von Dezeot herausgegebenen Korrespondenzen aufmerksam durchliest, muß man sich überzeugen, daß er mit Unrecht diejenigen Schreiben, in denen Saint-Mars sich bloß des Ausdruckes „mein Gefangener" bedient, auf jenen Matthioli bezieht; diese Briefe handeln offenbar von dem Mann mit der eisernen Maske; in den anderen nimmt Saint-Mars keinen Anstand, Matthioli mit seinem wahren Namen oder auch unter dem ihm zuerstheilten Namen „Leftang" zu bezeichnen. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß dieser Unglückliche mit einem verrückten Jakobiner zusammen eingesperrt war, daß er zuletzt selbst wahnsinnig wurde und gegen das Ende des Jahres 1681 starb. Dieser Meinung ist auch der Graf von B—l—i (im Artikel „eiserne Maske" in der Biographie universelle), der dieselbe auf Beweise, die er zu Pignerol gesammelt, begründen wollte, und der sich in einem 1801 bezeugenen Werk darzuthun vermochte, daß der maskirte Gefangene nicht Matthioli, sondern Don Juan von Gonzaga, mütterlicher Bruder des Herzogs von Mantua, gewesen sey. Dieser Don Juan sollte in Matthioli's Begleitung mit diesem zugleich fortgeführt und im Gefängnisse zurückbehalten worden sein, weil man, wäre er freigelassen worden, eine Verletzung des Völkerrechts einzugestehen gefürchtet hätte, die der Holländische Minister Heinsius mit der Fahne Frankreichs begangen. Da ich bis jetzt bekannte Akten nicht finden konnte, so will ich diese Spur von einem Gefährten Matthioli's, und die Herr von B—l—i seine vorhergehenden Aufschlüsse publizirt, wieder mehr wohl glauben können, daß Herr von Blainvilliers, den Saint-Mars dazu auserlah, Matthioli zu bewachen und zu prügeln, sich nicht in den Anzug einer Schildwache gekleidet haben würde, um die eiserne Maske auf der Insel Sainte-Marguerite zu sehen, wie Herr von Palteau in seinen Schriften erzählt, wenn diese beiden Gefangenen eine und dieselbe Person gewesen wären; jedenfalls hätte Herr von Blainvilliers den Secretair weder erkannt, der ihm zu Pignerol einen Beitlandring geschenkt hatte.

3) Henry Cromwell. Es ist seltsich seltsam, daß dieser zweite Sohn des Protektors im Jahre 1659 so gänzlich in Vergessenheit gerieth, daß man weder weiß, wo er gelebt, noch wo er gestorben; Henry Cromwell war, nach Napin Thoiras, ein Mann von trefflichem Charakter und, nach Bussnet, feuriger als Richard; warum entschloß er sich alle, von der politischen Schaubühne herabzusteigen? Aber andererseits, warum sollte er auch in Frankreich, wo sein Bruder sich angesiedelt and hatten durfte, zum Staatsgefangenen gemacht worden sein? Verwunderungen können bei dem Mangel an allen Beweisen hier gar nichts helfen.

4) Der Herzog von Monmouth. Ohne daß man die gehörer oder geringere Wahrscheinlichkeit einer angeblichen Verwechslung der Personen bei der Hinrichtung von Monmouth zu untersuchen braucht, genügt es, dem Datum des 15. Juli 1685, an welchem Tage dieser Prinz hingerichtet wurde, folgende Aeußerung des Ministers Barbezieux in einem Schreiben an Saint-Mars vom 13. August 1691 gegenüberzustellen: „Wenn Sie mir etwas von dem Gefangenen zu melden haben, der sich seit zwanzig Jahren in Ihrer Obhut befindet."

5) Ein natürlicher Sohn der legitime Sohn Anna's von Oesterreich. Bachezier schried am 17. November 1697 an Saint-Mars: „Ohne daß Sie sich zu irgend Jemand darüber auslassen, was Ihr alter Gefangener gethan hat." Dieser Gefangene hatte also etwas gethan, was seine strenge Haft rechtfertige, denn der Minister würde sich doch nicht gerade dieses Ausdruckes bedient haben, wenn der Unbekannte nur für seine Geburt hatte leiden müssen. Uebrigens ist nie ein glaubwürdiges Dokument zur Begründung jener Hypothese vorgebracht worden, und sie beruht nur auf romandaften Voraussetzungen. Wie dätte auch Saint-Mars von einem so wichtigen Geheimniß etwas erfahren sollen, da er seinen Posten seit dem Jahre 1663, wo er zur besonderen Bewachung Fouquet's nach Pignerol geschickt wurde, nie verließ? Sicher war im Jahre 1680 sein Sohn Anna's von Oesterreich zu Pignerol, als Louvois an Saint-Mars, nachdem er ihm Befehle hinsichtlich der Beköstigung Lauzun's ertheilt hatte, Folgendes schrieb: „Was die übrigen Gefangenen anbetrifft, mit deren Bewachung Sie beauftragt sind, so werden Sie Majestät ihnen zu verabreicht auf Jeden täglich der Livres anzahlen lassen." Hätte ferner Louvois in Betreff eines Sohnes Ludwig's XIII. im Jahre 1687 an Saint-Mars wohl geschrieben: „Es schadet nichts, wenn Sie den Ritter von Thezut das Gefängniß, in welchem er sich jetzt befindet, mit Ihrem Gefangenen tauschen lassen"? Nun wissen wir Alle, daß in denselben Jahre in ähnlicher Weise, wie der Minister, gänsert und gefagt haben: „Bis er in das Gefängniß gebracht sein wird, welches man hier für ihn in Bereitschaft setzt." Kurz, die Bewachung dieser Person war augenscheinlich nicht wichtiger, als die von Fouquet und Lauzun, da Saint-Mars im Jahre 1682 an Louvois meldete: „Was seine Wäsche und seine anderen Bedürfnisse betrifft, so beobachte ich dieselbe Vorsicht, wie bei meinen früheren Gefangenen."

6) Der Graf von Vermandois. Der famöse Brief des Ministers Barbezieux, der allen Systemen Schach bietet, läßt gar keinen Grund übrig, noch ein Wort darüber zu verlieren, ob der Graf von Vermandois, der im Jahre 1683 starb, mehr nach dieser Hypothese verschwand, mit dem Unbekannten, der im Jahre 1691 schon seit zwanzig Jahren gefangen saß, ähnlich gewesen sey könnte.

7) Der Herzog von Beaufort. Diese Ansicht ist, man muß es gestehen, vernünftiger als alle die vorigen, und Saint-Foix hätte sie fast auf siegreiche Weise getheidigt, wenn er bessere Argumente zur Unterstützung seiner Meinung beigebracht hätte. Im Jahre 1664 zu hatte der Herzog von Beaufort durch seine Insubordination und Leichtfertigkeit mehrere Sees-Expeditionen in Gefahr gebracht; im Oktober 1666 machte ihm Ludwig XIV. mit großer Schonung darüber Vorwürfe; forderte ihn auf, sich durch Verwollkommnung seiner Talente wieder in Gnaden zu setzen, und bemerkte: „Ihre Feinde werden zum Staatsdienst immer tüchtiger zu machen", und sügte hinzu: „Ich zweifle nicht, daß Sie den Rath, den ich Ihnen gebe, benutzen und daß Sie auerkannen werden, um wie viel mehr Sie mir für diesen Beweis meines Wohlwollens verpflichtet sind, als es wenige Beispiele von Aehnlichem gibt, die so gehandelt haben werden." Es lassen sich mehrere Fälle anführen, wo der Herzog von Beaufort der Marine des Königs sehr verderblich war. In der Geschichte der Marine von Eugène Sue, die in dramatischer und unterhaltender Form eine Menge neuer interessanter Nachrichten enthält, ist Beaufort's Verhältniß zu Colbert und Ludwig XIV. sehr gut gezeichnet. Im Jahre 1669, als Ludwig XIV. ihn beauftragte, den Krieg gegen den Türken durch Truppen zu Hülfe zu ziehen, warf Beaufort bei einem Ausfall am 26. Juni, sieben Tage nach seiner Ankunft, getödtet; der Herzog von Navailles, der mit ihm das Französische Geschwader befehligte, sagte in seinen Denkwürdigkeiten nur so viel: „Er rief unterwegs auf ein Türkisches Corps, welches in guter Ordnung unserer Armee vorüberging; er hatte sich an ihre Spitze und kämpfte sehr tapfer; er wurde aber in Stücke gehauen, und man hat nie erfahren können, was aus ihm geworden." Das Gerücht von seinem Tode verbreitete sich schnell durch Frankreich und Italien, wo bei den zu seinem Andenken veranstalteten prächtigen Obsequien verschiedene Leichenreden gehalten wurden; nichtsdestoweniger glaubten Viele, daß er noch einmal wieder zum Vorschein kommen würde, weil man seinen Leichnam unter den Todten nicht gefunden hatte. Einige wollten wissen, er werde auf irgend einer Türkischen Insel gefangen gehalten. Mehrere Augenzeugen aber erzählten, die Türken hätten, nach ihrer Gewohnheit, dem Herzoge von Beaufort auf dem Schlachtfelde den Kopf abgeschlagen, und dieser sey dem Großwesir zur Schau ausgestellt worden; wenn dies der Fall war, so ist es leicht zu begreifen, daß man seinen nackten kopflosen Körper unter den Todten nicht herauserkennen konnte. Doch ohne auf das Gräßliche und Schmierige einer Forschaffung des Herzogs von Beaufort von Kandien aufmerksam zu machen, möge hier nur gesagt werden, daß die Korrespondenz, welche in den Jahren 1669 bis 1681 zwischen Saint-Mars und Louvois stattfand, nicht annehmen läßt, der Gouverneur von Pignerol habe während dieses Zeitraumes irgend einen wichtigen Staatsgefangenen, außer Fouquet und Lauzun, zu bewachen gehabt").

Ueber Geräthe-Anregungen.

Ohne bei jedem einzelnen Anregungsmittel lange zu verweilen, wollen wir die vorzüglichsten Dinge Revue passiren lassen, die geeignet sind, den Geist wach zu erhalten, die Gedächtnißkraft zu erhöhen, dem Gedanken mehr Lebhaftigkeit, dem Urtheile mehr Schärfe und der Einbildungskraft mehr Wärme und Glanz zu verleihen.

*) Ein dritter und letzter Artikel folgt nächstens.

Richter reizt die Geistesthat mehr, als die Eindrücke auf die Sinne und die Leidenschaften. Die äußere Wirkung auf die Nerven theilt sich dem Herzen und durch dieses dem Gehirne mit. Lebhaftes Licht, Wohlklang der Töne, feine Genüsse für den Geschmack, Wohlgerüche und sanfte Reizungen der Haut wecken, belebru und erheitern den Geist.

Welchen Einfluß manche Nahrungsmittel, besonders geistige Getränke, in Mäßigkeit genossen, auf die Ausübung des Geistes haben, lehrt die Erfahrung eines jeden Menschen. Vor Allem ist's der Kaffee, der unsere Organe wie durch ein göttliches Feuer zu durchdringen scheint.

Der mäßige Gebrauch des Tabackrauchens übt auch seine heitere Wirkung auf die Bewegungen des Denkvermögens aus; doch ist es nachtheilig, wenn es kurz nach der Nahrung geschieht, weil es der Verdauung unglinstig ist. Auch kann es das Hirnde Schlafbedürfniß zur Folge haben. Unsern schönen Leserinnen aber, die nicht Spanierinnen oder in Betreff der Cigaren Spanisch gesinnt sind, sagen wir zum Trost, daß es von Semiramis bis auf die Jungfrau von Orleans herab, von Sappho und Corinna bis auf Anna Comnena sehr viele Frauen gab, die auch ohne den noch gar nicht da gewesenen Tabak Schadenes und Schönes mit heiterem Geiste geschaffen haben.

Es giebt Geister, die zur Verschärfung ihres Denkvermögens suchen von der Augenwelt behelfen, das Gerauch derselben vielmehr fliehen, um in schwingsamer Zurückgezogenheit ihre göttlichen Eingebungen zu empfangen und zu sammeln. Aber das sind nur ausserordlte Gottbegabte; der Mensch ist Naturgenosse und darf der Natur nicht entsagen.

Zu den Erregungsmitteln des Geistes müssen wir auch körperliche Bewegungen zählen. Nie vielleicht ist der Gedanke gesunder und sicherer, als auf einsamen Spaziergängen. Daher haben auch die meisten Denker eine große Vorliebe für diese Art von Bewegung gezeigt. Einer unserer ersten Prosaiker kann ohne Umgebung nicht lange stehen: man sieht ihn seine ernsten Gedanken auf einzelne Blätter schreiben. Und so war es ja mit Aristoteles und seinen Schülern, die sich wissenschaftlich nur im Gehen unterhielten, woher sie den Namen Peripatetiker erhielten.*)

Das größte aller Reizmittel für die Thatkraft des Gedankens ist aber ohne Zweifel die Gefahr selbst, oder eher, der Wettkampf. Wenn mehrere Personen dieselbe Laufbahn nehmen, um die am Ziele schimmernden Preise des Ruhmes und der Auszeichnung zu erringen, so wird dieser rivalisirende Geistesschwung stets von den schönsten Fortschritten in der Kunst, Wissenschaft und Einsicht begleitet sepn. Hat man auf seinem Wege keinen zu erreichen oder zu überflügeln, so wird man gewiß nur langsam vorwärts schreiten. Manchmal strahlt auch der Ruhm auf einem einzigen Haupte durch ein Jahrhundert; wie sehen vielmehr große Männer immer zwei und zwei entweder verbunden oder getrennt auf der Leiter der Größe. Neben Plato finden wir Aristoteles; neben Themistokles einen Aristides; neben Marius einen Sulla; neben Pompejus einen Cäsar; neben Virgil einen Horatius und Ovidius; und in neuerer Zeit neben Corde einen Turenne; neben Baco einen Descartes; neben Cornelie einen Racine; neben Goethe einen Schiller und viele andere solche Paarungen. Aehnliche Beispiele weist die Geschichte aller Völker zu allen Zeiten nach, und wir sehen immer große Namen, wenn sie auch Jahre lang durch Interesse oder Ehrgeiz getrennt waren, sich in der Unsterblichkeit des Ruhmes wieder finden.

Der Wetteifer übt seine glückliche Macht überall aus. Im Kleinsten Zirkeln rivalisirt der zweite Einwohner mit dem ersten; von der niedrigsten Bank der Schule bis zu den höchsten Stufen des praktischen Lebens reicht sein Sorgen; der einfache Handwerker, wie der große Künstler, Dichter und Sänger tauschen seiner Stimme. Wen hat man es zu verdanken, wenn seit der Erfindung der Buchdruckerkunst ein Rückfall in die Finsternisse der Barbarei unmöglich ist; denn hat man auch keine Zeitgenossen, die man erreichen oder übertreffen möchte, so machen uns Homer, Tacitus, Pascal, Montesquieu, Göthe, Shakespeare, Baco und so viele andere Große über unsere Kleinheit und Kräfthen schamroth.

Die Gewalt des Wetteifers ist noch nicht gehörig gewürdigt, wenn man nächst den Nebenbuhlern noch Feinde und Widersacher zu bekämpfen hat. Man glaubt nicht, wie mächtig gedrimer Einfluß oft auf die glänzenden Werke und Thaten großer Männer wirkt. Wir nehmen zum Beispiele Baco von Verulam. Dieser berühmte Verlänfer Newtons, der mehr durch seine Vorschläge, als durch seine Nachahmer auch Entdeckungen getreist hat, hatte seine großen Erfolge vorzüglich bei Dingen zu verdanken. Als Minister und Mensch hat er so große Fehler begangen, daß er die Welt durch seine Wissenschaft versöhnen wuhte. Ein obstarer Mönch, der zufällig seinen Namen trug und vor vielen Jahren in der Welt, aber nicht in der Weltgeschichte lebte, wurde für den Erfinder des Schießpulvers gehalten. Und dieser homonyme Mönch war Baco's erster und furchtbarster Rival; er mußte übertroffen werden. Columbus hatte damals dem eine neue Welt entdeckt und hierdurch eine Umwälzung in allen Sitten und Glaubens-Meinungen der alten Welt bewirkt oder vorbereitet. Diese große Entdeckung ließ tausend andere Entdeckungen für sammende Geschlechter ahnen, und Baco, der sich zum Männer von Genie, der Gegenwart sowohl als der Zukunft zu Freunden und verpflichtet machen wollte, schrieb sein Buch über die Kunst der Entdeckungen. In der That hat der Schriftsteller Baco dem sinnbaften Kanzler Baco bei der Welt und Nachwelt das Wort geredet. Der Schandflecken des Premier-Ministers sind durch die Lorbeern des großen Denkers gedeckt, und jetzt spricht man von dem Namen Baco nur als von dem Namen eines der größten Geister der Welt.

Es giebt aber für das Genie übrigens gar keinen Umstand, aus dem es nicht Vortheil zu ziehen wüßte, sey es selbst aus den Anstrengungen des Kampfes gegen schädliche Eindrücke. Sogar der Schmerz des Exils und die Schreckniße der Gefangenschaft beflügeln oft die Schwungkraft einer starken Seele. Wir wollen nicht auf die Cäsiker, Cervantes oder Luther zurückgehen, sondern nur von der neueren Zeit anführen, wie Voltaire den Grund zu seinem Ruhme in der Bastille gelegt hat, daß die Verleumdungen gegen den Vater den jungen Ludwig Racine und zum ersten Schritte auf der Bahn der Berühmtheit geleitet haben, und daß die Wuth der Proscription den Stern Chateaubriands nur noch leuchtender machte, indem sie ihn zu verdunkeln drohte.

Wir haben bisher von dem Eindrucke gesprochen, der aus fremder Kraft uns zugeführt wird; aber auch unsere eigenen Gedanken können unser Denkvermögen stärken und seinen Kreis erweitern, sie können uns geheimnißvoller Weise durch sich selbst zum höheren Schauen und Greifen führen. Niemals sind die Gedanken schon klar, wenn man die Feder ergreift und sich an die Arbeit setzt. Man ist nicht so schnell von der Gedankenlosigkeit zur Inspiration; der Geist will vorbereitet sepn, um seine Gaben reifen und kräftigen zu können. Die Feder wirft auf das Papier, wie der Stahl auf den Stein; sie bringt die Funken des Genies hervor, die nach und nach zu hellen Lichtstrahlen anwachsen. Die Augenblicke der göttlichen Offenbarung im Geiste können nicht plötzlich herbeigezaubert werden, und sind sie erschienen, so sind sie selten von langer Dauer; daher werden die Menschen, welche nur kurze Musestunden der Wissenschaft weihen, selten ganz vollkommen und große Ideen zu Tage fördern. Wahrheit, Bildung und Fleiß sind die Grundbedingungen für den Schriftsteller. Es reicht nicht hin, der schriftstellerischen Rede nur die Zeit zu bewilligen, wo man von Geschäften eines anderen Berufs erschöpft oder abgespannt ist, oder, wie manche vornehm sagen, sich von ernsthaften Arbeiten erholt. Nein! die schönsten Stunden des Tages sind es, wo man die ersten können, oder man übe auf, das Heiligthum der Muse mit ungewaschenen Händen zu betreten.

(Dictionn. de la Conv.)

Bibliographie.

Examen critique de l'ouvrage d'Aristote intitulé: Metaphysique.
— Von Ch. L. Michelet. 3 Fr.

Études de Géographie critique sur une partie de l'Afrique septentrionale etc. — Von D'Avezac. 3 Fr.

La Grèce constituée et les Affaires d'Orient. — Von C. Mure dit Physas. 4½ Fr.

La duchesse de Presles. — Roman von Jules R. David. 2 Bde. Une fatalité. — Von Mlle. Lescadieu. 7½ Fr.

Mlle. de Montpensier. Histoires du temps de la Fronde. — Von Th. Muret. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Französische Journalistik. Am 1. Januar 1835 gab es in Paris allein 347 Zeitschriften. Darunter befanden sich: politische Journale, mit Einschluß der täglich erscheinenden Zeitungen, 27; der Religion und Moral gewidmete 24 (worunter 10 protestantische); für Gesetzgebung und Jurisprudenz 38; für National-Oekonomie und innere Verwaltung 3; für Geschichte, Statistik und Reisen 12; für Literatur überhaupt 45; für Malerei, Musik und Kunst im Allgemeinen 9; für Theater insbesondere 2; für mathematische und Natur-Wissenschaften 15; für Medizin 28; für Militair und Marine 12; für Ackerbau und Landwirthschaft 22; für Handel und Industrie 23; für Schulwesen 7; für Frauen, Mädchen und Kinder 20; Moden-Journale 11; Bilder-Magazine 4; Ankündigungs-(Intelligenz-) Blätter 7; Zeitschriften ohne bestimmten Charakter 12. — Im ganzen übrigen Frankreich erschienen gleichzeitig nur 258 Blätter, also 89 weniger als in Paris. Unter diesen Provinzial-Zeitschriften gab es: für Politik und Administration 133; für Literatur ausschließlich 4; für Lokal-Neuigkeiten, Handels- und gerichtliche Anzeigen 101. In drei Departements gab es gar keine einheimische Blätter und zwar in dem der obere Pyrenäen, der Oberen Alpen und der Nieder-Alpen. — Im Laufe des Jahres 1835 wurden 109 neue Zeitschriften angekündigt, wovon 25 in den Departements. Haben sich diese Neulinge im Publikum zu verbreiten und zu erhalten gewußt (was schon nicht wahrscheinlich ist und vielleicht kaum in Bezug auf die Hälfte angenommen ist), so werden zu Ende des vorigen Jahres 752 Zeitschriften in Frankreich gegeben haben.

— Ausländische Literatur in Frankreich. Im vorigen Jahre wurden in Frankreich 216 Werke in lebenden Sprachen des Auslandes gedruckt. Darunter befanden sich 95 Englische, 60 Spanische (die bauerschlich zur Verbindung nach Süd-Amerika bestimmt sind), 29 Italiänische, 19 Polnische, 7 Deutsche, 4 Portugiesische und 2 Neugriechische Werke. Wenn der Französischen Buchhändler und Literaten seit einiger Zeit demühe sind, ihre Regierung zu einem Einschreiten gegen den allerdings immer unverschämter werdenden Belgischen Nachdruck zu bewegen, so sollte ihnen doch auch anderseitels nicht entgehen, daß die oben angeführten 216 Werke, zum Theil ganz eben so verderbliche sie sagen nicht ungerechtlich — nachgedruckt sind, als die klassischen Werke der Belgier! Namentlich hätten die Englischen Schriftsteller und Verleger Ursache, sich über den Französischen Buchhandel zu beklagen. Von den in Frankreich gedruckten 95 Englischen Werken gehören nicht weniger als 42 solchen Schriftstellern an, die noch am Leben und deren nachgedruckte Schriften zum größten Theil erst im vorigen Jahre in England erschienen sind. Ja, die Edinburgh-Review wird in Paris ganz eben so vollständig und augenblicklich nachgedruckt, wie in Belgien die Revue de Paris und die Revue des deux Mondes. Es ist dies eine Art von Piraterie, die sich die zivilisirtesten Nationen, wie es scheint, gegenseitig gestatten. Hanc veniam damus petimusque vicissim.

*) Das ist noch nicht so ganz ausgemacht, und wahrscheinlicher leitet man den Namen von Περιπατος ab, dem Orte im Lyceum, wo Aristoteles gelehrt hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Montag den 18. April 1836.

Westindien.

Mittheilungen aus der Neger-Republik Hayti.*)

Wie ein Durstiger in Ermangelung eines vollen Bechers dankbar einige Tropfen Wasser hinnimmt, so läßt sich auch das wissenschaftliche Bedürfniß nach Belehrung über einen spröseliten Gegenstand, wenn es sich nicht an einem stattlichen Quartanten mit minutiösen Anmerkungen und Kritischen Tabellen befriedigen kann, gern mit einer kleinen Darbietung abfinden, wäre sie auch nur so fragmentarisch und winzig, wie das vorliegende Bändchen des Herrn Hanna.

Herr Hanna begleitete den Capitain Owen, als dieser Haiti besuchte, um die Südküste der Insel näher kennen zu lernen; er selbst hatte keinen weiteren Zweck als die Herstellung seiner Gesundheit. Das Buch ist kaum mehr, als das flüchtig hingeworfene Tagebuch eines Reisenden. Den 13. Januar landeten sie bei einem Städtchen, ungefähr dreiundzwanzig Engl. Meilen vom Cap Tiburon. Die ersten Eindrücke, welche die Bewohner auf sie machten, sind sehr gemischter Art. Der Verfasser sagt:

„Wir trafen mehrere Personen am Ufer, einen langen Neger und drei bis vier Farbige. Sie hatten ein Fahrzeug, mit Pisang, Kokusnüssen, Citronen und Eiern beladen. — Zwei schwarze Frauen schlossen sich uns an. Das Volk ist viel besser bekleidet, als die Neger von Jamaika an Werktagen. Die Frauen besonders sind bequem und gut angezogen. Frauen sowohl als Männer tragen Tücher von Madras in hellen Farben um den Kopf gewickelt. Wir verlangten Manchenil, — Milch, frische Butter, Eier, Kokusnüsse u. s. w. Sie waren sehr höflich und wollten sich Mühe geben, das Gewünschte an das Ufer zu schaffen. Nachdem wir die Küste entlang gegangen und einige Muscheln aufgelesen, bemerkten wir, daß unsre Offiziere die von ihnen beabsichtigten Messungen beendet hatten und eben an Bord zurückkehren wollten. Wir schifften uns demnach ebenfalls ein, als eine Masse von Steinen beträchtlicher Größe, von einer Höhe herabkommend, längs dem Boote in das Wasser fielen. Woher sie kamen, konnte Niemand von uns im ersten Augenblicke sagen. Endlich gewahrten wir, daß sie hinter einigen Bäumen hervorkommen, welche auf einem Hügel, ungefähr hundertundfünfzig Fuß über dem Ufer, standen. In demselben Momente traten zwei Männer hervor auf die Spitze des Hügels und wurden von uns ihrer Schießmannschaft und ihrer Schwarze erkannt, — welche zu beurtheilen gebricht, mit welchen wir bisher verkehrt, und aus einem entgegengesetzten Quartier kommend. Diese hatten das Boot und die Mannschaft bemerkt, und dadurch wahrscheinlich sehr bewundrigt, gegen sie sich zurückt und erstiegen den Hügel, von dem aus sie uns angegriffen, auf einem Umwege. Einige Steine fielen gerade in das Boot und schlugen aus einer beträchtlichen Höhe geschleudert, ein bis zwei Pfund schwer, eckig und rauh wie sie waren, uns schwer verwundet haben, wenn sie uns getroffen hätten. Glücklicherweise ward keiner verletzt, und wir segelten rasch aus ihrem Bereiche. Die Bootsmannschaft war ohne alle Waffen, und selbst wenn sie deren gehabt hätte, war ihre Anwendung in diesem Falle nicht gerechtfertigt, obgleich das Verfahren gegen uns ein verräthersiches war. Zur Entschuldigung der Angreifer muß indessen bemerkt werden, daß sie in großer Furcht waren, es möchten die Franzosen eine Landung versuchen, weil nämlich die im Jahre 1825 vereingenommene hinsichtlich Summe nicht bezahlt worden, und gewiß benutzbigte sie unser ohne Umstände ihnen gemachter Besuch, während ein Kriegsschiff ungefähr eine halbe See-Meile von der Küste vor Anker lag."

Zunächst besuchten die Reisenden Les Cayes; hier landeten sie zwei Tage nach ihrem ungastlichen Empfange. Dort Hanna erzählt: „In dem Hafen sahen wir drei oder vier Französische und Amerikanische Dreimaster; außerdem noch eine Anzahl kleinerer einheimischer Fahrzeuge, die nach verschiedenen Richtungen zerstreut waren. Die Mannschaft auf einem derselben, aus lauter Schwarzen bestehend, rief, als wir vorüberschifften: „Englisch Kriegsschiff kommt an!" Wahrscheinlich war in diesem Satze ihre Kenntniß der Englischen Sprache erschöpft. Der Ausdruckszug war mit Schwarzen und Farbigen bedeckt, „pour voir les étrangers." Sie nahmen sich sehr höflich gegen uns; wahrere von ihnen waren gut, die meisten ordentlich gekleidet. Ein großer Theil von ihnen schien Soldaten. Von diesen Plätze gingen wir eine Strecke entlang, die mit dem Ufer parallel lief und dann nach der Hauptstraße der Stadt in das Haus des Gouverneurs. Ein Schwarzer begleitete uns als Cicerone. Die Straße selbst ist hübsch und breit, aus großen hölzernen Häusern bestehend, die weder Reichthum noch Pracht zeigen, jedoch sauber und anständig aussehen. In den unteren Geschossen sind sehr Häuser befinden sich Läden mit allerlei Waaren, besonders gedruckten Kattunen, Musselinen, seidenen Zeugen in bunten Farben. Die Kaufleute sind Neger und sardige Weiber, deren viele sehr glänzend herausgeputzt sind, wenigstens in Hinsicht der Farbenpracht, und ihre Bänder und Schärpen, ihre hellgelben Kopfzeuge und himmelblauen Schuhe sind bunt genug anzusehen. Ich fragte in einigen dieser Läden nach den Preisen der Waaren und fand überall, ob sich gleich Nichts kaufte, das Volk höflich und zuvorkommend. Als wir durch eine andere Gasse gingen, eilt ein Mann in Militair-Uniform unserem Begleiter zu und fragte ihn, wer wir seyen. Dieser erwiderte: „Leute von einem Kriegsschiffe." „Von welcher Nation?" war die nächste Frage. „Engländer", war die Antwort. — „Dann können Ihr passiren!" sagte der Frager. Dieser war, wie wir erfuhren, der Capitain des Hafens. Vor dem Kommandanten-Hause standen wir eine Ehrenwache von sehr anständig aussehenden Soldaten in blauer Uniform, mit Mützen, und braunrothe Kordons und Troddeln hingen. Sie saßen auf Stühlen und langen Bänken. Das Auf- und Abgehen schien ihre Sache nicht zu seyn. Wir wurden sofort vor den General geführt; sein Name ist Borgella. Er bot uns sehr höflich einen Stuhl an. Der Mann ist fast von weißer Farbe, und ich hätte ihn für einen Weißen gehalten, wäre ich nicht vom Gegentheile unterrichtet gewesen; er ist doch bei Jahren und von ansehnlicher Korpulenz. Das Zimmer war gut möblirt, die Möbel meist glänzend, als weißwohl. Auf dem Kaminsims stand eine sehr schöne Französische Pendeluhr; an den Wänden hingen mehrere ziemlich gemeine Abdrücke Napoleon's. Im Vorzimmer zeigte uns der General sein Bild des Columbus, von einem alten Meister verfertigt, dies Bild, wie er uns erzählte, fand er in der Stadt San Domingo, als er die Gouverneurstelle an diesem Ort erhielt. Es war eben von Frankreich zurückgekommen, wohin er es geschickt hatte, um es topiren und in Kupfer stechen zu lassen."

Dieser Borgella scheint einer der unterrichtetsten und besgesinnten Männer der Insel zu seyn. Eine Anekdote, die im Verlaufe des Buches von ihm erzählt wird, spricht wenigstens sehr zu seinen Gunsten. „Im Februar 1812 nahm Sir James Yeo, damals Commandeur des „Southampton", eine große Haitische Fregatte, mit vielen Soldaten besetzt, die er nach Port Royal auf Jamaika brachte. Diese Fregatte gehörte dem Borgella und seinen Anhängern und war dem schwarzen Gebieter abgenommen worden; sie hatte ein Regiment von einem Theile der Insel nach einem anderen bringen sollen. Borgella selbst war eben nicht an dem Orte, wo er das Kommando führte, als die Nachricht von der Wegnahme des Schiffes dort eintraf. Da er am Bord der Haitischen Fregatte ein großes Gemälde gegeben hatte, so war die Frage bei Tafel darüber auf das Aeußerste in Wuth. Sie ergriffen die dort wohnenden Engländer und schleppten sie auf einen offenen Platz, um sie ohne Weiteres zu erschießen. Ein Streit über einen Punkt der Etikette, der sich unter den Offizieren erhob, gewährte den Unglücklichen indessen einige Zeit. Inzwischen kam Borgella an, und sein erstes Geschäft war, die schleunige Befreiung der Engländer und die Wiederherstellung ihres Eigenthums zu befehlen. Er wußte, daß sie an Sir James Yeo's Verfahren keinen Theil hatten, und war zu redlich und menschlich, um sie für fremde Schuld büßen zu lassen."

Herr Hanna spricht sich verhmsals sehr günstig über die Eingebornen aus, mit denen er während seines Aufenthaltes zu Les Cayes verkehrte. „Sie erscheinen im Allgemeinen gebildet und in vielen Punkten, namentlich von praktischem Interesse, so wie an den Alltagsgeschäften des Lebens, feinesweges unerfahren." Bei dieser Gelegenheit führt er einen anderen Zug des National-Charakters an, welcher die Basis alles Großen und Edlen bildet: „Gestern Abend", erzählt er, „versicherte uns unser Wirth, Herr Roberts, — der so voller Vorurtheil gegen das Volk ist, daß sein Zeugniß in diesem Punkte gewiß von der größten Kraft ist — daß wir ganz unbesorgt durch das Land reisen könnte mit bei beträchtlichen Summen Geldes. Ich kann, so bedeute er sich aus, von hier nach Port au Prince — ein Weg von drei Tagen durch das Gebirge — mit tausend Dollars reisen, ohne die geringste Belästigung zu befürchten, gleichviel wie ich reise und welchen Weg ich einschlage."

Die folgende Anekdote indessen zeigt schon die Schattenseite des Gemäldes: „Dr. Dagliß, der gestern mit uns speiste, ein leidenschaftlicher Vogelfänger, schoß gestern drei bis vier Paar Schwarzfinken. Einen der Vögel nahm ein Schwarzer oder Farbiger, der ebenfalls mit auf den Vogelfang ausgegangen war, für sich in Anspruch. Dr. Dagliß

*) Notes of a visit to some parts of Haiti in January and February, 1835. Von dem Prediger C. W. Hanna. London, 1836.

Digitized by Google

der die Schuppe in der That geschossen hatte, sagte sofort: „Ihr habt wirklich den Vogel geschossen“ — Sie thun ihm in Turin Sack, und nun kein Wort mehr!“ — Alle Anwesenden stimmten darin überein, daß man so mit den Haitiern theiten müsse. „Wenn sie einmal sich zur Gewaltthat geneigt zeigen, was selten genug vorkommt, so ist es das Geratheste, ihnen nachzugeben; denn Euer Haupt ist in des Löwen Rachen; und die Bewohnern des Landes sind weiter unparteiisch noch stark genug, um Schuß zu gewähren.“

Die Hinrichtung von Verbrechern wird auf eine barbarische Weise in Haiti ausgeübt; das Opfer wird buchstäblich als Zielscheibe aufgestellt, und nur so nach der Geschicklichkeit der Schützen wird es von seiner Pein früher oder später erlöst.

Die Militair-Etikette scheint auf der Insel überall nicht sehr genau beobachtet zu werden. Bei seiner Rückkehr von einem Ausfluge in das Land erzählt Herr Hanna: „Wir kamen an mehreren Wachthäusern vorbei, die in geringen Zwischenräumen von einander lagen. Die Schildwachen, statt auf und ab zu gehen, sitzen auf Stühlen, liegen auf Spanischen Bangerouten oder strecken sich lang auf den Boden. Ihre Gewehre bleiben inzwischen sich selbst überlassen. An einem solchen militairischen Posten waren wir Zeugen einer ergötzlichen Scharfsprüfe. Ein Offizier, welchen wir auf dem Wege vor uns bemerkt hatten, ritt in schnellstem Galopp, als wir uns dem Wachthause näherten, und trieb die faulen Schildwachen aus ihrer bequemen Lage, um vor Capitain Owen das Gewehr zu präsentiren, ein Zeichen der Aufmerksamkeit, das, wie ich hörte, jedem Offiziere, sey er einheimisch oder ein Ausländer, gewährt werden muß. Sie hatten eben noch Zeit, ihre Musketen zu nehmen und sich in Reih und Glied aufzustellen. Kaum hatten sie aber ihre Schuldigkeit gethan, als sich auch schon Alle wieder zum Schlafen hinlegten, wie vorher.“

Hieraus folgen einige Bemerkungen über einen Ausflug nach einer Zucker-Plantage, die, vor der Revolution angelegt, jetzt im Verfalle ist. Den Haitiern schmeckt es an Energie des Charakters, verunsichtiger Besorgnung und gutem Unterricht zu fehlen. Unser Berichterstatter versucht sich auf den Erfolg der großen Deffailler-Anstalt, die ein Herr Towning angelegt, als auf einen schlagenden Beweis, daß es nur angeborne Unfähigkeit ist, die den Haitier hindert, mit Erfolg für sich und wie günstigem Ertrage für seinen Herrn zu arbeiten; er scheint dafür eine besondere Lust darein zu setzen, sich zu putzen und anzuziehen, wäre auch sein Lohn nur ein sehr geringer.

„Ich bin schon ganz überdrüßig,“ erzählt Herr Hanna, „des Anblicks von Leuten, manche sorglos gepuzt, andere in Soldaten-Uniformen, die auf Esseln oder Kleppern reiten, von breigehn Fünften Höhe, die Hälfter mit Leopardenhäuten bedeckt und mit Sätteln von feuerrothem und gelbem Zeuge. Anfänglich erschrint es nur lächerlich, bald aber ermüdet es Einen mit Verdruß, die Hälfte der Einwohner mit solchen Kinderein sich abgeben zu sehen.“

Unser nächster Ausflug ist aus Jacmal datirt:

„Alle Haitier“, schreibt Herr Hanna von dort, „Männer sowohl als Frauen, erscheinen in ihrem Putzge äußerst fittig. Ich habe hier nichts der schamlosen Schaustellung Aehnliches gesehen, die in Europa so gewöhnlich ist; im Gegentheile sind auch die niedrigsten Klassen wohl und anständig gekleidet; die Wohlhabenderen tragen gemeinhin Schuhe und weiße baumwollene Strümpfe. Ihre feinneren oder baumwollenen Gewänder sind durchaus weiß und sauber. Die Frauen sind dem Putze besonders ergeben. Es ist ganz gewöhnlich, daß sie einen halben Dutzend verschiedener Farben ausstaffirt zu sehen: nämlich einem hellgelben oder rothen Kopftzeuge, bestehend aus einem Shawl, in der Form eines hohen Kegels zusammengewickelt, in einem blauen oder grünen Halstuche, weißfeidenen Strümpfen mit bunten Zwickeln und hellgrünen oder purpurrothen Schuhen.“

„Sehr ansprechend ist die Reinlichkeit der Häuser. Die Straßen und Wege dagegen sind alle schlecht, Höhlen, Pflgel und Steine finden sich mitten auf dem Wege. Damit kontrastiren die Kaufläden auffallend. Sie sind zierlich, oft elegant eingerichtet und wohl versorgt, einige mit Nahrungsmitteln, andere mit Zeugen, Leinwand, Eisenwaaren u. dgl. Auch werden viel Partikeren verkauft. Jacke Bonnets, bestehend sich mir in allen Stadtbriefen, selbst die Läden der Vorstädte waren von der beschriebenen Art. Das Volk ist ruhig und höflich, zu zuvorkommend. Sie gleichen den Franzosen in ihrer Bemühung, den Fremden zu verstehen und es ihm bequem zu machen, obgleich er nur sehr unvollkommen ihre Sprache redet.“

Wir geben hier noch das Portrait des Offiziers, dessen wir bereits erwähnt: „Die Soldaten, welche ich gestern auf der Parade gesehen, entsprachen ganz meiner oben gegebenen Schilderung von ihrem Anzuge und ihrer Disziplin. Besser steht es freilich um die Offiziere, doch auch mit häufigen Ausnahmen. Einer ergötzte mich besonders: es war ein kleiner alter Neger, vielleicht sechzig Jahr alt und von der markirtesten Afrikanischen Geschtsbildung. Seine Höhe betrug etwa fünf Fuß — sicherlich nicht darüber. Er trug einen alten aufgetrempten Hut, hinter welchem der unverwüstliche Madrasshawl hervorguckte, der um seinen Kopf gewunden war. Sein Rock und seine Hosen hatten ihre ursprüngliche Farbe, das Blaue, bereits gegen eine andere, der Russfarbe nahekommende vertauscht; sein Schwert hatte die Gestalt eines Rapiers und war eins von den schlechtesten Sorte; mehrere Brüche in der Scheide ließen einige verrostete Stellen der alten Klinge durchscheinen. Auf der linken Schulter hatte er in Büschel gesponnener Strohhalmen, die die Stelle eines Epaulets vertreten sollten. Er kommandirte einen Theil der Truppen, der gerade vor mir aufgestellt war. Es fanden mehrere Hin- und Hermärsche statt. Alles von der gewöhnlichsten Sorte, und wobei sich gar wenig militairische Geschicklichkeit zeigte.“

Alles in dem Lande hat ein kunterbuntes Ansehen, wenigstens in den Augen des Fremden. Man wird an Teniers' Bild des heiligen Antonius erinnert, wo Alles wunderlich aussieht oder an einem wunderlichen Platze steht. Hier giebt es Offiziere in prächtiger Uniform und breitem Goldtressen neben anderen in alten schäbigen blauen Kleidern, wie sie in England nur ein Bettler trägt; Reiter, die schurlachrothe Pferdedecken und Hallstern mit Leopardenfellen haben, auf Eseln sitzend, — Militairpersonen, die Civilkleider bestehen, — wilde Karikäturen, die ein ausgerbrochenes Geschäft machen und im üppigsten Wohlstande in Häusern leben, die, dem Landesgesetze nach, nicht ihnen gehören, sondern ihren Frauen. — Nie allen Orten wird als der Gesundheit beilsam empfohlen, den Kopf kalt und die Füße warm zu halten; hier wird diese Diätvorschrift ohne Weiteres umgekehrt. Ebenbürtig trägt man hier Pantoffeln, das Wetter mag trocken oder feucht sehn, während die Civil- Militairs, nicht zufrieden mit ihren starken Helmen, noch einen Madrasshawl umbinden.“

Hier brechen wir die flüchtigen Mittheilungen aus Herrn Hanna's flüchtigen Berichte über Haiti ab und fügen nur noch Folgendes aus seinem Schlußworte an: „Nach sorgfältiger Erwägung alles dessen, was ich in Haiti beobachtet habe, läßt sich dasselbe in folgenden Worten zusammenfassen: Das Land ist eines der schönsten und reichsten unter der Sonne. Das Volk steht durch ein Zusammentreffen mehrerer ungünstiger Umstände auf einer niedrigen Bildungsstufe, aber es ist gutgeartet, ruhig, gefällig und sehr gastlich, und eben so ist es großen Fortschritten in Sittlichkeit und Intelligenz derfähigt, als irgend ein anderer wie bekanntes Volk auf Erden.“

Türken.

Neun Jahre aus der Praxis eines Arztes in Konstantinopel.

Unter dem Titel: „Neuf années à Constantinople“ ist vor kurzem von dem praktischen Arzte Dr. A. Brayer in Paris ein interessantes Buch herausgegeben worden. Dasselbe hat zwar, seinem Haupttheile nach, einen medizinischen Charakter, aber es enthält zugleich einen solchen Schatz von Beobachtungen über Sitten und Lokalitäten, daß es auch in den Bereich unserer Zeitschrift gehört, für die wir einige belehrende und unterhaltende Auszüge daraus entlehnen wollen.

Lassen wir zunächst den Verfasser selbst über sein Werk sich aussprechen. „Die meisten Reisenden und Schriftsteller“, sagt er, „welche das Türkische Reich besucht, oder über die Türken geschrieben haben, schildern uns diese Nation als stolz und unwissend, als faul und schlafsüchtig verachtend und voll der grausamsten Intoleranz. Wenn man ihnen glauben dürfte, so wären die Türken der wahre Typus der Barbarei. Die Europäischen Zeitungen unterhalten das Publikum nur von Verdammungen in der Moschee, von schrecklichen Feuersbrünsten und von Verfolgungen, welche verschiedene christliche Sekten erfahren haben. Man hört nur von abrünnigen Pascha's, von rebellischen Janitscharen — man sieht nichts als abgeschnittene und an den Mauern des Serai's festgenagelte Köpfe, nichts als verdammt oder erdrosselte Weiber.“) Die Phantasie, durch so viele Uebertreibungen gekitzelt, verirrt sich unaufhörlich in den Zufälligkeiten der Harems und des Palastes, und bildet sich das Schauspiel von entthronten, eingekerkerten oder hingerichteten Sultanen darbieten. Ich für meinen Theil, ich fand den Türken — die Fälle ausgenommen, wo die Ehre seiner Regierung oder seines Glaubens gefährdet und sein Fanatismus zur Verderbtheit beider aufgereizt war — im Allgemeinen gut, aufrichtig, mitleidig, offen, voller Vertrauen und ohne Scheinheiligkeit und, obgleich seiner Religion innig zugethan, gegen jeden Andersgläubigen duldsam. Der Türke ist ehrlich im Verkehr, mag er es nun mit Landsleuten oder mit Fremden zu thun haben; und endlich besitzt er die Tugend der Reinlichkeit in einem Grade, wie vielleicht keine Europäische Nation.“

Die Schwierigkeit, das Innere und Familien-Leben der Türken genau kennen zu lernen, ist wohl die vornehmste Ursache der falschen Ansichten, die unser Verfasser rügt. Seine persönliche Stellung mußte ihm in dieser Beziehung große Vortheile gewähren.

„Nach meiner Ueberzeugung“, sagt Herr Brayer, „ist der Arzt die einzige Person, welche, bei einem jeden Stande mäßig war, vollkommen erreichen kann. Sein Beruf giebt ihm in allen Häusern Zutritt; er verkauft ihm, die Individuen einer so gemischten Bevölkerung bei Tage und bei Nacht, in der Stadt und auf dem Lande zu beobachten, ihr Krankenzeug zu sehn und mit ihnen unter gleichem Dache zu schlafen, welche sie von Vertraulichkeit mit ihr Gelegenheit zu Bemerkungen über Geschlechter und das Benehmen der verschiedenen Familien-Glieder, so wohl gegen einander als gegen ihr gewinsames Oberhaupt, zu erforschen. Er entdeckt den Einfluß der Religion und der täglichen Beschäftigungen auf die Sitten der Bewohner, er analysirt, so zu sagen, ihr Leben und ihren Charakter, er sammelt für sich allein tausend kleine Thatsachen, die so viele Andere nicht bemerken, und die gleichwohl Beachtung verdienen, wenn man seinen Lesern von dem Grade der Civilisation eines Volkes einen Begriff geben will. Ich glaube sogar, daß auch nicht jeder Arzt zu solchen Beobachtungen sich eignet; nach meiner Ansicht muß man durch viele Reisen, freyeiler Stimm und Kenntniß von mehreren lebenden Sprachen darauf vorbereitet sein. Dies ist noch nicht Alles: der Fremde muß auch wahres Behärrlichkeit zur Beobachtung mitbringen und darf weder durch zu starke pecuniaire Interessen, noch durch die Sorgen und Plackereien einer Haushaltung gestört werden.“

Alles in diesem Buche erinnert daran, daß es einen Arzt zum Verfasser habe. Somit wählen die Autoren gern pikante Ueberschriften, damit das Publikum auch zum Lesen trockner Materien angelockt werde.

*) Herr Brayer hatte hier wohl hauptsächlich die Zeitungen und Reisebericht vor Augen, die er noch vor seinem ermutaindigen Autenthalte in Konstantinopel gelesen. Der Ton derselben in Bezug auf das, was Sultan Mahmud that, hat sich seitdem merklich geändert, wenn wohl nicht wenig auch der limstand beiträgt, daß unsere Blätter unbedingt so viel bei der Preußischen Staats-Zeitung der Fall ihre Nachrichten aus Konstantinopel zum Theil direkt aus der Türkischen Zeitung Tekwimi Wekaji ziehen.

Unser Verfasser macht es gerade umgekehrt: er bringt sein ganzes Material unter Rubriken, die medizinische Kunst-Anekdote an der Stirn tragen, nicht anders, als wollte er sich auf diesem Wege für seine geistreichen Beobachtungen und eleganten Beschreibungen des Landes Anerkennung auswirken. So finden wir unter dem pedantischen Titel „Circumfusa oder umgebende Dinge" eine sehr lebendige und interessante Beschreibung von Konstantinopel, seinen vornehmsten Gebäuden und Umgebungen. — Unter „Applicata" oder Dinge, welche der Oberfläche des Körpers applicirt werden, liest man die Beschreibung der türkischen Kleider und Bäder und erfährt das Detail ihrer bewundernswürdigen Reinlichkeit. Das Nahrungs-System der Türken u. dgl. lernen wir unter dem Titel Ingesta und Excernenda, über Bewegungen und Leibes-Uebungen unter Gesta, die verschiedenen Ehen drücke auf ihre Sinne unter Percepta finnen. In dem letztgenannten Kapitel sagt der Verf. gelegentlich über Musik und über die äußeren Sinne, geht alsdann auf die innern über und prüft die ganze Moral und Intelligenz der Türken, indem er seine Beobachtungen auf die Classificationen der Schädellehre zurückführt. Er wusteri hier:

1) Diejenigen angeborenen Eigenschaften der Menschen, welche der Koran durch seine befehlende Macht über den Willen der Gläubigen entweder vernichtet oder unterwürfig gemacht hat. Solche sind: die Neigung zum Zanken, zur List, zum Dünkel; das Gebächtniß der Wörter, der Thatsachen und Formen; die Leidenschaft des Reisens; den Sinn für Harmonie, Farben und Töne — für Berechnung und Mechanik — das poetische und das mimische Talent u. dgl.

2) Diejenigen Eigenschaften, welche der Einfluß des Koranes in den Schranken der Mäßigung hält, als da sind: die Liebe zu Kindern, die Gewöhnung an den Ort unseres Aufenthalts, die Freundschaft, Gefälligkeit und Liebe zum Besitze.

3) Endlich diejenigen Eigenschaften, die der Koran im höchsten Grade ausgebildet: die physische Liebe, die Sanftmuth, das Wohlwollen, die Höflichkeit, das Gewissen, die Bedachtsamkeit, die Beharrlichkeit, das religiöse Gefühl, die Ergebung in das Geschick, die Leistung des Versprochenen u. s. w.

Jeden dieser Artikel begleiten interessante Erläuterungen, die auf Thatsachen gestützt sind. Wir begnügen uns damit, einige Fragmente daraus mitzutheilen.

„Alle Arten von Diebstahl und Gaunerei sind in Konstantinopel so selten als möglich. In dieser ungeheuren Hauptstadt, wo die Häuser kaum verschlossen werden, wo der Krämer am Abend fortgeht und seine Bude offen läßt, werden jährlich kaum sechs Diebstähle begangen! Und dieser unglaublich kleinen Zahl von Diebstählen machten sich größtentheils Zanitscharen schuldig. Folgende Anekdote mag von der Natur dieser Diebstähle, wie von der Kürze des gerichtlichen Verfahrens einen Begriff geben: Wenn der Sultan an einem schönen Tage die reizende Promenade Sadhat-Chane besucht, so wissen sich die vier Bäckereien von Bittualien unter die Menge der Spaziergänger. Bei einer solchen Gelegenheit nahm ein Janitschar einem Griechischen Knaben, der Semmel feil bot, eine Semmel aus dem Korbe und ging weiter, ohne sie zu bezahlen. Das Kind schrie, folgte dem Janitscharen nach und verlangte die zwei Para, welche das Brod kostete. Der Türke, gewahr werdend, daß ein kleiner Raja es wagte, eine solche Lumperei von ihm erzwingen zu wollen, schimpft ihn, bemächtigt sich auch des übrigen Geldes — etwa 40 Paras — das der Kleine bereits eingenommen, und setzt seinen Weg fort. Der erschrockene Knabe fängt an zu weinen. Womit soll er nun dem Bäcker sein Geld bezahlen? Wie soll er Rechenschaft ablegen? Ein Offizier, der vorübergeht, fragt den Knaben, was ihm fehle; dieser erzählt die Begebenheit und deutet auf den Schuldigen, der noch nicht sehr fern war. Der Offizier eilt ihm nach und stellt ihn zur Rede. Der Janitschar erblickt, stammelt, gesteht sein Verbrechen und sagt, das Fatum sey Schuld daran. Der Offizier, ihn schicht für die Kaserne und läßt den Kleinen vernehmen. Am folgenden Tage wird der Janitschar vor seinen Chef geführt. „Du bist angeklagt, diesem Knaben ein Brod genommen, ihn geschlagen und ihm 40 Paras geraubt zu haben: ist das wahr?" — „„Das Schicksal hat es so gewollt.""" — „Weißt Du nicht, was der Koran in einem solchen Falle verfügt?" — „Der Verbrecher verstummte. — „Kennst Du nicht die Strafe, die das Gesetz den Dieben auferlegt?" — „„Ihr müßt das besser wissen, als ich.""" — „Was willst Du, daß ich muß? Ich richte Dich nicht, sondern der Koran." — Sofort schreibt der Ober-General der Janitscharen auf eine kleine Karte in seiner hohlen Hand den Urtheilsspruch und übergiebt die Karte zwei Nachgängern. — Die Brüder führen den Schuldigen zu Fuße an dem Ort der Execution. Auf dem Wege plaudern sie mit ihm. „Was soll das bedeuten, Bruder, daß wir einen solchen Befehl an Dir vollstrecken müssen?" — „„Weiß ich's, Bruder! Das Fatum hat es so gewollt; was kann ich dawider thun""" — Endlich kommt man an den Ort der Hinrichtung, gewöhnlich ein kleines Gäßchen bei Basch-Kapuffi. Der Janitschar erbleicht; allein er weiß, daß ein Verbrecher, wenn er die vorschriftsmäßigen Waschungen und Gebete verrichtet und seine Strafe muthig erlitten, volle Verzeihung erlangt und auf die dem wahren Gläubigen verheißene Glückseligkeit Anspruch hat; er fügt sich also in sein Geschick. Der eine Henker heißt ihn dann niederknieen; der andere wirft ihm eine Hand voll Sand ins Gesicht; die Verurtheilte schließt instinktmäßig die Augen und bückt das Haupt. Sein Haus ist ausgestreckt, und in einem Nu fliegt der Kopf vom Rumpfe."

„Jn meiner Nachbarschaft wohnte ein Waffak, seines Stammes ein Grieche, der sich den gehörten Spitzbuben im ganzen Viertel galt. Polizei-Beamte blieben oft vor seinem Laden stehen, kannten aber nichts Strafbares anzuwittern. Die Nachbarn behaupteten, dieser Waffak besolde von dem Ertrage seiner Schurkenstreiche einen Scheider des Sfendi, der ihm jedes Mal anzeigen ließe, wann er sich zu stehlen habe. Eines Tages wurde er jedoch auf der That ertappt; und da es wieder zum zweiten noch zum dritten Male war, so ließ ihn der Sfendi blos mit dem Ohre an einen Seitenpfosten seiner Thüre nageln. Man schlägt den Nagel so hoch, daß der Delinquent auf den Fußspitzen stehen muß. Die Nachbarn guckten aus ihren Fenstern und lachten über sein Mißgeschick. Ich war gerade zu Hause, als die Execution vor sich ging; sie war das Werk von drei Minuten. Der Sfendi kehrte hierauf fort. Kaum ist er um eine Ecke, so stutzet sich der Delinquent seine Pfeife an und plaudert mit den Zuschauern. Er weiß schon, was geschehen wird. Jegend Jemand im Gefolge des Sfendi's wird um seine Freilassung bitten: der Letztere nickt beifällig mit dem Kopfe, weil er nichts dagegen hat, wenn seine obrchin sehr schlecht besoldeten Diener einige Piaster verdienen. Etwa eine Viertelstunde darauf kommt wirklich ein Polizei-Rijunkt zu dem Patienten und sagt: „Nun, wie ist Dir zu Muthe?" — „„Ach, ganz erbärmlich! Wenn Ihr erlauben wollet, daß ein Freund einen kleinen Backstein unter meine Füße legte, wie leichter würde es sein!" Man nimmt nun ein Backstein (Stück von 3 Piastern) hätte, ich würde es gern hingeben; allein ich bin arm; vielleicht findet sich eine barmherzige Seele, die mir Etwas borgt.""" Ein Freund erbietet sich dazu; dieser ist gewöhnlich der Herr des Ladens; denn das Individuum mit dem angenagelten Ohr ist nur der erste Handlanger, den man dazu gedungen hat, um seinen Herrn bei dieser Gelegenheit zu repräsentire. Der Bütel nimmt das Geschlit in Empfang; der Freund aber sucht einen dicken Backstein hervor, der vermuthlich schon hier zu solchen Zwecken gedient, und legt ihn dem Patienten unter die Fersen. Während dessen entfernt sich zwischen dem Polizei-Rijuntten und einem der Zuschauer ein Unterhaltung; der Letztere bedient sich einiger Spruchwörter, deren Gegenstand die Barmherzigkeit und die Verzeihung von Beleidigungen ist; er sagt ihm, der arme Teufel habe eine Frau und viele Kinder; es unterstütze seinen alten Vater u. s. w.; er selbst, ein Bewohner des Orients, habe ihn immer als rechtlichen Mann gekannt; er sey vermuthlich noch heute im Stande gewesen, als er das Wort gesagen, und habe sich so um Gewichte gestäuscht. Mehrere Stimmen erheben sich, um den ersten Sprecher zu unterstützen. „Was ist aber da zu thun?" sagt der Türke; „hätte ich ihn annageln lassen, so würde ich ihn gern wieder losmachen; allein was würde der Sfendi sagen?" Jetzt macht ihm derselbe glaubhafte Redner einige feine Komplimente über den Sfendi, den ein so sicherer Diener bei seinem Herrn habe, und sagt dann, er wolle gern den Piaster aus seiner Tasche geben, um den Unglücklichen nicht länger leiden zu sehen. Der Türke scheint gerührt, nimmt die zehn Piaster und macht den Delinquenten auf seine eigene Verantwortung los. Man sieht sodann den Delinquenten, und am nächsten Morgen trifft der ehrenwerthe Mann wieder mit seinem Freunde zusammen, wie er es bis dahin gethan."

Um uns von den Sitten des Harems einen Begriff zu geben, theilt uns Herr Mayer Einiges über seine Besuche an diesen Orten mit, die von Europäern so selten besucht werden dürfen.

„Ich sah", so erzählt er, „durch die Fenster in das Zimmer geleitet war, wo seine Frauen sich befanden, erblickte sich in einer Reihe des Divans eine sehr wohlbeleibte Dame von ungefähr fünfzig Jahren. Sie lehnte auf Polstern und war in einen Shawl gehüllt; ihr Gesicht aber war unverhüllt. Neben der Letzteren saßen zu ihrer Rechten zwei von ungefähr 25 Jahren, die mit ihr plauderte, indem sie die verschiedene Stoffe und andere Kleidungs-Artikel zeigte. Ich hielt sie für die Tochter der ältesten Frau."

„Nachdem der Sfendi neben der besahrten Dame und sich neben dem Sfendi Platz genommen hatte, unterbrach sie mich von ihrer Gesundheit. Sie klagte über Engbrüstigkeit, Schwindel, Kopfschmerzen und außerordentliche Erschlaffung. Sie verlangte von mir, ich sollte ihr neue Kräfte geben, und sragte, ob ich nicht ein Geheimniß wüßte, um allen diesen Uebeln abzuhelfen."

„Da ich die Beschaffenheit des Landes kannte, so gab ich ihr zu verstehen, daß ein von Zeit zu Zeit wiederholter reichlicher Aderlaß die meisten dieser verdrießlichen Symptome zerstreuen könnte; daß Diät, Limonade-Trinken und zweckmäßige Bewegung ihr sehr wohl bekommen würden. Die vorgeschlagene Diät mißfiel; sie wollte ein Gebeimniß. Das ihr schleunige Genesung verschaffte; ich wußte kein solches und versicherte ihr daher, nur ein unschuldiges Mittel. Nie ich zu Hause käme, begegnete ich unten an der Treppe dem Apotheker, der sich einfand, um das Rezept in Empfang zu nehmen. Dieser sagte mir, die junge Person, die ich für die Tochter der Alten angesehen, sey die zweite Frau des Sfendi; die erste hatte, als sie keine Hoffnung mehr gehabt, Kinder zu bekommen, darauf gewilligt, daß ihr Mann eine zweite Frau nehme; und Beide liebten einander wie Mutter und Tochter."

„In einem anderen Harem sah ich die Veri Gemahlinnen eines Sfendi. Alle drei saßen in einem Winkel des Divans und arbeiteten unter Lachen und Scherzen. Ich hatte sie für drei Schwestern angesehen, und doch wurde Eine derselben augenscheinlich von den anderen Beiden ausgezeichnet. Der Sfendi redete mit ihnen, als wäre er die Vater gewesen, und äußerte keine Spur von Vorliebe für diese oder jene."

„Er leidet wohl keinen Zweifel, daß in den bevölkerten Harem's der reichen Muselmänner und hohen Würdenträger auch die Eifersucht ihr Spiel treibt; daß gehäßige und selbst verderbrechliche Mittel angewendet werden, um gefährliche Nebenbuhlerinnen aus dem Wege zu räumen; da es aber nur eine kleine Zahl solcher Harem's giebt, so darf man dergleichen Exzesse als blose Ausnahmen betrachten." .....

„Die Klema's, die Beamten an den Ministerien, Alles, was im Dienste der Großen steht, die kleinen Krämers, alle Gewerbsleute, Schiffer, Lastträge u. s. w. haben in der Regel nur Eine Frau; die genannten Klassen aber bilden volle drei Viertheile der männlichen muselmännischen Bevölkerung der Hauptstadt."

„Europäer, an das gewöhnt, was in ihren respektiven Ländern sich zuträgt, können sich gar nicht von dem Gedanken losmachen, daß nicht

Digitized by Google

auch Konstantinopel, trotz aller Vorschrifts-Maßregeln der Ehemänner, Verspiele von Dieben, Intriguen, Verführungen und Ausführungen zuzuweisen habe. Unsere Europäischen Theater mit ihrer gemachten Züchtigkeit lassen und keck in die Geheimnisse der Harems blicken, zum großen Vergnügen der Zuschauer, die ganz entzückt darüber sind, daß die Pluderhammedaner, wenigstens in diesem Punkte, nicht weit taugen als die Christen. Man muß aber längerer Zeit in einem Lande sich aufgehalten haben, um von so Etwas Uebersetzungen zu gewinnen; man muß in verschiedenen Türkischen Häusern Zutritt gehabt haben, und zwar nicht blos in dem Selamlik (Empfangs-Zimmer), wo man über Nichts unterhalten kann, sondern in dem Harem selbst, um sich von der Schweigsamkeit, ja, ich möchte sagen, von der Unmöglichkeit dieser Intriguen zu überzeugen. Die angedrohte Strafe ist außerdem so furchtbar und cerelt den Schuldigen so rasch, daß der verwegenste Franke zurückgeschreckt werden muß."

„Es hat schon — so sagt man — reiche und mächtige Fremde gegeben, die, von dem Wunsche beseelt, einer so schwer zu erlangenden Gunst theilhaftig zu werden, nicht etwa danach strebten, die Zuneigung einer muselmännischen Dame zu gewinnen, sondern durch einen Renegaten-händler in Pera sich eine solche kaufsweise ließen. Sie bedielten die Schöne ein paar nächtliche Stunden in ihrer Wohnung und mußten ihr beim Scheiden ewiges Schweigen geloben. Die Eitelkeit hat — so sagt man ferner — diese bonne fortune bekannt gemacht; allein es ist auch bekannt geworden, daß solch eine theuer bezahlte Gunst ohne Nutznahme nur von der seilen Klasse eines Raja's verschenkt, die in Türkischen Kostüm erschien und auf diese Art den Neuling gar wohl betrügen konnte." (Schluß folgt.)

Frankreich.

Leichenbegängniß des Maulwurfs.

(Aus dem Taschenbuch eines Natur-Beobachters.)

Wenn Du an einem schönen Sommertage einen todten Maulwurf auf eine Platte wirfst und Deine Experimente Zuschauung auf der Lauer bleibst, so wirst Du etwa nach einer Viertelstunde eine große Anzahl kleiner runder Koleopteren (dachförmlicher Insekten) von schwarzer, ins Dunkelgrün spielender Farbe herbeikommen sehen. Es sind Bronze-Käfer (hister aeneus), welche die Toilette des Todten machen. Sie schlüpfen unter den Bauch des todten Maulwurfs, legen eine große Menge Eier, verschen dann in den dichten Pelz und ziehen ihn büschelweise ab, indem sie das Haar nicht etwa ausreißen, sondern mit Hülfe ihrer feinen Kinnladen sörmlich rasiren. Die kleinen Haarscherer arbeiten so eifrig, als wüßten sie schon, daß ihre Zeit kostbar ist, und daß bald ein Herr gefleckterer Konkurrenten des Thieres sich bemächtigen wird, dessen Flaum die Wiege ihrer Jungen tapezieren soll. Dies ist auch wirklich seine Bestimmung; mit einigen Stückchen Erde geknetet, wird er ein Kügelchen bilden, in dessen Mitte ein Käfer-Ei seiner Entwickelung entgegenharrt.

Nach einigen Stunden kommen andere Koleopteren herbeigeflogen, die ungefähr einen halben Zoll lang und deren schwarze Flügeldecken mit zwei Streifen von schönem Orangegelb geziert sind. Es sind dies die sogenannten Todtengräber (necrophorus vespillo.) Ihre Ankunft nöthigt die soeben erwähnten Käfer zur Flucht, und zwar oft schon, ehe der Pelz des Maulwurfs ganz abgeschoren ist. Diese Letzteren verringern sich zu sechs und sieben — nie sind sie mehr zahlreicher — und scheinten dann sehr emsig zur Verdigung des Leichnams; denn sie wissen, daß, ohne diese Vorkehrung, die große Schmeißfliege das Fleisch mit ihren Eiern beim werden wird. Sie prüfen den Körper ganz genau, als wollten sie danach abschätzen, welchen Umfang die Grube haben müsse, und sondiren das Erdreich, um zu sehen, ob es zu ihrem Werke tauglich ist. Finden sie dasselbe zu steinig, so kriechen sie unter den Maulwurf und schieben ihn mit vereinigten Kräften vorwärts, bis sie eine Stelle entdeckt haben, die zum Einscharren sich eignet. Dann erheben sie den Körper mit ihren Köpfen und Brustschildern, während ihre Vorderbeine sehr eifrig im Boden wühlen; und bald sieht man um den Maulwurf herum einen Kreis Erde sich bilden, der immer mehr aufschwillt.

Der Körper des Maulwurfs senkt sich ein wenig nach vorn oder nach hinten, und dringt, ohne seine erste Position zu ändern, immer tiefer in die Erde. Bisher sich ein unvorhergesehenes Hinderniß, wie z. B. ein Stein oder eine Wurzel, so verliert unter der Arbeit die Arbeit, rekognoszirt den Gegenstand und eilt dann zurück. Sogleich verdoppelt Alles seine Thätigkeit, um das Hinderniß zu entfernen. Man hat die Todtengräber schon dadurch in Verlegenheit gesetzt, daß man einen Maulwurf an einen in die Erde gesteckten Pfahl befestigte. Die guten Thierchen mochten so emsig graben, als sie wollten; der Körper blieb an seiner Stelle. Bald aber unterminirten sie auch den Stock, und machten so die kleine Maline, die man ihnen spielen wollte, zu Schanden.

Wenn die Vertiefung groß genug ist, um den Körper des Maulwurfs aufzunehmen, so überdecken ihn die Koleopteren mit einer dünnen Schicht Erde. Eine Zeit von zehn Stunden reicht hin, um dieses Resultat zu gewinnen; nach anderen zehn Stunden ist der Maulwurf schon einen halben Zoll tief eingescharrt, und nach 48 Stunden spürt deckt ihn eine Erdschicht von ungefähr anderthalb Zoll. Jetzt erst kommen die Stunden der Ruhe und des Genusses. Sobald die Werkleute besruchtet sind, kriechen sie eilig wieder in die Erde, um ihre Eier auf den Körper zu legen, dessen Bestattung ihnen so viele Mühe gekostet. Ist dies geschehen, so entfernen sie sich wieder und sterben. Die Männchen haben fast unmittelbar nach der Besruchtung aufgehört, zu leben; denn die Natur hat dem Dasein dieser Insekten, wie der meisten übrigen, den Augenblick, da sie für die Fortpflanzung ihrer Gattung gesorgt, als Ziel gesetzt.

Kaum sind die Todtengräber par excellence verschwunden, so kommt eine Koleopteren von derselben Klasse und von der Spezies necrophorus germanicus. Diese gemeinst die Fröchte einer Arbeit, an der sie keinen Theil gehabt. Sie ist gleichfalls schwarz, kommt immer allein und scheint bei dem Körper zu wachen, dessen Dunst sie außerdem lockt, während sie das Fleisch verzehrt. Auch der necrophorus germanicus legt seine Eier in das Aas des Maulwurfs, das seinen Jungen in der Folge reichliche Nahrung giebt.

Diese kleinen Schmarotzer haben jedoch keinen so einseitigen Geschmack, daß sie bloß am Maulwurfen Gefallen finden sollten; Ratten, Mäuse, Vögel, Katzen, ja selbst kleine Hunde werden eben so sorgfältig und mit gleichem Erfolge von ihnen bestattet. Doch scheinen sie für den Maulwurf eine besondere Vorliebe zu haben; sie spüren dem todten Maulwurf bis in seine unterirdischen Gänge nach und verfahren dann mit ihm, als läge er in freier Luft. Dieser Umstand erklärt uns, warum man in den unterirdischen Wohnungen der Maulwürfe fast niemals ein todtes Thier dieser Art findet. Henri Lecouvet, einer der berühmtesten Pariser Maulwurfs-Fänger, den Cabet de Vaux zitirt, behauptet, daß ihm nur zwei Fälle dieser Art vorgekommen seyen: einmal fand er einen weiblichen Maulwurf, der im Augenblick des Werfens verendet war; ein andre Mal sagen drei männliche Maulwürfe verendet neben der Falle, und in der hier Wirklichen sich gefangen hatten. Vielleicht waren diese Männchen vor Schmerz umgekommen; denn die Anhänglichkeit der männlichen Maulwurfs an seine Lebensgefährtin ist bewundernswürdig.

(Echo de Vaucluse.)

Bibliographie.

Atlas historique des états européens, composée d'une suite de cartes géographiques et de tableaux chronologiques et généalogiques. Rédigé d'après les meilleures sources. Par Chr. et Fr. Kruse; traduit de l'allemand, revu, corrigé et continué jusqu'à l'année 1834, pour le texte, par Ph. Lebas; pour les cartes, par F. Ansart. In-folio de 30 feuilles, plus 15 cartes. — 24 Fr.

Biographie des Femmes, auteurs contemporaines, françaises, avec portraits dessinés d'après nature. Par M. Jules Beilly et sous la direction de M. A. de Montferrand. (Wird 3 Bde. in 9 Lieferungen, jede zu 2 Fr., bilden.)

Eloge de Benjamin Constant, prononcé le 12 juin 1833, dans la chaire de l'Athénée royal de Paris. — Von Michel Bert.

Les Romances du Cid. — Aus dem Spanischen, von Cerosé de Lesser. Dritte Auflage.

L'anneau de paille. — Roman von H. Bonneville. 2 Bde. 15 Fr.

Deux séjours. — Roman von Fr. Soulié. 2 Bde. 15 Fr.

La Valise de Simon le borgne. — Von Michel Raymond. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Die Farbigen in Nord-Amerika. Im Staate Alabama giebt es mehrere freie Farbige, aber bis vor kurzem war ihnen nicht erlaubt, irgend eine Art von Unterricht zu nehmen, und keiner kann seinen Namen unterschreiben. Vor einem Jahre etwa ging ein Gesetz durch, Schulen für sie errichten zu dürfen, doch mit vielen Einschränkungen; denn Niemand sind die Farbigen gesetzlich zu lehren, daß kein Sklave in diese Schulen komme. Früher schon hat man scharfe Strafen für alle diejenigen bestimmt, welche es wagen, die Sklaven zu unterrichten. Die freien Schwarzen in Luisiana, Mississippi und Alabama sind vom Genusse aller bürgerlichen Rechte ausgeschlossen, obgleich der Verfasser auch welchen die Florida- und Nord-Amerika kennen, ihnen ihre Bürgerrechte sichern. Sie schweigen, weil sie weniger Hoffnung haben, ihre Rechte zu erlangen, als ihre krausen Haare gerade zu kämmen. Sie sind hier zu sehr verachtet, um gehaßt zu werden, während ihre Besitzer in den nördlichen Staaten schon durch den Genuß der Bürgerrechte so weit gekommen sind, daß die Gesetzgebung das Abscheu gewordene ist. Die große Antipathie gegen ihre Farbige hindert auch die Emancipation der Sklaven. Ein Herr kann nur unter der Bedingung seinen Sklaven die Freiheit schenken, daß er ihn aus dem Staate schafft und seiner Rückkehr vorbeugt. Er kann ihn zwar zum Herrn seiner Handlungen machen, aber das Gesetz betrachtet ihn fortwährend als Sklaven, und der Erbe des Befreiten kann sich der Person des Sklaven wieder bemächtigen! (N. M. M.)

— Sklaven-Aerzuei in Süd-Karolina. Die Neger zwingen oft ihre Herren zu barbarn Verfahren; niemals sind sie wegen einer Entschuldigung ihres Vergehens in Verlegenheit. Die gewöhnlichste List, sich von der Arbeit loslagen zu können, ist das Vorgeben einer Krankheit; der Neger weiß die Rolle gut zu spielen, und der Herr, ist er auch nicht human genug, den Sklaven zu schonen, thut es aus Eigennutz thun, weil er fürchten muß, ein ihm so werthvolles Leben zu gefährden. Herren, die den Betrug oft einsehen, strafen den Betrüger auch nicht immer genug, den Sklaven zu schonen, thut es aus Eigennutz thun, weil er fürchten muß, ein ihm so werthvolles Leben zu gefährden. Herren, die den Betrug oft einsehen, strafen den Betrüger vorgebliche Krankheit, affektirten innigen Mitleiden und geben dem widerspenstigen Patienten eine gewaltige Dosis Glaubersalz, welches die Doppelkraft besitzt, den Kranken körperlich und moralisch zu heilen. Dagegen hat diese Methode das Uebel, daß ein wirklich Leidender seine Leiden oft so lange verheimlicht, bis seine Lage gefährlich geworden ist. (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung. In allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Mittwoch den 20. April 1836.

Rußland.

Ein Blick auf die Russische Bühne.

Von Th. Bulgarin.

Ein gutes Russisches Theater sollten wir, schreibt es, haben! Der Liebhaber giebt es wenigstens eine jährliche Menge. Leute, die in ihrem ganzen Leben nicht fünf Rubel für ein Buch ausgeben, zahlen 30 und 100 Rubel für eine Loge zu einer Benefiz-Vorstellung. Leute, die nie etwas Gedrucktes ansehen, hören einem Stück zu bis zum Ende: Einige, weil es sie betrifft, und Andere, damit man es bemerke, wie sie hören und sehen. Genug, alle unsere Theater, in Petersburg und in Moskau, auf der Messe von Nischnei-Nowgorod und in Orel so wie in anderen Städten, wo es temporaire und stehende Theater giebt, werden fleißig besucht. Und nun höre man, was über das Theater gesprochen wird! Lobrede eines und Tadelrede. Klagen über Mangel an guten Schauspielern, Klagen über die Stücke, Klagen, nichts als Klagen! Da sage man, was man wolle, an etwas muß es doch liegen, wenn alle Welt klagt.

Schauspieler und Schauspielerinnen tragen nicht die Schuld. Dies ist klar wie der Tag. Beide thun, was sie nach ihren Kräften können, und so gut sie es verstehen. Was nicht in ihrer Macht ist, ist das, daß die Scenen nicht aufsprechen; daran sind die Dichter schuld. Auch daran sind Letztere schuld, daß wir neue wackere Künstler für ausgezeichnete Rollen besitzen; denn Charaktere, wie sie Molière, Racine, Corneille, Crébillon, Shakespeare, Iffland, Schiller schufen, bildeten von selbst geschickte, oder lehrten gesagt, große dramatische Künstler.

Im Russischen Volke liegt der Keim zu einem großen Darstellungs-Talent. Wer sah wohl einmal unsere Russischen Grenadiere an Feiertagen Russische Nationalstücke in den Kasernen spielen, oder unsere Russischen Bojazzes? Man sehe nur, wie unsere Kinder in den Kadettenhäusern spielen: es ist eine Freude! Weder in Paris noch in London, Berlin und Wien sah ich ein Stück besser gegeben, als es auf unserm Theatern mit den Nothstücken, „der Müller", „der Schiffenschiff" (Verkäufer eines aus Honig versertigten Getränkes), „das Unglück durch einen Wagen" und „Redorest", der Fall ist. Diese und noch einige andere Stücke sind die besten auf unserer Bühne, weil sie national sind, und unsere Schauspieler und Schauspielerinnen spielen sie deshalb so vortrefflich, weil ihnen die Charaktere der handelnden Personen so bekannt sind, weil sie sie vor Augen sehen und nach der Natur studiren können.

Aber, wird man sagen, wie kann man National-Charaktere in Dramen und in Trauerspielen schaffen, wo die handelnden Personen der ältesten oder mittleren Geschichte Rußlands entnommen sind? Wo bleiben die Schauspieler die Muster hernehmen, nach denen sie ihre Rollen zu bilden haben? Fürstinnen und Bojarinnen des 15ten und 16ten Jahrhunderts finden wir ja jetzt weder in höheren Zirkeln noch im bürgerlichen Leben u. s. w. Hierauf antworte ich den Herren Schriftstellern und Kritikern: modelliren Sie Ihre Charaktere nach der Natur, und nicht nach Stücken. Studiren Sie Deutsche und Franzosen. Den von ähnlichen Gang und die Aushrüche der Leidenschaften, die natürlichen Lagen des Lebens werden unserer Schauspieler begreifen und richtig darstellen, wenn ihre Dramen in einfacher Sprache und nicht bombastisch und gesucht geschrieben sind, wenn Ihre Dialogen und Monologen von wahrem, nicht erkünstelten Geiste leben und nicht durch gehenchelte Phrasen entstellt sind. Seyn Sie natürlich, und man wird Ihre Werke gut darstellen.

Man kann eben sowohl die Geschichte, als das Privatleben mit der Natur in Uebereinstimmung bringen und eine gewöhnliche Sprache bis zur Poesie erheben. Wie man es anfangen soll, Stücke, die nicht mehr die unsrigen sind, mit der Gegenwart zu identisiziren? Man frage Schiller: er giebt uns Aufschluß, auf welche Weise er Wallenstein, Wilhelm Tell, Don Carlos u. s. w. ins Leben rief.

Sollte denn aber in der That unser jetziges Leben in seinen verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen, mit seinen Eigenheiten, Vorurtheilen, Thorheiten und Schwächen, seinen sinnlichgleichen Seiten keinen höheren Lustspiel, zu dem angenehmsten, kurzweiligsten Vaudeville darbieten? Man sage, was man wolle, des Komischen findet man hauptweise bei uns, und unsere heutigen Vaudeville-Verfasser — liefern selbst das Material zum unterhaltendsten Vaudeville! Man blicke auf den Chevior unserer Literatur, den Fabrikschreiber J. Krilof! Er hat uns Rußland im Kinge, schreibt nur originell Russisches und ist noch nicht erschöpft, immer noch so neu, so eigenthümlich, so unterhaltend, so witzig und so naiv in seiner letzten Fabel, wie er es in seiner ersten war. Dies ist das Privilegium des wahren Talentes! Aber unsere Dramaturgen können nicht das kleinste Stückchen zusammen stoppeln, ohne Deutsche und Franzosen zu plündern. Daher mit ihnen selbst — in das Lustspiel!

Wenn Ablassimoff (der Verfasser des Mülles) tiefer in seinen Gegenstand eingedrungen wäre und wie ihm von der Natur angewiesene Bahn weiter fortgesetzt hätte; wenn Knjäschnin nicht blind den Franzosen nachgeahmt hätte; wenn von Wisin gezügter mit moralischen Gesprächen gewesen wäre und nicht so schnell eingehalten hätte; hätte nicht Fürst A. Schachowskoi (unser Zeitgenosse) sein wahrhaft komisches Talent in früherer Arbeit erschöpft; würde Gribojedoff noch leben und für die Scene arbeiten *), und Sagoskin seine Gegenstände aus unserem individuellen Stoff entnehmen und das Französische Joch abwerfen; könnte Hperoff den Entschluß fassen, sich mit der Deutschen, Englischen und Spanischen Literatur genau bekannt zu machen und nicht länger sklavischer Anhänger der Französischen Schule zu seyn; mit einem Wort, wenn alle diese Wenns und Hätten und Würden nicht wären, so könnten wir jetzt eine National-dramatische Literatur besitzen. Die wohlthätigen Wenns u. s. w. gingen aber nicht in Erfüllung, und solchergestalt können wir an ausgezeichneten, einzelnen Scenen höchstens einen oder zwei, und an ganzen National-Stücken kaum zwei, drei, und, wenn es hoch kommt, vier Bände liefern. Schade und ärgerlich!

Sollten wir denn wirklich keine dramatische Talente besitzen können? Ich glaube fast; und warum nicht? Ich habe bereits früher gesagt, daß wir seine Zeit haben, weder gründlich zu lernen, noch anhaltend für die Literatur zu arbeiten. Wir lernen schnell, um in den Lehranstalten hinlänglich, so viel wie möglich, und oberflächlich mit Literatur — nur wenn wir Zeit übrig haben. Das hat schon die That gezeigt und bewiesen, also bedarf es keiner Wiederholung mehr!

Dagegen läßt sich das glückliche Darstellungs-Talent der Russen nicht verkennen. In bombastischen Trauerspielen, langweiligen Russischen Lustspielen und einem Mischmasch von Vaudeville und Oper ist uns zur Genüge der vortrefflichen einzelnen Scenen und große komische Talente bereits früher angedeutet. Noch jetzt besitzen wir einen M. Karatigin und Bränski für das Trauer- und Schauspiel, Sosnitzki und Djur für das Lustspiel, Worstnikoff für die Posse, und Madame Karatigin für das höhere Lustspiel, in welchem sie unnachahmlich ist. Alle diese dramatischen Talente kann man bereits mit den ersten Künstlern Frankreichs Englands und Deutschlands vergleichen, was alle Kenner eingestehen und bestätigen. Wen aber von unseren dramatischen Dichtern will man in eine Reihe mit Molière und Shakespeare stellen?**) Das weiß ich nicht. Der Vorzug, den die Russischen Schauspieler vor den Schriftstellern haben, ist so groß, daß man Sie durchaus nicht mit einander vergleichen kann. Fast alle Russische Stücke erhalten sich auf der Scene nur durch die Schauspieler. Diese Produkte zu lesen ist unmöglich, dazu gehört zu viel Geduld. Welche Grammatik .... zum Entsetzen!

Indessen gelingt auch unseren besten Schauspielern nicht Alles: die Russischen Schriftsteller Herren und Damen in ihren Privatleben können sie nicht spielen. Besonders belustigend sind unsere guten Künstler in den Rollen Französischer Marquis und Marquisinnen, und in Rollen von Hofleuten bedeutet Geschichte aus dem 18ten Jahrhundert. Das gelingt übrigens auch nicht immer den besten Deutschen Schauspielern und Schauspielerinnen. Darin sind nur die Franzosen unsere Meister. Unsere und die Deutschen Theater-Grafen und Barone, Herzoginnen und Marquis sind weiter nichts, als verkleidete Bürger und Bürgerinnen an Festtagen. Kein fürstlicher Anstand, keine Intonation der Stimme. Alles erzwungen und unnatürlich — und lächerlich bis zu Thränen. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den in einer Szene (aus ins Russische übersetzten Dramas von A. Dumas: Heinrich III.) die Hof-Kavaliere auf mich machten. Jene gewandten witzigen Ritter, die Blüthe des Französischen Adels, glichen auf unserer Bühne ..... ich mag den Vergleich nicht aussprechen! Ich sachte und konnte nicht aufhören zu lachen!

Auch den Franzosen ist es eine andere Sache. Unter ihnen ist der gute Gesellschafts-Ton weit verbreitet und erstreckt er sich sogar bis zum niederstem Stande. Alle Klassen stehen sich im geselligen Leben einander näher. Dort giebt es eine Aristokratie der Herkunft, eine Aristokratie des Geldes und eine Aristokratie des Talentes, die sich ein-

*) Griboiedoff endete bekanntlich selbst in einem furchterlichen Trauerspiele: er wurde in Teheran, wo er Russischer Gesandter war, von dem Persischen Pöbel ermordet.

**) Ist eine Reihe mit Shakespeare! Welche andere Nation hat denn einen Paar zu diesem Geiste aufzuweisen?

Digitized by Google

onder nicht fremd sind. Die Unwissenden und Ungebildeten gehören — gleichviel in welchem Stande sie sich finden — dem Pöbel an. In welchem Winkel der Welt giebt es nicht Französische Hofmeister, Tanzmeister, Gouvernanten, Gesellschafterinnen, Haus-Secretaire, Amis de la maison, und endlich Modehändlerinnen, die von der höheren Gesellschaft im Umgang und in Sitten nicht etwas angenommene haben sollten! Die Franzosen sind, so zu sagen, die Master und Colporteurs des guten Tons, des angenehmen Umgangs, der Gewandtheit in der Conversation. Dies sind unterrichtbare Dinge für den Deutschen Bürger, zu für den Englischen Dandy und eben so auch für Russen, die nicht in der großen Welt leben, nicht reisen und Europa nicht in Petersburgischen Gastzimmern höherer Klassen, oder in Paris sahen, indem, von allen Residenzen, nur die Petersburger Gastzimmer im gesellschaftlichen Ton Paris nicht nachstehen. Man lese in den Schriften des Fürsten Pückler-Muskau (Briefe eines Verstorbenen) die Beschreibung Londoner und Deutscher Gastzimmer, und man wird sich überzeugen, daß man dort nicht vergessen, was man bei uns und in Paris sieht. Der Unterschied besteht nur darin, daß bei uns das feine Weltleben auf einen kleinen Kreis beschränkt ist und sich nicht ausbreitet, sondern wie ein Geheimniß bewahrt wird.

Wo sollen nun unsere Schauspieler und Schauspielerinnen den Weltton, mit Allem, was ihm verbunden ist, kennen lernen? Diejenigen, die dazu Gelegenheit hatten, eigneten sich ihn zu, und den Uebrigen darf man nichts zur Last legen.

Schon früher einmal bemerkte ich, daß in unserer Literatur jetzt eine Art von Gährung eingetreten sey. Wie wollen etwas Neues, Nationales, Russisches schaffen. Wir sehen, daß die alten Französischen Formen uns eben so wenig passen, als die alten Französischen Fabeln, Fabliaux und der Puder. Wir schreiben für unsere Literatur ein neues Kleid nicht ganz im Gegensatz des alten, sondern etwas nach dem alten und etwas nach dem neuen Schnitt zu. Unsere dramatische Literatur spricht jetzt in hohen Russischen Phrasen, nennt glänzende hülsleichte Namen, beleuchtet (mit Kammerlichten) gerne naturähnliche Gegenheiten. — Jemenale (z. b. Petersmenten) erheben die neuen Erzeugnisse bis in die Wolken, und mangelt ihnen seemdes Leb, so loben die Verfasser sich selbst, und zwar ohne Charlatanerie, mit voller Unterschrift ihres Namens. Das Parterre klatscht, der Autor wird mit großem Jubel auf die Bühne gerufen. Alles ist entzückt. Was will man mehr? Werke Schillers und Shakespeare's feierten solche Triumphe! Folglich erschuhen wir in unserer Zeit eine nationale dramatische Literatur, erschufen ein Shakespeareisches Drama und warfen das Joch des Französischen Klassicismus von uns. Gut wäre es, wenn es so wäre. Unglücklicherweise aber ist Alles nur optische Täuschung, nur Phantasmagorie!

Will man Beifallklatschen, Herausrufen auf die Bühne in Frankreich, in England, in Deutschland, in Italien, mit einem Wort, überall, ja sogar in Japan und auf dem Boygebirge der guten Hoffnung? Man schreibe ein Stück auf der National-Geschichte, bringe bekannte historische Personen auf die Bühne, lasse sie über Liebe zum Vaterlande in hohen Phrasen deklamiren, in Versen oder Prosa, wie es Einem oder verschiedenen Lauten sich hören läßt. Man lasse diese Personen die Feinde des Vaterlandes schmähen und ihre eigene Nation über Alles erheben — und man kann übergenug seyn, Entzücken und Beifallklatschen zu erregen, wenn auch das Stück ohne Gestalt ist, wie das Papier, auf welchem die Geschichte geschrieben wird, wenn auch die Handlung stehen schritten, regelmäßiger Gang und Zusammenhang fehlen, wie ungeführ auf einem Marionetten-Theater, wo die Personen auftreten, sprechen, mit den Armen umherfahren und wieder verschwinden. Und wenden dergleichen Stücke anderem noch zur rechten Zeit gegeben, so ist die Erfolg gewiß mit gewisser als bei Schillerschen und Shakespeareschen Stücken.

Als im Jahre 1812 Napoleon's Armee, nach den Verlusten in Rußland und Deutschland, über den Rhein zog, gab man in Straßburg ein ficirtes, ganz unbedeutendes Stück (François de Foix à la cour de François I.). Das Theater war voll. Man hörte anfangs gleichgültig zu; als aber die Schlacht bei Pavia: Tout est perdu, fors l'honneur! bei sagte, getrieben die Zuhörer fast außer sich. Man klatschte, schrie, weinte! Der Schauspieler mußte die eine Phrase hundert Mal wiederholen, und das Stück konnte vor lauter Jubel nicht ausgespielt werden. In Folge dessen gab man auf allen Französischen Theatern dieses Stück hundert Mal nach einander. Die Gegner Napoleon's waren es nicht, sich zu rühren; man hätte sie in den Theatern in Stücke zerrissen.

Hätte der Verfasser dieses Stückes sich damals gezeigt, so würden die Franzosen ihn über ihren Nacken und über alle Schriftsteller der Welt erhoben haben. In den nämlichen Jahre 1813 hatte auch in Deutschland jedes Stück, in welchem das Wort Vaterland vorkam und einige Schmähreden gegen die Franzosen angebracht waren, einen sichern Erfolg. — Ihre Verfasser triumphirten.

Von allen Gattungen von Ruhm erwarb sich Rußland bis jetzt nur den leichtesten. Wie sind ein neues Volk. Unser politisches Leben beginnt von der Schlacht bei Poltawa. Inmitten dieser Schlacht liegen viel Unglück und Tollheit. Man muß ganz ohne Gefühl seyn, wenn man gleichgültig bleiben kann bei der Erinnerung an die glücklichen Ereignisse, die in jenen Tagen des Leidens das unglückliche Rußland trösteten und beruhigten. Darin liegt der Grund, das Nationale Stücke, so schlecht sie auch seyn mögen, immer Theilnahme und lauten Beifall finden werden. Dies macht aber nur dem Gefühl der Zuschauer Ehre und nicht dem Talent des Verfassers, wenn das Stück nicht zugleich auch an und für sich wesentliche Vorzüge hat. Hier ist das Publikum selbst der Verfasser. Mit seinen Erinnerungen, mit seinem Gefühl füllt es die Lücken des Stückes aus und klatscht seinem Beifall der Geschichte, dem Inhalte, seinem Herzen, und nicht dem Verfasser.

Unsere neuen Dramaturgen werden vielleicht auf mich zürnen, mich in Zeitschriften anschelten (was ich übrigens gewohnt bin); ich gestehe aber aufrichtig, daß wir nicht ein einziges National-Drama besitzen, welches die Kritik eines unparteiischen und sachkundigen Repräsentanten aushalten könnte. Nicht ein einziges — man höre wohl. Sollte dies die Wahrheit seyn? Es ist meine Meinung.

In Boris Godunoff finden wir die Verse eines National-Drama's vor, auch ganz vortreffliche Scenen. Dieses Stück ist aber zum Lesen, und nicht für die Bühne geschrieben. Wir sind überzeugt, daß B. Puschkin, wenn er gedrängt arbeiten wollte, ein National-Drama liefern und sich dadurch einen Ehrenplatz auf dem Russischen Parnaß erwerben könnte. Wie jetzt sind die literarischen Aktionären noch nicht im Stande, die Stellung dieses glänzenden Sternes erster Größe am literarischen Horizont mit Bestimmtheit anzugeben.

Alles, was hier vom Drama gesagt ist, gilt größtentheils auch dem höheren Lustspiel, mit Ausnahme des Stückes: „Gore ot Uma" *) (Von Geistesfreyheit), eines Gemäldes der Sitten unserer Zeit. Ich will sogar den Tadeln desselben zugeben mit mit ihnen darin übereinstimmen, daß es gut wäre, wenn es mehr Handlung hätte. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so bleibt es immer, mit Rücksicht auf Sprache, Charaktere und Witz, das erste Stück und dabei ein wahrhaft nationales. Man sagt von ihm mit Recht, es nicht faßt jeder Witz vermöge zum zweiten Male anwendig weiß. Wir haben übrigens einige sehr gute komische Stücke vom Fürsten Schachowskoi, von Sjagoskin und namentlich auch von J. Kriloff (der Modeladen). Wenn unser komische Bühne auch nicht reich ist, so hat sie doch immer einen Spatzpfennig für schlechte Zeiten.

Für das Schauspiel besitzen wir zwei ausgezeichnete Künstler: die Herren Karatigin und Brüneli, aber keine Künstlerin, die den genannten Talenten entspräche. Mad. Karatigina ist eine vortrefflige, gebildete Schauspielerin; sie bringt in ihren Gegenstand ein, fühlt alle Schattirungen, aber ihre Darstellung ist weit von ihren Begriffen von dramatischer Kunst entfernt. Die Natur hat schuf sie für das hohe Lustspiel, für die Rollen der vornehmen Damen in Privatleben. Sie hat eine ihrer Natur entgegengesetzte Bahn betreten. Es thut wehe, eine geschickte Schauspielerin in einer ihr fremden Rolle zu sehen! Ein schönes ausdrucksvolles Gesicht, ein heller Blick, ausgezeichnete Manieren, eine herrliche Stimme, ein gewöhlter Anzug — Alles geht in dem tragischen Spiel Karatigina verloren. Das Lustspiel ist für uns, was Mlle. Mars in Paris, aber im Trauer- und Schauspiel — gar nicht mehr dieselbe! Es ist uns nicht angenehm, einer wahrhaft gebildeten, verständigen Künstlerin eine bittere Wahrheit sagen zu müssen, aber es geht nicht anders. Einmal muß man doch die Wahrheit sagen.

Niemals sah ich Herrn Karatigin so vollkommen, als im ersten Akt des Wilhelm Tell, wo er sich als ruhiger Familienvater, als schlichter Landmann zeigt, aber in jedem Wort, in jeder Bewegung den künftigen Helden verkündet. Herr Karatigin besitzt ein hohes Talent und ausgezeichnete Mittel: Stimme, Wuchs, männliche Schönheit, und dabei Verstand und feinere Bildung. Dergleichen Schauspieler sind sehr selten! Schade, daß er sein Talent oft dem Geschmack des großen Haufens opfert und ohne Noth außer sich geräth. Dieses kräftige Mittel bringt aber Beifallklatschen, und wie sollte sich ein Schauspieler seinen Kameraden zeigen, ohne applaudirt zu seyn? „Schade! Es giebt Scenen (schlagt), wo der Beifall nachzigen Vorsicht in Anspruch nehmen muß!" Ich will es. Wenn er anfängt, zu schreien, mit den Füßen zu stampfen und zu brüllen, so verlasse ich jedesmal das Theater und kann daher kein Spiel dieser Gattung nicht beurtheilen.

Brüneli ist gleichfalls ein ausgezeichneter und in manchen Rollen ein unübertrefflicher Schauspieler, wie z. B. als Ludwig XI., Franz Moor, Müller (in Kabale und Liebe) u. s. w. Er schaft mehr Ruhe und viel, viel Gefühl. Eben so vorzüglich ist er in edlen Rollen des höheren Lustspiels und besonders in den Rollen treuherziger Seelente, rechtschaffener Offiziere u. s. w. Ich sehe Herrn Brüneli mit ganz besonderem Vergnügen auf der Bühne, und gehe sehr oft nur seinetwegen ins Schauspiel. Das ist erstaunlich, Schade! Ich habe seine Stimme als Müller nicht vergessen, wenn das gefeldte Vatergefühl seiner Seele Vorwürfe enterist. Noch in diesem Augenblick höre ich die Stimme, Gleichenweise tönt noch in meinen Ohren die Stimme Jakowlen's (als den Fürsten vor Raumburg), als er unter seinen Kindern dasjenige anerkannt, das als Geist ins feindliche Lager überging. Ihr zu Ruhe ergossen sich Thränen. Dämmerlinge, schaudt nicht so ohne Grund auf Koßebue! Er schrieb mustervolle Scenen, weil er das menschliche Herz kannte. Diese Kenntniß ist einem guten Schauspieler eben so unentbehrlich, wenn er im Andenken der Menschen fortleben will. Brüneli, entweder durch Studium oder durch Instinkt, kennt das menschliche Herz und versteht es, dessen empfindlichste Saiten zu rühren.

Die Herren Sfeginzkji und Djur sind vortreffliche komische Schauspieler, aber nur zu oft immer dieselben. Herr Sfeginzkji ist schon ein reifes Talent, aber Djur kann weiter kommen, als er. Wie bitten Herrn Djur, seine Grimassen zu schminken, um applaudirt zu werden!

Sollte man denn wirklich nichts von den Vaudevillisten sagen? Wie ist das möglich?

Meine verehrten Herren Vaudevillisten! Glauben Sie in der That, daß unsere Russischen Bauern zu nichts Anderem taugen, als zum Tanzen und Singen in Divertissements? Nach meiner Ansicht sind die Russischen Bauern viel interessanter, als die Herren Vaudevillisten selbst! Kann man diese Bauern denn nicht auf die Bühne bringen? Haben Sie die Güte, derschonen Sie uns mit Ihren Tanzgnickfeen, Windbeutlen, Schelmen und Narren, aus denen Sie Ihre Stücke zusammenstoppeln. Geben Sie uns ein Russisches, einfaches Leben, das viel interessanter ist, als ein Französisches Alltags-Vaudeville.

*) Wer nach dem Inhalte des satirischen Stückes übersetzt: „Leiden einer Superlilligen."

Digitized by Google

Aber unsere Oper? Unsere Oper ist Klein-Rußland! Dort ist die Pflanzschule Russischer Sänger und Sängerinnen, aber wir wollen sie nicht benutzen. Schon gut! Man höre nur Herrn Schewajew und Mad. Karatigina, geborene Birkin. Ich höre sie nicht mehr wieder! Das ist eine abgemachte Sache.

Womit soll ich denn nun diesen Blick auf die Russische Bühne beschließen? — Decorationen und Costüme sind bei uns sehr schön, und hiermit habe ich die Ehre .....

Bibliographie.

Die Ansteiler. Erzählung in Versen.

Geschichte der Poesie. Vom Rejnikt der Moskauer Universität, Stepan Schewirekff.

Novellen und Erzählungen. Von Wladimir Wladislawleff.

Die Erzählung Moskau's, oder der Tod des Bojaren Stepan Kutschki.

Historischer Roman von J.....

Victor, oder die Folgen einer schlechten Erziehung. Von P. S....f.

Ehrenif Russischen Ruhmes seit der Regierung des Romanowschen Geschlechts.

Kurze Nachricht über das Grab des Bojaren Ljarunoff.

Reglement über die Verwaltung der Donschen Krieger.

Türkei.

Neun Jahre aus der Praxis eines Arztes in Konstantinopel.

(Schluß.)

„Die Polizei von Konstantinopel wacht nicht bloß über die Sicherheit, sondern auch über die guten Sitten dieser ungebrenen Hauptstadt. Die Häuser sind so gebaut, daß kein indiskreter Auge stehen kann, was darin vorgeht. Die der Straße zugekehrten Fenster sind mit kleinem Gitterwerk versehen, und kein Fenster eines Nachbarhauses darf so hinblicken können, daß es in die dirstigen Gärten, die den Frauen als Spaziergang dienen, hineinschaut. Sind die Ringmauern zu niedrig, so erhöhen sie dann Zehlende durch senkrecht darauf gestellte Bretter. Dieses Verfahren hindert indessen die Circulation der Luft und verursacht häufige Krankheiten. Die weißen Rajas haben dieselbe Sitte eingeführt: keiner von ihnen bekümmert sich um den Hausstand der Anderen; denn jeder wünscht, daß man auch den seinigen unbehelligt lasse. Uebelberüchtigte Häuser giebt es nur in einigen Vorstädten, wie Galata und vorzüglich Pera, dem Miniaturbilde einer Europäischen Hauptstadt. Dem Fremde darf in Konstantinopel wohnen, und einem unverheiratheten fremden Rajah erlaubt man nur in den Chan's und in der Familie, an die er empfohlen ist, Zutritt."

„Einem jungen Dragoman bei einer fremden Gesandtschaft, die in Pera wohnte, trieb seine Neugier zu einem verwegenen Beginnen: er wollte drobachten, was in den Gärten des Großherrn vorging. Er ging lang ihm, den oberen Stock eines Türkischen Hauses zu mieten, das nicht weit von der Haupt-Pforte des Serail's stand. Auf dem Speicher niedergelassen, konnte er über die innere Mauer bis in die abgelegensten Theile des Gartens sehen; allein die Entfernung erlaubte ihm nicht, die Personen und Gegenstände so deutlich zu unterscheiden, als er es wünscht hätte, und so mietete er ein Fernglas dazu. Man wird nicht genau, wie lange diese Observationen dauerten; so viel ist aber gewiß, daß der Sultan den fernen Späher endlich mit seinem Faltenauge bemerkte. Sogleich ließ er in jenem Hause Nachsuchung anstellen: der Dragoman wurde mit seinem Teleskop überrascht und sofort dingerichtet. Sein Körper ist auf den Franken-Kirchhof beerdigt, und die marmorne Tafelschrift über seinem Grabe sagt uns, daß er als Opfer seiner Treue gegen das Gouvernement, dem er gedient, habe sterben müssen."

„Um in Zukunft ähnlichem Unfug zu begegnen, hat man die Mauer des Gartens noch um einige Fuß höher gebaut und äußerdem senkrecht stehende Bretter darauf angebracht."

„Einst sah ich gegen Abend mich einem ziemlich öden Stadtviertel des Konstantinopel: da fiel mir plötzlich eine muselmännische Frau, die auf dem Trottoir gegenüber und mit mir desselben Weges ging, in die Augen. Sie war, so viel ich aus ihrer Verkleidung abnehmen konnte, groß, schlank und von seltener Schönheit. Ihr Anzug war sehr gewählt; sie trug einen blendend weißen Schleier, eine bulgarische Jacke und hochgelbe Pantoffeln. Ihr Gang war aufrallend leicht und rasch. Während meine Augen voll lebendigen Interesses an der schönen Türkin hingen, kamen wir bei einer der zahlreichen Hauptwachen in dieser Residenz vorüber. Ein Greis trat aus dem Wachthause; er war der Chef des Postens und trug einen Stab, das Symbol seiner Würde, „Sanem (meine Liebe)", sprach er mit einer Stimme voll väterlicher Autorität und mit gefesselten Augen, „Sanem, wohin gehst Du?" Ich wartete ein wenig, um die Unterhaltung anzuhören. Die junge Frau bleibt erschrocken stehen und antwortet zitternd: „„Ich gehe zu einer Freundin."" — „Wem gehörst Du?" — „„Ich bin die Frau des Bgha's N. N."" — „Wo wohnt er?" — „„In der N. N. Straße."" — „Hat er Dir verboten, auszugehen?" — „„Ja, Baba (mein Vater)."" — „Nun wohl! so gehe vor mir her; ich werde Dir von fern nachfolgen und dann mit Deinem Manne reden." — „„Nein, bitte! folge mir nicht nach, Vater; was könnte es bemerken; ich will Dir Alles geben, was Du verlangt."" Hierauf zog sie hastig ihr weites Schaupttuch aus dem Busen und suchte zitternd die Ecke des Tuches, in welche sie ihr Taschengeld geknüpft. „Das ist nicht nothwendig", sprach der Alte; „glaube mir, Sanem; gehe nur gerades Weges wieder nach Hause; das ist besser, als Versuche abstatten." Die Dame gehorchte und kehrte um; der Greis aber sah ihr so lange nach, bis sie um die Ecke der Straße war."

Die folgende Anekdote wird den der kalten und schweigsamen Gutmüthigkeit, jenem Grundzuge der muselmännischen Charaktere, ein lebendiges Beispiel geben.

..... „Der muselmännische Kaufmann ist gar nicht ängstlich bemüht, ob er etwas absetze oder nicht; er ladet Niemand ein, vor seinem Laden stehen zu bleiben *); er rühmt seine Waare nicht an. Bietet sie ihm wenigst, als er gefordert, so legt er sie wieder an ihre Stelle und sagt kein Wort weiter. Hat er den Betrag empfangen, so wirft er das Geld in seine Schublade; er macht die weder eine Verbeugung dafür, noch ladet er dich ein, wiederzukommen. In der Stunde des Gebets da, so begiebt er sich in die benachbarte Moschee und vertraut seinen Laden der Christlichkeit des Publikums. Ist das Alles schlecht, so verrichtet er seinen Gottesdienst im Laden, vor aller Welt Augen, und beschimmert sich um Nichts, was draußen vorgeht. Ich habe manche Artikel voll Vertrauen bei einem Muselmann eingekauft, die ich von dem plauderhaften und schwatzlichen Griechen, dem kalten und verstecken Armenier und dem schmutzigen schreienden Juden nicht hätte erhandeln mögen. Ich weiß aber bei mich selbst vor den verschmitzten und lügenhaften Franken in Acht zu nehmen."

„In der ersten Periode meiner Aufenthalts in Konstantinopel wollte ich mir ein Pfeifenrohr von Bernstein kaufen. Pfeifenrauch ist ein Neuling, bat ich einen sachverständigen Armenischen Arzt, mir dem Einkaufe beizustehen. Wir begaben uns nach dem Quartier, wo solche Artikel zu haben sind. Auf dem Wege kamen wir einem Kirschbaum-Stengel von fast sechs Fuß Länge, der dem Bernsteinrohre als Behälter dienen sollte. Wir wendeten uns an mehrere Raja's: Alle lobten ihre Waare, forderten aber zu viel. Endlich hielten wir vor dem Laden eines Muselmannes stehen. Der Kaufmann überreichte uns auf das Gastlichste meines Begleiters ein Rohr. Dieser zündete sich daran und fragte dann gleichgültig nach dem Preise. „Yüz kurusch" (100 Piaster), war die Antwort. — „Pek behalii dür" (das ist sehr theuer). — Der Türke verstummte. — „Könntest Du es nicht für 75 Piaster lassen?" — Der Türke nahm die Waare zurück und suhr mit seiner Arbeit fort. „Ich glaube, wir wollten jetzt weiter gehen; aber weit gefehlt! Mein Begleiter blieb vor dem Laden stehen und sagte mir: „Dieses Rohr ist sehr gut für seinen Preis"; wir werden eins von gleicher Güte nirgends wohlfeiler finden." — „Wohlan denn", sprach ich, „wenn es 100 Piaster werth ist, so wollen wir ein Kauf schließen." — „Ich bedüte! So handelt man nicht in Konstantinopel. Warten Sie nur ein wenig: wir bekommen es sicher noch viel wohlfeiler." — Denn sprach er, zu dem Kaufmann gewendet, der uns, beiläufig bemerkt, gar nicht mehr ansah: „Du willst unser Geld also nicht?" — Keine Antwort. — „Damit Du siehst, daß wir billig denken, so bieten wir Die 90 Piaster." — „Ich habe dieses Morgen ein Rohrbüschen für 100 verkauft." — „Ganz wohl, kuzum Dein Laden, ein Ausdruck der Verachtung!) aber eine Blume macht noch keinen Frühling, und Du hast besser, viel verkaufen und an jedem Stück wenig Profit nehmen, als größeren Profit nehmen und wenig verkaufen." — Der Türke verstummte von neuem. Auf einem schmalen Trottoir stehend und von den Vorübergehenden gestoßen, verlor ich die Geduld und wollte den Handel abbrechen. Mein Begleiter sprach meine Ungeduld nieder, und bewies den sich nicht auf's Handeln. Man muß so wohlfeil bezahlen als möglich; was man weniger bezahlt, bleibt in der Tasche und dient zu einem anderen Zwecke." Wir standen noch fünf oder sechs Minuten da, ohne ein Wort zu sprechen. Wäre ich an der Stelle unseres Muselmannes gewesen, ich würde solche Geduld nicht bewiesen haben, mich Unter das Licht zu verstellen; doch er blieb unverwandelt. Ich nahm der Armenier noch einmal das Wort: „Wenn dieses Rohr für mich wäre, so würde ich nicht so lange feilschen; denn ich habe für diesen Preis selten ein schöneres gesehen; allein es ist für diesen Franken, der erst seit kurzem unter uns wohnt. Er ist mein Mussafir (Gast); ich kann ihn doch nicht auf Kosten meiner Ehre hat mir für ihn einzukaufen. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn einer von meinen Gästen darüber klagen könnte, daß ich sein Interesse vernachlässigte. Ich hoffe, daß wenigstens dieser Grund Dich bewegen wird, von dem Preise etwas abzulassen; wenn dieses Rohr ihn beleidigt, so wird er noch andere finden, um sie in sein Haus zu tragen." — Der Muselmann warf einen Blick auf meinen Hut und meine Kleider und unterhielt uns, ich müsse wirklich ein Franke sein. Er billigte in seinem Herzen die Hartnäckigkeit, mit welcher der Armenier mein Interesse wahrnahm. „Bülémi" (ich dem so!) sprach er; ich gewinne nur zehn Piaster an diesem Rohre; zehn Piaster sind nicht zu viel für einen solchen Artikel. Da dieser Franke Dein Mussafir ist, so werde mir die Differenz theilen." — „Allah berekiat wersin" (Gott segne Dich dafür), sprach der Armenier; ich war im voraus überzeugt, daß ein Muhammedaner in meine Lage sich denken könnte." — Als wir die 95 Piaster ausgezählt hatten, wollte ich fortgehen. „Nur noch ein Weilchen", sprach mein Gefährte; ich will die ganze Scene dem Türken berichten und ihn bitten, daß er unseren Stängel ausbohre. Einem von beiden müßten Sie dafür einen Piaster geben: dieser wird es umsonst thun." Hierauf wandte er sich wieder an den Kaufmann, lobte seine menschenfreundliche Sinnesart und setzte hinzu: „Sieh' da, Kardaschim (mein Bruder); ich habe für meinen Mussafir den Stängel da gekauft, der vortrefflich zu dem Rohr sich eignet, das Du uns verkauft hast. Zum Unglück ist dieser Stängel aber nicht hohl; wie wäre er wohl brauchbar zu machen? Du hast alle die nöthigen Instrumente. Was für einen Anderen schwer wäre, ist leicht für Dich. Ich bitte Dich, thue meinem Gast diesen Gefallen, und er wird Dir recht dankbar sein." Indem dieses Wortes praktizierte er ihm den Stängel in die Hand. Der Türke nahm den Stängel, legte ihn auf seinen Ruhstock und machte sich gleich an die Arbeit. — In Zeit von einer Viertelstunde war der Stängel sehr schön und ehemäßig ausgebohrt. Der Armenier überdäuste den dienstfertigen Türken mit Danksagungen. Ich sagte ihm, er möge doch wenigstens dem Lehrling, der bei der Operation geholfen,

*) Auf alle Laden sind so eingerichtet, daß der Käufer nicht hinein kommen kann. (Anm. des Verf.)

Digitized by Google

einige Paras geben; allein er that es nicht und ging, hocherfreut über seine mit bewiesene Geschicklichkeit im Freischen, mit mir nach Pera zurück."

England.

Ein Englischer Kriegsgefangener in Frankreich.

Zwar etwas spät, aber doch nicht ohne Interesse dürfte zu erregen, hat ein Herr Richard Langton kürzlich die Geschichte seiner Gefangenschaft in Frankreich während der Jahre 1809 bis 1814 herausgegeben.*) Der Zeitraum, in welchen die Erzählung fällt, ist einer von höchstem Interesse, nicht blos für das Vaterland der Gefangenen, sondern für ganz Europa; und obgleich die Schilderungen des Herrn Langton hauptsächlich seine persönlichen Leiden und Abenteuer zum Gegenstande haben, so sind sie doch so belehrend über den Charakter des damaligen Krieges und über die Einrichtungen der Franzosen, daß sie sicherlich von Allen mit Nutzen gelesen werden, welche künftig über die militairischen Begebenheiten dieser denkwürdigen Zeit schreiben wollen. Für die zahlreichen in Verdun verhaftet gewesenen Ausländer, und noch mehr für die, welche die Gefahren und Leiden des Verfassers selbst getheilt haben, muß das Buch noch von besonderem Interesse seyn.

Herr Langton schreibt nicht im Geiste eines bloßen Tagebuches, sondern schildert in lichtvoller, gedrängter Darstellung die fünfjährige Periode, während welcher er in verschiedenen Gefängnissen schmachtete, zu grausamen Strafen verurtheilt war, angestrengte Märsche von Stadt zu Stadt machen mußte und mehrfache vergebliche Versuche zur befreienden Flucht machte, die der Sieg Nelson's endlich dem ganzen Europa den Freiern und ihm nach seinen Leidensgenossen die Freiheit gab.

Herr Langton wurde im Mai 1809 auf der nach Westindien fegelnden Brigg „Scorpion", welche von zwei Französischen Linienschiffen, dem „Polonais" und dem „Courageux", aufgebracht worden, zum Gefangenen gemacht. Man behandelte die Schiffsmannschaft mit die Passagiere auf dem ganzen Wege nach Oberdeutung im höchsten Grade grausam und übergab sie hier den Militair-Behörden. Von Oberdeutung schleppte man sie nach der Citadelle von Cambrai, und hier machten einige Gefangene den Versuch zur Flucht.

„Wir entdeckten", sagt Herr Langton, „ein rundes Loch in der Mauer, hinter Oeffnung wahrscheinlich nicht gesehen werde, da sie mit langem Gras und Unkraut überwachsen war; wenigstens war keine Schildwache in der Nähe. Diese Oeffnung war mit Ziegelsteinen ausgesetzt und schloß einen der unterirdischen Gänge, die in Festungen zum Ausfalle benutzt werden. Natürlich schliefen wir, daß diese Oeffnung nach der äußern Mauer des Hauptwalles führen müsse, und nahmen Maßregeln, um die Wiederherstellung der Oeffnung des Ganges zu untersuchen. Ein Sec-Kadet redet sich freiwillig zu dem Unternehmen; er kroch auf Händen und Füßen im Finstern ungefähr 100 Ellen weit, wie er glaubte, wo er durch eine Mauer von Ziegelsteinen aufgehalten wurde. Auf diese Aussage beschlossen wir eine zweite Rekognoszirung, bei welcher der Kadet von einigen Fremde begleitet war. Mit vielem Eifen gelang es ihnen, einen Ziegel von der Mauer herauszubrechen, und das dadurch hereinfallende Licht zeigte ihnen den Wallgraben, welcher von der Oeffnung aus nicht tiefer als einige Ellen zu seyn schien. Sie setzten den Ziegel sorgfältig wieder ein und theilten die Entdeckung einigen Wenigen und mir mit. Wir entschlossen uns, noch diesen Abend, kurz vor der letzten Runde der Schildwachen, den Versuch zu wagen. Die Vereinigten bestanden aus zwanzig Mann, und zwar aus sämmtlichen Gefangenen eines einzigen Zimmers, weil bei solchen Gelegenheiten die in dem verlassenen Zimmer Zurückbleibenden gewöhnlich hart bestraft werden. Alles glückte den ersten Abend.

Die Schildwachtgangwende waren gemacht, und die Herren Aufseher fanden zu ihrer großen Ueberraschung das Zimmer Nr. 2 von seinen Bewohnern verlassen. Alle Trommeln wirbelten sogleich, der Kommandant, der bei der Nachricht die Entweichung noch bezweifelte, eilte herbei, untersuchte Alles, ließ schnell die Truppen unter das Gewehr treten und schickte starke Wachen auf den Wall und den Graben. Eine Kanone auf dem westlichen Flügel der Citadelle wurde abgefeuert zum Signale für das Landvolk, daß eine Entweichung der Gefangenen stattgefunden habe. In dem verborgenen Gange blieben wir bis Mitternacht, weil wir den Wachen in die Hände zu fallen fürchten mußten, die nur wenige Schritte unter uns im Graben sich hören ließen. Um 12 Uhr des Nachts, da ward Alles still, so nahmen wir die Ziegel weg und stiegen ohne Hinderniß in den Graben. Aber es wurde von unserer Seite ein großes Versehen begangen; es hätte Jemand von uns zurückbleiben müssen, um die Ziegel wieder in ihre Stellen zu legen; er hätte zudig die zum nächsten Abend in dieser Lage bleiben können. Dieser Mangel an Vorsicht brachte den folgenden Morgen die Wache gleich auf den Schluß, daß wir von hier aus entkommen sein müßten; sie fand nämlich die Oeffnung und unser gestreute Ziegelstrümmer im Wallgraben. Die Nacht war sehr finster, so daß wir die Spur, welche zur zweiten Parallele führte, nicht vor Tagesanbruch finden konnten. Auch diese Schwierigkeit ward glücklich überwunden, und wir erreichten das freie Feld zu unserer eigenen Verwunderung, da das Signal der Kanone die Stadt- und Landbewohner zur Aufmerksamkeit und Jagd auf uns ermahnt hatte. Doch die Unbeständigkeit des Glückes pflanzt ihre Wetterfahne nicht bloß auf der steilen Landbahn des Ehrgeizes, sondern auch auf dem stillen Pfade des seinen Fesseln entkommenen Kriegsgefangenen auf; in wenigen Tagen waren wir, mit Ketten an den Händen, wieder an den Pforten unseres Kerkers."

*) Narrative of a captivity in France, from 1809 to 1814. By Rich. Langton. 2 vols. London, 1836.

Nach diesem unglücklichen Ausgange brachte man Herrn Langton und einige seiner Gefährte nach Verdun, wo er mit einem Begleiter wieder einen Versuch zu entkommen machte, der anfangs noch glücklicher als der erste war, aber denselben Ausgang hatte. Nachdem sie mit erstaunlich gutem Glücke alle Hindernisse in der Stadt überklettern hatten, durchzogen sie, ohne im geringsten beunruhigt zu werden, das Land; nur ein einziger Mal stießen sie auf einen andersgesinnten Bauersmann, der aber seine Entdeckung, wegen einer sich ihm unversehens darbietenden unmissenschaftlichen Unterhaltung, nicht weiter verfolgte. Sie drangen die zur Seefüste, erbeuten ein Boot, wurden aber bald gefangen und nach Valenciennes gebracht, von dort nach Cambrai, dann wieder zurück nach Verdun und endlich nach der Festung Bitsch. Das Bild von den großartigen Festungswerken dieser kleinen Stadt und ihrer damaligen Besatzung ist ausgezeichnet schön. Unser Gefangener machte hier wieder verschiedene Versuche, sich zu befreien, aber alle vergeblich. Die Gefangenen wurden nachher noch nach Verdun gebracht, welches damals von Engländern wimmelte; man führte sie von dort nach Ehrenmont, nach Chalons und endlich nach Guerel, wo der Sturz Napoleon's ihre Fesseln brach.

Bibliographie.

On the analysis of the blood and urine in health and disease. (Das Blut und der Urin in gesundem und krankem Zustande.) Von G. O. Rees. 3½ Sh.

Awful disclosures etc. (Maria Monk, die schwarze Nonne von Montreal.) 2½ Sh.

The civil war of Portugal. (Der Bürgerkrieg in Portugal und die Belagerung von Porto.) Von einem Britischen Husaren-Offizier. 9 Sh.

Spain revisited. (Ein zweiter Besuch in Spanien.) Von dem Verf. von „Ein Jahr in Spanien". 2 Bde. 21 Sh.

Two visits to New-Zealand. (Zwei Besuche auf Neu-Seeland im J. 1834.) Von W. B. Marshall. 7½ Sh.

Aphorismus of Junius. (Aphorismen aus den Briefen des Junius.) Von C. T. Jiffer. 2½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Revue de Paris. Der in Brüssel bei A. Dumont erscheinende Nachdruck dieser Pariser Zeitschrift zählt, nach der Versicherung Belgischer Blätter, mindestens eben so viele Abonnenten als das Original in ganz Frankreich. Augenscheinlich macht also der Nachdrucker ein sehr gutes Geschäft, und zwar bereits seit sieben Jahren. Inzwischen hat er sich doch veranlaßt gesehen, den Preis seiner Ausgabe, die bisher nur den siebenten Theil des Preises der Original-Revue kostete, um 2 Franken zu erhöhen. Damit aber dieses nicht auch auf die Ihrer kommen, sich, hat der feigherzige, den Brüsseler Wiederdruck (reimpression, wie es höflicherweise von den Belgiern zur Vermeidung des fatalen Wortes Nachdruck [contrefaçon] genannt wird) anzuschaffen, machen wir ihnen bemerklich, daß die Brüsseler Ausgabe nicht wie die Pariser in Monats-Lieferungen erscheint und obenein von Druckfehlern so sehr wimmelt, daß ihr deutscher, französisch nicht ganz fest ist, bei solcher Lektüre es ganz und gar verlernen kann.

— Das Gesetz, die Presse und das Ceremoniell in Nord-Amerika. Nirgends ist das Gesetz so schwach, so diesam und so der Zeit und den Parteien dienend wie hier. Da die souveraine Macht meistens in der Hand des Volkes ist, so ist es kein Wunder, daß überall Gewalt und Unterdrückung neben oder über dem Gesetze stehen. Diese Gewalt aber ist nicht etwa klüh und herausfordernd, sondern kriecht und weidet das Licht der öffentlichen Meinung. In England spricht die Presse als Richterin über Unthaten der Behörden und Privatpersonen; in Amerika giebt es auch eine Presse, aber sie ist immer in der Zwischen einer Partei gehalten und vollzieht sie nur, ist diese nicht aber auch in England der Fall?), und in Privatsachen in den Händen der Kläger, des Gewaltigeren. Sie empfängt überall her Einfluß, nur nicht von der Hand der edlen Indignation oder der festen Unabhängigkeit. Der Herausgeber einer Zeitung muß zu Allem schweigen, wenn der Schuldige Geld oder Fremde genug hat, seine persönliche Sicherheit oder seine pecuniairen Interessen zu bedrohen. Alle Zeitungs-Redacteure sind daher künstlich und schmeichelnd überall, wo etwas zu gewinnen ist. Der Ausländer findet natürlich unter solchen Umständen bei der Presse gar kein Recht. Wenn nun der Arme überall von der Gewalt zu leiden hat, so kann man sich vorstellen, wie der Armen freien Fardigen unter einer Gerechtigkeit und Presse wie in Amerika zu leiden haben. Man kann sich keinen Begriff machen, wie die Fardigen in den nördlichen Staaten verachtet und mißhandelt werden. In den südlichen Staaten ist dies nicht in solchem Grade.) Als Beispiel mag nur Folgendes angeführt werden. Ein junger Engländer aus meiner Bekanntschaft kam als Volontair zu einem reichen Pflanzer, dessen Schwester er führte. Nach einigen Tagen kommt ein Fardiger ins Comptoir, um seinen Pachtzins zu bezahlen. Der Fardige war in Paris gewesen und hatte ganz das feine Französische Benehmen. Mein Landsmann reichte ihm einen Stuhl, damit er sich niederseße, die die Quittung geschrieben sey, und der Fardige setzte sich. Kaum war er aber weggegangen, als der Herr seinem Buchhalter die bittersten Vorwürfe über diese Höflichkeit machte und erklärt darüber war, daß er der Mulatte gewagt habe, den Stuhl anzunehmen. — Er setzte hinzu, der Engländer möge sich künftig hüten, solche Höflichkeiten zu wiederholen, denn auf diese Weise setze man sich leicht außer aller Achtung bei den Farbigen, und diese sey vor allen Dingen in Amerika nothwendig. (N. A. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Freitag den 22. April 1836.

Frankreich.

Ueber das Glück.

Von Pierre Leroux.

I. Es giebt kein absolutes Glück.

Vom Verfasser des Lieds bis auf die Dichter unserer Zeit, wie viel Ausgeprelltes voll Mark und Gewicht über das Elend des menschlichen Daseins! Madame Salomo das volle Maaß alles irdischen Glückes erschöpft und durchgeprobt hatte, zog er die Summe: Alles ist eitel Tand und Trug: Risum reputavi errorem, et gaudio dixi: Quid, frustra deciperis? Pindar nennt des Menschen Leben den Traum eines Schattens; und Shakespeare sagt: Nicht geboren zu syn, das ist das Glück.

Wenn wir die sämmtlichen Zeugnisse der Vergangenheit der Reihe nach hier angeben wollten, in allen würden wir die Philosophen sowohl als die Dichter vollkommen mit einander einverstanden finden über diese Wahrheit, daß das Glück eine Chimäre ist. Spitzer selber hielt dafür, daß unsere höchsten Freuden und Befriedigungen ihren Sitz im Gedächtnisse hätten, und daß sie einzig und allein von der Erinnerung der Vergangenheit abhingen. Und was die Dichter betrifft, so bricht gerade an denen, die schreibar die glücklichsten und weltfrohesten sind, mitten in ihrer Heiterkeit und Freude oft eine tiefe Melancholie hervor, die den wahren Zustand ihrer Seele nur zu deutlich verräth. Knaterson findet die Eitelkeit glücklicher als den Menschen; und der Horaz wiederholt sich in allen Weisen der Klagelaut über die Kürze und Flüchtigkeit des Lebens:

Linquenda tellus et domus et uxor.

Der nämliche Horaz beginnt seine Satiren mit einem Tadel gegen die Menschen, daß sie in der Regel nicht zufrieden seyen mit ihrem Loose:

Qui fit, Maecenas, ut nemo quam sibi sortem
Seu ratio dederit, seu fors objecerit, illa
Contentus vivat, laudet diversa sequentes.

So ist, seiner Meinung nach, Keiner glücklich; denn wenn sich einestheils die Meisten unverweidlichen Unglück zuziehen durch eigene Schuld, so ist anderntheils der Weise vieler verdammt, in allen Dingen immer nur die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit zu sehen, überall den Tod zu erblicken, ohne das Leben genießen und ertragen zu lernen.

Bei den Neueren finden wir dieselbe Uebereinstimmung in dem Zugniß, daß das Glück nur ein wesenloser Traum ist. Nie unglücklig oft hat Voltaire nicht geschrieben, in allen nur erdenklichen Formen: „Glück, Chimäre. Wenn man einzelne Freuden, die in seinem Leben vorkommen, mit dem Namen Glück benennen will, so ist freilich Glück vorhanden; versteht man aber unter dieser Benennung etwas Höheres, so ist dieser Ball von Erde und Wasser nicht danach angethan, ihm als Stätte zu dienen, und man sucht es anderswo, nur nicht auf ihm." „Es wäre viel wichtiger", ruft er ein andermal aus, „ein Heilmittel zu finden gegen die Uebel, die uns plagen; aber es giebt keines, und wir finden uns immer zu dem trüben Quell ihres Ursprungs zurückgewiesen." Bolingbroke und Pope hatten, der Theologie den Rücken kehrend, die Ansicht aufgestellt, daß die Natur als ein Ganzes und Geschlossenes in sich vollkommen, eben so das Dasyn des Menschen wie es syn solle, seinem Zwecke entsprechend, daß der Mensch das Maaß von Glück genieße, dessen sein Wesen fähig sey. Voltaire vermochte sich nicht hiefür zu überreden; er schrieb seinen Candide und ein Paar Dutzend andere Werke gegen dasselbe:

O malheureux mortels, ô terre déplorable!
Je tous les fleaux assemblage effroyable!
D'insultes éternels éternel entretien! etc.

Das Elend der Menschheit macht einen solchen Eindruck auf sein Gemüth und versetzte seinen Geist in eine solche Trostlosigkeit (und gerade dies möchte vielleicht Voltaire's größter Ruhm syn), daß er bisweilen lieber inkonsequent war und sich eher der Offenbarung wieder zuwenden, als sie von sich abweisen und leugnen wochte. „Er gestehe", sagt er von sich, „mit der ganzen Welt, daß es Böses und Elend giebt auf der Welt; er gestehe, daß kein Philosoph jemals den Ursprung des Bösen und des Uebels dargelegen vermocht habe; er gestehe, daß Bayle, der größte Dialektiker, der je die Feder gesührt, nichts Anderes gethan habe, als zweifeln, und mit sich selbst in Widerspruch geratben sey. Er sagt, daß die Offenbarung allein den großen Knoten zu lösen vermöge, den sämmtliche Philosophen nur noch fester und verwirrter geschürzt, sagt, daß die Hoffnung einer höheren Entwickelung und Entfaltung unseres Wesens in einer neuen Ordnung der Dinge einzig und allein im Stande sey, uns über die Uebel der Gegenwart zu trösten, und daß die Güte der Vorsehung der einzige Zufluchtsort sey, der dem Menschen aus den dunklen Irrwegen seiner Vernunft und in den Nöthen seiner schwachen sterblichen Natur offen stehe."

Der Voltaire hatte Fontenelle zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts über das Glück geschrieben. Auch er, wie Bolingbroke und alle seine Dreisten, erkannten nichts Anderes an, als die Natur und ihre unabänderliche Ordnung. Die Gegenwart, was vor ihm lag, war der Kreis, in dem sein Blick sich bewegte, und über diesen Horizont hinaus gab es nichts für ihn, seine Philosophie war ohne Ideal. Seine Kunst, glücklich zu syn, bestand darin, inmitten des jammervollen Elendes, das uns umgiebt, sich in eine Stellung zu versetzen, in der man so wenig Unheil, als nur immer möglich, zu erfahren und zu erdulden hat. „Kennen wir", sagt er, „ein wie gefährliches und ermüdendes Spiel es ist, ein Mensch zu syn, und stehen wir alle Unglücksfälle, von denen wir verschont bleiben, als eben so viel Gewinnen an, denen wir entgangen sind." Gleich im Eingange erklärt er, daß sein Unterricht nur für eine kleine Zahl auserlesener Geister ersprießlich syn werde. Seine Lehre, warum sollten wir's nicht sagen, ist der Egoismus, was und davon interessirt, und was wir daraus konstituiren wollen, ist nur dies, daß selbst Fontenelle, der die Bestimmung des Glückes auf so enge Gränzen reduzirt, auch dieses Glück noch für etwas beinahe Unmögliches hält, was, mit Ausnahme weniges Einzelnen, fast dem gesammten menschlichen Geschlechte versagt sey. „Der Staat ist es", sagt er im dritten Bande seiner Werke, „der das Glück begründet; das aber ist sehr schlimm für das menschliche Geschlecht. Denn eine Unzahl von Menschen leben in Staaten, welche sie guten Theils haben nicht wollen, und lieben; eine halb eben so große Zahl ist unfähig, in irgend einem Staate ihr Glück zu finden; alle diese sind somit vom Glücke ausgeschlossen, und es bleibt ihnen als Entschädigung nur das übrig, was wir Vergnügen nennen, das heißt, einzelne heitere Momente mit Lichtpunktchen auf einem düsteren Grunde. In diesen Momenten genießen wir Menschen immer wieder die Kraft, deren sie für ihre unglückliche Lage bedürfen. Nur wer keinen Zustand fixiren möchte, und nicht aus Furcht vor einem schlimmeren, sondern aus reiner Zufriedenheit mit demselben, nur der würde den Namen des Glücklichen verdienen; man würde ihn unter allen übrigen Menschen an einer gewissen Stetigkeit und unerschütterlichen Ruhe seiner Zustyns erkennen; all' sein Thun und Trachten würde nur darauf gehen, sich in seiner Situation zu erhalten, nie aber aus derselben herauszutreten. Doch wo hat es einen solchen Menschen gegeben auf Erden?" (!)

Wenn ein so trockener Philosoph, wie Fontenelle, das Glück schon für so schwer zu finden und die Erfüllung desselben für so problematisch hält, dürfen wir uns dann noch wundern über die Seufzer der Verzweiflung, die — um von jenen Menschen, die leidenschaftlicher waren als er und minder empfänglich für das negative Glück, mit dem er sich begnügte, nur den bedeutendsten zu nennen — Shakespeare zum Beispiel im Gewand des Hamlet ausstößt? Wenn Byron und so viele Andere uns ausblikt haben in den Abgrund der Schmerzen, in welchen war schon in Fontenelle's und Voltaire's Aussprüchen implicite enthalten. Bei der Anschauung Nord der vergänglich erscheinenden Wirklichkeit (d. h., so lange wir nicht in ihr Innerres zu dringen oder uns über sie zu erheben verwochten) und bei der Ohnmacht gegen so viele Uebel, in der wir uns in unserm bloß natürlichen, noch nicht durch den Geist befreiten Zustand befinden, konnte es nicht fehlen, daß wir über kurz oder lang der Verzweiflung verfallen mußten. Sie war das unausweichliche Ziel der Verirrungen eines Geschlechts, das an nichts weiter als an das beschränkte Dasyn der Sinnlichkeit und an die rohe Natur glauben wochte.

Bekennen wir also offen, daß das Glück uns nicht beschieden ist, wenigstens nicht in unserem gegenwärtigen Leben. Alles, was uns theuer und lieb ist, ist dem Tode und der Vergänglichkeit unterworfen, und so sind wir durch unser Herz und unsere Liebe unaufhörlich der Pein und dem Leiden ausgesetzt. Wer nicht lieben wollte, müßte nichts lieb haben. Aber nichts lieben ist der Tod der Seele, der gräßlichste und eigentliche Tod. Wir kommen alle nicht los vom Leiden. Und nicht nur um diese Endlichkeit und Vergänglichkeit des Irdischen leiden wir; die Unvollkommenheit der Dinge ist eine zweite nicht minder ergiebige Quelle unserer Betrübniß; und wiederum nicht ihre Gebrechlichkeit allein, sondern vor allem unsere eigene, die Schwachheit und Verderbtheit unseres eigenen Herzens. In uns und um uns ist stets Kampf und Streit. Die ganze Welt ist im inneren Kriege gegen sich selbst begriffen: eine Thiergattung verschlingt die andere, die Elemente reiben sich auf an einander — und die menschliche Gesellschaft — Homo homini

Digitized by Google

lupus! Des Menschen grausamster Feind ist der Mensch; ein Ausspruch, den so viele Philosophen bestätigt haben.

Der heilige Paulus, der große Dichter und Theolog, hat das Wahre, das durch die ganze Natur geht, in die ewigen Worte zusammengefaßt: Omnia creatura ingemiscit. Und nicht nur die christliche Theologie spricht von diesem Seufzen aller Kreaturen; sämmtliche Religionen des Alterthums haben diese Idee in Mythen ausgedrückt; gleichermaßen, wie wir so eben gesehen haben, geben die Jahrhunderte der Aufklärung und der Philosophie, die Jahrhunderte des Unglaubens, Zeugniß von der Leere und Nichtigkeit des Wortes Glück. Nur hätte die Mischung, die man dem Himmel in seinen Epochen bezieht, nun wiederum auch zur Förderung der irdischen Glückseligkeit ausschlagen sollen. Zum Sturz der alten Religion mußte man die sinnliche Wirklichkeit auf Kosten des Ideals erheben; man hatte nichts als das Irdische, um im Genuß desselben mußte man sich entschädigen; wer nur an den Moment der Gegenwart glaubte, für den war es Pflicht, Alles aus demselben hervorzusuchen und herauszupressen, was er Förderliches und Erfreuliches enthielt. Man that, was man vermochte; aber man kam nicht weiter als der weise Jontenelle, der das Leben für einen Fund, für eine Beute des glücklichen Ohngefähr nahm und in seinen Ansprüchen an die Zufriedenheit und seinen Forderungen an die Natur, diese blinde Mutter, welche die Stelle der Vorsehung vertrat, gar mäßig und bescheiden war; alle Kräfte des Geistes bot man auf, die Kunst des Egoismus zur Meisterschaft auszubilden — man nannte es Weisheit, Besonnenheit, Philosophie; und das Ende vom Liede war, daß man eingestehen mußte, daß das Glück für den Menschen nicht gemacht sey.

II. Das Uebel ist nothwendig.

Das ist also ein erster fester Punkt: es giebt kein absolutes Glück. An keines zu glauben, ist der Anfang aller Weisheit. Das zweite ist, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß bei dem gegenwärtigen Zustand unseres Wesens das Uebel nothwendig ist und die Bedingung sogar unserer Persönlichkeit und unserer Existenz. Wenn, wie ein berühmter Mythus sagt, der Mensch mit dem Glücke angefangen hat, so war er nur erst ein Ausfluß seines Schöpfers und lebte selbstlos und willenlos noch eingeschlossen im Schooße Gottes. Er war im Staube der Unschuld, allerdings; aber von dieser Unschuld wußte er selber nichts, für ihn war sie nicht — mit einem Worte: er war nicht er.

Nach jenem Mythus würden wir nicht einmal als gefallene Wesen, wie vielfach behauptet worden, zu betrachten seyn; denn die Glückseligkeit des segenannten Paradieses hätten wir nur vertauscht mit der Thätigkeit, der Persönlichkeit, der Tugend, das heißt: mit dem wahrhaften Leben. Aber das Uebel, wir nur Mittel; ein absolutes Unglück wäre ein eben solches Unding als ein absolutes Glück. Die christliche Theologie ist offenbar zu weit gegangen, wenn sie alles Irdische und Weltliche mit dem Banne belegt, nicht nur die gesammte Natur um uns und in uns, sondern auch das Leben, in der Gestalt, in der wir es zu fassen vermögen. Wenn wir einer mangelhaften Welt unsere Welt ist die chimärische Vorstellung eines Eden oder Paradieses entstanden. Mag der heilige Augustinus immerhin die Natur schmähen; die Erde ist nicht so verderbt, als er behauptet. Das gegenwärtige Dasseyn, das Leben in der Zeit ist nicht einzig und allein dem Unglück und dem Verderben überantwortet. Was ist die Folge jener theologischen Unterscheidungen gewesen? Die Natur hat ihren Reiz nicht verloren, ihre Partei ist nicht schwächer geworden; die lebendige Gegenwart hat das Gespenst jenes Bannes mit Hohn und Spott „von dem grünen Teppich der Erde" hinweggetrieben, und seit dreihundert Jahren glaubt man nicht mehr an ein Eden oder ein Paradies, als an ein Höchstes und doch Vergangenes!

Sicherlich ist das irdische Dasein nur Vorspiel und Vorbereitung zu einem künftigen. Aber zwischen dem gegenwärtigen und zukünftigen Leben sollte nach jener aufschwefelnden, theologischen Ansicht eine unaufhebbare Kluft befestigt seyn. Wie die Töchter des Pelias, die ihren Vater tödteten, um ihn zu verjüngen, sie wurden jene Christen das Geben, wie sie unserem Klima verfingt, in der Erwartung des jüngsten Gerichts. Ein ewiges Reich sollte dann kommen, eine neue, vollkommene Welt. Aber bis jetzt ist sie noch ausgeblieben, und jener die Gegenwart überstürzende Drang nach dem Unsterblichen hat der Idee der Unsterblichkeit ebenfalls nicht gefrommt als genützt; auf dies ganze Bestreben und diese Hast ist Jwenals schöner Vers:

Ki propter vitam vivendi perdere causas

anwendbar. Lassen wir alles verständigen und gesunden Sinnes dem gegenwärtigen Leben den Werth, den es hat, und beherzen wir nicht, unserem Verlangen nach der Unsterblichkeit durch richtige Würdigung der Zeitlichen Abbruch zu thun.

Was wir im Folgenden zum Gegenstand unserer Betrachtung machen, das ist nicht die Schöpfung im Allgemeinen, die Welt, die Natur, sondern nur der Mensch, das menschliche Geschlecht als solches.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Contes fantastique de E. T. A. Hoffmann. — Neue Uebersetzung von H. Cament. Th. 1. 4½ Fr.

Marthe la Livonienne. — Russische Erzählung, von G. Tenchard-Lafosse. 2 Bde. 15 Fr.

Une sœur mille. — Erzählung von Mad. Bedin (Jenny Bastide). 4 Bdchen. 12 Fr.

Autopsie, ou Restauration des parties du corps, qui ont été detruites, à la faveur d'un emprunt fait à d'autres parties plus ou moins éloignées. — Von Ph. Fr. Blandin. 4½ Fr.

La Chirurgie d'Hippocrate, extraite de ses aphorismes, examinés sous leur point de vue chirurgical, avec de commentaires. — Von Guerdeis. Fol. 6 Fr.

Choix d'une Nourrice. — Von Dr. Maigne. 5½ Fr.

Exposé sur la Génération, dans lequel est réfuté le système de M. de Buffon, relatif aux molécules organiques, qu'il regarde comme cause efficiente des êtres. — Von Mertier-Thionnet.

Faculté de Médecine de Paris. Concours pour une chaire de Clinique interne. Du diagnostic dans les maladies chirurgicales, de ses sources, de ses incertitudes et de ses erreurs. Thèse soutenue par A. Berard. 4 Fr.

Des Hémorrhagies Traumatiques par L. S. Sanson. 6 Fr.

England.

Sitten der Englischen Provinz.

Die Leihbibliothek (circulating library).

Die Erfindung der Leihbibliotheken bezeichnet die höchste Stufe der Civilisation. Es ist die Intelligenz, die auf allgemeine Kosten lebt; der geistige Luxus, der ökonomisch wird. Ich wollte, daß irgend eine berühmte Akademie folgende Preisaufgabe stellte: „Welchen Einfluß haben die Leihbibliotheken auf die Civilisation gehabt?"

Ich für meinen Theil antworte: sie haben die literarische Kritik erfunden, sie gehört, die Herrschaft der ehrwürdigen Zeitungen mit wuthigen Beschlägen vernichtet, den Roman ins Dasein gerufen, der leichteren Poesie Flügel gegeben, die gelahrte Pedanterei entthront und im Reiche der Intelligenz das liberale Prinzip eingeführt. Die Summe der Reisebeschreibungen, der Novellen und Erzählungen, welche unsere Leihbibliotheken bereits verschlungen, ist schwer zu taxiren, und darret noch ihres Baldi. In England geht besonders der Mittelstand am Mark der Leihbibliotheken zur Schwemme; auch sind die Bücher unserer Circulating Library gewöhnlich sauber, doch ohne Luxus eingebunden und wohl conditionirt, wie ehrenwerthe Pfründler. In Frankreich (und Deutschland) aber gehen geschmacklose Bücher, wenn nicht den Französischen Journalen glauben darf, aus den zarten Händen der Herzogin in die rauhen und schmutzigen des Stubenmädchens über, und ihr Aeußeres schon verkündet jene Vermischung der Stände, die der Britischen Gesellschaft ein Gräuel ist.

Wenn eine kleine Englische Stadt eine Leihbibliothek besitzen soll, so muß vor Allem das Licht des Jahrhunderts ihr provinzialer Dunkel etwas aufgehellt haben. Ich habe viele kleine Städte gekannt, in welchen der Gewürzkrämer, der Eisenhändler, der Obst-Höker ein Dutzend verschimmelter Bände unter dem leidenden Publikum einkuliren ließen. Ein solcher Bücher-Depot bleibt in Miscellaneen der Krämer Polable, ein muthwilliger Bürger von ziegrem Alter, der sorgfältig die Strümpfe und Schnallen aus vergoldetem Kupfer teug. Die steigende Sucht nach neuen Büchern, die sich unter seinen Mitbürgern regte, gab dem ehrenwerthen Mann Hier Gelegenheit, über die Narrheiten dieser Welt zu philosophiren. — „Sie verschwänden meine alten Bücher", sagte er, „allein ich begreife sie nicht; ich selbst habe sie nie gelesen und die Leute, die es nicht gelesen haben, Sie fragen mich unaufhörlich nach dem Alterthümler des Sir Walter Scott. Man fährt mich beim Essen, man treibt mich früh aus dem Bette, man zwingt mich, meinen Laden am Abend wieder zu öffnen, und immer heißt es: haben Sie den Alterthümler angeschafft? Ich muß alle meine Gedanken zusammennehmen, um diese lästigen Fragen zu ertragen und zu antworten: „Meine Herren, ich bedaure mehr als zweifl andere Werke." — „„Die haben wir ja bereits gelesen!"" — „Ach! das ist schon lange her! Gewiß haben Sie nun den ganzen Inhalt derselben vergessen und können die Lektüre wieder von vorn anfangen." — Alles ist in den Wind gerebet: man verstieß sich auf den Scott'schen Alterthümler — o Thorheiten dieser Welt!"

Diese Raisonnements konnten den Gang der Aufklärung nicht hemmen. Der Atlas von Mickleton, das Journal der kleinen Stadt, drang mit lauter Stimme auf die Gründung einer Lese-Kabinets oder eines andern literarischen Etablissements. Jede kleine Lokalität besitzt ihren literarischen Prätendenten, ihren Dichter, dessen Werke Dogmen sind, und der Nichts fallen läßt, was nicht als Reliquie aufgehoben würde. Ein solcher war Sir Antedoius Pott, der gesttreichste Mann des Städtchens, der den Atlas mit Charaden zierte, und dem eines Tages beim Kegelspiel folgende Worte entschlüpft waren: „Es ist doch sehr bemüthigend für unsere gute Stadt Mickleton, daß die benachbarte Stadt Blumberingen eine literarische Societät nebst einem Lese-Kabinet besitzt, und daß wir nichts von dieser Art haben."

Kaum waren diese gewichtigen Worte gesprochen, als das Bedürfniß nach einem Lese-Kabinet allgemein rege wurde. Die Notabeln traten zusammen. Herr Antedoius präsidirte. Zuerst debattirte man nicht sowohl über das Institut selbst, als über den Namen, den es führen sollte. Oeffentliche Bibliothek war eine zu simple Ueberschrift, die der Eigenliebe der Beweiber nicht genugsam schmeichelte. Man brachte abwechselnd die Titel Athenäum, Portikus, Gymnasium, Symposium in Vorschlag: Einige stimmten für „Diwan von Mickleton"; Andere behaupteten, ein Wort wie Pantheon oder Partheon würde besseren Effekt machen. Endlich nahm ein kleiner alter Mann, der vor Zeiten Stadt-Aeouis gewesen war, das Wort und behauptete, es sey origineller und brillanter, einen Lieber- und Poeten-Hof in Mickleton zu stiften. Als man aber einen Ueberschlag der Stadtdirektoren gemacht und den Preis der Subscription debattirt hatte, da scheiterten alle jene schönen Hoffnungen an dem Resultate. Die Societät mußte sich glücklich schätzen, wenn sie für einige Pfund Sterling per Jahr ein Erdgeschoß miethen, daselbe ganz ökonomisch möblirren und eine Anzahl Bücher auf gutes Glück anschaffen konnte. Das Hörteste aber war die Rothwendigkeit, auch gemeines unbildetes Volk an den Privilegien der Lektüre Theil nehmen zu lassen. Wird das neue Institut gedeihen können, wenn man die niederen Stände ausschließt? Und verschwädt man diese Hülfsequelle nicht, welche etli-

Digitized by Google

Ostindien.

Die Dergah's und tanhammedanischen Heiligen in Hindostan.

Unter den zahlreichen von Muselmännern errichteten Mausoleen, welche in Hindostan die Aufmerksamkeit des Wanderers erregen, ist eines zu Nowab, einer Stadt in der Nachbarschaft von Daulatabad, vorzüglich der Beachtung werth. Dieses Mausoleum verdunkelt noch das des Kaisers Aureng-Zeb. Es erhebt sich stolz über der Asche eines sehr merkwürdigen Mannes, genannt Burhan-Eddin, welcher bei Lebzeiten für einen Verbrecher galt und nach seinem Tode dreifig gesprochen wurde. Dieser Mann war der Nachfolger eines von jenen Fanatikern, die etwa ein Jahrhundert nach Muhammed's Tode bei dem Gotte der Gläubigen in gleicher Gunst stehen wollten. Eine neue Sekte, die Ismaeliten genannt, kam in Arabien auf; und Burhan-Eddin, einer von ihren ausgezeichnetsten Bekennern, wanderte mit einem Theile seiner Anhänger nach Hindostan, wo sie nicht lange mit ihm genannte Sekte Burhanpor gründeten. Dir weisen Bewohner dieser Stadt, die man Bora's nennt, unterscheiden sich in jeder Beziehung gar sehr von den übrigen Islamiten Indiens. Sie tragen noch heutzutage die Kennzeichen ausländischer Abkunft.

Vermuthlich hat Aureng-Zeb, der nichts gewöhnlicher wünschte, als im Gerüche der Heiligkeit zu sterben, dafür gesorgt, daß seine sterblichen Ueberreste nicht weit von denen eines so berühmten Heiligen begraben wurden. Dieser Kaiser, der überhaupt große Einfalt in Kleidung und Lebensweise affektirte, wollte auch seine prächtige Ruhestätte haben. Sein Mausoleum ist vergleichungsweise klein und schlecht; es besteht blos aus Backsteinen und Holz und entbehrt jener Verzierungen, womit man sonst die palastähnlichen Monumente großer Männer in verschwenderischer Anzahl. Das Mausoleum Burhan-Eddin's aber bekommt nach seinen alten Glauben. Viele Mecka's wohnen in seinem Bezirke und sind täglich mit religiösen Uebungen beschäftigt. Die Kapelle wird von Lampen erleuchtet, die man Tag und Nacht brennend erhält, und den Sarkofag bedeckt ein mit Gold bestickter Grabmuch aus grünem Damast. Die Thüren dieses Grabmals sind mit Silber plattirt, und ein ausserordentlicher Gemach enthält musikalische Instrumente, die man bei der Feier reitgiöser Feste gebraucht.

Die vorhin erwähnte Stadt Burhanpohr ist eine der schönsten Städte in Dekan. Sie liegt in der Provinz Kandesch, an den Ufern des schönen Flusses Tapti, der sich bei Surate in den Golf von Cambaya ergießt. Die Straßen von Burhanpohr sind breiter, als man sie in Orientalischen Städten gewöhnlich findet; die Häuser sind meistens drei Stockwerk hoch und alle mit Ziegeln gedeckt. Die besten Häuser werden von Bora's bewohnt, welche alle wie die Juden in Bewohnheit einer Kaufleute sind. Sie tragen eine besondere Kleidung, die der Arabischen sich nähert, und bewahren in Gestalt und Gesichtsbildung die charakteristischen Merkmale ihrer Berätter. Wenn ein Bora nicht reich genug ist, um große Geschäfte zu treiben, so wandert er dauernd von Lande herum. Ihre verschiedenen Handels-Artikel verstehen in Wohlerwerb und Erstellung, und sind in ihren Gewohnheiten Sparsamkeit. Sehr viele Bora's haben sich in Bombay, Baroesch und Surat niedergelassen, an welchem letzteren Orte ihr Oberhaupt residirt. Burhanpohr ist der Ort, wo die Europäische Regierung im Jahre 1805 mit Daulet Rao Sindia den bekannten Vertrag schloß. Eine Reihe glänzender Feldzüge unter Lake und Wellington führte zu diesem glücklichen Ergebnis, wodurch fast alle schönsten Länder Hindostans den englischen Waffen entrissen wurden. Nur die Provinz Kandesch bildet noch einen Theil von dem Gebiete Sindia's und gemeinst nur wenige Segnungen des Friedens; ihre sonst ausgedehnten Städte und Dörfer decken die Ebene mit Trümmern, und man sieht wenig Antrieb, ein Land zu bauen, das ausaufhörlich den Plünderungen in Folge der anderen wilder Stämme ausgesetzt ist. Syanen seltenen Wohlstandes findet der Wanderer überall; oder die Anlagen zur Bewässerung der Felder sind in Verfall geraathen, und Tiger hausen jetzt, wo die Heerden sonst ruhig weideten.

Der Staat Nepaul liegt in der unmittelbaren Nähe jener Hügelketten, die im nördlichen Indien so häufig sind. Daulatabad ist nur wenige Meilen entfernt — eine ungeheure Pyramide aus Erde, theils natürlich und theils künstlich, denn menschliche Hände haben hier das Werk irgend einer Konvulsion der Natur vollendet. Man vergleicht Daulatabad nicht unpassend mit einem zusammengedrückten Bienenkorbe; ein nackter, isolirter Felsen steht künstlonter Fuß hoch in die Luft und endet in einer abgestumpfte Spitze. Die Basis hat man, um sie für Vertheidigung geschickter zu machen, so abgeglättet, daß sie eine senkrechte Mauer von 150 Fuß bildet. Ein unterirdischer Gang ist in diese ungeheure Granitmasse eingehauen, der hinauf zur Citadelle führt. Die Zugänge werden mit großer Sorgfalt bewacht, und so klist sich diese wunderbare Festung durch Natur zur Uebergabe zwingen; denn sie ist reichlich mit Wasser versorgt und kann Speisevorräthe auf viele Jahre beherbergen. Daulatabad hat sich oft auch unverwirrung des umliegenden Landes ergeben und ist einige Mal durch Nachlässigkeit oder Verrath in die Hände des Feindes gefallen; jetzt gehört diese riesige Felsenfeste dem Nizam, der auf ihren Besitz großen Werth legt.

Dem Daulatabad gelangen wir zu einem anderen verfallenden Denkmal eines der größesten Geschmacke, der Stadt Aurengabad, nach Aureng-Zeb so genannt. Des Aufenthalts in Delhi müde, erelegte dieser Kaiser seine Residenz hierher. Die Straßen sind breit, einige derselben auch gepflastert; viele von den Häusern sind groß und schön, und in den Magazinen findet man eine Menge kostbarer Kaufmanns-Güter. Die Haine und Gärten im Bezirke der Stadt machten ihren jetzigen Verfall weniger merklich; aber die geringe Bevölkerung überzeugt uns, daß ihre Herrlichkeit zu Ende ist. Es giebt hier einige schöne Moscheen und Karawan-Serais; was aber die Aufmerksamkeit vorzüglich festfelt, ist das Monument der liebsten Gemahlin des Kaisers, Rabia Durani. Dieses Mausoleum ist dem Tasch Mahal zu Agra nachgeahmt, kommt

Bibliographie.

Travels in Northern Greece. (Reisen im nördlichen Griechenland.) Von W. M. Leake. 4 Bde.

Practical observations on homoeopathy. (Ueber Homöopathie.) Von Brookes.

A treatise on the law of adulterine bastardy. (Das Gesetz über Kinder, die durch Ehebruch erzeugt werden.) Von Sir Harris Nicolas.

Digitized by Google

aber jenem Prachtgebäude lange nicht gleich, indem es nur theilweise aus Marmor besteht. Der Garten, welcher das Monument umgiebt, ist mit schönen Bäumen bepflanzt, und viele Springbrunnen verfehlen ein großes Bassin im Mittelpunkt des Gartens mit Wasser. Das Grabmal, auf einer mit Terrassen versehenen Plateform errichtet, mißt 72 Fuß im Gevierte und besteht bis zu einer Höhe von 5 Fuß aus Marmor; das Uebrige ist Stein mit Stuckatur-Arbeit, und eine Kuppel aus weißem Marmor beherrscht das Ganze. Der architektonische Charakter des Innern ist von dem äußerer Mausoleen Ostindiens sehr verschieden: der Sarkophag steht zwar, wie gewöhnlich, am Boden, hat aber keine besondere Kuppel. Das ganze Innere des Monuments bildet ein großes nach oben offenes Gitterwerk, mit weißem Marmor bekleidet. Um den Sarg zieht sich eine Einfriedigung aus wunderschönem Gitterwerk, ein Achteck von 9 Fuß Höhe und etwa 4 Zoll Dicke, das zwei Oeffnungen hat, eine zu Häupten und die andere zu Füßen des Sarges. Eine Treppe von 24 Stufen führt nach dem obern Theil des Gebäudes, einer blosen marmornen Gallerie, die um die Wände läuft, und über welche der Dom majestätisch emporsteigt.

Die Frau, deren indische Ueberreste hier ruhen, war eine der edelsten und liebenswürdigsten ihres Geschlechtes. Ihr Andenken lebt noch in den Herzen des Volkes, und viele fromme Individuen wallfahrten zu ihrem Grabe.

Murrungabad besitzt auch das Grabmal eines Fakir's, der in seiner Zeit sehr berühmt gewesen: dies Monument ist an sich von geringer Bedeutung; es wird aber wegen seiner Gästen von Fremden stark besucht. Die Speisgehnungen, Bassins und Teiche dieser Gästen sind weit berühmt. Die letzteren beherbergen eine unzählbare Menge Fische, die man eben so heilig hält, als gedörten sie den Hindus und als wären sie einer Gottheit geweihet. Diese Fische werden jeden Tag gefüttert und zeigen einen hohen Grad von Klugheit. Es ist ein interessanter Anblick, wenn sie sich herbeidrängen, um ihre tägliche Ration in gewissen Stunden zu nehmen; der stärkere Fisch hüpft dann immer auf den Rücken des schwächeren, um die Gabe wo möglich ihm zu entschnappen. Der Garten des Fakir's enthält auch eine Wasserschule, worüber die einzige, die Hindostan aufweisen kann; denn sonst hat man nur einfache Handmühlen. Die Springbrunnen machen einen prächtigen Effekt, wenn man sie durch die Wasse schimmern sieht, deren Bild in den großen Wasserbehältern sich resiektirt. Die Gebäude, welche aus diesem Blumen- und Wasser-Labyrinthe hervorragen, sind zwar in einfachem Stile, aber sehr malerisch. Die Heiligkeit des Ortes und seine übrigen Reize machen ihn zu einer Lieblings-Promenade der Scheifsgelehrten, aber auch der wohlhabenden Müßiggänger von Aurengabad. Am frühen Morgen und nach Sonnenuntergang findet man hier ganze Gruppen angesehener Bewohner, theils wallende Gewänder und prächtige Turbane die schöne Natur noch mehr heben.

Die Moscheen und Dergah's in Hindostan sind nicht selten sehr reich begabt, und die dabei angestellten Priester leben, wenn sie kein eigenes Vermögen besitzen, von den Beisteuern frommer Pilger. Bei allen namhafteren Dergah's befinden sich Gemächer zur Bequemlichkeit der Reisenden, die aus fernen Ländern kommen. Die Bekenner des Islam sind die der Heiligkeit ihrer Orte so sehr eingedenk, daß sie gern gewisse Kapellen und Heiligthümer als Lieblings-Oerter ihrer Andacht sich auswählen; auch bezeugen die niederen Kasten der Hindu's den Heiligen der Muhammedaner oft keine geringere Ehrfurcht, als die Muselmänner selbst.

Die Wallfahrten nach irgend einem benachbarten Dergah finden wöchentlich einmal, und zwar an Donnerstagen, statt. Der Islam verbietet zwar Art von Musik beim Gottesdienst; aber die Schüler des Propheten in Indien stimmern sich nicht um dieses Verbot; bei allen ihren religiösen Festen werden Cymbeln und Trommeln angewendet. Die ehrwürdigen Väter der Dergah's schlagen täglich des Morgens und Abends, und an Donnerstagen bis zum Mittag, ihre Trommel auf ein dickes und rundes Stück Erz, genannt Ghurial, dessen Ton die Gläubigen anlockt. Die Tiger machen den Dergah's periodische Besuche; man glaubt, daß sie in den Nächten der Donnerstage die Gräber bewachen.

Die Ceremonie Tchedder tschenbana, welche in den berühmteren Dergah's vollzogen wird, ist der Priesterschaft sehr einträglich; sie besteht darin, daß man Stücke Seidenzeug, Kattun, Tchinz oder Decken kauft dem Dienste des Heiligen weiht. Diese Stoffe werden gleich Bahrtüchern über den Sarg gebreitet; man läßt sie aber nicht lange so liegen; denn die Diener des Grabes verwenden die größere Zahl derselben zu ihrem eigenen Gebrauche, indem sie sie Frau und Kindern, theils zu Kleidern sie sich benutzen. Personen von großer Frömmigkeit, oder solche, die eine besondere große Bitte an den Heiligen haben, überreichen ihm oft sehr kostbare Stoffe; Einige liefern das Geschenk schon ab, wenn sie ihre Bitte andringen; Andere sind vorsichtiger und thun solches erst nach Erfüllung ihres Versprechens, die irgend ein Mirakel zu ihren Gunsten sich ereignet hat.

Christliche Besucher haben in den meisten Dergah's freien Zutritt, vorausgesetzt, daß sie den Thüren des heiligen Ortes eine Gabe reichen; denn diese frommen Männer nehmen eben so gern von Ungläubigen als von Gläubigen Geld an. Die Gaben christlicher Fremden empfangen sie gewöhnlich aus der Hand eines Eingeborenen; ist die Summe zu klein, so wird oft in einem rauhen Tone mehr verlangt, ja, der unglückliche Agent muß zuweilen, mit Scheltworten und Püffen überhäuft, wieder abziehen. Auch religiöse Bettler von der unverschämtesten Art, die nur faullenzen und Almosen einsammeln, umlagern die meisten Dergah's.

Doch giebt es wahre Gläubige, die, von seiner teuflischen Rücksicht geleitet, ein Dergah zu ihrem Aufenthalt wählen. Diese leben gleichfalls nur von Almosen; aber die Zweck ist ein beschaulicheres Leben in Gott. Sie kommen meistens in den Geruch der Heiligkeit und betehren viele heidnische Hindu's; auch gelten sie für Wunderthäter. Das Wirken von Wundern ist jedoch kein nothwendiges Requisit eines Heiligen; religiöse Verzückung, die an Wahnsinn gränzt, imponirt dem Volke Hindostans schon genug; und wer z. B. ganze Stunden lang bis an den Hals im Wasser stehen kann, ohne einen anderen Laut von sich zu geben, als etwa einige fromme Seufzer, den hält man gewiß für einen erkorenen Liebling des Himmels. In solchen Dergah's, welche die indischen Ueberreste der ältesten Bekenner des Islam in Indien beherbergen, wird der Reisende mit mancher wunderbaren und oft kurzweiligen Kurkerie bewirthet. Ein Heiliger, der mit untergeschlagenen Beinen auf einer Mauer saß, bemerkte, daß ein anderer Heiliger den geringeren Grade auf dem Rücken eines Tigers, den er vermittelst einer Peitsche aus Schlangen gebändigt hatte, herangesprengt kam. Der erstgenannte Heilige wollte nicht ausgestochen sein; er gebot der Mauer, auf welcher er saß, und siehe da! die Mauer gehorchte und bewegte sich vierzig Schritt vorwärts.

Die Beerdigung eines Indischen Muselmanns ist mit sehr vielen Ceremonien verbunden. Die Leichname vornehmer Männer reizt man oft nach dem benachbarten Essig, wäscht sie daselbst und verbrieft bei dieser Gelegenheit Summen Geldes unter den Volkshaufen. Ist die Waschung vorüber, so reibt man diesenigen Theile des Körpers, welche Oeffnungen haben (Ohren, Augen, Nase, Mund, Hände, Anus und Füße), mit gestoßenem Kampher und legt ihm ein Todtenlied aus weißem Musselin an, das zuweilen mit ganzen Suren des Koran beschrieben ist. Dann wird der Körper durch eine Menge festmäßiger Träger auf einer Bahre zur Gruft getragen. Das Grab ist weit und tief; das Todtlig des Todten gegen Mekka gewendet. Die Feierlichkeit beschließt eine Art von taschenkrämerischer Versteigerung in Mekka's, worin er selbst die Fragen beantwortet, die er an den Todten richtet. Während der vierzigtägigen Trauerzeit bewacht man die Stelle, wo ein Verwandter begraben liegt.

(A. J.)

Mannigfaltiges.

— Verbreitung der heiligen Schrift. Herr George Borrow, den die Londoner Bibel-Gesellschaft nach St. Petersburg gesandt hatte, um daselbst eine Uebersetzung des Neuen Testamentes in die Mandschu-Sprache zu veranlassen und beizuaufgehen, hat diese Arbeit vor einigen Monaten beendigt. Hr. Lippoffoff, ein Beamter des Russischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, der sehr lange in Peking und im Orient gelebt hat, ward mit der Ueberseyung beauftragt, die nunmehr auf einem dem Chinesischen möglichst treu nachgeahmten Papier mit Mandschu-Lettern gedruckt ist. Diese Ausgabe der Uebersetzung des sehr zum ersten Male in der Mandschu-Sprache erschienenen heiligen Buches als die Ueberseyung selbst wird als höchst gelungen bezeichnet.

— Chirurgische Wahrnehmung. Der berühmte Wundarzt Sir Astley Cooper in London hat die Bemerkung gemacht, daß Biertrinker von Profession ungemein empfindlich gegen alle äußere Verletzungen seyen und eine chirurgische Operation, die sie viele Andere ganz ungefährlich sey, sehr oft mit dem Leben büßen müsse. Das Lancet (eine medizinische Zeitung) behauptet sogar, daß ein Londoner Bier-Küfener (drayman) sich kaum in den Finger schneiden dürfe, ohne dabei sein Leben aufs Spiel zu setzen. Es fragt sich, ob unser Deutscher Bier wohl eine ähnliche nachtheilige Wirkung hat, wie das Englische Porter, und Hr. Oberlandrath Zu Münster in München ist wohl derjenige Deutsche Wundarzt, der die beste Gelegenheit gehabt hat, Erfahrungen in dieser Beziehung zu sammeln.

— Löwenstein, König der Wälder. So heißt ein neuer Roman der Miß Jane Roberts*), der in Deutschland spielt, aber nicht unter uns, denn dazu sind unsere Bäume doch schon zu sehr gelichtet, als daß sie noch ein eigenes Königreich sollten bilden können; wohl aber in den Urwäldern unserer Vorväter und zwar, wie es scheint, im Schwarzwalde, den Miß Roberts mit einem patriarchalischen, gutmüthigen und bis zu einem gewissen Punkte auch civilisirten Stamme bevölkert, der sich von einem Könige, Namens Löwenstein, regieren läßt. König Löwenstein hat einen Sohn, der in früher Jugend auf mysteriöse Art von fremden Leuten, die eine dunkele Geschichtsfahne und eine eigene Tracht haben, gestohlen wird. Glücklicherweise haben diese jedoch einen anderen Knaben zurückgelassen, den der König neben seiner Tochter als Sohn erzieht. Bruder und Schwester gewinnen sich, wie der freundliche Leser sich leicht denken kann, sehr lieb und wollten eben dem Vater ihre Liebe entdecken, als jene fremden, dunkel angelegenden Leute wieder erschienen und diesesmal den Vater sammt seinen beiden Kindern entführten. Die Reise geht nach Böhmen, wo die ganze Familie einer traurigen Gefangenschaft entgegen sieht — aber, welch unerwartetes Glück! Löwenstein findet — wie einst Jakob den nach Aegypten entführten Joseph — seinen Sohn als Beherrscher eines fremden Landes, als König von Böhmen wieder, und der Pflegesohn der Wälder dagegen ist der verlorene gelaubte Thronerbe der Böhmen. Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, daß diese unerwartete Wiedererkennung die Erzählung zu einem glücklichen Schlusse führt und daß, wie die meisten anderen Romane, auch dieser mit einer fröhlichen Hochzeit schließt. Und von diesem Freudenfeste datirt die innige Allianz des Königs von Böhmen und des Königs der Wälder. Ein Wink für unsere Historiker!

*) Loewenstein, King of the forests. 2 Vols. London, 1836.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Rthlr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Montag den 25. April 1836.

England.

Lord Brougham im Oberhause. *)

Wer eine Zeit lang den Sitzungen des Oberhauses beigewohnt und dem, was um ihn her vorging, nur einige Aufmerksamkeit geschenkt hat, für den kann es nicht schwere seyn, die Zeit und die Gelegenheit vorauszuwissen, wann Lord Brougham sich erheben wird, um zu Ihrem Herrlichkeiten zu sprechen. Spielt irgend ein Pair von der entgegengesetzten Seite nur einigermaßen auf ihn an, und hat Lord Brougham nicht schon das Wort gehabt, so kann man versichert seyn, daß der edle und gelehrte Lord augenblicklich aufstehen wird, so wie die redende Pair sich setzet auf seinen Sitz niedergetroffen hat, denn obgleich Niemand häufigerer und kühnere Angriffe auf Anderer macht, als Lord Brougham, so ist er doch einer der reizbarsten und empfindlichsten Menschen, wenn man ihn angreift, und er ist ganz unglücklich, die er seinem delagensverritten Gegner den Streich mit gehöriger Stärke zurückgegeben hat. Auch sonst kann man mit ziemlich untrüglicher Gewißheit vorhersagen, wann Lord Brougham das Wort nehmen wird. Sobald er nämlich Lust hat zu sprechen, giebt er während des Vortrages des gerade redenden Pairs die sichtbarsten Zeichen von Ungeduld kund und kann den Schluß der Rede gar nicht erwarten. Wenn man ihn in unruhiger Bewegung sieht, während ein Pair gegenüber spricht, dieser mag nun auf ihn Anspielungen machen oder nicht, so kann man getrost zwei gegen eins wetten, daß er aufsteht, sobald der Andere sich niederstreckt. Sieht man ihn mit über einander geschlagenen Beinen, das Gesicht gegen die Barre statt gegen den Wollsack gekehrt, so steigt die Wahrscheinlichkeit zum hundert Prozent, daß er der nächste Redner seyn wird. Kömmt aber zu dieser Positur noch eine Gemüthbewegung, die ihm keine Ruhe läßt und von der er sich gern befreien will, noch das hinzu, daß er sein Haupt beständigen läßt, als ob er sich mit dem Ruckkissen in der Brust verkriechen wollte, daß er sich plötzlich an den Hinterkopf faßt und dabei wohl zwei bis drei Mal an der Nase zupft; bemerkt man irgendwann das Alles zusammen an ihm, während ein Pair von der Opposition spricht, so kann man mit ihrer solcher Zuversicht darauf rechnen, daß Lord Brougham dem gegenwärtigen Redner folgen wird, wie auf den Abend der Wiedereranzung der Sonne am nächsten Morgen.

Wenn Lord Brougham sich erhebt, wird Jeder, der ihn noch nicht kennt, von seinem auffallenden persönlichen Aeußeren so getroffen, daß man auf die ersten paar Sätze seiner Rede gar nicht merkt. Seine hohe Stirn, seine dunkle Gesichtsfarbe, seine hervortretende Nase, der durchdringende Glanz seines rollenden Auges, seine mürrischen Brauen, die Härte in allen seinen Zügen, der verwortene Ausdruck seines dunkelgrauen Haares und sein ganzes eckiges Aeußeres müssen auf jeden ersten Augenblick unserer Aufmerksamkeit nothwendig auf sich ziehen und lassen uns nicht Raum, das zu beachten, was er spricht. In welcher Gemüthsstimmung er sich auch erheben mag — diesen Eindruck macht er immer auf den Fremden. Springt er aber gar in die Höhe, um einen persönlichen Angriff zurückzuweisen, oder unter dem Einfluß heftiger Partei-Aufregung, — und wenige Männer stehen sich durch Partei-Fragen so weit entfernen lassen — dann ist eine solche Schroffheit und Energie in seinem ganzen Wesen, daß es gegen das Benehmen der anderen Pairs gewaltig absticht und der Fremde auf einige Augenblicke ganz verwirrt wird.

Sieht Lord Brougham auf, um über einen wichtigen Gegenstand eine Rede zu halten, oder durch Anspielungen auf seine Person gereizt worden oder von jüngstleser Partei-Leidenschaft dingerissen zu seyn, so beginnt er stets mit verhältnißmäßig leiser und zurückgehaltener Stimme. In solchen Fällen entwickelt er allgemeine Grundsätze, deren unmittelbare Beziehung auf die dem Oberhause eben vorliegende Frage meistens schwer zu fassen ist. So wie er aber weiter fortfährt, sind sie allmälig an, das Ziel zu gewahren, nach welchem der Lord hinsteuert, und auch die schlagende Anwendung der von ihm aufgestellten Grundsätze auf seinen Zweck einsehen. Wenn er diese Prinzipien auf der dem Hause vorliegende Frage anzuwenden beginnt, springt sein gewaltiger Einfluß auf die Betrachtung der Sache herwahren in die Augen, daß man sich ehen so sehr über den rigenen Stumpfsinn, dies nicht selber gemerkt zu haben, wundert und ärgert, als man von den glänzenden Talenten des Mannes überrascht wird, der auf diese Weise, ohne sich im mindesten anzustrengen, der allgemein gültigen Evidenz der Sittlichkeit, der einfachen Regeln einer gesunden Weltweisheit und der großen Wahrheiten, auf welche die Verfassung des Landes sich gründet, zu seinem Dienst zu zwingen gewußt hat. Alle seine vorläufigen Bemerkungen und allgemeinen Behauptungen werden zuletzt gleichsam in einem einzigen Brennpunkt versammelt und mit siegender Gewalt zur Beurtheilung der dem Hause vorliegenden Frage eingewandt. Und wenn er nun zu dem Mark seines Gegenstandes gelangt ist, macht sich eine ausfallender Veränderung in seinem Vortrage bemerklich; seine Kraft und Lebendigkeit steigern sich; er spricht schneller, und seine Geberden werden leidenschaftlicher.

Will man Lord Brougham in seinem Glanz sehen, so muß man ihn nur über eine große politische Frage hören, die sein ganzes Innere auftregt. Wer ihn zum ersten Male etwa gerade über einen Gegenstand, wie die Abschaffung des Zeitungsstempels, oder über eine in der Rechtspflege vorgeschlagene Reform sprechen hört, der wird nicht begreifen können, was man so sehr an ihm zu bewundern findet. Bei solchen Gegenständen sind seine Reden zwar sehr logisch, nehmen einen gereihten und festigen Stil und zeugen von außerordentlichen Kenntnissen und tiefen Denkvermögen, aber man sieht weder in seinem Wesen noch in der Behandlung seines Stoffes etwas so Glänzendes, was ihn zu dem Ruf des gewaltigsten Redners seines Jahrhunderts berechtigte. Anders aber ist es, wenn er entfesselt, wenn irgend persönlicher Angriff zurückzuweisen oder über eine die Partei-Politik betreffende Angelegenheit zu sprechen. Dann bemerkt man schon in seinen bloßen Mienen das Selbstgefühl einer überlegenen Macht. Seine gerunzelten Brauen, sein durchdringendes Auge, das verächtliche Herabsehen auf seine Gegner, dies Alles stimmt zu dem Kostrast seiner Rede, und welchen hervorleuchtet, als seine ganze Seele darin aufgeht. Dann und nur dann kann man sein erstaunenswürdiges Talent sich ganz entfalten sehen. Er steht dann da wie ein geschickter Gladiator, der nicht nur mit Einem oder Zweien kämpft, sondern mit jedem bedeutenden Pair, der eine andere Ansicht von der Sache hat, als er. Erst oft wird er gegen Berufung der Vorschriften des Hauses zur Ordnung gerufen, aber das macht das Uebel, dem man abhilft will, gewöhnlich nur noch schlimmer. Je mehr man ihn in seinen Ausfällen auf einen Gegner unterbricht, desto wilder wird er in seinem Benehmen und desto zügelloser in seinen Ausdrücken. Es ist nicht nur unmöglich, ihn zum Schweigen zu bringen, so entschieden und einmüthig sich auch die Entrüstung des Hauses über sein Verfahren kundgeben mag, sondern er läßt sich kaum in dem einmal gefaßten Vorsatz ire machen, das volle Maß von harten Worten, das er seinem Opfer zugedacht hat, über dasselbe auszuschütten. So lange er nur von einzelnen Pairs unterbrochen wird, beschränkt er seine wüthenden Angriffe auf den Gegner, der ihm gerade zur Zielscheibe seiner verschiedenen Sprüche dient, und stellt seine Zuhörer nicht selten ihn stört, erst recht in ein lächerliches Licht, wobei er nur auf einen Augenblick von seinem Wege abbricht, um denen, die ihn zur Ordnung gerufen, einen Seitenhieb zu versetzen; wird aber der Ruf: „Zur Ordnung!“ allgemein und die Verwirrung so groß, daß er sich nicht mehr verdar machen kann, so hält er plötzlich eine Weile inne, bis der Sturm sich gelegt hat, und läßt dann die Fluthen seines Zornes über die ganze Opposition ausströmen. Das merkwürdigste Beispiel hiervon gewähren die Debatten über die Municipal-Reform-Bill in der vorigen Session. Bei dieser Gelegenheit gerieth er aus Hitze über eine kleine Unterbrechung in eine solche Wuth über jedes Individualist so ungewöhnliche heftige Worte, daß er Ihren Herrlichkeiten in ganz unzweideutigen Ausdrücken sagte, sie seyen nichts als gemeiner Pöbel.

Er versteht sich jedoch auch auf feinere Ironie und wendet dieselbe oft an, wenn er von Gegenständen spricht, die ihn in seiner leidenschaftliche Aufregung versetzen. Bei solchen Gelegenheiten zeigt er oft eine reiche Ader von heiterem, ruhigem Humor, der seine Wirkung auf ein Auditorium wie das Haus der Lords nicht verfehlen kann und häufig allgemeines Gelächter erregt. Ihn selbst aber sieht man selten das Erstere auch nur zu einem flüchtigen Lächeln verziehen.

Wenn Lord Brougham in seine Anfälle von ungestümem Zorn gerath, dann ist etwas Furchtbares in seinen Blicken und Geberden. Sein Auge blitzt von Umwillen, seine Lippen zucken, seine Brauen ziehen sich finster zusammen, und schon in dem bloßen Ton seiner Stimme und in der Heftigkeit seiner Gesticulationen liegt etwas, wodurch sich, ganz abgesehen von seinen Worten, ein Gegner wohl einschüchtern lassen kann. Und diese Entrüstung ist nicht etwa erkünstelt, oder nur äußerlich angenommen, wie der Eifer, den ein Advokat für seinen Klienten zeigt, und wie der Unwille, womit ein solcher das Benehmen der Gegenpartei anklagt. Nein, an Lord Brougham ist dies wirkliche Leidenschaft, aber,

*) Auf den so eben in London erschienenen „Zufälligen Erinnerungen aus dem Oberhause, aus der Feder eines Unparteiischen“ (Random recollections of the House of Lords, by one of no party), denen nur kurzer Zeit ähnliche Erinnerungen aus dem Unterhause von demselben Verfasser vorausgegangen waren.

Digitized by Google

wie es bei heftigen Gefühlen immer zu gehen pflegt, auch nur von kurzer Dauer. In dem Augenblick, wo er seinen Sitz wieder eingenommen hat, ja, oft schon, so wie die letzte unwillige Aeußerung verklungen ist, geht seine aufgeregte Stimmung vorüber, und er denkt nicht mehr daran. Seine Erbitterung entsteht in der That zu plötzlich und äußert sich zu heftig, als daß sie, der Natur der Sache nach, lange anhalten könnte.

Sobald der Lord in einer Partei-Sache das Wort ergreift, ist es unmöglich, aus einem seiner Sätze zu errathen, was folgen wird. Allem, was er sagt, weiß er zwar eine unmittelbare oder mittelbare Beziehung zu den Behauptungen zu geben, die er festzustellen sucht, aber in der Wahl seiner Beweismittel und in seinen Erläuterungen und Beispielen kann ist er so launisch, daß er Dinge herbeisieht, an die ein Anderer bei der dem Hause gerade vorliegenden Sache nicht im entferntesten denken würde.

Ein sehr hervorstechender Zug in Lord Brougham's Reden ist das Gepräge der umfassendsten Kenntnisse, welches sie alle tragen.

Seine Reden sind unstreitig sehr eloquent, aber seine Beredsamkeit hat den Typus seines eigenthümlichen Charakters, und es läßt sich wohl der unter den alten noch unter den neueren oratorischen Mustern finden, das mit seinen Vorträgen zu vergleichen wäre. Seine Perioden sind gewöhnlich sehr lang; es ist nichts Seltenes, einen Satz in seinen Reden zu finden, den man in einer Minute nicht zu Ende lesen kann. Sein Styl ist daher eben so verschieden, und außer dieser Weitläufigkeit für Sätze von solcher Länge, daß sie unverständlich werden, hat er auch noch die Neigung, sie mit Zwischensätzen zu überladen und Parenthese in Parenthese einzuschalten. Doch sind seine Perioden dabei immer so gebaut, daß man den Sinn derselben nie verliert. Man staunt über die gewaltige Herrschaft, die er über die Sprache ausübt, und diese Staunen wird durch die originelle Art seines Ausdrucks und durch die ungewöhnliche Leichtigkeit, mit welcher er sich darin bewegt, noch vermehrt. Der Charakter seiner Reden ist nicht Glätte und Geschmeidigkeit, sondern Rauhheit und Härte, und doch ist er im Allgemeinen in seiner Art ein vollendetes Muster.

Lord Brougham's großer Fehler als Staatsmann ist sein Mangel an Klugheit. Er läßt sich ganz von dem Antrieb seiner Leidenschaft beherrschen und spricht, wie der Augenblick ihn drängt, meist unter dem Einfluß heftiger Aufregung. Die Folge davon ist, daß er oft Dinge sagt, die er in seinen kühleren besonnteren Augenblicken gewiß nicht äußern würde. Aber obgleich ihn unangenehme Erfahrungen belehrt haben, wie nachtheilig es für ihn selbst und wie schädlich für die Sache ist, die er zu der seinigen gemacht hat, sich so von der Hitze seines Temperaments im Sprechen fortreißen zu lassen, so verfällt er doch immer wieder in denselben Fehler. Ja, er hat ihn sogar in der letzten Zeit häufiger begangen, als jemals in einem früheren Abschnitt seines Lebens.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ueber das Glück.

(Schluß.)

III. Von dem wahren Begriffe des Lebens.

Man hat Mühe zu begreifen, wie das achtzehnte Jahrhundert, dies Jahrhundert der Neuerungen, das die Weltstaatsklassifikation und das Leben gestiftet und mit der Französischen Revolution getroffen, zu gleicher Zeit dem System der Compensationen, des Gleichgewichts in Betreff des irdischen Glückes den Ursprung hat geben können. Wenn, wie dies System will, das einzige Gesetz der Kreaturen das Glück ist und das Glück stets in gleichem Maße und Verhältniß verbunden ist, so fällt jeder Grund weg, Geist und Kräfte auf die Vervollkommnung der Welt zu richten. Der Thor gilt eben so viel als der Weise, der Thor eben so viel als der Gute, die Civilisation hat vor der Barbarei nicht das Mindeste voraus, und man muß endlich zu dem Schluß gelangen, daß sie das glücklichste unter den lebendigen Wesen vielleicht das einfachste, eine Auster oder eine Koralle, zu werden sei.

Es ist unbegreiflich, wie Spinoza mit seinen Absurditäten, die sämmtlich aus seinem obersten Prinzip folgen; das Glück, in jenem abstrakten Sinne, ist uns nicht mehr Ziel und Zweck aller Kreaturen; die Kreaturen, sagen wir, sind nicht geschaffen, um glücklich zu seyn, sondern um zu leben und sich in einer zu einem bestimmten Typus der Vollkommenheit führenden Weise zu entwickeln. Alle dieselbe Zustand liefert uns der des Kindes ein treffendes Bild! Denn welches ist der Zweck der Natur bei einem Kinde, in leiblicher Hinsicht sowohl als in geistiger? Alles in ihm und an ihm strebt nur dem einen Ziel entgegen, ein Mann zu werden. Und doch muß es den Zustand der Kindheit durchmachen — aber einzig und allein, um ihn durchgemacht zu haben und uns ihm herauszureifen.

Werden wir dies Verhältniß auf gegenwärtiges und künftiges Leben des menschlichen Geschlechts vergleichend an, so stellt sich die Frage ganz anders: es handelt sich dann nicht mehr darum, glücklich zu seyn, sondern zu leben, das gegenwärtige für das zukünftige Leben.

Der große Pindar sagt: das Rad ist die Spur eines Wagens; dies ist herrlich gesagt, aber wohl verstanden, wenn wir das Leben als abgelaufen, als todt so zu sagen, betrachten. Was aber das wirkliche, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, wirklich lebendige Leben betrifft, so ist es vielmehr ein rollendes Rad zu nennen; sobald das Rad still steht, so ist es das nicht mehr, was es seyn soll, das bewegte rollende; eben so wenn das Leben stillsteht, ist es nicht Leben mehr, sondern Tod. Das rollende Rad ist nirgends fixirt; es ist nicht mehr hier, wo es noch eben zu seyn schien, sondern schon wo anders; eben so wenig ist es nur wo anders, denn es ist auch noch hier; nur ist es zwischen zwei Punkten, denen sonst würde es still stehen, und doch durchläuft es noch und noch alle Punkte. Eben so verhält sich's mit dem Leben: wie stehen wir eben in einer Idee, saßen wir, so zu sagen, festen Fuß in einer Luft oder einem Leiden, sondern immer kommen wir aus einer Idee, einer Freude oder einem Schmerz her und verlassen sie, um in andere dergleichen überzugehen; wir sind nicht mehr in dem einen und sind noch nicht in dem anderen, und noch ehe wir darin sind, liegt auch dies schon weiter hinter uns und ist gewesen.

Der Moment, in dem ich spreche, ist schon weit von mir. Ohne hierüber zu reflektiren, durchlaufen die meisten Menschen bewußtlos ihre Phasen und Metamorphosen. Sie suchen das Glück, ohne es jemals zu finden; aber in diesem Suchen erfüllen sie ihre Bestimmung, die nicht darin besteht, glücklich zu seyn, sondern darin, vorwärts zu schreiten. Immer glauben sie zur Ruhe, zum Stillstand, auf einen festen Punkt zu gelangen, und immer sieht das Ufer vor ihren Blicken. Wie trösten wir uns von Ruhe in einer Welt, die nichts ist als Bewegung, und in der an Ruhe nicht zu denken ist; wir täuschen uns über Glück in einem Leben, wo es nach den Gesetzen einer ewigen Nothwendigkeit nichts giebt als einen unaufhörlichen Wechsel.

Entfernte sagte: „das einzig menschliche Geschick beinahe, mit Ausnahme vielleicht weniger Einzelnen, so wie es sich uns präsentirt, ohne Urtheil, unfähig, das Rechte zu wählen, von einem blinden unbestimmten Drange getrieben, bewegt und angezogen von Dingen, die es nur durch dichte Wolkenschleier erblickt, von diesen und jenen aus seiner Mitte getrieben, ohne zu wissen, welches Ziel es meint, — bildet nur eine verworrene und stürmisch aufgeregte Menge, die keinen anderen Zweck zu haben scheint, als in steter Bewegung hin und her zu wogen. Wenn in diesem Taumel, in der allgemeinen Verwirrung, Einzelne durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände für Momente zu einem glücklichen Dasein gelangen, nun gut; nichts aber ist so sicher, als ihre Ohnmacht gegen die Stöße und Schläge des Unglücks, gegen Stürme, die auch über ihrem Haupte drohen, anzuwenden, steht nicht in ihrer Macht. Ihr Schicksal ist durchaus dem Zufalle anheimgestellt."

Wir sind nicht dieser Ansicht, machen nicht den Zufall zum Herrn der Menschengeschicke; wir sagen: die Menschen schreiten ohne klares Bewußtseyn auf dem über Weg und Steg führenden Zustande entgegen.

So führt uns die Frage nach dem Glücke nothwendig auf die Philosophie und auf die Religion.

IV. Vom höchsten Gut.

Beide, die Griechische und christliche Philosophie, arbeiteten an der Deduction der Frage vom Glücke, oder, wie die Alten sagten: Vom höchsten Gute.

Voltaire, der auf die Welt gekommen zu seyn schien, um alle frühere Traditionen des menschlichen Geschlechts (wenn auch oberflächlich genug) zu kritisiren, verstand diesen Ausdruck: höchstes Gut, nicht, und doch war diese Frage mit dem, was Philosophie, gleichbedeutend. Er war der Meinung, die Alten hätten darunter einen Zustand vollkommen sinnlichen Glückes verstanden, und begriff nicht, wie bei einer Frage, die von angenehmen oder unangenehmen Empfindungen handelte, als Haupt-Agens die Tugend mit ins Spiel kommen konnte. Mit einem Wort, diese große ewige Wort der Griechischen Philosophie, diese Ardeit der edelsten Geister erschien ihm als etwas durchaus Absurdes.

„Das Glück", sagt er, „ist ein selten Ding; ein höchstes Gut in dieser Welt möchte wohl die höchste Chimäre seyn. Die Griechischen Philosophen disputirten darüber ein Langes und Breites nach ihrer Weise. Kommen sie Dir nicht vor, lieber Leser, wie Bettler, die über den Stein der Weisen raisonniren? Das höchste Gut! O, über dies alberne Wort! Es möchte sich eben so gut der Mühe verlohnen, zu fragen, was das höchste Blau ist, oder das höchste Ragout, das höchste Lausen, das höchste Leben ꝛc. Jeder schafft sich sein Gutes, sein Wohl, wo er kann, und so viel er kann, nach seiner Weise und in sehr geringem Maaße."

In der That, es ist nicht gut möglich, oberflächlicher zu schwätzen, als Voltaire hier thut. Welches ist unsere Lage und Bestimmung in diesem Leben? Unter welchem Gesichtspunkt sollen wir das Gute und Ueble, das uns in demselben begegnet, betrachten? Was der Antwort auf diese Frage muß eine bestimmte philosophische oder religiöse Ueberzeugung in uns entstehen, die uns die Uebel der Welt ertragen und über Güter auf zweckmäßige Weise genießen lehrt. Ohne eine solche Ueberzeugung sind wir unverständige Kinder; dem Zufall preisgegeben, wie Fontenelle sagt, oder selbstlose Sklaven des Schicksals. Wir einer solchen Ansicht sind wir Menschen, selbstständig und nach eigenen uns innewohnenden Prinzip, das den Kern und Stützpunkt unserer Natur, das Gegengewicht und die Reaction gegen unsere Leidenschaften und gegen die äußere Welt bildet.

Lassen wir Voltaire mit seinen Possen bei Seite und hören wir die Tradition des Geschlechts in einigen allgemeinen Resultaten vor.

Auf die Frage: Welches ist unsere Bestimmung in diesem Leben? und wie haben wir das Gute und Ueble, das uns in demselben begegnet, zu nehmen? giebt Plato zur Antwort: Wir sollen mit vollem Interesse für die Gegenwart und Wirklichkeit, die uns umgiebt, leben, aber nur als Mittel zur Wiedergeburt unserer wahrhaften Natur.

Epikur. Wir sollen das Leben nehmen, wie es ist, ohne Gedanken einer Wiedergeburt.

Zeno. Wir sollen den Interessen dieses Lebens nicht nachhängen, in gewisser Beziehung nicht leben, sondern schon hier in Zeit und Raum uns zu einer freien Kraft, zu reinen Geistern, zu Göttern machen, das Geschick bestegen, uns völlig losreißen vom Irdischen, in der festen Ueberzeugung, daß mit diesem Leben auch die Verbindung mit der Welt für ewig aufgehoben sey.

Der Apostel Paulus lenkt den Mund des heiligen Augustinus: Das Leben soll uns nichts seyn, wir sollen nicht leben — sollen denken wie Plato, daß das Leben ein der ursprünglichen Natur, dem

Digitized by Google

wahrhaften Wesen des Menschen fremder Zustand sei, und zugleich wie Zeno, daß diese Haft nur kurze Zeit dauert und mit dem Tode zu Ende ist; wenn indessen Zeno seinen Erlöser in sich selber sucht, sollen wir ihn allein in Gott suchen, das heißt in seinem Geiste und seiner Weisheit im Worte, das fleischgeworden in Jesus Christus.

Diese Weisen des Verhaltens, wie sie von den besagten Philosophieren angegeben werden, sind den verschiedenen Prinzipien derselben entsprechend.

Plato's Prinzip ist: Liebe, Gott suchend in seiner Liebe.

Epikur's: Liebe sich.

Zeno's: Abstraktes von Allem.

Sankt Paulus: Liebe nur Gott allein. „Ihr esset nun oder trinket, oder was ihr thut, so thut es Alles zu Gottes Ehre." (Kor. X. 31.)

Lieben — in dieser Bestimmung, nur sittlich in verschiedenem Sinne, begegnen sich also Plato, Epikur und das Christenthum.

Montesquieu rechnet zum Untergang der Staaten nur die größten Unglücksfälle des menschlichen Geschlechts.*) „Nie", sagt er, „hat eine Lehre existirt, deren Prinzipien des Menschen würdiger und geeigneter gewesen wären, ihn zum Guten und Rechten zu erziehen. Durch alle Bestimmungen derselben geht eine menschenfreundliche Gesetzgebung, die Verpflichtung der sinnlichen Lust und Schmerzes hindurch. Der Stoicismus allein verstand die Kunst, Bürger zu bilden, und er allein schuf die großen Menschen und die großen Kaiser." Wenn auch dies Urtheil von einzelnen Stoikern gilt, so können wir es doch nicht vom Stoicismus im Allgemeinen gelten lassen. Eine tiefe Wahrheit in seinem Prinzip: entdeckend und heilig haltend, seinen Irrthum verschwiegend, gerieth der Stoicismus doch nur zu bald in Verirrungen, deren Folge war, daß er alle Verbindung mit der Welt und dem Leben aufhob. An der Welt ein wahrhaftes Interesse nehmen und den Grundsätzen der Sitte huldigen, wurden zwei unvereinbare Dinge! Wir sind drei die freilich vereinigt in der Verschiedenheit einzelner großer Männer, die im Gefühl ihrer Gottähnlichkeit gleichsam die Rolle der Vorsehung in der Welt übernahmen — oder im Sinne und nach den Grundsätzen der eigentlichen Schule blieb es immer eine Inkonsequenz. Die Welt war dem Stoicismus ein elender Spielball des Schicksals — wozu leider und athmen in ihr? Und so lehrte er den Ekel an der menschlichen Gesellschaft, die Verachtung des Lebens, den Selbstmord und den Untergang der Welt.

Wenn wir die drei Philosophieen nach ihrer Wirkung charakterisiren sollten, so würden wir sagen: Die platonische ist das bedeutendste Anregungsmittel für die moralische Vervollkommnung des Menschen, das thätigste Werkzeug der gesellschaftlichen Reformen; die epikureische ist vor allen als die geheime energische Triebfeder der Revolutionen in der Welt aufgefehen — und die epikureische hat sich besonders wirksam erwiesen für die industrielle Vervollkommnung des Menschengeschlechts.

Die erste hat uns vornehmlich im Verhältniß zu unseres Gleichen und zu Gott betrachtet; die zweite hat sich ausschließlich die Vervollkommnung unseres Gefühls zum Zweck gemacht; die dritte hat sich mehr den äußeren Verhältnissen der Natur und des Lebens zugewandt.

Durch keines dieser Systeme allein und ausschließlich, sondern durch die vereinigte Wirkung aller zusammen, ist die eigentliche Vervollkommnung, die höhere Entwickelung der Menschheit ins Leben getreten.

Das Herbe und Härtige für sich zurückstellend hat das Christenthum gethan, in welches sich alle jene Systeme als in die Wahrheit auflösen. Erst aus diesem konnte die Emancipation der Frauen und der Sklaven und die Civilisirten der Barbaren hervorgehen. Wenn wir die im Christenthum hervorgetretenen Richtungen der Askirung, der Geistige der Verschönerung, des Verschwindens der Welt, des Ekdhaas u. s. w. auf platonische und sinnliche Elemente zurückführen wollen, so würde die Reaction gegen jene mönchischen Formen des Daseins dem epikureischen Elemente zuzuweisen seyn. Dies war es, welches dem Idealismus in seinen Bestrebten, die heilige Basis unserer Existenz zu zerreißmern, Halt gebot und, indem es den ewigen Werthen der Natur wieder Ehrfurcht erzwang, die heilige Quelle der Entdeckungen und die Mutter des industriellen Glaubens, der in unserer Zeit alle Ideale der Vergangenheit zu überstrahlen droht, geworden ist.

Reigen wir uns vor der Philosophie! Was wir haben, besitzen wir durch sie, und nur durch das Denken ist es einzig und allein, wodurch wir uns von den Thieren unterschieden.

Der Mensch ist nicht Geist und Körper, wie man gesagt hat, sondern ein zweckerzeugter Geist. Was Pascal sagt: „Der Mensch ist weder Engel noch Thier", ist bis auf unsere Tage nicht begriffen worden. In dieser Beziehung wird Descartes's Antwort an Descartes, der ihn Fleisch genannt hatte, stets denkwürdig bleiben. „Wenn Ihr mich Fleisch nennt, so nehmt Ihr mir damit nicht den Geist. Ihr nennet Euch Geist, könnt aber gleichwohl nicht aus Eurem Körper hinaus. So müssen wir Euch denn reden lassen nach Eurer Weise. Wie gesagt, daß ich, Gott sey Dank, nichts so sehr Fleisch bin, daß ich des Geistes dadurch verlustig ginge, und daß Ihr nicht so sehr Geist seyd, daß Euer Fleisch hinter euch liege, mit einem Wort, daß wir alle Beide weder über noch unter der menschlichen Natur stehen. Wenn Ihr über das Menschliche in Euch erröthet, immerhin; ich nicht."

Der große Streit des Spiritualismus und Materialismus neigt sich seinem Ende; er ist längst gestaltlicher; beide sind auf gleiche Weise Sieger und besiegt; beide haben Recht, und beide haben Unrecht. Die Materialisten mögen immerhin sagen: Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu (Nichts ist im Geiste, was nicht vorher im Sinne, in der Empfindung und äußeren Wahrnehmung, gewesen ist). — In alle Ewigkeit wird man ihnen mit Leibnitz erwiedern: Nisi ipse intellectus (Nichts, außer dem Geiste selber).

*) Geist der Gesetze, Buch XXIV.

Verstellt man also, wie wir, unter Glück einen bewußten Zustand unserer selbst, so ist es einzig und allein die Philosophie, die uns zu demselben gelangen läßt. Es handelt sich dann nicht mehr um ein Glückseligkeyn zu genießen, Sinne des Wortes, sondern wie dann, der Allgemeinheit unserer Natur, menschlicher Wahrheit und Würdigkeit gemäß zu leben. Dies, die Erkenntniß unserer Natur, den Begriff der Menschheit lehrt uns die Philosophie erfassen, und die Anwendung und Ausübung ihrer Lehren heißt die Tugend.

Pierre Leroux.

Eine Szene zwischen Molière und seiner Haushälterin.

Es war im Dezember 1664: die Uhr hatte kaum vier geschlagen, und doch war es fast Nacht; ein kalter Staubregen, bald aus Nebel, bald aus Hagelschlacken bestehend, verfinsterte den Himmel und erhöhte das trostlose Aussehen der Straßen, welche das eingetretene Thauwetter mit Steinhaufen, Koth und Eispfützen bedeckte. Die Feuchtigkeit drang überall durch und erweckte selbst in den bestverschlossenen Zimmern ein leises Frösteln; auch waren die selten Worte, welche ein langer und blendender Mann bei seiner Nachhausekunft an seine alte Haushälterin richtete: „Laforest, hast Du Feuer?"

Während die gute alte Frau, die am Heerde hockte, die unter der Asche glimmenden Kohlen anschürte, darauf Holz herbeirief und im Kamin die erwärmende Flamme hochanstehen machte, wickelte sich der Herr aus seinem weiten Mantel und nahm die große Perrücke ab, deren Fülle durch die damalige Mode vorgeschrieben war. Er bekleidete darauf das Haupt mit einer Mütze, hüllte sich in einen Schlafrock von schwarzem Sammet, ließ sich in einen großen Lehnstuhl nieder und setzte die Füße auf den Rand des Kamins.

Anfangs überließ er sich ganz dem angenehmen Gefühl, das ihm nach, als in das Wärme seiner Körper durchdrängte; seine Züge erheiterte sich, seine Augen röthten einen feinen Glanz auf. Aber bald auch diese heitere Stimmung und machte einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz; der röthliche Schein, den das Feuer in gewissen Zwischenräumen auf den Mann warf, zeigte ihn von Traurigkeit niedergebeugt; um seine Lippen schwebte ein bitterer Lächeln.

Plötzlich fuhr er zusammen; seine Haushälterin trat ein, um ihm einen Besuch zu melden.

„Ich habe heute gern allein bleiben wollen, Laforest; ich leide, ich bin krankig." — „Der Herr arbeitet zu viel! Der Herr verdient sich das Wort. Ich bete es dem Herrn oft genug gesagt, auch Herr Monsieur Boileau es gethan. Aber das hilft den Herrn nicht Laforest." Der Herr hören weder auf den Einen, noch auf die Andere. Ich werde also dem jungen Manne sagen, daß er ein anderes Mal wiederkommen soll." — „Geh!" — „Es ist bereits zum zweiten Mal, daß der arme junge Mann wiederkommt. Ich habe ihm vorher gesagt: Sryn Sie so gut und kommen Sie um vier Uhr wieder, denn sintens die ihn ganz gewiß, denn um diese Zeit kommt er an allen Tagen, wenn nicht gespielt wird, aus dem Theater, und heute wird nicht gewielt. Es schadet indeß nicht, er kann Sie morgen sehen." — „Hm! Laforest, Du interessirst Dich für den jungen Mann, wie es scheint." — „Nun ja, Sie haben Recht; der junge Mann ist recht hübsch gestaltet und dabei so sanft, so traurig." „Ah! der Poquelin ist Dir sehr gewogen, Laforest. Kann ich die Ehre haben, ihn zu sehen? Würden Sie wohl die Güte haben, Madame, und ihn fragen, ob er meinen Besuch annehmen will?" Und er sagt das mit einer so einschmeichelnden Stimme, und er richtet mit seinen großen Augen so bittende Blicke auf mich . . . ich hatte mich überzeugt, daß er den ersten Worten Ihr Herz gewonnen würde." — „Nun denn, Laforest! söhre Deinen Schützling ein."

Frau Laforest war eine gute Menschenkennerin; der junge Mann nöherte sich Molière mit solcher Bescheidenheit, solchen Ehrbieten, solcher Wertgewohnt und Grazie, daß der Kranke in seinen Empfang wohl Angenehmes und Dienstleer legte, als man sonst wohl bei einer unbekannten Person zu thun pflegt.

„Mein Herr!" stotterte der junge Mann, „ich bitte Sie, ich wollte Sie bitten, mich Ihrer Huldes zu würdigen; ich bin die Verfasser eines verstorbenen Schauspiele."

„Das ist eine sehr gefährliche Laufbahn, die Sie da beginnen, junger Mann", seufzte Molière, „und wenn Sie nicht von einem gebieterischen Rufe, dem man, wie ich weiß, nicht widerstehen kann, fortgerissen werden, stehen Sie davon ab und ergreifen eine andere Beschäftigung."

Entwürdigt durch diesen strengen Empfang, beobachtete Marine ein Schweigen, das mehrere Minuten dauerte. Molière war wieder in sein finsteres Nachgrübeln versunken.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr!" sagte Molière endlich; „aber ich empfinde stets einen tiefen Schmerz, wenn ich einen jungen Mann voll Lebenshoffnung und Phantasie sehe, der die Freuden seines Jünglingsalters, seine Talente, sein sorgenloses Lächeln, sein Familienleben, sie die Sorgen, Widerwärtigkeiten und tiefen Zwiefel, welche die dramatische Laufbahn ihm darbietet, eintauschen will; dieser Kelch des Ruhmes ist ein bitterer Kelch. Er ist, bis zum Tode, mit Bitterkeit und Thränen gefüllt, wie der an der Schöpfstätte. Ein glücklicher Erfolg ist nicht hinreichend, das Herz mit Freude zu erfüllen; ein mißlungenes aber erfüllt es mit Verzweiflung. Auch Sie werden wehe als einmal diesen grausamen Zwiefel empfinden; Sie werden erfahren, was Sie durch ihn leiden müssen, nicht zu gedenken der Verleumdung, der Verfolgungen, des eiferschtigen Hasses und — vielleicht der Armuth, denen Sie bloßgestellt sind."

Er bedeckte seine Stirn mit der Hand, und die Thränen liefen ihm von der Wange herab.

„Aber Verzeihung, mein Herr! Verzeihung; ich lasse mich zu sehr von schmerzlichen Gefühlen und Erinnerungen hinreißen . . . . Welches ist der Titel Ihres Stückes?"

Digitized by Google

„Thrägène et Charicles, mein Herr. Hier ist es. Und jetzt werde ich Ihnen einige Verse daraus vorlesen, wenn Sie es mir erlauben.“

Als der junge Racine seine Tokaier brennbar hatte, ehrbe sich Molière und ergriff die Hand der jungen Mannes: „Sie werden eines Tages ein großer Dichter sein, mein Sohn! und gewiß würde Ihr Stück bei der Darstellung einen Erfolg haben, mit dem sich viele begnügen würden. Aber ich will nicht, daß Sie sich dabei begnügen: Ihr Debüt muß glänzende aufsallen. Legen Sie Ihre Charicles und Thrägène bei Seite, und arbeiten Sie eine andere Tragödie auf. Mein Theatre ist Ihnen geöffnet; man wird Ihr Stück, mit Zurückziehung aller anderen, selbst die wenigen, spielen. Unterdessen“, fuhr er, nicht ohne Verlegenheit, fort, „weiß ich sehr wohl, daß die Hippokrene nicht die Pakulus ist, und es ist unmöglich, etwas Gutes schreiben zu können, wenn man am Nothwendigen Mangel leidet. Darum, mein Sohn, bitte ich Sie, diese hundert Louisd'or anzunehmen.“ . . . .

„O, mein Herr! mein Herr! Welche Güte! Meine Dankbarkeit . . . .“

„Sie sind mir dafür nicht verschuldet. Es ist eben ein Dienst, den ich Ihnen leihe; ich leihe ihn, um ihn gegen einen Dienst anzutauschen, den man mir bei meinem ersten Debüt als Schauspieler erwiesen hat. Ich leihe Ihnen nichts, ich trage nur alte Schulden ab. Vergessen Sie nicht, sich bald an die Liebeit zu machen und mir eine gute Tragödie zu schreiben, wie alle Corneille vor uns gethan haben. Adieu. Denken Sie daran, daß ich Sie erst zu Hause bin, und daß Frau Laforest nicht vergessen wird, jenen Pintag Ihr Couvert zu besorgen.“

„O“, rief Racine im Hinausgehen, „Sie sind so gutmüthig gegen mich! Aber mindestens, das sühle ich, werde ich ein Undankbarer seyn.“

„Möge er wahr sprechen!“ sagte Molière, „möge er wahr sprechen, und es nicht machen wie alle übrige!“

. . . Acht Tage waren darauf vergangen, als Frau Laforest sragte: „Guter Herr, soll ich das Couvert für Herrn Racine auflegen? Es ist nun schon über acht Tage, daß ich es hintege, ohne daß er davon Gebrauch macht.“ Molière antwortete auf diese Frage mit einem verneinenden Kopfschütteln.

„Ist Herr Racine denn krank?“

„Um des Himmels Willen, Laforest, sprich keinen Namen nicht mehr in meiner Gegenwart aus. Der Undankbare!“

Frau Laforest ließ den Kopf mit Silberzeug fallen, ten sie in der Hand hielt: „Er ein Undankbarer: Ach, du mein Himmel! Wem soll man in Zukunft noch Glauben?“

„Ja, Laforest! Er ist ein Undankbarer! — Was willst Du? Er braucht mich nicht mehr. Er hält sein Stück im Hôtel de Bourgogne darstellen, weil er einige Louisdeor mehr dafür bekommt. Und wenn es nur das wäre! Er hat ein dutzendes Epigramm auf mich gemacht, und eben jetzt, . . . eben jetzt ist er an mir vorübergegangen, ohne mich eines Blickes zu würdigen, ohne an den Hut zu fassen. . . . Du weißt es, Laforest, wie ich ihn empfangen habe, wie ich ihn liebe. Aber, mag es seyn! sie sollen aus mir kennen Epitaphen machen!“

„Der Herr Racine . . . Herr Racine hat das gethan? Ach, du mein Schöpfer, giebt es denn weder Dankbarkeit noch Tugend auf der Welt! Wenn er nur noch die schönen neuen Herden zurückgeschickt hätte, die Sie ihm geliehen haben.“ — Aber welcher Satan schlägt denn so stark gegen die Thür? Ein Bettler! Gott beste Sach, wie kommen Euch nichts geben.“

„Ist hier nicht so eben ein langer blasser Herr ins Haus gegangen? — Ja, ich sehe ihn dort in der Stube. Mein Herr, Sie haben mir so eben ein Almosen gegeben.“

„Ja! Nun?“

„Nun, Sie haben aus Versehen, anstatt einer dreißig Sousstück einen doppelten Louisdor in meinen Hut geworfen, ich bringe ihn zurück.“

„Wo zum Teufel will sich die Ehrlichkeit ihn verlieren!“

Der Arme machte eine Bewegung.

„Verzeihung, Verzeihung, wackerer Mann! Es giebt Ereignisse, welche uns oft an der Tugend zweifeln machen; Ihr habt mir diesen edlen und heiligen Glauben zurückgegeben. Behaltet das Goldstück, Ihr seyd noch lange nicht hinlänglich damit bezahlt.“

Der Arme ging.

„Ein ehrlicher Mann!“ sagte Molière. — „Was will das sagen?“ entgegnete Frau Laforest. „Laßt mir nur noch solche junge Leute kommen, die Eure Protection in Anspruch nehmen und Eure Hemden leihen wollen; ich will sie schon empfangen, Sie werden sehen.“ — „Du wirst sie also nicht wieder in Deinen Schutz nehmen? weiß sie nicht wieder hinzulassen, wenn ich leider!“ — „Gewiß nicht . . . Niemals!“ — Wer ist da wieder an der Thür? . . . Ach, es ist Herr Baron!“

„Guten Tag, lieber Vater, (der berühmte Schauspieler Baron war der Adoptivsohn Molière's) guten Tag, Laforest. Ich habe so eben ein beteidtes Schauspiel gelesen, mein Freund. Ein armer Schauspieler, Mondorge, er ist ohne Brod, ohne Mittel, seine Truppe wieder zusammen zu bringen.“

„Mondorge! Er war früher mein Kollege. Wie viel soll man ihm geben, Baron?“

„Vier Louisdore, dächte ich.“

„Gieb ihm vier Louisdore von mir, Baron, und hier, diese zwanzig gieb ihm in Deinem Namen. Dasselbige wird spaen, die Jugend mit vollen Händen aufstreuen. Und Du, Laforest, wirst ihm mein neues mit Gold gestricktes Sammtkleid schicken, ich darf es nicht zugeben, daß mein alter Kamerad mir ein Bettler einhergehe.“

„Ach guter Herr“, rief Laforest mit einer Mischung von Unzufriedenheit und Freude, „Sie werden ein wahrhafter Geist! Ich sage es Ihnen hiermit, Sie sind zu unverbesserlich!“

„Ja, unverbesserlich! denn wenn es schwache und undankbare Menschen giebt, so giebt es auch treue, erprobte Freunde! Nicht wahr, Baron!“

Baron ergriff Molière's Hand und drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

Ein Jahr später war er der beglückte Liebhaber von Molière's Gattin. (Mercure de France.)

Bibliographie.

Histoire des Mollusques terrestres et fluviatiles, observés dans le département de la Sarthe. — Von E. J. Goupil. 3 Fr.

Traité de l'Erysipèle et des différentes variétés qu'il peut offrir, renfermant toutes les opinions des auteurs sur cette maladie. — Von Alm. Lepelletier. 4½ Fr.

Traité général d'Anatomie comparée. Par J. F. Meckel. Traduit de l'Allemand et augmenté de notes par MM. Riester et Alph. Sanson, précédé d'une lettre de l'auteur. — Theil VII. 6 Fr.

De la Truffe. Traité complet de ce tubercule etc. — Von Mognier. 7½ Fr.

Du cancer de la matrice. — Preisschrift von P. J. S. Trallier. Hygiène philosophique des artistes dramatiques. — Von Dr. Beeue. 2 Bde. 10 Fr.

Mannigfaltiges.

— Das Portefeuille. Diese seit einigen Monaten von einem Londoner Buchhändler in Form einer Zeitschrift herausgegebene Sammlung diplomatischer Aktenstücke — ob echt oder unecht, kann uns zu beantworten nicht obliegen — soll jetzt mit der British and foreign Review vereinigt werden, wodurch das letztgenannte Journal noch mehr, als es bisher schon der Fall war, den Charakter einer politischen Zeitschrift erhalten würde. Es ist überhaupt eine mit jedem Jahre sich mehr bestätigende Wahrnehmung, daß die Englischen Reviews, die ursprünglich dazu bestimmt waren, ein Forum für Wissenschaft und Literatur zu seyn, diese ihre Bestimmung zu erfüllen meinen, wenn sie auch der Tagespolitik einen Theil ihrer Raumes widmen und sich unumwunden für eine der herrschenden politischen Parteien erklären. So ist bekanntlich die Quarterly-Review das Organ der Tories, während die Edinburgh-Review den Whigs und die British and foreign Review den Radikalen angehört. Bemerken wir jedoch, daß Tagespolitik und Wissenschaft vollkommene Gegensätze sind, daß die nur, stets veränderlich, von den Ereignissen des Momentes abhängig, meistens ein nur vorübergehendes Interesse erregt, während die andere, die ewig wahre, nur in der Fortdauer in jenem Parteistreiben die nöthige Ruhe und Selbstständigkeit zu gewinnen vermag, so können wir allerdings eine solche Vermischung nur bedauern. Und in der That zeigt auch jedes neue Heft der drei obengenannten Zeitschriften, wie wenig die Tagespolitik durch einen Beisatz von Wissenschaftlichkeit gewinnen und wie viel dagegen die Wissenschaft durch ihre Verschwisterung mit der Tagespolitik verlieren kann.

— Theologische und politische Literatur Frankreichs im Jahre 1835. Wer die Französischen Zustände nur einigermaßen kennt, wird es wohl kaum für möglich halten, daß auf dem Büchermarkte unserer Nachbarn die Theologie ein bedeutendes Uebergewicht gegen die Politik hat. Und doch ist dem wirklich so! Den Beleg dafür liefern Herrn Beuchot's Journal de la Librairie, welches bei den Französischen unseren Leipziger Messen gleich, jedoch vor diesen den Vorzug hat, daß es seinen solchen Mischmasch von Werken in allen Sprachen darbietet, die nicht dicht in Deutschland, sondern auch in Kopenhagen und in London, in Utrecht und in Paris erschienen sind, ohne daß darum doch der genannte atmobisch eingerichtete Mess-Katalog ein auch nur irgend befriedigendes Verzeichniß der Deutschen, Englischen, Hollandischen oder Französischen Büchern gibt. Also nach Beuchot's Journal sind im vorigen Jahre in Frankreich nicht weniger als 708 theologische und nicht mehr als 275 politische Werke (mit Einschluß der Broschüren) erschienen. Sieht man der Sache etwas näher auf den Grund, so ist die Ursache dieser anomalen Erscheinung allerdings bald aufzufinden. Das Interesse der Tagespolitik wird durch die preßfreien Zeitungen, die bei jener Angabe nicht mitgezählt sind, so sehr erschöpft, daß unmöglich auch noch für den Büchermarkt Stoff, Zeit und Geld genug übrig bleiben können. Die theologischer Literatur dagegen, welche unstreitig aus dem Wiederabdrucke alter sanktionirter Bücher und Abhandlungen besteht, weiß sich zu dem Französischen Publikum noch ganz andere Wege als den gewöhnlichen des Buchhandels zu bahnen. Die Geistlichkeit selbst, die sür den wohlfeilen Wiederabdruck von katholischen Kirchen- und Erbauungs-Schriften Sorge trägt, ist auch der gewissenhafteste Verbreiterin dieser Werke. Jeder Dorf-Priester ist nebenbei eine Art von Buchhändler, und insofern die von dem Klerus verkauften Schriften nicht zur Heiligung des Aberglaubens, sondern zur Förderung von Religiosität und Moral beitragen, ist diese Art der Literatur-Verbreitung gewiß auch eine sehr wohlthätige zu nennen.

Herausgegeben von der Redaction der Pllg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Königl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Donnerstag den 28. April 1836.

Frankreich.

Die Literatur als Bildnerin des Menschen.

Wenn ein unwissender Mensch beim Anblick eines Pfirsichbaumes, der zur Frühlingszeit mit Blüthen bedeckt ist seinem Begleiter sagte, ausriefe: „Was, Bäumen hier statt Früchte! welcher Pfirsichbaum! mag mit dem unnützen Baume, ich brauche Früchte, nicht Blüthen in meinem Garten!“ er würde sicher der Gegenstand des Gespöttes oder des mitleidigen Lächelns der Zuhörer seyn. Und dennoch urtheilen diesem Unwissenden gleich alle diejenigen, welche, die Literatur von ihren folgenreichen Einflüssen trennend, in ihr nur eine angenehme oder gar leicht fertige Zerstreuung, eine Art Luxus des Geistes und verschönernde Verwendung von ernsten Studien sehen wollen. Sie lassen sich eben so, wie jener einfältige Gartenbesitzer, von dem rohen Scheine täuschen; sie sehen nur die nahebeigenden Blüthen und sind keines Gedankens an die folgende Frucht mächtig.

Diesen Irrthum wollen wir nunmehr bestechten, indem wir die Literatur in ihrem wahren Charakterbilde zeigen, indem wir die Beziehungen auseinanderlegen, in welchen sie mit allen unseren Sendien steht.

Wir können das Wort nicht von dem Begriffe trennen, den es ausdrücken soll; die Sprache müssen wir sonach als ein Bild des Gedankens betrachten, die Literatur als das Mittel zur Manifestation, zum Austausch, zur Verbreitung und zur Erhaltung unserer Ideen. Mit einem Worte, die Literatur ist für den Geist, was das Auge für den Körper, sie stiftet das innige Verbündniß zwischen ihm und der ganzen Natur.

Erst als dem Menschen die Gabe der Sprache verliehen wurde, begannen seine geistigen Kräfte sich zu entwickeln; bis dahin mußten sie noch roh und in verworrenen seyn. Das Wort wurde der Spiegel, in welchem sich der Gedanke abspiegelte und seinem Urheber das Bild zeigte, welches er jetzt näher betrachten, beurtheilen und behandeln konnte. Er fand zuerst isolirte Namen für die Gegenstände, dann für die Eigenschaften jener Gegenstände, und nun Verbindungen für die Verbindungen der Eigenschaften mit den Sachen u. s. w. In dem Augenblicke, wo die Zunge von ihrer Fähigkeit, zu sprechen, Gebrauch machte, fing der Geist an, zu unterscheiden.

Noch aber mußte der Gedanke dem flüchtigen Laut anvertraut bleiben, der unwiederkommt ist, ihn zu befestigen und dauernd fortzupflanzen; es mangelte der Intelligenz ein Stützpunkt, von wo aus sie ihren Aufschwung nehmen konnte. Da entdüllte sich ihr ein neues Geheimniß, wodurch sie sich verewigen konnte, sie erfand die Schriftzeichen.

Diese Epoche erklimmt einen großen Platz in der Geschichte des Menschengeschlechtes. Wer mag den Einfluß ermessen, welchen diese Erfindung auf die Bestimmung des gesellschaftlichen Zustandes ausübte!

Die Literatur war, wie schon die Namen zeigt, anfangs weiter nichts, als die Kenntniß der Schrift-Charaktere. Diese Kenntniß, als sie noch in ihrer Kindheit war, gab ihren Besitzern eine hohe Superiorität über das Volk. Die Schriftgelehrten galten für die Weisen des Volkes, für die Bewahrer der Geheimnisse der Wissenschaften, und sie bemächtigten sich hierdurch auch des Ansehens ertheilender Oberherrschaft über den Haufen. So haben die Juden ihre Brahminen, die Chaldäer ihre Magier, die Kelten ihre Druiden und die Aegypter ihre Priester, die alle durch die Bekanntschaft mit der Schrift sich vom gemeinen Volke auszeichneten und es eben durch das Ansehen dieser Auszeichnung beherrschten.

Inzwischen drang, mit dem Feuerschritte der Zeit, die Schriftkunde aus den festen Mauern der Tempel und verbreitete sich über alle Klassen der Gesellschaft; und von nun an wurde der Begriff des Wortes Literatur ein ganz anderer. In der Zeit der Rohheit bezeichnete das Wort bloß die Kunst, die Buchstaben der Schrift zu verzeichnen; später bedeutete es die Kultur der Sprache mit Hülfe der Schrift.

So verstehen wir noch heute dieses Wort. Der Homme de lettres besitzt bei uns ein Maaß, der seine Gedanken mit mehr Klarheit, Bestimmtheit, Kraft und Anmuth als der gemeine Mann vorzutragen weiß; der, um diese Geschicklichkeit zu erlangen, nicht nur lange Zeit den Geist und die Hülfsmittel seiner Muttersprache studirt hat, sondern den Kreis seiner Hülfsmittel noch mit dem Studium fremder Sprachen erweitert hat; dessen Kunst sich nicht darauf beschränkt, einen isolirten Gedanken ausdrücken zu können, sondern der es versteht, dem umfassendsten Gegenstande, dem ausgebreitetsten Systeme die klarsten und glücklichsten Ausdrücke zu leihen, die ihm eine sichere Bestellung der Ideen ertheilt und die natürliche Ordnung der Beziehungen kennt.

Eine Wissenschaft, ihr Gegenstand sey, welcher er wolle, besteht aus einzelnen Ideen, die durch ihre Verknüpfung ein Ganzes bilden. Anfangs machen wir nur einfache Bemerkungen, diese pflegen wir und vergleichen sie unter sich und mit anderen Thatsachen, wodurch sie zu Prinzipien erhoben werden können. In fortschreitender Untersuchung entdeckt der Geist den Zusammenhang zwischen den gewonnenen Prinzipien, die bisher nur speziell sind, und erhebt sie zu allgemeinen Grundsätzen und gelangt endlich zu dem Punkte, wo sich durch ein Universalgesetz alle unitergeordnete und allenfallsende Thatsachen unter der Fahne der Wissenschaft vereinigen. Wer aber war es, der unserer Intelligenz das Vermögen gab, das Band der Ideen aufzufinden und glücklich zu benutzen? Es war die Sprache und folglich die Literatur, welche jene vervollkommnet.

Wären noch Beweise für die wohlthätige Gewalt der Literatur nöthig, so dürften wir nur die Geschichte befragen; jedes Blatt derselben würde uns antworten, daß Wissenschaft und Philosophie genau dem Schritte der Sprache folgten.

Wer einen Augenblick beim Gemälde der Menschengeschichte verweilt, wird gleich von diesem Phänomen überrascht werden. Noch einem Jahrhundert voll literarischen Glanzes sieht man gewöhnlich ein ernstes Streben sich kundthun, das durch Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaft, der Industrie und Kunst sich auszeichnet, und in welchem der menschliche Geist einen kräftigeren Aufschwung genommen hat. Nach den Sophokles, den Thukydides, den Aristoteles, den Platon, den Demosthenes, den Racine's erheben sich die Aristoteles, die Platon, die Beccaria's, Robertson's, Montesquieu's und Buffon's. Welchen Ursachen hat man diesen Wechsel in der Thätigkeit des menschlichen Geistes zuzuschreiben? Tritt er etwa darum ein, weil die Einbildungskraft erschöpft ist — oder weil die Unbefähigkeit sich im Geschmacke der Völker getheilt macht? Oder sind etwa die Fähigkeiten der Menschen eines Jahrhunderts von anderen Beschaffenheit, als die ihrer Vorgänger und Nachfolger? Keines von Allem! Es giebt einen einfacheren und triftigeren Grund. Die literarischen Schöpfungen mußten ihrer Anwendung vorausgehen. Erstere bildeten die Werkzeuge, vermittelst welcher Letztere sich auf dem Wege des Wissens und der Wahrheit leichter und sicherer fortbewegten.

Zu Anfang des Jahrhunderts, welches den Namen Ludwig's XIV. an der Stirne trägt, sehen wir mit Erstaunen oft den unerheblichsten Erzeugnissen eine seltsame Wichtigkeit geben. Hof und Stadt theilten sich in Meinungen über ein Madrigal, und der strenge Boileau selbst sagte: „Un sonnet sans défaut vaut seul un long poëme.“*) Eine solche Seltsamkeit konnte nur in einer Epoche stattfinden, wo der Sprache noch neu, roh, in ihrem Bildungs-Prozesse begriffen war und mit elementarischen Schwierigkeiten rang. Damals mußten erst stilistische Formen geschaffen werden, Regeln der Sprache und des Geschmacks aufgesucht, festgestellt und von Anderen angewonnen werden. Das Geschreiben war also damals keine so leichte Sache, und selbst die geringfügigsten Dinge verdienten als Anfänge Beachtung. Wie sehen dieses Ringen mit Schwierigkeiten in den Versen des alten Malherbe, die mehr genau als inspirirt sind, in der gezwungenen Harmonie der Prosa des Balzac**) und in dem zierlichen Muthwillen des Voiture. Eleganz und Korrektheit waren damals so hohe und wichtige Eigenschaften, daß sie allein hinreichten, ihren Besitzern Ruf und Ansehen zu schaffen. So erhielt Patru, obgleich er ein kräftiger Redner war, die Lobeserhebungen Boileau's und die Stimmen der Akademie, weil sein Stil rein war. Und wie beherrschte Boileau selbst das Urtheil Aller, obgleich er keineswegs neben seinen Gaben der gelehrten Beredsamkeit mit Gabe der Erfindung in einem hohen Grade besaß! In jener Zeit arbeitete mancher Gelehrte sein ganzes Leben hindurch an einem einzigen Werke. Auf der anderen Seite aber glänzten auch wirklich die Sprachformen bei den guten Schriftstellern mit seltener Schön-

*) Der alte Boileau hat hier unbestritten ein Paradoxon hervorgebracht; ein Sonnet kann nichtsbesagenden sogar Gedichte gegenüberstellen wollen, und in diesem Sinne ist ihm Unrecht zu geben. Es ist, als er dem Vers des berühmten Dichters Perrault erschien, ein Gedicht hatten noch in der neuesten Zeit Gelegenheit, die Wahrheit dieses Ausspruches zu sehen, wenn wir mit so manchen langen Gedichten unserer heutigen Tagesschriftsteller ein einziges Sonnet aus der klassischen Sammlung an Elisabeth jener gleichen. Den zahlreichen Verehrern des Deutschen Tasso, den wir jetzt auch mit Stolz den Deutschen Petrarch nennen dürfen, wird gewiß die Nachricht willkommen seyn, daß wir die Absicht haben, die „Erinnerungen an Elisabeth“, die bisher nur für einen kleineren Kreis in gedruckter Handschrift da waren, bald auch, und zwar auf das immer lauter werdende Verlangen des großeren Publikums, im Buchhandel erscheinen zu lassen.

**) Jean Louis Guez de Balzac, nicht zu verwechseln mit dem heutigen Romanschriftsteller. Jener ward am 3. 1595 zu Angoulême geboren, und er auch am 3. 1654 Hard. Sein bestes Werk war eine „Abhandlung über die Hadrianischen Vereine.“

Digitized by Google

heit; ihre Vollkommenheit zahlte mit Wucher die darauf verwandte Mühe, und die Werke des Genies gestatteten sich keine Originalität aus, die es bezeugte, daß der Verfasser seine Vorbilder nicht verbieten entlehnt, sondern sie selbst geschaffen hatte. Wenn man Pascal, Boffuet, La Bruyère, Corneille und Lafontaine liest, so fühlt man, daß von diesen Männern jeder seine eigene Sprache spricht, deren Schöpfer er selbst war.

Im darauffolgenden Jahrhundert bemerkte wie einen anderen Charakter der Literatur. Die Sprache hatte schon reifere Festigkeit erlangt, und die Schriftsteller suchten mehr den Ruhm der Eleganz als der Originalität. Der Gedanke, der nicht mehr so verlegen um die Einkleidung war, durch welche er in die Aufmerksamkeit tritt, hatte jetzt feinere Zeile. Nicht mehr brauchte er seine Kräfte zur Aufschwung von Formen zu zerspliltern; und er sammelte sie zu kräftigerem Streben. Literarische Gebäude, die durch ihre Größe Achtung einflößen, erheben sich fühn in jenen Geschichtsperioden und Geschichtswerke, die für immer ihrer Spur zurückgelassen haben. Fontenelle steht am Eingange des neuen Jahrhunderts, und vereinigt unter dem Beifalle des erstaunten Frankreichs die schönen mit den ernsten Wissenschaften. Montesquieu entwirft die Gesetze und Institutionen der Völker. Buffon, majestätisch und einfach, wie die Natur, die er beschreibt, proklamirt einige Wahrheiten neben erhabenen Träumen, deren Prüfung daß andere Wahrheiten an das Licht brachte. Voltaire, der nach jeder Gattung des Ruhms die Hand ausstreckte, scheint sich zu vervielfachen, um die Vorurtheile zu bekämpfen, seinen Landsleuten die Geheimnisse Newton's zu erklären und die Philosophie auf die Weltgeschichte zu übertragen. Er vornehmlich den Fanatismus und die Intoleranz, forderte mit Beccaria die Reform der Criminal-Gesetze und erinnerte durch die Zahl seiner Arbeiten an Hercules, der einst, gleich ihm, Ungeheuer bändigte. Weniger universell, aber kühner, lief der Graf Buffon (Rousseau's Liebling) in die Tiefe der heiligen Stimme der Natur, der Sittlichkeit und des Glaubens ertönen. Und wer mag nächst Diderot, Condillac und D'Alembert die langen Reihen der Philosophen, Dichter und Gelehrten zählen? Aber von allen Seiten sehen wir, wie das neue Jahrhundert mit den großen unsres Sprachschatzes, die es von seinen Vorgängern geerbt, sich, wiewohl nicht fest von Irrthümern, die der Wahrheit immer nahe bringt. Das 17te Jahrhundert hat die Literatur geschaffen und das 18te Jahrhundert hat sich ihrer bedient, um Untersuchungen zu beleuchten und Entdeckungen zu verbreiten. S. A. Berville. (France Litt.)

England.

Lord Brougham im Oberhause.

(Schluß.)

Lord Brougham ist ein Mann von äußerst hitziger und heftiger Gemüthsart. Das Unbeherrschte kann ihn anfreinden. Ob das Publikum diesen Temperamentsfehler an ihm gerade zu bedauern hat, möchte sich bei genauer Erwägung noch fragen, wenn er auch für ihn selbst nicht vortheilhaft ist. Wenigstens sind seine Gegnern verdorbenen Leistungen in beiden Parlamentshäusern unter dem Einfluß seiner heftigsten Stimmungen entstanden. Seine Verstorgenheit verläßt ihn in solchen Fällen niemals, während seine Fassungskraft — so seltsam dies auch scheinen mag — dadurch geschärft und seinem ganzen Wesen eine Kühnheit und Gluth eingehaucht wird, die er sonst, wenn er in ruhigerer Stimmung spricht, nicht zeigt. Niemals sah man ihn vielleicht so sehr in Harnisch wie an dem Abende der Session von 1834, wo er seine Bill über die Lokal-Gerichtsbehörde verwerfen wurde. Als er in das Haus trat, konnte er aus den dichten Reihen der Pairs auf der Oppositionsseite schon entnehmen, daß die Verwerfung der Maßregel unvermeidlich war, obgleich er selber ein solches Resultat keineswegs erwarter hatte. Ehe er seine Gegnerde hörte, zog er sich augenscheinlich in sein Innerstes vom Gefühl in einer der heftigsten Wuthanfälle, zu einiger Erleichterung einzunehmen. Mit abermissem Schweigen harrte man auf seine Rückkehr. Der schnelle Schritt, womit er wieder in das Haus hereintrat, und die unwilligen durchbohrenden Blicke, die er auf die Oppositionsbänke schoß, ehe er den Mund öffnete, verkündigten die leidenschaftliche Unruhe, die seine Brust bewegte. Man hörte allgemein zu hören, daß er seine Verwahrungen mit ungewöhnlicher Anstrengung und Würde auf die Ehrenpunkte derjenigen beraubschienen würde, die an der Opposition gegen die Maßregel den lebhaftesten Antheil genommen hatten. Der Erfolg zeigte, daß man sich nicht getäuscht hatte. Die Leidenschaft, in die er geriet, war so groß, daß ihn schien, in wahnsinnen Sinne die Worte, die sein Mund schäumte, als er kaum mit einem Dritttheil seiner Rede fertig war. Die Geißelung Lord Wynford's, der diesen Abend an der Spitze der Opposition stand, war furchtbar. Jeder Satz, den Lord Brougham aussprach, glich einem auf die Gegner der Bill geschleuderten Donnerkeil. Eine Zeit lang trug Lord Wynford seinen Antheil daran mit der musterhaftesten Seelenstärke; endlich aber verschöpfte sie seine Geduld: völlig zermalmt von der erdarmungslosen Strenge des Lord-Kanzlers erhob er sich von seinem Sitz, so schwer ihm auch das Stehen wurde, und forderte fast ungestüm laut die Anwendung des sanftgethanen Artikels der Geschäftsordnung des Hauses. So heftig indeß die Aufregung Lord Brougham's bei dieser Gelegenheit war, so hat er vielleicht kein erhabneres Talent nie glänzender entfaltet.

Bei Reptilien scheint sich Lord Brougham am meisten in seinem Element zu befinden. Seine anderen Reden, worüber sie auch handeln mögen, sind damit kaum zu vergleichen. Nur Widerspruch und Reibung bringen seine Geisteskräfte in volle Thätigkeit. Die Behendigkeit, womit er kaum die schwachen Punkte an seinem Gegner herausfindet, ist eben so überraschend und die Geschicklichkeit, womit er ein jedes noch so fein gesponnene Gewebe der Sophistik aufdeckt. Wie oft er dabei unterbrochen wird, das ist ihm ganz einerlei und bringt ihn nicht im mindesten aus der Fassung. Geschichten dergleichen Unterbrechungen in den Form von Bemerkungen über das, was er sagt, so verbeißt er niemals, durch seine raschen und treffenden Erwiderungen alle Zuhörer in Erstaunen zu setzen; und so fertigt er mit gleichem Glück einen Jeden ab, wenn ihn auch fünf, sechs oder auch mehr Mitglieder von der andren Seite des Hauses, Einer nach dem Anderen, Schlag auf Schlag unterbrechen.

In der Unruhe seines Geistes liegt es auch, daß er sich an Kollisionen reizbt. Es würde ihm nicht genügen, wenn auch seine großen Talente durch das gemeinschaftliche Wirken mit Anderen in beständiger Uebung erhalten würden; soll er sich seines Daseyns freuen, so muß er eine Gelegenheit haben, mit anderen Geistern in Kampf zu gerathen. Er sollte sich niemals und würde sich auch, wenn er immer nach seinem persönlichen Geschmack handeln könnte, nie auf die Seite der stärkeren Partei stellen; Opposition ist die Sphäre, in welcher der Mann ihm seine stete Bewegung angewiesen hat, und je stärker und mächtiger die ihm gegenüberstehende Partei ist, um so größere Freude wird er haben; je furchtbarer die Macht ist, mit der er kämpft, desto glänzender entfaltet er seine gewaltigen Talente, und desto größer ist sein Genuß. Niemand kann sich daher mehr über Lord Brougham freuen, der seinige findet es nur in der Aufregung und im Gewühl der Schlacht. Er bewundert seine Verpflanzung ins Oberhaus jetzt von Herzen; im Unterhause fand er allein sein Behagen, dort, wo die Stürme des Aufruhrs und Sturms sich fortwährend wiederholen; der Ernst, die Würde und Ruhe des Oberhauses sind für ihn eine nie versiegende Quelle des Schmerzes.

Er ist selbst einem Laien von gewöhnlichen Mitteln gewachsen zu erscheinen. Im Unterhause war er in den unerfreulichsten Tagen desselben vier Fünftteln der Mitglieder ein wahrer Dorn im Auge. Entmuthigte ihn dies aber? Nicht im geringsten. Er sprach so vernegen und focht so unerschöpflich, als hätte er vier Fünftel des Hauses auf seiner Seite.

Eben so ist er unter den Lords. Er weiß, daß er von der Opposition und selbst von mehreren Pairs auf seiner eigenen Seite mit einer Bitterkeit gehaßt wird, zu der es selbst Gobbett in seiner Feindschaft nicht brachte, so tief dieser auch dassen konnte. Er weiß, daß Lord Wynford das Organ war, den Grund aus mißfällt, oft eben so sehr um der Person willen, von der es kömmt, als der Sache halber; und doch sieht er sich nicht im geringsten entmuthigen. Er geht so freudig und kühn an sein Werk, als ob er der Liebling Ihrer Herrlichkeiten wäre, als klänge ihnen aus seinem Munde Alles wie Musik, und als würden seine Worte mit dem herzlichsten Beifall aufgenommen.

In seinem Benehmen ist er stets mit Hochachtung; sein ganzes Wesen zeigt, wie sehr er sich seiner erstaunlichen Eigenschaften bewußt ist. Er sieht auf die anderen Pairs des Hauses herab, als wären sie Geschöpfe einer niedrigeren Klasse. Im Privatumgange müssen die hochmüthige Miene, die er oft annimmt, und die Breite seiner Reden, worin er sich gern regelt, unerträglich sein. Grobheit erwartet er von denen, die mit ihm in Berührung kommen, nie. Nur am Unverschämtheit gränzende Heftigkeit, und die Geringschätzung, die ihm von Seiten der anderen Pairs widerfährt, ist das große Geheimniß der wüthenden Negative, die er so oft gegen das Oberhaus richtet.

Als er Lord-Kanzler war, konnte nichts seine Einbildung von der hohen Würde seines Amtes verringern. Niemals hat das Amt, welches er bekleidete, ein sehr wichtiger Posten, und das er selbst stark des großen Einflusses, den er durch sein gewaltiges Talent auf die öffentliche Meinung auszuüben vermag, ein Mann von großer Beredsamkeit war und noch ist, das war Niemand bezweifelte; aber dessenungeachtet war die hohe Meinung, die er während seiner Amtsführung von sich selber hegte, von seiner Wichtigkeit hegte, ungeheuer übertrieben. Er schien zu glauben, daß er die Geschichte der Welt in seiner Hand habe und eine Art von Gottheit sey, während er Alles um sich der sehr nichts Besseres als gemeinen irdischen Stoff hielt. Die Bescheidlichkeit, womit er die Deputationen des Unterhauses anhörte, wenn sie Bills ins Oberhaus brachten, war oft gar nicht zum Ertragen. Mit einer solchen Beleidigung, und nur bei dieser einen, sah man ihn die Härte und Raubgier seiner Gesichtszüge mildern. Es war, als hörte D'Connell in der Session von 1834 eine auf Irland bezügliche Bill aus dem anderen Hause verdammbrachte. Eine drei oder vier Tage vorher hatte Lord Brougham auf Veranlassung des Oberhauses D'Connell zu Bill, an der Barre des Hauses mit einem Tadel, der, dessen er sich nicht enthalten konnte. Ohne Zweifel war der Zufall, daß er, nachdem er in so geringschätzigen Ausdrücken von dem Mitglieder für Dublin gesprochen, so bald mit demselben in Berührung kommen mußte, der Grund dieses Lächelns. Das erste Mal wo sie nach diesem Vorfall wieder mit einander zusammentrafen, — und diesen Zeitpunkt hatte sie sich absichtlich ausgesucht — Freitag, den 1835 bei einem öffentlichen Diner in der London Tavern. An diesem Abend saß nur ein einziger Herr bei Tische zwischen ihnen. Lord Brougham machte zuerst einen Versuch zur Wiederannäherung und Versöhnung, indem er Herrn O'Connell vorschlug, Adams-Wein, wie es genannt, nämlich Wasser mit ihm zu trinken, — was keinen einander zu, und Lord Brougham sagte zu Herrn O'Connell, als er das Glas Wasser an seine Lippen führte: „Wir haben nicht Mein mit einander getrunken, seit wir im Jahre 1823 bei einem öffentlichen Diner uns gegeneinander saßen.“ Herr O'Connell erwiederte, seine Herrlichkeit habe in der Hauptsache Recht, bemerkte aber, das Dinner habe 1822, nicht 1823 stattgefunden. Eine Stunde später hielt Lord Brougham den Talenten und Tugenden O'Connell's eine der glänzendsten Lobreden, die jemals aus dem Munde eines Mannes zu Gunsten eines Anderen vernommen worden.

Er bereitet sich auf seine Reden niemals vor; dies erstreckt man

Digitized by Google

daraus, daß er Alles, was von Wichtigkeit über die dem Hause vorliegende Frage an demselben Abend gesagt werden ist, in seinem Vortrage stets berücksichtigt, und zwar nicht nur obenhin und zum Theil, sondern oft so, daß es die Grundlage bildet, von der seine Rede ausgeht. Obgleich er aber aus dem Stegreif spricht, so verrathen seine Reden doch nie die geringste Mühe, und nie zeigt sich an ihm eine Spur von Verlegenheit um das, was er weiter sagen soll. Sein Geist ist so fruchtbar, seine Hülfsquellen an Argumenten, Beispielen, Sarkasmen, Schmähungen, Verunglimpfungen, Verwünschungen sind so ergiebig, daß er seine Schwierigkeit kennt, die hat, was er zurück auszuhalten und wann er einhalten soll. Die Raschheit und Fruchtbarkeit seines Geistes verleiten ihn oft, die Seite einer Frage, welche er vertheidigt, mit Beweismitteln und Beispielen zu sehr zu überladen. Niemals fehlt es ihm an Worten; sie fließen ihm so reichlich wie die Gedanken; gleich Spätzeyrae's Geistern scheinen sie unaufhörlich aus der Tiefe emporzusteigen. Wenn aber auch der edle Lord seine Reden nicht vorher aufsetzt, so überdenkt er sich doch bei wichtigen Anlässen einige Theile derselben.

Seine Stimme ist außerordentlich biegsam; in den gewöhnlichen Tönen hat sie fast etwas Hartes; aber in allen bedeutenden Beerlagen weiß er sie so zu modulieren, daß er beinahe die ganze Scheidelleiter der Töne damit durchläuft. In der Tiefe ist sie mild und weich, und auch in den höheren Lagen hat sie oft viel Musikalisches. Wenige haben die Stimme so in ihrer Gewalt; er kann sie nach Belieben erheben und guten lassen. Ist er aufgeregt und unwillig, so hat sie eine ungemeine Stärke und einen gewaltigen Umfang und paßt vortrefflich zu dem Führen, ungestümen Charakter seiner Beredsamkeit.

Seine Gestikulation ist eben so mannigfaltig wie seine Stimme beweglich. Bei gewöhnlichen Gelegenheiten ist sie ruhig und gemessen; wird er aber aufgeregt, und Kopf und Stimme ist seine ganze Seele in seinen Reden aus, so werden auch seine Bewegungen und Geberden ungemein lebhaft. Er gebraucht dann seine rechte Arme so viel, daß es seinem Nord zu raten wäre, in den Bereich derselben zu kommen. Uebrigens hat er keine sogenannte Lieblings-Gesten oder auf den Effekt berechnete Manieren. Seine Bewegungen sind vielmehr so mannigfaltig, als die der menschliche Körper von hervorzubringen vermag und als die Bildung der Arme es gestattet. In dieser Beziehung ist er ein zweiter Proteus. Etwas Unmündiges haben seine Gesten nie; sie sind vielmehr oft so kindisch als nur möglich und würden an jedem Anderen gewiß lächerlich erscheinen. So wenig geistige Anstrengungen seine Reden ihm kosten, eben so wenig scheint ihn der Vortrag derselben förperlich anzustrengen. Selbst nach seinen längsten und energischsten Reden bemerkt man nie eine die Erschöpfung an ihm; er ist dann eben so wenig außer sich nach einem Vortrage niedergesetzt, der die Anstrengsamkeit des Hauses drei oder vier Stunden gefesselt und den er mit donnernder Stimme und eben so lebhaften Geberden gehalten hatte, war er noch so frisch und kräftig an Körper und Geist, wie er aufgestanden war. Bei seinen langen Jahren, als er zum Erstenmale das andere Haus betrat, sprach er über die Reform der Gerichtshöfe fast sieben Stunden ohne Unterbrechung, und doch schien er so wenig ermattet, daß ein Zeder, der jehn oder funfzehn Minuten vor dem Ende seiner Rede in das Haus getreten wäre, dächte glauben müssten, er habe eben erst zu sprechen angefangen. Also keinen scheint sowohl in Beziehung auf geistige Anstrengung als auf körperliche Erschöpfung der Unterschied zwischen dem Zustande, der die Anstrengsamkeit des Hauses drei oder vier Stunden gefesselt und den er mit donnernder Stimme und eben so lebhaften Geberden gehalten hatte, war er noch so frisch und kräftig an Körper und Geist, wie er aufgestanden war. Bei seinen langen Jahren, als er zum Erstenmale das andere Haus betrat, sprach er über die Reform der Gerichtshöfe fast sieben Stunden ohne Unterbrechung, und doch schien er so wenig ermattet, daß ein Zeder, der jehn oder funfzehn Minuten vor dem Ende seiner Rede in das Haus getreten wäre, dächte glauben müssten, er habe eben erst zu sprechen angefangen. Also keinen scheint sowohl in Beziehung auf geistige Anstrengung als auf körperliche Erschöpfung der Unterschied zwischen dem Zustande, der die Anstrengsamkeit des Hauses drei oder vier Stunden gefesselt und den er mit donnernder Stimme und eben so lebhaften Geberden gehalten hatte, war er noch so frisch und kräftig an Körper und Geist, wie er aufgestanden war. Bei seinen langen Jahren, als er zum Erstenmale das andere Haus betrat, sprach er über die Reform der Gerichtshöfe fast sieben Stunden ohne Unterbrechung, und doch schien er so wenig ermattet, daß ein Zeder, der jehn oder funfzehn Minuten vor dem Ende seiner Rede in das Haus getreten wäre, dächte glauben müssten, er habe eben erst zu sprechen angefangen. Also keinen scheint sowohl in Beziehung auf geistige Anstrengung als auf körperliche Erschöpfung der Unterschied zwischen dem Zustande, der die Anstrengsamkeit des Hauses drei oder vier Stunden gefesselt und den er mit donnernder Stimme und eben so lebhaften Geberden gehalten hatte, war er noch so frisch und kräftig an Körper und Geist, wie er aufgestanden war. Bei seinen langen Jahren, als er zum Erstenmale das andere Haus betrat, sprach er über die Reform der Gerichtshöfe fast sieben Stunden ohne Unterbrechung, und doch schien er so wenig ermattet, daß ein Zeder, der jehn oder funfzehn Minuten vor dem Ende seiner Rede in das Haus getreten wäre, dächte glauben müssten, er habe eben erst zu sprechen angefangen. Also keinen scheint sowohl in Beziehung auf geistige Anstrengung als auf körperliche Erschöpfung der Unterschied zwischen dem

---

*) Seit einigen Monaten hat gesteht die Gesundheit Lord Brougham's sehr gelitten; er ist jetzt nicht im Stande gewesen, den Verhandlungen der dreißigjährigen Parlaments-Sessionen beizuwohnen, was schon noch auf seinen Landsitz Brougham-Hall zu verweilen, dem obstlich ihn die Zeitungen schon vor einigen Tagen von dem Tode seiner Gattin unterrichtet hatten, ist er doch bis jetzt noch nicht in dieser Hinsicht zugetroffen.

**) Der Herr nennt Hiller noch oft in diesem Briefe Marschall, was nur ein lapsus memoriae ist, denn er ist nur General; zur Entschädigung hat er gradaer Cambreth auf der andern Seite den Marschall Clausel in diesem wie oft in früheren Briefen zum General, ohne Zweifel, weil die Zahl der Marschälle in Frankreich eine genau bestimmter, von der Regierung unabhängiger ist, dort ist jetzt 12, unter Broglio, welcher ein Marschall der 10 Tage ist, aber nur von der Presse, nicht von der Regierung und ihrer Kasse als solcher anerkannt wird. Im Amerika war laut sich jeder Oberst, in Griechenland jeder Hetman wenigstens, Strategal oder Tsiotzi nennen, so wie jeder Gelehrte sich Professor titulieren darf, in Frankreich jedoch jeder Militaire derjenigen bei dem ihnen gebührenden Range.

Leben und scheint sehr fruchtbar zu sein. Dieser hat Tausende von jungen Bäumen darauf gepflanzt, die mit dem feinen Grün, welches schon eine große Strecke übersieht, dem Auge und dem Gefühle wohlthun. Der Orlbaum, der Weinstock, der Maulbeer-, und der Feigenbaum haben bereits die Weite und die Aessel entwickelt, und in der Mitte von Blumen und Früchten, die bald ihre prangen werden, wird die süße Stimme der Nachtigall ertönen, wo bisher nur das Heulen des Schakals gehört ward. Jeder Blick auf diese schöne Pflanzung bringt einen neuen Beweis, wie Gott es der Weisheit und dem Fleiße des Menschen anvertraut hat, sich selbst aus seinem Boden ein Zauberbild oder ein Paradies zu schaffen.

Auf einem Berge seines Grundstücks hat der General eine Marmorlage entdeckt. Die die jetzt vorsichtig der Luft leider nur blauen Marmor gefördert; aber bei weiterer Untersuchung nach der Tiefe und Weite wird man wahrscheinlich kostbare weißen treffen.

Bona liegt nach meiner Berechnung, die mit der eines Franzosischen Ingenieurs übereinstimmt, 36° 53' 56" östlicher Länge; seine Entfernung von Algier in gerader Linie ist demnach etwas über 95 große Seemeilen (leagues, deren 20 auf einen geographischen Grad gehen). Die Stadt liegt am Saume einer großmächtigen Bay, die westlich von Cap Garde und östlich vom Cap Rosa begränzt wird. Der Strom Seybus (oder Seibus, wie ihn Deutsche Geographen nennen) vereinigt sich hier kurz vor seiner Mündung mit dem Bujama, dem alten Armua, und stürzt sich innerhalb der Bai ins Meer. Auch der Mafrag, der Rosa heißen, als der Seybus ist, mündet in der Mitte zwischen Bona und dem Cap Rosa ins Meer.

Die Stadt liegt auf einer Landzunge und ist von einer Mauer umgeben, die ungefähr 60 Fuß hoch und ziemlich dick, aber durch keinen Erdwall von innen gestützt ist. Gegen Arabische Belagerer ist sie stark genug. Bona hat 4 Thor, deren eines nach dem Hafen, eines, welches das Arabische Thor heißt, nach der Landseite und zwei nach der Citadelle führen. Letztere, Kasbah genannt, hat eine Mauer von 700 Ellen im Umfang, die so hoch, dick und innen so vom natürlichen Boden gebeckt ist, daß es schwer sein würde, eine Bresche darein zu machen. Diese kleine Festung, südlich von der Stadt, beherrscht die Letztere ganz, beherrscht auch die Häfen und die Ufer gegen Osten des Thales. Das Innere ist sehr geräumig und hat mehrere Cisternen.

Gleich nach der Einnahme Algiers rüsteten Bourmont eine Expedition nach Bona aus, welches die Franzosen für ihr Eigenthum betrachteten, weil sie früher Korallen-Fischerei ihre trieben. Am 1. August 1830 erschienen die Franzosen in der Bai und wurden von den Einwohnern, die große Lamala von den Bürgern hatte bewaffnet waren, mit offenen Armen empfangen. General Damremont nahm mit 2000 Mann regulairer Truppen und zahlreicher Artillerie Besitz von Stadt und Citadelle, die sie gegen die Kabylen und Araber vertheidigen mußten. Den 18. August aber erschien ein Geschwader von 4 Schiffen von Algier, auf welchem der Pascha von Titery, Ben-Aissa, sich befand, brachte und zugleich den Befehl für Damremont, Bona mit sämmtlichen Franzosen zu verlassen und sich nach Algier einzuschiffen. Wie man mit sagte, wollte Bourmont sich mit der ganzen Afrikanischen Armee nach dem östlichen Frankreich werfen und dort die weiße Fahne aufpflanzen; allein er konnte für seine Plane keine Unterstützung in der Meinung der Truppen, ihm in den Bürgerkrieg zu folgen. Man sah nun wie ihm wolle, Bourmont ließ Bona räumen, und die Einwohner hörten mit großer Verwirrung, daß sie sich durch ihre eigene Tapferkeit gegen den rebellischen und jetzt rachedürstenden Feind vertheidigen müssten. Furcht und Schmerz las man in den Gesichtern der armen Bewohner, als sie die Anstalten der Franzosen zum Abzuge sahen. Bei der Besitznahme vor 18 Tagen versprachen die Franzosen heilig und ihrer, Bona zu schützen, und jetzt brachen sie auf und ihr Wort. Aber das war noch nicht Alles: die 120 reichsten Familien der Stadt wollten ihren Mitbürgern Muth zur Gegenwehr machen und — — schienen sich mit den Franzosen einschiffen. Die Bewohner, in der äußersten Bestürzung und von ihren edlen Mitbürgern schmählich verlassen, suchten bei dieser entzweifelten Lage Beistand in ihrer Entschiedenheit. Und alles stritt nullam sperare salutem.

Beim Abzugeln bauten die Franzosen in ihrer Beschämung noch einen edlen Zug der Bonese zu kennzeichnen. Als nämlich die Aster schon gelichtet waren, wurde von der Küste her ein Signal gegeben, daß sich ein Boot dem Ufer nähern begehren möge. Man bemannte ein Boot und schickte es nach der Küste; da fand sich, daß ein Französischer Artillerist heimlich zurückgeblieben war, und die Bonese, überzeugt, daß er von den Kabylen zuerst geschlachtet werden würde, wenn diese in die Stadt drängen, führten ihn unter den Augen der Belagerer an die Küste.

Die Zahl der Männer in Bona war um diese Zeit höchstens 300 Gläubichtenfreie vereinigen sich 80 Türken der früheren Garnison mit ihnen zur Vertheidigung. Diese gaben aus Winterdare. Schon war mehr als ein Jahr verflossen, und die Kabylen waren noch beständig den Angriffen der feindlichen Stämme und dem Bey von Konstantine, der sie wiederholt zur Uebergabe aufforderte. Im Juli 1831 schickte Bertheyzet, der damalige Gouverneur von Algier, zwanzig Zacke Zwieback und einige zwanzig Säcke mit Reis nach Bona zum Geschenk und bot den Einwohnern zugleich eine Schiffsladung von Lebensmitteln zu billigem Kaufpreise an. Das Geschenk nahmen sie dankend an, kauften aber auch für ihr zum Kauf angebotenen Waaren, weil sie solche von Tunis und Alexandrien her billiger bekämen; ihre barbarischen Angreifer nämlich hatten kein einziges Kriegsschiff zur See. Aber, wird man fragen, wohin hatten die armen Teufel denn Geld, von den Franzosen, oder von Tunis und Aegypten zu kaufen? Die Frage ist nicht so ganz unwahrscheinlich. Erstlich kann man bei Mauren und Arabern gar nicht anfs Aeußere gehen; viele gatten sich aem und sehen ganz dasnach aus; aber sie haben dennoch Geld vergraben. Zweitens war dieser unregelmäßige Krieg etwa von der Art unserer friedlichen Kriege der neuesten Zeit.

Digitized by Google

Afrika.

Neuere Mittheilungen aus Algier.

Von Thomas Campbell.

Auf unserer Rückkehr von der Musterung nach Bona machten wir einige Engl. Meilen von der Stadt Halt, um ein Grundstück in Augenschein zu nehmen, welches Marschall D'Ijer**) gekauft hat und zu bebauen anfing, und worauf er jetzt ein schönes Haus baut. Das Unternehmen ist insofern wichtig, als es anzuzeigen scheint, daß D'Ijer selbst wenigstens das Land sein einer Besitzung Franzosisch hält.

Der Boden auf dem flachen Theil des Grundstücks ist schwarzer

Die Tuchmacher Bona's und andere Fabrikanten führten ihre Fabrikate ins Innere und brachten dafür Geld und selbst Gold von dem Goldlande des Stromes Jummel in der Provinz Konstantine.

Nachdem die Stadt sich so lange durch eigene Mittel gehalten hatte, bat sie durch eine Deputation in Algier um wenige Hülfstruppen und Munition. Die Deputation bestand aber ausdrücklich auf der Bedingung, daß die Mannschaft aus Muhammedanern in Französischen Diensten bestehe, und daß kein einziger Franzose darunter sein sollte. Demzufolge wählte man 123 Janaren aus und beobachtete hinsichtlich der gemeinen Soldaten die Stipulation „kein Franzose" genau; alle Offiziere und Unter-Offiziere waren vertragsmäßig Franzosen. Die reich mit Waffen, Munition und Lebensmitteln versehene Mannschaft wurde unter den Befehl eines angezeichneten Offiziers, Capitains Bigot, gestellt, während der Oberst-Lieutenant Huder exaltirter eine höhere Autorität unter dem Namen eines Konsuls von Bona hatte. Die Expedition kam am 14. September des 1831 an Ort und Stelle. Die Details sind nicht so wichtig, daß ich sie Ihnen hier erzählen sollte, aber wenn ich sie in meiner Erinnerung sammle, so scheinen sie mir zu den 1001 Beweisen von großem Unsinn und Unterschleif, den die Französische Verwaltung in Afrika verzeichnen ist, zu gehören. Hätten Araberen und Huder das Organ, zu lachen, sie würden sich laut über den so häufig vorkommenden Mangel an Klugheit bei menschlichen Handlungen lustig machen. Wollten die Franzosen sich zu Herren von Bona machen, so wären nur wenige Schiffe nöthig gewesen, um die Zufuhr zur See abzuschneiden, und einige Bataillone, die Kabylen zu verjagen. Wollte man aber die Stadt als freie Kommune betrachten und sie doch schützen, so hätte ein Französischer Offizier mit einer Bande Huder nur als wirklicher Konsul hingehen müssen. Aber sie machten auch hier wieder ihre juste-milieu-Sprünge. Sie gaben sich für Alliirte der Stadt aus, aber ließen bald die Absicht blicken, hier herrschen zu wollen. Die Folge war, daß Bürger und Türken den Kabylen die Hand boten, um die Franzosen zu vertreiben. Diese Gehrte flüchteten auf den Wunsch zum Himmel, daß Mittag eine Insurrection gegen die wortbrüchigen Christen mit glücklichem Erfolg krönen möge, und er könnte sie nur zu gut! Huder und Bigot fielen, und alle Franzosen und ihre Freunde wurden verjagt.

Im März 1831 rüstete man eine Air Expedition gegen diese Schändlichen aus. Die geringschätzigen Mittel, woraus sie bestand, geben abermals einen Beweis von der Staatskunst der Administration, aber sie erhöhen zugleich das Verdienst der Führer, durch deren ungewöhnliche Geschicklichkeit und Unerschrockenheit Bona auf wunderbare Weise ohne Blutstropfen genommen wurde; 3 Offizieren gehört der Ruhm dieses Erfolgs; dem Artillerie-Hauptmann D'Armandy, dem Sec-Lieutenant Ferart und dem Adjutant-Major Joseph, der damals Hauptmann war, den Afrikanischen Reitern war. Die Geschichte dieses jungen Mannes ist etwas romantisch.*)

Bevor ich die romanhafte Geschichte Joseph's erzähle**), muß ich die verdrängten Thatsachen nennen, die ihn zum Gegenstande der alles meinen Nationalcharakter und seine gegenwärtigen Verhältnisse erhoben haben. Sein Großvater war von Geburt ein Jude, Kindbett an der Mannesalter zu Tunis. Nach der Eroberung Algiers kam er dahin und in Französische Dienste, wo er sich bald durch seine Tapferkeit auszeichnete. Clausel nahm ihn in seinen Stab auf. Der Herzog von Rovigo ließ ihn Theil an dem abenteuerlichen Zuge nach Bona nehmen, dessen Gefahrde, wie ich eben erwähnt habe, von Soldaten besetzt war, und die zum äußersten Widerstand entschlossen waren. Hier vollbrachte Joseph eine That, die, wenn die Erzähler nicht unverantwortlich ausgeschmückt haben, nur im alten Griechenland oder in den Ritterzeiten, so viel sich weiß, ihres gleichen findet. Was die Geschichte selbst betrifft, erklärt sich folgendermaßen.

In Bona angekommen, erstieg er ganz allein die Mauer, warf sich in die Mitte der Türken, harangirte sie in Türkischer Sprache und berredete sie wirklich, daß sie mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache und ihn zu ihrem Beselshaber machten. Auf meiner Rückreise von Bona nach Algier war ich in der Gesellschaft des Heros, der aber zum Unglück krank, so daß ich dadurch verhindert war, von ihm selbst genaue Lippen eine Erzählung seiner Heldenthat zu hören. Er gab mir freilich das Versprechen, mir in Algier eine ausführliche Beschreibung von der That zu geben, aber er unterließ es, sein Versprechen zu erfüllen.

Gewiß ist es, daß er die Mauer bestieg, ob er aber nicht viele Nachsolger hatte, die bereit waren, ihm Beistand bei den Türken zu unterstützen, ist eine andere Frage; ich möchte glauben, es war der Fall. Immer bleibt es aber eine bereiche That, und Joseph bekam zum Lohn die Stelle als Beselshaber über die Türken in der Kasbaba. Joseph, der viele Franzosen in die Citadelle nahm, erlobe bald, daß die Türken einen Anschlag gegen sein Leben und das Leben aller Franzosen in der Stadt und der Citadelle gemacht hatten. Er eilte sogleich zu D'Armandy, entdeckte ihm die Gefahr und gab die Mittel an, wodurch der Anschlag vereitelt werden könnte. Sein Kopf stand dabei auf dem Spiele, aber es benahm sich mit solchem verzagenen Muth gegen seine versammelten Türken, in deren Mitte er trat, sie bereichter schalt und einen Hadschi führen um der Stelle unterschied, daß sie vor ihm Knie fielen, ihm ewige Treue schworen und sie seitrem nicht brachen. Joseph

*) In einer Zeitung las ich neuerlich den Bericht des Generals Clausel über die Schlacht mit Abd-el-Kader, worin mein Freund Joseph mit nicht geringem Lobeserhebungen davon kommt. General Clausel sagt, der Esskadrons-Chef Joseph habe sechs Mal den Abd-el-Kader von seinen treuen abgeschnitten und sey nur durch die Mündigkeit seines Pferdes verhindert worden, ihn Gefangen zu nehmen. Der Verfasser.

**) Alle bemerken, daß diese Geschichte zu Anfang dieses Jahres im Journal des Debats erzählenden war, aber dort sehr mit Französischem Phrasenreichthum und Uebertreibungen entstellt war. Hier haben wir sie reiner und treuer, von einem verschwiegenen Augenzeugen, der noch den Vortheil hatte, Joseph selbst gesehen und gesprochen zu haben.

ist auf der Insel Elba, wahrscheinlich 1807, geboren. Er sagt, er erinnere sich, im Jahre 1814 den Kaiser Napoleon gesehen zu haben, der ihm bemerkte und ihm zärtlich auf den Kopf schlug. Er ist ein schöner Mann und muß auch ein interessanter Knabe gewesen seyn. Er giebt vor, nichts von seiner Familie zu wissen. Wahrscheinlich will er haben, daß seine Ihnen von ihm selbst anfangen sollen, wie Rudezid von Hadeburg von sich sagte; denn er lebte auf Elba lange genug, um etwas von seinen Aeltern erfahren zu können. Im 7ten oder 8ten Jahre seines Alters wurde er nach Hyeres eingeschickt, um dort in ein Collège zu treten; allein das Schiff lief auf einen Korsaren, wurde von ihm genommen, und unser kleiner Joseph kam nach Tunis zum Bey gebracht und dort als Muselmann erzogen. Seine Erziehung war aber hier verschieden von der, welche in Hyeres seiner wartete, aber für seine wenigen verwandroft. Er machte reissende Fortschritte im Arabischen, Türkischen und Spanischen und lernte statt der Logik des Aristoteles die Logik des Korans. Sobald er dem Knabenalter entwachsen, war er schon ein vollendeter Soldat, und er begleitete den Bey auf seinen Zügen, wo dieser von seinen ergebenen Unterthanen die sogenannten freiwilligen Steuren mit der Schärfe des Schwertes einfordert. Joseph lebrte mit Ruhm bereichert zurück und war, wie der Dichter sagt:

„Gesticchter im Kampf, geliebt zu Hause."

Da er nämlich sehr schön war, so verliebte sich schnell eine der Prinzessinnen, Töchter des Bey, in ihn. „Sehr reizend", werten Sie sagen, „ist dies Alles, aber ist es auch wahr?" Ich gestehe, ich war eine Zeitlang auf das schöne Französische Lied: „Le beau Fernand aime la fille d'un roi Maure", welches wir Beide so oft mit Entzücken hörten.") Doch es ist glaublich, da der Bey von Tunis beständig 150 Töchter in seinem Palaste hat. Nach einer Tunesischen Nachricht wurde das Liebespaar in einer Schäferstunde von einem Eunuchen überrascht. Joseph, der sicher wußte, daß die Todten nicht plaudern, folgte dem scharfschützigen Unglücklichen nach und schnitt ihm den Kopf ab. Den Körper warf er in einen Teich, und den Kopf nahm er mit sich. Des anderen Tages fand er sein Liebchen eine Beute der lebhaftesten Besorgnisse, der Eunuch möchte oder habe sie verrathen; da öffnete Joseph einen Schrank, nahm den Kopf hervor und sagte: „Hier, Sklavin, ist der Kopf deines Negers, die unser Liebe entdeckt haben, und hier die Lippen, welche ihr hättet geküßlich werden können." Joseph selbst versicherte mir lebhaft, daß dieser Mord reine Fiktion sey, als ich auf dem Schiffe seine Bekanntschaft machte. Mit jenen Fall wurde ein vertrautes Verhältniß mit der Prinzessin verraten, und er glaubte, seine Gegenwart bei Hofe könnte nicht mehr von Nutzen seyn, und entfernte sich eilig. Der Französische Konsul erleichterte seine Flucht, die er glücklich ausführte, nachdem er noch an der Küste sich 9 Häscher durch Muth und List vom Halse schaffte. Ein Boot brachte ihn zur Französischen Flotte, die nach Algier segelte, er trat ins Französische Heer und geschwere sich bald aus. Joseph überraschte mich in der That durch seine Kenntniß und die Lebendigkeit seiner Geschichtzüge. Indessen wenn ich auch nicht sagen will, daß er ein Dandy sey, so verschierte ich doch, daß ich seinen großen Mangel an Selbstgefälligkeit bei ihm entdeckt habe. So viel von Joseph; was aber, werden Sie fragen, ist aus seiner geliebten Prinzessin geworden? Ich kann Ihnen nicht darüber sagen; sobald ich aber nach Tunis gehe, will ich die genauesten Erkundigungen einziehen.

Mannigfaltiges.

— Nord-Amerikanische Literatur im Jahre 1835. Der große Kontinent von Nord-Amerika, der reicher als irgend ein Europäisches Land an politischen Umwälzungen ist, ergreift doch im vorigen Jahre nicht mehr als 441 gedruckte Bücher und bietet in dieser Beziehung sogar weit hinter Rußland zurück, wo fast das Doppelte, nämlich 844 Werke, im vorigen Jahre gedruckt worden. Dieses Verhältniß erscheint für Nord-Amerika noch ungünstiger, wenn wir bemerken, daß in Rußland fast nur Original-Werke (oder den Originalen in rechtlicher Beziehung gleichgestellte) gedruckt werden, während in Nord-Amerika aber mehr als zwei Fünftel alles buchhändlerischen Verlages aus Englischem Nachdruck besteht. Unter jenen 441 Büchern befanden sich nämlich nicht weniger als 173 nachgedruckte. Und das Verhältniß war diesmal noch ein sehr günstiges für die Amerikanischen Original-Schriften, denn im Jahre 1833 mußten bei den Nachdrucken um ein Drittel überboten! Am meisten scheinen die Pädagogen und Schulbeherrer in Nord-Amerika zu schreiben, da mehr als ein Sechstel der Gesammt-Literatur und beinahe die Hälfte aller Original-Werke aus Schriften über Erziehung und Unterricht besteht. Unter den 75 angekündigten Werken dieser Art befanden sich nur 15 nachgedruckte; wie es scheint, der beste Beweis, daß man in Amerika die Kinder noch anderen Methoden erziehen zu müssen glaubt, als in England. Außerdem erschienen doch 39 Jugendschriften, worunter 22 Originale; 23 Reisebeschreibungen, worunter 12 Originale; 12 Geschichtswerke, worunter 8 Nachdrucke; 12 theologische Schriften, worunter 22 Nachdrucke; 12 juristische Werke, worunter 8 Originale; 11 medizinische, worunter 8 Originale; 64 Romane und Erzählungen, worunter 33 Nachdrucke; 19 Gedicht-Sammlungen, worunter 12 Nachdrucke.

*) Die Quelle des ganzen Romans Joseph's ist er selbst; es dürfte daher auch wohl gebalten seyn, einen leisen Zweifel gegen das Ganze zu erheben. Nicht eine Parodie auf das Französische wird schwer es zu seyn, sondern eine Nachahmung der Geschichte Joseph's in der Genesis. Merkwürdig ist in der That sein Zusammentreffen aller Umstände der beiden Joseph's. Beide werden in die Kindheit getraubt, kommen fast auf denselben Schauplatz und zu hohen Personen, werden glücklich in der Gunst ihrer Herren und der Liebe, und werden dann aus dem Abgrund des Verderbens zu hohen Aemtern befördert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 52. Berlin, Freitag den 29. April 1836.

Frankreich.

Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske.

Vom Bibliothekar Jacob.

Dritter Artikel.

Meinen Ueberzeugungen nach, die ich durch das Studium der Regierung Ludwig's XIV. und durch genaue Vergleichung der Thatsachen und Daten gewonnen habe, war der Mann mit der eisernen Maske Niemand anders als Fouquet, jener unglückliche Ober-Intendant der Finanzen. Das Opfer so vieler schwarzer Hof-Intriguen, welche die Geschichte noch nicht ans Tageslicht gebracht hat; Fouquet, der im Jahre 1661 verhaftet, im Jahre 1664 zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt und unter der Bewachung Saint-Mars's in das Schloß Pignerol eingekerkert wurde; Fouquet, dessen Tod fälschlich unterm 23. März 1680 in die Register eingetragen worden!

Ich denke, daß ich im Stande seyn werde, diese Ansicht, die ich als neu bezeichnet, weit sie noch niemals in Gestalt einer durch authentische Aktenstücke bekräftigten Thatsache aufgestellt worden ist, mit Beweisen zu unterstützen, die mir unwiderstehlich scheinen.*) Um nun auf genügende Weise darzuthun, daß die eiserne Maske und Fouquet eine und dieselbe Person gewesen, wird zu beweisen seyn: 1) daß die bei der Bewachung Fouquet's zu Pignerol beobachteten Vorsichtsmaßregeln in jeder Beziehung denen gleichen, die man später bei dem Manne mit der Maske in der Bastille in Hinsicht auf den Insel Saint-Marguerite anwendete; 2) daß die meisten mit der Bewachung des Maskirten Gefangenen beauftragten Unterbeamten, die er auf Fouquet passen; 3) daß das Erscheinen der eisernen Maske fast unmittelbar auf den verhältnißlosen Tod Fouquet's im Jahre 1680 folgte; 4) daß das angebliche Todesjahr Fouquet's, 1680, nichts weniger als sicher ist; 5) daß Staats- und Privat-Gründen den König Ludwig XIV. bestimmen konnten, ihn lieber für todt ausgeben, als ihn durch Begnadigung oder auf anderer Weise aus dem Wege zu schaffen; 6) endlich, daß, wenn die Angabe des Jahres 1680, als des Todesjahres des Ministers Fouquet, für falsch anerkannt ist, Thatsachen und Daten, Wahrscheinlichkeiten und Schlüsse meiner Annahme zu Hülfe kommen, die unwiderstehlich seyn würde, wenn sich die Authentizität des im Jahre 1789 in die Bastille gefundenen Blattes bewiesen hätte, das besagt, wenn dies Blatt, welches sich übrigens, als ich seiner erwähnte, keineswegs als einen Beweis angeführt habe, wirklich noch vorhanden wäre.

1) Als die Justiz-Kammer durch ihren Urtheilsspruch vom 20. December 1664 Fouquet des Mißbrauchs der Gewalt und des Unterschleifs in den Finanzen, deren Ober-Intendant er war, für überführt erklärt und ihn, mit Konfiszirung aller seiner Güter, auf ewige Zeiten aus dem Königreich verbannt hatte, hielt der König es für sehr gefährlich, diesen Mann auf den Gränzen seines Reichs herumschlaffen, weil derselbe mit den wichtigsten Angelegenheiten des Staats aufs genauste bekannt war; die Strafe der ewigen Verbannung wurde daher in ewiges Gefängniß verwandelt, und drei Tage nach der Fällung des Urtheils mußte sich Fouquet mit vier Mann in eine Kutsche setzen und unter Bedeckung von hundert Musketieren unter der Aufsicht des Herrn von Saint-Mars nach dem Schloß von Pignerol abreisen. Sein Arzt und sein Kammerdiener (Paquet und Lavallée) wurden in die Bastille gesperrt, aus Furcht, daß sie, wenn man ihnen die Freiheit ließe, in seinem Namen seinen Verwandten und Freunden Nachricht von ihm geben und seine Befreiung bewerkstelligen könnten. Frau von Sévigné schrieb bei dieser Gelegenheit: „Wenn Sie wüßten, mit alle Welt von dieser Gleichmüthigkeit redet, daß man ihm diese beiden Männer genommen hat! Es ist unglaublich. Man spricht sogar von schlimmen Folgen; davor möge ihn Gott bewahren; aber es ist eine arge Härte. Tantaene animis coelestibus irae! Doch nein, von so hoch oben kömmt dies nicht her. Solcher rohen und niedrigen Rache kann ein Herz, wie das unsrers Königs, nicht fähig seyn. Man bedient sich seines Namens, um ihn zu entehrigen!“ Und doch war es der König, der die Instruktion für Saint-Mars unterzeichnete, eine Instruction, die in Bezug auf die eiserne Maske nicht strenger seyn konnte; denn für verheirat, Fouquet mit irgend Jemand mündlich oder schriftlich verkehren, oder von Jemand besuchen, oder auf irgend einem Wege, wenn es auch bloß einem Spaziergange wäre, sich aus seinem Zimmer rufen zu lassen; für verweigert ihm Feder, Dinte und Papier, erlaubt jedoch Herrn von Saint-Mars, ihm Bücher zu liefern, aber mit der Bemerkung, daß er ihm immer nur eines geben, und wenn er es wieder wegnehme, sorgfältig nachsehen solle, ob sich auch nichts darin geschrieben oder angezeichnet finde; sie beauftragt Saint-Mars, die nöthige Kleidung, Wäsche für den Gefangenen zu kaufen und einen Bedienten für ihn auszusuchen, dem aber ehrmalls aller Verkehr abgeschnitten und nie mehr ausgehen erlaubt werden solle; auch heißt sie Saint-Mars dem Gefangenen einen Brichtwater drwilligen, wenn er deschen wolle, aber mit der Bemerkung, daß diesem erst einen Augenblick vorher gelegt werden solle, wenn er die Beichte abzunehmen habe, und daß dies Geschäft nicht immer einer und derselben Person zu übertragen sey; endlich empfiehlt sie Saint-Mars an, Sr. Majestät von dem Zustand, der Zeit darüber Bericht zu erstatten, was der Gefangene mache.

Kaum war Fouquet zu Pignerol angelangt und in den Schloßthurm eingeführt worden, wo er unter der Aufsicht von Saint-Mars stand, welcher Hauptmann einer Frei-Compagnie von fünfzig Mann war und in der Abwesenheit des Gouverneurs, Marquis von Pienars, den Titel eines Kommendanten dieser Donjons führte, so trugetren sich auch die Besorgnisse des Königs und die Vorsichtsmaßregeln immer mehr. Louvois, der als Kriegs-Minister Fouquet's Gefängniß unter seiner Leitung hatte, ertheilte Saint-Mars den Auftrag, in jeder Woche über den Gefangenen Bericht zu erstatten, wenn er auch nichts Besonderes zu melden hätte. In den Briefen, die Louvois an Saint-Mars richtete, giebt sich überall die größte Aengstlichkeit kund. „Sie haben darüber zu wachen“, schreibt er am 10. Februar 1665, „daß sich die Personen, die in Herrn Fouquet's Nähe kommen, nicht bestechen lassen.“ Am 20. Februar: „Der Beichtvater, den Sie für ihn ausgewählt haben, besitzt Eigenschaften, die nicht gerade fürchten lassen, daß er sich zu etwas hergeben könnte, was dem Dienst Sr. Majestät schädlich wäre. Sie werden aber gewiß das Benehmen dieses Geistlichen beobachten,

*) Der Verfasser widersteht, ehe er auf die nähere Begründung seiner Ansicht eingeht, erst noch eine andere, zwar noch nirgends behauptete, aber, wie er meint, auf dem rechten Wege, die Wahrheitsforschung in Anregung gebracht einmal zu erwartende Vermuthung über die Person, welche unter der eisernen Maske verborgen gewesen. Da es sich hier aber um einen bloß als muthmaßlich geltenden Fall handelt, so ist es nöthig, ausführlicher über Veranlassung dieser Hypothese und ihrer Widerlegung sich verbreiten zu können und daher in Folgendem nur ganz kurz die Hauptmomente davon. Ein Mitglied sächsischer Ehelmann, Namens Constantin von Rennenille, wurde im Jahre 1702 in die Bastille gebracht, weil er Spottverse auf die Regierung Ludwig's XIV. gemacht hatte, er wurde bis 1714 in seinem Gefängnisse, wo alle Fremden verlassen hatte, gab er in Amsterdam eine Geschichte der Bastille unter dem Titel: „Die Französische Inquisition“ heraus, worin er unter Anderem erzählte, daß er im Jahre 1703 weiter vielleicht Schüler im Zeichnen-Kollegium zu Clermont, da dessen Inspektor nach einem Besuch Ludwig's XIV. aus Collegium Charlemontanum wurde, als Fonn in Collegium Ludovici Magni verwandelt wurden, irgendwo satirische Distichen gegen die Jesuiten und den König schrieben habe. Absurdi blue Jesuwe, possulique ionlonia regis, Impia grex, almum sua ceddi illa domus! Unter Bibliophile betrachtet man diese Geschichte als eine dicke Fabel, die der Schlosser und der Wundarzt der Bastille dem Herrn von Rennenille aufgebunden hatten, um ihn von der Spur des unbekannten Gefangenen, in Gesängnis Haltung angestellt sein mochte, abzuleiten. Der Verfasser der „Französischen Inquisition“ (sowohl aus diesen Angaben, als aus der ganzen Art, wie dies Werk geschrieben, aus der Anführung von demselben bewiesenen unrichtigen Orthographie und endlich daraus, daß er sein Wort dem Konig Georg I. von England verpfändet habe, zu beweisen sucht und auch in dem von ihm gedichten Gespräche mit dem Minister Louvois zu verneinen scheint. Jene Erzählung aber hat er namentlich deshalb für lächerlich, weil doch wohl sich kein Grund vorhanden gewesen wäre, eine so unwichtige Person, wie den Schüler des Collegiums, in die Bastille zu setzen, und weil man, ehe die Ursache einer Gefangensetzung hätte verheimlichen müssen, als eine Person, die absolut Niemanden im Gefängnis Haltung angestellt sein mochte; ferner, weil das Distichon eigentlich doch mehr die Jesuiten als den König, der darin gewissermaßen neben Christus gestellt worden, hatte beleidigen müssen, und dieser den Verfasser nicht würde haben gehen lassen, ohne ihn deswegen bestrafen, ohne das es nothig gehabt, den König mit diesem jungen Manne zu unkommodiren, endlich weil die Gefangenen gewöhnlich aus politischen Gründen, auch noch deshalb, weil die Umtaufung des besagten Jesuiten-Kollegiums, wie man genau weiß, weit die Sache in Paris großes Aufsehen gemacht habe, um 10 Jahren (Mai) noch nicht seyn konnte, die Schüler der Schulen der Bastille, „daß jener Unbekannte im Jahre 1703 schon 31 Jahre gefangen gesessen habe“, im Hinterstand stehe. Herr Jacob schließt jene ganze Inschriftenübersetzung mit folgenden Worten: „Ohne Zweifel wird man uns früher oder später unter Anderen auch einmal diesen Schüler als den wahren Mann mit der eisernen Maske darstellen, ohne auf die Zeitdifferenzmangen und auf die Wahrscheinlichkeit Rücksicht zu nehmen. Aber es wird doch Manche sollen, einen blinden Schülerstreich in ein Staats-Geheimniß zu verwandeln, und man wird in Versuchenheit seyn, wie man dann die Aeußerung Ludwig's XVIII. erklären soll, der in seinem Gespräch über die eiserne Maske sagte: „...Ich weiß das Wort dieses Rathsels, und meine Nachfolger werden es auch wissen, es handelt sich aber hier um ihr Ehre unseres Ahnen, Ludwig's XIV.“ Ehre und Gewissen dieses Geistlichen brodachten,

Digitized by Google

um zu ermitteln, ob der Schein nicht etwa[*] Am 3. März: „Sie können ihm immerhin zwei Bücher auf einmal geben, nur müssen Sie taktik sorgen, daß die, von denen Sie die Bücher nehmen, nicht erfahren, für wen sie bestimmt sind. Es wäre auch besser, die Bücher für ihn zu kaufen, als zu leihen." Im April wurde die Saint-Marsche Compagnie durch zehn Soldaten und einen Unteroffizier verstärkt. Am 4. Juni 1666 schreibt Louvois: „Da man Ihnen, mon Herrn Fouquet die Freiheit oder eine Erleichterung zu verschaffen, überlassen wird, so oder der Briefe von Herrn Lavalier oder von mir vorlegen könnte, die nachgemacht waren, so erlaubt ich Sie, keine von ihm oder mit unterzeichnete Aufsätze zu vollziehen, wenn sie nicht von seiner oder meiner Hand geschrieben sind, und Sie müssen vorher eine genaue Vergleichung der Handschriften anstellen." Am 17. Juli: „Ich brauche Ihnen den Umstand nicht erst zu erklären, weshalb Sie Bedacht so viel Vorkehrungen für die Sicherheit des Gefangenen während seiner Reise (Fouquet war von Pignerol nach dem Fort von Pérouse gebracht worden, weil in ihm Gefängniß der Witz eingeschlagen hatte und es erst wieder ausgefertigt werden mußte) und für die Bewachung desselben in seiner Haft treffen lassen." Am 14. Februar 1667: „Der König hält es für das Angemessenste, zwei Bedienten mit Herrn Fouquet zusammen einzuschließen, die nur durch den Tod ihre Freiheit wiedererlangen dürfen. Der Vorschlag, den Zwerg wieder gehen zu lassen, daß Sturr den Anderen benachen könnte." Am 17. Dezember 1669: „Sie müssen vor jedem Fenster Ihres Gefangenen ein im Halbzirkel zwei bis drei Fuß von der äußeren Mauer entfernungenes Eisengitter anbringen lassen, jedes dieser Gitter noch mit einer ganz dichten und so hohen Einzäunung umgeben lassen, daß er nur den Himmel sehen kann, und des Nachts müssen Sie Matten über seine Fenster herunterziehen lassen, die man bei Tagesanbruch wieder in die Höhe ziehen kann; auf diese Weise wird man ihn und er Anderen kein Zeichen mehr geben und es werden auch mehr Hinzurichtungen dieser Art unnöthig sein können." Am 26. Januar 1670: „Die Besorgung der fünf Soldaten, die Sie verwahren und mit Herrn Fouquet Verwandungen angeknüpft hatten, muß eine gute Wietung thun."[*])

Gegen Ende des Jahres 1672 sing Fouquet's Gefangenschaft an milder zu werden; man stellte ihm einen Brief von seiner Gattin zu und erlaubte ihm, in Gegenwart Saint-Mars darauf zu antworten; später gelangten noch mehr Briefe von Madame Fouquet durch Vermittelung des Ministers Louvois an ihn; Letztere ließ sie aber alle vorher genau untersuchen und einer chemischen Prüfung unterwerfen, um herauszubringen, ob nicht etwa mit unsichtbarer Dinte etwas darauf geschrieben wäre; Fouquet erhielt auch die Erlaubniß, an den König und an Louvois zu schreiben, die jedoch ebenfalls die sämmtlichen Begehrschriften zu unterrichten, schriftlichen Rath von seinem Arzte Prequart und von mehreren andern Pariser Aerzten zu empfangen und einen Tag um den anderen zwei Stunden die freiche Luft zu genießen, unter der Andedung, daß ihm nir weder gestattet werden würde, seine Zimmer zu verlassen, wenn es ihm gefällig sollte, sondern daß ihm Jemand zu verschließen. Er durfte mit den Grafen von Lauzun verkehren, der ebenfalls zu Pignerol gefangen saß; den Neveure galant lesen; oefter gelte Denkschriften an den König richten; mit den Offizieren unter Saint-Mars speisen und zwischen; im Bereich der Citadelle in Begleitung eines Soldaten spazieren gehen, und seine Gattin und seine Kinder sehen. Aber ungachtet dieser allmaligen Milderung von Fouquet's Haft, wurde doch die Wachsamkeit des Herrn von Saint-Mars immer gleich streng. Louvois schrieb im November 1677 an ihn: „Herr von Herleville (der Gouverneur von Pignerol) und seine Gattin müssen Herrn Fouquet nicht mehr als drei oder vier Mal des Jahres besuchen." Am 18. Dezember: „Ich glaube, Ihnen mittheilen zu müssen, daß der Befehl Sr. Majestät der Ihnen Gefangenen zu machen werden sollen, auf die Offiziere und Einwohner der Stadt und der Citadelle beschränkt." Man sieht offenbar aus diesen Worten, daß Fouquet zwar mehr Freiheit erhielt, daß aber Alles aufgeboten wurde, um ihn zu verhindern, von gewissen Dingen, die dem Könige sehr am Herzen lagen, Kenntniß mitzutheilen; das Schweet des Dameles hing fortwährend über seinem Haupte!

2) Die Knebkott von dem silbernen Teller, den ein Fischer der Insel Saint-Marguerite fand, wird von dem Pater Papon in seiner „Reise durch die Provence" etwas anders erzählt. Dieser hatte nämlich von einem alten Offizier der Frei-Compagnie gehört, daß es nicht ein Teller, sondern ein sehr feines Hemd gewesen sei, worauf der Gefangene geschrieben habe; ein Bader sah dies Hemd ins Meer fallen und beachte es Herrn von Saint-Mars, der ihn sehr weelegen fragte, ob er nichts von den Geschriebenen gelesen habe; der Barbier schwur Nein, aber dessenungeachtet wurde er zwei Tage darauf todt in seinem Bett gefunden. Solche diese Knebkott nicht zu folgenden beiden Stellen aus zwei Briefen von Louvois an Saint-Mars ihren Ursprung haben? „Ihr Brief", schreibt der Minister am 18. Dezember 1665, „ist mir nebst dem neuen Schmutztuch, worauf sich Schrift von der Hand des Herrn Fouquet befand, zugestellt worden." Und unterm 21. November 1667: „Sie können ihm nur sagen, daß er, wenn es ihm noch einmal einfällt, sein Tischzeug als Papier zu gebrauchen, sich nicht wundern darf, wenn Sie ihm keines mehr geben."

Der Pater Papon hörte auf der Insel Saint-Marguerite erzählen, es habe sich eine Frau aus dem Dorfe Mougins in der Festung gewaltet, um als Magd bei der eisernen Maske zu dienen; sie habe aber nicht Luft gehabt, sich zu einer enträtzlichen Gefangenschaft zu verurtheilen, als Saint-Mars ihr angekündigt, daß diese Gefangenschaft ewig sein würde. Ist das nicht ganz dieselbe Mahrzeel, wie sie in Betreff der Bedienten Fouquet's getroffen wurden, bit nur der Tod aus ihrem Gefängniß erlösen sollte? Beilleicht ist die Frau, die sich bei Saint-Mars meldete, kein andere, als die Wäscherin des Schloßthurms, die Fouquet's Wäsche, worauf dieser überall, selbst auf den Bändern und auf dem Futter seiner kleider, Schrift anbrachte, zu reinigen hatte.

Was die Achtung betrifft, welche Louvois der eisernen Maske bewies, indem er sein Haupt vor die unbiskte, so kann man wohl annehmen, daß dieser Minister, seiner Stellung angeschrt, wenn er auf einer seiner häufigen schnellen und gebrimnisvollen Reisen durch Paris mit Fouquet zusammentam, dem Unglück und dem Alter dieser Oberbiteting zu zeigen mochte. Louvois äußert sich auch in seinen Briefen an Saint-Mars immer sehr höflich, wenn er von Fouquet spricht. Schöne Kleider, feine Wäsche, Bücher, genug Alles, womit man den maskirten Gefangenen so reichlich versieht, um ihn das Leben angenehmer zu machen, wurde auch Herrn Fouquet nicht verlagt. Die Möblirung seiner zehn Zimmers zu Pignerol kostete über 1200 Liver; die Kleider und Wäsche, die Saint-Mars ihm in dreizehn Monaten lieferte, 2088 Livre; Fouquet hatte silberne Leuchter, aus denen er Teller und ein Salzfaß machen ließ; seine Lepiche wurden in sechzehn Jahren mehrere Male erneuert. „Er haben Recht dazu", schreibt Louvois am 21. Februar 1669 an Saint-Mars, „daß Sie ihm das gegeben, was zu seiner Unterhaltung dienen kann." Und aus Langeweile während einer so vieljährigen Gefangenschaft hätte Fouquet sich wohl, wie Lagrange-Chancel von dem Manne mit der Maske erzählt, die Zeit damit vertreiben können, daß er sich sein Barthaar mit einer silbernen Zange ausrupfte, — wer es sich denn mit allerlei Kleinigkeiten beschäftige, seine Bedienten im Lateinischen und in der Pharmazie unterrichtete, mit Hülfe des Französchen Reim-Lexikons seinem Gedichte machte, Salben und Arzneimittel für verschiedene Uebel aufsann und dergleichen mehr.

Man könnte noch einen Theil von dem, was die Sage aus dem Leben Fouquet's erzählt, um mysteriösen Dunkel umhüllenden Stimme und dem reich ausgestatteten Geist des maskirten Gefangenen erklärt, auf Fouquet anwenden, der zwar von Gesicht nicht schön war, den uns aber der Abbé von Choisy in seinen Denkwürdigkeiten als einen erfahrenen Rechtsgelehrten, ja selbst gebildeten Literaten von seltener Unterhaltung und leichten angenehmen Manieren schildert. Seine Portraits gaben, ihm kein wohlgebildete Gestalt, einen schönen Blick und stattlichen Haupthaar; kurz, seine Bösse war nicht der einzige Reiz, der ihm die Herzen gewann, da Frau von Sevigné, die er ohne Erfolg den Hof gemacht hatte, ihn so sehr schätzte, daß sie ihn zu ihrem Freunde machte.

3) Es ist ausgemacht, daß Saint-Mars vor 1680 nur zwei wichtige Gefangene zu Pignerol unter seiner Aufsicht hatte, Lauzun und Fouquet; der erstere, „ehemalige Oberstmeister der Artillerie", wie seine Maete in dem Tagebuche des Herrn Dujunea genannt wird, wußte sich schon vor Ostr Augusts 1681 in dieser Festung befinden, denn am diese Zeit begab sich Saint-Mars nach dem Fort von Exiles, wohin ihn der König, zum Lohn für seinen Eifer in der Bewachung Fouquet's, als Gouverneur ernannte. Mit seinem Nachfolger, in der Zeit zwischen den 23. März 1680, dem angeblichen Todestage Fouquet's, und dem 1. September 1681, zu Pignerol, von wo Saint-Mars nur zwei Gefangene nach Exiles mitnahm; der Eine dieser Gefangenen war, aller Wahrscheinlichkeit nach, die eiserne Maske; der Andere, der auch nicht Lauzut ist, muß im Jahre 1687 schon tott gewesen sein, da Saint-Mars, als er im folgenden Jahre nach der Insel Saint-Marguerite wurde, nur einen einzigen Gefangenen dorthin mitbrachte.

4) In den Briefen von Louvois an Saint-Mars ist freilich von Fouquet's Tod die Rede, und zwar so, als sei dieser Ersterem in einem am 23 März 1680 von Saint-Mars geschriebenen Briefe gemeldet worden; aber in den Briefen Louvois unter dem Datum vom 31ten, 30ten und 29ten April wiederholt sich dem „seligen Fouquet" gesprochen und befohlen, den Leichnam des Verewigten den „Leuten" der Madame Fouquet zu übergeben und Lauzun in das neu zu möblirende und zu tapezierende Zimmer desselben zu bringen; aber es ist auffallend, daß Louvois in den folgenden Briefen, wie anwohnlich, nur „Fouquet" sagt, ohne das frühere gebrauchte Wörtchen „selig" hinzuzufügen. Frau von Sevigné schreibt am 3. April 1680 an ihre Tochter: „Der arme Fouquet ist todt, ich bin sehr ergriffen von dieser Nachricht. Das Fräulein von Scudery ist auch sehr betrübt darüber". Die Gazette de France enthält die Nachricht unterm 6. April. „Man meldet uns", heißt es dort, „aus Pignerol, daß Herr Fouquet plötzlich am Schlagfluß gestorben ist." Gegen Ende des nun mehr, daß Louvois an Saint-Mars schreibt, sich entdeckenden Briefes von Saint-Mars diesen erst am 8. April meldet, während die Gazette vom 6ten jene Nachricht schon enthielt und Frau von Sevigné sie bereits fünf Tage vorher wußte? Woher kömmt es, daß Buffo-Rabutin und Frau von Sevigné, ist doch beide damals in Paris waren und sich täglich sahen, das Geschick des armen Fouquet's übereinstimmend Fremdes, Tod ganz verschieden angeben? Wir konnte Buffo in seinem Briefe an Frau von M... am 25. März schreiben: „Sie werden wohl schon wissen, daß Herr Fouquet am Schlagfluß gestorben ist, als man ihm gerade reinbrt hatte, in das Bad von Bourbon zu gehen. Dieß Erlaubniß kam zu spät; es ging seine Tage erzilt." Wie soll man den Sinn folgender Worte der Frau von Sevigné auslegen: „Das wäre also das Leben, dessen Erhaltung so viel Mühe gemacht hat! Es ließe sich oirt darüber sagen! Seine Krankheit bestand in Herzkrampf, ohne das es brechen konnte." Wie endlich ist das Schweigen des Herrn Lauzun über diesen Tod zu erklären, da man doch in diesem Mann ein treues Berzeichniß der bedeutenden Todesfälle jeder Monat findet? Ein seltsamer Tod, der am 23. März zu Pignerol stattfindet und am 25sten schon in Paris bekannt ist!

Wie! nicht ein einziges glaubwürdiges Aktenstück, um den Tod eines Mannes zu beweisen, der durch sein Mißgeschick eben so großes Aufsehen erregt hatte wie durch sein Glück, nichts, um dem allgemeinen Gerüchte, der in einem vom Geheimniß des Staatsgefängnisses umgebenen Tode ein Verbrechen zu suchen geneigt sein mußte, Stille

[*]) Wir haben nur die bedeutendsten dieser Briefe hervorgehoben, deren der Verfasser eine große Menge mittheilt, um zu zeigen, wie sehr dem Minister Louvois und dem Könige daran lag, daß Fouquet mit der Welt in keine Verbindung kame.

Digitized by Google

schweigen aufzuerlegen, nichts, um die Geschichte zur Einträglichkeit des Endes dieser gereicht, erlauchten Gefangenschaft zu zwingen! Nichts als eine fall zähvielbahre Depesche des Kriegs-Ministers: nichts als der Ausgang aus dem Bergeschnitt der Greisenwesen eines Klosters, wonach die Verdrängung ein Jahr nach dem Tode, am 28. März 1681, bei den Nonnen der Heimsuchung Maria's in Paris Rattgefunden hätte! Hier soll der Verstorbene in der Kapelle des heiligen Franz von Sales neben seinem Vater Francois Fenouet begräbnis werden sein. Letzterer hatte ein prächtiges Epitaphium, das seine Titel und Tugenden aufzählte; aber Nicolas, sein Sohn, setzte nicht einmal eine Kupferplatte mit seinen Namens-Inschrift über sein Grab, und das in einer Zeit, wo die Akademie der Inschriften und Denkmünzen so viel zur Unterstützung der Skulptur that, um die Gräber zu verewigen. Nicolas Fenouet, der zu allen richterlichen Würden erhoben, der Parlaments-Rath, Requeten-meister, General-Prokurator, Ober-Intendant der Finanzen und Minister, wußte sich damit begnügen, daß seine Asche in die Todten-Register der Nonnen zur Heimsuchung eingetragen ward. Alle historische Schriften über die Denkmäler von Paris erwähnen, daß Fenouet in demselben Gewölbe beerdigt worden sey, wo sein Vater ruhte, aber Niemand ist hinabgestiegen, um den Platz zu suchen, wo der Sarg stehen sollte, der vielleicht hier war oder noch Gebeine enthielt, die niemals dem Gesangenen von Pignerol angehört.

Ein gelehrter Piemontese, Herr Porelleti, begab sich nach Pignerol, um wahrere Aufschlüsse über das Datum von Fenouet's Tod zu erlangen, aber er fand keinen Namen nirgends, nicht einmal unter den Todesinsiten der Kirchspiels Saint-Maurice, zu welchem die Citadelle gehörte. Viele Gouverneure der Stadt erinnerten sich zwar, in ihrer Jugend gehört zu haben, daß ein Gefangener von großer Bedeutung sein Leben in dem Schloß von Pignerol beendigt habe, aber mehrere derselben „erzwischelten diese Person mit der eisernen Maske."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Jane la pale. — Roman von Horace de St. Aubin. 2 Bde. 15 Fr. (Unter dem Namen Horace de St. Aubin hat sich der bekannte Romanen-Schriftsteller Herr von Balzac seine dichterische Laufbahn begonnen. Der gegenwärtige Roman scheint nur der Wiederausdruck eines älteren Versuches zu sein, dem Herr v. Balzac, wahrscheinlich aus einer seitsamen Marotte, dann er leugnet es sonst gar nicht, daß er der Verfasser sey, ein früheren Autor-Namen nicht hat nehmen wollen.)

Didier ou le borgne et le boiteux. — Von Roland Bauchérie. 2 Bde. 15 Fr.

Le premier pas. — Von Mde Reine de Cey. 4 Bdchen. 12 Fr.

Quiberon. Royalistes et républicains. — Historischer Roman von E. Menaix. 2 Bde. 15 Fr.

Settimia. — Von Mad. Herlenie Allard. 2 Bde. 15 Fr.

Une passion en province. — Von Mad. Camille Bodin (Jenny Bastide). 2 Bde. 15 Fr.

Portugal.

Im Ritt nach den Furnas auf San Miguel.

(Aus dem Tagebuche eines Deutschen Offiziers in Portugiesischen Diensten.)

. . . . . „Legen Sie noch einen Testam zu, Senhor Alferes (Herr Lieutenant)", sagte der Maulthiertreiber, „so können wir auf der Stelle aufbrechen." Wir hatten schon seit einer Viertelstunde mit diesem Menschen, der auf dem rechten Auge blind und auf dem linken Fuße lahm war, gefeilscht, und er hatte von seiner sehr hohen Forderung schon Manches nachgelassen. Nachdem wir endlich unserem lebendigen Reisdenselben diesen Testam bewilligt, gingen wir noch in eine Casa do pasto, um ein gutes Mittagemehl zu halten und dem vinho branco zuzusprechen. Wir fanden weitere Erwartungen in gastronomischer Hinsicht in Übertreffen, daß wir zwei Deutsche, der Lieutenant v. W— berz und ich, nicht minder konnten, als Paradies zwischen Wolken, Semmel zu den Hauptschinken und unser Portugiesischen Casa do pasto in einem Dorfe (genn Bilasfranca, obgleich sehr schön gebaut, verdient keinen anderen Namen), welche sehr zum Nachtheile der ersteren ausfiel, zu sieben. Wir tranken wohl eine halbe Stunde, ehe sich Letzteres, welche etwa eine Meile nach Portugal oder Süden machen wollten, bemerkte und das hauptsächlich in der lustigen Maulthiertreiber-Gesellschaft deutlich zu vernehmen, in einer halben, pronto aber, in einer ganzen Stunde.

Endlich erschienen unsere Burricos mit ihren Treibern, und wir arrangierten uns so gut wie möglich auf den Sätteln, die von einem Englischen Sattel etwa so verschieden sind, wie ein Maulthier von einem Englischen Vollblut-Pferde. Der Abwechslung halber, und weil wir unsere leichte Garnison-Reitstiefel, sachte uns tüchtig aus, als es sah, wir wir auf dem breiten, mit Stroh ausgelegten Lendwandstattel mit beinahe horizontal liegenden Bügeln hin und herwandten. Nach einem halbstündigen Ritt waren wir Alle wir gehörnt und fingen uns jetzt, wie dem Kernande, unser über den sogenannten Sattel, nach Art der weiblichen Reitmanier; allein alle zwei Minuten glitte einer der Gesellschaft von seinem Thiere herab und erregte das Gelächter der Uebrigen, die bald darauf der Reihe nach dasselbe Manöver nachahmten. Endlich nach einer Stunde waren wir so ziemlich eingeritten und hatten Muße, die herrliche Gegend zu bewundern; das herrliche Grün der Orangen-, Feigen- und Bananen-Bäume, durch welche theils silberweiße Häuschen, theils die gelblichgrünen und braunen Früchte dieser Bäume schimmerten, that unserem Auge wohl, während unser Ohr sich an den mitgenommenen Gabern der Bacchus Jäcker. Unsere Maulthiertreiber, welche weiter die Schönheiten der Landschaft nicht zu rühmen schienen, liefen in der größten Sammlung unermüdet hinter uns her, mit ihren langen, mit Lederschlaggurten Treiberstöcken und mit fernen Rufen: „Ay burrico! passacuibo pana per o caminho, ay! ay!" die pflegmatischen Thiere antreibend und sich vor der Sonne durch Herabklappung eines an ihren Hüten befindlichen Tuchlappens schützend.

An einem der herrlichsten Plätze dieser Insel, „die Wasser" (as agoas) genannt, machten wir Halt und legten uns im Schatten der Orangenbäume an den Ufern eines von Bäumen und Blumen aller Art umgebenen cubig hellen See's nieder, um zu schlummern. Nach unserem Erwachen war die Sonne schon untergegangen, und die Nacht trat schnell in ihr düsteres Recht ein.

Es war gegen 11 Uhr, als wir einen ziemlich steilen Berg hinan ritten. Der Pfade Nachwind durchschauerte uns, so daß wir uns dichter in unsere Mäntel hüllten, und nur von Zeit zu Zeit streckten wir schnerkengleich unsere Köpfe vor, um die Herrlichkeit San Miguel's zu bewundern, dessen höchster Spitze wir zueilten. In unseren Füßen sahen wir, tief unter uns, die im Mondschein sternartig glänzenden Gärten, aus denen wir Gerüche der Ananas (Tannbäuser) hervorstiegen, und weiterhin wurden die Dorfschaften Ribeira grande, Ribeira seca, Villefranca (unsere Garnison), Villa Goa, Raste de Cam, sogar die noch entfernter liegende Hauptstadt Ponta Delgada sichtbar, deren dicht neben einander stehende Häuser mit den bewerzagenden Thürmen der Conventos (Klöster) wie ein weißes Tuch über die dunkele Erde gebreitet lagen, und rings um uns glatzte ruhig umhergingt der Atlantische Ozean, in dessen dunkelblauen Fluthen sich die zahllosen Sonnen und Wandelsterne von dem noch tieferen Blau des Himmels herab spiegelten. Laut schallte der Maulthiere Hufstritt durch die nächtliche Stille; in der Ferne erklang einsam die Glocke eines Klosters schauerlich und doch zugleich lieblich aus den Thälern herauf zu uns in die Bergen-Höhe. Von Zeit zu Zeit erhebt der Wind durch die Zweige der Bäume, und das dumpfe Brausen der See könte uns Wanderern wie ferner Donner dieser Seufzer der Lüfte zu. Ein von Mondschein durchwebenes Nebel wogte um das Ganze und schäferte uns wider unseren Willen mit magischer Kraft ein, so daß wir, der Gewalt des Schlummer-Gottes nachgebend, dann und wann einnickten und wieder aufwachten, um von vorn dem anfragenden Schlafe unser Ja zuzunicken.

Endlich hielten die Maulthiertreiber am Anfange eines sehr abschüssigen Hohlweges, wo sich ein einsames, bald verfallenes Haus befand, still und donnerten mit ihren dicksten Ende ihrer Stöcke gegen die verschlossene Thür, inzwischen durchdringend schreiend: „Quoeze la Marie, o Adriam — filho de p . . ." (Wollt Du gleich öffnen, Adrian. Du Taufendsappermenter!*) Endlich antwortete eine hinfere Stimme: „Macht nicht solch garstigen Lärm mitten in der Nacht; drinnen ruhen drei geistliche Herren, Ihr stört sie in ihrem gesegneten Schlafe. Was wollt Ihr hier? — „Obri, chegam alguns Senhores Alferes Francezes, querem comer alguma cousinha." (Oeffne, es sind einige Französische Herren Lieutenants, sie wollen eine Kleinigkeit zu sich nehmen), war die Antwort.

Nach einigem Zögern wurde die Thür geöffnet, und rasch eintretend, gewahrten wir, wie drei Mönche sich durch das Halbdunkel eines an die Gastthür stoßenden Korridors fortschlichen, während drei große Eselstreiber copus (Gläser) und ein hübsches schwarzäugiges Mädchen Tassen zeigten, von welcher Art der gesegnete Schlaf dieser drei Herren gewesen war.

Wir wollten nicht lange, indem die Führer uns sagten, daß der Mond bald untergehen würde und der Weg, den wir bergab betreten müßten, äußerst abschüssig und wegen des nächtlichen Thaues ziemlich schlüpferig sey. Der Abhang war wirklich sehr steil, bald sehr breit, bald wieder so schmal, daß wir nur Mann vor Mann reiten konnten. Theils war er von Gebüsch, theils von hohen Felsstücken begränzt, und ich dankte Gott, daß der Mond uns zwischen Felsen und Bäumen nur unbestimmt die Gränze in ihrer Finsternißtrift sehen ließ. Wer mir gewahrte ich nichts als die Luft, hinter mir oder, uns zwar, wie es schien, über meinem Kopfe, die Letzten unserer kleinen Karawane. Die Maulthiere gingen jedoch so ruhig und sichre, mit den Vorderfüßen den Boden prüfend und, wenn sie ihn zu abschüssig oder nicht sest genug befanden, mit den Hinterbeinen fortreitschend, daß wir uns unbesorgt den Zauberkräften des Schlafes überließen. Wir glaubten, wir in einem wir, daher Nacht bleiben wollten; kein menschlisches Wesen war mehr zu sehen, dahingegen stets mehr Bäume und Schweine, welche uns höchst harmonisch in allen Dur- und Moll-Tonarten anbellten und angrunzten. Nach vielem Pochen, Scheiten, Flehen gelang es uns endlich unseren Führern, ein Portugiesisches Bauernhof zu unserer Kuhnahme zu bestimmen; ich glaube, die Furcht vor unseren Waffen, die wir gezeigt hatten und mit denen wir, wirklich Spröflinge des Quixote's, in der Luft stuben sechten, war der mächtigste Hebel; genug, er ließ uns in das Haus ein, während die Treiber mit ihren Thieren sich im Freien Sommernachts-Traume nach Belieben schaffen konnten. Unser Wirth verwies uns, als er erst Geld sah, mit vielen Worten, pressante (Schnilen), zum roun avos aquecidos (Weißbrod, in dem zwei weiche Eier eingebacken sind) und Wein, worauf wir uns in's Bett, d. h. auf den Boden, zur Ruhe legten.

Als die Sonne eben aufgegangen war, wachten wir uns auf, um die Furnas zu sehen, die wir nach ungefähr drei Viertelstunden erreichten. Mitten unter grünenden Höhen liegt ein kaum aufgetrockneter Weg, auf dem in großem Abstande zu den Umgebungen alle Vegetationen erscheinen ist. Auch nicht eine Pflanze bedt hier ihre Blüthenkrone empor, kein Baum regt im Spiel des Windes seinen stolzen Wipfel, und keine lebendige, den ermüdeten Wanderer erquickende Quelle rieselt durch diesen Strich. Der sonst so heitere, blaue luftanziehe Himmel scheint hüter und dichter, alle lebende Geschöpfe fliehen diesen traurigen Ort, nur Seemöven verirren sich bisweilen hierher und beleben diese Einöde durch ihr heiseres, mißtönendes Geschrill, während doch über ihnen Nebel in weiten Kreisen schweben. Schon einige Zeit, ehe man sich

*) Das angedeutete Portugiesische Wort bedeutet zwar noch etwas weit Derberes, doch will ich im Grunde nur eben so viel sagen.

Digitized by Google

diesem Schreckensplatze, bei dem man unwillkürlich an die Zauberbahre in Macbeth denkt, nähert, hört man ein unterirdisches Brausen, welches immer stärker und dumpfer wird. Das Gebrüll, mit nackten Felsblöcken besät, ist von einer gänzlichen Farbe, die bei dem höchst unangenehmen Eindruck des Ganzen noch erhöht. Auf dem Gipfel dieses Berges befindet sich eine Hechelhöhle, voller Höhlungen von verschiedener Größe, aus denen heißes Wasser hervorquillt; die größte derselben, mehrere Klafter im Umfange messend, steht abwechselnd dichter fürterichterer Dampfwirbel und Strahlen siedenden Wassers aus. Mehrere in diesen Abgrund geworfene Steine und verdorrte Baumzweige wurden nach einigen Sekunden wieder mit ungeheurer Gewalt aus dem Schlunde in die Luft geschleudert. Das Merkwürdigste aber ist, daß aus derselben Höhle mit unter Funken sieden und Flammen hervorlodern.

Eine Strecke hinter diesem Krater befinden sich eine Menge Badehäuser, in denen man umsonst warm oder kalt baden kann. Es stehen nämlich dort zwei Arten Gewässer dicht neben einander hin, von denen das eine heiß, das andere kalt, aber sehr erfrischend ist. Der Boden über den dieses letzter hinwegläuft, besteht aus einer Art sehr weichen röthlichen Gebirges, mit dem alle Besucher dieses Orts ihre Namen an die Mauren dieser Häuschen malen, die also jetzt ihre wirkliche Ursache von Namen und Inschriften gar nicht mehr produzieren können. Wir unterließen denn edenfalls nicht, unsere Bee- und Familien-Namen an die Wande zu kleksen, ein Bad zu nehmen und unsern vorwehenden Einfreiden unsere Ehrfurcht zu bezeugen. Diese nahm uns, obgleich wir zwei Ingleses heretices bei uns hatten, sehr freundlich und gastfrei auf und zeigte uns, nachdem wir unseren Bauernsäbrer beschenkt und seinen Dank: Anilo obrigado, senhores dis-done (ein Benamen, den die Franzosen, wie die Engländer Senhor Lady, bekommen hatten), mit gebürtiger Würde entgegengenommen hatten, sehr freundliche, durch Felsenklüfte und Garten. Wir sprachen viel mit ihm über Dom Miguel, aber er sagte nicht viel Gutes von ihm oder war so klug, es nicht sagen zu wollen, wir verabschiedeten uns gegen Mittag, um noch heute wieder in Villafranca zu sein, das wir in der Nacht auch, ziemlich müde, erreichten.

Dr. A. Woldheim.

Nord-Amerika.

Ein Tag in New-Orleans.

New-Orleans liegt am östlichen Ufer des Mississippi; doch windet sich der Strom noch einmal ganz nach der Ostseite der Stadt, schlängelt sich dann wieder westlich und regiert sich ins Meer. Der Flächenraum der Stadt ist 3 bis 4 Fuß niedriger, als die Ufer des Stromes von der See an bis nahe an das oberhalb liegende Manheim. Im Winter und Frühling, wo der hohe Strom seine Ufer überfüllt, leiten eine Menge von Kanälen sein überreiches Wasser nach dem Landsee Penchartrain ab. Sie nehmen ihren Weg durch die Stadt und tragen viel zur Reinigung und somit zur Gesundheit der Stadt bei. Im Sommer hingegen ist der Wasserstand des Stromes niedriger als der Flächenraum der Stadt, und so verläßt der Strom gegen die sehr Arztlichen Menschen von New-Orleans gerade zu einer Zeit, wo sie seiner Wohlthat am meisten bedürfen.

Der Mississippi ist der Klotz der Stadt Nord-Amerikas. Wie viele Jahrtausende mag der Riesenstrom ihre seine Wogen nutzlos für das Menschengeschlecht ins Meer zugeschäumt haben! Es schien nun die Aufgabe zu haben, durch Anschlemmungen rechts und links einen Boden zu schaffen, auf welchem einst Reiche und Völker entstehen sollen, die durch ihn gemehrt und bereichert werden. Unglücklicherweise kamen diese Völker zu früh, sie nahmen die Ufergaben des Stroms in Besitz, ehe er sie vorwollständigt hatte, und die Stadt und die Gegend ist jetzt mit dem Untergange der Uebrschwemmung bedroht, weil ihre Fläche niedriger ist als die Stromfläche.

Wir won wir erzählt, ist ein Plan, den Boden in und bei der Stadt zu erhöhen, im Weichlage, der wirklich ausführbar scheint. Man will nämlich einzelne Flächenräume umdämmen, wenigstens so hoch als der Strom, diesen Damm hineindringen lassen, das schlammige Wasser so lange darin lassen, bis es seine reichen Erdtheile abgelegt hat, und es dann mit Hülfe einer durch Dampf getriebenen Pumpe entlassen. Mit diesem Prozesse soll dann so lange fortgefahren werden, bis der Boden zu hoch ist, um ferner mit Wasser überzogen werden zu können, und so nach und nach das ganze Flußgebiet zur Höhrulinie des Stromes zu bringen.

Doch die Indolenz der Kreolen wird schwerlich auch an die Ausführung dieses Planes denken, und die handeltreibenden Ausländer sind zu sehr in Verrichtungs-Wünsche verliebt, um sich um die Verbesserung des Landes zu kümmern. Sie betrachten New-Orleans als einen Kampfplatz, wo Tod und Reichthum die Loosungsworte sind, und ziehen sich mit der gemachten Beute so schnell als möglich zurück, um sie an einem sichrern Orte in Ruhe und Frieden zu vergehren.

Am angenehmsten sile das Auge ist der Wald von Masttämmen, der sich fast 3 Meilen weit vor uns ausdehnt. Die Stadt selbst zeigt sich nur durch ihre tiefe Lage merkwürdig, und der Fremde, der von ihrem Rufe als Todesbahn scheu erfüllt ist, sieht sich durch diesen Anblick um so mehr den finstersten Ahnungen hin, als kein einziges Gebäude von Glanz oder Pracht den Eindruck auf einige Augenblicke entfernt oder mildert. Die Hotels sind alle für den ausgedehntesten Geschäftsbedarf berechnet; Alles zielt nur auf Raum-Ersparnis ab. Bruder Jonathan*) ist in seinen Begriffen von Bauwurdichkeit höchst bescheiden, und seine Wallen von Bauwwolle oder anderer Waare sind besser plaziert, als seine Person, mit der er kein Geld verdient. Die Miethe ist so hoch, daß der Eigenthümer des großen Handelshauses nach 3 Jahren die Summe von 200,000 Dollars davongetragen hat.

Bei diesem Mißstande wurde daher auch ich anfangs gewohnt und war diese Zeugen der sorglosverkehrten gewordenen Schnelligkeit, mit welcher die Amerikaner ihre Mahlzeiten einnehmen. Ich saß einmal lange an der Gastafel als plötzer Zuschauer, weil die zahlreichen Anstalten, die aus der Offnung der Küche hervorgegangen sind, schon vom Tafel-Publikum vorgriffen, oder richtiger verschlungen, waren, als meinem Auge kaum die Anzeige gemacht war. Vergebens wandte ich mich an die schwarzen Cobyerreiter mit der Bitte, daß ich mich auch an einem warmen Gerichte oder Braten möchte; sie waren taub und blind für mich, da ich einen beim Kragen regriff und durch Drohungen es dahin brachte, daß er mich bedeutete. Die Grund der Ungefälligkeit der Neger-Aufwärter war, daß sie noch kein Geschenk von mir erhalten hatten. Die schwarzen Sklaven sind die bescheidlichsten auf der ganzen Welt; sie gedulden sich nicht, wie die Englischen Aufwärter, bis sie eine Belohnung verdient haben, sondern dringen darauf präumnerando. Zwar dürfen sie nicht unverschämt sein und fordern, aber sie sind taub und blind, bis der böse Geist in ihren Augen und Ohren durch Dofer beschworen wird, die oder von Zeit zu Zeit wiederholt werden müssen.

Gleich der erste Markt in New-Orleans war schlecht für mich. Ich hatte das Schwarzen Fürgerhaus Fleischen im Zimmer und flichte Stiche auf Gesicht und Händen. Ich glaubte, es sei ein kleines Feder von der Sorte, und ging auf die Gallerie, um frischer Luft zu schöpfen. Dort fand ich einen Neger, der mir das Rabiet lofte. „Haben Massa?“, sagte er, „kriegen Muequito-Flor angstigt?“ — „Nein“, sagte ich; „giebt's schon Mequitos hier?“ — „Tausende, Massa! He, he, kein Wunder, daß Sie nicht gedacht!“

So war meine erste Bekanntschaft mit einer der Plagen des verpesteten Klimas gemacht!

Aus Spaesamkeit, und um die häuslichen Sitten Amerikas besser kennen zu lernen, ging ich in ein Privat-Speisehaus. Die Nacht vor meinem Eintritten hatte ein junger Mann in dem Bette, das ich einnahm, wie ich nachher zufällig hörte, Am dieser Zeit war die Stadt von lebensfrischen, jungen Männern aus den Britischen Inseln und Amerika angefüllt. Bevor die Blätter an den Bäumen ihre gelbe Todesfarbe annahmen, las ich in den öffentlichen Blättern die Todesanzeigen aller jener Jünglinge, deren Namen ich mich noch erinnern kann, und die alle anderen. Nur einem einzigen Namen kann ich mich nicht erinnern. Ein schöner junger Deutscher, den ich zu New-York kennen und achten gelernt hatte, sagte mir bei unserem Wiedersehen in New-Orleans, er sey schon akklimatisiet, da er das Fieber den vorigen Oktober gehabt habe. Aber sein Name steht in den Todeslisten! Seine kräftige Gestalt, seine blühende Gesundheit Germanischer Natur machten ihn nur zum sichern Opfer des gelben Fiebers, eine Grisel, die vorzüglich das Leben der Weißen trifft.

Meine Wirthin hat vor kurzem ihren Mann begraben und, wie es scheint, auch jedes weiblichite und sanfte Gefühl, wenn sie je eines hatte. Sie gab uns Thee oder Kaffee aus einer Kit von Todes-Arne mit viel mehr Gleichgültigkeit ein, als ihr Gesicht seine Gedanken spiegelte. Ich merkte sich weit weniger um unsere Gesundheit als um unseren Appetit, und hätten die Speisen uns vergiftet, es wäre ihr gleichviel gewesen, wenn nur unsere Plätze bald besetzt worden wären. (N. A.)

Mannigfaltiges.

— Eine Deutsche Schrift aus Liverpool. In Liverpool (bei Forsdam) ist in Deutscher Sprache eine „Uebersicht der Fabrication von Baumwollen-Garn“ erschienen, von der die Englischen Blätter sagen, daß sie die genauesten und erschöpfendsten Details enthalte und mit einer der Deutschen Kürzes würdigen Gewissenhaftigkeit aufgearbeitet sey. Uns könnte sie insbesondere als Beweis dienen, wie sehr namentlich Deutschland, das nur noch wenige eigene Baumwollengarn-Spinnereien besitzt, die gewerbreichen Städte Liverpool und Manchester beschäftigt. Man sieh in der That dort eine kleine Kolonie von Deutschen Kaufleuten und Geschäfts-Agenten finden. Das Bewunderungswerthe an jener Schrift scheint uns aber eine topographische Korrektheit zu sein; eine in England gedruckte Deutsche Schrift ohne ungählige Druckfehler gedeht gewiß zu den größten Seltenheiten.

— Ninive. Ueber die Ruinen dieser großen Stadt, deren jetzige Existenz von neueren Geschichtsforschern sogar bezweifelt worden, giebt uns nun so eben in London erschienenes Werk „über einen Aufenthalt in Kurdistan und über die Lage des alten Ninive“*) nähere Aufschluß. Das Werk ist von dem verstorbenen jetzteren Reisenden C. J. Rich verfaßt und von dessen Wittwe aus seinen nachgelassenen Papieren herausgegeben worden.

— Die Sprache der Magyaren. Dankowsky's kritisch-etymologisches Wörterbuch der Magyarischen (Ungarischen) Sprache ist nunmehr vollendet und die letzte Lieferung dieses Werkes bereits erschienen. Nach dem in dem Werke zugleich enthaltenen Verzeichnisse der Stammwörter ist die Magyarische Sprache, ihrem Ursprunge nach, hauptsächlich als eine Slavische anzusehen, denn sie zählt, wenn nämlich der Verfasser, ein Ungarischer Slave, sich nicht durch einige Vorliebe für das mütterliche Idiom hat bethören lassen, nicht weniger als 1898 Slavische Stammwörter, während sie nur 962 eigenthümlich Magyarische (zum Theil mit dem Türkischen verwandte) Radixi besitzt. Demnächst zählt sie 889 Griechische, 334 Lateinische, 288 Deutsche, 268 Italiänische, 25 Französische und 4 Hebräische Stammwörter.

*) Jonathan nennt der Engländer den Amerikanischen Spießbürger, wie den Englischen John Bull.

*) Narrative of a residence in Koordistan and on the site of ancient Nineveh.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr. Ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Montag den 2. Mai 1836.

Afrika.

Algiers Korallenfischerei.

Von Thomas Campbell.

Seit mehr als hundert Jahren und bis auf die neuere Zeit herab hatten die Franzosen eine Afrikanische Gesellschaft, welche von der Algierschen Regierung ein Monopol gepachtet, Wolle und Getraide aus- zuführen und Korallenfischerei zu treiben. Sie hatte zu diesem Zwecke mehrere Faktoreien an der Küste, und in Bona hauptsächlich wurde die Korallenfischerei betrieben.

Auf meiner Seereise nach dieser Stadt ergötzte ich mich, Schiffbrüche in die See, wenn nicht in die Luft zu thaun. Der klare Spiegel der ruhigen See gewährte mir schon in meiner Kindheit einen Anblick voll Seligkeit, wenn ich von meinen Hochlandischen Felsen an sonnigen Tagen in die Bai hinunterblickte, dort den goldenen Sand, das smaragdene Moos und die silbernen Muscheln bewunderte und von nichts als den Grotten der Nereiden träumte. Bezaubernde Natur! Deine Schönheit ist nicht bloß am Himmel und auf der Erde, sondern auch im Wasser unter unseren Füßen, das, der Poesie gleich, jeden Gegenstand für unseren Anblick so glänzend und herrlich ausschmücket.

Ich rief mir jetzt angenehme Erinnerungen aus Reisebeschreibungen zurück, die den Glanz der Korallen-Bank, besonders im Rothen Meere, schildern, und schmeichelte mir mit der Hoffnung auf den Genuß dieses Bildes. Leider war mir die Zeit nicht günstig und das Meer nicht artig genug, mir seine Herrlichkeiten vorzustellen und seine reichen Bahne zu zeigen. Seine See-Majestät schrinen so eifersüchtig auf die See- jungfern zu seyn, wie seine Maurischen Nachbarn an der Küste auf ihre Frauen. Jedoch ich habe Belehrung über die wunderbare Erschrinung der Korallen erhalten, die nicht ganz unwitterestant seyn dürfte. Wenn man jedn Menschen fragt, zu welchem Reiche die Koralle gehört, so werden wenn haben es nicht wissen.

Von jeher hielt man sie für eine See-Pflanze; allein sie gehört zum Thierreich, das heißt, sie ist die Wohnung eines Thierchens, welches sie zu seiner Wiege, zu seinem Haus und endlich zu seinem Sarge macht; denn die Substanz gelangt erst dann zur vollkommenen Ausbildung, wenn der kleine Bewohner darin geforben und begraben ist.

Die früheesten Naturbeobachter des Alterthums sahen nur die schon zu Klgrichen gebildeten Korallen und betrachteten sie als ein Mineral. So wird die Koralle auch in den Fragmenten des Orpheus genannt, wo sie als Gegenstand gegen den Schlangenbiß empfohlen wird. Aristoteles erwähnt ihrer gar nicht; aber sein Jünger Theophrast, der ein Botaniker war, erklärt sie schnellorg für eine Pflanze, und seinem Beispiele folgen Dioskorides, Plinius und ein Heer von Botanikern sogar bis auf die neuere Zeit. Plinius meint die Koralle, wenn er sagt: Nascuntur et in mari frutices arboresque: minores in nostro: rubrum enim et totus orientis oceanus refertus est sylvis. Die Alten waren auch in dem Wahn, daß die Koralle hart wäre, sobald sie aus dem Wasser in die Luft kommt, worauf sich auch folgende Verse des Ovid beziehen:

> Sic et coralium, quo primum contigit auras
> tempore durescit: mollis fuit herba sub undis.

Die Botaniker haben bemerkt, daß die Korallen-Wurzeln habe, d. h. daß sie sich an einen festen Körper hängt, der ihr einen Haltpunkt im Wasser bietet; daß sie fowohl einen Stamm als Zweige habe, bei denen die Spitzen weicher, als die Wurzeln sind. Im vorigen Jahrhundert bemerkte der berühmte Naturforscher Graf Marsigli kleine weiße Substanzen von der Koralle hervorbrechen und erklärte sie für Blüthen der Korallenpflanze. Diese Behauptung befestigte sich noch bei gleichzeitigen und nachfolgenden Botanikern die Meinung, daß die Koralle vegetabilischer Natur sey, bis endlich der Franzose Peyssonnel entdeckt und nachgewiesen hat, daß die wissen angeblichen Blüthen in der That Thierchen sind. Anfangs wurde seine Theorie durch Réaumur, der damals als der erste Naturforscher betrachtet wurde, gehindert, sich den verdienten Eingang zu schaffen; doch die durch Trembly gemachte Entdeckung der Polypen im süßen Wasser führte aufs neue die Naturforscher auf die Physiker auf Peyssonnel's Entdeckung, worauf die Akademie der Wissenschaften jewi ihrer Mitglieder zur Untersuchung nach der Korallenküste schickte, und diese, es waren die verdienstvollen Herren Guettard und Jussieu, bestätigten die Behauptung Peyssonnel's.

In Bona wurde mit eine handschriftliche Abhandlung über die Naturgeschichte der Korallen zu Kauf angeboten, und ich kaufte sie. Der Verkäufer sah wie ein schlauer Bursche aus; er war mit der Korallen-Fischerei sehr bekannt und gab mir, die Abhandlung selbst geschrieben zu haben, welche Unwahrheit ich aber einsah, sobald ich einiges gelesen hatte. Als wissenschaftlicher Aufsatz ist die Arbeit ein Muster von Klarheit und Rundung, und gern hätte ich sie hier übersetzt, wenn sie nicht einige Lücken füllen würde, und wenn sie nicht zu kompakt wäre, um eine Abkürzung zu gestatten.*)

Die eigentliche Zeit zur Korallen-Fischerei ist von der Mitte April bis Ende Juli. Durch starke Netze, die an zwei kreuzweis zusammengefügten Balken befestigt werden, reißt man die Korallenzweige von ihrem Grunde; die Operation ist oft gefährlich, immer sehr mühsam und erfordert je nach der örtlichen Tiefe eines bis sieben Mal, die gewöhnlich mit sechs oder sieben Mann besetzt sind.

Das Korallenthierchen scheint sich seine Festung deshalb zu bauen, damit es gegen die Bewegungen des Meeres sicher sey, und es lebt gern auf der Südseite. Die Tiefe seines Aufenthalts wechselt von 10 bis 700 Fuß. Man hat wahrgenommen, daß je tiefer sein Sitz ist, desto feiner ist es. Spallanzani sagt über diese Natur-Erscheinung: „Man könnte glauben, daß das Licht und die Wärme diese Verschiedenheit hervorbrächten (Kälte und Entziehung des Lichtes hat ja auch auf das Wachsthum und die Gesundheit des menschlichen Körpers den nachtheiligsten Einfluß); allein es ist durch vielfeitige Wahrnehmung festgestellt, daß Korallen in Tiefen gefunden werden, wo der Einfluß des Lichtes der Sonne und ihrer Wärme längst aufgehört haben (denn das Licht dringt nur bis 600 Fuß und die Wärme nicht über 150 in die Tiefe). Ich dachte oft, der schwere Druck des Wassers wäre der Entwickelung hinderlich; allein wir finden Pflanzen und Thiere von derselben Zartheit wie Polypen und Korallen auf gleich mächtigem Standpunkte unter dem Wasser.“*)

An der Berberischen Küste ist die Koralle größer als zu Messina, diese hat aber eine lebhaftere Röthe.

Nach Allem, was ich erfahren konnte, hat die frühere Französische Afrikanische Gesellschaft keine große Reichthümer aus dieser Fischerei gewonnen. Die Fischer, welche gewöhnlich Provenzalen waren, betrogen die Agenten, und diese betrogen ihrerseits die Gesellschaft. Die revolutionaire Regierung von 1793 hielt es für ihre Pflicht, diesem Unfeligwesen neues Leben zuzuwenden, und beschäftigte, in Ermangelung Französischer Hände, viele hundert Italiäner dazu; die Herren Italiäner waren aber eben so ehrlich wie ihre Vorgänger. Der Einfall Bonaparte's in Aegypten machte aber Verbindung zwischen Frankreich und den Barbareesten ein Ende. Napoleon schieß 1805 Zeideen mit Algier und nahm sogleich die Ausschrung auf Gewinn durch die Korallenfischerei wieder auf, aber seine Thätigkeit dabei war auch ohne Erfolg geblieben, wenig darauf bewährstigten die Engländer sich dieser Fischerei, und ihre Ausschit in Geschäftsleuten brachten sie es bald dahin, diesen ihrlicher Gewinn von etwa 200,000 Pfund das Unternehmen lohnte. 1817 wurde die Fischerei wieder von den Franzosen, und zwar mit den berühmtesten Mißbräuchen, betrieben, jährlich bis zum Bruche mit Algier mit weniger Nutzen, weil der Preis der Korallen in jenen Jahren niedrig war. „Die Erobrung Algiers,“ sagt Genty de Bussy, „von welchter man eine Vergrößigung für die Korallenfischerei hätte erwarten sollen, gab ihr den Todesstreich. Der Werth der Korallen ist geringer geworden, die Schiffs-Eigenthümer konnten die Zinsen für das zu ihrem Unternehmen gehorgte Geld und die Abgaben nicht erschwingen und gingen zu Grunde. Franzosen, das sagt hier der ganzen Küste ist oder bald seyn müßte, sollte diesen Handelszweig wieder aufnmuntern, vor Allem die Strurrn darauf abschaffen, oder wenigstens vermindern, und sollte andererseits die Zahl der Schiffe begränzen, welchen die Zischerei gestattet wird, damit bei übermäßiger Ausbehnung derselben die Korallen-Gewächse nicht ganz erstabet oder von drei schlechterer Qualität werden.“ Glücklicherweise ist die ganze Küste von Tunis bis jenseits Algier nach Marokko hin so reich an Korallen-Bagen, daß man immer einem Küstenstrich mehrere Jahre Ruhe gönnen und doch jährlich 200,000 Pfd. Sterl. Gewinn jieden kann. Es wäre diese Summe der fünfte Theil der jetzigen Ausgaben Frankreichs für die Erhaltung der ganzen Kolonie; Fanchen würden sich viele hundert Arbeiter durch diese Beschäftigung nähren, manches Bedürfniß des Lebens wohlfeil finden und der Handel nach dem Oriente neuen Schwung erhalten. Der Orient ist es, wohin die wissen Korallen ausgeführt werden. Merkwürdig ist es, daß das Rothe

*) Ayuetich fand ich, daß es ein Artikel des Herrn de Blainville in dem neuen philosophischen Lexikon ist. Th. Campbell.

**) Die Sache ist so rathselhaft nicht. Allerdings ist es der gefeigerte Mangel an Licht und Wärme, der den Mangel an Ausdehnung bedingt; man hat aber auch unter dem Bereiche des Einflusses der Sonne Korallen gefunden in dem Sinmand, denn in dieser Tiefe sind sie nicht erzeugt, sondern von einem höheren Standpunkte durch den zunehmenden Wasserdruck herein nach und nach getrangt worden.

Digitized by Google

Meer, welches voll von Korallen ist, die Verärrnisse des Morgenlandes nicht beschreiben kann. Ganze Schiffe voll gehen von Europa nach Alexandrien und von da nach Bagdad, Persien und Indien. Die Cholera, welche so schrecklich im Orient gewüthet und Armuth und Entsiedelung auf ihren Spuren zurückgelassen hat, verminderte zwar vor mehreren Jahren die Nachfrage nach der Koralle, aber jetzt wird sie schon wieder eifriger gesucht. Man braucht nur auf die Waffen, Möbel und Spielzeuge, die von Oken kommen, zu sehen, um sich einen Begriff von der Vorliebe der Orientalen für die Korallen zu machen. Die Dragonerpferde ihrer Krieger sowohl, als der Hals ihrer Schönen, sind damit geschmückt.

Schelten Sie mich nicht hyperkritisch, daß ich mich und Sie so lange bei einem Gegenstande dieser Art aufgehalten habe. Es ist ja mit ein Stückchen Thierarth und ein Spielzeug für kleine und große Kinder, werden Sie sagen, und ich muß es zugeben; aber bedenken Sie doch, daß das Korallen-Insekt, obgleich ein kleiner unscheinbarer Gesellgeman, doch in gewisser Beziehung wichtiger als Columbus selbst ist. Dieser war nur Finder eines Erdtheils, das Korallen-Thierchen ist Erfinder ganzer Erdtheile, das heißt, es gründet Inseln und erweitert den Kontinent. Es ist bekannt, daß man die Entstehung vieler Inseln neuerdings den Vulkanen zu verdanken hat; aber erst durch den Anbau der Koralle, die sich an die durch den Vulkan erzeugten Spalten und Riffe des Meergrundes hängt, Schichte auf Schichte pflanzt und Erdanschlemmungen aufnimmt, erhebt sich der Grund über die Meeresfläche, wo er durch neue Anschlemmungen und Beiträge durch Thiere und Elemente zu festem Boden wird.

Frankreich.

Die Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske.

(Schluß.)

Fouquet's Tod war also zu seiner Zeit keineswegs ausgemacht, namentlich für seine Freunde nicht, denn Lafontaine widmet seinem Wohlthäter auch nicht eine Zeile des Schmerzes; Gourville, der mit seinem Freunde Fouquet die zum letzten Augenblick in Briefwechsel stand, sagt in seinen Denkwürdigkeiten: „Herr Fouquet, der einige Zeit darauf (nämlich nach dem Tode Langlade's, der den im Jahre 1680 gestorbenen Herzog von Lauchefoucault überlebte) in Freiheit gesetzt wurde, kannte mein Benehmen gegen seine Frau und konnte mir in einem Briefe dafür"; selbst Fouquet's Familie war über das Schicksal dieses Unglücklichen im Dunklen!

„Sehr merkwürdig ist es", sagt Voltaire, dessen Worte in einer Sache, die er mehr als irgend Jemand zu entrathseln im Stande war, von besonderem Gewicht sey müssen, „daß man nicht weiß, wo dieser berühmte Ober-Intendant gestorben ist." „Gourville", sagt er, der zuerst über die eiserne Maske geschrieben, antwortet, „Gourville ist sicherlich, er hat einige Zeit vor seinem Tode aus der Gefangenschaft befreit worden. Die Gräfin von Baur, seine Schwiegertochter, hatte mir diese Nachricht schon mitgetheilt; in seiner Familie glaubt man indeß das Gegentheil; also weiß man nicht, wo er gestorben ist."

Die Archivare der Bastille endlich waren von der Reinigung auch nicht besser befreit worden, denn in ihren Listen über die Gefangenen, die in der „enthüllten Bastille" mitgetheilt wird, hatten sie gesagt: „Fouquet ist gegen das Ende des Jahres 1680 oder zu Anfang des Jahres 1681 im Schloß von Pignerol gestorben." Und warum hätte man ein ganzes Jahr gewartet, ehe man die irdische Hülle dieses politischen Märtyrers in das Gradgewölbe seiner Väter gebracht, und zwar ohne Leichenbegängniß, ohne Sterbeschein, ohne Verhandlung, als ob dieser entseelte Körper nur sein Gefängniß hätte wechseln sollen?

3) Wer sich von Fouquet's Prozeß unterrichtet und in dies Geheimniß der Ungerechtigkeit eindringt, kann über das finstere tragische Ende dieser Gefangenschaft nicht erstaunen, die dem Minister Colbert nicht genügte, um seinen Haß, den Neidern, um ihre Rache zu befriedigen, um seine Rache zu kühlen. In seinen „Denkwürdigkeiten und Lehren für den Dauphin seinen Sohn" wünscht sich Ludwig XIV. folgendermaßen Glück dazu, seinen Ober-Finanz-Intendanten gestürzt zu haben: „Die Betrachtung der ungeheuren Pläne, die dieser Mann im Schilde führte, und seine unverschämten Verrichtungen mußten mich von seinen wilden Entwürfen überzeugen; da ich aber auch zu Gericht gehen, ich durchschaute doch bald seine Treulosigkeit, denn es war ihm unmöglich, seine enormen Ausgaben, die Bestechung von Plätzen, die Ausschmückung von Palästen, das Schmieden von Ränken einzustellen, weil er hoffte, sich binnen kurzem zum obersten Lenker des Staats zu machen." Ludwig XIV. Entdeckte Fouquet's Einfluß, der damals Kardinal Mazarin zu ersetzen, und ließ ihn zu Nantes am 5. September 1661 verhaften, nachdem er ihn drei bis drei Monate durch falsche Freundlichkeit eingewiegt hatte; nur die Königin Mutter wußte um diesen Plan, der unter tiefer Verstellung gereift war. Die Erbitterung und der Widerwille der Königs gegen den eingebildeten Minister waren durch die Kühnheit Fouquet's, der es gewagt hatte, sein Auge auf das von Ludwig XIV. im Geheimen geliebte Fräulein von Lavallière zu werfen, noch gesteigert und noch giftiger geworden. Dies bewog ihn wahrscheinlich, den Untergang dieses verwegenen Nebenbuhlers seiner Macht und seiner Liebe zu beschleunigen. Das prächtige Fest zu Vaux hatte Fouquet nur für das Fräulein von Lavallière veranstaltet, welcher Madame Duplessis-Bellière, die Freundin und Zwischenträgerin des Ober-Intendanten, im Namen Fouquet's, der sich rühmte, in seinem Geldsäcken den Tarif jeder Tugend zu haben, Anträge zu machen gewagt hatte. „Bürschlein", sagt Frau von Motteville, „es gab wenig Personen am Hofe, die diesem gildenen Kalbe nicht einmal geopfert hätten." Fouquet's Bewerbungen um das Fräulein von Lavallière machten so viel Aufsehen, daß ein Spottlied von Mund zu Munde ging, welches für die Ohren des Königs sehr verletzend seyn mußte.

Ludwig XIV. blieb nicht taub gegen die Klagen seiner Geliebten, die ihn um Schutz gegen die Verfolgungen des Ober-Intendanten bat; Ludwig XIV., der wenige Jahre später Herrn Bossi-Rabutin wegen des Liedes Hyacinthus ordnanz und in die Bastille stecken ließ, wollte nicht, daß das Fräulein von Lavallière länger den Verfolgungen Fouquet's ausgesetzt seyn sollte. Unter dem zahlreichen Dienern, die sich zu Fouquet's Bedienten verschworen, war Colbert nicht der Letzte, ohne daß man den eigentlichen Grund dieses wüthenden, unversöhnlichen Hasses kennt, der nach dem Sturz dieses Unglücklichen zu leichten schien. Colbert hatte mit eigenen Händen das Netz gestrickt, in dessen Schlingen der Ober-Intendant sich blindlings fing. Colbert leitete die geheimen Triebfedern jenes gewaltigen Prozesses, der über drei Jahre dauerte, half die Inventarien der bei Fouquet gefundenen Papiere anfertigen und bauchte dem Geist der Richter seinen Hauch ein. Fouquet beschuldigt ihn vieler Verfälschungen in jenen Papieren. „Colbert ist so in Wuth", schrieb Frau von Sevigné am 19. Dezember 1664 an Madame de Coulanges, „daß man eine schrecklichte Ungerechtigkeit erwartet, die uns in Verzweiflung bringen wird." Der General-Advokat Talon hatte darauf angetragen, daß der Angeklagte dazu verurtheilt werden sollte, „an einem zu diesem Zweck in dem Hofe des Justiz-Palastes zu errichtenden Galgen aufgehängt und zu Tode gequält zu werden." Der Gerichtshof, durch das edle Benehmen der Herren von Ormesson und von Roquelaure erleuchtet, verwarf aber endlich doch die wüthenden Anträge Pussort's und Berrier's und verurtheilte den Unglücklichen mit 13 gegen 9 Stimmen, welche letztere für den Tod waren, nur zu ewiger Verbannung. Der König, Colbert, Letellier und die anderen verwünschten Feinde Fouquet's schäumten vor Unwillen, daß sie in ihren Hoffnungen so gedrückt wurden.

Anna von Oesterreich, die über Heilung einem der geheimen Mittel der Madame Fouquet, Mutter des Ober-Intendanten, verdankte, hatte dieser Dame drei Tage vor dem Urtheilsspruch geantwortet: „Gleiten Sie, Sie werden den Herrn Kräften Rath, aber Niemand zu Gunsten des Herrn Fouquet an, denn von Seiten des Königs ist nichts zu hoffen." Nach gefälltem Urtheil sagte Ludwig XIV. zu dem Fräulein von Lavallière: „Wäre er zum Tode verurtheilt worden, so hätte ich ihn sterben lassen!" Es ging sogar das Gerücht, der König sey sehr ärgerlich über seine Strenge gewesen, da nicht sie Fouquet's Tod schuldig hatten. Die Verwandlung des Exils in ewige Gefangenschaft, die Auswahl des Gefängnisses in einem entlegenen Schloß an den Gränzen von Piemont, die plötzliche Fortschaffung des Verurtheilten, dies Alles gab wohl Anlaß zu Besorgnissen für das Leben des Ober-Intendanten. Eine Vorabtheilung von Musketadunen und die Erschwindung eines Kommissars mußten das unheimliche Geheimniß seiner Gefangenen nach Pignerol folgte. „Wenn man zwischen vier Mauern ist", sagt Guy Patin in einem Briefe vom 25. Dezember 1664, „so ist man nicht immer, was man will, und manchmal auch mehr, als man möchte; überdies wachsen im Pignerol Trüffeln und Champignons; man mischt sie unter andere gesündere Speisen, und ein Zeuge kann leicht hinter die Küche sind. Gut ist es nur, daß der König noch nie Jemanden hat vergiften lassen; können wir aber dasselbe auch von denen sagen, die in seinem Namen regieren?" Frau von Sevigné schrieb ihrerseits in den ersten Tagen des Januar 1665 an ihre Tochter: „Unser lieber Freund ist unterwegs. Es ist wahr, er sey sehr krank, seine Füße seyen schon so kalt!" Indeß, die geschürchte Katastrophe fand nicht statt, ja, sein Leben wurde sogar wie durch ein Wunder erhalten, als der Blitz in den Schloßthurm von Pignerol schlug, die Pulvervässer entzündete, einen Theil des Gefängnisses in die Luft sprengte und viele Opfer unter den Trümmern begrub. Fouquet blieb fast allein unverletzt und konnte sich ein wohlbehaltes in seiner Freiheit berechnen, das ihm gab seinen Freunden Gelegenheit, zu wiederholen, daß „oft ein Mann vor den Menschen als schuldig erscheine, der es vor Gottes Angesicht nicht sey."

Es ist klar, daß Fouquet seiner Haft zu Pignerol den Haß Colbert's noch immer entsetzlicher machte, wenig dem Verdachten fernwüs rende Furcht einflößte; es soll das Gerücht gegangen seyn, er sey im Besitz jegend eines wichtigen Geheimnisses, dessen Entdeckung dem Staate verderblich werden oder wenigstens den Stolz des Königs tödtlich verwunden könnte; auch war Saint-Mars um so angelegentlicher darauf bedacht, ihm das Schreiben unmöglich zu machen, als Fouquet sich um Schreibzeug bemühte. Kaum hemmten die Gitterstäbe seines Kerkers Kapaune knochen an und Dinte aus Ruß, den er in Wein anfeuchtete; er erfand auch solche, die auf dem Papier erst zum Vorschein kam, wenn man es heiß machte. Die König belebte die Sorgfalt, womit der Kerkermeister sich bereiterte, seinem Gefangenen alle Mittel zum Schreiben zu entziehen. Genug, die Besorgniß des Königs hinsichtlich dessen, was der Gefangene sagen und schreiben könnte, war stets wach; zwei oder drei Soldaten wurden auf die Gatterern gebracht, weil sie mit ihm gesprochen hatten, und je dreiste sich mit Niemand unterhalten, wenn Saint-Mars nicht zugegen war. Nach seinem wirklichen oder vermeintlichen Tode im Jahre 1680 kamen seine Papiere und Geräthe in die Hände seines Sohnes, was dem Könige sehr unangenehm war; andere Papiere aber, die man in den Taschen der Kleidungsstücke Fouquet's fand, wurden, in ein Packet zusammengebunden, an Louvois geschickt, der sie Ludwig dem Vierzehnten überzgab, welchem ohne Zweifel daran lag, sie kennen zu lernen und zu vernichten. Genauere Nachrichten über Fouquet's Leben in der Gefangenschaft, die uns die Geheimnisse ihrer Kerm wohl wissen mochten, wurden in ein Zimmer eingesperrt, und Saint-Mars hatte den Befehl, zu sagen, sie seyen in Freiheit gesetzt worden, wenn sich Jemand nach ihnen erkundigen sollte.

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit bemerklich, daß wir, um den Artikel nicht zu sehr auszudehnen, die Anführung der Quellen, aus denen Herr Jacob seine Bemerkungen ziehet, so wie manche Nebenschnen, oft weglassen, wenn es um Wahrhaftigkeit in den Daten zu thun ist, den bewährten wir auf das Original selbst in den Mem. und Revil. Heften der Revue de Paris.

Digitized by Google

Fouquet's Anklage beruhte ohne Zweifel nicht auf bloßen Hirngespinsten. Seine geheimen Unterhandlungen mit England, seine Pläne, sich unabhängig zu machen und im Fall der Unguade in sein Fürstenthum Belle-Ile, wo er Befestigungen aufführen ließ, zurückzuziehen, sein Streben, sich Creaturen zu verschaffen, die er um jeden Preis erkaufte, die Zahl seiner Freunde und Bekanntschaften, die Hülfsquellen seines fürstlichen, thätigen Geistes, dies Alles mußte natürlich auch nach seiner Verurtheilung noch Keime zu Unruhen in Betreff und Besorgnisse in dem Gemüth Ludwig's XIV. zurücklassen. Fouquet war in seinem Gefängniß nicht so in Vergessenheit gerathen, wie Voltaire behauptet: viele Personen beschäftigten sich mit seiner Befreiung, auf die Gefahr, seine Haft mit ihm zu theilen. Quo Patrin sagt im Monat September 1659: „Es ist gewiß, daß der König zum Zeitpunkt sich nicht dazu hergeben zu Gunsten des Herrn Fouquet verwendet hat, aber es ist kein Aufschein vorhanden, daß Herr Colbert in diese Freiheit willigen sollte, gegen die er so viel Hebel in Bewegung gesetzt hat: Interea patitur justus." An einem anderen Ort verspricht Guy-Patin, daß die Jesuiten, deren Fouquet in seiner letzten Krankheit Manches so viel Gutes gethan hatte, sich aus Dankbarkeit dewühlt hätten, ihrem Wohlthäter zu helfen, dessen Namens-Cipher in goldenen Buchstaben auf dem Einband der Bücher des Kollegiums von Clermont blitzte.

Gewiß würden die Jesuiten, die durch den Vater Lachaise allmächtig waren, der Begnadigung ihres Gönners erlangt haben, wenn das ewige Gefängniß nur Fouquet's politischer Schuld hätte bestrafen sollen; es war aber Ludwig's XIV. Eigenliebe als Mann und Liebhaber, die sich durch diese Gefangenschaft rächte, denn es hieß von Fouquet, er habe die Gestaltung von drei Liebschaften des Königs gestört: das Fräulein von Beauvais, das Fräulein von Hamilton, das Fräulein von Scudéry, ehe mals Madame Scarron, waren den galanten Bewerbungen des Ober-Intendanten ausgesetzt, wie es nicht nur die Entwürfe von Briefen zeigten, die sein Secretair Pellisson in seinem Namen geschrieben hatte, und die man im Augenblick seiner Verhaftung in seinen Taschen fand, sondern auch Briefe von fast allen Damen, die man in einem Kästchen zu Saint-Mandé entdeckte, und unter denen sogar der große Name der Frau von Sévigné nicht fehlte. Fouquet leugnete vergebens, daß er je dergleichen empfangen oder geschrieben habe. „Man ist so unverschämt gewesen", sagte er, „zu behaupten, daß diese Briefe sich unter meinen Papieren vorgefunden hätten, und Leute, die sie aus ihren eigenen Mobeln mußten entdecken und aus ihren eigenen Händen bringen, gaben vor, sie aus den meinigen gezogen zu haben. Sie mischten die Namen von Personen hinein, die den König gegen mich aufbringen konnten, und während ich in strenger Haft und von aller Verbindung abgeschnitten war, verbreitete man über das ganze Königreich diese schändlichen Machwerk einer schändlichen Verfassers in unzähligen Abschriften." Der König aber, der in dieser Sache es sich nicht um Skandal als um Verbrechen handelte, Richter und Partei zugleich war, hütete sich wohl, die Untersuchungen einleiten zu lassen, welche Fouquet forderte, und man fabrizirte immer mehr solcher Briefe, wodurch Personen von Achtung verdächtigt, Mißtrauen verursacht wurden. Fouquet's geschickter Vertheidiger, Madame Duplessis-Bellière, die ihm die Gunst des Fräuleins von Lavallière erkauft hatte, wurde nach Montbrison verbannt, und die Fräulein von Menneville und von Montalais, die an dieser Verschwörung gegen die Treue jener reizenden Geliebten des Königs Theil genommen, mußten, trotz ihrer Stellung als Ehrenfräulein der Königin, ins Kloster wandern.

Der Verdacht, daß Fouquet mit dem Fräulein von Lavallière in einem vertrauten Verhältniß gestanden habe, erhielt sich jedoch in den Köpfen der jungen Hofleute, und als es um das Jahr 1680 der Wittwe Scarron durch Schlauheit und Ränke gelang, Frau von Montespan zu verdrängen, mußten die Ehren Ludwig's XIV. plötzlich wieder neue jenen veralteten Briefen hören, die man in Fouquet's Schreibtisch gefunden hatte, und die von den geheimnißvollen Freuden zu Saint-Mandé zeugten. Da ward auch folgendes Billet der Madame Scarron veröffentlicht: „Ich habe das Laster stets gescheut und bin von Name eine Feindin der Sünde; aber ich gestehe Ihnen, daß ich die Anwesenheit noch mehr haßte. Ihre gebrauchlichen Thaten mußten mich in zwei oder drei Tagen noch zweifaltiger bringen, so will ich sehen, was sich thun läßt." Ein anderes Billet lautete noch hinzbrechter. Dies mußte natürlich den König gewaltig erbittern, und noch schlimmer war es, als man unter den Briefen der Madame Scarron einen Brief ihres Mannes fand, nach welchem man zu einem Verständniß zwischen Frau Louise d'Aubigné und Fouquet nicht mehr zweifeln konnte.

Im Jahre 1676 hatte die Beinwollers behauptet, Fouquet habe Vergiftungsgeheimnisse gemacht; wahrscheinlich, meinte sie, gegen die Person des Königs. „Stirb", soll Frau von Sévigné die dieser Gelegenheit, „weich' ein Verrann, um den armen Unglücklichen den Garaus zu machen!" Auch die Wasin, welche Voysin de Berneuvillers Gefängnißschen war, verbreitete zu Anfange des Jahres 1680 nicht, Fouquet angeklagen, sie, die Marine und Lafemaine des Moebet zieh! Dies war der letzte Schlag für den armen Gefangenen. Aber Ludwig XIV. hatte in seinen mysteriösen Unterhaltungen mit Frau von Maintenon so viel seemne Lehren empfangen, daß er nicht Fouquet's wirklichen Tod anbefahl.

6) Die Geschichte des Kerkerweiteres kann auch zu Aufschlüssen über den Gefangenen führen. Herr Benigne d'Auvergne von Saint-Mars war Besitzer von Dunon und von Palteau; er war Gerichtsvogt und Gouverneur von Sens gewesen, ehe er Hof-Kavier der Königlichen Leibgarde wurde. Seine Verheirathung mit Dlle. Mercelant, der Tochter eines schlichten Pariser Bürgers, hatte sein Glück, denn seine Frau war die Schwester der schönen Madame Dufresnoy, der Geliebten des Marquis von Louvois, der für sie das Amt einer Hofdame der Königin geschaffen hatte. Saint-Mars wurde durch die Gunst seiner Schwägerin und des Ministers bald emporsteigen, gleich nach der Verhaftung Fouquet's dessen Wächter zu werden. Er wird als ein kluger und dienstbefliß-tiger Mann geschildert. Frau von Sévigné nennt ihn einen sehr braven Menschen; die Konstanzin von Renneville aber heißt er der Härteste und Unerbittlichste des ganzen Königreichs. Im Jahre 1664 ernannte man ihn zum Hauptmann einer Frei-Compagnie mit dem Titel eines Kommandanten des Gefängnisses von Piquerol und dem Gehalt eines Festungs-Gouverneurs, 6000 Livres, und übertrug ihm die Bewachung Fouquet's in jener Citadelle. Seine Amtsgemalt in den Donjon war fast unumschränkt und von der des Königs-Lieutenants so wie von der des Stadt-Gouverneurs unabhängig. So lange vor der Welt die Gefangenschaft Fouquet's dauerte, stand Saint-Mars, ohne Zweifel vermöge seiner Frau, bei Hofe in großem Ansehen; er verschaffte Vielen, die er an Louvois empfahl, Stellen, Titel und Pensionen; er empfing unaufhörlich neue Gratificatien aus der Schatulle der Königin. Sein „Geschichte der Bastille" sagt hinzu, er habe bei der Verpflegung der Gefangenen großen Prosit gemacht, und die „Annalen des Hofes sir die Jahre 1697 und 1698" versichern, daß er sich ein ungeheures Vermögen erwarb. Indeß lebnte er im Jahre 1681 das Kommando der Citadelle von Piquerol ab, welches der König ihm zum Lohn für seine Dienste gab, und nahm nur ungern die Stelle als Gouverneur des Forts von Exiles an, wohin er sich in demselben Jahre mit zwei Gefangenen begab, die, ein jeder in einer verschlossenen Sänfte, von Piquerol mit sortgenommen wurden. Der Eine dieser Gefangenen, die mit Mitleid verehrten durften, stark zu Exiles, dem Saint-Mars brachte nur Einen auf die Insel Sainte-Marguerite mit, zu deren Gouverneur er im Jahre 1687 ernannt wurde. Diese Aufenthalts-Veränderungen waren ohne Zweifel nicht von Gefahren und Unannehmlichkeiten frei, und Saint-Mars schien sie nicht gern zu haben, denn im Jahre 1696 machte er wieder einen Versuch, den Posten als Gouverneur der Bastille auszuschlagen. Allein der König wollte weder ihn noch seine Gefangenen dort haben, und Saint-Mars kehrte in seine Festung zurück, und seine Vertrauten, die um dies Geheimniß wußten, mit ihm, nämlich Blainvilliers oder Formanoie, sein Neffe, Reiargez, Ober-Hauptmann, und Aubin Girault, Almosenier. Saint-Mars hatte mit Widerwillen gehorcht, als dahin er geglaubt, seinen Gefangenen bald zu verlieren; denn dieser lebte in der Bastille nur noch sünfzehn Jahr und Saint-Mars, damals über 80 Jahr alt, blieb Gouverneur derselben bis zu seinem Tode; als dieser im Jahre 1708 erfolgte, war der Mann in der Welt, der er seit 1661 Lebewohl gesagt, um die Gefangenschaft mit seinem erkauften Opfer zu theilen, gänzlich in Vergessenheit gerathen.

Die Weise von Saint-Mars bewiesen, daß er Fouquet mit der Benennung „mein Gefangener" bezeichnete, obgleich noch viel andere Gefangene unter seiner Hut waren, und daß er, nach dem angeblichen Tode Fouquet's, denselben Ausdruck auch von der eisernen Maske gebrauchte. Indem dies also nicht eine neue Person in Verlegenheit versetzen konnte, so wurde auch Niemand, der mit der Minister bekannt war, durch diese ähnliche Bezeichnung für Fouquet und für die eiserne Maske; Louvois sagt sei, wenn er zu Saint-Mars von dem Ober-Intendanten spricht: Ihr Gefangener, und ein Gleiches that Baerzieny im Jahre 1691, wenn er von dem Mann mit der Maske sprach.

Was das Wort von Voltaire betrifft, der vom Jahre 1691 datirt ist, und nach welchem man die Dauer der Gefangenschaft der eisernen Maske bezeichnet, so würde freilich die damalige Leidenstimmung, streng genommen, nicht auf die Jahre passen, die Fouquet schon im Gefängniß gewesen wäre, wenn er damals noch gelebt hätte; wenn aber Barbezieux an Saint-Mars schreibt: „Der Gefangene, der seit zwanzig Jahren unter Ihrer Aufsicht steht", so wollte er wohl gerade kein genaues Datum angeben, sondern, sichtigen Geistes wie er war, konnte er leicht zwanzig Jahre statt siebenundzwanzig sagen; übrigens war dieser Minister erst im Jahre 1668 geboren, hatte also bei dem Beginn von Fouquet's Haft noch nicht gelebt und wußte vielleicht bloß vom Hörensagen. Daß dieser Unglückliche seit mehr als zwanzig Jahren in Piquerol gewesen.

Fouquet's Entfernung nach dem Fort von La Pérouse im Jahre 1665, als die unglückliche Pulver-Explosion zu Piquerol erfolgt war, gleicht vollkommen dem Transport des mastirten Gefangenen nach dem Fort de Exiles im Jahre 1681 und der Verlegung dieses Gefangenen nach der Insel Sainte-Marguerite und nach der Bastille, so wie der Reise, die Herr von Palteau in seinem Wagen schilderet.*)

Merkwürdig ist es, daß Herr von Palteau und Lagrange-Chancel ihre nähern Mittheilungen einer und derselben Person verdanken: dem Blainvilliers war ein Freund von Formanoie, der natürliche Sohn einer Tochter dieses Namens und ein Neffe von Saint-Mars. Die Verhältnisse seiner Mutter, der Frau eines Gärtners von Montfort-l'Amaury, bindreten ihn, den Namen seines eigentlichen Vaters anzuerkennen, bis die Zeit den Zeugen seines Ursprungs verwischt hatte. In der Bastille nannte er sich Cerbe und war drei Lieutenants seines Oheims. Seine Habgier, seine Schmeicheleien und Verbrechen sind von Renneville, der so viel davon zu leiden hatte, gebrandmarkt worden. Blainvilliers, der zu Fouquet's Zeiten mehrmals geheime Depeschen von Saint-Mars an den Hof überbracht hatte, wußte ohne Zweifel sehr gut, wer der Mann mit der eisernen Maske war, und machte sich kein Gewissen daraus, Herrn von Palteau und Lagrange-Chancel mit erdichteten Geschichten zu täuschen, so wie er selber Herrn Reiff, dem Mundarzt der Bastille, das Mährchen von dem Jesuiten-Kaling aufgebunden hatte, der es seinerseits wieder an Renneville erzählte.

Herr Dujunta, den Frau von Sévigné als ihren Freund behandelt, besaß, wie es scheint, geselligr und menschenfreundliche Eigenschaften, die man bei einem Lieutenant des Königs in der Bastille nicht eben gern hatte. Er zeichnete in seinem Tagebuche die Ankunft der eisernen Maske in der Bastille auf und suchte vielleicht in dies Staats-Geheimniß einzudringen, das schon mehreren Unbefonnenen den Tod

*) Man sehe den ersten Artikel dieser Abhandlung.

Digitized by Google

gebracht hatte. Gegen Ende des Jahrs 1706 wurde er, wie Renneville berichtet, plötzlich von furchtbaren Schmerzen befallen, die man einer Kolik zuschrieb. Corbé (Blainvilliers oder Formanoir) erlaubte Niemanden, mit dem Kranken zu sprechen, der ohne Trost und ohne Sakramente starb. Man könnte wohl glauben, Herr Dumont habe Fouquet unter der schwarzen Sammet-Maske erkannt und dies schreckliche Geheimniß der Frau von Sévigné anvertraut. Diese Muthmaßungen ließen sich noch sehr weit ausdehnen und würden einer durch Thatsachen und Daten sicherer begründeten Ansicht ohne Zweifel noch mehr Gewicht geben. Man nennt Wort, es scheint uns mehr als zweifelhaft, daß Fouquet im Jahre 1680 festerten wäre, da das Zeugniß Voltaire's, der die Familie des Pignerolen Gefangenen, namentlich seine Schwiegertochter, die Gräfin von Saux, und seinen Enkel, den Marschall von Belle-Isle, gekannt und danach befragt hatte, entschieden dagegen spricht. Wir stehen auch nicht an, Chamillard's zweideutige Antwort auf die Fragen seiner Schwiegertochter: „Ich glaube, der Mann mit der eisernen Maske war Einer, der um alle Geheimnisse Fouquet's wußte", zu unseren Gunsten anzuführen, und sind von unserer Meinung so fest überzeugt, daß wir sie zur Grundlage eines historischen Romans, unter dem Titel: „Pignerol", gemacht haben, in welchem die meisten Dokumente, die uns der in dieser Abhandlung citirten, benutzt, weiter entwickelt und dramatisirt sind. Für den Erfinder der unsern Gefangenschaft des bei seinen Lebzeiten für todt erklärten Fouquet, unter der Maske eines unbekannten Gefangenen, halten wir Colbert, und diese ausgesuchte Rache an dem unglücklichen Ober-Intendanten scheint uns, wenn auch keine so wichtige, so doch eine schmachvollere Handlung für das Andenken Ludwig's XIV., als die Gegenden und der Widerruf des Edikts von Nantes. Deshalb haben die Nachkommen des großen Königs diese Thatsache so sorgfältig geheim gehalten. So ist das menschliche Herz: ein fühlbares, glänzendes Verbrechen trägt es stolz zur Schau; eine feige, niedrige Unthat verbirgt es in seine dunkelsten Falten.

England.

Neue Untersuchungen über die Bildung des Regens.

Die Meteorologie hat seit einigen Jahren geringere Fortschritte gemacht, als die übrigen Naturwissenschaften; sie ist aber darum nicht stehen geblieben, wie man zu glauben versucht sein könnte, wenn man erwägt, daß nur wenige Entdeckungen in ihrem Gebiete gemacht worden sind. Die Untersuchungen, welche in verschiedenen Ländern über die Art, wie der Regen sich bildet, und über die wichtigsten Umstände dieses Phänomens angestellt werden, geben davon einen augenscheinlichen Beweis.

Es wird ziemlich allgemein angenommen, daß die Formation des Regens das Resultat der Berührung der atmosphärischen Feuchtigkeit sei. Die Luft enthält immer eine Quantität Dunst als ausdehnbares elastisches Fluidum; ein anderer Theil von Kälte verwandelt diesen Dunst in Wolken, d. h. macht ihn sichtbar. Die Wolke wird durch die natürliche Repulsion ihrer Theilchen schwebend erhalten, oder diese Theilchen häufen sich in Tropfengestalt und fallen in größerer oder geringerer Menge.

Einige räthselhafte Anomalieen haben neuerlich wieder die Aufmerksamkeit der Physiker auf diesen Gegenstand gelenkt. Man hatte bisher allgemein beobachtet, daß in Gebirgen und an hochliegenden Orten der meiste Regen fällt; und man erklärt dies theils aus der Attractionskraft, welche hochgelegene Orte auf die Wolken ausübten, theils aus der niedrigen Temperatur, die auf Bergen herrscht und die Bildung des Regens beschleunigt. Neuere Forschungen von alle Herrn Phillips Beobachtung, daß die Quantität Regen, welche auf die Pariser Sternwarte fällt, viel weniger beträgt, als die, welche an den Boden gelangt. Einige analoge Beobachtungen, die Hr. Heberden auf den Thürmen der Westminster-Abtei anstellte, führten zu demselben Resultate.

Bei Gelegenheit der ersten Versammlung der Britischen Gelehrten zu York (1831) übertrug das Comité den Herren Phillips und Gray aus York das Geschäft, auf dem großen Thurm der Yorker Kathedrale und an seiner Basis eine Reihe von Experimenten zu machen. Die Standpunkte waren so schicklich, als man sie nur wählen konnte: das große Thal oder vielmehr die Ebene, die das ganze Centrum von Yorkshire bildet, und deren Länge 15 bis 20 Engl. Meilen beträgt, hat keine einzige Anhöhe von mehr als 100 Fuß, während der vornehmste Thurm an der Yorker Kathedrale 200 Fuß vom Erdboden sich erhebt. Auf diesen Thurm nun brachte man einen der Mess-Instrumente, auf so hoch diese Atmosphäre hier mit besser erforschen, als an manchem weit höher belegenen Orte, in dessen Nähe andere, die Resultate modificirende Höhen gewesen wären.

Die andere Station war auf dem Museum der philosophischen Faculität, welches außerhalb der Stadt liegt, und dessen Dach der höchste Punkt in der Nachbarschaft ist. Man brachte auf diesem Dache in der Höhe von ungefähr 30 Fuß ein Mess-Instrument an. Ein drittes Maß wurde in gewisser Entfernung von da und weit von jeder Art Gebäude an die Erde gestellt. Herr Phillips setzte seine Beobachtungen ein ganzes Jahr lang mit der größten Genauigkeit fort und setzte die Societät im Jahre 1832 von seinen vorläufigen Resultaten in Kenntniß.

Diese Beobachtungen bestätigten die schon angedeutete Anomalie auf die evidenteste Weise: der herabfallende Regen wird in dem Maße stärker, als er der Erde näher kommt. Die Verminderung der Quantität des Regens, welcher auf höher liegende Orte fällt, ist in der kalten Jahreszeit bedeutender, als während der Sommermonate, und der Grad dieser Verminderung richtet sich nach dem Grade der Trockenheit der Luft.

Der Beobachter glaubte, aus diesen Resultaten schließen zu können, daß die Differenz in der Quantität des Regens, der auf verschiedenen Höhen eingesammelt wird, von der allmäligen Annahme jedes Regentropfens herrühre, in dem Maße, als er die feuchten Luftschichten durchdringt. Da der Regen auf einer kälteren Region kommt, so bringt er die Temperatur derselben in die niederen Regionen; darum wird die Luft so häufig durch den Regen erfrischt.

Nachdem Herr Phillips seine Experimente noch zwei Jahre fortgesetzt hatte, legte er der Sitzung der Naturforscher zu Dublin folgende Endresultate vor: 1) Jeder Tropfen wird in dem Maße dehtwichtiger, als er durch die von Feuchtigkeit geschwängerten Schichten der Atmosphäre zur Erde fällt; 2) diese Verwehrung seines Volumens folgt einer schnelleren Progression, als die Distanz vom Orte der Bildung des Tropfens bis zum Orte seines Niederfallens groß ist; 3) das Verhältniß dieser Zunahme variirt nach den Jahrezeiten und hat eine bestimmte Beziehung zu mittleren Temperatur der Jahrezeit. — Die mathematischen Gesetze dieser Fakta sind in einer einfachen algebraischen Formel kombinirt, welche die gewonnene Zahl genau darstellt. (Br. Rev.)

Bibliographie.

Tour of a German artist in England. (Reise eines Deutschen Künstlers durch England.) Von Pasavant. Mit Abbildungen. 2 Bde. 21 Sh.

Porkiles and Acpasia. — Briefe zur Darstellung des Griechischen Alterthums, von Walter Savage Landor. 2 Bde. 21 Sh.

The black book. (Das schwarze Buch.) Notizen über die Abstimmungen im Parlament u. 10 Sh.

On national education. (Ueber Volks-Unterricht.) Von Hill. 2 Bde. 12 Sh.

The fellow commoner. (Der Mit-Deputirte im Unterhause.) Roman in 3 Bden. 31½ Sh.

Index librorum prohibitorum, a Sexto V. papa. — Herausgegeben von Joseph Mondbarm. 16 Sh.

A day in the woods. (Ein Tag in den Wäldern.) Eine Reihe Folge von Erzählungen und Gedichten, von dem Kirchmacher Thomas Miller, Verf. der „Lieder der Sennwunden".

Memoirs of the life, works and correspondence of Sir William Temple. (Denkwürdigkeiten aus dem Leben, den Werken und Briefen Sir W. Temple's.) Von Thomas Courtenay.

Mannigfaltiges.

— Englische Journalistik. Nach einem von den Herren Clarke und Lewis, Zeitungs-Agenten in London, herausgegebenen Verzeichnisse beläuft sich die Zahl der in Großbritannien und Irland erscheinenden Zeitungen und Wochenblätter auf 382. Hiervon kommen in London selbst 30 Journale, die erscheinen: 13 täglich der Morgens 4 konservative und 2 liberale; 7 täglich des Abends 2 konservativer und 4 liberale; drei Mal wöchentlich 4 konservative und ein liberales; zwei Mal wöchentlich ein konservatives und ein liberales, und endlich ein Mal wöchentlich 10 konservative, 15 liberale und 6 neutrale. In der Englischen Provinz erscheinen 144 Blätter, und zwar, mit Ausnahme der Liverpool Standard, welches zwei Mal wöchentlich herauskommt, sämmtlich nur ein Mal in der Woche. Es sind darunter 76 konservative, 104 liberale und 2 ohne politische Farbe. In Irland erscheinen 76 Blätter, worunter 38 konservative, 37 liberale und ein neutrales; in Schottland 30 Blätter, worunter 21 konservative, 27 liberale und 2 neutrale; in Wales 3 konservativer und 3 liberale, und endlich auf den Britischen Inseln 4 konservative und 9 liberale. Die Summe aller konservativen Blätter beläuft sich demnach auf 168, der liberalen auf 202 und der neutralen auf 12.

— Die Hotborn-Straße in London. Ein Liebhaber der Statistik hat berechnet, daß jedes Jahr an Menschen und Fuhrwerken durch diese Straße passiren:

20,000,000	Fußgänger.
87,640	Reiter.
372,470	Karren und Wagen.
78,876	Diligencen.
137,238	Miethe-Kutschen.
82,238	Bürger-Kutschen.
133,842	Omnibus.
460,110	Gig's und Bürger-Kabriolet's.
354,942	Miethe-Kabriolet's.

Es verdient sich von selbst, daß hier dieselbe Person oder Sache, so oft sie für die genannte Straße passirt, immer wieder als eine neue Person oder Sache angesehen wird. — Der Holborn ist eine große von Ost nach West laufende Straße, dergleichen es in dem mittleren Theil jener ungeheuren Stadt viele giebt. Sie zieht nicht in ganz gerader Linie und geht nach Osten hin abwärts. Sie ist im Norden der Bewohnerlegen und bildet eine der bedeutendsten Communicationen zwischen Westminster und der City.

— Consumtion des Zuckers in Europa. Unser Weltbrief empfängt jährlich in runder Summe 365,000 große Fässer Zucker, jedes von 1000 Kilogrammen an Gewicht. Die Britischen Antillen und die Insel Mauritius liefern aus 250,000 Fässer; die Französischen Antillen, Cayenne und Bourbon 73,000; Cuba und Portorico 120,000; Brasilien 70,000; andere Länder westlich von Europa 15,000; Indien 12,000; Kotschinschina, Java, Manilla u. s. w. 23,000 Fässer.

(N. A. d. V.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Kronen-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Königl. Preuß. Aemtern.

№ 54. Berlin, Mittwoch den 4. Mai 1836.

Frankreich.

Die Rhone-Inseln.

Aus Jules Janin's neuestem Romane: „Der Kreuzweg.“ *)

Ich muß es bekennen, indem ich diese Erzählung beginne, empfind' ich in meiner Seele jene unschuldige Dichterfreude, die ich schon wunder wie fern von mir, schon weit hinter mir glaubte. Mein Gemüth ist süß bewegt von der Vergebenheit, die ich eben an meinem innern Auge vorübergehen lassen mit nun Euch Anderen vorführen will. Wie? kommt mir diese Freude, diese ungewohnte? Dies seltsame Interesse für meinen Helden? Wie so schmut mir dieß ganz gewöhnliche Fabel mit einem Male so voll und reich an Interesse und Reiz? Ist es der leise Hauch der Lüfte, der durch mein Haar säuselt und die Leidenschaften dieses Herzens schmeichelnd lind in Ruhe wiegt? oder ist es der Einfluß dieses Baumes, der mich unbemerkt beherrscht, der hohen Eiche, in deren Wipfel das leichte Eichhörnchen umherstimmt, während die laue September-Sonne ihr Antlitz in dunstig Gewölf verhüllt, auf daß der Vogel, der in den höchsten Zweigen zwitschert, noch heller und schöner flugen mögt, und mit ihm der Dichter, der am Fuße des mächtigen Stammes sitzt und schreibt? Nein, das ist es nicht, meine Freude rührt von anderes her; mein Glück ist über diesen Bäumen, diesem Zephyr, diesem Vogel, diesem Strom und all diesem Gewurmel und Gesang der Natur. Meinetwegen möchte ein Sturmwind plötzlich niederrauschen auf den Vogel und mich, und, durch die Aeste der alten Eiche sausend, den Vogel verjagen, und mit den dürren Blättern des Baumes auch diese armen Blätter Papier, die ich hier beschreibe, mit davonführen; ich wäre ganz so glücklich drüben, als ich hin; möchten Wind und Sturm doch mit mit machen, was sie wollten, grassen wie die knusstreiche Spinnt, die ihr Gewebe immer wieder von vorn anfängt und in den Fäden, die sie aus ihrem Leibe hervorgesponnen, sich wiegt und schaukelt, so wieder auch ich dies Buch zum zweiten, zum dritten Male wieder beginnen, und diesen nämlichen ungetrübten Glückes, mich spielend ergehen, wonnig auf und nieder schweben in diesem Gewebe, das mir aus Kopf und Herzen sich entsponnen. Und verlangt der Leser nun endlich zu wissen, warum ich mich so glücklich fühle, indem ich die ersten Blätter dieser Geschichte niederschreibe? Weil es eine Erzählung ist, die von Jugend und Leidenschaften überschäumt und deren Held nicht mehr als zwanzig Jahre zählt.

O, dir Jugend! die Jugend! — In einem Buche, in einem Drama, in einem Traum, in der Welt, überall, Alles vermag sie zu geben, zu ergänzen und zu erfüllen.

Gefangen sey einem Jeden der Tag seiner Geburt! Mit mehrern Auge sieht man den Morgen des Tages alljährlich an, an dem wir zuerst das Licht der Welt erblickt! mit süßen Blicken milder Zärtlichkeit, wie ein Vater, der da scheidet und noch und noch sein Kind zurücklassenes Kind aus dem Gesichte verliert. Habt Ihr das nie erfahren, meine Freunde? nie stille gehalten zu Ueberschauung und Sammlung auf dem Gipfel dieser Eurer Schicksalsstunde, in der Euch zuerst Bewegung und Gedanke kam? — dieser Stunde, die ein Stückchen Zeit, ein Nichts im Raume, ein Echo der Jahrhunderte ist, wie Ihr selber ein Beuchtstück der Menschheit, ein Wiederschein des ewigen Gedankens, ein Hauch aus dem Odem des Schöpfers seyd. Eure Geburtsstunde war Eure erste Sfiaxin, segar noch vor Eurer Mutter; den Glocken, die zu Eurer Taufe geläutet, gab sie den Klang und schwang sich dann in die Ewigkeit zurück, wo sie Eurer harrt. O, Stunde meiner Geburt! du meine Zwillingsschwester — wie fern und weit liegst du von mir, in Nacht versunken, erblichen dein friedlich Licht! Verbüßter Stern, nach dem sich die Meine ausdreht, geh' mir wieder auf! — o, du holder Stunde, du mein wie keine, du mich aus dem Schoß meiner fruchtentrunkenen Mutter ans Licht hob, mich in die weiche Wiege bettete und, mich träumend mit süßem Schlummer und heiliger Milch, mir die Seele einhauchte! Aber sie ist fern, dahin, aus der dunstigen Weite nur noch fahlich glühend wie ein erlöschender Stern — und kein Wort, kein Seufzer bringt sie zurück. Ich strecke meine Arme nach ihr aus, nur ihr leerer Luft umfaß' ich; Eurydice, meine Eurydice, wo bist du? — Eurydice! hallt die das Echo nach.

Kehren wir der Gegenwart den Rücken und steigen durch die Wildnis der Stunden Jahre aufwärts zurück ins Vergangene. — Beim Jahre 1804 machen wir Halt, dem schönen Jahre, welches das Kaiserreich ins Dasein rief und auch den Helden meiner Erzählung. Beide, das Kaiserreich und mein Held, Prosper Chavigny, stehen auf einem und demselben Blatte der Zeit, das eine in der Geschichte Frankreichs, der Andere in den Registern und Kirchenbüchern seines Dorfes. Zur nämlichen Zeit, als der kleine Chavigny in den Windeln lag, that der Kaiser seinen Sammtmantel mit den goldenen Bienen an. Und nun, weich' ein Wechsel des Schicksals! Das kleine Kind ist ein Mann geworden, und das Kaiserreich, sein Mitschwister, ist todt, todt bis auf die letzten Sprossen. Die Windeln des kleinen Prosper sind nur zu seinem eigenen Gebrauch gewesen und haben keinem andern Herrn gedient, und der Kaiserliche Sammetmantel, ach du lieber Gott! ist vielmal unterdessen umgändert und neu zugeschnitten worden für gar verschiedenartige Inhaber: für einen legitimen König, für einen Pfaffenkönig, für einen König in Kindesgestalt und für eine Revolution!

1804! Eine denkwürdige Epoche — ein schönes Jahr, um auf die Welt zu kommen! 1804 ist der Anfang eines neuen Jahrhunderts, ein Jahrhundert voll gewaltiger, schnell vorüberrauschender Revolutionen, Revolutionen, die vierzehn Tage dauern; ein Jahrhundert, das alle frühere höhnt und verdirt, vor Allem die Vergangenheit des siebzehnten und die von 1789, Richelieu wie Robespierre, Corneille wie Jodelle. Ein Jahrhundert, das, ohne viel Aufhebens von den Vertuchten zu machen, die es treffen, und gleichsam als dürft' es für nur eben mit leichter Mühe ergänzen, die großen Namen der Geschichte, Bonaparte's Namen und Condé's, erlöschen sieht — das auf der Schwelle steht zwischen Gut und Schlecht, in solcher Mitte zwischen beiden, daß es sich eben so wenig des Schlechten fähig, als unfähig zum Guten erweiß, keuchend und matt von Arbeiten, die es selber nicht vollbracht, von Kriegen sich erholnd, die es nicht begonnen; ein Jahrhundert bürgerlicher Art und dabei sogar ohne bürgerliche Leidenschaften; ein Spekulanten-Jahrhundert, das à la hausse und à la baisse auf- und abwägt über ein Gerücht, das ihm zugekommen ist, es weiß selbst nicht woher, und das nicht andere zu leben vermag, als in diesem Schwindel und Strudel. Meiner Meinung nach, wenn ich meine redlichen Skeptiker, aus denen nach das Wichtern gute Gesellschaft, das mehr als Belieben haben, besteht, im Stich gelassen worden. Vier Jahr früher auf die Welt kommen, war zu früh; um ein Zweifler zu werden, drei Jahre vor sich haben zum Glauben an den Ruhm. Der recht zeitgemäße Mann heut zu Tage ist der, der auch nicht einmal mehr zweifelt, denn auch noch der Zweifel ist ein Glaube. Er gar nichts glauben, nichts hoffen — das ist unser tolles Evangelium. Der zeitgemäßr Mann unserer Tage glaubt höchstens an gar nichts, an den Kaiser Napoleon weniger als an irgend Einen, an den Ruhm noch weniger als an die Tugend. Wer du auch seyn magst, lieber Leser, Gott bewahre dich davor, heut zu Tage ein zeitgemäßer Mann zu seyn.

... Unser junger Held, Prosper Chavigny, kam an einem schönen Frühlingstage auf die Welt, an guter Stelle, weit, gar weit von Paris; im anmuthigsten Winkel der Erde wurde er geboren, zwischen einem schönen Strom und einem hohen Berge, im schönsten Theile des südlichen Frankreichs, in einem Dorfe, das nicht auf der Karte steht und nicht einmal einen Friedensrichter hat, und so ziemlich das einzige friedliche Dörfchen ist es! Prosper Chavigny war das erste Kind seiner Mutter und der letzte seines Namens, und heiß und zärtlich wurde er geliebt von seiner Mutter und seinem Vater, dem Winzer, Jean Chavigny. Sein Vater besaß ein massiv gebautes Häuschen, das dem Vater und schon den Aeltern seiner Frau gehört hatte. Wenn die Thür des Hauses ganz offen stand, so konnte man von der Straße aus durch den langen Flur und den Garten am Ende desselben den Rhone sehen — man hätte den Strom auf den ersten Blick für den bewachenden Hund halten mögen, so erschien er in der Ferne durch die Umgränzung des Laubes. Ich glaube nicht, daß ein schönerer Strom unter der Sonne zu finden ist als der Rhone; er hat eine mächtige Stimme und gewaltige Arme, und leuchtend und glänzend, geht er mit großen Schritten einher, frisch und voll immer seinen Platz behauptend, breit und stolz wie ein vornehmer Herr in der Fülle seiner Freiheit in überwältiger Macht. Wenn der Tag schön werden soll, so ist der Strom Morgens mit Nebel bedeckt; die an seinen Ufer wohnen, lernen sich, wenn er so beim Erwachen recht finster aussieht — Er hatte unser Kleiner also den Rhone zum ersten Freund und Gespielen. Der Rhone hatte ihn begeistt, als er auf der Welt kam, und in seinem Silberbild wuchs er auf — er hielt dem Kinde den kleinen Spiegel seiner Flut vor, daß es sich beschauen konnte, spülte ihm glänzende Kiesel ans Ufer, wiegte ihn in Schlummer mit seinem flagenden Gemurmel und weckte ihn wieder mit tauschender Stimme. Das Kind feinerseits gab Liebe für Liebe — es gehorchte dem Strom, wie es seiner Mutter gehorchte. Wenn der Strom ihm sagte: Schlafe mein Kind! so schlief es lächelnd

*) Le chemin de traverse. 2 Vol. Paris, 1836.

Digitized by Google

ein, und wenn er sagte: Steh auf! so stand es ihm so breiter auf. Morgens und Abends, aus der Ferne und in der Nähe, schwiegen und lauschten, mit dem Herzen wie mit dem Munde sandte ihm das Kind seine Grüße. Bald wagte es, sich dem Strom zu nähern, zu gießen, es schwimmen lehrte, wie die jungen Hechte in seiner Flut, und schaukelnd auf seinen Wogen trug es es hin und her, dahin und dorthin, wo es wollte; das waren Feste und Freuden ohne Ende und Aufhören, ein gegenseitig Vertrauen und eine Freundschaft, das wenn hätte lagen können, dies Kind habe sich den Rhone zum Herrn gewählt.

Bei alle dem kann der Rhone sehr boshaft und abscheulich sein; er ist voller Tücke und erlaubt sich manchmal gar schlechte Späße. Voller Launen wie er ist, nimmt er zu Lyon und Vienne, jener Stadt, wo man Bacier so schlecht verlangt, daß man statt Mägel statt Schwefelhölzer und ein Kohlenbecken statt eines Nachtgeschirres brachte, so vortrefflich verstand man Französisch in Vienne! — der Rhone, sage ich, nimmt bei seinem Marsch durch diese Städte wie ein Dieb mit, was er kriegen kann, wohl oder übel; einen Balken, einen Strohhalm, ein Stück Felsen, ein paar Dutzend Morgen Landes, die Ecke einer Mauer, bliebe ich ihm recht und wollkommen, und eines Tages sind zum Spielball wie das andere; es könnte eine ganze Stadt mit sich fortnehmen und würde eben so wenig dadurch kommodirt werden, als durch den Splitter, der auf ihm hinschwimmt. Hat er genug gespielt mit einem Dinge, so wirft er es dann gegenüber aus Aller oder verliert es in den Grund seines Bettes. Vergleichen Launen hat man in Deutschland man dann Anschwemmung (alluvion) — ein Gegenstand, worüber man sehr lange Kollekt in den Pandekten zu eigener Unterhaltung nachlesen kann. Das Dorf nun, wo Chavigny geboren wurde, ist auf solche Weise, durch Anschwemmung, entstanden, und war zu gleicher Zeit der Ort auf der Welt, wo man am meisten und auf alle nur erdenkliche Weise, durch Gitter, Kanonenschüsse, Eide, Geschimpfe und Prügel, über das Gesetz der alluvionibus diskutirt hatte.

Der Rhone also war der Verfechung, die Regierung, die Opposition, das Ministerium und das politische Journal dieses Dorfes.

Sobald der Rhone sah, daß Hab und Streit sich beschwichtigen wollten, warf er eine Insel aus Bäumen und Erde auf, die Insel, in der hierbei sich darunter ein oder zwei Mündchen schwimmendes Stroh, zu denen sich ein paar Sandbänkchen herangesunken hatten und auf den Sand ein bischen Gras, das der Wind herangetrieb, dann und wann auch wohl ein paar Hämchen, die Häupter erhebend, wie der Wald von Lilliput. Gleich war das Dorf in Aufruhr. — Wem gehört die Insel? — Die Insel ist mein! — Sie ist Dein! — Uns gehört sie! — Und hier links an mein Ufer ist sie herangeschwemmen! — Hier rechts an meines! — Ja — Nein! — Du bist ein Schuft! — Nichtswürdiger Du! — Die Mützen flogen von den Köpfen und die Haare bald nach! Man schlug sich herum, man plaidirte; nach allem Prügeln und Plaidiren kam der Fiskus und erklärte die Insel in die Lücke von Bordeaux wegen, oder hier noch hinter dem Fiskus kam der Rhone zurück, sich eine Fäuschen lachend, nahm die Insel, wie er sie gegeben hatte, wieder und trug sie ein zehn Meilen weiter zu seinem Zank und Streit und zu neuem Verderb. Eine Insel auf dem Rhone oder ein Schloß in der Luft, das gewann für Prosper Chavigny so ziemlich dieselbe Bedeutung.

Und doch, gestehen wir es nur, es war vielleicht ein großer Vortheil in poetischer Beziehung für ein Gemüth, beständig ein Luftschloß vor Augen zu haben, für und fertig, was mit den Händen zu greifen war, und dessen Herr der alte Chavigny stündlich werden konnte. Prosper selbst, wenn er am Ufer des Rhone Kiesel abwechselnd, konnte sich eine Insel entdecken, deren Kolumbus er dann gewesen wäre! Ihm selber unvermerkt wurde dies vielleicht Quelle und Wurzel des fürchterlichen Ehrgeizes, der Prosper zu Grunde gerichtet hat. Alles um ihn her sprach nur von persönlichem Glück, von Reichthümern und Herrlichkeiten, die vom Himmel fallen. Im Dorfe wurde von nichts Anderem gredet als von Inseln. Die Insel Barbe bei Lyon wurde einst, indem sie unter Sandschaum zu einer Stadt angewachsen ist. Von solchen Reden und Erzählungen aufgeregt, ging Prosper auf die Entdeckung von Inseln aus, wie man in Amerika auf die Entdeckung von Gold-Minen ausgeht. Wenn er unbeobachtete, stand er alle Augenblicke auf den Zehen, ob er nicht die ersten Tausendzwölf einer Insel entdecken könnte — kein erster Blick Morgens, wenn er den Kopf zum Fenster hinausstecke, war in die Ferne nach der ersehnten Insel. Und sah er wieder nichts, so flossen seine Thränen, und seine Leidenschaft für ein erträumtes Glück wurde nur noch heißer und gieriger; alle Abenteuer zu Land und Meer machte er so selbst gleichsam durch in seinem Gemüth, das Gerücht allet jener heftigen Leidenschaften, in seinem abgeschiedenen Dörfchen — ganz ähnliche Bewegungen zeigten sich ihm, der Ehrgeiz eines Cortez nachdrte dies Kind — mit sieben Jahren hatte es den Ruhm des Eroberers und das Glück des Weltentdeckers im Traum genossen, mit sieben Jahren seine Leidenschaft für die Welt gehabt! Der Ungleichheit!

Bibliographie.

Encyclopédie nouvelle, ou dictionnaire philosophique, scientifique, littéraire et industriel. Par une société de savans et de littérateurs. — Herausgegeben von Leroux und Reynaud. (Jährlich erschinen 12 Hefte, die zusammen 30 Fr. kosten.)

Atlas pour servir à l'étude de l'histoire moderne de l'Europe, 1515-1815. — Von Ch. Jubert de Mettelette. In Fol. (Fünf Lieferungen, deren jede 15 Fr. kostet.)

Collection d'Histoires complètes de tous les états européens. Publiée sous les auspices de M. le baron de Barante, M. Villemain, et avec la collaboration du docteur John Lingard, de MM. Botta, Luden, Duham. Sous la direction de M. Paquis. — Erster Band. Enthält Duham's Geschichte von Spanien und Portugal.

France historique et monumentale. Histoire générale de France depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, illustrée et expliquée par ses monumens etc. — Von R. Huge. 4. Wird aus vier Bänden bestehen.

Italien.

Italiänischer Nekrolog des Jahres 1835.

Wie haben in Nr. 43 dieses Blattes eine Uebersicht der literarisch berühmten, im vorigen Jahre gestorbenen Engländer mitgetheilt und lassen nun hier auch eine ähnliche Uebersicht der in demselben Zeitraum verstorbenen Italiäner folgen. Doch haben wir es hier sie zweckmäßig gehalten, neben den Schriftstellern auch einige in artistischer Beziehung ausgezeichnete Männer anzuführen.

Alessandro Bisconti. Ein jüngerer Bruder des Comic Duca Rinuccino, geboren zu Rom den 12. März 1757. Sein Vater, Giambattista, war Direktor der Römischen Akademie der Alterthümer. Man konstituirte den Alessandro Visconti nicht blos in den schwierigsten Materien der antiken Kunst und Literatur, sondern auch in Sachen der Medizin, von der er tüchtige Kenntnisse besaß, obgleich er nur zum Besten seiner Freunde und der Armen davon Gebrauch machte. Außer seinen gelehrten Differentionen in den Verhandlungen der Römischen Akademie der Alterthümer schrieb er ein Journal der Numismatik, eine Beschreibung der antiken Münzen Pietro Vitali's und eine Beschreibung der Kunstschätze der Villa Albobrandini.

Gaudenzio Prinetti. Dieser tüchtige Maler und Plastiker wurde 1760 zu Novara geboren. Er bildete sich unter Waldo Gandolfi's Leitung zu Bologna und empfing 1791 von der dortigen Akademie einen goldnen Preismünze als Belohnung für sein Gemälde von Statuen. Nachmals hatte er öfter Gelegenheit, von seinem Talent als Maler und Plastiker Proben abzulegen. Gegen Ende des 18ten Jahrhunderts lebte er in seine Heimath zurück, die manches Meisterwerk von Prinetti's Hand besitzt. Er war in der Oel-, Fresko- und Wachs-Malerei gleich theoretisch sehr erfahren; auch stieß es seiner Forderungen nicht an Harmonie, und seine Umrisse sind correct. In Rücksicht der künstlerischen Vollendung aber laffen Prinetti's Gemälde viel zu wünschen übrig. Als Plastiker hat er wahres Verdienst. Die Statuen des „Faustinus" können ein Meisterwerk heißen; die Büsten der Casa Milanesi haben etwas Geistreiches, und von den Bildsäulen in San Gaudenzio nähmen wir die größere Hermes vorzüglich vollendet. Prinetti starb den 25. Januar an einem Schlagfluß.

Giovanni Francesco Bessa wurde im J. 1778 zu Cremona geboren. Er studirte Musik in dem berühmten Conservatorio zu Neapel. Nachdem er in seine Vaterstadt zurückgekehrt und der wackere Neapolitaner war, wurde Bessa Kapellmeister an der Kathedrale von Cremona. Gemäß den den Schöpfungen eines Porsiello, Dinonti, Guerello und Haydn, hatte er von dem klassischen erhabenen Stil dieser Meister nicht wenig sich angeeignet. Von den verschiedenen Arten der musikalischen Compositionen war besonders die Kirchenmusik seiner Neigung zugethan. Er komponirte sehr viele Messen. Äußerem verdankt man auch viele Kanons und Fugen, die sämmtlich durch eine gewisse scholastische Musik war einfach erhaben, ernst, rein und doch voll lieblicher Abwechselung. Sein berühmtes Gemälde machte ihn seinen Mitbürgern sehr theuer.

Der Priester Girolamo Grisellini. Er war aus Schio gebürtig und hatte den berühmten Natalia zum Lehrer. In seiner Jugend schmiedete er, dem Geiste des Zeitalters folgend, viele Gelegenheits-Gedichte. Später erörterte er in seinem Hause ein Kollegium; er wollte die jungen Leute während des Kanevals angenehm unterhalten und versuchte sich daher als dramatischer Schriftsteller. In der Folge schrieb er auch, trotz seiner priesterlichen Standes, für öffentliche Bühnen, weil er zum Unterhalt einer zahlreichen Familie Geld nöthig hatte. Von seinen edirten Bühnenstücken kennt man das komische Melodrama „die zweite Hochzeit der Dido" und die Tragödie „Dido"; von den unedirten aber „die Wittwe, deren Mann noch am Leben ist", eine Tragikomödie; „Minerva Sieg von Perseus", ein heroisch-komisches Gedicht; „Die Verschwörung des Fiesko", eine Tragödie; „Die Zerstörer Jerusalems" (il dissoluto), ein Lustspiel, das großen Beifall fand. In reiferen Jahren schrieb er über Materien, die seinem geistlichen Berufe angemessener waren: so brachte er die bereits durch G. v. Giulio publizierten Vegilie di St. Agostino in reimlose Verse; auch Abhandlungen über Moral, Dogmatik, Aszetik u. s. w. flossen aus seiner Feder. Er starb am 13. Februar in seinem 85sten Lebensjahre.

Saverio Serofani wurde nm's Jahr 1750 in Modena geboren. Er verlieh als Jüngling sein Vaterland und machte bedeutende Reisen durch Italien, Frankreich, Griechenland, Kleinasien und Aegypten. In Sicilien wurde er zum Direktor des sicilischen Museums ernannt. Die erste Kunde, welche die gelehrte Welt dadurch machte, war eine Schrift unter dem Titel: „Alle haben Unrecht, oder Ein Brief an meinen Ohrim über die Französische Revolution." Dieses Schriftchen wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Ein anderes Werk „Ueber die Freiheit des Getraidehandels in Sicilien" erregte den Beifall aller Gelehrten und hatte die Ehre, den Herzog Leopold des „klassischen Oekonomen Italiens" einverleibt zu werden. Nachdem er Mitglied der Französischen Akademie geworden war, schrieb er seinen „Versuch über den Handel Europa's im Allgemeinen", dem ein Anhang, betitelt: „Der aktive und passive Handel Siciliens bis zum Jahre 1794" beigegeben ist. In Venedig erschien 1795 der erste Band eines anderen ökonomischen Werkes unter dem Titel: „Der wahre ökonomische Reichthum, oder Kursus der Agrikultur." Es enthält eine Vorrede über den Landbau im Allgemeinen, eine Abhandlung über die Art, wie man Bauschütte erziehen soll, u. s. w. Im Jahre 1795 erschien seine „Beschreibung von Morea", und unmittelbar darauf seine „Reise nach Griechen-

Digitized by Google

land", ein sehr schätzbares Werk in drei Bänden, das ins Englische, Deutsche und Französische übersetzt wurde. Außer vielen kleineren Schriften über allerlei Materien verfaßte er noch zwei historische Werke: „Ueber die Sklaverknechtige in Sicilien unter der Römerherrschaft", und „Ueber die Herrschaft der Ausländer in Sicilien." Obschon reich an klassischer Gelehrsamkeit, haben diese beiden Werke doch viele Mängel, vorzüglich das letztere. Scrofani kannte die Zeiten und die Bedürfnisse der Länder, in denen er verweilte, richtete seinen Forschergeist immer auf solche Materien, deren Behandlung gerade an der Zeit war. Er vergaß nie sein Vaterland und bereicherte sich stets, den Italiänern zu zeigen, welche Vortheile aus ihrem Handel und Landbau ihnen erwachsen konnten.

Pagani Cesa. Dieser Mann war Einer von Jenen, welche, auf der Gränze zweier in Sachen des Geschmackes sehr verschiedener Perioden geboren, den Weg zu einem hohen literarischen Rufe sich obgeschwungen haben, obgleich ihre Talente ihnen diesen Platz nur verhießen. Solche arme Genieschüze giebt es noch in Mailand, in Rom, in ganz Italien. Sie schreien, sie toben, sie finden alle Neuerungen in der Literatur barbarisch und abgeschmackt, und man thut am besten, wenn man sie ruhig anstoben läßt. Unser Pagani wurde 1757 in Belluno geboren. Während der Venedianischen Herrschaft bekleidete er das wichtige Amt eines Forst-Inspektors, und in den Zeiten des Königreichs Italien war er in seinem Vaterlande Intendant der Finanzen. In der Folge zog er sich von allen öffentlichen Aemtern zurück und widmete seine ganze Thätigkeit der Literatur. Im Jahre 1782 ließ er in Venedig zwei Bände vermischter Gedichte drucken, die theils von eigener Erfindung, theils übersezt waren; zu den ersteren gehörte „das Erdbeben von Messina", ein Gedicht, das großes Aufsehen machte. Im Jahre 1784 publizirte er ein kleines Epos in drei Gesängen, die „Reise durch die Luft" betitelt. Als ein Feind der Schule Alfieri's schrieb er Tragödien mit Chören und reicher Decoration. In Florenz ließ er 1816 seine „Betrachtungen über die Italiänische Tragödie" erscheinen; von 1819—1822 aber kam seine verunglückte Uebersezung dreier Gesänge der Aeneide ans Licht. Cesa gerieth wegen seiner Empfindlichkeit und Unduldsamkeit gegen Andersdenkende in viele literarische Streitigkeiten; doch muß man zu seinem Ruhme sagen, daß er seine Anstchten freimüthig und mit offenem Visire in Schuß nahm. Auch hat man aus dem Nebelschleier seiner Verurtheile nicht selten ein bewundernswürdiges Talent hervorblizen.

Luigi Malaspina, Marchese von Sannazaro, kam 1754 in Pavia zur Welt. Nach beendigten Humanitäts-Studien widmete er sich mit Liebe dem Natur-Wissenschaften; doch versäumte er auch nicht, was in der schönen Literatur Neuerungen einführte. Seine Wißbegierde und sein Wunsch, zehe nüzliche Reformen nach Italien verpflanzt zu sehen, trieben ihn zum Besuch der vornehmsten Hauptstädte Europa's. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, übertrug ihm Kaiser Joseph II. die Verwaltung der fremden Stiftungen, unter denen das Hospital von Pavia ihm besonders anempfohlen. Die Liebe zu den schönen Künsten vertieft unseren Malaspina keinen Augenblick seines langen Lebens. Er veranstaltete eine prächtige Sammlung von Kupferstichen aus jeder Schule und jedem Zeitalter; auch bemühte er sich, seiner Vaterstadt eine ähnliche Gallerie von Gemälden zu verschaffen. Von seinen vielen Schriften gehören die folgenden zu den interessantesten. Diese sind folgende: „Versuch über die öffentlichen Anstalten." — „Ueber den Gesetzen des Schönen in der Malerei und Architektur." — „Bescheidung der Kathhause von Pavia." — „Abhandlung über die beste Fabrication des Weines." — „Mythologie der Aegypter." — Malaspina vertrat seine Vaterstadt als Deputirter bei dem Wiener Kongreß.

Bartolomeo Pinelli, geboren 1781 in Rom, war Maler, Bildhauer und Kupferstecher; er malte und gravirte die Geschichte der Römischen Republik und ihrer Imperatoren, den Virgil, Dante, Tasso, Ariost, Telemach, die Geschichte Puns des Siebenten, die sieben Hügel Rom's und den Mito Tatarra, ein sehr bizarres Werk von romantischem Zuschnitt, wie Italien nur wenige Werke aufzuweisen hat. Pinelli handhabte den Pinsel, den Grabstichel, den Meißel und den Pinsel fast mit gleicher Meisterschaft. Er hatte eine so hohe Meinung von sich selbst, daß er keinen Anstand nahm, in einem eigenhändig geschriebenen Charakter zu sagen: „Pinelli ist todt, und sein Grab ist die Welt."

Giandomenico Romagnosi. Den diesem ausgezeichneten Denker und Rechtsgelehrten ist bereits an einem anderen Orte ausführlicher die Rede gewesen. (Vgl. Nr. 82 des Magazins vom J. 1835.)

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Alla madre di Vincenzo Bellini. (An Bellini's Mutter.) Gedicht von Francesco Trinchera. Neapel.

Memoria sulle negoziazioni che si fanno nella Borsa di Napoli. (Ueber die Geschäfte an der Börse von Neapel.) Von Franco Sa-voiarde. Neapel.

Il mondo e una commedia. (Die Welt ein Lustspiel.) Taschenbuch auf das J. 1836. Zweiter Jahrgang. Mailand.

L'origine della discordia tra i cani, gatti e topi. (Der Ursprung der Feindschaft zwischen Hunden, Katzen und Mäusen.) Vier komische Gesänge. Taschenbuch auf das J. 1836 mit 3 Bibliothek. Mailand.

Poesie e prose inedite o rare di Italiani viventi. (Vermischte Schriften Italiänischer Zeitgenossen.) 2 Bde. Bologna.

Rußland.

Neu-Ladoga.

Von Schlüsselburg bis nach Neu-Ladoga sind es eben so viele Werste, als es Jahre sind, daß ersteznannte Stadt Schweden gehörte, nämlich 90, — von der Zeit de la Gardie's gerechnet, die zur Einnahme von Nöteburg durch Peter den Großen. Den Weg zwischen beiden Städten werde ich aus zwei Gründen nicht beschreiben, erstlich, weil er, meiner Ansicht nach, nichts Bemerkenswerthes darbietet, und zweitens, weil ich Schlüsselburg Abends um 7 Uhr verließ, kam eine schiefe und die dunkle Nacht sowohl, als das Schaukeln des Wagens mich dergestalt einwiegten, daß ich erst um 5 Uhr Morgens in der Nähe von Neu-Ladoga erwachte. Freilich weckten mich von Zeit zu Zeit die heftigen Stöße der Kampage und erinnerten mich an die Pflicht eines Reisenden, Alles, was er unterwegs sieht, zu beschreiben: wenn ich wunter wurde, so sah ich mich auch gleich um und bemerkte beim ersten Stoß eine Art von Kanal; beim zweiten einen Zaun von Balken; beim dritten eine Ziege mit großen Hörnern; beim vierten — gar nichts.

Wir kamen Morgens früh in Neu-Ladoga an. Die Benennung „neu" zeigt klar, daß es ein „altes" Ladoga gab, und dies erinnert daran, daß Rurik es gründete in der Mauer Rußlands aber erinnert daran, daß Alt-Ladoga zu den Aeltesten Städten Rußlands gehörte. Nach der Gründung dieser Stadt an der Mündung des Wolchow-Flusses, der sich in den Newo-See ergießt, erhielt letzterer den Namen des Ladoga-See's. Bei den Skandinaviern war Ladoga unter dem Namen Aldeigaborg bekannt. Aus welchem diese nun das Wort Ladoga nach ihrer Art umgewandelt, oder haben unsere Vorfahren auf ihre Weise aus Aldeiga — Ladoga gemacht? Und was bedeutet nun Ladoga oder Aldeiga?

Ald ist das Germanische alt; deig ist Deich oder Damm. Setzen wir ob noch Wort zusammen, so ergiebt sich, daß das alte Aldeiga oder Aldeiga „alter Damm" bedeutete. Hiermit kommen wir herwärts, daß Rurik seine Feste, Ladoga, bei dem alten verfallenen Damm gründete, den er ausbessern und wiederherstellen ließ, um die Stadt gegen Ueberschwemmungen zu schützen; und daß diese Ueberschwemmungen damals häufig und bedeutend waren — läßt sich sehr leicht darthun. An Wasser mangelt es nicht. Der breite Wolchow und der ganze Ladoga-See stehen jenen Landseen älter und neuer Ansiedlungen in Nichts. Uebrigens konnte der Damm für Rurik nicht sowohl als Schutzwehr gegen Ueberschwemmungen, als vielmehr dazu dienen, um Kaufabtheilschiffe aus Nowgorod und Kriegsfahrzeuge aufzuhalten, die aus Skandinavien kamen, um ins Land einzudringen; er beherrschte auf diese Weise an der Mündung des Wolchow den Lauf seiner neuen Hauptstadtnamen und vielgute den ränderischen Unternehmungszeist seiner fühlenden Landsleute.

Wem diese Erklärung des Wortes „Ladoga" nicht gefällt, dem kann man eine andere vorlegen. Als der Stelle, wo Rurik die Stadt gründete, stand ein alter Slawischer, dem Gott der Liebe, Lado, geweihter Tempel. Und wenn auch kein Tempel dort war, so fand doch wenigstens ein geschützter Zaun, ein Damm zwischen Pfeffeln, und in den Pfeffeln befand sich Lado's Thron, von dem die Stadt Ladoga ihren Namen erhielt. Die Slawen nahmen diesen Gott von den alten Litthauern her, und nach deren Glauben lebte der Gott der Liebe immer hinter einem Zaun und in Pfeffeln.

Anderungen, der auch hinsichtlich der Etymologien sich stellt, stellt auch eine dritte Erklärung zu Dienst und zwar eine vermöndrigere. Das Russische Wort „Lad" — ist kein ursprünglich Russisches; es kommt von dem Persischen Lad her, welches einen blühenden Zustand bedeutet; da nun Rurik, nach den Annalisten der Länger der „neuen Stadt", nicht seinen Namen gab, sondern ihn beibehielt, so lassen sie liegt hier der Tage, daß er ein Adate war, ein Buchaer oder ein Perser, der außer seiner Muttersprache auch das alte Sanskrit verstand. Dies ergeht sich daraus, daß er, als er aus Asien mit einer Karawane, wie das in Asien gewöhnlich ist, anlangte, den Namen seiner Stadt aus zwei Worten zusammensetzte — aus dem Persischen Lad und aus dem ähnlich ist Sanskrit, welches Auge bedeutet, und so bezeichnete seine Stadt schend, blühete er sie mit dem „Auge" und nannte sie Lad-atschi; die Slawen übersetzten Atschi in Oko und daraus entstand Ladoko, Ladeko, Ladego, Ladega und so weiter.

Sollte auch diese Erklärung nicht befriedigen, die mit übrigens sehr liebgetrauen ist, so wird sie doch wenigstens Gefallen eine andere. Mir ist Alles gleich! Ich weilte mir nur den Beifall der Etymologen und namentlich der Jünger der neuen historischen Schule erwerben, von denen die Abstammung und der Sinn des Wortes „Ladoga" eben so erklärt wird, wie sie Alles erklären. Ein Jünger dieser Schule wollte beweisen, daß Nestor, der über Rurik und Ladoga schreibt, kein Chronikschreiber gewesen sey, sondern eine Mythe; auch Rurik selbst mit seinen Brüdern, Sineus und Teewor — erklärt er — für Mythen. Die Mythen sind bei uns eben so in der Mode, wie in Deutschland. Nestor schreibt, daß Rurik mit seinen Brüdern nach Rußland gekommen sey und die Stadt Ladoga gegründet habe. Wenn nun, nach obigen Beweisen Nestor und Rurik Mythen sind, so muß auch die Ladoga die Erfindung eines Ebemerischreibers — die verzweifeltste Mythe seyn, die man nur in der Mythologie alter Länder finden kann. Rurik konnte keine Städte gründen, weil er selbst ohne Fundament war.

Als ich in Ladoga angekommen war und mir die Stadt besah, stellten sich mehr als einmal der neuen Schule meinen Zand ab. Die erspante mir einen großen Fehler, eine lächerliche Täuschung. An ihre erhabenen Entdeckungen mich erinnernd, merkte ich gleich, daß ich mich in seiner Stadt, sondern in einer Mythe befände; daß alle Straßen, Plätze, Häuser, Zäune und sogar die Hecken, die mich aufnahm, nichts als Fabeln, Einbildungen und dunkle Traditionen seyen.

Und da uns das, was wir uns einbilden, immer besser erscheint, als die Wirklichkeit, so gefiel mir Ladoga auch besser als Schlüsselburg. Die Straßen fand ich weniger krumm, und sogar Straßen fand ich, wie man sie nicht besser in den entlegensten Theilen von Petersburg finden kann. Ich sah Häuser, — zum Vergnügen! Mythen, — von Stein, weiß Gott! und nicht überflüssig, nicht groß und von technischer, d. h. nicht ganz regelmäßiger Architektur. Diese bölzernen Erdichtungen lassen sich in alte, mittlere und neue eintheilen. Die neuen sind ziemlich groß und hübsch, von zwei und von einem Stock, oben

Digitized by Google

mit einem Erkerzimmer; hellgrün, leuchtend orange, grau und gelb angestrichen. Die mittleren Mythen sind einfach aus Balken erbaut oder auch mit wangestrichenen Brettern beschlagen. Die alten sehen aus wie Hütten, und viele verneigen sich ehrerbietig gegen die neuen Häuser. Eine ganz alte Mythe liegt völlig in Trümmern und geht der Vergessenheit entgegen: die Vorderwand mit dem halben Dach gefügt mit diesem Bäckling die Beobachtenden und Vorübergehenden, und die Hinterwand mit der anderen Hälfte des Daches sieht über die Vorderwand hinweg auf die Straße hinaus.

Der Mieth des Gasthauses, in welches wir abtraten, war ein großes Zimmer der Literatur. In seinem Saale fanden wir unter vielen anderen Bildern die neben einander hängenden Portraits von 4 Literaten, nämlich eines einst gefeierten Kanzelredners Sylvester Kulebka; des Verfassers eines großen Gedichts auf den Tod einer Baronesse Stroganow vom Jahre 1734, Petre Bußlajew; des bekannten Russischen Geschichtschreibers Bjelskij Tanschichow und des Russischen Dichters, Hofrathe und Professors Iwan Jakowlewitsch Wassilij Tredjakowski. Es ist eine bekannte Sache, daß Katharina II., als eine Freundin der Russischen Literatur und vaterländischen Sprache, darauf hielt, daß in den gelehrten Vereinen, die in der Erzmitage stattfanden, Alle Russisch sprechen mußten, und ein Gesetz abfaßte, demzufolge ein Jeder, der ein fremdes Wort ins Gespräch mischte, eine Strafe von 5 Kopeken an die Telemachide des obengenannten Tredjakowski verlieren mußte. Diese strenge Maaßregel bewirkte, daß die Russen anfingen, Russisch zu sprechen. Zwar findet man jetzt, dem Himmel sey Dank, nicht mehr die alte Wuth für alles Ausländische, indessen dürfte denn doch, wenn Katharina's Gesetz wieder eingeführt werden sollte, Tredjakowski's Telemachide ein in den besten Gesellschaften viel gelesenes Russisches Buch werden.

Auf der anderen Seite der Straße, dem Gasthause des Literatur-Liebhabers gegenüber, wohnte ein Liebhaber der schönen Künste. In dem halbrunden Fenster des Erkerzimmers bemerkten wir Gypsfiguren. In der Mitte stand Napoleon in Lebensgröße, und die beiden Seiten zierten die Büsten Kutusoff's und einer Dame. Alle drei Kunstwerke sahen auf die Straße hinaus, was einen vollen Gegensatz der Neu-Ladoga'schen Gebräuche zu denen von Petersburg bildet, wo dergleichen plastische Werke dem Fenster den Rücken zukehren.

Wir durchgingen die ganze Stadt. Sie hat weder bemerkenswerthe Gebäude, noch geschichtliche Denkmale. Nur der Name der Stadt ist eine alterthümliche Merkwürdigkeit. Sie liegt am linken Ufer des Wolchow, ungefähr 2 Werst vom Ladoga-See. Die Wolchow ist hier sehr breit; man könnte sich hergestern und glauben, man sähe die Newa vom Petersburger Sommergarten aus vor sich. In der ganzen Stadt giebt es nur zwei Kirchen, die nicht weit von einander liegen. Wir betraten den Glockenthurm und sandten von allen Seiten eine entzückte Aussicht. An der Ferne schimmerte der blaue Ladoga-See, der am Horizont einen viel größeren Flächenraum einnimmt, als der Finnische Meerbusen von der Terrasse des Pavillons Monplaisir in Peterhof aus gesehen. Diesem blauen Hintergrunde entsprach der Strom trefflich; wie weiße Lichter, die Segel mehrerer Galioten. Dem Ufer näher durchschnitten eine Menge kleinerer Fahrzeuge und Böte die ruhigen Wellen des Sees. Am Ufer selbst, nahe an der Mündung des Wolchow, erhob sich malerisch, mitten aus dem großen Dorfe Krinitza, eine Kirche mit ihrem Glockenthurm. Jenseits des Dorfes glänzte die Oberfläche eines Sees, der zuweilen, gerade so, als der Wargolowo-See, welcher sich unter den Seen der Umgegend Petersburgs durch seinen Umfang auszeichnet. Gegen den Ladoga-See aber erscheint der von Krinitza wie ein kaum bemerkbarer Miesenteich. Das jenseitige Ufer des Wolchow bietet mit seinen Gebegen und Bäumen ein freundliches Gemälde dar. Vom Glockenthurm herab erblickt man noch einen Theil des Leben und Bewegung, mit Ausnahme eines den Thurm umringenden Gottesackers, der mit seinem unheimlichen Charakter daran erinnert, womit freundliche Gemälde, Leben und Bewegung einst endigen. Eine Menge Kinder spielten auf dem Gottesacker. Lustig von Grabstein zu Grabstein springend, oder im Versteck hinter den Denkmalen, rannten um sie herum, flogen sich einander, zankten sich, lachten, lärmten, regelten sich an einem papierenen Drachen, der wie ein schwarzer Punkt in der Luft schwebte, und blickten nicht unter sich, — und thaten gut daran! Wie sehr gleicht die ganze Menschheit diesen Kindern! Lärmt, lacht, meint, beständigt und zankt sie sich nicht eben so auf dem Staube vergangener Geschlechter, wie in dem Blick nach unten, sondern nach oben gerichtet, auf leere Spielwerke, die dort unbeschwerden, und eben so sehr, wenn nicht mehr, die Aufmerksamkeit der Erwachsenen auf sich ziehen, als es mit dem papierenen Drachen bei den Kindern der Fall ist!

Wir kehrten in unser Gasthaus zurück und aßen zu Mittage. Plötzlich ertönte auf der Straße unter unserem Fenster Musik.

Zwei Bauern in rothen Hemden und grauen Kaftans (Röcken) spielten Kosakisch auf zwei Violinen. Zwei andere tanzten; einer ohne Hut, mit fliegendem Kaftan und vor Freude strahlendem Gesicht, und der andere im Hut, bis an die Ringenbogen im Kaftan versteckt, ganz mit Mehl bedeckt — wahrscheinlich ein Bäcker —, höchst gleichmäßig und mit einem Air von Wichtigkeit. Der Erstere tanzte mit ganz undeschreiblichen Wirgungen und Wendungen; der Zweite, mit in die Seiten gestemmten Händen, bewegte sich eckig und mäßig, als fürchte er, den Hut vom Kopf zu verlieren. So amüsant hatte die Menschheit in Neu-Ladoga gewiß noch nicht getanzt. Wenn dieser Tanz nicht auch eine Mythe war, so verblühete er ganz bestimmt eine neue Schule des Russischen Tanzes, nicht weniger regelrecht, als die neue historische Schule. Wir lachten bis zu Thränen. Nachdem wir den Tänzern und Musikern unseren klingenden Dank abgestattet, fragten wir, wo die Bauern das Violinspielen gelernt hätten?

„In Riga", war die Antwort; „wir waren dort auf Arbeit."

„Sind Sie lange dort gewesen?"

„Etwas über ein halb Jahr, lieber Herr!"

So sind diese sonderbaren Menschen. In einem halben Jahr lernten sie die Violine recht gut spielen und verrichteten dabei ihre Arbeit! Diese Neu-Ladogasche Ebenartigkeit schien mir bemerkenswerth genug. Wenn der Russe nach Riga geht, so gefordert es nicht vergebens; er bringt wenigstens eine Mythe von Deutscher Musik zurück!

Auf einer Fähre brachte man uns mit Wagen und Pferden über den Wolchow, über die nämliche Stelle, wo ich vor 30 Jahren in einem schweren Fahrzeuge sehr schwaches Eis passiren mußte; die damaligen Wellen sollten mich nicht mit sich fortnehmen. Wo sind diese Wellen jetzt und wo ist das Ich, welches vor 30 Jahren lebte!...

In 20 Minuten hatten wir das jenseitige Ufer erreicht und fuhren weiter. K. Masfalski.

Mannigfaltiges.

— Europäische Bildung in Aegypten. In dem siebenten Bande seiner Correspondance d'Orient theilt Michaud folgende Unterhaltung mit, die er mit dem Musti von Mansurah gehabt: „Da Sie eben von Stambul sprechen", sagte Michaud, „so darf ich Sie wohl fragen, was der Sultan von der Ottomanischen Pforte erwarten?" — „Wir haben von den Osmanlis nichts als endlose Revolutionen und beispiellungenvolles Unglück zu erwarten; der Sultan, sagt man, würde uns von dem Mehmed Ali befreien, aber nur, um uns anderen Paschas in die Hände zu liefern, die uns noch mehr Uebel zufügen würden. Ein Schaaf dankte einst einem Manne dafür, daß er es dem Rachen des Wolfes entrissen, aber dieser Mann war ein Fleischer, der in dem nächsten Augenblicke schon sich anschickte, das arme Thier mit eigenen Händen zu schlachten; die Geschichte dieses Schaafes könnte leicht zu unsrigen werden, wenn Aegypten jemals durch die Türken befreit würde." — „Was hoffen Sie von den Reformen, die aus dem Occident herkommen?" — „Wenn Eure Kultur bei uns Eingang finden sollte, so müßten wir wenigstens schon zu einiger Aufklärung vorher gelangt sein, oder die Finsternis, in die Aegypten eingehüllt, ist leider noch so dicht, daß man sie beinahe mit den Fingern greifen kann. Wollten wir dermalen die Europäische Bildung zu schätzen wissen, so würden wir jenem Blinden gleichen, der, als er in eine Grube gefallen war, den Vorübergehenden zurief, ihm doch schnell eine Fackel zu bringen." — „Wie so?" — „Hier verbreitete sich der Musti über die Art des Widerstandes, den die Völker des Orients stets Allem entgegensetzen würden, was man ihnen von Europa her anbieten will. Dieser Widerstand beruht hauptsächlich auf der Verschiedenheit der Sitten und der Charakter. „„In Euren Werkstätten"", fuhr der Musti fort, „„wird Alles mit Maschinen; man übt bei Euch kein Gesetz zu Stande kommen, ohne daß nicht vorher ein Langes und Breites von aller Welt darüber hin und her geschwatzt und raisonnirt würde; der uns dagegen besteht die Weisheit im Schweigen; bei Euch ist immer Alles in vollem Athem, in aufgeregter Thätigkeit und Bewegung; aber bei uns soll selbst die Ruhe als das einzige erwünschte Paradies. In unseren Klimaten stechet man die Arbeit mehr, als man die Unabhängigkeit liebt; die natürliche Indolenz unserer Völkerschaften verschmäht eine Freiheit, die zu viel Sorge und Mühseligkeit verbreiffbaren würde; wir sind viel zu genau, um uns irgendwie mit den wirren Gesetzen und weitschweifigen Formeln zu befassen, und darum bleibt auch unser Orient stets der Willkür desjenigen überlassen, der einmal die Mühe übernimmt, uns zu beherrschen. Man beschuldigt oft die Morgenländer, daß sie keine Fortschritte machen, und daß sie stets auf einer und derselben Stufe stehen bleiben, aber Ihr Europäer, Ihr versteht nie anzuhalten, sondern Ihr schreitet immer über das Ziel hinaus, was gewiß schlimmer ist, als es gar nicht zu erreichen. Eure neuen Theorieen haben in die Gesellschaft mehr Zerrüttung gebracht, als sie erleuchtet, und Eure Civilisation, die stets in Gährung ist, gleicht jenen feinen Spirituosen, die immerdar bereit sind, das Gefäß zu zersprengen, in das sie einmal eingriffen werden.""

(Correspondance d'Orient par Michaud. T. VII.)

— Consumtion der Fleisches in Paris. Nach den im Jahre 1833 publizirten Markt-Zetteln wurde im Verlauf dieses Jahres zu Paris an Schlachtvieh konsumirt:

	Mittleres Gewicht.	Total-Gewicht.
72,452 Ochsen	650 Pfd.	47,093,800 Pfd.
16,458 Kühe	475 "	7,819,550 "
75,995 Kälber	130 "	9,619,350 "
367,349 Hammel	42 "	15,428,655 "
	Summe	79,961,355 Pfd.

Dazu kommt noch das Fleisch, welches die Schlächter des Weichbildes von Paris einführen und das wan in der Halle der Straße des Prouvaires verkauft, an Gewicht . . . . . 4,500,000 Pfd.

Total-Summe 84,461,355 Pfd.

Endlich verzehrt auch die arbeitende Klasse an Sonntagen und Montagen eine Menge Fleisch in den Schenken der der Stadt, welche durch die Schlächter des Weichbildes versorgt werden. Ein allgemeiner Ueberschlag wird also ergeben, daß jährlich über 100 Millionen Pfund Schlachtfleisch in Paris verzehrt werden. (N. A. d. V.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Pos.-Zeitung.

№ 55. Berlin, Freitag den 6. Mai 1836.

Frankreich.

Villemain als Kritiker und Literarhistoriker.

Dargestellt von Ste. Beuve.

Je mehr Schriftsteller, Kritiker oder Poeten in einer Epoche beisammen, desto besser, desto vortheilhafter für den Einzelnen. Gar nicht einmal von dem Zeitalter Ludwig's XIV. zu reden, obwohl es den schlagendsten Beweis für unsere Behauptung liefert, sondern ein einfacher Blick auf die nächste Vergangenheit, auf die Epoche der Restauration, die wir Alle gelebt haben, auf die Männer, die jene Zeit mit heraufführte, jenen edlen Kreis von Rednern, Historikern, Philosophen und Kritikern, diese Generation, die unmittelbar uns selbst vorangeht und in der wir unsere Meister erkennen — welch eine glänzende Bestätigung für unser Wort liefert er uns! Der ganze Kreis von Zeitgenossen, Freunden oder Nebenbuhlern, steht in seiner Epoche, wie die Mannschaft in einem Schiffe, am Bord einer abenteuernden Argo! — Je zahlreicher die Bemannung ist, je glänzender der Verein handbarer Heroen, desto mehr gewinnt auch der Einzelne an Ruhm und desto verabredbarer wird es für ihn, Theil zu nehmen an dem allgemeinen Werke. Was oft als Kampf, Hinderniß und Druck für die Lebenden, als gegenseitige Beschränkung und Hemmung erscheint, das löst sich für die Nachwelt zu ein Band der Eintracht, zu einen sich vervollständigenden und ergänzenden Verein auf. Und nicht minder, als von jenen großen Epochen, wie die Ludwig's XIV., gilt dies von jenen schwierigeren, in denen großer Ruhm seltener ist, und die sich einerseits gegen den bedrängenden Vergleich mit einer nächtigen Vergangenheit, so wie andererseits gegen die andrechende dode Klust der Zukunft, einzig und allein mit aufrecht zu erhalten vermögen durch den Verein hoher Anstrengungen, durch die Masse, durch wetteifernde Anwendung der Kenntnisse, durch Ausbildung derselben ins Genauste und durch möglichste Verallgemeinerung derselben; je unvermeidlicher mit den Bedingungen und dem Wesen einer solchen Epoche Mangel an Genies, an eigentlichen schöpferischen Geistern erster Klasse verbunden ist, um desto mehr muß seine Ergänzung in der großen Menge ausgezeichneter talentvoller Talente gesucht werden, die, in der Fülle des Erwordenen groß gezogen, mit dem Reichthum der Wissenschaft und Kunst ausgestattet und mit dem Marke aller Studien genährt, auch für eine neue Literatur, auch für eine neue Weise der Beredsamkeit jeglicher Art das Interesse zu gewinnen, das Alte mit Geist und Geschmack zu erhalten und zu pflegen, und das Neue mit Maaß und Besonnenheit heranzuführen wissen.

Wenn in dieser Beziehung und in diesem Sinne ein Mann unserer Zeit genannt und gepriesen zu werden verdient, so ist es Herr Villemain. Die Periode seines Lebens und Wirkens, die ausgezeichnetste Stufe in der geistigen Welt, zu der er sich gleich bei seinem Auftreten emporgeschwungen, der lebendigste Einfluß, den er so lange ausgeübt, die Beständigkeit und gleichmäßig mit dem Gange der Zeit fortschreitende Entwickelung seines Geistes, alles dies muß uns bestimmen, ihm die folgenden Blätter zu widmen.

Abel Villemain, gegen Ende des Jahres 1791 oder zu Anfang 1792 in Paris geboren — von einer, wie Alle, die sie kannten, hingezogen, geistreichen Mutter — genoß einer gründlichen klassischen Bildung, die, wäre sie auch minder tüchtig und gediegen gewesen, an ihm, der übrigen Zöglingen seines Geistes und seines seltenen ihm anzehörenden sicheren Geschickes wegen, weniger freilich vermißt worden wäre als an Anderen, nun aber, da er sie einmal in einem so hohen Grade besaß, bedeutenden Einfluß auf seine literarische Carrière gewann und ihn zum größten Vortheil für seine Bestrebungen ausschlug. Ohne einen eigentlich exzeptionellen Schulunterricht zu genießen und der strengen Zucht eines solchen, dergleichen damals nicht existirte, unterworfen zu sein (wie denn die wieder erwachenden Studien durchaus zwanglos mit beiderer Freiheit betrieben wurden), war er bei einem nüchtern bekannten Lehrer, der besonders ein tüchtiger Grieche war, Herrn Planche, in Pension, und dem Unterricht dieses Mannes verdankt Villemain die solide und in Verhältniß mäßelose Erwerbung jener Grundlage von klassischer Bildung, die auf seine ganze spätere Entwickelung von so glücklicher Wirkung war. Als er ungefähr zwölf Jahr alt war, spielte er in einer Griechischen Tragödie mit, die in der Pension sedesmal am Jahresschluß zur Uebung aufgeführt wurde; noch heut kann er jene Rolle, die des Ulysses in Sophokleischen Philoktet, auswendig und hat sie uns oft rezitirt. Zu einer dieser Vorstellungen, die an Rollin's und Boivin's des Jüngeren Griechische Disputir-Uebungen, die ehemals an der alten Universität so viel Aufsehen gemacht hatten, gar sinlich erinnern konnten, war Geoffroy eingeladen worden. Erstaunt über die Leistung der Knaben und noch ganz voll davon, schrieb er so wie er nach Hause kam, einen Artikel, betitelt: Das Athenienserische Theater. Dieser ohne allen Zwang, aber mit Eifer und Tüchtigkeit betriebenen Studien gaben dem Geiste der Knaben die glücklichste Richtung. In seinen Kritiken über Schriftsteller und Poeten macht Herr Villemain — und Kritzer hat mehr Recht dazu als gerade er — häufig auf den dauernden und durchgreifenden Einfluß, welche die Wichtigkeit jener frühen klassischen Studien aufmerksam, der nämlichen Studien, an denen Redner und Dichter gleichsam spielend groß gezogen werden und erstarkt waren, jener Studien, die für Lamartine's schönes Genie gewiß die heilsamste Nahrung und die wohlthätigste Pflege gewesen wären, die Chateaubriand durch die Kraft seines Willens sich zu eigen gemacht, aber zu deren Erwerbung, wenn in reiferem Alter das Bedürfniß, die Lücken der Schulbildung auszufüllen, sühlbar wird, leicher den Meisten der Muth oder die Mittel fehlen; es tritt dadurch ein Mangel ein und ein Verlust, dem durch nichts abzuhelfen, und der eben so unersetzlich als unberechenbar ist.

Außer seinen Uebungen in der Pension und völlig unabhängig davon, nahm Villemain auch an den Vorlesungen auf dem Kaiserlichen Lyceum (Louis-le-Grand) Theil; dort hörte er Hoverard bei Herrn Cottet; und Obr-Aufseher war damals Luce de Lancival — zwei Gelehrte, die für Dichter galten; auf alle Fälle waren es Männer von Geschmack und Witz, keine Pedanten, die ihn mit Schulsuchsereien plagten. Rechnen er seine Studien rühmlich vollendet hatte, obwohl er seine Prüfung erhielt (unter seinen Mitschülern indessen war nur eine Stimme, daß man ungerecht gegen ihn verfahren und ihn förmlich um diese Auszeichnung betrogen habe), gab er am Lyceum Unterricht und widmete sich zu gleicher Zeit der Rechtswissenschaft mit dem Eifer und Erfolge, der jeden seiner Schritte begleitete. Die Rhetorik, die er sich auf diesem Felde erwarb, kamen ihm späterhin bei den Disputationen über Gesetze und öffentliche Angelegenheiten sehr zu Statten. Den juristischen Studien entzog ihn die Universität; sie und die Literatur nahmen ihn bald ausschließlich in Beschlag. Bei Herrn Luce sah er Herrn Dernod und lernte durch diesen Herrn Roger und Herrn von Fontanes kennen, welcher letztere ihm einen lebenslänglichen Antheil an Chateaubriand verschaffte. Eine kleine Rede, die er an Luce's Grabe sprach, trug ihm den ersten Zoll der Bewunderung seines Redner-Talentes ein; die Presse sowohl wie die Rednerbühne waren damals stumm, so daß auch schwächere Zeichen von Beredsamkeit und die leisere Regung seines Talentes die Aufmerksamkeit auf sich zogen und mit Übereinahme begrüßt wurden. Für seinen schriftstellerischen Ruhm war gleich sein erstes Auftreten entscheidend. Mit einem Worte war er allgemein bekannt. Das Lob Montaigne's, das der zwanzigjährige Jüngling in acht Tagen schrieb (1812), das von der Akademie gekrönt wurde, obwohl sich der gefeiertste Victorin Jahre, der bis dahin im unbestrittenen Besitze des Sieges gewesen, unter den Mitbewerbern befand, machte ihn mit einem Male zu einer literarischen Welt. Auch noch ander Victorin Jahre, dessen im Berichte besondere Erwähnung geschah, lesen wir unter den Mitbewerbern mehr als einen berühmten Namen: Droz, Bioz u. A., und dies Werk, das so rasch und leicht einen so mächtig begehrten Preis davontrug, hat sich in dem Werthe, der ihm damals beigelegt wurde, erhalten, bis auf den heutigen Tag.

Ich habe Victorin Jahre genannt; dieser schätzbare Schriftsteller, der sich als ein so hoffnungsvoller anfündigte und nun fast ganz verschollen ist, verdient wohl, daß wir einiges Nähere über ihn mittheilen. Nach dem sittlichen Frankreich gebürtig, kam er zu Anfang des Jahrhunderts nach Paris, wurde ein eifriger Schüler und Anhänger der philosophisch-republikanischen Schule, Garat's, Ginguené's, Chenier's, und dichtet in Bezug auf den zugendlichen gewandten Nebenbuhler, der ihm den Preis entriß, interessante Kontraste dar, von denen wandter zu seinem Vortheil ausfällt. Victorin Jahre ist im vollkommensten Sinne des Wortes ein Zögling des letzten Jahrhunderts; er hat die theologischen Ueberzeugungen besessen, ist voller Begeisterung für das Politische, geht durchaus analytisch zu Werke, schreibt präzis — in sogenannten wohlgefeilten Perioden. Noch besser gerathen als sein Lob Corneille's — mit dem er im Jahre 1808 eben so glänzend auftrat, wie Herr Villemain im Jahre 1812 mit dem Montaigne's — sind sein Lob La Bruyère's und Montaigne's; in diesen treten alle Vorzüge seines Talentes in der weitem vollendeteren Gestalt hervor. Schade nur, daß Victorin Jahre auch alle Mängel der Schule, zu der er sich bekannte, mit überkam und nicht die Kraft besaß, jene Schule selbst zu verjüngen. Als er in der Ausgabe über Montaigne besiegt worden, verließ er Paris und zog sich in seine Provinz zurück. Hier hielten ihn ehrenwerthe Pflichten fest; patriotischer Verdruß, Schwierigen um das

Digitized by Google

Vaterland und die Republik nagten an seiner Seele; dahüber ging ihm in kurzer Zeit der wahrhafte Blick für die Dinge verloren, und er war von dem rechten Wege seiner Bestimmung abgekommen, ehe er sich's versah. Pläne zu großen Werken gährten in seinem Kopfe, einer kreuzte immer den anderen, er gerieth in's Abstreife und ging so unter. Noch vor erstes Jugend, nach den ersten Triumphen, ich habe es oft genug sich bewähren sehen, kommt ein entschiedener und verhängnißvoller Tag, wo es sich darum handelt, den erregten Hoffnungen zu entsprechen, sie zu realisiren, das Gewonnene zu verfolgen und sich seine Bestimmung zum zweiten Male und für immer definitiv zu gründen. Dieser Schritt ist viel schwieriger und er wird noch viel seltener glücklich zurückgelegt, als der erste, der auch schon schwer genug ist. Wenn wir herauvieren, uns emporschwingen aus dem engeren Umkreis unserer Thätigkeit, in welchem wir bis dahin so lange Stufen gestanden haben, wenn wir als Schluß- und Durchgangspunkt dieses ersten Stückes, das wir durchlaufen von unserer Bahn, einen Preis gewinnen, uns einen Namen erringen, so stehen wir dann, und das heißt eben Erfolg, — auf der Höhe, und die weite Ebene liegt vor uns, dann kommt es erst darauf an, ein heiteres Tag, der Sonne, in der großen Welt — sich zu recht zu finden, einen Berufsort, zu zeigen, daß man auch hierher gehört, auch den gutwilligeren Bedingungen dieser Sphäre gewachsen ist, keinem der Genossen etwas nachgiebt und den Fleck, auf dem man steht, zu behaupten weiß gegen Jehn. Da zeigt sich's dann nur zu häufig, daß das, was uns wie ein schlagfertiges Heer erschien in unserem Gefolge zu unserem Dienst und Willen, nur eine Handvoll wohlgeübter Kräfte und Talente, die das Erforderliche verbrachten, sind an dieser Probe zerschmettert. Erst in dieser Prüfung offenbart sich's, was Größes Kind der Menschheit; erst durch sie lernt man den, der nichts war, als ein leerer Schimmer, ins Schimmer des wuchernden Momentes getrieben, unterschieden von dem Manne, der, wenn auch nicht ein Fingers-andwingender Genie, doch wenigstens Charakter als unerschütterlichen Geist, als ein Geist, der, den Dingen gewachsen, der Kraft besitzt, sie bildend und gestaltend zu handhaben und allen Stoff zum Mittel zu verwenden für seine Zwecke und sein Geschäft. Victorin Faber betreg sich darum, brachte sich um sich selber. Die seltesten, lebendigsten und mächtigsten Ueberzeugungen, das Bedürfniß und der Drang nach Wahrheit, die größten, bestwollten Eigenschaften schlugen ihm zum Unheil und zum Verderben aus. Als er nach jahrzehnter Abwesenheit wieder nach Paris zurückkam, war Alles, was die ganze Welt verändert, und beide konnten sich nicht mehr wieder — sie war ihm, er ihr fremd geworden. Ich besuchte ihn damals und sprach ihn einigemal; er war voller Kenntnisse, voll Einsicht und guten Absichten; aber die Kluft zwischen ihm und der Welt war zu groß, zu nur dem Unbefangen zu entgehen, wußte er sich in die Erinnerungen der früheren Zeiten flüchten, und so sprach er von 1811 und seinem damaligen Leben und Ruhm, wie vom vorigen Tage. Wenn man ihn so hörte, man hätte denken mögen, er sey eben erst mit dem Kardinal Maury vom Tisch aufgestanden, oder zum Herrn Fiévée nach Hause gegangen. Ich bewundere, ich begrüße den Ruhm und die Genies, die Talente, die er lobt und die sich mit Recht seines Loberes erfreuen; aber ich beklage und bilde ebenfalls jene Männer, deren Streben, oft auch freilich die Kraft in ihnen, schwächer war als der gebieterische Zwang der Umstände und nicht gestählt genug gegen den eisernen Wirbel ihrer Schicksale.

Herr Villemain dagegen, Victorin Faber durchaus entgegengesetzt, unterbricht mit der Literatur und Philosophie des 18ten Jahrhunderts eine so lose Verbindung, als sich nur ihnen sieh einem jungen Mann der damaligen Zeit. An den Griechen und den Alten überhaupt genährt und großgezogen, und unter den Formen und dem Schutz des Stils Pascal und Fénélon allen Uebrigen vorumstellend, fühlte er sich nur zu seiner ersten Blüthezeit des schönen Jahrhunderts der Literatur hingezogen. Die überkommenen philosophischen Prinzipien und die Tradition des politischen Einbußtsamus, in denen so viele junge Geister damals behütet, betrübten ihn nicht und sochten ihn nicht an. Was dann an ihn kam, das nahm er mit in seine Kurstuben und Vorlesungen, das Allem der Einblick hinter die Coulissen und in die Karten; diesen baaren Vortheil zog er aus jenen Traditionen, ohne daß der Kultus gewisser Menschen und Ideen damit zugleich auf ihn übergegangen und ihm eingezwungt worden wäre. Was er gar schnell durchdrang und genirte, sprach und leicht erfaßte und sich zu eigen machte vom 18ten Jahrhundert, das war der feine Weltton, die geistreiche, ironische, immer gebörige Weise, der richtige Takt, die Dinge und Menschen zu nehmen und zu behandeln, der rasche Blick, die leichte Wendung, das Kurze, Runde, Fertige, Geistreich-Absichtsgerade, dieser Ebenmaßgeschmack des Verstandes, das treffende Urtheil im Fluge und der Spott über den Mißbrauch der Kunstmittel; offenbar ist von Delille's Versen viel auf ihn übergegangen. Der Graf Ludwig von Narbonne war ihm aufmerksamkeit gewogen worden, und im Umgang und Hause dieses Mannes, in dem Zirkel der Prinzessin von Wandewont, in diesen vornehmen und gebildeten Kreisen hatte sich der Jüngling, der außer dem Bluse seiner Gesichtszüge auch die glücklichen Anlagen für die Schule der großen Welt mitbrachte, der bestens und freundlichsten Aufnahme zu erfreuen; Alles, was ihm die Natur von geistesschaftlichen Fähigkeiten mitgegeben, hatte er hier die Gelegenheit, zu schreer und bedächtiger Fertigkeit aufs vielfältigste und gefälligste auszubilden. Als Herr von Narbonne dem Kaiser Napoleon gemeldet worden war, ließ er sich aufgelegen seyn, sein Wohlwollen gegen Villemain noch wirksamer zu bethätigen. Im Jahr 1813 wurde bewilligt die Denkschrift auf Dunor übertragen; wie wenig indessen die Gunst von oben herab einen einschüchternden und beschränkenden Einfluß auf seinen Witz und seine Laune übte, davon nur folgendes Beispiel. Herr von Narbonne theilte ihm einmal einige Worte mit, die der Kaiser sinnliches der Besitzung des Königs von Rom sollen lassen, und kurz darauf auch, daß der Kaiser, wie es wirklich war, die Idee hätte, die klassischen Autoren redigiren und gewisse in denselben vorkommende Prinzipien und Maximen von geschickter Hand wegschneiden und ausstilgen zu lassen. „Sagen Sie ihm doch", versetzte Villemain, „daß es Mühe mir eingesollen wäre, den Cicero zu verstümmeln." Und war keinem Worte wurde der Sache seinen gedacht. Als Herr von Fontanes im Jahre 1813 über das Unglück Frankreichs sich in Klagen ergoß und nach dem Sturz der Kaiserherrschaft die Wiederkehr der Anarchie prophezeite, erwiderte ihm Villemain: „O, nein! die Freiheit Englands wird uns werden." Schon damals hielt er die Art der Englischen Befreiungsfeier Alles hoch und werth; Fontanes warf ihm einmal ein: „Aber was bleibt denn von Ihren Englischen Reinen? nicht ein Blatt." „Amerika bleibt", versetzte Villemain. Allerdings war Amerika ein Blatt in der Literatur und ist es auch noch nicht, und für Fontanes war das Literarische gerade das Höchste.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Pigeorol. (Geschichte aus der Zeit Ludwig's XIV. — die neulich mitgetheilten Aufschten über die eiserne Maske ebenfalls umfassend.) Von dem Bibliophilen P. L. Jacob. 2 Bde. 15 Fr.

Essai d'Inductions philosophiques d'après les faits. — 7 Fr.

Etudes hébraïques. — Grammatik, von Abbé Auguste Lacouche.

Theonas. Contes pour les jeunes filles. — Nach dem Deutschen von Jacob Glatz. 2 Bde.

Bagnes, prisons et criminels. — Von B. Appert Bd. I und II. 15 Fr.

Les derniers Bretons. — Von Emile Souvestre 4 Bde.

L'Italie et la crise. — Von Alexandre Dumas.

Les lettres écrites d'Italie sur quelques amis, en 1739. — Von Charles de Brosses. Herausgegeben von A. Colomb. 2 Bde. 15 Fr.

Méthode de chant pour les enfans, à l'usage des écoles. — Von Joseph Mainzer. 3½ Fr.

Italien.

Italiänischer Nekrolog des Jahres 1845.

(Schluß.)

Luigi Bossi. Dieser berühmte Gelehrte ward im Jahre 1758 in Mailand geboren. In seiner Jugend legte er sich mit großem Eifer auf das Studium der Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Sprache, der Philosophie, der Diplomatik und Philologie. Auch studirte er beide Rechte und alle Natur-Wissenschaften. Nach beendigten Studien widmete er sich der Geistgebung, und gab Werke heraus, in welchen er Fragen des Famosischen Rechtes erörterte. In gleicher Zeit schrieb er über den Zustand der Wissenschaften, der Literatur und der Künste in Ober-Italien. Als Bieconti nach Rom reiste, um die entdeckschaftliche Beute dort zu empfangen, nahm er Bossi mit sich. Dieser sammelte in Rom seine Schätze des Wissens; die Frühste davon waren seine 98 handschriftlichen Briefe des Dante, über den Verfasser, die Richtungsstoffe der Alten, über die Lackirung der Bronzen des Alterthums, über Basilisken, Drachen und andere fabelhafte Thiere. Seiner mineralogischen Leistungen erwähnen wir nur beiläufig. Auch übersichte und kommentirte er die chemischen und naturhistorischen Werke von Fourcroy, Millin, Buffon über Mineralien, Zu Venedig publizirte er verschiedene Geschichts-Abhandlungen über Verwaltung der Staaten, über den Zustand einiger Provinzen und über Auflagen; er übersetzte Condorcet's Werk nur den progrès de l'esprit humain und gründete den „historisch-politischen Merkur", ein Journal, das bis zum 30sten Bande gedieh. In der Folge schrieb er, obgleich verschiedene wichtige Aemter viel von seiner Zeit in Anspruch nahmen, noch manches bedeutende Werk. Vom Jahre 1816 an buldigte er wieder ganz seinen Lieblings-Studien: er übersetzte und kommentirte wohl Jehn Bände von Billings, de Burt und Strinten; er brachte Fabrieens, Marshall und Andere in fruchtbare Anregung; er schrieb ein kurzes, aber vortreffliches geologisch-lithologisch-mineralogisches Wörterbuch, um die Lektüre der Reise-Beschreibungen überhaupt zu erleichtern. Von Werk des berühmten Peerce — Leben und Pontifikat Leo's des Zehnten — übersetzte Bossi aus dem Englischen und verbesserte seinen Umfang durch Berichtung von Schlußfehlern und verlorenen Nekruten. Faft alle diese Werke schrieb er ohne Weitere Autoren Bücher, weil unglückliche Verhältnisse ihn seiner ganzen Bibliothek beraubt hatten. Wahrscheinlich wird sich für diesen so beiden Verlust fand er in seinem ungeheuren Gedächtniß.

Zu seinen späteren Schriften gehören: das Leben des Christoph Columbus — die Geschichte Italiens in 20 Bänden, ein kostbares Repertorium wichtiger Urkunden — eine Geschichte Spaniens in 8 Bänden und eine Einleitung in das Studium der geschwidern Künste. Viele bedeutende Artikel von Bossi stehen in der Bibliotheca Italiana und anderen Journalen. Auch hatte er Antheil an dem Texte, welcher Giulio Ferrario's Werk über die alten und neuen Kostüme begleitet. Im Gemeinschaft mit Carta verfaßte er das Wörterbuch der Entdeckungen und Erfindungen u. s. w.

Wir könnten uns zu weit führen, wenn wir alle die eigenen und übersetzten Werke anführen wollten, die man dem fruchtbaren Geiste dieses wackeren Italiäners verdankt, den wir mit vollem Rechte den Baero unserer Tage nennen können. Faft alle bedeutende Akademieen Europa's hatten Bossi unter ihre Mitglieder aufgenommen.

Giovvia Garavaglia kam 1790 oder 1790 zur Welt. Unter der Leitung des wackeren Chalkographen Faustino Anderloni lernte er in seiner Vaterstadt die ersten Elemente des Zeichnens und Gravirens. Im Jahre 1808 begab er sich nach Mailand, wo er sich im Zeichnen vervollkommnete und zugleich die Uebungen im Kupferstechen unter Longhi's Auspizien fortsetzte. Nachdem er zwei sehr akademische Preismünzen erhalten, machte er sich im Auftrage Andreani's die Ausführung verschiedener sehr verdienstlicher Kupferstiche. Eine Zeichnung nach einem Gemälde Appiani's, welches die „Begegnung Jakob's mit Rahel, gesegnet von dem ewigen Vater" vorstellt, erwarb ihm allgemeine Be-

Digitized by Google

wunderung, und nur Einige tadelten an diesem Werke die ungeheure Schwerfälligkeit des ewigen Vaters. Auch eine andere Zeichnung Giacavagna's (Maria Himmelfahrt von Guido), die er, gleich der vorigen, öffentlich ausstellte, wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. Der Großherzog von Toscana berief unseren Künstler 1833 nach Florenz. Hier war er mit dem Stich von Guido's Assunta, der sein Meisterstück werden sollte, schon bis über die Hälfte gediehen, als plötzlich ein Wiederschlag alle seine Glieder lähmte und bald nachher sein Leben endete. Viele andere treffliche Kupferstiche Giacavagna's müssen wir der Kürze wegen unerwähnt lassen. Er war ein Mann von schlichtem und biederem Charakter, der es verdiente, daß der Schwerg aller Redlichen ihm ins Grab nachfolgte.

Giacomo Mitterelli wurde am 10. November 1749 in Bassano geboren. Noch hatte er seine Studien nicht vollendet, als er die berühmte Ode an Kaiser Joseph II. dichtete, die ihm großen Ruf erwarb. Er bekleidete in seiner langen Lebenszeit verschiedene praktische Aemter, blieb aber dabei stets seinem Dichterruf getreu. Man kann Mitterelli den Petrarchinischen Anakreon nennen; er hatte Dichtungen von gedrängtem Umfange und pflegte zu sagen, seine Zither sey nur mit zwei Saiten bespannt. Sein Natur zu heiterem Scherze geneigt, machte er sich öfter über jene Art von Poesie lustig, welche seine Zeitgenossen bewunderten. Das unbedeutendste und gewinnste Thema war ihm zu seinen Versen gut genug. Doch setzte bisten Verherrungen von Liebe, Leiden und Tod, die er an seine Doris und Irene richtet, bewahrte er immer ein von flachen Leidenschaften ungetrübtes Gemüth; und auch seine Biographen bezeugen uns, daß ihn keiner der Affekte, die er mit so viel Zartheit und Anmuth geschildert, mächtig ergriffen habe. Dundorte musikalischer Feiern unterstreiten, die antiken Strophen des Venetianischen Anakreon in Musik zu setzen, wie sie sind weit entfernt, die Schönheit des Stils und der Bilder, die man an Mitterelli's Strophen bewundert, nicht anerkennen zu wollen; doch glauben wir, den Ruhm dieses Dichters nicht zu schmälern, wenn wir den Wunsch aussprechen, daß so treffliche Talente in Zukunft edlerem und würdigerem Stoffen sich weihen möchten. Die Zeiten der Artadischen Hirten sind doch endlich vorüber.

Leopoldo Nobili, geboren in Reggio. Nachdem er eine Zeitlang bloße theoretische Untersuchungen über Licht und Magnetismus angestellt hatte, legte er sich von 1825 an mit Eifer auf Experimentalphysik. Er erfand zunächst den Galvanometer mit zwei Nadeln, welcher der Physik so nützlich wurde; nach ihm diese Erfindung reihte sich die des vergleichenden Galvanometers. Was aber Nobili der gelehrten Welt am bekanntesten machte, war seine Entdeckung der Farben, die sich auf den Metallplatten entwickeln, welche in gewissen elektrochemischen Verbindungen als Pole dienen. Im Verlaufe seiner Untersuchung dieses Gegenstandes gelang es Nobili, die elektrochemischen Bewegungen des Dunkelfisches zu demonstrieren. Die Analyse der elektro-physiologischen Wirkungen des Galvanismus und der Folgerungen, die man für die thierische Elektrizität daraus ziehen kann, ist der Gegenstand bedeutender Untersuchungen geworden. In einer langen Abhandlung finden wir die Resultate seiner Experimenten beschrieben, durch welche es ihm gelungen ist, eine dauernde Leiter zu erfinden, die alle Gradationen der Farben darbietet. In dieser Abhandlung finden wir die ersten gründlichen Untersuchungen der Phänomene, welche aus der kombinirten Wirksamkeit der galvanischen Strömung und der äußeren Strömungen sich ergeben, und zwar in Rücksicht auf ihre Wirkungen zum Behufe der thierischen Oekonomie, der Magnetismus hat Nobili Vieles zu verdanken. Auf die erste Nachricht von Faraday's Entdeckung begann er, in Gemeinschaft mit Antenori, Untersuchungen über diesen neuen und merkwürdigen Gegenstand. Beide Italiänische Physiker beobachteten alle Wirkungen der elektrischen Strömungen, obgleich sie sich eines bloßen Magneten bedienten. Sie brachten auf eine Weise den elektrischen Funken hervor und bewiesen, daß die Erschütterungen an dem in Rotation gesetzten Disk recht gut aus der elektrischen Einwirkung der Magnete sich erklären lassen. Ueberhaupt weidte Nobili zehn Jahre seines Lebens vorzüglich der Elektrizität und dem Magnetismus.

Max Perkins an dem Florentinischen Museum angestellt und von tüchtigen Mitarbeitern unterstützt gewesen, was hätte er nicht Alles leisten können? Er, dessen Jugend in militairischen Uebungen verstrichen war, konnte sich, trotz der geringen Mittel, die seine Vaterstadt ihm bot, innerhalb fünf Jahren zu solchem Ruhme als Physiker emporschwingen! Nobili starb in der Blüthe seines Lebens — ein herber Verlust für die Wissenschaft!

Bibliographie.
Storia del Regno di Napoli. (Geschichte des Königreichs Neapel.)
Erster Bd. Neapel.
Storia generale della Sicilia. (Geschichte von Sicilien.) Von Professor A. F. Ferrara. Th. VIII 318 S. Palermo.
Racconti storico-romantici. (Historisch-romantische Erzählungen.) Von Alberto Scrivoni. 2 Bde, Piacenza.
Reminiscenze e fantasie. (Aufsätze vermischten Inhalts.) Von Tullio Dandolo. Mailand.
Scene e costumi. (Sitten-Darstellungen.) Von Pier Angelo Fiorentine. Neapel.
Studii storici. (Historische Studien.) Von Francesco Rossi. Mailand.

Abyssinien.

Zustand der Abyssinischen Christen.

Obgleich das Christenthum schon seit dem vierten Jahrhundert in Abyssinien einheimisch geworden ist, so kann doch Kreiner, der Bruce's, Salt's und Pearce's Nachrichten über dieses Land gelesen hat, sich dadurch wundern, daß christliche Missionaire Europa verlassen, um in dieser Gegend Afrika's die Lehre Jesu zu predigen. Die Bewohner haben den christlichen Glauben in der That niemals entlegt. „Als im Verlaufe des 7ten Jahrhunderts", so sagt der Geschichtschreiber der Missionen, „die muselmännischen Araber, von wildem Glaubenseifer und vergehrendem Durst nach Eroberungen angetrieben, Aegypten sich bemächtigten und das dortige Christenthum unterdrückten: da hörte aller Verkehr zwischen den Kirchen des Orients und Occidents fast gänzlich auf, und die Abyssinische Kirche verschwand Jahrhunderte lang aus der Geschichte. Während ihres fürchterlichen Kampfes mit den Arabern, die List und Gewalt, anwendeten, um sie zu bekehren, blieben die Christen von Habesch unerschüttert und ihrem Glauben treu."

Erst im Anfang des 16ten Jahrhunderts hörte man wieder von der Kirche Abyssiniens, die während der finstern Zeiten des Mittelalters ganz in Vergessenheit gerathen war. Einige Reisende, die Johann II., König von Portugal, nach Afrika geschickt hatte, um die unbekannten Regionen dieses Welttheils zu erforschen, hörten zum ersten Mal von einer christlichen Kirche sprechen, die sich seit den ersten Jahrhunderten in dem Binnenlande von Habesch erhalten habe. Sie brachten diese frohe Nachricht mit in ihre Heimath. Der König interessirte sich für diese Entdeckung und beschloß, mehrere Agenten nach Abyssinien zu schicken, um über den Zustand dieses Reiches genauere Nachforschungen zu erhalten."

Man weiß, daß in Folge der freundschaftlichen Verbindungen, die zwischen den Souverainen beider Länder angeknüpft wurden, manche Gesandtschaft von dem einen Hofe zum anderen abging. Von den siegreichen Waffen der muselmännischen Galla's gedrängt, flehte Habesch den den Portugiesen wiederholt um Hülfe. Endlich landete eine Portugiesische Armee (1541); allein sie setzte ihren Aufzüber und wurde von den Galla's beinahe ganz aufgerieben. Als es jedoch dem Reste dieses kleinen Heeres gelungen war, mit der Abyssinischen Armee sich zu vereinigen, da lehnte das Kriegsglück den Galla's den Rücken. Ihr Häuptling fiel in der Schlacht, und der König von Habesch gelangte wieder zu seinen Thron.

Die Portugiesen wollten sich der von ihnen geleisteten Dienste zu theuer bezahlen lassen, sie verlangten, der König und sein ganzes Volk sollten die Suprematie des Papstes anerkennen und ein Drittheil ihres Landes an Portugal abtreten. So übertriebene Forderungen verunreinigten die Abyssinier mit den Portugiesen. Missionaire, die man später schickte, erbitten ein entschiedenteres Resultat: es gab Unruhen im Reiche, ein Bürgerkrieg entbrannte; endlich, im Jahre 1634, nach großem Blutvergießen, wurden die Priester der Römischen Kirche aus dem Gebiete von Habesch verbannt. Einige spätere, von verschiedenen Mönchen angestellte Versuche mißlangen gänzlich; und diese Unglücklichen wurden auf Befehl der Regierung oder der Türkischen Pascha's an der Gränze zurückgewiesen oder gefänglich in Verwahrung gebracht. Eben deshalb ohne Erfolg blieben, weil die Missionaire den Abyssiniern zumutheten, die geistliche Oberherrschaft des Papstes anzuerkennen.

Es vergingen ein ganzes Jahrhundert, bevor die Christen des Occidents mit einem Interesse an die Abyssinische Kirche dachten, die Westländer sich darum zu kümmern begannen, ihre Sprache und Literatur zu kennen. Erst im Jahre 1808 kam der Französische Consul in Kabira auf den glücklichen Gedanken, die Anwesenheit des gelehrten Aethiopiers Abrahamm zu benutzen, der mehrere Jahre vorher Bruce's Begleiter gewesen war. Dieser Mann übersetzte das Neue Testament aus dem Gheäzi in die Ambarinische Sprache; Abrahamm besaß ausgezeichnete Gelehrsamkeit, wahrhafte Frömmigkeit und ausgezeichnete Klugheit. Nach einigen Jahre lang mit großer Lust an dieser Uebersetzung und pilgerte, als er sie vollendet hatte, nach Jerusalem, wo ihn kurze Zeit nach seiner Ankunft die Pest hinwegraffte.

Im Jahre 1818 entdeckte der Englische Missionaire Jowet im Hause des Secretairs Asfella dieses kostbare Manuskript, das von der Gesellschaftlichen Bibelgesellschaft angekauft wurde. Bald nachher unternahm diese Societät, im Interesse der Abyssinischen Kirche, den Druck der vier Evangelien und der Apostel-Geschichte in Ambarinischer Sprache; und kurz nachher folgten auch die anderen Bücher des Neuen Testamente. Endlich, im Jahre 1825, machten sich, in Folge neuer Unterstützungen zweier Bibel-Gesellschaften der Schreiber und Geschriftkundige, zwei wackere junge Missionaire, Samuel Gobat aus dem Kanton Bern, und Christian Kugler aus Schopfheim in Würtemberg auf den Weg nach Habesch.

Beide Missionaire gingen anfangs nach Paris und London, um die Arabische Sprache gründlich zu erlernen; im Jahre 1826 kamen sie nach Kabira. Dort verweilten sie sechs Monate und lernten dann, weil ihnen noch nicht verstattet war, bei Abyssiniern vorzudringen, im Februar 1827 nach Syrien und Jerusalem; hier fuhrirten sie die Lambarische Sprache und die von Zigre.

Nach ihrer Rückkehr aus Syrien mußten sie bis zum Oktober 1829 in Aegypten bleiben, bis der Krieg, welcher damals in Arabien wüthete, zu Ende war. In dieser Zeit sammelten unsere jungen Apostel noch fernere Vorkenntnisse und predigten in Arabischer, Englischer und Französischer Sprache das Evangelium. Am 12. Oktober 1829 konnten sie endlich die Reise nach dem etwann Ziele antreten; sie hatten den in Begleitung eines christlichen Dimmermanns, Namens Richardson, ihnen bösliche Hand leisten sollte. Den 18. Dezember landeten sie in Massua, an der Küste Abyssiniens; den 15. Januar 1830 unternahmen sie ihre gefährliche Reise ins Innere und erreichten nach vierwöchentlichem Marsche Adigrat im Staate Tigre, wo sie bei Sabagadis, dem Oberbefehlshaber dieses Staates, freundliche Aufnahme fanden. Bald bildeten sie die beiden Missionaire für gut, sich zu trennen: Kugler und Richinger blieben in Tigre, dessen Sprache sie erlernt hatten; Gobat aber, der mit dem Ambarischen vertraut war, begab sich allein nach Gondar, der Hauptstadt des Königreichs Ambara.

Der Reisebericht Gobat's beginnt mit dem 25. Februar 1831, als dem Tage, an welchem er von seinen Gefährten Abschied nahm, und

Digitized by Google

setzt sich in Form eines Tagebuchs fort, bis zu dem Augenblick, als er am 6. Februar 1833 wieder nach Sunz unter Segel ging.*)

Bei seiner Ankunft in Gondar hatte Gobat einen jungen Häuptling, Namens Ubié, Statthalter von Samen, der auf einem benachbarten Berge kampirte, seinen Besuch ab. Sobald Ubié unseren Missionair bemerkte, stieg er von seinem Maulthier und ging ihm entgegen. Gobat überreichte ihm ein hübsches Pistol und ein Exemplar der vier Evangelien zum Geschenke. Ubié fragte, warum er in diesen Zeiten des Krieges und der Verwüstung hierher gekommen sey. „Ich kannte Schoa", sprach Gobat, „den gegenwärtigen Zustand von Gondar, als ich Tigre verließ; zuweilen fürchte ich Gott und weiß, daß er vermitten der Verwüstungen des Krieges diejenigen beschützt, die ihn anrufen." Sogleich wendete sich Ubié zu seinen Hauptleuten mit den Worten: „Sehet da, ein echter Weißer; ja, dieser ist ein Perle aller Weißen! Wir haben seines Gleichen noch nicht gesehen."

Gobat erkundte den Chef um einen Diener, der in Gondar bei ihm bleiben und ihn auf seiner Rückkehr zu Ubié begleiten könnte. „Ich möchte Dir gern einen mitgeben", sagte Ubié mit Thränen im Auge, „er würde aber nach meiner Abreise in Gondar zürückes werden, und Du würdest darunter leiden. Kommst lieber mit mir zurück; wenn Du denke nicht kommen kannst, so erwarte ich Dich bis Morgen." Gobat antwortete ihm, er könne nicht so schnell wieder gehen. Da er erst gestern Abend angekommen sey. Da rief Ubié seine Priester und sagte ihnen: „Ich stelle diesen Fremden unter Euren Schutz; wachet darüber, daß ihm keine Art von Leid geschehe; führet ihn zu dem Fürsch-ge (dem Oberhaupt aller Abyssinischen Mönche). Wenn ihm ein Leid geschiehe, so seyd Ihr dafür verantwortlich." Alsdann schieden sie.

„Ubié", so erzählt Gobat, „ist ein junger Mann von etwa 24 Jahren, von kleinem Wuchse, angenehmer Gesichtsbildung und sehr lebhaften Augen. Auf seinem Lieger schweift gewöhnlich ein Käbich von schwarzes Pferde ist, nach der Sitte des Landes, in mehrere Zöpfe geflochten und fällt auf die Schultern; er ist weiß gekleidet, ohne irgend ein Abzeichen seiner Würde. Er ist weniger abergläubisch als Sadagadis, und also auch weniger von den Priestern beherrscht; auch giebt er, wenn sein Hochmuth ihn nicht berückt, unzweifelhafte Proben einer Menschlichkeit und Gerechtigkeit."

Ubié konnte nichts Besseres thun, als daß er seinen Sitz dem Fürschge empfahl; dieser Chef der Mönche war fast die einzige Person, deren Autorität man in Gondar ehrte. Kein militairischer Chef mag er, mit Gewalt in sein Quartier zu dringen.

Man weiß schon aus den Reiseberichten von Bruce, Salt und Pearce, daß die Königs Abyssiniens nur noch den Königlichen Titel führen. Der, welcher in Gondar regierte, als Bruce dahin kam, war in der That nur das Schattenbild eines Monarchen. Er hieß Gbighyor; sein Alter berechnete man auf 56 Jahre. Vormals Mönch, hatte er in Folge des Todes seines Bruders Joas den Thron bestiegen. Er wohnte in einem kleinen runden Hause, das über den Trümmern des von den Portugiesen erbauten Palastes errichtet war. Diese Ruinen hatten noch immer größeren architektonischen Werth, als irgend sonst ein Gebäude in Abyssinien; drei Säle und einige kleine Gemächer befänden sich in ziemlich gutem Stande; aber die unordentliche Möblirung zeigte an, daß sie gegenwärtig Zeit lang gestanden hatten, der König bewohnte nur Ein Zimmer, das gut möblirt und durch einen weißen Vorhang in zwei Hälften getheilt war.

Trotz der Nullität seiner Macht und der Ärmlichkeit seiner nächsten Umgebungen, besaß der König von Gondar doch eine gewisse Dosis Stolz und Großtuerchen. Er fragte Gobat eines Tages: „Hast Du jemals einen so prachtvollen Palast gesehen, wie den meinigen?" Die bejahende Antwort des Missionairs machte ihn stumm, und er versetzte: „Wie! Es giebt noch Menschen geben, die ähnliche Paläste bauen können?"

Der arme Gbighor mußte von freiwilligen Beisteuern des Großen des Reiches sein Leben fristen. Dennoch sagte er zu Gobat: „Wenn nicht gerade Hofetiquett wäre, so wollte ich einen Ochsen für Dich schlachten lassen." Gobat machte ihm ein Exemplar der Evangelien und der Apostelgeschichte zum Geschenke; Gbighor schickte aber diese Bücher mit der Bemerkung zurück, daß er an Büchern keinen Mangel habe, und daß es ihm lieber gewesen wäre, ein Stück Seidenzeug oder Leinwand zu bekommen. „Die anderen Weißen", setzte er hinzu, „welche nach Gondar gekommen sind, haben mir immer ein kleines Geschenk gegeben, und ich bete deshalb Tag und Nacht für sie." Gobat antwortete, er besitze nichts, was in solchem Grade würdig sey, einem Könige angeboten zu werden, als das Wort des Königs der Könige. Bemerklich war Gbighor anderer Meinung und hätte lieber gesehen, daß ein wenig abergläubenseifriger Lote nach Habesch gekommen wäre, als dieser Geistliche, der nur Bücher zu verachten hatte.

Noch ehe Gobat seine Rückreise nach Europa antrat, ward Gbighor des Thrones beraubt. Im Anfang des Jahres 1831 kehrte Gobat nach Tigre zurück. Er erfuhr, Sabagadis und die Galla's regierten das entbautet werden, und zwar in einer Schlacht, die Marie, ein Häuptling von Amhara, das Leben kostete. Diese Ereignisse stürzten das ganze Land von neuem in vollkommene Anarchie. Gobat verweilte noch zwei Jahre in Tigre; er war daselbst Zeuge der Kämpfe zwischen Ubié und den Söhnen des Sabagadis um das Gebiet dieser Fürsten. Auf der anderen Seite hatte Marie seinen Bruder Dori zum Nachfolger; dieser starb schon nach einigen Monaten und Ali Marie kam an seine Stelle. Sobald der Letztere den Titel eines Ras (Häuptlings) angenommen hatte, entthronte er den Gbighor und setzte Joas an seine Stelle; ein Jahr später sah sich Joas gezwungen, den Thron an Gbebra Chriskos abzutreten, welchem bald nachher wieder ein anderer Souverain folgte.

Diese rasch auf einander folgenden Umwälzungen brachten Gobat nicht gerade in persönliche Gefahr; allein er sah sich genöthigt, drei verdrießliche Monate unter einem wilden Stamme, den Gbeda's, zuzubringen, die nach dem Tode des Sabagadis, der sie unterworfen hatte, die Feinde seiner Kinder wurden.

Vor diesem Ereignis hatte Gobat das Unglück gehabt, seinen Gefährten Kugler zu verlieren, mit dem er in der Stadt Adowa wieder zusammengetroffen war. Beide waren mit einander auf die Jagd gegangen; die Flinte Kugler's zersprang und verwundete ihn am linken Arm. Die Wunde schien anfangs unerheblich; aber Kugler erkrankte täglich sie, und schon nach zwölf Tagen gab er seinen Geist auf. Zur selben Zeit war der Zimmermann Kugler erkrankt. Das Geschrei und Gebeul, welches die Abyssinischen Männer und Frauen, der Sitte gemäß, im Sterbehause anstimmten, fiel dem Kranken entsetzlich lästig. Gobat erschütte ihn, eine lange Zeit Gebrauch zu haben, weil er das Herkommen nicht direkt verletzen wollte. Nach einer Viertelstunde aber ging er hinaus, machte dem heulenden Haufen begreiflich, ihr Lärm plage nur den Kranken, ohne dem Todten zu nützen, und bat ihnen eine kurze Pretzzeit darüber, daß wahre Liebe für die Hingeschiedenen mit frommer Ergebung in den göttlichen Willen gepaart sein müsse. Nie ist freilich gesagt worden, daß Tugten die Abyssinier, daß sie weinen ihren Thränen gebieten, so gut sie können. Nur ein Wild ärgerte sich über die Zumuthung und verließ das Haus. Nachdem wurde nach vielen Leiden wieder gesund und kehrte nach Cerraya zurück.

Obschon Gobat gegen die Abyssinier auftrat, so oft die Religion Gegenstand der Unterhaltung war, wurde er doch immer gern von ihnen gesehen, weniger weil abnehmen kann, daß er ohne alle Interessen kam. Auch müssen die Theologen von Habesch sehr tolerant seyn; denn Gobat hier er sich dem allgemeinen Wunsche gefügt, so wüßten sie ihn zum Abuna, d. h. zum Oberhaupte der Geistlichkeit, gewählt haben. „Ich antwortete — so erzählt er — auf diesen Vorschlag, daß ein Mann, der Gott sürchtet und seinen Worten folgt, in Abyssinien nicht Abuna werden könne, es müßte denn die Nation in eine vollkommene Reform ihres Glaubens willigen. Wenn Gott auch einen guten Abuna verliehe, setzte ich hinzu, so würde dieser vor Allem ein Institut gründen zur Bildung junger Leute, die sich dem geistlichen Berufe widmen: er würde keinen zum Priester weihen, der in der heiligen Schrift sich unwissend wäre."

In der letzten Zeit seines Aufenthalts entwickelte er sich alle Streitigkeiten über Dogmen, weil er in den Herzen der Abyssinier keine unangenehme Eindrücke hinterlassen wollte. Sein Haus war vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Menschen überfüllt, und oft konnte er vor Abend seine Speise zu sich nehmen. Seine Freimüthigkeit hatte nicht mißfallen, obgleich er oft Gelegenheit hatte, der Priester und des Volkes schonungslos aufrechte und bekämpfte. Noch kurz vor seiner Abreise besuchte ihn ein gelehrter Alaka, mit dem er oft disputirt hatte, und nahm weinend Abschied von ihm.

Gobat räumt ein, daß viel Unsittlichkeit unter den Abyssiniern herrsche; aber behauptet er, daß diese Unsittlichkeit nur selten öffentlich zur Schau getragen werde. Er hat viele scandalöse Reden gehört; aber selbst in der Hauptstadt von Habesch weit weniger unsittliche Handlungen gesehen, als in Paris oder London.

„Es scheint mich", so erzählt er, „einige edle Charaktertüge hervorheben zu können, die mir lobbare Perlen aus dem moralischen Ruin dieses Volkes hervorzuschimmern. Ein Reisender in Habesch braucht nie wegen eines Nachtlagers besorgt zu seyn; der Erste, der ihm begegnet, wenn er am Abend in ein Dorf kommt, bietet ihm eine Ruhestätte in seiner Wohnung an, und er stiftet sich da eben so behaglich, wie zu Hause, weil er nicht zu befürchten braucht, daß sein Wirth auch nur das Geringste von seiner Bagage anrühren werde. Ich spreche hier nicht von Dörfern, die an den ganzbaren Karawanen-Straßen liegen; denn hier sind die Leute schon mißtrauischer und zurückhaltender."

Gobat spricht die Abyssinier von der Beschuldigung frei, daß sie diebisch, betrügerisch und grausam seyen. Er sobt sie im Allgemeinen als unregsamtlig und mildthätig; sie sind leicht zum Zorne gereizt, aber auch eben so bald wieder versöhnt. Alle Verbrechungen werden begangen, nur der Mord nicht, oder wenigstens sehr selten.

Wenn die Abyssinier so schlecht und entartet wären, wie sie oberflächlichen Beobachtern vorgekommen sind, so würden sie während ihres vierhundertjährigen Verkehrs mit den Europäern ihren Charakter ganz geändert haben. „Man findet unter ihnen", sagt Pater Lobo, der Jesuit, „viel weniger Sandhaftigkeit, als an manchen Orten Europa's, wo unser heiliger Glaube zuhause ist. In ihrem Reden herrscht im Allgemeinen große Einfalt, und in ihren Sitten große Erbarkeit."

Es giebt noch einige weniger bekannte Völker in Abyssinien, die eine Art von Ubeleitsentum bekennen. Dahin gehören die Sidama's. Ein Mann aus dieser Nation, der schon in zarter Kindheit als Sklave nach Habesch verkauft worden war, erzählte Gobat: ihr Land sey groß und sehr fruchtbar; es gebe selten Krieg; ihr König regiere aber tyrannisch und lasse sich durch das geringste Verbrechen einen Unterthanen dem bestimmen, ihn selbst und oft auch seine ganze Familie an die Galla's zu verkaufen. Der letzte König hinterließ bei seinem Tode einen Schatz an Silber, mit dem man 400 Maultiere bepacken konnte. Der jetzt regierende König hat einen Abyssinischen Priester kommen lassen, um für ihn und sein Volk zu beten; er behandelt ihn sehr gut, verlangt aber weder für sich noch für sein Volk irgendein Unterricht von ihm. Die Sidama's haben Bücher; man weiß aber nicht, was darin steht.

*) Wir haben bereits in einem früheren Blatte der Magazins Auszüge aus dem Werke des Herrn Gobat mitgetheilt und beziehungen und bauer dieselbe auf das in der Hebersicht dieses Artikels bezeichnete Haupt-Augenmerk seiner Reise.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich; 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56 Berlin, Montag den 9. Mai 1836.

England.

Eine neue Stimme über die Echtheit der Ossianischen Gesänge.

Länger als der Krieg des 17ten Jahrhunderts über das christliche Glaubensbekenntniß dauerte im achtzehnten Jahrhundert der Krieg über den Glauben an die Echtheit der von Macpherson in den Jahren 1760 bis 1765 herausgegebenen Gesänge des Kaledonischen Barden Ossian. Vielleicht hat jener Krieg nicht mehr Strome Bluts gekostet, als dieser Ströme Tinte; er war über ganz Europa verbreitet; von einem Ende der Gelehrten-Republik bis zum anderen soll man, wenn auch nicht Federküle, doch Federringen sich mit Macht im Kampfe bewegen, und es würde vielleicht der Kampf noch fortdauern, wenn nicht der etwas ernstere Kampf der Französischen Staats-Umwälzung eine Diversion gemacht hätte. In England wurde der Streit meist aus persönlichen Rücksichten und nationeller Befangenheit geführt. So stand der unversöhnliche Feind der Schotten und alles Schottenthums, der gewaltige Johnson, an der Spitze der Partei der Engländigen und benutzte den Umstand nicht blos, den Schotten, aus Patriotismus gegen ihre Nationalehre, den Ruhm alter Geschichte, alter Gesänge und eines Ossian abzusprechen, sondern vielmehr über die lebenden Schotten, Macpherson und seine Vertheidiger, die ganze Fülle seiner Gallenschale auszugießen und sie des Betruges zu zeihen. Die Vertheidiger der Echtheit waren fast lauter Schotten, an deren Spitze der edle Lord Kames, berühmter durch seinen scharfsinnigkritischen Namen Home, stand. Erst 1805 erschien im Anfange der Schottischen Alterthums-Gesellschaft ein Bericht von Mackenzie, welcher die Echtheit wieder in Schutz nimmt, und seitdem ist eine Art von Waffenruhe eingetreten, oder vielmehr der Gegenstand des Streites hat an Ansehn und Wichtigkeit verloren."

„Jetzt, wo in der ältern Welt die Kämpfer daheim und daneben faß sämmtlich todten, wo Erfindungen des irdischen Scharfsinns überschritten haben und sich bei Ossian selbst oder beim Lichte der ewigen Wahrheit über ihr Recht oder Unrecht Rechenschaft verschaffen können; jetzt, wo dieser Streit sich in Europa verwachsitzigt sieht, setzt er über den Ocean, um die neue Welt mit sich zu beschäftigen. Hören wir, was die North-American Review darüber sagt.

„Vielleicht der merkwürdigste literarische Betrug überhaupt, gewiß der merkwürdigste rücksichtlich des durch ihn geweckten Interesse, geschah durch die Bekanntmachung gewisser Gedichte, angeblicher Uebersetzungen eines in breiten Jahrhunderte n. Chr. lebenden Gälischen Barden, Namens Ossian. James Macpherson, ein geborener Hochländer, war der Herausgeber und so scheinen, den unschuldigen Mann eines Ueberfetzers anzunehmen. Bei einer Zusammenkunft mit Home legte er diesem verschiedene Proben Gälischer Poesieen vor und versicherte zugleich, daß man aus dem Munde alter Leute in den Bezirken Schottlands noch viel mehr solcher Schätze sammeln könnte. Home und Blair fanden großen Gefallen an diesen Proben, und es gelang ihnen, Macpherson zur Bekanntmachung derselben zu vermögen."

„Im Jahre 1760 erschien ein kleiner Band dieser Gedichte und wurde mit allgemeinem Beifall in Schottland, mit Erstaunen und Bewunderung in England aufgenommen. Männer wie Robertson, Ferguson, Lord Elibank und Gray gebärden zu der Zahl gläubiger Bewunderer; doch fanden sich gleich beim Erscheinen des Werkchens viele Männer, die nicht nur keine enthusiastische Bewunderer, sondern vielmehr ganz im Gegentheil gegen die Echtheit waren und das Werk als fabrice und unwürdiges Machwerk anklagten. Inzwischen war Macpherson von seinen Gönnern in die Hochlande geschickt worden, um neue Beiträge der so hochgepriesenen Fragmente zu sammeln, und er kam bald schwer mit epischen Reichthümern beladen zurück, die er bald nachher dem danach dürstenden Publikum mittheilte."

„Die alte Muse der Poesie, welche auf diese Weise so plötzlich sprang, brachte in der gelehrten Welt eine Bewegung hervor, die stärker war, als die Bewegung nach der Erfindung einer Bombe. Macpherson, kurz nachdem er sich den Lorbeer in die literarische Welt geworfen hatte, nach Florida als Secretair des Gouverneurs ging, weigerte sich hartnäckig, den Zweiflern Rede zu stehen; er gab vor, er habe es unter seiner Würde, denen zu antworten, die Mißtrauen in sein Wort setzten. Der große David Hume wendete sich auf die höflichste Weise an ihn und bat, er möchte der Welt eine nähere Bekanntmachung geben; aber der glückliche Entdecker war so hochmüthig in seiner Antwort gegen den edlen Philosophen, daß dieser in einer wohl zu rechtfertigenden Anwandlung von Hitze die Hoffnung ausdrückte, Macpherson werde in Florida die Nähe der Indianer benutzen, um durch die Nachahmung ihrer Sitten ihn sinnigen zu verbessern."

„Das Heer der Ungläubigen wurde von keinem geringeren Mann als Johnson angeführt. Dieser eminente Mann gereicht schon bei dem bloßen Gedanken in Feuer, daß im Schottischen Hochlande ein neuer Pausanias existiren sollte. Auf einen bitteren Brief Macphersons's drohte er, ihn das Gewicht eines Gegenstandes fühlen zu lassen, das substanzieller wäre, als das Gewicht logischer Gründe. Er und seine Bedürfnisse thränten Schläge aus, jenen gleich, welche die Celtischen Heroen, die zum Streite Veranlassung gaben, austheilten. Den Vertheidigern Macpherson's fehlte es auch nicht an Zahl und Talenten; Blair war unter ihnen. Ossian wurde gewiß das Zusammenstehen der Streitenden mit den dunkeln Strömen des Herbstes, welche von zwei entgegengesetzten waldhallenden Hügeln herabfließen" verglichen haben. Der Streit dauerte viermal so lange, als die Belagerung von Troja, und erst in diesem Jahrhunderte trat eine Art von Ruhe ein."

„Die Frage über die Authentizität dieser Gedichte scheint für jetzt ganz beigelegt zu sein. Die Schottische Hochland-Gesellschaft ernannte eine Kommission, die damit beauftragt wurde, wo möglich den Originaltext des Ossian zu entdecken. Doch ihr Bericht, den der ausgezeichnete Gelehrte des Ana of Leeling (Mackenzie) gemacht hat, unterstützt keineswegs das Vorgeben Macpherson's. Die Wahrheit scheint zu sein, daß gewisse Fragmente alter Lieder, in denen die Namen der Helden Fingal und Ossian eine bedeutende Rolle spielen, durch Ueberlieferung von Hand zu Hand bei den Hochländern gingen, und daß diese die Basis waren, worauf Macpherson seine glänzende Fabrik gründete; Form, Färbung und ein großer Theil der Substanz sind das Werk seiner eigenen Hand."

„Es ist nicht zu leugnen, daß unter diesen Gedichten einige von großer Schönheit sind; viele aber sind von der Art, daß der Freund Ossian's, wenn er sie hört, das Buch ärgerlich wegwirft. Unter den zahlreichen Proben unpoetischen Betragens der Ossianischen Helden kommt z. B. vor, wie Gaul, der Sohn Morni's, der zweite Held nach Fingal, seinen berühmtesten Barden prügelt, weil er ihm ein Vers-Steak mit Zwiebeln entwendet hat. Ein anderes Beispiel liefert uns Walter Scott im „Alterthümler", wo Hetter M'Intyre Herrn Oldbook überzeugen will, daß die Lieder Ossian's wohl bekannt im Hochlande sind, und ihm zu diesem Ende ein Fragment vorliest, welches eine Unterhaltung zwischen dem Celtischen Barden und dem Schutzgeistigen Irlands beschreibt. Ossian, geblendet über die Gleichgültigkeit St. Patrick's gegen seine Gedichte, verschwört ihn, daß er ihn für ein gewisses Thier ansehe, welches wegen seiner Klugheit nicht gerade in großen Ehren steht; dasselbe giebt ihm aber der Heilige mit größter Gelassenheit zu verstehen, daß er auch Barden habe, die mit seinen (Ossian's) Gedichten solche Thorheiten übungen zu stören. Mag nun das Fragment so davon oder nicht, so zeigt es jedenfalls die Ansicht Walter Scott's, der keine geringe Autorität über Macpherson's Ossian ist."

„Es ist nicht so ganz ausfallend, daß diese Gedichte bei ihrem Erscheinen so großes Aufsehen machten. Nicht blos diese Art der Neuheit empfahl sie; man glaubte in ihnen eine feierliche Stimme aus den Gräbern des grauen Alterthums zu vernehmen, die bald süße Liebesleide girrte, bald das Machtwort des Helden donnerte. Aber der Eindruck verschwand, sobald man sich sagen mußte oder vielleicht sagen konnte, daß dieses Alles kein Originalbild aus der grauen Vorzeit sei. So lange man den Schall für den eines fernen Donners hielt, reckt mit Ehrfurcht und hatte er etwas Erhabenes; aber man fing an zu spötteln, sobald man ahnte, der Schall sei nichts als ein Wagengerassel auf der Straße. In England verlieren die Ossianischen Gesänge seit bald ihren Einfluß, weil man selbst anfing, ihre Echtheit zu bezweifeln; anders war es auf dem Kontinente, wo der Glauben länger dauerte. Deutlicher noch weist man hier wenigstens gegen Schottland bezangen ist). Dem Kaiser Napoleon war keine Huldigung angenehmer, als die, ihn mit den Celtischen Helden des Ossian zu vergleichen; in Frankreich bieten die Namen Ossianischer Krieger und Frauen die guten alten christlichen Namen zu verdrängen; Göthe huldigt dem Ossian, indem er seinen Werther am Bordesee des Selbstmordes mit der steigen Melancholie der Ossianischen Lieder restillt und sie gleichsam zu seinem Schwanengesange macht. Cesarotti, der sie ins Italiänische übersetzt hat, stellt Ossian an die Spitze aller Epiker, und Foray von Stael theilt die Literatur in zwei Klassen, in eine Gälische und eine nördliche; Homer ist nach ihr der Vater der ersten und Ossian der Vater der zweiten. Welchen großen Gefallen hat Frau von Stael hier nicht am Tagelichte gefördert! Was einem Männergenie niemals gelungen wäre, das gelingt einem Genie, das mit den Grazien verbunden ist! Es ist keine Kleinigkeit, einen solchen großen Gedanken zu schaffen; die berühmte Frau selbst wird gewiß noch längere Zeit auf seine Bildung verwendet und die

Digitized by Google

ganze Fülle ihres Geistes in Anspruch genommen haben, denn hört, hört! Homer ist der Vater der östlichen Literatur und Ossian der Vater der nördlichen!"*)

„Frau von Stael, die bekanntlich ihre Hand nach jedem Steen des Ruhmes ausstreckte, die sich in der Philosophie, Politik, Poesie und jedem Fache der Literatur umhertrieb, beklagte besonders Napoleon mit jugendlichem Vorschlagen. Dieser Herr nimt endlich einen langen Brief über Organisation Frankreichs von ihr an; als sie endlich damit fertig war und nun in voller Erwartung das Siegel seines Beifalls auf ihre Arbeit gedrückt sehen wollte, sagte dieser kaltblütig: „Madame, hier erleide Ihre Kinder!" Als wir den erhabenen Gedanken lasen, daß wir erzieh Homer und Ossian die Väter der Literatur seyen, so hätten wir gern gefragt: Madame, wer erzieht Ihre Großmutter? denn es ist weiterwürdig, wer derselbige Mann, welcher wirklich über Großmutter zu erziehen (die weiten leser werden ihn kennen**), denkt von Ossian ganz anders; die weiten leser werden ihn kennen**), denkt von Ossian ganz anders; die weiten leser werden ihn kennen**), denkt von Ossian ganz anders; er hat, die dochständischen Lieder von einem angeblichen Ossian seyen ausgegeben, sie seyen von einem alten Barden, Namens Ossian, aus der Zeit, wo die Normannen in Britannien einfielen. Wenn man aus der Zeit, wo die Normannen in Britannien einfielen. Wenn man von östlicher und nördlicher Theilung der Literatur sprechen will, so von östlicher und nördlicher Theilung der Literatur sprechen will, so sollte man, statt Homer und Ossian vergleichen zu wollen, sagen, Homer sollte man, statt Homer und Ossian vergleichen zu wollen, sagen, Homer gleicht der hellen Sonne in hohen östlichen Feuer und Glanz, und Ossian gleicht dem schwachen düsteren Nordlichte."

Bibliographie.

The poetical romances of Tristan. (Die Romanzen des Tristan.) Französisch, Anglo-Normannisch und Griechisch. Von F. Michel. 2 Bde. 30 Sh.

Ireland and its evils. (Irland und seine Uebel.) Von Pogue.

History of the Germans. (Geschichte der Deutschen.) Von Greenwood. Bd. I. Barbarische Periode. 4. 873 S. 32 Sh.

Narrative etc. (Bericht über eine Reise in das Land Juin in Südafrika.) Von Esq. Allen F. Gardiner. 20 Sh.

Frankreich.

Villemain als Kritiker und Literarhistoriker.

(Fortsetzung.)

Zwei Wesen, können wir sagen, sind es besonders, in denen die strebende Jugend, wenn sie sich zuerst hervorthut in der Welt, aufzutreten pflegt — entweder glänzig, leidenschaftlich, kühn, mit hingebender Begeisterung für das Object, wie die Liebenden, die Dichter, die Enthusiasten und Soffenmatisers sie tut, und den Philosophie auf — so die ganze denkt und Erfolge hier Gestalt in der Philosophie auf — so die ganze Heftige Schaar, die Puritaner der école normale, die Jouffroy's, Dubois' und Andere; so jünger wie selbst im Reichen unserer Freunde. Später läßt das nach, dieser Drang und Sturm; man wird mäßiger, lernt sich beschränken, und nur zu häufig, wenn Verurtheil und Eitelkeit mit ins Spiel kommen, tritt der Fall ein, daß man sich zu sehr beruhigt und nun einmal nunmäßlich scheint, übrigens ausgeweckt und aufgeklärt zu Allem, immer zu rechter Zeit entschreit, auf Neigung und Laune, auf seinen Eigensinn verzichtet, aber ohne Leiden-schaft, wohlgezirrig und ruhig mit Geist, anfangs ein wenig schlich, dann, auch in gar mancher Beziehung ein wenig oberflächlich, aber, am Platz zurückzuziehen und einzuschwimpfen, vielmehr wachsend und sich von Tag zu Tage mehr befestigend und verstärkend. Nirgen ziehen den Jahren und den Verlusten der Anderen und weniger als die zuerst bezeichneten einer Niederlage verbunden. So Bovle, so Herr Villemain in der Schaar von beftigen Streitern und Widerwerbern; und das Nämliche würde von Herrn Saint-Marc-Girardin gelten, wenn er mehr sein wollte, und das duchaus, was er vor Allem ist, ein Literat.

Indem wir diese zwei Weisen erwähnen, haben wir keineswegs dabei die Absicht, sie zu beurtheilen oder sie aufstellen zu, dieser oder jener den Vorzug vor den anderen zuzuerkennen. Die Personen sind es, die Individuen, die nach Gead und Maßgabe, wie sie sich derselben bedienen und sie ausfüllen, sie mehr oder minder bedeutend machen und der einen den Vorzug vor der anderen ertheilen.

Wenn wir sagten, der junge Redakteur der Montaigne's hey aufgetreten, ohne sich als unter den verschiedenen Einfluß eines ihn beherrschenden Prinzips stehend zu bekunden, so ist dies insofern nicht richtig gesagt, als die allerdings eine Leidenschaft trieb und beseelte; nämlich die zur schönen Literatur, der Kultus der Phantasie, die Liebe zu den großen Schriftstellern und ihren unsterblichen Werken. In seinen drei gedrängten akademischen Vorbereitungen der Denkschrift auf Montaigne, der Abhandlung über die Kritik und der Denkschrift auf Montesquieu herrscht dies Gefühl durchaus vor. Alle Parteien, sagt das Philosophische und Politische, sind vorübergehig bedeutell; Villemain's literarischer Instinct ist in diesen Schriften schon vollkommen reif und gebiegen; sie nimmen in Champfort's Werke, das wir sie seitdem durch den Hauch begeisterter Bewunderung, die dem achtzehnten Jahrhundert durchaus fremd war, eine ganz eigenthümliche Färbung erhalten. —

Die Abhandlung über die Kritik ist, bis zu welchem hohen Grade Villemain's Talent für Stil und Darstellung schon ausgebildet war. Indem er in derselben Marmontel und La Harpe rühmt und ihr chaotisches Urtheil in den Beurtheilte ein Talent, das mit ihnen auf gleicher Höhe steht, obwohl durchaus verschieden von Beiden, und das den Beruf in sich trägt, sie zu überflügeln und in Vergessenheit zu bringen. Auch Schatespeare's wird in dieser Abhandlung gedacht, freilich noch unter beschränkten Gesichtspunkt, aber doch immer schon so, daß nicht zu verkennen ist, wie nur die Zeit zu hätte zu kommen brauchte, um dieser Ansicht das Gepräge zu nehmen und sie zu freieren Blick zu entfalten. Ueber Delille, der eben gestorben war, kommen seine kritische Bemerkungen vor. Zwei Jahre vorher hatte Herr Villemain ein Stück aus seiner Lobschrift auf Montesquieu vorgelesen, und im Jahre 1814 las er dennie in Gegenwart Delille's vorzulesen, und im Jahre 1814 las er Stück aus seiner Abhandlung über die Kritik in einer Sitzung vor, in die die ollierten Fürsten anwetend waren. Dieses Umstandes gedachte er im Jahre 1824, als er von seinem Katheder heraus sie seinen deutschen Kollegen (Cousin), der damals in Preußen festgenommen worden war, seine Stimme erhob.

Der literarische Entwicklungsgang, der einzige, den wir anfangs an ihm bemerken, diese Religion des Schönen, die, je weiter er vorwärts schritt, immer festeren Boden und immer tiefere Begründung aus der Geschichte, der Vergleichung der Literaturen, der Erforschung, der Kenntniß der Menschen und des politischen Lebens gewann, dieser erste Enthusiasmus hatte, wie alle Kulten, auch sein Theil Menschlichkeit und Aberglauben. Man sieht wohl, wir müssen uns freilig dazuhalten, wenn wir an Herrn Villemain etwas aussetzen wollen, denn sobald seine erste Periode hinter uns liegt — und sie ist lang genug — so entgeht ihm seine Blößenlung den Aufstellungen der Kritik, und wir haben dann nur zu bemerken an ihm und zu genießen. Ein Mangel jener zugendlichen Begeisterung bestand darin, daß Villemain in seiner Darstellung der Schriftsteller, oder sobald er auf gewisse religiöse oder soziale Ideen kam, sich leicht verführen ließ, die Dinge oder die Menschen nach ihren Anstreuten, nach dem schönen, ihm und seinen Ansichten zusagenden wohlgefälligen Schimmer zu nehmen, in dem sie uns zunächst entgegentreten. In zweifelhaften Sinne kann man sagen, daß es, wie es in den alten philosophischen Schulen zweierlei Lehren soll gegeben haben, so auch eine zweifache Literatur giebt: eine, die wir die esoterische nennen können, die in Schrift vorhanden ist, die aber bestimmten Regeln und Gesetze hat, von der es eine Lehre und Theorie giebt (die Literatur Cicero's), in der die Meister auftreten, die klassische mit einem Wort; die aber nicht besteht nur äußerlich, aus Geschmack an Kamin, Anstreten, Witzen und Späßen, sie ist ohne Zucht und Ehrerbietung, hat an der ersteren immer etwas auszusetzen, vornehmlich sie häufig und sehr oft nicht länger als die Personen, von denen sie ausgeht, verweilt. Herr Villemain ist wohl als legend bedeutender Vertreter seiner Meister in diesem. In der esoterischen Weise, der, in welcher er zuerst auftrat, war er mit der äußersten Sorgfalt darauf bedacht, nichts von der einen Manier in die andere überfließen zu lassen. Bayle sowohl als Voltaire zeigen sich mit solcher Gewissenhaftigkeit zu Werke. Bayle ist es, der einen Villemain reichlich bewerkt, mehr als irgend Jemand die Gelehrsamkeit und der Philosophie, als in dem des Geschmacks, und Voltaire erlaubte sich am wenigsten Hange dazu häufig Dinge, die mit dem strengen Gesetz der klassischen Literatur unvereinbarlich waren, literarische Vertraulichkeiten zu zu sagen, die nicht in die Sphäre hineingehören, in der er arbeitete. Aber Villemain trieb in seinen ersten Schriften jene Behutsamkeit ein weit, die Bayle und Voltaire in der Akademie, sichtlich offenbar zu weit. Die Bücher der Redner in der Akademie, in denen auch Buffon's Vorschrift alles Portitulare im Gewande der Allgemeinheit erschrienen soll, finden wir in Villemain's ersten Reisungen noch die in dem großen Stück über Pascal. Seit später, in seinen bewunderungswürdigen Biographieen, schon im Fenelon, und ganz vollkommen, dann in seinen Vorlesungen, die er Dupuis entfernte zahlreich einsammelte, gewehte Charakteristiken auf's geistreichste zu leiden weiß, namentlich, wo diese Charakteristiken auf's geistreichste zu leiden weiß, namentlich, wo sie ein schlagendes Beispiel anzuführen, in den besten Stunden über Bernardin de Saint-Pierre, bat er das Persönliche und Besondere in seine Darstellungen mit aufgenommen und das Relief der Details nicht mehr verschwächt. Und doch, müssen wir sagen, ist ihm immer noch ein Rest zuer traditionellen Form geblieben, der ihn auch gegenwärtig noch hier und da bestimmt, gewisse Lokalitäten zu machten. In Bernardin de Saint-Pierre, bat er das Persönliche und Besondere in seine Darstellungen mit aufgenommen und das Relief der Details nicht mehr verschwächt. Und doch, müssen wir sagen, ist ihm immer noch ein Rest zuer traditionellen Form geblieben, der ihn auch gegenwärtig noch hier und da bestimmt, gewisse Lokalitäten zu machten. In der schönen Biographie Byron's hat er vermieden, sich in Enzyklopädie Verderbtheit des menschlichen Herzens einzulassen, und bat sich sogleich ausschließlich der Betrachtung des Poetischen zugewendet, obwohl jene Verderbtheit, die nur zu gewiß ist, wenn sie wieder einmal aufs neue und von einem Genie wie dem Villemain's zum Gegenstand der Forschung gemacht werden wäre, gar fruchtlich, wie wir meinen sollten, dazu dienen können, uns einen wichtigen Einblick in die geheimnißvollen Tiefen des Genius und die seinem Wesen entsprechende Verknüpfung desselben mit der menschlichen Natur zu gewähren. Vielleicht hat Herr Villemain auch Recht gethan; vielleicht hat sein richtiger Takt dazu vermocht hätte, die so gut ihre Attribuere hat und treflichen Dichtern Allusionen oder so leicht unterworfen ist, mit andere Weisen fähigen Allusionen oder so leicht unterworfen ist, mit andere Weisen der Betrachtung. Anderem ist es vielleicht gar nicht Pflicht, solche Verbindungen einer großen Schriftsteller, was gesagt werden könnte, nicht herauszufagen über gewisse Schriftsteller, was gesagt werden könnte, nicht herauszufagen über gewisse Schriftsteller, was gesagt werden könnte, nicht ihren moralischen Kammerdiener zu machen, sondern das, was strebsich, ihren moralischen Kammerdiener zu machen, sondern das, was strebsich, schwach und verzänglich an ihnen war, mit Schweigen zu übergehen und die ewig Ehrit, der Standbilder ihrer Größe, zur Ehre der Menschheit und zu eigener Aufordnung zu rein und unverkümmert als möglich aufzurichten.

Der erste Abschnitt der literarischen Carriere Herrn Villemain's

*) Wenn man den Gedanken der Frau von Stael einen wohlreiten nennen kann, so verdient es diese Amerikanische Schreiber wohl noch mehr, so zu heißen. Das Wort, dem einer Gedanke entstammt ist Du la literature, considérée dans ses rapports avec les institutions sociales; mag manches Treffende enthalten, manches schon tausend Mal Gesagte widerholen, aber es dürfte nicht vorgelesen werden, daß mit diesem Werke den Franzosen die Einsicht in eine neue Sicht, daß Jerkandrin Shakespeare's und der Deutschen Literatur eröffnet wurde. Frau von Stael weiß unleugbar seltsich nach, warum sie an die Echtheit der Ossianischen Gesänge glaube. Es ist hauptsächlich deren Verwandtschaft mit der Isländischen Edda und mit der Alt-Nordischen Literatur überhaupt, was sie dazu inbuzirt hat.

**) Manche dieser Länder halten indessen so bedeutende Natur-Anlagen, daß sie nicht allein von Homerischer Vollendung, sondern auch von dieser selbst, nach dem alten Sprichwort, nur wig entfernt sind, um merklich trennen, an ihrem Gipfel den feinsten Hauch.

Digitized by Google

geht, wie es der Lauf der Dinge mit sich brachte, bis zum Jahre 1823 oder 1824, der Epoche, wo er, nach mehrfacher Unterbrechung, seine Vorlesungen wieder begann. Im Jahr 1812 hatte er eine Anstellung Herrn Guizot vertreten für die neuere Geschichte und über das 18te Jahrhundert gelesen. Im Jahre 1816 wurde er zum Professor der Beredsamkeit und der Französischen Literatur ernannt; und durch ihn erhielt dieser so oft parodirte Titel seine Rechtfertigung: Feuer und Leben, Phantasie, das Biographische und Geschichtliche brachte er in die Kritik; er mehr seine Kenntnisse an Fülle und Breite und seine Ideen an Stärke und Tiefe gewannen, desto sicherer und weiter trug sein Geist. Herr Stroz einer Rede, die ihr Loob der Begeisterung für das Große und Schöne schmelzend tang vom ersten Moment seines Auftretens an, zu echter wahrhafter Beredsamkeit aus. Leider ist von seinen Vorträgen aus jenen Jahren nichts Schriftliches vorhanden, wenigstens ist nichts davon durch den Druck bekannt geworden. Eine südliche gerauchte Vorstellung, die wir von ihm besitzen, ist nur einleitend Lebrbücher aus 16ten und 17ten Jahrhunderts, aus dem Jahre 1822 Verbindet mit Herrn Decazes und der Politik desselben, hatte er im Jahre 1819 im Ministerium des Innern die wissenschaftlichen Angelegenheiten unter sich; als Herr Decazes abtrat, gab auch er seine öffentliche Stellung auf. Nach dem Fall des Ministeriums Villèle reiste er zu s. B. August sein Entlassung ein. Gegenwärtig sehen wir ihn als Mitglied der Paiskammer, des Staatsrathes, der Universitäts-Behörde, wo ihm die Verwaltung der persönlichen Angelegenheiten übertragen ist, endlich der Akademie, sehen ihn in allen diesen Wirkungskreisen thätig, jedem derselben genügend, jedem ausfüllend, ohne daß seine literarische Bestimmung durch einen Eintrag erlitte oder Schaden litte. Freiheit und Freiheit verloren — ein nicht minder erstaunenswürdiges Beispiel von Sammlung und Stärke eines reifen Geistes, als wir an Cuvier zu bewundern hatten. Unter den Alten lassen sich in dieser Beziehung nur Strabo, Cicero und Plinius der Jüngere den Genannten vergleichen; auch sie, aber auch nur sie, waren Literaten so wohl, eine jeder ergiebig bei ähnlichen Stellungen und Hemmnissen von Außen, in feindlis negotiis, wie Plinius sagt, quae simul et avocant animum et commuuunt. Nur das Plinius dies mit schmerzlichem Bedauren sagte, Villemain dagegen sich nur mit einem leichten Seufzer über diese getheilten Ansprüche der Welt beklagt und sein Geist mühelos und gleichsam spielend mit seinen mächtigen Problemen ringt zu meisterlich.

Im Jahre 1820 hatte Villemain seinen Cromwell herausgegeben; im Jahre 1821 wurde er in die Akademie aufgenommen und durfte mit neunundzwanzig Jahren den Sitz einnehmen, der durch Herrn von Fontanes' Tod leer geworden war. Nachdem er seinen Lobrspruch, der während Napoleonsherrschaft durch Herrn Berrier verlegt gewesen, später eingenommen, verblieb er in dieser Thätigkeit ununterbrochen bis zum Jahre 1830.

Im Jahre 1827 kamen mehrere Bände zusammen — das fast durchgängige absolute Schweigen aller anderen Lehrstühle, das Verstummen des öffentlichen Wortes überhaupt, das allgemeine Bedürfniß das nach, des lebendigen Wortes gierige Ohr seinem freien Ausdruck und Umfange in der Literatur, dann die wachsende Entwickelung Herrn Villemain's selber, alle diese Umstände, sage ich, trafen zusammen, seinen Vorlesungen einen Zulauf zu verschaffen, der fast unerhört war; jedermal, wenn er las, war es ein förmliches Ereigniß, ein Fest. Daß diese Vorträge nachschriften wurden, ist nicht zu sagen; daß sie in dieser meinem Beifall versteht sich das von selbst. Sie sind in fünf Bänden gedruckt, von denen zwei das Mittelalter, drei das achtzehnte Jahrhundert abhandeln; ein schöner, zu abschließender Ergänzung dieses Prunkwerk von Herrn Villemain aus der Erinnerung versorgt, ist unter der Presse.

Das Originelle der kritischen Vorträge Herrn Villemain's, die Eigenthümlichkeit, die ihm eine so hohe Stelle gesichert, einen Gipfel, so zu sagen, der vor ihm nicht bekannt und den zu erreichen jedem Anderen höhere unmöglich gewesen war — diese Originalität besteht darin, daß er sein Kritiker sich's eigentlichste Ordnet, den mit einem beiden Zugend Gesichtssinn- und Schönheits-Prinzipien zur Beurtheilung der Meisterwerke herangeht, ein simpler Praktiker und geistreicher Empiriker ist, wie La Harpe war und zwar in erstaunenswürdigem Grade in den gelungenen Theilen seiner Vorlesungen; ferner darin, daß er eben so wenig ein Literar-Historiker ist in eigentlichem Verstande ist und so verfahre, wie, um ein bekanntes Beispiel anzuführen, der Herr Kanzler zu Werke geht. Herrn Villemain's Verfahren ist ein anderes, höchst komplizirt, vielseitig und reich. Eine vortreffliche Auseinanderesetzung desselben von Herrn Dubois befindet sich im Globe (Mai 1828). Genähert mit der Geschichte, dem Alterthum und der modernen Literatur, begründet Herr Villemain sein Urtheil über ein Werk immer auf ein tiefes Studium des Lebens und der Epoche des Autors und unterscheidet sich hierin durchaus von den früheren Kritikern, die höchstens ein dürftiges Bild in vagen allgemeinen Zügen entwerfen und mit einigen Urtheilen über Geschmack und Diction ihrer Aufgabe genügt zu haben meinen; seine Manier ist im wahrsten Sinne des Worts frei und sehr seine Kritiken ein selbstständiges literarisches Werk. So sehen wir ihn, auf dem unermeßlichen Gebiet der Literatur, dem Orte seines Geistes, gleichsam auf seiner Domaine, gefolgt und umgeben von einer feurigen drangvollen Jugend, mächtig dahinschreiten und durch die breite Waldung an den Stellen, wo kein königlicher Oraeinweg der großen Jahrhunderte hindurchführte, Bahn brechen für die lichtdurstige Schaar. Aber diese Periegetenen, die er so glücklich geführt zum ewigen Dankmal seines Ruhmes — nur zu bald möchten sie wieder verwachsen und sich schließen, wenn sich die Nachfolger die Mühe wollten verdrießen lassen, sie offen zu erhalten und zu breiter sicherer Kunststraße dauernd auszuarbeiten. Dnechzöge, wie der Elisabeth's durch den Wald zu Windsor, wie der Jagdzug Franz des Ersten durch den Wald zu Fontainebleau. Und gegenwärtig nicht mehr an der Zeit, im feinem Gebiete. Jetzt bedarf es der Jugenieurs und der Maschinen, und jede Linie will mit geometrischer Sorgfalt und Genauigkeit abgemessen seyn. Wenn Herr Villemain schreibt, so gewinnt seine Darstellung ohne Zweifel an Vollkommenheit, an Poesur, an tieferer Begeisterung und schärferer Bestimmtheit der Gedanken; aber es geht ihr durch die schriftliche Abfassung auch etwas verloren; wenn er Schriftsteller ist, so hört er auf, Redner zu seyn. Es soll es sagen: er denkt vielleicht, wenn er schreibt, an zu viele Personen, nimmt auf zu viele Bedacht, und indem er Allen genügen, alle Gesichtspunkte berücksichtigen will — auch die, die vielleicht nicht zu vereinigen sind oder zu weit aus einander liegen, legt er sich selber, seiner Persönlichkeit und Persönlichkeitskraft Fesseln an und hält sich zu sehr Ziel gefangen in Schach. Die seltene Lebendigkeit und Schärfe seines Geistes kommt nicht zu der vollen freien Entwickelung, wie wir es im Esprach oder im öffentlichen Vortrage zu ihm gewohnt sind. Auf dem Katheder, da reißt ihn der innere gewaltige Trieb mächtig hin, sein Geist lodert auf, und aus den feurigen Augen strahlen ihm die Worte von den Lippen. Wenn er hinaufsteigt, nachdenkig — wie wohl auch seine Haltung macht, als einen augenehmen oder imponirenden, traumt dastzt, mit den Fingern trommelnd, durchaus ohne alle Würde und Gravität in der äußeren Erscheinung, der Vorschrift Cicero's gegen die deformitas agenti schuustracks zuwider — nun aber den Mund öffnet und seine innere Stimme einem meisterlichen Organ gleich, erklingt, da ist Leben und Feuer in ihm, und sein Auge, seine Lippen nähern sich gleichsam seinem Auditorium. Wenn die erste Bank, die zunächstsitzenden Personen, denen Physiognomieen es deutlich unterscheiden kann, ihn recht zu sehr beschäftigen, ein unmpfänglicheres oder zigarrisch laurendes Gesicht ihn nicht zerstreut oder stört, so strömt seine Rede bald daher in ungehemmter Fülle und Schönheit. Immer und bei Jedermann mit eigenthümlichem Reiz, Sinne, und die Sorge, es zu befriedigen, bewegt ihn sichtlich; aber auf Alle, auf die Gesammtheit der Zuhörer sind nur seine Gedanken gerichtet, nicht auf Einzelne. Er bält nicht an sich, in sich geschlossen und konzentrirt, wie Bossuet einmal vom Bossuet sagte, sondern er spricht, fühlt er nicht die Nothwendigkeit in Worten und Bildern auf sich, den Lehrer, als Mittelpunkt, zurück, wie der Herr Cousin durchaus verschieden von ihm und ebenfalls in demonstrativerweise Weise thut. Sondern in völlig freiem Erguß sich ausströmend an sein Auditorium und es, so zu sagen, überschwend, sich hingebend an Alle zusammen und an jeden Einzelnen zugleich, sucht er und findet er, wo sich ein Anknüpfungspunkt findet, ein Sinnvoll machen läßt, eine Frage auf, unterstützt und thätig für Alle und wie auf Flügeln des Gedankens nach allen Seiten und Richtungen hin sich verbreitend — ein Schauspiel, ergötzend, belehrend und fruchtbar anregend zugleich; sie sind die schönste Person von Sinnung und Genuß, diese Vorträge, und bieten dem, der sie hört, den Sinn und den Genuß, die unschuldigsten Nachschlüsse über das Werde des schriftstellerischen Erdankens, über das Mysterium seiner Entstehung, Bildung und Gestaltung dar. Und dabei fein Gemächtniß, diese unerschöpfliche Quelle, dieser reiche Schatz, der ihm immer zu Gebote steht, aus dem er die Beispiele und Belege mit einer Genauigkeit, einem Grade der Erfindung, der Treffe und Gegenwärtigkeit hervorzuschwören, als aufzuzaubern sie in der Fülle des Momints aus seinem Hirn, aus innerster Seele als seine eigensten Producte; wie seine klassische Gelehrsamkeit nicht aus Wörterbüchern und Kompendien geschöpft ist, so ist sein Gedächtniß auch nur Seele und Geist, von allem Mechanischen frei, und was er je verstehen hat, das steht immer zu seiner Verfügung in unzweifelhaftester Gegenwart. Was einer werken soll und nicht gleich bei der Hand ist, das sagt er aus dem Kopfe her; aber so wenn wie ihm sein Gedächtniß für alles Gute und Schöne ist, eben so sicher und unerbittlich ist es auch in Betreff des Mißwissenen und Schlechten und giebt ihm zu fortwährtem Spott und Gelächter seinen schärfer Satire nur zu häufig Gelegenheit. Was die Alten die dicta, die sales des Redners nennen, das besitzt er in hohem Grade, und in pikanten Anekdoten, unverwüstlichen Wendungen, rhetorisch überraschenden Ausgängen, die sein ausdrucksvolles Gesicht mit geistreichem Mienenspiel begleitet, ist er unerschöpflich. Wenn der Stachel des Witzes so mächtig wire, Fülle und Drang der satirischen Laune zu sehr, sodaß die Gefahr besteht, die Feinen und Schönen nie überschreitend!) im Uebermuth der überlegenen Kraft gleichsam den Anfatz nimmt, mit ihm durchzugehen, gleich ist er da bemüht, sie mit gesichtter kundiger Hand zu bemeistern: gleichsam im Zuge erhält er sie, daß sie beischeidigend zurück, und wieder, ehe er sich's versieht, ist ihm sie unbändige Laune zum entzücken einfach. Und der Lebhaftigkeit feines Humors und seiner Besonnenheit und seinem Takte, zwischen Hemmen und Entfesseln, Loslassen und Wiederzeinfangen seiner genialischen Einfälle, der von unbeschreiblichem Interesse ist, immer aber zu einem Triumph der Grazie und zu offenbarer Verherrlichung des Geistes ausschlägt.

Die Hülfsquellen, die ihm zu Gebote stehen, sind zu reich; sier derselben, die vorzüglichsten, aus denen er, wie aus allen unerschöpflichen Reservoiren, Heer auf Heer anzuwerben und ins Feld zu stellen vermag, wollen wir nöher angeben. Zuerst ist er Meister in der Kunde des Alterthums, und namentlich die Griechische Welt liegt offen vor seinem Blick; auf seinem heiligen Gipfel stehend, macht er, von da sicherer immer neu kräftigender Grundlage aus, durch das Studium der Kirchenväter sich einen zweiten Boden des Alterthums, und zwar des nöherliegenden und mit der Gegenwart innigrer verwebten, zu eigen. Mit welcher Energie und welchem Erfolg er diese Studien gleich im ersten Anlaufe betrieb, davon liegt uns ein leidtatere Zeugniß in den wenigen, aber ausschlagenden Blättern vor, die wir über die Kirchenväter von ihm besitzen; immer wiederkehrte Lektüre und ununterbrochen fortgesetzte Studium derselben haben ihn seit jener Zeit mit jedem Tage näher und entdecken lassen, und es dürfte vielleicht in der Folge als reife Frucht dieser widrigen Bemühungen eine Geschichte der ersten christlichen Bereine auch zu unser Aller Freude und Belehrung aus Licht treten. Zu diesen beiden Künstlichen Gebieten des Wissens, des klassischen und christlichen Alterthums, kam ferner als drittes die Kenntniß Englands,

Digitized by Google

Milton's, Shakespeare's und der Englischen Redner. Und es zeugt von einem trefflichen Takt seines Genius, daß er sich gerade dorthin wandte. Deutschland sagte Herrn Villemain's Eigenthümlichkeit durchaus weniger zu, war viel weniger geeignet, ihm Anknüpfungspunkte darzubieten, und er hat gewiß wohl gethan, es links liegen zu lassen, es zu ignoriren oder sich wenigstens mit dem zu begnügen, was darüber aus mündlichen Berichten und im Gespräch zu ihm gelangte; denn es ist zu schwierig, sich in die eigentlichen Lebensfragen, die auf dem Deutschen Boden zur Sprache kommen, überhaupt nur erst hineinzufinden, als daß Herrn Villemain's Geist bei der ihm eignen Weise und seinem Streben nach planer Uebersichtlichkeit, leichter Faßlichkeit und deutlicher Kürze sich allzu bald Boden abgefassen und zurückgewiesen fühlen sollten. In England dagegen ist Alles scharf umgränzt, genau bestimmt, und bei aller Unregelmäßigkeit und Anomalie seiner Phänomente und geschichtlichen Denkwürdigkeiten sind diese doch in allen Punkten und Beziehungen immer meßbar und in sinnlich klarer Anschaulichkeit vorhanden. Endlich als viertes Hauptanfaßtepunkt und Waffenplatz Herrn Villemain's erkannte wir seine Stärken über Gregor VII., durch ihr es uns Berg, des Mittelalters eindrang. Der Leebere des Geschichtschreibers, der ihn nach Augustin Thierry's Beispiel lockt und in der That der einzige ist, der ihm noch übrig bleibt für gerechte Wünsche, lief ihn in diese steile Bahn und führte ihn diesem Gegenstande und diesen Reden zu, aus denen ihm unmittelbar sie seine literarische Kraft der reichste Gewinn zufließen. Es begreift sich leicht, wie Herr Villemain so verleben und ausgeschlafen, in jedem Moment bei der Hand hat, was er eben braucht und was Noth thut, wie es ihm nie an passenden Vergleichungen, treffenden und aufklärenden Beziehungen, Verbindungspunkten, Zusammenstellungen oder Entgegenstellungen fehlen kann; daß es er auf diesem, bald auf jenem Gebiet, und wie er alle gleichmäßig beherrscht, so verlassen ist er im Flusse mit einander, ergänzt den Mangel des einen auf dem anderen und ist bald von hier, bald von dort aus, immer aber, wenn er auch dies Wort in seiner gewählten Rede nicht gebrauchen würde, zum Ueberfluß anerschrend vorprovianirt. Wenn Herr Villemain bei alle dem in einzelnen Punkten, namentlich im Betreff der Kunstbetrachtungen, uns nicht genau und bestimmt genug scheint, so liegt der Grund hiervon nur darin, daß der vollkommene Kritiker, was Cicero vom vollkommenen Redner sagt, ein Ding der Unmöglichkeit und in der Wirklichkeit einmal nicht zu finden ist.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Voyage sur le Danube, de Pesth à Roustchouk, par nature à vapeur; et notices sur la Hongrie, la Valachie, la Servie, la Turquie et la Grèce. Par Michel J. Quin. Ouvrage traduit par M. J. B. Eyries. — 2 Bde. 16 Fr.

Etudes sur les constitutions de peuples libres. — Von J. C. L. Simeonde de Sismondi. 7 Fr.

Mémoires sur l'expédition des réfugiés polonais en Suisse et en Savoie dans les années 1833-1834. — Von N. N. Kubalski. 7½ Fr.

Annales de la Société libre des beaux-arts, depuis son origine, mises en ordre par M. Miel. — Th. I. Die Jahre 1830 und 1831. 5 Fr.

Le Nouveau Maréchal expert, ou le Guide du maréchal ferrant, de l'écuyer, du propriétaire et de l'armateur. — Von Delacroix. 3 Fr.

De l'Affection calculaire, vulgairement appelée morve. — Von Galy. 6 Fr.

Aegypten.

Die Fellahs in Aegypten.

(Aus dem siebenten Band von Michaud's Correspondance d'Orient.)

„Es wird bei uns gar häufig", sagt Michaud, „von den Arabern in der Wüste gesprochen, aber selten erfährt man etwas über die ländliche Bevölkerung von Aegypten. In Betreff deren vielleicht diese oder jene Mittheilung nicht unterrichtend sein dürfte. Alles, was ich bisher über die Fellahs im Delta erfahren konnte, besteht darin, daß sie sich gegen die Fremden zumüthiger bewiesen, als in den anderen Theilen Aegyptens, wo die Reisenden zuweilen übel aufgenommen werden, weil man sie in Verdacht hält, daß sie nur kommen, um Schätze aufzusuchen. Es sind vielleicht schon seit mehreren Jahren in den Dörfern, die wir besuchten, keine Europäer gewesen, aber dessenungeachtet hat Niemand die unserer Ankunft ein Mißtrauen oder auch nur die leiseste Verwunderung gezeigt. Die Fellahs suchen, wie überall so auch im Delta, stets in einem äußerlich elenden und heillosenwerthen Zustande zu erscheinen, und man muß gestehen, daß die Regierung des Paschas das Ihrige dazu thut, um die armen Leute wahrhaft zu dem zu machen, was sie gern scheinen möchten. Alle ihre Kostbarkeiten und besonders ihr Getraide halten sie sorgfältig in eigenen Schlupfwinkeln verborgen, und wenn sie etwas verkaufen, so geschieht dies immer auf eine gewisse, mysteriöse Weise; so oft unser Koch Ibrahim in den Dörfern Korn einkaufte, ward ihm kaffeler nie anders als mitten in der Nacht zugeführt. Es wird aus den Fellah-Dörfern kein Gold ausgeführt, das nicht unmittelbar in die Staatskasse des Paschas fließe; die Bedürfnisse der Fellahs sind sehr gering und erhalten sie daher auch ganz unabhängig von dem Handel und der Industrie der Städte; eine enge Hütte genügt für die zahlreichste Familie, die oft nichts Anderes als den nackten Boden zu ihrer Ruhestätte hat. . . ."

„Sie fragen mich vielleicht, was die Fellahs zu der Civilisation sagen, die man dem Orient aufdringen will? Ich glaube, daß sie davon noch niemals haben sprechen hören . . . Verbesserungen, die sie dermalen eingeführt wünschten, beschränken sich darauf: etwas weniger Abgaben zahlen, nicht so sehr dem Elende preisgegeben sein und endlich nicht mitten unter ihren Aernten vor Hunger sterben zu müssen. Was hingegen die Reformen betrifft, von denen in Europa so viel gesprochen wird, so haben sie armen Leute nicht den geringsten Begriff davon, und wenn man ihnen unser Zeitungen vorläse, in denen unaufhörlich von dem die Rede ist, was der Pascha thut, um sie zu civilisiren, so hin ich überzeugt, daß sie keinen nicht wenig überrascht sein und daß selbst die Gescheitesten unter ihnen nichts davon verstehen würden."

„Nun das Maaß des Elendes, in das der grausamste Despotismus eines der schönsten Länder der Welt gestürzt, voll zu machen, ist die Zwietracht hinzugekommen, die den ganze Delta in zwei Parteien gespalten, welche in jedem Dorfe ihre Repräsentanten haben, und die stets bereit sind, mit einander handgemein zu werden, ohne auch nur entfernt angeben zu können, was eigentlich der Grund ihres unversöhnlichen Hasses sei."

„Die Fellahs werden von dem absurdesten Aberglauben beherrscht. Eine ungemeine Ignoranz ist überall verbreitet, und die Neuerungen Mahmud's würden ohne Zweifel hier nicht besser aufgenommen werden, als bei den Türken von Safad, die Herrn Perpignal mit ihren Kandschars niederzumachen drohten, weil sie ihren Wegleiter es zwang, ihnen zu erzählen, daß der Sultan in den Moscheen in Stiefeln erscheine. Indeß sieht man doch trotz dieser allgemeinen Verfinsterung des Orients hier und dort einige Sterne hervorleuchten, deren matter Schimmer ein Reflex der letzten Strahlen der alten Weisheit dieses Landes ist."

Mannigfaltiges.

— Gründung der ältesten Londoner Brücke. In der Sammlung historischer Alterthümlichkeiten, welche die von dem Parlamente erst einigen Jahren dazu ernannte Kommission täglich heranzugraben hat, befinden sich folgende merkwürdige Angaben über die alte London-Brücke (Old London bridge): „Nach Stowe, der den Annalen von Waverly folgt, wurde der Bau der Brücke um das Jahr 1176 von Peter Colechurch begonnen; dieser starb 1205, vor Vollendung der Brücke im Jahre 1209 durch die wärmigen Kaufherren aus London, Serle Mercer, William Almaine und Benedict Botewrite, die Hauptleiter dieses Unternehmens. Stowe giebt zwar an, daß der König Johann das nützliche Werk durch Schenkungen von Grundstücken und andere Beihilfe gefördert habe, aber er erwähnt eines Faktums nicht, welches aus folgendem Königlichen Gnadenbriefe hervorgeht, der also lautet: „Johann, von Gottes Gnaden König ꝛc. seinen Lieben und Getreuen, dem Mayor und den Bürgern von London, Gruß: In Betracht, daß die Brücken zu Saintes und Rochelle in so kurzer Zeit durch Gottes Gnade und durch die Sorgfalt und den Fleiß unserer getreuen Seneschalls Lords, Aufseher der Arbeiten zu Saintes, eines Mannes, der wegen seiner Verdienste wie wegen seiner Gelehrsamkeit ausgezeichnet ist, gebaut worden sind, haben wir diesen, auf den Rath des ehrwürdigsten Vaters in Christo, Hubert's, Bischof von Canterbury, und Anderer, erwählt und sorgfältig geprüft, daß er, nicht blos zu Unserm Vortheil, sondern für das allgemeine Beste, komme und dieselbe Sorgfalt anwende, Eure Brücke zu bauen. Denn wir vertrauen auf Gott, daß die Brücke, die, wie Ihr wisset, so nothwendig für Euch und alle, die darüber gehen werden, ist, mit Gottes Beistand durch den Fleiß Jenbert's schnell fertig sein wird. Wir verlangen daher, indem wir unsere Rechte und die Sicherstellung der Stadt London wahrnehmen, daß die einflußte der Gebäude, welche dieser Brücke der Schulen auf beiden Seiten derselben weicht, zur Ausbesserung und Erhaltung derselben bestimmt bleiben sollen. Und da besagte, so sehr nothwendige Brücke nicht ohne Eure und Anderer Hülfe vollendet werden kann, so befehlen wir, daß Ihr gütig und bestlich thun möget, wie Ihr schuldig seid, gegen den berühmten Jenbern und seine Gehülfen; Eure Ehre und Euer Nutzen verlangen dieses; und daß Ihr ihm ermüthig Euren Rath und Beistand gewähret; denn, in der That, jene Güte und Achtung, die Ihr ihm widmet, muß nothwendig auf Euch selbst zurückfallen. Sollte aber, was wir nicht vermuthen, Jenbert besagtem Jenbert oder seinen Leuten ein Unrecht zufügen, so sehr darauf, daß ihm augenblicklich Abhilfe geleistet werde. Meinund Unserer Handschrift. Molineux am 18ten Tage des April im 3ten Jahre unserer Regierung."

— Das Reisen sonst und jetzt. Vor einigen Jahren verglich Jemand zwei Briefe aus der Korrespondenz Sammlung seiner Familie. Der eine Brief war von seiner Urgroßmutter, kurz nach ihrer Verheirathung, von Calisbury aus geschrieben. Die Briefschreiberin sagt, daß sie und ihr Ehemann nach drei mühseligen Tagen erst die Reise von Bristol nach Salisbury (60 Engl., 13 Deutsche Meilen) in ihrem eigenen Wagen zurückgelegt konnten. Der andere Brief war von seiner Großmutter, der Tochter der vorigen Dame und, als der den Brief schrieb, über 80 Jahre alt. In dem Briefe verkündet die Dame, daß sie nach einer angenehmen Reise von 3 Tagen in London den Eisenbahn nach Gl, bereits 380 Engl. (84 Deutsche) Meilen weit angekommen sei. Dies wurde berichtet, ihr man an Eisenbahnen gedacht hat; was wird erst der Enkel dieses Herrn von der Reisefähigkeit seines Großvaters in diesen Briefen entdecken?"

(Railway Magazine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf diese Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Mittwoch den 11. Mai 1836.

England.

Die komische Poesie Englands im neunzehnten Jahrhundert.

Was ist in England aus jener ausgelassenen, munter schreienden und jovialen Epoche Karl's II. geworden? Die Poesie des Feuergiften Szarren, die tiefer Fürst am Hofe Ludwig's XIV. kennen gelernt und die von ihm nach England mitgebracht worden war, verbreitete sich bald überall im ganzen Lande; das Komische ging mit dem Unsittlichen Hand in Hand, um die schönen Geister für sich zu gewinnen und den galanten König lachen zu machen. Es war eine Zeit, wo alles Andere zerstört und vernichtet war, wo nirgends ein ernster Ausblick sich darbot; weder die Staats- noch die religiösen Prinzipien ruhten auf sicherer Basis. Stets zu lächeln und zu scherzen und über alle Dinge sich lustig zu machen: dies erschien als das einzige, würdige Ziel des Lebens.

Der Herzog von Buckingham stand bei dem Monarchen nur dadurch in so großer Gunst, daß er alle Welt mystifizirte und den Schalksnarren am Hofe machte. Alles, was hier erschien, mußte der durch die Königliche Gnade zum Minister erwählte Schalk nachäffen und lächerlich machen. Täglich sah man im Staatsrath den Großkanzler, Herzog von Clarendon, mit seiner Perrücke à la Louis XIV., dem Könige gegenüber Platz nehmen, indem er mit ernster feierlicher Miene die Motive, die ihn zu den neuen Verschärfungen und Maßregeln veranlaßten, auseinandersetzte und sich zuletzt endlich selbst darüber wunderte, daß er die Aufmerksamkeit eines so leichtfertigen, ungeduldigen und spottsüchtigen Monarchen so lange zu fesseln vermochte. Allein der ernste Minister wußte gar nicht, wem er eigentlich diesen Tribut zu verdanken hatte? Hinter dem Sessel Clarendon's war nämlich Buckingham aufgesprungen, der alle Mienen und Geberden des Staatsraths nachäffte, der sein gebräuntes, lockiges und lachendes Haupt über den weisen, ehrwürdigen Schnitzel des Ministers beruhigte, der den Arm emporschwang und mit den Füßen auf den Boden stampfte, so oft sein ihm verschwiegener Rival eine dieser Bewegungen machte. Karl II. errang den Ernst der ganzen Szene blos um dieser scherzhaften Parodie halber.

In jenen ausgelassenen Zeiten war es, wo der König von England einmal einen werthvollen Diamant in einen Kuchen einkneten ließ und ihn sodann selber einer Aktrice auf der Bühne an den Kopf warf. Das heilige Feuer der Liebe war verlöscht, die allgemeine Flegelhaftigkeit und Ungebundenheit hatten sie ertödtet; die flüchtigen Liebschaften Karl's II. waren im Grunde nichts als Verschimpfungen und Verletzungen des echten Gefühls der Liebe. Der Heroismus der Theaterstreiche, so wie Dryden sie darstellte, bewies durch seine lächerlichen Uebertreibungen nur, wie absurd und lügenhaft das Gebäude war, welches der Gesellschaft zur Basis diente. Wie nach allen großen Revolutionen, hatte sich auch hier ein allgemeiner Ekel der großen Masse bemächtigt; man sing an, weder an Seele, noch an Religion, noch an Aufopferung zu glauben. Ein auf die Spitze getriebener Enthusiasmus zeigte sich nur als der Verbündete aller Sittenlosigkeiten. Großmuth galt überall für Thorheit, und eifersüchtige Hingebung war eine leere Albernheit. Was sich nun aber der so oder Poesie verunglückt gezogenen menschlichen Existenz anders übrig, als der Sinnenrausch? Das Leben genießen, hieß jetzt leben; an die Metal ward weder gedacht, noch noch derselben gedunkelt, und die ganze Gesellschaft war mit jenem antiken Grabmale zu Herkulanum zu vergleichen, über welchem man noch heutzutage die Worte liest: Dum vivitis, vivite.

Gegenwärtig ist man in Europa zu einem ähnlichen Resultate gelangt, das sich nur auf eine ganz entgegengesetzte Weise manifestirt. Unsere heutige Sorglosigkeit ist von rauriger, düsterer Art, wogegen die der Zeitgenossen Karl's II. glühend und heiter war; Jene verstanden es, die Langeweile zu übertäuben; wir vermögen sie unfähig nur einzuschläfern. Von dem Lärmenden und geräuschvollen Uebermuthe Jener sind noch die Spuren in tausend Satiren, komischen Gedichten, Tafellieder und dramatischen Parodieen zurückgeblieben. Bei uns hingegen hat sich ein finsterer Ernst eingeschlichen; der Geldkasten ist es, der uns die Stelle des Freudenmahls vertreten soll. Nicht mehr der Schenktisch reißt und lockt die Gesellschaft zu sich, sondern die Bank. Unsere Zeit ist gewiß nicht weniger materiell, als die Karl's II.; aber während die eine im Tempel der Lust und der Freude war, bildet die andere gleichsam den Altar der sich selbst in sich verzehrenden Begierde und der bittersten schwermüthigen Sinnlichkeit.*) Selbst was bei uns als lächerlich erscheint, ermangelt doch im Grunde der eigentlichen wahren Komik; wir haben heutzutage in England unter einer so großen Menge von ernsten Dichtern aus der letzten Epoche nur einen einzigen wirklichen Repräsentanten jener alten lebensluftigen Zeit, nur einen einzigen Autor grillreicher Pasquinaden in Versen aufzuweisen: es ist Thomas Moore.

Trotzdem läßt sich der leichte, brillante und gewandte epigrammatische Ton des modernen Englischen Dichters nicht mit dem seinen durchtriebenen Geiste Butler's und seiner Zeitgenossen zusammenstellen. Im „Hudibras" findet du das Resume des universellen Spottes, der allgemeinen Indifferenz und der schwächlichsten Karikatur, welche zu jener Zeit an die Stelle des selbstbewußten und bösartigen lateinischen Fanatismus und des Glaubens an ein tausendjähriges Reich getreten war. Eine Philosophie, aber gleichsam von der Kehrseite dargestellt; eine ideale Peeste, aber in das Gebiet der grotesksesten Scenen hineingeleitet; eine Theologie, aber im's Lächerliche gewandt. Alles findet sich im „Hudibras". Thomas Moore führt dagegen einen wie harmlosen Krieg gegen die Vorurtheile und thörichten Mißbräuche, so wie Thomas Hood, sein Dichterbruder, sich damit begnügt, auf die Wortspiele Jagd zu machen. Wehe den Wörtern, denen Thomas Hood begegnet! Er bringt sie sofort auf die Tortur, quält und martert und beschwindelt sie von allen Seiten, zwingt sie mit Gewalt, alle möglichen Gestalten anzunehmen, und läßt sie nicht eher los, als bis er ihnen nichts mehr anzuhaben kann. Alle Substantiva, Adjektiva oder Verba auf eine burleske Weise zu travestiren und mit den Worten zu spielen, darin besteht das große Verdienst Hood's. Die Scenen aus dem Leben stipizirt er mit treffendem Witze, und es fehlt ihm in dieser Hinsicht gewiß nicht an Originalität; aber der Mangel an Geistesschwung und der geringe Umfang seiner Kritik erlauben es nicht, ihn mit Butler irgendwie auf eine Linie zu stellen.

Indessen wollen wir Thomas Hood keineswegs seine Art von Ruhm rauben, mit dem er sich selbst bekränzt. Er hat die allgemeine Wühlsucht seiner Landsleute, die Vorliebe für das Komische und für Caricaturen sich getheilt, in sehr alle Bilder lange Zeit in Besitz gehabt. Allbekannt sind besonders diesem Schriftsteller einige Wochen vor dem ersten Januar ein Verwagen mit burlesken Zeichnungen, die von den kapriziösen und bizarren Lesern des „Comic Annual" mit gierigen Blicken verschlungen werden. Hood's Gemälde haben nichts Erhabenes oder Elegantes: sie machen sich lachen, wenn Du den Kopf zum Fenster hinaus streckst, wenn Dein Geschmack nicht zu delikat oder raffinirt ist. Vortrefflich sind seine Schilderungen der Verlegenheiten eines Familienvaters, der, in Abwesenheit seiner Frau, durch sein junges Wiegenkind, das seine Amme vermißt, aufgeweckt wird, und der sich dergestalt alle erdenkliche Mühe giebt, um den Ungeschickten seines prätumirten Ersten Einhalt zu thun. Mit Grazie beschreibt unser Dichter den Schreck der kurzen Unbesonnenheit, wie sie von einem heftigen Sturm- und Regenwetter plötzlich überfallen werden; eben so das Herzeleid des Krämers, dessen Zimmet und Ingwer in den Fäßern von der Hausluft angenagt worden. Nicht minder ergötzt sich Hood an dem Geschmack der Haushaltungsluft; er erzählt Dir, auf wie viel tausend Weisen sich Magd und Schwangerschaft vereinigen zu machen weiß. Eine alte adelige Dame, die das Unglück hat, mit Spitzen-Post zu reisen und durch das Zerbrechen eines Rades oder einer Achse auf dem Wege aufgehalten zu werden, giebt unserem Thomas Hood Gelegenheit, uns von allen den nähren Umständen ihrer Verzweiflung, von ihren Erschrecken, als man ihr verschlägt, eine Bildsäure zu bekommen, von ihrem heroischen Entschlusse, die Nacht in dem mit Glasscherben versehenen Wagen zuzubringen, die sie kaum gegen den Wind zu schützen vermögen, und endlich von der Heldenthat zweier Fleischer zu unterhalten, die aus Mitleiden mit ihr, trotz ihres Widerstandes und ihrer flehentlichen Bitten, sie nöthigen, in ihrer Fleischhaut, zwischen den Ueberresten des den Tag vorher geschlachteten Viehes und den verzuderirenden Stücken für den morgenden Tag, Platz zu nehmen, in der Ueberzeugung, daß ihre Gewalt eine Handlung der Barmherzigkeit wäre, und daß sie berechtigt seyen, Ansprüche auf die Dankbarkeit derjenigen zu machen, die sie jetzt in die Hölle wünscht. Als unerschöpflicher Materialien erweisen sich bei Hood die komischen Scenenbeschreibungen der Dukker, die Mißgeschicke der Spießbürger, die Liebes-Geschichten der Hausmägde und die Diplomatie der Lakaien.

Aber welch' ein Abstand von einem solchen Schriftsteller bis zu

*) Diese pessimistische Ansicht der Zeit ist unbezweifelt noch viel übertriebener und unwahrer, als die entgegengesetzte und eben so oft vernommene

vermuthlich. Unsere Zeit scheint allerdings die materiellen Interessen des Lebens vorzugsweise zu beginstigen; das aber auch Kunst, Wissenschaft und Civilisation im Allgemeinen auf dem Wege des Fortschrittes seyen — wer wird dies in Deutschland, England und Frankreich zu unbedingt leugnen wollen?

Digitized by Google

jenarm Butler, der für dem König der barbesken Poefie gehalten werden kann und dessen einziger Fehler darin besteht, zu viel Geist in einen zu kleinen Raum hineingedrängt zu haben! Er ermüdet nie; er erscheint Dir als ein Strom von funkelnden Flammen, die sich in einem engen Kanal hin- und herwälzen. Bei dem geringsten Anlaß entblüht er die auf einmal alle Schätze der Gelehrsamkeit und der Phantasie, die er lächerlich zu machen und dem Spotte preiszugeben weiß. Ein achtjähriges Werk ohne Plan, dem Butler sein ganzes Leben auch ohne Sinn, gewidmet hin, um zu gleicher Zeit, gleichsam wie zufällig, den politischen, moralischen, scientifischen und intellectuellen Charakteristikus anzugreifen. Er ist eine jener künstlichen Feuerwerks-Sonnen, die sich mit der äußersten Schnelligkeit umdrehen und die Funken nach allen Seiten hin schleudern. Man hat Unrecht gehabt, wenn man einen Plan und ein bestimmtes Ziel in einem Werke suchte, das kein solches hat. Es ist ein Erguß von Lächerlichkeiten, mit denen Butler über sein Jahrhundert herzieht. Butler ist der wahre Repräsentant der Epoche Karl's II., jenes unbankbaren Königs, der dem Dichter kein Brod gab, der ihn vor Hunger umkommen ließ und der bei alle dem doch stets die poetischen Ergezungsitte des Vorfahren des „Hudibras" in der Asche hing. Das ironische Gemälde der Thorheiten und Laster der Puritaner bildet nur seinen Grundstoff. Es ist der Faden, an dem er die Karrikaturen aller gleichzeitigen Lächerlichkeiten, Affectationen, Ueberteeibungen, poetischen Verbrechereien, wahrscheinlichsten Reise-Beschreibungen, Absurditäten aller Gelehrten, Capricen und Launen und Grillen der Mode reihet und aufreiht. Man hat bis jetzt nur das äußere Gepräge, die Oberfläche seiner Werke nachzuahmen verstanden; sein Genie dagegen ist ihm irgendwahmisch verblieben. Vergeblich haben das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert der Reihe nach den zweiten Theil des „Hudibras" von Dicke; Butler's Schatten von einem seiner Kopisten; den Hudibras Hudibras; den Jrländischen Hudibras; den Wälländischen Hudibras; den Jrländischen Hudibras; das Wälländische Gebet von Colbil; den Kalender von Pendragon; den scheinheiligen Diffruter; den Englischen Hudibras oder den gemeinen Britten; den wiedereaufersandenen Hudibras von Ward; die republikanische Prozession; den Hudibrasischen Beamten; die sieben Hudibrasischen Helden; den Englischen Reisenden; den Hudibrasischen Versen; endlich die Hesperi-nefo-geaphie und die durlesken Gedichte von Mestion und Mosser erschienen sehen. Alle diese verschiedenen Werke beweisen nur den lebendigen und tiefen Eindruck, den die Schöpfung Butler's zurückgelassen. In jenem Dram von nach gebildeten Versen befinden sich kaum drei oder vier Zeilen, die lesenswürdig wären. „Die Nachahmer sind Affen", wie Butler selbst sagt, „der Lakaien derjenigen, die von ihnen nachgeahmt werden; man kann sie unmöglich mit den Meistern verwechseln, denn sie tragen alle Livree. Ihre Begeisterung ist nicht ihr Eigenthum. Es ist nur eine Art Reflexkung, von der sie mit ergriffen werden. Aber wenn nichts ihnen dieser Affengeist, diese dienende Intelligenz? An nichts, als an das verpflanzen, was Andere meisterhaft ausgeführt, und darjenige selbst zu verderben, was sie gut gemacht haben würden, wenn sie nur ihrem inneren Berufe treu geblieben wären."

Thomas Moore, ein sarkastischer, gewandter, oberflächlicher und angenehmer Geist, scheint in gerader Linie von jenen Talenten abzustammen, die Karl II. und seinen Hof ergötzten.

Mit weit weniger Tiefe und Anlage, aber mit mehr Anmuth, Eleganz, Gewandtheit und Poesie als Butler ausgerüstet, hat Thomas Moore seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ganz England mit seinen politischen Pasquillen amüsirt. Es ist es, der den auf dem Krautfelde einsam gelebenden Byron geschaffen; er, der auf seinen Cur-kämmen die Ultra-Tories verfolgte; er, der die reisenden Engländer von jeher verlachte und erst vor kurzem die scheinheilige Jnkelrauz der Raubanger der Anglikanischen Kirche mit Spott überzog. Wenn das „Stadtpostleteisen", die „ausgefangenen Briefe der Familie Fudge", endlich die „Fudge in England" seine Talente, seine Werke in Gedanken und Stil sind, so sind es doch gewiß wenigstens sehr angenehme Schreze; ihe eigentümliches Gange reibt sich an „Anster's Fair" und an die greteske Satire Hudibras. Moore's Spott ist weit weniger bart, weniger trivial und gewaltig, als der des Dotess Wolcott, der, unter dem Namen Peter Pindar, George III. in seiner Jugend in Betzweiflung gebracht hat. „Stadtpostleteisen" setzt den Prinzen-Regenten in eine nicht geringere Verlegenheit; es besteht aus vorgeblichen Briefen seiner Hofleute, die Moore unter dem Namen eines jüngeren Lebemn in Reita und Verse gebracht. Die zahlreichen Tagesereignisse, die maligiösen Eigennamen, der lächerlich gemachte sogenannte gute Ton, alles dies macht das Werk, das heutius vergeben Auszaben erlebt hat, später etwas schwer verständlich machen, und zu künftige Gelehrte werden dazan zu arbeiten haben, um es mit einem ausführlichen Kommentar, gleich dem Lykophrons, auszustatten.

Die „Briefe der Familie Fudge" sind bei weitem ergötzlicher und werden noch manches Jahr leben, oder ein ähnliches Schicksal zu befürchten zu haben. Sie batten schon beim Jahre 1818, auf jenem Gut, wo die Englische Welt in Masse den Kontinent überschwemmte; sie beschränken sich nicht darauf, die Parteien lächerlich zu machen, sondern stellen vielmehr ein ergötzliches Bild der Englischen Sitten dar. Die Pedanterie der Engländer im Auslande, ihre ängstliche Furcht, betrogen zu werden, die Leichtigkeit, mit der sie sich in der Ehe betrügen lassen, das gähnende Erstaunen der Britischen Reisenden über die ausländischen Seltenheiten, und die sentimentalen Nachforschungen der jungen eben aus den Pensionen entlassenen Engländerinnen, die sich zum ersten Mal mit ihren romantischen freiheitsliebenden Seelen unter die Arkaden der Straße Rivoli verlegt finden. Mit allen diesen Parodieen ist keine von den Karrikaturen, mit denen man damals besonders in Frankreich so freigebig gewesen, in Vergleich zu stellen; man ergötzt sich an der beisbungrigen Gastronomie des jungen Fudge, an der unweisen Koketterie seiner Schwester, so wie an dem Obskurantismus des alten Barres Fudge, der von Lord Eastlerrags braufstrogt wird, ein Buch zu schreiben, um den Beweis zu führen, wie die Franzosen ein Lustig XVIII. über die Wagen glücklich leben. Die Jntrigue, wenn man es eine solche nennen kann, ist sehr einfach, und das Werk erhält seinen Werth einzig und allein durch die Details; man muß hören, wie der junge Mann die Apotheose der Französischen Cökeletres feiert; wie die junge Miß sich über die Umgebungen des jungen Mannes, eines Handlungscommis, klusch, dem sie im Garten Vauxhall begegnet, und den sie anfangs für einen interessante reisenden Fürsten und dann für einen Abenteurer der großen Armee hält. Alles dies ist sehr komisch; die Personen sind alle so wahr gehalten, als es ihre Rolle erlaubt und vermeinte zulassen.

„Ein Brief aus Frankreich!" sagt Miß Biddy Fudge, indem sie an eine ihrer Freundinnen schreibt; „Ja, meine Theure, mit Französischer Dinte auf Französischem Papier! Jch's nicht dämmlich! Jch gestehe, daß ich bisher auf meiner Reise nichts besonders Sentimentales und Romantisches gefunden, mit Ausnahme etwa des Pestillons mit seinen weiten großen Stiefeln, seinen metallenen Knöpfen und seiner zackigen Peitsche. Auch muß ich den legitimen Fustritt Seiner Majestät Ludwig's XVIII. ausnehmen, der bei seinem glücklichen Landung zu Calais die unsterbliche Spur seinen Fußes selbst zurückgelassen. Welch ein Fuß, meine Schöne! rines so großen Monarchen gewiß nicht würdig! Während mein Vater über dieses Symbol des göttlichen Rechts in zarte Rührung ausbrach, rief ein Französischer Jakobiner, der bei dieser politischen Szene zugegen war, aus: „Sehr schön! aber ich hätte wohl lieber gesehen, daß die Spitze des Fußes nach England und die Ferse nach Frankreich zugekehrt wäre." O, in welchen Zeiten leben wir jetzt! Ein Offizier, der zu Waterloo ein Bein verloren, hat kürzlich diesem Ueberreste seiner selbst ein Gedmal errichtet; eine wahrhaft neue Mode! Den Zehen der Herren sühet man Monumente auf, und drei Schienbeinen der Generale werden eigene Grabdäten gewerht!"

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Elements of medieal jurisprudence. (Dir gerichtliche Arzneikunde.) Von A. S. Taylor. Erste Bd. 13 Sh.

Geoffrey Rudel — oder der liebende Pilger. Gedicht von John Graham.

The controversy. (Briefwechsel zwischen einem Geistlichen der Anglikanischen Kirche und einem unsichtbaren Laien.)

Lectures on the nervous system. (Vorlesungen über das Nervensystem.) Von Dr. Marshall Hall. 7½ Sh.

Translation of the sequel to Heinrich Stilling. (Jung-Stillung und sein Wirtin.) Uebersetzt von Jacksen. 5 Sh.

Frankreich.

Willemain als Kritiker und Literarhistoriker.

(Schluß.)

An einem Sommertage im Jahre 1827, als das Ministerium Polisse zu Ende ging und Herr Willemain gerade auf der Höhe seines Ersolges und des allgemeinen Beifalls stand, hatte ich einmal noch Gelegenheit, ihn in seinem Lehrerfolg zu bewundern. Jch war damals unter der Menge mit durchschlüpfen wollte, aber seinen Zweck um so mehr verfehlte, als er sich in der Schnelligkeit unter der Statue Fenelons niederließ. Es war kein Geringerer, als Herr von Chateaubriand; Willemain strahl gerade über Milton, über das verlorene Paradies, das Herr von Chateaubriand kürzlich übersetzt und das wir bald mit Ungeduld erwarten. Ein paar sehr natürliche und unvermeidliche Anspielungen auf Chateaubriand, die Beziehungszentle Mitten's zu dem Sänger der Atala, kamen vor. Da brach Alles in Beifallsklatschen aus und unaufschlicher Jubelruf verbreitete den bedeutenden Augenblick. Es so wollte junge Augen, Augen, die nächtigen und lichte Funken der Begeisterung daraus hervorsrühten; es war auch ein Schwur der Freiheit und ein Gelübde für die Zukunft. Die ganze Versammlung erhob sich, die Statue Fenelons verrirrh Allen den Mann, den sie suchten, deutete gleichsam mit dem Finger auf ihn brad — und Fontanes' Bild sah dazu von der Decke herniedet auf seine beiden Freunde, erfreut, sie vereinant zugleich der seche Künste.

Herr Willemain selbst ist kein Dichter: in seiner Jugend hat er wahrscheinlich hübsche Lateinische Verse gemacht. Französische kenne ich nur zwei von ihm, und auch diese sind nicht gereimt. Aber er hat seinen Dichter, wie alle große Kritiker, und dieser Dichter ist Herr von Chateaubriand. Wenn er von Griechischen und Lateinischen Autoren, vom Mittelalter und von Shakespeare gesprochen hat, nach allen diesen, wenn er mit Allem fertig ist und alles Andere gleichsam abgethan hat, kommt immer bei Herrn Willemain ein Punkt in seinen Vorträgen, gewöhnlich gegen den Schluß, wo er mit einer Freude, wie die Griechen das Geheet des Delphischen Tempels betraten, auf seinen heiligen Boden des Friedens, wo aller Krieg und alle Verfolgung ein Ende hat, anlangt. Den ganzen Kultus der Phantasie, den heiligen, aus dem alle edle und wahrhaft fördernde Eigenschaften des Kritikers entspringen, überträgt er einzig und allein auf Herrn von Chateaubriand. Den Genius dieses Mannes sind alle seine Opfer gewohnt, und nur noch Herr von Lamartine allein unter allen Dichtern Frankreichs hat sich bisweilen der Ehre zu erfreuen gehabt, von ihm angebetet zu werden. Diese Vorliebe für Herrn von Chateaubriand ist ein charakteristischer Zug seines kritischen Talents. „Es ist ein Glück", pflegt er zu sagen, „ihn zu kennen, zu seiner Zeit zu leben." Einmal verglich Jemand, ich weiß nicht mehr welchen von den so sehr lobenden Schriftstellern mit Chateaubriand. „O!" rief er aus, „hört mich Roland's Waffen an." Wenn er sich auch einmal auf eine Zeitlang von ihm entfernt, durch den geheimnißvollen Drang der politischen Verhältnisse von diesem friedlichen Gebiete verschlagen wird, gleich auf den ersten Brief des Wiederkehrens, so wie ihm nur ein Ton von dieser Presa des Wohllauts,

Digitized by Google

wie sie Foulanes so schön charakteristete, wieder in die Ohren tönt, gleich ist alles Andere vergessen und verschwindet hinter ihm; was eine Weile geschwommen, wacht um desto mächtiger wieder auf, und nun zu frischerer Blüthe und vollerem Leben bricht die Bewunderung hervor. Von ganzem Herzen würde er in Phinins Ohrt einstimmen: „Wäre es nicht beschwürdigend für uns, wenn wir einem Manne die Bewunderung, die er verdient, nicht zollen wollten, weil wir ihn leibhaftig vor uns sehen, mit ihm verkehren und ihn von unseren innigen Gefühlen!“

Ich glaube, es wird nicht uninteressant sein, wenn wir das Verhältniß angeben, in welchem Herr Willemain zu den jungen sogenannten romantischen Schulen stand. Ohne ihnen in den Weg zu treten, ließ er sie gewähren, ja nährte sich ihren dann und wann sogar mit Ehrlichkeit und Wohlwollen. Der Globe, durch Herrn Dubois und einige Andere redigirt, schloß sich aufs engste an Herrn Villemain an und schien mit ihm über das Maaß der Neuerungen und die konservativen Grundsätze im Staate der Kunst vollkommen einverstanden zu sein. Aber Herr Willemain kannte sich entschieden vom Globe, als dieser in unverbesserlichem Ton von der höfischen Sprache der Zeit Ludwig's XIV. sprechen und mit dem großen Stil Poussin's und der Französischen Originalität im Allgemeinen auch so ziemlich wie mit einem todten Hunde umzugehen anfing. Nachdem er mehr als einmal diese Bestrebungen indirekt getadelt, sahen wir ihn in seinen herrlichen Vorträgen über das 17te Jahrhundert unablässig bemüht, die Paradoxen jener Schule ad absurdum zu führen, die Art und Weise, wie er hierin zu Werke ging, war ein Muster von Geschick und feinem sinnigem Takt. Unaufhaltsam drang er vor und brachte dem Feinde eine Niederlage nach der anderen bei, indem er sich doch nur zu vertheidigen schien. Bei dieser Gelegenheit namentlich und dann auch später in Gesprächen über verschiedene Gegenstände gerate ich einer merkwürdige Stelle in mir Hymne. Wenn er natürlich mit einem Franzosen sprach, so weiß er, wie durch einen Zauber, wie durch verborgene Kraft eines Talismans, alles Gold, was an den Waffen des Gegners ist, gleichsam auf sich herüberzuziehen, und wenn sich dieser nicht in jenem Moimente verstehe, so hat er bald nichts mehr an sich, als Kupfer und Stahl. Alles, was er von jenen Seiten hatte, ist unwiederbringlich Willemain hinübergegangen, so geschieht weiß er des Gegners dadurch zu werden, ihn zu unterlassen und zu überholen, in seinen Schwächen anzugreifen und über seine Stärken sich zum Meister zu machen. Uebrigens berührte er in seinen Vorlesungen die Bestrebungen der romantischen Schule nur ganz von ferne; in der Kölnischen Stunde, wo er über Andres Chénier sprach, verspottete er sie. Später ging er sie dann in seinem Artikel über Herrn Nisard noch gründlicher auf. Er benahm sich, diesen Neuerungen gegenüber, meist keinesweges feindselig, herb zurückweisend, sondern vielmehr gelassen erwartend, wohlwollend, mit leichter anmuthiger Ironie Wenn ihn eingekommen wäre, mit Plinius, den ich immer gern als Vocalist in ihm sehe, auszurufen: „Was haben wir Neuerungen vorzutragen, wenn wir die Alten?“ (Dies Jahr hat eine reiche Ernte von Dichtern gebracht!) so hätte er diesen Ausruf mit einem Lächeln voll der liebenswürdigsten Moquerie begleitet und in heiterem, keinesweges pikiertem Tone vorgebracht. Diese ganze Angelegenheit gehörte vor das Forum der Kritiker des Tages, und so ist die Polemik, zu welcher dieser Akt doch so leicht mal gar nicht; er ist zu tief und zu bedeutend dafür. So oft er in Journalen aufgetreten ist, wochten seine Aufsätze Polizistiches oder Literarisches betreffen, so hat er sich immer eines geringeren Beifalls und Erfolges zu erfreuen gehabt, als in jener anderen Weise des Erscheinens und der Aeußerung. Wenn er spricht, so ist er ganz Erfindung, und das sind Worte, die gelungene Bilder feinster Gedanken; nicht so, wenn er schreibt; die Feder kommt mit seiner inneren Improvisation nicht mit und macht den Flug derselben erlahmen. Die Taschenspielereien und Fechterkunststücke der politischen Polemik sind seine Sache nicht. Bei ihm ist Alles echt und gediegen. Seine Begeisterung erwächst auch erhitzen ihn aus den einzigen Momenten des Glühs — diese in ihrer Herrlichkeit zu erfassen und vorzuführen, das ist sein Ruhm.

Wenn wir etwas an ihm tadeln sollten, so wäre es der in ihm vorherrschende Hang, seine Zuhörer zu denjenigen Schriftstellern, deren Ruhm am meisten auerkannt ist, hinzuführen, und so daß er dabei fast immer unterläßt, die allgemeine Ansicht und parteiische Gunst der Zeitgenossen in Bezug auf gewisse Dichter, zum Nachtheil und mit Ungerechtigkeit gegen andere, in seinem Urtheil zu berichtigen und anzuerkennen. So sehr er, um das neueste Beispiel zu erwähnen, in seinem schönen Artikel über Byron den Zeiten und tiefen Cowper, den erbabenen Wordsworth mit so viel Recht auch in den Streicht für einen Augenblick seine Worten fast ganz aus dem Range der wahren Dichter. Unseres Bedünkens nach hat Byron durchaus nicht weniger Eigenheiten und die zarte Grillen, als die Genannten, und wir dürfen es nicht dulden, daß der Verfasser des Michael ohne des alten Poeten von Cumberland Armut sein soll an wahrhaftem Genie als Byron und schwächer in nauzgemäßer tiefer Schilderung; Armut an Ruhm ist er allerdings als jener, aber an Poesie steht er ihm gleich.

Man sieht wohl, daß dies, was wir eben auszusetzen hatten, nur untergeordnete Eigelheiten in dem reichen Werke Herrn Villemain's betrifft, einen Tadel, den wir eigentlich doch nur aus dem Grunde, daß unser Lob nicht als ein unbedingtes und ungemessenes erscheinen möge, über uns gewonnen haben auszusprechen. Denn für wen gejierte sich's auch mehr, die Irrthümlichkeit und den sehr nachtheiligen Einfluß derselben anzuerkennen, als für uns ganz im Besonderen, die wir, außer seiner Persönlichen Wertschätzt, ihn noch für uns persönlich bei unseren schwachen Kräften sieg so wohlwollend, so nachsichtsvoll und freundschaftlich erfunden haben? Wie oft ist es vorgekommen, und gerade damals, als er jene lehrreichen Vorlesungen hielt, an denen wir uns mit der ge sammten Jugend stärkten und erfreichten, gegen Ende des Jahres 1829, daß wir, noch voll und bewegt von seinem Geiste und der Macht seiner Rede, ihn gleich nach den Stunden wieder in köstlichen Gesprächen zu bewundern hatten und veranlaßt wurden, für die Kunuth seines Umgangs uns auf's kaufbarste und innigste ihm verpflichtet zu fühlen. Alle wrede ich die Spaziergänge vergessen, die wir zu jener Zeit mehrermale mit einander gemacht, und die durch sein Gespräch ihre Würze erhielten, obwohl durch Alles, was er sagte, ein melancholischer Hauch hindurchging; er war damals tief gestimmt; ein Augenleidt; das er sich um ein Glüct, welches es seitdem in der ihe gefunden, schmerzlich verlitzt und keinesweglich ersetzen mußte, und auch der traurige Stand der öffentlichen Angelegenheiten, alles dies lastete auf ihm und ergenzte und unterbleit jene Stimmung. Nicht lösbare Gedankenknäuel waren es, die sein Gespräch damals so interessant und unvergeßlich machten, sondern ein Reiz sanftere und sützrer Art; das Sinne und Gedankenvolle, das leicht und ohne die mindeste Anstrengung durch Alles, was er sagte, durchdrungen, die stille Glut des Lebens, ohne daß man den Nauch oder die Flamme davon sah, das richtige Maaß in jeder seiner Ideen, die getreue Auffassung der Gegenstände in ihrer Eigenthümlichkeit, ihre durchaus Objetive seiner Anschauung und seines Raisonnements und alles dies in der nachdrücklichen Freiheit hingebender Wahr — das waren die Vorzüge, die jene Gespräche mit unverwüstlichem Reiz ausstatteten. Wenn wir an blühenden Rosen vorüberkamen, so entschlüpfte ihm wohl ein Vers des Martial über die Rosen, und die Unterhaltung glich jenen schönen moralischen auch mit Versen durchflochtenen Gesprächen, zu denen Virgil, um sich von den Geschäften des Forums zu erholen, und in den stillen Gärten des Patriciats zu ergehen pflegte.

Herr Villemain hat seine Schule, in engerem Verstande des Wortes, gegründet. Diese Schule, dieser Reichthum von Ideen, dies ausgebreitete vielverzweigte Wissen war nur von seiner Persönlichkeit zu einem Ganzen verwältigt und in organischer Einheit zusammengefaßt und erschmolzen; in den Augenblick, wo er schwieg, ist es, wie an die Lüfte verhallende Musik verklungen und zerstreut. Aber das Geschriebene, Gedruckte würde warten, ist ein Theil davon und immer ein köstliches, es soll nun so groß oder gering es wolle, zu Gute gekommen, und Jeder, der ihn gehört hat, ist sein Schüler.

Schließlich noch ein Wort über die Abhandlung, die Herr Villemain dem Dictionnaire der Akademie vorangeschickt hat. Diese Abhandlung drehört eine Unzahl der wichtigsten Fragen, ohne die Prätension zu haben, dieselben dadurch für erledigt und erschöpft zu halten. Man wird viel daran auszusetzen haben: wir unseres Theil sind der Meinung, daß nie ein gelungeneres Werk aus Herrn Villemain's Feder hervorgegangen ist als diese Abhandlung. Das Gedrängte scheint uns oft in diesem Fernen Meisterwerke zugewünscht, und die leitende Kraft und der festerende Puls desselben, wir sehen jene Weise der Composition darin verwirklicht, die sich der Analyse des Verfassers und den Abstraktionen derselben entzieht, jenes organische Leben, jenes in sich geschlossene und voll innerster Nothwendigkeit schöpferische Gestalten, welches die Alten so gern mit dem umbauenden Schutz der Mauern vergleichen. Jeder Gerechte schaut ein eine Stadt. Und eine gleiche Anzahl guter und, wenn es sein kann, musterhafter Schriftsteller sollte nicht dinreichen, eine Zeit zu retten? Arbeiten wir nur darauf hin, jeder nach seinen besten Kräften, und jenem Ziele anzuähdern; und halten wir nur mit eiserner Konsequenz an dem Grundsatz fest, das künstlerische, wie die Sprache, ein schönes Stil aufrecht zu erhalten und retten zu wollen. Es ist noch dort zu thun für uns Alle, und noch viel steht zu erringen und zu erwerben. und nur uns tüchtig zu machen und fest zu halten im Strudel jener verwerrenen Gegenwart an demjenigen, was wir einmal für das Rechte erkannt, das ist auf der Maaßstabe mit der großen Vergangenheit und im Angesicht der ungewissen Zukunft, in dieser Position, in der wir uns befinden, unsere nächste Aufgabe.

Sainte-Beuve.

Die Soubrette und der Kammerdiener des ältren Französischen Lustspiels.

Könnte man nicht unter diesem Titel eine ganz alterliebste Geschichte schreiben, die zwar bis auf den heutigen Tag unvollendet geblieben, die aber auf das schlemmigste zu Ende gelührt werden muß, wenn man nicht will, daß die Helden derselben der Vergessenheit anheimfallen sollen? Wäre es nicht gut, wenn Jules Janin seine ihnere Feder dem Dienste der Soubrette und des Kammerdieners unserer altrn Komödie widmete, damit er Nutzen schöpfe von den Beziehungslichkeiten der letzten Liselte und des letzten Pasquin's? Und wenn diese Beiden sich hier seine Schüler lehren und ihm ihre Geschichte mit jener feinen Bosheit und jenem spitzischen Lächeln, die uns so bekannt sind, diktiren wollten, so wäre er sicher, ein sostbares Gegenstück zu seiner Roselte zu liefern.

Nach wenigen Jahren wird der Kammerdiener vom Theater verschwunden sein, die letzten Exemplare werden ihren dunstschleierigen Mantel mit sich in's Grab nehmen, und mit demselben ihre oft Strahlenden Lazzi's und jene frische und freimüthige Heiterkeit, die stets in ihrem Gefolge war. Heutzutage hat der Kammerdiener nur noch einen durch Ueberlieferung und Hertommen ihm bewahrten Ruf. Er stand zu gleicher Zeit mit dem kleinen Abbé und dem Maitbefer-Ritter, zwei stehende Figuren, die uns viele Mühe machen, wenn wir sie uns noch dergegenwärtigen wollen. Darum eben verstehen wir auch den Kammerdiener commue il faut kaum mehr ganz, und man muß in den Scheiften Molière's und Regnard's sehr bewandert sein, um jene geistreiche Figur vollkommen würdigen zu können.

Vor der Revolution war der Kammerdiener nicht bloß der der Komödie; er hatte auch ein anderes Leben, das uns bloß theatralische. Wenn die damaligen vornehmen Herren mit ihren blonden Perrücken, ihren mit Schnupftabak bestreuten Jabots, ihren Rabiaturn Degen und ihren breiteren Reseaus hinter den Coulissen und im Foyer der Schauspieler auf- und abgingen, oder in die Logen der Schauspielerinnen schlüpften und sich eben so herablassend mit Pasquin als galant mit

Digitized by Google

Lisetten unterbieten, — dann standen die wirklichen Kammerdiener, Champagne, Lafleur oder Lorrain, am äußersten Ende des Parterre und flüchten dort für ihr banres Geld die Schauspielerin aus, mit der die Lisette, der ihr Herr eben die Cour machte, verkleidet war. Für einen Frontin auf der Wähne gab es acht Labri's vor derselben.

Der Kammerdiener war daher damals eine sehr naturtreue Figur und den Theatern sehr willkommen; er füllte seinen Platz im Pariser Leben aus und hatte gesellschaftlichen Einfluß. Wenn er die Bühne betrat, um seine komischen Intriguen anzuspinnen, so konnte man darauf rechnen, daß er in denselben Augenblicke ernstlich gemeinte Intriguen im wirklichen Leben einfadelte. Während er vor dem versammelten Publikum der Comédie-Française seinem leichtsinnigen Herrn half, allerlei Unterredungen ausführen, half sein Kollege wahrscheinlich dem Herrn Ritter, oder dem Herrn Marquis, seine Streicketter an den Mauerwerk eines Klosters beseitigen.

Der Kammerdiener glich übrigens ganz in die Gemüthsstimmungen seines Herrn ein; er liebte ihn, er war ihm ergeben, und der Herr gestattete ihm dagegen eine unschuldige Vertraulichkeit, ohne Furcht, seiner angebornen Würde dadurch zu schaden. Das Verhältniß des ersten Scapin war mitunter der Stellung in den Lateinischen Komödien, Plautus und Terenz dadurch lange Zeit unserem Revertoir den Stoff geliefert. Molière enthielt ihnen einige seiner Jahrmarktsscherze, bei denen der Alte, der verliebte Sohn und die schöne Negyptische Sklavin die Hauptrolle spielen; wiewohl er indessen bei der Benutzung dieser Alltags-Intrigue zwei bis drei vortrefflichte Charaktere geschaffen hat, so muß man doch gestehen, daß diejenigen Stücke, die ihre Entstehung den schmachen Gründe gedankt, bei weitem nicht zu seinen besten gehören. Aber nachdem einmal diese modernen Antiquitäten das Bürgerrecht in der Komödie gewonnen hatten, verschwand der Römische Sklave oder Diener bald, um dem eigentlichen Französischen Valet Platz zu machen; dem Scapin folgte Crispin, und dieser hatte den Frontin zum Nachfolger.

Die Familie des Frontin vermehrte sich wie die des Harlequin und verbreitete sich über alle Bühnen. Wir wollen ihn nicht auf seiner Wanderschaft begleiten. Wir sagen bloß, daß auch die Namen Jasmin, Champagne oder Lafleur jeder eine gewisse Charakter-Eigenheit bezeichnen, die keineswegs so unbedeutend ist, als man gemeiniglich denken mag. Wenn man das Repertoir des höheren Französischen Lustspiels und der komischen Oper durchsieht, so wird man bald finden, daß Laurent eine magere, bleiche Figur, Champagne ein blühender, sybtlicher und zuvorkommender Mensch ist. Jasmin dagegen ist frech, ein Schwerenöther und Intrigant, Lafleur aber naiv, aufstellig, stets heiter und sehr verliebt.

Beaumarchais hat alle diese verschiedenen Nüancen in seinem bewundernswerthen Schöpfung des Figaro vereinigt, — und er hat mit ihm das treulle Vorbild, den vollkommensten Kammerdiener des achtzehnten Jahrhunderts erfunden, ihn, den herrlichsten Vertrauten der Komödie.

Bei Gelegenheit der Vertrauten erlaube man mir, einen Protest gegen die ewigen Vertrauten der Tragödie einzulegen, die mit stets als eine einfältige und schwülstige Kopie der Komödien-Vertrauten erschienen sind. Als man dieses so drauenen und verbrauchten Mittels gar nicht mehr entbehren konnte, verwandelte man sie die Tragödie den Kammerdiener in einen „Vertrauten", und die hohe Melpomene selbst ergriff seine Hand, um ihn in den Kampf hinzuführen.

Von dem Kammerdiener kommen wir nie ganz von selbst auf seine Schwester, die Soubrette, denn ihre Geschicke waren gleichem Wechsel unterworfen. Die erste Soubrette, von der wir Nachricht haben, ist Marinette, die Frau des Scaramouche.

Scaramouche gehörte zu jenen Schauspielertruppe, welche der Vice-König von Sicilien gastfreundschaftlich einem Theil seines Palastes eingeräumt hatte, um Vorstellungen dort zu geben. Als er eines Tages nicht zu spielen und mehrere wahrhaft betrübende Reflexionen über das Unangenehme des Geldverschwendens angestellt hatte, beschloß er, auftatt sein Geld auf dem Kaffeehause zu vertheun, sich mit einem Spaziergange zu vergnügen; eine unschuldige Erholung, deren er bedurfte. — Da ist er ganz vortrefflich Deine hatte, sein Geist von tausend Traumbildern umschwärmt wurde und sich am tiefblauen Himmel und nicht ein leichtes Wölkchen zeigte, ging er bald aus dem Thore von Palermo und immer gerade aus. Ungefähr eine Meile von der Stadt wird er durch einen vorüberrieselnden Bach aufgehalten; er ruhet endlich sein Haupt und erblickt nahe der sich ein junges Mädchen, die süße Haare kämmet, die sie so eben im Bache gebadet hat. „Welch ein schönes Mädchen! und welche koldbare Haare!" rief unser Schauspieler. Das junge Mädchen, ganz verlegen, mit klopfendem Herzen und zu Boden gesenkten Blicken, war in Wahrheit schön, und obgleich sie noch dazu auf einen großen Stein gestiegen war, waren ihre Haare doch von einer so außerordentlichen Länge, daß sie den Boden berührten. Scaramouche bemerkte bald, daß sie die schönste dieser Farbe hatten, die man nur sehen konnte. „Diese koldbare Pracht der Haare", sagt sehr galant Herr Angelo Constantini, sein Biograph, „die nur die eigenthümliche Schönheit des jungen Mädchens noch erhöhte, wurde zu einem Bande, das das Herz des Scaramouche fesselte." Wenige Tage nachher hatte er in der That Marinette geheirathet, und nach zwei Monaten debütirte sie mit dem glänzendsten Erfolg in Rom in der Partie der Soubrette, die sie mit all der neckischen und artigen Schlauheit darstellte, die man nur wünschen konnte. Sie begleitete ihren Mann auf seinen ersten Ausflüge nach Frankreich und machte in Paris Glück, zumal der große Molière 26.771 Kinder, 8 bis 13 Jahr alt. In den Wollen-Fabriken arbeiten 71,274 Menschen, worunter 13,223 Kinder; in den Seiden-Fabriken 30,682 Menschen, worunter 9074 Kinder; in den Leinen-Fabriken 38,288 Menschen, worunter 3288 Kinder. Die Gesammtzahl der Fabrik-Arbeiter beträgt 355,372, worunter 55,455 Kinder.

hatte ein wenckes, rundes Händchen, ein schwarzes, schelmisch blickendes Auge, eine Nase à la Roxelane, einen kleinen, rosigen Mund, und wenn sie lächelt, zeigt sie zwei Reihen schöner, blendend weißer Zähne, die Pasquin im Handgemenge des Enzglefens mit Perlen vergleicht. Verwechselt sie nur nicht mit der Lisette Bérange'r's: die ist ein möglichst gutes Mädchen, sie läßt sich lachend umarmen, sie kann auf die schönste Art ein Glas Champagner trinken, sie wird mit einer wahrhaft männlichen Unerschrockenheit ihre Cigarre rauchen, und wenn man sie ein wenig zieht, so stellt sie sich ungemein kitzlen ein züchtiger Zinch auch nicht viel. Unsere Lisette ist weit zurückhaltender, aber auch viel graziöser und geistvoller; ihr Anzug, obgleich einfach, ist doch zum Bezaubern; man kann das feine Kattunkleid mit dem Brustlatz und den kurzen Aermeln und die Schürze von grüner Seide nicht zierlicher tragen.

Sie achtet das jenes kleine Lächeln, jene nietliche Haltung und jenen reizenden Gang, vor Allem aber den glänzenden Verstand, den sie bei allen Anschlägen und Intriguen offenbart; auch ist sie hauptsächlich der Toilette und dem Herzen ihrer Gebieterin unterdebrieb, die keine bessere Freundin und Leiterin hat.

Lisette ist eine im Intriguenstück unentbehrliche Figur. Ohne sie keine komische Intrigue, ohne sie keine Entdeckung unter dem Wallen der Gelieben, keine Liebesbriefe und keine geheimnißvolle Verabredungen. Wenn Lisette abwesend ist, so ist sie es nur im Interesse ihrer Gebieterin; Lisette gefällt dem Herrn, der ihr das Kinn streichelt; Lisette demüthigt den verzweifelnden Liebhaber, sie zettelt gegen die strengen Väter Verschwörungen an und betrügt die eifersüchtigen Bewachter auf die liebenswürdigste Weise. Sie hat die Ehre die Entwicklung des Stücks in Händen, ganz wie die Millionen der aus Amerika rückkehrenden Oheime eine Zeitung die Katastrophe in den Vaudevilles herbeiführten. Wie viele Stücke des alten Repertoirs könnten geradezu den Titel „Lisette" führen. Lisette schloß stets damit, daß sie den Frontin heirathete, nachdem sie vorher seine Schlauheit hinlänglich seinen Nebenbuhlers Pasquin oder Martin tüchtig geneckt hatte. Die liebe Lisetten's und Frontin's sind das triviale Gegenstück zu der schmachtenden orangeduftenden Liebe des Ritters Dorante und der schönen Julie. Das Lachen und die heitere Ironie ersetzen hier die süßen Blicke und zärtlichen Seufzer.

Man wird gestehen, daß diese Lisette eine reizende Schöpfung ist; es ist ein ächtrans wahrer Charakter. Sie ist ein vortrefflichen Mädchen und zu gleicher Zeit nugemein beobacht, eben so verschwiegen als geschwätzig, eben so einfältig als unverschämt, und dadurch weiß sie es immer dahin zu bringen, daß ihr ihre Intriguen und ihre kühnen Angriffe von den Vätern und Vormündern vergeben werden. Lisette ist freilich etwas wilde, da sie saft zwei Jahrhunderte hindurch das Herz ihrer Gebieterin gelenkt, gegen die Wahrwölfe von Männern intrigirt und gegen das Edikat gepredigt hat. Unsere Vaudeville- und Lustspiel-Fabrikanten sollten sie bewahren, dächte ich.

Eine höchst bemerkenswerthe Eigenheit in der Geschichte des Kammerdieners und der Soubrette ist, daß Molière, dieser große dramatische Dichter des Volkes, an jedem seiner Kammerdiener einen so großen Theil von Witz und Erfindungsgabt verschwendet hat und ihnen durch die Kraft der Intrigue eine so große Ueberlegenheit einräumte, daß ihre Herren ohne sie nichts sind, und daß diese ohne ihre Hülfe nichts wagen können. Leln's Existenz ist nur in seiner Gegenwart möglich.

Und wie Molière alle seine Bürger zu weisen, verständigen Männern mit gesundem Sinne machte (den Herrn Jourdain allein ausgenommen, die einzige Lehre, welche er den Bürgerstande gab, und Gott weiß, welche strenge, aber nützliche Lehre), so hat er auch alle seine Soubretten mit einem unvergleichlichen Takt dargestellt. Ist es nicht Dorine, die sich zuerst gegen Tartüffe auflehnt? und ist es nicht Nicolne, die mit aller Kraft ihrer Lunge und ihrer wassiven ländlichen Logik den Rausch der Eitelkeit bekämpft, der sich ihres Herrn bemeistert hat? —

Dies große Verdienst Molière's ist viel zu wenig Leute lange Zeit ein Geheimniß gewesen; erst als der Zweck völlig erreicht war, hat man es gefunden, sich darüber zu ärgergen. (Le monde dramatique)

Bibliographie.

Dictionnaire historique et iconographique de toutes les opérations et des instrumens etc., de la chirurgie ancienne et moderne etc. — Von Colombat de l'Isère. Dritte Lfg.

Dictionnaire universel de botanique agricole, industrielle, médicale et usuelle. Par MM. Vavasseur, Cottereau et Gillet de Grandmont, médecins.

Les Facultés morales, considérées sous le point de vue médical; de leur influence sur les maladies nerveuses, les affections organiques etc. — Von Joseph Morean. 2 Br.

Flore générale des environs de Paris, selon la méthode naturelle. — Von F. F. Chevalier. 3 Bde. Zweite Aufl. 18 Fr.

Dictionnaire idio-étymologique hébreu, et dictionnaire grec-hébreu. — Vom Abbé Lugière Latouche. 14 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Fabriken-Bevölkerung Großbritanniens.** Die Baumwollen-Fabriken dieses Landes beschäftigen jetzt 220.134 Menschen, worunter

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Freitag den 13. Mai 1836.

Frankreich.

Die Pferderennen zu Chantilly.

Von Jules Janin.

Seit den Tagen des großen Condé, der in einem jener Momente fürstlicher Lust den Marstall von Chantilly erbaute, hat, wie alles Große auf dieser Welt, auch dieser Marstall die Wechsel des Glückes zu erfahren gehabt. Und von allen großen Monumenten, die jemals Revolutionen bestehen gemußt, ist der Marstall von Chantilly vielleicht auf der ganzen Erde das größte, welches völlig unversehrt geblieben ist. Der Stall hat das Schloß, der Stall hat den Wald gerettet, und so oft es jetzt in unseren Tagen wieder lebendig wird auf diesem frischen Rasen, in diesen hundertjährigen Wald Gestümmel und Getöse wieder einkehrt, das alte Schloß vom fröhlichen Rufe der Jugend ertönt, vom Jagdhorn das schlummernde Echo wieder erweckt wird, der Hirsch durch das Dickicht bricht und das verhängnißvolle Halali hinter ihm her erschallt — wenn jetzt noch an diesen schönen Orten die Pariser Jugend und die reizendsten Frauen, die Zier und der Glanz unserer Weltstadt, sich einfinden, wenn noch heut Alles Leben und Gegenwart ist unter dem Laubdach dieser Bäume, so verdankt Chantilly dies einzig und allein jenem Marstall, den der große Condé seinen alten getreuen Gefährten von Lens, Rocroy und Freiburg erbaute.

Ueberall, wohin wir sehen, stehen die alten Paläste verlassen, selten schallt ein Fußtritt durch die öden Gemächer, und Gras und Unkraut wuchert in den Gängen der Gärten; sie sind nicht mehr die Wohnungen des Lebens und der Thätigkeit. Denn das Leben der Fürsten vor Allem treibt jetzt mitten in dem Getreu der Geschäfte, auf der Wege des Tages, im Grümmel der Menschen, da, wo die Bewegung der Geister am lebhaftesten ist; an die Stelle endloser Jagden und träger Ruhe sind als Unterhaltung für unsere Fürsten jetzt die Deputirten- und die Pairs-Kammer getreten. Die stolzesten Paläste sehen im ganzen Jahre kaum einmal ihren Herrn. Das Schloß von Eu wird manchmal Jahr gar nicht besucht; Fontainebleau, aufs wundervollste restaurirt und zu dem alten Glanze, in dem es zu Franz des Ersten Zeiten strahlte, wieder erhoben, wird nie wieder einen Franz I. in seinen Mauern sehen; Ludwig's XIV. Versailles, diese große Ruine, so sehr zur rechten Zeit und von so geschickter Hand aus dem Schutte, in den sie zu versinken drohte, hervorgezogen, hat einer neuen ruhmvollen Bestimmung gewidmet; da es kein Palast für den König mehr seyn kann, so soll der Palast Ludwig's XIV. fortan ein Museum werden für das Volk. Und so würden, wäre nicht der Marstall in Chantilly, auch Palast, Garten und Waldungen der Condé's gegenwärtig höchstens ein anständiges Sitzgebäude, das in Gestalt alsüberlich harren würde, bis sein junger Herr und Besitzer acht Tage auf Urlaub kämt, um doch wenigstens einmal zu sehen, was die Rosen und die Schwäne und der Fischreich machten. — Von dem Moment an, wo Jedem die Nothwendigkeit auferlegt ward, thätig zu seyn und lebendigen Theil zu nehmen an den Angelegenheiten der Lande, wo der schwelgerische Müßiggang aufhört, und für die Großen noch mehr als für irgend Einen, der Allen aber am meisten für den König und mehr noch sogar als für seine Söhne — gab es keine Schlösser im eigentlichen Verstande mehr. Die Herren dieser schönen Besitzungen hausen nicht mehr darin; es geht nicht, es ist ihnen durch den Lauf der Dinge unmöglich gemacht; kaum daß ihnen freilich, im Frühling einmal zu kommen und nachzusehen, was der Maurer geardetet hat und wie der Garten im Stande gehalten wird. Aber wenn alle Schlösser leer stehen, die Alleen und Säle von Versailles und Fontainebleau ihr liegen und verlassen, sie Chantilly und seinen Marstall war ein solches Loos auf die Dauer unmöglich. Der Palast freilich, der konnte ruhig warten, bis der Herzog von Aumale herangewachsen war, der schöne Wald geduldig harren, bis die achtzehn Jahre seines jungen Besitzers voll geworden; Garten, Wiese, Haus und Landschaft, das Alles wäre in Erwartung seines Herrn und Gebieters ein großer Bart, ein großer Hof, ein wenig größer als der des Collège Heinrich's IV., geworden.

Aber die Ställe des großen Condé, was wäre aus diesen gewesen unter der Zeit? Still und verlassen lagen sie in Trauer um den alten Ruhm, um jene Zeiten, als aus dem Norden die Könige kamen und mitten unter den Pferden des Prinzen mit Frau Gevatter Gevatter das Mahl einnahmen; als die Thore sich tagtäglich öffneten und die Rosse hinausstürmten in die Ebene, die Berge hinan, beim Schmettern der Fanfaren auf der Fährte des flüchtigen Hirsches. Aber, wie gesagt, lange sollte es nicht so bleiben; der herrliche Marstall konnte und sollte nur kurze Zeit in diesem traurigen Zustande verharren. Wie ihn aber wieder füllen? Woher die Zahl der Gäste nehmen, die so stolzer Wohnungen würdig wären? Wie das erforderne Leben, das Gewühl der früheren Regsamkeit ihm wiedergeben? Das war kein Kinderspiel, nicht einmal mehr ein Fürstenspiel. Es giebt keinen Fürsten mehr, der allein und aus eigenen Mitteln die Ställe von Chantilly füllen könnte. Und doch ist das Mittel, sie zu füllen, gefunden worden.

Man ist auf den Einfall gekommen, und der Gedanke ist eben so sinnreich als königlich, nicht die Jagd, sondern das Wettrennen aufzurufen und einzuladen, im Marstall von Chantilly seinen Sitz zu nehmen. Geöffnet werden sind die Ställe, nicht nur für die Pferde des Prinzen, sondern für alle edleren Renner; der glückliche Sterbliche sey wer er wolle, dem sie zugehören, der so reich ist und so gut gestellt im Leben, um schöne Pferde gern haben und nun sie hegen und pflegen zu können mit der edlen großsinnigen Leidenschaft, die weder Mühe noch Opfer für ihren Gegenstand scheut. Wenn die Ställe von Chantilly aufs neue wiederbelebt von dem Gewiehre der schnellen Pferde Frankreichs, die Höfe sich wieder mit Menschen füllen, diese beschäftigt, den Bewohnern des stolzen Palastes zu schmeicheln, Andere, ihnen Dienste zu leisten, wieder Andere, sie zu zähmen und zuzureiten — was ist daran gelegen, ob all' diese Pferde Allen gehören oder einem Einzigen? Aus allen Theilen des Reiches eilen die edlen Renner auf den ersten Ruf hierher. Ohne ein Zeichen von Verwunderung, den Erstaunen treten sie ein in die köstlichen Zellen; man geräth in Verschwung, zu behaupten, sie dächten und wünschten, daß ihre Verhausung nicht mehr als angemessen ihren Range und ihres edlen Ursprunges nur würdig sey und gebührig dasse. Jedes Jahr von ihnen drängt seinen Namen, seine Ahnen, sein Wappenschild, seinen Königlichen Stammbaum, den wachsthümlichen und unbestreitbaren unter allen Stammbäumen auf der Welt. Von der Bezier nach Ruhm getrieben, kommen Alle, und so schön und jung, so heiß und stolz, daß die hohen Mauern beben vor Lust und Triumph. Edle Renner in der That, die Hoffnung der zukünftigen Generation, sey es nun zur Schlacht oder zur Jagd. Wögen sie kommen! Offnet ihnen die Ställe von Chantilly, bereitet sie vor, rüstet sie zu zum Wettlauf auf den Morgen — ihnen allein die Ehre! Wir Andern aber, die wir nur Menschen sind, eilen herbei zu Haufen in unserem Sonntagsstaat, drängen uns und keuchen, schwellen erwartungsvoll auf den Fußspitzen, bereit, mit unseren Händen und Herzen, so viel nur immer an ihnen ist, dem glorreichen Kampf, der beginnen soll, Beifall und Verherrlichung zu spenden.

Und wahrlich, noch gestern prangte Chantilly in nicht gewöhnlichem Festesglanz. Das ganze reiche Paris, das feine galante Paris, das sogar in seine Erholungen, in seine Spiele und Thorheiten den Nutzen zu verflechten weiß, war gekommen und hatte sich auf der grünen Flur versammelt. Im Walde war eine Regsamkeit und ein Leben, wie an den Götterfesten des heiligen Hubertus. Von den niedlichsten Füßchen der Schönsten unter den Schönen wurde der Rasen der Aue getreten, lieblich und leicht, gleichsam um ihn zu gewöhnen an den windschnellen Tritt einer anderen Schönen, der Polanie; der Marstall hatte seine Pforten weitaufgethan weiter erlangt, in der Fülle seines alten Stolzes stand er da, es war der letzte Tag der königlichen Rennen; nur der Tag der großen Preise, des lauteren Zujauchzens, des stürmischen Beifalls; eine Wonnestunde für die Pferde, für die jungen Männer und für die Frauen — drei Aristokratien, die sich vorzeitestlich unter einander verstehen. Die Männer sowohl als die Frauen, alle waren festlich geputzt und geschmückt, den Künstlern zu Ehre. Die Rennerische Bahn durchwiesen sollten. Die grüne Aue von Chantilly war die Rennbahn — im Rimdus einer Olympia erschien sie — und ohne Staub; der Siegespreis bestand für den Besitzer in einer Geldsumme, hinreichend, einen Sterblichen glücklich zu machen, und für das Pferd in einem Vorderstrang, unsterblich genug, den Ruhm eines Pferdes für eine Ewigkeit zu gründen. Am Mühe und Triumph aufs höchste zu steigern, hatte man die Hindernisse auf eine Weise verwirklicht und komplizirt, daß es zum Erstaunen war. Die Stunde war gekommen, die weite Arena füllt sich mit der schönen Welt, auf allen Bäumen sahen Zuschauer, die Reiter prangten im bunten Farbenschmuck, alle Fenster des Palastes waren von jungen Schönen besetzt. In den Ställen, in ihren Ständern stammten die kampfbegierigen Renner, ungeduldig nach Ruhm, den Boden mit den Hufen — mit flammenden Augen, aufgeblasenen Nüstern und flatternder Mähne, scheinen sie alle nur aus einem Munde Vorwärts! zu rufen.

Nun schmetterten die Trompeten; die Dragoner auf ihren Pferden hatten die andrängende Menge in Zaum. Denn jetzt naht der entscheidende Moment, jetzt will Jeder heran, Jeder schauen und staunen; mit jedem Augenblick kommen in Schaaren noch immer neue Zuschauer an

Digitized by Google

— glänzende Equipagen mit Postpferden kommen im Galopp noch angespornt und entladen eine frische Fülle von Federn und Blumen und holden Lächeln. Im kurzen Trott auf seinem kleinen Pferde kommt der Landmann angetrabt, auf der Croupe sein Töchterchen, neugierig aufgeregt, als stell' es zum Tanze gehen; lange Kornhalmen laden im Schritt heran, mit ganzen Familien beraubt, reiche Pächterinnen, die von ihrem Kariol herab nedisch die schönen Damen auf den seidenen Polstern der Prachts-Equipagen betrachten. Hier sind alle Wagen gleich, alle Pferde gleich, das Dragonerpferd und das Acker-Pferd, hier giebt es nur eine Sorte Pferde, die nicht ihres gleichen haben, und das sind die Rennpferde. Nur diese sind hier Herren und Pferde, sind die Anzüge des Tages, und die allgemeine sowohl als einzige Gegenstand der Bewunderung. Auf sie sind aller Sinne und Blicke gerichtet, für sie schlagen alle Herzen, für sie steigen die Fieberwünsche zu den Göttern, die Leidenschaft der ganzen Jugend ist ihnen zugewandt. Man nennt ihre Namen, die Ritter; die Gelehrten und die Blauen stehen noch einmal als Parteien gegenüber — und Zeter nimmt Theil daran. Je der ergreift Poetei, der für den Albion, jener für den Eistander. Ein Theil sind und stirbt für Miß Annette; auch Lord-Jane hat ihre Partei, und ihre schönen Beine haben so gut ihre fanatischen Verehrer als die Füße der Demoiselle Tagliori (Guter Himmel! es ist ein ganz eigen seltsam Ding, aber es ist wahr, es ist so — all diese Namen sind so populaire, so allgemein geläufig, so in aller Munde, wie die Namen der größten Dichter! Und was sag' ich! Viel, viel geläufiger, viel bekannter sind sie als die größten Dichter. Man berufe mir die, höre nur herum, tausend Geschichten wird man vernehmen von Sobwog, von Weisel-Nix, und von der auch durch diese Artikel bekannten Miß, die wetten aufgeführet werden in der Oper, so werden im Zwischenakte, Logen und Parterre zusammengenommen, nicht so viel Geschichten erzählt, als hier. — Endlich ist Albion verstummelt; der Prinz selber ist einer der ersten unter den Aufenwendern gewesen; man darf nur noch auf die Hetzen des Festes, auf die Könige des Tages. Erschallt denn Trompeten, und ihr Heroldes, ertönt die Geschichte!

Da sind sie! Welch ein Anblick! Welch eine Menge der eisenfesten Schönheiten! Welch Leben, welche Kraft in allen! mit welcher Kühnheit stürmen sie über die Aue — wie der Wind, daß Ihr sie bald zu sehen, bald nicht mehr zu sehen glaubt. Ihr meint, sie rennen schon? Keineswegs; nur zum Spaß ist das, nur ein Spiel — sie haben noch eine Meile gemacht, um in Athem zu kommen. Wer sie sieht, kann nicht daran zweifeln, daß sie recht gut wissen, diese stolzen Athleten, daß Aller Augen auf sie gerichtet sind, und zwar die jüngsten Augen, die allergärtlichsten, die geistreichsten und die jüngsten sage ich noch einmal. So prüfen sie den Boden, heben die Köpfe gen Himmel, blicken die Menschen, blicken sich einander an, kennen und begrüßen sich, gewöhnen sich zugleich und empfinden schon, daß es nicht leicht sein wird, die Palme davonzutragen.

Das Zeichen wird gegeben — in einem Moment gehen alle zugleich ab. Anfangs meint man, sie laufen, dann, sie rennen, endlich sehen sie im Fluge. Erstaunen und Bewunderung erreichen den höchsten Gipfel. Jeder Ihrer den Athem an, um nur zu sehen, um sie besser zu sehen; so viele Hoffnungen sind auf diese edlen Häupter gesetzt. Noch einmal, welch ein Schauspiel! Nu was sind wir gewöhnt, wo kommen wir her? Von den wirklichen Gäulsseuren unserer Theater, von jenen elenden Kunstreiterbuden, wo uns immer ein Mitleid ergreift, wenn die schon ihre Bierzig auf dem Rücken haben, aufgezäumt und aufgesattelt werden! Wenn wir eine Schaulpielerin sehen, die passabel hübsch ist und ihr Roth und Weiß geschickt aufzulegen versteht, gleich schreien wir Wunder über Wunder! Man braucht uns eine kleine Uebersaschung mit einem Deckschase oder einem Gitterchen zu machen, gleich schreien wir: ein Genie! Man sind wir satt, man sind und schwitzt dem Schein der Lampen, im Staub und Moder unserer Theater, um eine Kunstsprache zu schauen, auf die man oft fünf lange analvolle Stunden warten muß, und da sagt man: man amüsirt sich. Welch ein traurige, klägliches Vergnügen, wenn wir es mit dem vergleichen, was sich uns hier darbietet — armselige Lust gegen die Aue von Chantilly! wenn Alle Welt aufbeeht, mit den Augen das Schauspiel, das vor sich geht, verschlungen! Die Damen vergessen sich unter einander anzusehen, Alles vergessen über ein Pferd — Wetten angestellt werden einer über die andere, bei denen der Stolz noch weit mehr ins Spiel kommt als das Geld — und ein Schauspiel, das so ist ein Theater! — und die Schauspieler, die schönsten, anschaulichsten, jugendlichsten, beschleunigsten und bewundernswürdigsten Geschöpfe unter allen denen, die nicht nach Gottes Bilde geschaffen sind!

Das ganze Detail des letzten Rennens, eine aufführliche Beschreibung des Kampfes dieser Rosse mit Athemflügeln zu geben, wer dürfte es wagen? Auch stärkere Kräfte als die meinigen möchten an solchem Versuche scheitern. Denn hier handelt sich's nicht um ein Schauspiel, ein Drama gewöhnlichen Schlages, wo man ohne Gefahr für das Ganze ein paar Details übergehen kann. Noch viel weniger möchte ich unterunehmen, Sieg für Sieg die Namen der Streiter mitzutheilen; es kann doch sich hier nicht um gewöhnliche Schauspieler, in Betracht deren gleich wenig daran gelegen ist, ob sie gestatet werden oder nicht, es handelt sich vielmehr um den Ruhm einer ganzen Generation von Rennern, die durch ganz Europa erschallen sollen, handelt sich um einen Ruhm, der durch die ersten und müheroollsten Anstrengungen erworben ist. Und dann, wie wollte man es anfangen, einen Sieg zu beschreiben, der in zwei Minuten gewonnen wird? Bericht abstatten von einer Niederlage, die auf dem Viertel einer Sekunde beruht? Ich soll es auf mich nehmen, kleinen zinsstummen Wettkämpfern der Rennbahn die reste oder die zweite Stelle anzuweisen — ich?! Zuerst lief Bolante, die edle Tochter des Rowsiten und der Grane, zweimal; zweimal erreichte sie zuerst das Ziel. Bolante zählte vier Sommer; ihr Gewand ist grau — es war der erste Wettlauf, den sie gemacht; sie siehet schon erstaunt über ihren Triumph. — Sie gewann den Orleanesschen Preis. (le prix d'Orleans.) Der zweite Sieger, Frank, gewann den Preis von 3000 Fr. Auch Frank lief zum ersten Mal. Und so wäre denn wieder ein Zweifer gefunden, der zu schönen Hoffnungen berechtigt und nicht lange unbeerdigt bleiben wird. Offenbar schonte ihn sein Herr und gestattete ihm nur, den einen Preis zu gewinnen, um ihn in vollen Geist der Ehren und der Monne für's nächste Jahr aufzuspornen. Frank ist der Sohn des Captain-Candid und der Coral; die bezüglichen Aeltern werden über seine progenieum vilisioieren zu klagen haben. Nach Frank kam Brougham an! Hört Ihr's, Brougham! und man wollte vergangenes Jahr nicht leiden, daß eine schöne erigente Stute Miß Dejazet heißen sollte!

Es währt nicht lange, so beginnt das zweite Rennen. Der Preis ist eine goldene Schaale. Die Schaale zieht mit vor Neide zu Reite unter den Zuschauern, und Jedermann kann sie sehen. Es ist nichts etwa so ein großer ungeschickter Gold- oder Silberklumpen, unförmlich und geschmacklos, wie bei ähnlichen Gelegenheiten gewöhnlich — nein, sondern ein feines Kunstwerk, elegant gearbeitet, das Bildwerk daran von Klagmann's Hand, jenes wundervoll begabten Künstlers, der mit seinen rauhen Händen so reizende kleine Meisterwerke zu Stande bringt. — Wieder tritt Bolante hervor, aber diesmal soll sie den Kampf mit Miß Annette bestehen. Fragt mich nicht, wer Miß Annette ist. Eben so gut könntet Ihr fragen, wer Wakefield oder Emma sei. Seit ihrem vierten Jahre ist Miß Annette der Ruhm und der Stolz aller Pferderennen gewesen. Kein Pferd, das sie nicht besiegt, kein Ziel, das sie nicht zuerst erreicht, keinen Preis, den sie nicht spielend errungen hätte. Heil Miß Annette! Und allen Ruhm und alle Ehre ihr, recht viel Ehre und Ruhm wird sie heute noch nöthig gehabt; sie ist nur von mittelmäßiger Schönheit, Zierlichkeit des Baues kann sie abgesprochen werden, und Frank sowohl als Brougham sind beide kräftiger und größer. Aber Miß Annette hat vom Schicksal die große Eigenschaft zur Mitgift erhalten, welche die Triumphe im Wallet und auf der Rennbahn bedingt und schafft — Miß Annette ist leicht, leicht wie eine Feder, sie ist einer der besten Zöglinge des Herzogs von Gusche, ist der letzte Repräsentant eines Geschlechts von Pferden, die mehr um zu glänzen als um zu nützen geschaffen und gezogen sind und gegenwärtig einer Generation Platz machen, die nicht so schnell, aber dafür kräftiger sind. Miß Annette ist nicht mehr ganz jung, sie zählt sechs Jahre; im Frühjahre hatte sie dasselbe Loos zu erfahren, das ihr im Herbstjahre gestern der alten mit der neuen Schule. Miß Annette ist eines jener großen Talente, die die Ehre ihrer Kunst ausmachen. Man hält sie für besiegt und überflügelt durch jüngere — aber bald erkennt man, wie man sich getäuscht; im Nu steht die alte Kraft wieder auf in ihnen, und mehr dann alles, die mit ihnen in die Schranken treten wollten. Sie triumphirt. Sechs Jahre lang hat sie ihren Rücken für die edle Jungfrau und hundertsunfzig Pfund, nannte mit der Peianie, die nur vier Jahre und nur hundertundzwei Pfund trug, und doch gewann sie die Schaale. Es war ihr letzter Triumph, aber es war auch vollständig. Ihre Freunde, ihre ganze Partei brachen in Thränen der Freude aus; Thränen, wie man sie nur bei den größten Anlässen sieht, wie sie nur die jungen Herren, ihre Schen, die ihr treu und ergeben geblieben waren und ihr nun Lebewohl sagten bei ihrem Scheiden von der Bühne, deren Stolz sie gewesen war. Niemals ist ein Schauspieler, selbst der beliebteste und gefeiertste, mit mehr Ruhm vom Schauplatz abgetreten. Lord-Jane, der seine Farben Miß Annette's gesehen, war auch glänzender, als der der Miß Annette. Am Abend erhielt sie unter den hohen Balken von Chantilly, Angesichts ihrer besiegten Rivalen, ihren Hafer aus der peachrevellen goldenen Schaale, dem Kunstwerke Klagmann's, die sie gewonnen hatte, und zeigte sich in diesem glorreichen Moment unschuldig nicht stolz und übermüthig. Da sieht man, was es heißt: Ruhm, welch ein hohes herrlich Ding ist Ruhm!

Und nun meint ihr doch nicht, die Sache sey vorbei, die letzte Palme davongetragen? O, noch lange nicht. Die Jockeys ruhen sich nur ein wenig von der Arbeit aus. (Wann aber werden nur die Herren Jockeys aus England uns erlauben, Jockeys aus Frankreich zu haben?) Der alte Widerwille, der sich unter den doppelten Fatigue des Leibes und Geistes, den dieser Tag ist vielleicht der saverste des ganzen Jahres für ihn, Robinson ist der Tyrnus des Lord Jockey in dieser Welt. Ist er alt? ist er jung? Keiner weiß es, er selber nicht. Fragt ihn nach Geburt und Alter seiner Pferde, und er wird euch die Antwort nicht schnöde bleiben. Das Alter ist für Robinson ein Thema, Gleichheit oder Ungleichheit, mehr weiter. Je mehr er sich auf die Beschäftigkeit einer Mumie reduzirt sieht, desto jünger wird er. Der Zustand eines Skeletts, der uns mit Entsetzen erfüllt, ist für ihn ein Zustand voll des höchsten Reizes. Nichts weiter sein als Haut und Knochen, und so viel Knochen, um zu Pferde steigen und einen Raum halten zu können, und nur gerade so viel Haut, um nicht vom Fleisch von Fleisch und Sattel zurückzufallen, das wäre das höchste Ziel seiner Wünsche. Das Leben Robinson's ist ein Leben der Enthaltsamkeit, des Zwanges und des Triumphes. Das Pferd ist sein Leidenschaft und seine einzige Leidenschaft. Seinem Pferde ist er mit Leib und Seele ergeben; er ist ihm Vater, Freund, Gesellschafter. Wenn er aufsteigt, so hält er den Athem an, es ist schon ein bischen Lust wenigstens, was sein Pferd dann zu tragen hat. Zwei Mal an einem Tage bin ich so glücklich gewesen, an Robinson herumtrommeln und ihn in der Nähe zu betrachten, diesen Jüngling oder Greis, wie man will, in der gelben Jacke und schwarzen Kappe. Man hätte ihn für einen Schatten in Menschenstiefeln halten mögen, der zum Kirchhof zu Pferde ritt. Sein Gesicht ist undeweglich wie seine Gestalt. Er setzt sich zu Pferde und steigt wieder ab, ohne irgend eine Regung seines Innern kund zu geben. Den ersten Preis hat er auf dem Albion verloren und den Albion in den Stall geführt ohne ein Wort zu sagen. Die goldene Schale hat er mit Miß Annette gewonnen; und sie Miß Annette? sagar, die Gestrenge selber Strele, seinen Triumph, seinen Stolz, für Annette, der er mehr als einmal sein ganzes Glück anvertraut hat, für die Miß An-

Digitized by Google

nette, die eben wieder triumphirt hat ihre Rolle, auch sie entwarf jetzt sich kaum das treffendste Gesicht Robinson's, während aller Augen um ihn herum vor Freude pochen. Was ist das für ein Mensch? Ist es denn gar ein Mensch? All diese süßmischen Aufregungen lassen ihn kalt, Sieg eben so gut als Niederlage; so viel Selbstgefühl, so viel Beherrschung auf sich selber hat, so sicher weiß er, daß Allah groß ist, und daß Mir Annette Mir Annette ist! Lassen wir ihn leben schlafen; lassen wir ihn allein mit seinen geliebten Pferde, daß er sein, von Arnim bemerkt, in Ruhe seine Thränen, seine Gefühle und sein Entzücken auszuströmen kann.

Ein anderer Rennen erweckt uns, das schwierigste von allen. Nun handelt es sich nicht mehr um Robinson, überhaupt um keinen Jokey mehr; die Herren, die Eigenthümer dieser schönen Thiere beginnen jetzt Mann gegen Mann, Pferd gegen Pferd, den Kampf. Das Interesse wächst jetzt auf's höchste; der Antheil, den man vorher nur an den Pferden nahm, übertheilt sich jetzt wenigstens zur Hälfte auf die Reiter. Diesmal handelt sich's nicht nur um ein einfaches Rennen, sondern um ein Rennen, das mit Gefahren verknüpft ist. Es muß sehr eine Barriere gesetzt werden. Man muß zuerst zunkommen und zuerst setzen. Es soll nicht gesagt werden, daß nur die Jokeys ihre Haut zu Markte getragen hätten; die Herren thun es ihnen darin zuvor. Diesmal ist jeder Renner einer von den Unsrigen; wir wissen seinen Namen und was er zu verlieren hat, wenn er stürzt und den Hals bricht: der Sohn des Marschalls Ney, der Marquis de Lagrange, Herr Turner und Herr Allevard sind es, die in die Schranken treten; diesmal ist der Name des Besitzers eben so berühmt wie der seines Pferdes.

Zu diesem Rennen gehört ein eigenes Kostüm, einfach aber höchst fein und schön. Stiefelhosen, leichtes Beinkleider, ein Hemd von weißer Seide, ein farbarer Jabot, feine Handschuhe; auf dem Kopf ein leichtes Sammetkäppchen, und in diesem Kostüm ein schöner junger Mann von dreißig Jahren, faß eben so schön als sein Pferd; das giebt es hier zu sehen. So wie ein solcher Kavalier nun aufgefangen ist, sieht man auch gleich, daß er im vollkommensten Sinne des Wortes Meister seines Pferdes ist. Wer nichts weiter gesehen hat als die Pferde bei Franconi und Franconi's Reiter und Reiterinnen Sprünge ausführen, stückchen auf den alten abgeleierdenen Mähren, der soll mir ja schweigen, denn der hat keine Idee von einem schönen Reiter, der ein schönes Pferd besteigt — so etwas muß man gesehen haben! Ah, es ist ein edles hervorbrechendes Schauspiel! Ein Pferd nur einmal so beherrschen sehen, das ist mehr werth, als alle salti mortale, als die schwierigsten und verwundernswürdigsten Wagstücke, die wir wohl sonst zu sehen kriegen. Aber das ist auch so selten! und wir finden eher Zebu, die gut fechten können, als einen ordentlichen Reiter. — Unsere Herren gingen denn los, auf's gegebene Zeichen über die Barrière setzend, auf Tod und Leben ihren ihrer Pferde und ihrer Pferde.

Bei der ersten Tour, bei der Hälfte der Bahn ausgemacht, kam Herr Allevard erst als der Dritte über die erste Barrière. Herr Allevard ritt den alten Cleveland, der Miß Annett's Vater hätte sehen können. Cleveland hatte es an diesem Tage mit der Redouba aufzunehmen, die voll Feuer und Muth auch noch obendrein von einem verwegenen Reiter geritten wurde. Cleveland ging ruhig seinen Gang, und das hatte Herr Allevard denn auch bei der ersten Tour gethan; aber bei der zweiten ließ er ihm den Zügel schießen und ihn laufen, was er konnte. Man muß sie beide gesehen haben, wie einer förmlich den anderen trug (und bei meinem Leben, ich wollte darauf schwören, daß es nicht Cleveland war, der Herrn Allevard trug!) — wie sie Seite an Seite, die Lanzen, die Verschlingungen des Raumes und die Hindernisse, endlich dies Aufkommen an Ziele, dies Hinüberfetzen und dann dies Anhalten. Es war eine edle, eine würdige Anstrengung für Cleveland, es war ein schöner Triumph für Herrn Allevard! Aber auch welch ein Beifall! welch ein donnernder Jubelruf, welch ein Zoll der Bewunderung! und dazu das Erstaunen der edlen Rennerr. Warum sind wir denn hierher? Ich weiß nicht ihnen gelten, die sie wenigstens nicht allein auf sich beziehen dürften. Es war etwas Einziges in seiner Art.

So war dies Rennen; glänzend, animirt, nicht ohne Streit (denn Redouba verlor um eine halbe Pferdelänge) — und wohl das geringste Unglück, weiß Gott, was! Ein Zeitlang hat seine Schuldigkeit gethan, die Pferde und die Menschen, die Jokeys und die jungen Kavaliere, auch das Publikum, mit einem Wort Alle und Jeder. Einige äußerten, als das Rennen vorbei war, es habe einen Moment geregnet; aber diese Bemerkung fand wenig Anklang, und Niemand wagte, sie zu bestätigen. Als Alles vorbei war, ging Jeder seines Weges. Die Pferde kehrten in ihren pöschen Stall zurück, die Menschen nach Paris, oder wo sie sonst hingehörten, und alle Wirthshäuser waren voll. Auf dem Wege, im Doefe, im Wald und auf der Wiese war ein Gejrängge und Gedränge, wie man sich's nur wünschen konnte. Wagen an Wagen, Pferde, Postillone, bald betrunkene Kutscher, muntere Schwarm zu Fuß. Alles durch einander — und so viel Witze losgelassen und so viel Possen getrieben: ein Postmeister an der Straße bei einem ein Bett an, wenn man Pferde verlangte; ein anderer gab einem seine dicke Köchin anstatt einer Postillons, weil Alle weg waren, mit — lutz und gut, es war ein Leben und ein Geschrei und Gesinge, ein wahres Karnevalstreiben, und dazu Mondschein und die ersten Lieder der Nachtigall zum Neeresaccompagnement!

Und nun noch eine kleine Bemerkung, um diesen Artikel zu schließen, den ich am Ende wohl breiter hätte ausdehnen und noch gründlicher hätte ausspinnen sollen, denn mir ist ganz so zu Muthe, als hätte ich eben erst angefangen. Alle ich gestern so viele edle junge Männer bei diesem Rennen beschäftigt sah, solchen Fluß von schöner Energie und hochsinnigen Bestrebungen auf dem Sattel eines Pferdes, so viel unschuldigen Stolz und so viel unschuldigen Wetteifer bei diesen Kämpfen, die ein so ungemein vortheilhaftes Resultat für die Pferde unseres Landes liefern — da kannt' ich ein gewisses bitteres Gefühl nicht unterdrücken, und in ergriffener Seele wußt' ich mir's gestehen, daß doch alle diese Arbeiten, diese Gefahren, all dieser verschwenderische Aufwand an Kräften, Geld und Zeit, die Muße erzeugen alle, mit denen diese junge Männer sich einer so hohen und edlenden Sache widmen — daß alles dies doch noch lange, lange nicht genug geschah wrede, noch lange nicht seine gehörrende Anerkennung und seinen würdigen Lohn gefunden habe. Diese Preise, diese goldenen Schalen, diese Triumphe unter freiem Himmel, diese jungen applaudirenden Damen, alles das zusammengenommen, hebt es wohl in einen Verhältniß zu jenem Pulverdampf, jenen Anstrengungen und Opfern? Andandbare, die wir sind! Zwei Männer stehrn vor uns; der Eine setzt sein Leben an das Studium des Sanskrit und des Chinesischen, oder an irgend eine andere schwierige Wissenschaft. Kaum ist er ein wenig gealtert bei dieser Arbeit, hat kaum einige Jahre auf's gleichmäßige und fruchtliche darüber zugebracht, so kommt ihm auch schon der Ruhm ins Haus gelogen, und mit Geld und Ehren überschüttet steht er da, sich selber zur Bewunderung; er ist Professor am Collège de France; er ist Mitglied des Institute; Alles neigt sich vor ihm und spricht: Ein Gelehrter! und die jungen heranblühenden Mädchen winken ihn in ihren Herzen eine der anderen und wollen ihn haben, jagischer unter ihnen, es koste, was es wolle. — Seht nun den Anderen! — einen Jüngling von vornehmer Geburt und adlichem Namen, bedeutendem Vermögen, erlesenem Geiste. Zum Krieger, zum Feldherrn vielleicht geboren, steht er sich gefangen, da seine Aussicht auf Krieg ist, sich mit der Kunst beschäftigen, die ihm am Hofe Ludwig's XIV. den Krieg ersetzen soll — er beschäftigen. Diese Beschäftigung kostet ihm ein Vermögen, seine Kräfte, seine Zeit; er wird zum Kröppel dabei, zerbricht sich Kern' und Beine und klagt und ächzt sich von früh bis Abend im Schweiße seines Angesichts. Endlich kommt es durch seine Bemühungen so weit, daß Gesellige gesunden werden, die Kavallerie exerciren wie ein Mann, Reiten wie Centaurs, schöne Pferde in Fülle und Fülle zum Verschein kommen. Ein solcher junger Mann hat sie das Pferdegeschlecht, er ganz allein, nicht gethan als die Regierung mit allen ihren ungeheuren Kräften, und eine aufgeklärte weise Regierung. Es hat Frankreich gelobt, wie wir von Herrn Fasaud noch einmal zu erwarten haben, wie schöne Pferde es giebt, wie sie gezogen, gepflegt, wie sie beschaffen werden müssen. Und nun — wenn sein reerbtes Vermögen nach und nach während dieser Arbeiten zu Pferdestutter gesetzt und aufgezehrt werden, wenn er sein letztes Pferd verkaufen müssen, einmal, zu Grunde gerichtet an Leib und Seele daſteht — dann stehn ihn Alles, dann meidet ihn Alles, dann zieht man mit höhlem Achselzucken an ihm vorüber. Ja wohl! seine elenden Tage ist er jetzt! und die Mütter, die Damen der Häuser, wo er aus- und einging, sagen dann: Es ist ein Mensch, den man nicht mehr bei sich sehen kann! Der Gelehrte findet reich, gesehrt, im Kreise seiner Kinder und Enkel; der Dereiter lebt wie ein Mönch, einsam und verlassen, das heißt, ohne Pferde; jung stirbt er, in einem seinen ermüdigen Gefühlen im Lazarethe, das er sich ermöbelt hat, um wenigstens die Pferde Anderer zu sehen, sie zu hören aus seinem Bette, wie sie im Stall des Nachbars wiehern, und von dem Dufte daher doch noch etwas einzuathmen.

J. Janin.

England.

Die komische Poesie Englands im neunzehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Bob Fudge, der Bruder der Miß Widdy, ist nicht minder possierlich in seiner Art. Es kommt ihm in Frankreich gerade so vor, als befände er sich im Schlaraffenlande. Sein Kommentar zu Byron's Speisekarte, seine Gelehrsamkeit in Betreff der kleinen Pasteten, sein Gleichen über den Champagner und Chambertin, sein Enthusiasmus für den „parfait amour", einen Likeur, den er auf persische Weise mit Samarin und einer Beimischung von Gazellen-Moschus bereitet sieht. Die Deklamation der Französischen Küche und die neuerdings erfundenen Teufelein-Gegenstände des Benavaratissin Leroy und der Karlsruher Victorine verwirren unserer Britischen Familie ganz und gar den Kopf, und in ihrem Enthusiasmus verwechseln sie die Cötelettes en papillottes mit der warmen Fritur, eine Tafel-Warnitur mit der Garnitur der Gerichte. Paris, dieses Paradies der Modehändlerinnen, versetzt unsere Engländer in wahre Ekstasen, „Man sage nur nicht", ruft Miß Widdy aus, „daß die Franzosen keine Religion haben! Man sehen hier ja die ganze Bibel in Modekostume auf. Ja, ich bitte, wächtens den Protateuch als Pantomime in fünf Akten, mit Ballets, Evolutionen und Theatereroque ausgestattet, auf der Bühne zu führen: D, meine Theure! wie schön sind die Israelitinnen, die im Daniel die Chöre machen, und wie durchsichtig ist ihr Anzug! Was die Demoiselle Bezaunt betrifft, so bedauert mein Bruder in seiner gewöhnlichen Manier, Calembourge zu machen, daß dieselbe eine wahrhafte Exe-Angelique geworden sey."

So oberflächlich auch das Wort Mode's scheint, so sind doch in denselben alle Lächerlichkeiten der Engländer schaffsinnig aufgefaßt, namentlich die Manie der Wohlsheit, worin die Dandys sich niegends entschlagen können, die geringste Genugsamkeit der Völker und die sentimentale Abtrennung der ehen Familienkreise von fremdländischen Mächten, wozu auch Einiges gehört, was den artistokratischen Stempel trägt. Man lese nur, wie Miß Widdy ihren ersten Besuch der Aufführung beschreibt, den sie in Gesellschaft des Obersten Ducalicot, „einer Art Werther, feierlich und grandios", unternommen. Wenn ihr Wagen, wie der Doktor Clotterel behauptet, auf den Aufschlägen eine Meile in einer Minute zurücklegt, so macht ihr Herz gewiß nicht minder rasche Sprünge.

Was den jungen Bob anbelangt, so hört er nicht auf, mit vieler Kennerschaft die sünfundachtzigerlei Weisen zu sindiren, wie man die Eier à la française zubereiten kann, und bäh sie nur darüber auf, daß ihm die Pariser Canaille von Zeit zu Zeit ein daschen gestohlen und Ode

Digitized by Google

schreit; „Ach, der sich doch so viele Mühe gegeben, um Ludwig XVIII. wieder auf den Thron zu bringen, und der sich selbst keine tre schweren Rägden verdrießen läßt, um mir das Glück der Franzosen begründen zu helfen. Ich übergehe die sentimentale Promenade zu Montmorency, die Unverdaulichkeiten des Sohnes und des Vaters und endlich die fatale Enttäuschung der Miß Biddy, die ihren Liebgliedern hinter einem Comptoir mit einer Elle statt des Degens in der Hand erblickt.

Thomas Moore hat vor kurzem die arme Miß Fudge wieder aufs Tapet gebracht, um der Frömmigkeit und Tugendhaftigkeit seiner lieben neuen Kostüm hat er ihr, indem er sie, ihrem reiferen Alter und den bereits erschütterten Reizen gemäß, wieder erscheinen läßt, gar vielen Eifolg zu verschaffen gewußt. Miß Biddy hat den überschwenglichen reichen Bäuerschmuck, so wie die Hüte mit Federn und Blumenwerk aufgegeben; sie hat sich in ein Kleid von der Façon des Anfangs dieses Jahrhunderts gekleidet, das ihren jugendlichen Reizen mit dem puritanischen Ernsthaftsinn vortrefflich geschildert. Der scherzhafte Name Biddy ist dem Thomas Moore

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2¼ Thlr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränum. auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 59. Berlin, Montag den 16. Mai 1836.

England.

Was ist Poesie?

Wenige Fragen sind häufiger aufgeworfen worden, als die: „Worin unterscheiden sich Poesie und Prosa?“ Wenige Fragen hat man unbefriedigender beantwortet. Die, welche keinen großen Sinn für Dichtkunst haben, zerbrechen sich nur selten über so etwas den Kopf, während Andere, wahrhaft enthusiastische Verehrer der Kunst, vor einer Zergliederung des Gegenstandes ihrer Verehrung zurückschaudern, als bescherteten sie ein Fortschreiten der Erkenntniß auf Kosten des Genusses. Was mich betrifft, so bekenne ich auch als Einer von denen, die der Zauber der Poesie nicht in solchem Grade blendet, daß sie der Göttin nicht seh ins Auge schauen und mit kaltem Blute sie beschreiben könnten.

Das Wort Prosa wird in zwei Bedeutungen gebraucht; in einer derselben steht die Prosa der Poesie gegenüber, in der Anderen dem Verse. Da nämlich der Vers kein nothwendiges Requisit der Poesie ist, so kann Prosa oder ungebundene Rede, insofern sie nur dem Verse, der gebundenen Rede, gegenübersteht, wahrhafte Poesie seyn. Wir unterschieden aber hier nicht die Natur des Verses, sondern die der Poesie, als Gegensatz der Prosa; deßungeachtet sind Vers und Poesie so eng mit einander verwandt, daß wir unser Thema nur sehr oberflächlich behandeln könnten, wenn wir diese Verknüpfung nicht, wie sich's ziemt, in Anschlag brächten, auch werde ich im Verlaufe dieser Untersuchung Gelegenheit haben, zu zeigen, daß Verse, im Allgemeinen gesprochen, immer Poesie seyn müssen.

Poesie und Prosa scheinen wie durch eine klare Demarcations-Linie geschieden; Prosa ist die Sprache des Verstandes, Poesie die Sprache der Gemüthsbewegung. Wenn wir etwas wahrnehmen, glauben, begreifen, schließen, uns erinnern: so wirkt unser Verstand; wenn wir hoffen, fürchten, uns freuen, betrüben, haßen, lieben, bewundern oder Mißfallen empfinden: so reden wir die Sprache der Gemüthsbewegung. In Prosa theilen wir Andern unsere Kenntniß mit, die wir von Gegenständen des Äußeren oder unseres Sinnes besitzen — in der Poesie thun wir dieß diese Gegenstände auf uns wirken.

Um aber die Richtigkeit unserer Definition von der Dichtkunst besser zu würdigen, muß man den Ausdruck Gemüthsbewegung (emotion) in etwas weiterem und philosophischerem Sinne nehmen, als gewöhnlich geschieht. Im gemeinen Leben verstehen wir darunter — wenn ich nicht irre — nicht stärkere und gleichsam sinnlichere Arten der Bewegung oder wenigstens einen hohen Grad derselben im Allgemeinen. Die Empfindung des Schönen z. B. wird nicht Gemüthsbewegung genannt, ausgenommen in philosophischen Schriften. Von einem Manne, der eine schöne Landschaft sieht und bewundert, sagt man in gewöhnlicher Rede nicht, daß er in Gemüthsbewegung sey; auch zählt man wohl das Interesse, das die Seele nimmt, die Begeisterung und Fröhlichkeit nicht immer zu den Gemüthsbewegungen, wohl aber Furcht und Schrecken, Aerger oder Verdruß. Wir jedoch verstehen hier unter Gemüthsbewegung jede Art von Seelen-, Freude oder Seelen-, Leiden, von Sehnsucht oder Abneigung, und alle Grade dieser Zustände.

Man wird sich fragen: Ist denn jeder Ausdruck der Gemüthsbewegung Poesie? Ich antworte: ja! sobald man dabei an den spezifischen Charakter der Poesie denkt, insofern sie der Prosa gegenübersteht. Jeder Ausdruck der Gemüthsbewegung ist Poesie, und zwar in demselben Sinne, aber auch nur in demselben, wie jede Aufeinanderfolge von Tönen in musikalischen Intervallen, jede ungeschlagene Saite Musik ist. In einem Sinne nennen wir solche Aufeinanderfolgen oder Harmonien nur dann Musik, wenn sie zu rhythmischen Stücken von einer gewissen Länge ausgebreitet sind; so nennt man den Ausdruck der Gemüthsbewegung auch nur dann Poesie, wenn er eine gewisse Ausdehnung erhält und eine bestimmte Form annimmt. Davon mehr nachher. Gleichwie aber schon zwei oder drei auf einander folgende Töne in bestimmten Intervallen zusammen angeschlagene Noten Musik sind insofern von jeder anderen Aufeinanderfolge oder Combination von Tönen, als Rauschen, Knallen oder Klappern, verschieden sind: so ist auch der kürzeste, eine Gemüthsbewegung bezeichnende Ausruf Poesie.

Unter Sprache der Gemüthsbewegung verstehe ich die Sprache, in welcher diese Bewegung sich Luft macht — nicht die Beschreibung der Gemüthsbewegung oder die Versicherung, daß sie empfunden wird. Solche Beschreibung oder Versicherung ist die bloße Mittheilung eines Faktums oder einer Wahrheit, die Bekräftigung, daß ich etwas fühle. Und dies ist Prosa. Zwischen ihr und dem Ausdruck der Gemüthsbewegung findet ungefähr derselbe Unterschied statt, wie zwischen der Bewegung, daß man einen körperlichen Schmerz leide, und den Aeußerungen oder Seufzern, die der Schmerz selbst uns entlocken kann.

Unter dem Ausdruck der Gemüthsbewegung verstehe ich aber nicht etwa bloße Exclamationen. Das Gefühl muß nur kann wahrhaft ausgedrückt, wenn es die Sympathie Anderer erweckt. Der wesentliche Charakter einer poetischen Erzählung oder Beschreibung, wodurch sie vor einer prosaischen sich auszeichnet, besteht sowohl darin, daß ihr nächster Zweck nicht der ist, zu belehren, sondern ein bestimmtes Gefühl auf Andere zu übertragen. In poetischen Arbeiten ist der unterschiedte Zweck des Autors, über Wahrheiten oder Fakta zu belehren. Die Belehrung kann auch auf das Gefühl accurrend wirken; dies ist aber nur eine secundaire Wirkung. In der Poesie dagegen ist die Belehrung bloßes Hilfsmittel zu Erregung des Gefühls. Der Dichter oder Redner erzählt die Details der Belehrung nicht eigentlich; er appellirt nur an dieselben, um seine Gefühle gleichsam zu rechtfertigen und im Gemüthe des Hörers Anklänge zu finden.

Die Beschreibung einer Scene, die Darstellung einer Begebenheit kann sehr malerisch, sehr lebendig und regreifend, und doch nicht im Geringsten poetisch seyn, sobald der Hauptzweck derselben belehrende Mittheilung ist und der Schriftsteller das Faktum klar vorlegt, ohne sich selbst davon ergriffen zu zeigen. Als Beispiel einer Beschreibung dieser Art diene folgender Auszug aus „Hitze und Durst, eine Scene in Jamaika.“ (Blackwood's Mag. Vol. XXVII.)

„Das Schiff „Torch“ lag in der Bluefields's Bay vor Anker. Es war zwischen acht und neun Uhr des Morgens. Der Kanonier rubte bereits, und der Seewind hatte sich noch nicht erhoben — es herrschte allgemeine Stille in der Natur. Der Wimpel hing schlaff vom Mastkorbe herunter und streckte wie eine todte Schlange zwischen dem Takelwerk; die Falten der Sankt-Georg's-Fahne am Besanmast waren so unbeweglich, als wären sie aus Marmor gemeißelt. Der Unterrand bildete einen gleichförmigen Spiegel; nur hin und wieder kräuselten die munteren Sprünge eines Nasereeis oder ein herabschießender Pelikan die glatte Wasserfläche. Das zurückgestrahlte Bild des Schiffes war so klar und fleißig, daß man schon aus kurzer Entfernung die Wasserlinie nicht mehr unterscheiden oder angeben konnte, wo das wirkliche Schiff endete und der Schatten anfing. Bis einmal gefällig ein Enterer über Bord flog und das Phantom-Schiff ein paar Augenblicke zerstörte. Aber die hin und her fahrenden Träumer fügten sich bald wieder zusammen, und das Fahrzeug erschien von neuem doppelt. Die Hitze war so mächtig, daß man die eisernen Sitzben des Schiffsstegels nicht mit der Hand berühren konnte; und wo das Verdeck von dem Segel unbeschützt war, da schwitzte der Theer sochend und den Fugen. Von der hohen See kamen lange und schimmernde Wellen gezogen, einem Meer von Quecksilber vergleichbar; und hin und wieder schoß ein fliegender Fisch gleich einem silbernen Pfeil in die Höhe, und fiel dann blitzend wieder ins Wasser. Kein Wölkchen zeigte sich am Himmel; aber ein zitternder Nebel hing über dem Lande, durch welchen die weißen Gebäude auf den Zucker-Plantagen wie durch einen feinen Rauch hervorschimmerten, während jeder von den langen Stämmen der Kokosnußbäume am Strande, wenn man ihn scharf ins Auge faßte, gleich einer ungeheuren Schraube sich umzudrehen schien. Selbst die Umrisse der nächsten Hügel hatten eine fantastische Undeutlichkeit, die immer zunahm, je weiter sie in die Ferne rückten, bis die blauen Berge am Horizont ganz in den Himmel zerflossen.“

Es schrint fast unnöthig, eine noch lebendigere Natur-Schilderung zu entwerfen, als die vorstehende; und doch glaube ich nicht, daß mehr Poesie darin ist, als in den Worten einer Patentes.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Der Jahrmarkt von Tordesillas.*)

Bei weitem die merkwürdigste Partie dieses Jahrmarktes war der Eselsmarkt, den eine muntere Weiberschaft von Zigeunern hielt. Es waren etwa zwölf Individuen, größtentheils mittlerer Statur, schön gewachsen, von regelmäßiger orientalischer Physiognomie und bronzener Hautfarbe. Ihre sehr kleinen Hände verführten lange Entwöhnung von barter Arbeit; eine Menge silberner Ringe steckten an ihren Fingern. Sie hatten sehr weiße und regelmäßige Zähne, und ihre schwarzen Augen waren ungewöhnlich groß, prominirend und ausdrucksvoll. In Augenblicken der Unthätigkeit melancholisch und schwärmerisch, glühten leblos, kamen

*) Aus dem so eben erschienenen Werke „Spain revisited“ von Slidel.

Digitized by Google

sie in passender Lebhaftigkeit, so ist sie Veranlassung genug, ihre lebendige Waare anzupreisen. Die todtenschwarze Haut hing in langen Locken herab; und fast Alle waren in Sammt gekleidet, wie Estalillos Majo's (Galan's) mit einer Menge Knöpfen aus Peseta's und halben Peseta's") an Jacke und Hosen. Oft hingen drei oder vier Knöpfe an demselben Knopfloche. Einige trugen Amulanische Hosen, und Schuhe aus braunem Leder; Andere den Strumpf ohne Fuß, blos mit der Sandale von den Zehen Valenzia. Alle hatten eine Menge Zierathen und Amulete, die ihrer Anhänglichkeit an das Christenthum bekunden sollten; und dem Einen hing eine silberne Kapsel, die ein Bildchen der Jungfrau Maria enthielt, am Halse.

Hier aber sind schöne Zigeuner-Frauen von olivenfarbigem Teint gingen mit Körbchen und andern Kleinigkeiten, die sie zum Verkauf feilboten, hin und her. Ihr Kostüm war von jedem anderen, das ich in Spanien gesehen, sehr verschieden; das Sonderbarste daran war ein farbiger Oberrock von grobem Tuche, den sie nach Gefallen wie eine Mantilla über den Kopf legen, und der mich an die Peruanische Manta erinnerte, welche das ganze Gesicht verhüllt, ein Auge ausgenommen.

Es erwärmte einen freudigkeitenden Abdruck, zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit die Zigeuner unter einem solchen Gestümmel ihr Vieh zusammenhielten, oder einzelne Stel zum Verkaufe sonderten. Die Esel standen in dichtgeschlossener Reihe längs einer Mauer, gegen die sie mit den Köpfen sich anstemmten, als wollten sie Alle zusammen durchbrechen. Hinter jedem Esel mußten die Treiber durch, um zu dem Bereiche der Prügel zu kommen, die man ihnen sehr freigebig ertheilte. So oft ein zum Verkaufe feparirter Esel nach fehlgeschlagenem Handel in die Reihe der übrigen zurückkehren sollte — was kein leichtes Unternehmen war — schlug der Zigeuner mit seinem Stock auf die Hinterbeine zweier von der vorderingen Reihe, bis sie sich weit genug einander rückten, und präsentirte dann den dritten Esel wie einen Keil in die Lücke. Auf nicht minder sinnreiche Weise wurden einzelne dieser Thiere von den übrigen getrennt. Da sie ihre Köpfe beständig und aus Leidenschaften gegen die Mauer drückten, so hätte es übermenschlicher Kraft erfordert, einen einzelnen Esel aus der Reihe zu ziehen, ohne die andern dadurch in Unruhe zu bringen, daß man ihnen sehr freigebig ertheilte. Als Beispiel dieser Art diente folgender Vorfall: Ein Zigeuner hatte einen Esel, den er verkaufen wollte, und dessen Schwanz ungewöhnlich lang war. Dieser Schwanz war ihm aber nicht zu lang, sondern zu kurz, weil er ihn nicht zum Verkaufe separiren konnte, ohne die andern Esel zu verletzen. Was that aber der Zigeuner? Er faßte den Schwanz des Thieres mit der einen Hand und streckte den andern Arm so weit aus, daß er ihn vermittelst seines Stockes auf die Nase tippen konnte. In Folge dieser Demonstration bewegte sich das Grauthier gutwillig rückwärts.

Ich wärtete die Bewegungen dieser sonderbaren Geschöpfe noch länger beobachtet haben, hätte nicht der Gestank einer Prozession meine Aufmerksamkeit abgelenkt. Diese Prozession bestand — wie wir schien — aus allen Kindern von Tortesillas; ein ordnungsbreitender Bettelmönch trug ein Kreuz aus Ebenholz, mit einem kleinen silbernen Christus daran, und ein zweiter hinter ihm, der ein Weihkessel in den Händen hielt. Käufer und Verkäufer stehen auf ihre Knier, und der ganze Bettelorden stockte so lange, bis der die Prozession schließende Mönch vorschwunden war.

Ich hatte Lust, den feomanten Pilgern zu folgen, und gelangte so auf den alten Platz von Tordesillas, der mit kriegerischhafte Käufer umgeben. Die Fronte jenes Hauses war von Balken unterstützt, die auf Säulen aus Stein ruhten. Hinter diesen Säulen war ein bedeckter Zugang. Die ganze Fronte bestand aus hölzernem Täfelwerk, das man nach Gefallen wegnehmen konnte, wenn es Sitzgeschirr, Kuvo's oder andere religiöse Schaustücke gab.

Alle die Prozession den Platz betrat, wimmelte es bereits von Käufern und Verkäufern aller jener ereiligen Artikel, welche die Übel verdaute und unreife Civilisation Spaniens benutzenden. Die Verkäufer saßen, wie gewöhnlich, am Boden, und ihre Waaren lagen zerstreut um sie herum. Da sah man irdene Töpfchen — leerne Flaschen — Stricke aus Binsen — hölzerne Löffel und Gabeln — Schüsseln — Schüsseln — Schüsseln aus der einfachsten und rohesten Form — eiserne Lampen zum Aufhängen an einem Nagel, eine Stubenlehne oder Tischecke, mit Del und Docht versehen u. s. w. Ganze Haufen schmutziger Fische auf ungebreiten Fischen Schüsseln boten dem Kastenden erlaubte Magenstärkung; und derlei Spectakeln lagen in jeder Gegend breit, die Kasten leine Lust hatten. Daneben waren uralte Waagschalen doch aufgehängt, damit der Käufer sehen aus der Ferne sehen sollte, daß hier noch rechtem Gewicht gewogen wiede. Auch präsentirten sich ganze Körbe mit Aepfeln, Trauben und Gardanzo's (eine Art Erbsen), Pfeffer an Sträußen und Büschel von wilzigem Knoblauch, hinter denen ein mit Oel und Safran gesättigtes alter Weib sich verschanzt hatte, während ihr Ehemann als müßiger Protektor daneben stand oder herumschlenderte.

Sobald die Prozession auricte, schwieg der Handels-Lärm und die faustmännische Berechnung schwand von den Gesichtern. Ein alter Bauer in meiner Nähe, der mit einer weißen Jacke, die ihm bis über die Hüften reichte, und einer braunen Mütze, die er über sein Hinterhaupt gezogen, befleidet war, seufzte oben um einen irdenen Krug, der nach seiner Meinung einen Riß und keinen echten Klang hatte; oder die Prozession nöthigte ihn, von dem Handel abzulassen. — Ein Verkäufer hölzerner Löffel, der unaufhörlich zwei Löffel an einander schlug, um die Aufmerksamkeit der Käufer zu erregen, hielt mit dem Klappern inne. Alles fiel auf die Knier, bekreuzte sich und murmelte ein Gebet.

Nach diesem religiösen Akte standen die Männer wieder auf; die Frauen aber ließen sich zurücksallen, so daß sie mit untergeschlagenen Beinen an den Boden zu sitzen kamen. Von meinem Nachbar, dem alten Bauer, erfuhr ich einige interessante Details in Betreff des herumziehenden Mönches, der noch vor vier Monaten ein Kriegsmann gewesen war. „Es muy valiente", setzte der Erzähler hinzu; denn hier in Spanien gilt man einen tüchtigen Beobacht, ja selbst einem weit und wacker trabenden Maultier daffelbe Prädikat, wie einem tapferen Soldaten. Vermuthlich kommt dies daher, weil kriegerischer Muth dem Spanier über Alles gilt, so, daß man eine Person, die sich wacker schlagen kann, zu allem Guten tüchtig glaubt. Der junge Priester war, beiläufig bemerkt, vor seiner militairischen Laufbahn Student gewesen.

Endlich begann der Priester seine Rede mit einem glühenden und bereiten Eingang, worin er Alle, die da hörten, zur Buße ermahnte. Dann forderte er seine Zuhörer auf, sich Erleuchtung von oben zu erbitten, und zwar durch Vermittelung der allerheiligsten Jungfrau . . . Ich muß gestehen, daß ich, als der Mönch seine Beschreibung vollendet hatte, faft eben so viel Liebe zu Maria Magdalena fühlte, wie er selber. So predigte er wohl eine Stunde lang eifrig fort und wußte Jedem von seinem eigenen Enthusiasmus etwas mitzutheilen. Zum Schluß ferner Rede sprach er ein Lateinisches Gebet, worauf der Zug sich wieder in Bewegung setzte.

Die Versammlung ging mit vielen beifälligen Bemerkungen über den Pater aus einander. „Das heißt mir doch gepredigt", sagte eine alte Dame. „„Wenn unser Pfarrer seine Sache so verstände!"" — versetzte eine Andere — „„wie würden, bei meiner Treu! noch sicherer in den Himmel kommen. Was für eine gute Dame war doch diese Maria Magdalena! Gewiß, wenn man auch in seiner wilden Jugend eine Zeitlang auf krummer Wege gewandelt ist — was ich von mir, Gott sey Dank, nicht sagen kann — so kommt die Reue doch nie zu früh, und man kann sich immer noch Zeit, seine Seele zu retten." — „Ein einziger Gedanke!" sagte ein junges Weib von zarten bräunlichen Teint; oder wenigstens sagen diese Werte in einem Blick ihres schmachtenden Auges, als sie, mit ihrem Fächer anmuthsvoll spielend, den Heimweg antrat.

Westindien.

Ein Neger-Zweikampf auf Jamaika.

Zur Charakteristik des bisherigen Sklavenwesens dieser Insel.

Ich hatte beinahe zwei Monate auf Jamaika zugebracht, wohin mich die Sorge für mein Interesse rief. Ich war entzückt gewesen, diese glückliche Insel besuchen zu können, die man in England mit so vielem Recht die Perle der Antillen nennt. Ich habe auf meinen Reisen kein zweites Land gefunden, dessen Reichthum und Fruchtbarkeit des Bodens mit denen von Jamaika in Vergleich gestellt werden können. — Mit dem lebhaftesten Interesse habe ich diese herrliche Insel nach allen Seiten hin bereist, die von mehr als hundert Flüssen durchschnitten wird und dem Kolonisten die reichsten Produkte, als Kaffee, Zucker, Baumwolle, Mais, Yatzes, Indigo, Kakao, die vielen Früchte und der Pflanzen und Kräuter zu rühmen, die den Schauen zur Nahrung dienen. — Jamaika hatte zu der Zeit, als die Engländer es eroberten, nämlich im Jahre 1655, eine Bevölkerung von 7766 Weißen und 9504 Sklaven; jetzt zählt es eine Bevölkerung von 350,000 Farbigen, und die jährlichen Revenuen, welche England von dieser Insel zieht, überreigen die Einkünfte des Königreichs zur Zeit des Protektorates; man schließe hieraus auf die Fruchtbarkeit des Bodens, auf die reißenden Fortschritte des Handels und auf die rasche Zunahme der Fabriken- und Industriewerke dieser Insel.

Hiernach kann man sich leicht vorstellen, mit welcher Theilnahme ich sowohl die bedeutenden Etablissements, als die vornehmsten Städte der Insel, San Jago, Port Town und die herrliche Rhede von San Antonio besuchte. Als meine Geschäfte beendet waren, schickte ich mich an, die Insel zu verlassen; aber einer meiner Freunde sagte mir, daß ich nicht abreisen dürfe, ohne eine Partie nach den blauen Bergen gemacht zu haben. Ich nahm den Vorschlag mit einem Theil dieser Bergkette durchforscht und einen der Gipfel erstiegen hatten, welche sich mehr an 4000 Metres über die Meeresfläche erheben, näherten wir uns Bridt, wilder und erschöpfte, einer Hütte, welche wir unten auf freiem Felde erblickten.

„Ich werde Sie in diese Hütte zur Mutter des Cato führen!" sagte mein Freund. — „Cato!" rief ich erstaunt. — „Ja, Cato!" rief er lebhaft aus, „kennen Sie Cato nicht? Oder besser, haben Sie niemals von ihm reden hören? Er starb einen Monat vor Ihrer Ankunft." — „Aussergewonnen den Alteren Cato und Cato von Ulika, der Adisen den Stoff zu einer großen Tragödie gegeben hat, kenne ich keinen der Namens!" war meine Antwort.

„Ich bin in Wahrheit erstaunt, daß noch kein Mensch auf Jamaika Ihnen von diesem unerschrockenen Neger etwas erzählt hat; ich bin gewiß, seine mannigfachen Abenteuer würden Sie unterhalten haben." — Und als wir uns anschickten, in die Hütte zu gehen, setzte mein Begleiter hinzu: „Ehe Sie sich setzen vor dem Hause jenes Cato, laßt uns den Schmerz der Mutter nicht erneuern, indem wir sie an die Unglücksfälle ihres Mannes erinnern."

Wir traten demnächst in die Hütte ein, die ein sehr freundliches Aussehen hatte. Da wir äußerst erschöpft waren, brauchten wir beinahe eine Stunde, um uns zu erholen; ich hatte also Zeit, alle Gegenstände um mich her aufmerksam zu prüfen. Man wies es vielleicht nicht nur gern leien, wie die Hütte einer Neger-Familie eingerichtet ist.

Dieselbe war ungefähr vierzig Fuß lang und achtzehn breit; sie war von Holz erbaut, mit großen Baumbalkenreg überdackt und in fünf Räume abgetheilt, deren größter inmitten Fuß im Quadrat hatte. Dies ist das Speisezimmer, von welchem aus man in die übrigen gelangt. Drei derselben sind zum Schlafen eingerichtet, und im vierten bewahrt man die nöthigen Lebensmittel auf. In jedem Winkel des Speisezimmers ist ein großes Loch in der Wand, das einem Fenster ähnelt und dazu dient, den Rauch durchzulassen, wenn man das Essen für die Familie bereitet; denn man kocht zu bewerkstelligen, wird blos ein Feuer in diesem Zimmer angezündet. Als wir eintraten, saßen wir ein schwarzes

*) Die Peseta ist eine Silbermünze, zwei Neaten an Werth.

Digitized by Google

Weib auf der Erde kauern, die eben im Begriff war, gesalzenen Fisch, ein großes Stück Schweinefleisch, Aepfel, Kokosnüsse und eine ziemliche Menge Gemüse in einen Kochtopf zu packen. In einer Ecke des Zimmers sahen drei untereinander, sehr erhabenen Tisch, der von sechs gut erhaltenen Stühlen umstellt war; zur Seite stand eine bölzerne Bank, auf welche ein Haufen Mais gepackt war. — Ueber dieser Bank befand sich ein Gestell, das mit Schüsseln, Tellern und einigen Gläsern ausgeziert war; unter der Decke war gesalzener Fisch und Obst aufgehängt; auf dem Tische stand ein Korb mit Hausenzucker, welche ein so frisches Aussehen hatten, als habe man sie eben aus der Erde genommen. An der andern Seite des Saales hingen mehrere zinnerne Schüsseln und Terrinen von verschiedener Größe und ein Suppenlöffel an der Wand. In einem dritten Winkel sah man einen großen, mit Wasser gefüllten Krug und über demselben mehrere große Kasten, worin man Kaffee und Zucker aufbewahrte; darüber hing ein hölzernes Taubenhaus, Bilder aus Schiffsrohr und Muscheln, die aus den Schalen der Kalabasse gesormt waren. Die Bilder, welche man an diesen Zierrathen bemerkte, ist man Stande, den Zeitel selbst zum Zeitvertreib zu bewegen. Ich darf nicht drei wohlgezogene Kinder vergessen, die schwarz, wie die Mausmöse waren und im Garten spielten. In demselben sah ich Bienbäume, Mangobäume, Kokospalmen, Orangen und viele andere Obst- und Gemüsesorten. Der Anblick dieser bunte sich so eben eine Bache mit ihren zahlreichen Ferkeln bemächtigt.

Als wir aus der Hütte traten, erinnerte ich meinen Freund daran, daß er mir die Geschichte des Cato hatte erzählen wollen, und er begann, ohne sich lange bitten zu lassen. Hier ist der ungefähre Inhalt seiner Mittheilung.

Ein Neger, Namens Plato, war von den Ebenholzhändlern*) für tausend Piaster verkauft worden, denn er war ein hochgewachsener, kämmiger Mann, von einer riesigen Figur und mit ungewöhnlicher Körperkraft begabt. Dieser Plato gehörte einem Pflanzer, der gegen seine Sklaven die Menschlichkeit selbst war. Auch Plato, wohl gehalten und geachtet, war zufrieden. Lediglich seinem Herrn war er treu ergeben und arbeitete allein so viel, als drei gewöhnliche Neger. Ob er gleich, wie die meisten Neger, nur wenig Verstand hatte, besaß er doch viel Geschick, und es gab nichts, was er nicht hätte thun können, um seinem Herrn seine Anhänglichkeit, seine Zuneigung und seinen Eifer zu beweisen. Aber sein guter Herr starb, und das Plato war ein Unglück. Da ein Unglück nun selten allein kommt, geschah es, daß Plato in die Gewalt eines Pflanzers fiel, der, von Gewinnsucht getrieben, tausend Exzesse gegen seine Sklaven beging. Er zwang sie zur Arbeit, verkürzte ihnen die gewöhnlichsten Nahrungsmittel und schlug sie mit der empörendsten Barbarei.

Plato, aufgebracht über diese schändliche Behandlung, voller seinen zurückdenken, fröhlichen Sinn. Empfindlich gegen die Barbarei seines neuen Herrn, wie er sie die Wohlthaten des früheren empfänglich gewesen war, faßte er einen übelichen Haß gegen den Ersteren. Die Rieder haben ein gutes Herz, in ihnen liegt der Keim zu jeder Tugend, sie können dermaßen zärtlich sein, daß sie sich für ihre Feinde opfern, es hängt Alles von der Behandlung ab, welche sie empfangen. Wenn man sie nicht schlecht behandelt und ihnen ihre Nahrung nicht verkürzt, sind sie treu, gutmüthig, ja Manche sind sogar dankbar. Wenn man sie aber unmenschlich behandelt und ihnen die Nahrung verkürzt, nisten sich bittere Kummer tief zu Herzen und sterben manchmal vor Traurigkeit.

Plato, aufgebracht über die Grausamkeit seines Gebieters, der jeden Tag das Elend seiner armen Sklaven steigerte, faßte den Vorsatz, zu entfliehen und sich in den Wäldern zu verbergen. Er entdeckte sich einigen seiner unglücklichen Gefährten, mit denen er eine gemeinschaftliche Flucht verabredete. Man beschloß, des Vorhaben nicht lange aufzuschieben. Zehn der robustesten Sklaven jenes grausamen Pflanzers verschwanden eines Tages, nachdem sie Feuer in die Behausung geworfen hatten, um dadurch ihre Flucht zu erleichtern. Sie vereinigten sich mit einer räuberischen Negerbande und verbreiteten Schrecken in die umliegenden Gegenden.

Unerschrockenheit, kalte Entschlossenheit und Tapferkeit zeichneten Plato bald vor allen seinen Kameraden aus, und er ward einstimmig von ihnen zum Hauptmann erwählt**). Keiner war wilder, kühner, ungezügelter, grausamer als er; sein Herr war einer der wohlthätigsten, seine Sklaven die glücklichsten, und er selbst gefühlte, sein Schimpf, den er von ihm erduldet, mit seinem Blute abzuwaschen. Während des Tages in den versteckteften Felsschlüchten oder in der Mitte der dichtesten Wälder verborgen, waren die Räuber vor jedem Angriff geschützt, denn wer würde sich wohl in eine Labyrinthe gewagt haben, deren Schlupfwinkel nur den Bewohnern derselben bekannt waren.

Der Schrecken verbreitete sich bis in den Distrikt Hanover; die Neger bezeichneten jeden ihrer Schritte mit Feuer und Schwert. Die verzweifelte Kühnheit des Plato, die unerhörten Thaten, deren Held er war, seine gränzenlose Verwegenheit bestallten alle Neger, die, wie bekannt, dem Aberglauben nur zu sehr ergeben sind, in der Meinung, daß er unter dem Schutze eines Fetisch stünde, das heißt, daß er sich durch unsichtbare Beschwörungen unverletzlich gemacht habe. Man erzählte sich, daß ein Guinea-Neger sein Wagier seines Vaterlandes) sich prophezeit habe, daß er einst König sein werde. Auch verbreitete sich das Gerücht, daß Plato, während der Nacht, zum öfteren Unterredungen mit dem „großen Geist" habe. Der Aberglaube, das Fetisch ihn stets vor den Waffen der Neger beschütze, trug nicht wenig zu seiner Sicherheit bei; da diese wußten, daß er unter dem Schutze der Fetische stand, ergriffen sie die Flucht, sobald er sich blicken ließen, denn keiner hätte es gewagt, ihm feindlich gegenüber zu treten.

Da Plato stets den Schlingen entging, welche seine Feinde ihm legten, da alle Versuche, ihn zu fangen, unnütz waren, da ein unerhörtes Glück ihn auf allen seinen Streifzügen begleitete, so wuchsen seine Kühnheit und seine Verwegenheit von Tage zu Tage, und er selbst war zu dem Glauben gekommen, daß die Kraft des Obeah (eines Amuletes), das er um den Hals trug, alle Streiche, welche man nach ihm führte, von ihm abwehre. Mehr als jemand war seine Bande bei einem Angriffe dreimal verdorben, er hatte nie auch nur die geringste Verletzung davon getragen.

Die Pflanzer sahen endlich ein, daß es die höchste Zeit sey, den Räubereien des grausamen Afrikaners ein Ziel zu setzen. Einer unter ihnen besaß einen Neger, welcher einst Plato's Freund gewesen war; sie gedachten zu besonders Stamme und wurden von denjenigen Sklavenhändler nach Jamaika geschleppt und verkauft werden. Dieser Neger, Cato genannt, gab seinem alten Gefährten weder an Kraft, noch an Unerschrockenheit und Energie etwas nach; man richtete sein Augenmerk auf ihn, und da er von seinem Herrn immer mit großer Milde behandelt worden war, hatte Cato sich auch stets seinen Gebieten folgsam bewiesen.

Sein Herr machte ihm den Vorschlag, den Plato zu erwerben, die Freilassung sollte der Lohn seines Sieges seyn. Cato weigerte sich anfangs, endlich versprach er zu gehorchen. Unterdessen war es nicht zu verkennen, daß der Talisman, der den Räuber, der allgemeinen Meinung nach, unüberwindlich machte, ihm lebhafte Furcht einflößte. Auch hier wieder war der Herr zur Stelle dem Aufschub, den gründen Muth seiner Sklaven zu beleben. Er versprach ihm ein viel wirksameres Schutzmittel als das, welches Plato besaße, und das daher im Stande wäre, die Kräfte desselben völlig zunichte zu machen.

In der That besprengte man sein Haupt mit Taufwasser, und diese dem Schwarzen fremde Ceremonie, die geheiligten Worte, welche dabei ausgesprochen wurden, machten einen solchen Eindruck auf seine Sinne, daß er sich im Besitz des mächtigsten Amuletes glaubte, er flößte sich von ungewöhnlichen Kräften belebt und hatte, da er sich jetzt unüberwindlich dünkte, mit tausend Schwarzen zugleich angedrungen.

Gestärkt durch die Hoffnung auf seine baldige Freilassung, machte sich Cato auf den Weg, den tollen Menschen zu suchen und bald war sich ihrer Reihe von jähen Felsen, hinter welche der Räuber sich während der Nacht zurückzuziehen pflegte. Die Einsamkeit, die eingenommen herrschte, die Oede, die ihn in diesen Wäldern, welche er durchschreiten mußte, nun zu dem Räuber zu gelangen, erwarten, die tiefe Stille der Nacht, die ungewöhnliche Stärke der Feinde, den er zu besiegen kam, die Erinnerung an den Talisman des Verbrechers, der ihn gegen alle Waffen der Schwarzen schützte, wecken Furcht und Zweifel in seiner Seele. Wenn er in die Abgründe blickte, in denen tiefe reißende Ströme schäumten, die er auf schwankendem Steg überschritt, stieg der Gedanke in ihm auf, daß diese gefährliche Wanderung ihm das Leben kosten könne, und daß seine Freilassung ihm nicht mehr von Nutzen wäre, wenn er todt wäre, seinem Leichnam zu einer Speise für die Geier zu machen. Endlich, als er des Mannes gedachte, den er zu verrathen ausgezogen war, erinnerte er sich der Tage seiner Kindheit, wo er seine Rache mit denen seiner jungen Kameraden maß, der jetzt, ein furchtbarer Bandit, das ganze Land verwüstet und zerstörte.

Diese Bemerkungen, die einzig und allein durch das monotone Quaken der Frösche unterbrochen wurden, machten seinen inneren Kampf sehr lebhaft; inzwischen erinnerte er sich, daß er einen noch stärkeren Talisman besaß als Plato; dies stärkte seine Kräfte und seinen Muth zugleich, und so befand er sich, nachdem er seine Schritte verdoppelt hatte, bald vor dem der Höhle, wo der schwarze Bandit gewöhnlich die Nacht hinzubringen pflegte. Er näherte sich mit Vorsicht, und das Gesträuch leise zurückbiegend, streckte er den Kopf in das Innere der Höhle und schrie mit starker Stimme, die indessen bei dem Gedanken an ihre seltsame Kraftlosigkeit leise zitterte: „Plato!" Kaum hatte er dies Wort ausgesprochen, als eine andere Stimme antwortete: „Wer ruft Plato?" Und in demselben Augenblick erschien der gesuchte Neger, ein Mann von ungewöhnlich großer Figur, mit großen, menschenscheuen Augen und schielendem Blick, am Eingange der Höhle; man konnte sagen, daß ein furchtbarer Dämon den schwarzen Räuber der Hölle entsiegen wäre.

„Plato!" antwortete der Neger mit Heftigkeit, als wenn Cato sein Gefangenen." — „Wie viel seyd Ihr?" fragte Jener mit schnem Ton. „Kommt Ihr, um mich während des Schlummers verabredetermaßen in meine Höhle zu überfallen, oder bietet Ihr mir ein ehrliches Gefecht im offenen Felde an? In jedem Falle", setzte er mit großer Zuversicht hinzu, „werden die Wiederwärtigkeiten, die Euch erwarten, Euer Kräfte übersteigen."

„Ich komme allein, um mich mit Die zu schlagen", entgegnete Cato, ohne sich den vor der Stelle zu bewegen. „Du bist lange Zeit hindurch Deinen Feinden entkommen, aber Du wirst heute meinem Streichen erliegen, oder meine Augen werden das Tageslicht nicht wiedersehen. Kommt heraus aus dieser dunklen Höhle", fuhr er fort, „und setze Deine Stärke gegen die meine."

„Schwöre mir bei Deiner Mutter, daß Dich keine heimliche Gesellschaft begleiten!" schrie der Räuber. — „Verdammniß über meine Mutter! Verdammniß über mich selbst, wenn ich etwas Anderes sage, als die Wahrheit!" rief Cato aus. — „Du kannst nicht lügen", entgegnete der Räuber, „denn Du schwörst bei der Seele Deiner Mutter! Sie ist hier ich!"

Cato prallte drei Schritte zurück, denn der Räuber war mit einem Sprunge über das Gebüsch hinweg, das den Eingang seiner Höhle verdeckte, und stand dicht vor seinem Gegner.

Der Mond glänzte am Himmel im hellen Lichte und warf seine Strahlen auf der beiden Kämpfer. Plato griff davauf mit der Hand nach einem Amulet, welches auf seiner Brust hing und aus Knochen

*) Ebenholzhändler ist der Sport- und Schimpfname für die Sklavenhändler. Sie selbst adoptiren diese Benennung und pflegen zu sagen, ich habe so und so viel Stück Ebenholz am Bord.

**) Vgl. Nr. 22 des Magazins, wo von diesem schwarzen Räuber bereits eine Skizze mitgetheilt worden. Die ausführlichere Darstellung, die von der früheren wesentlich abweicht, ist als die richtigere zu betrachten.

Digitized by Google

stellteren, einzelnen Zähnen und Haaren bestand, und rief mit flacher Stimme: „Siehst Du diesen Talisman, Cato? So lange ich ihn trage, bin ich geschützt gegen Deine Waffen, und Niemand kann mich gefangen nehmen."

„Und ich", entgegnete Cato mit nicht geringerer Zuversicht, „ich wußte einen noch weit mächtigeren Talisman als Du, einen Talisman, den ich den Beschwörungen der bleichen Männer verdanke. Du wirst denke der Macht dieser Zauberkraft nicht entgehen!" Und sein langes Messer schwingend, warf er sich plötzlich auf seinen Gegner. Dieser wich dem nach ihm geführten Streiche aus und griff nun seinerseits ausdrig an, die Kraft des Talismans der Weisen geringschätzend.

Vielleicht hat man niemals einen so unerhaus gleichen Kampf gesehen. Die beiden Gegner besaßen dieselben Körpereigenschaften, dieselbe Kühnheit, dieselbe Geschwindigkeit. Sie führten ihre Waffen mit gleichem Geschick. Sie brachten sich gegenseitig mehrere Wunden bei, deren keine gefährlich war; sie schlugen sich eine lange Zeit mit nicht Kraftlosigkeit, als Hinterteil und Hitze. Plato wollte seinen Gegner lieber entwaffnen, als ihm tödliche Wunden beibringen, während Cato, weit entfernt, die Großmuth seines Feindes nachzuahmen, ihn ihm gebotenen Vortheile zu benutzen suchte, um seinen Feind tödtlich zu verwunden und den Kampf mit einem einzigen Schlage zu beenden.

Endlich ward Cato in der linken Seite verwundet, und als er das Blut fließen sah, ergriff er den Augenblick, um seinen Gegner und versetzte ihm einen furchtbaren Schlag über den Kopf. Plato schwankte und stürzte zusammen, besaß indessen noch Kraft genug, um mehrere Streiche auf seinen Gegner zu führen. Einige derselben trafen, aber sein Arm ermüdete, und der starke Blutverlust schwächte seine Kräfte; ein Staunen und sein Zorn wuchs fürchtes, als er sah, daß seine zahlreichen Streiche machtlos von dem Besitzer des Talismans der bleichen Männer abprallten. Unterdessen hatte er noch nichts von seiner Energie und Unerschrockenheit eingebüßt, und er auf sie ihm unbegreiflichen Kraft des Zauberes dachte, die ihn stets sicher machte. Die beiden Kriegsmänner, mehr als jemals auf einander erbittert, suchten sich, zwei zum Kampf abgerichteten Doggen gleich, einer den anderen zu zerreißen. Plato, den Schaum vor dem Munde, führte mit der letzten Anstrengung aller seiner Kräfte einen Streich nach seinem Gegner; dieser, leicht wie das Raubvertheer seiner Heimath, wich ihm aus. Der Schlag war so heftig, daß er den Stoß der Plato nach sich zog; die Waffe entsank seiner zitternden Hand, er sah sich ohne ein Mittel zur Vertheidigung. Cato warf sich auf ihn, und einen höhnischen Blick auf ihn richtend, schwang er sein langes Messer und hielt es seinem Gegner in den Leib. Dieser empfing den Stoß, und seine Kraft verließ ihn; sein Athem, der Wind bedeckt, das seinen Wunden entströmte, erschöpft, außer Athem, suchte er sich nicht mehr zu vertheidigen.

Vergebens bemühte sich Cato, ein Siegeszeichen aufzuopfern; er hatte nicht einmal die Kraft, seinen Feind zum zweiten Mal zu durchbohren; die Wellenung verstärkte, flößte er bei ihm einen Schauer ein. Beide waren einander auf den Boden hingestreckt sah, ohne irgend ein Zeichen des Lebens, wähte schwerlich haben sagen können, wer der Sieger und wer der Besiegte sey. —

Als Cato die Augen wieder aufschlug, erstaunte er, daß die Strahlen der Morgensonne die Gipfel der Berge bereits vergoldeten. Seine Ohnmacht hatte beinahe sechs Stunden gedauert. Allmählich erhob er sich, was vorgefallen war, nicht mehr; seine Verwunung kehrte langsam zurück. Er versuchte aufzustehen, aber umsonst, der Blutverlust hatte ihn zu sehr geschwächt; die Bäume waren bereits lange Schatten über das Feld, ehe seine Kniee im Stande waren, ihn zu tragen. Aber er war noch zu schwach, um nur einen Schritt zu thun, seine zitternden Kniee brachen unter ihm zusammen; er lehnte sich an ein Felsstück, ließ sich auf die Erde gleiten und griff nach einer Schilfpfeife, welche am seine Schultern hing; er drachte nur schwache Töne darauf hervor, die indessen von seinen Feranden, die in der Nachbarschaft verborgen waren, vernommen wurden.

Diese erfuhren durch das Zeichen, daß Cato den Sieg davongetragen hatte. Der Ton des Hornes, aber diesmal hell und kräftig, hallte alsobald in den tiefsten Thälern und auf den Bergen wieder, und wenige Augenblicke nachher ward das Schlachtfeld, — welches die Spuren des nächtlichen, blutigen Kampfes und die niedergetretenen Waffen viel — von dem Volke, dem Cato und anderen Häuptlingen betreten, denen Fange, sein Hund, der bei allen gefahrvollen Abenteuern sein treuer Begleiter war, voraus sprang. Dieß deuten sich, die Wunden ihres Freundes zu verbinden, und nachdem sie ihm alle Hülfe geleistet hatten, die sein Zustand erfordrte, näherten sie sich Plato, dessen Puls noch immer, wenn auch sehr schwach, ging. Die Erde, auf welcher er lag, trug tiefe Spuren der zuckenden Hände eines die auf den Tod Verwundeten, er hatte sie einige umher aufgewühlt.

Als man sich überzeugt hatte, daß noch Leben in Plato war, wußte man ihm einige Sorgfalt, so daß er bald die Augen aufschlug, worauf man ihm Hände und Füße band. Diese Arbeit ward nicht ohne Schwierigkeit zu Stande gebracht. Bis auf den Tod verwundet, wie er war, ergriff er den Arm eines Negers und biß ihn mit solcher Heftigkeit, daß das Blut, wie nach dem Biß eines Löwen, daraus hervorsprützte. Der Neger stieß ein obrigerreißrudes Geschrei aus und warf die Stricke weit von sich, mit denen er den Räuber binden sollte. Andrebesten warfen ihn doch zwei starke Neger auf den Rücken und schnürten ihm Arme und Beine fest zusammen. Während dessen stieß Plato ein furchtbares Gebrüll der Verzweiflung aus und wüthete wie ein Eber, der sich in den Schlingen des Jägers gefangen hat. Endlich, als er sah, daß seine gelähmten Kräfte ihm nicht mehr dienten konnten, schloß er die Augen und lag regungslos. Stein tiefen Seufzer allein deuteten an, daß er noch lebte. Man legte ihn auf eine Tragbahre, und vier Männer trugen ihn nach der nächsten Hütte, wo er auf einen Karren gelegt und nach dem Hospital geführt wurde, um daselbst den Tag seines Lebendsiurzes abzuwarten.

Er brauchte nicht lange darauf zu warten. Drei Tage später ward Plato vor das Tribunal geführt und zum Strick verurtheilt. Die Execution sollte vierundzwanzig Stunden nach dem Spruche stattfinden. Die Stimmung des Raubers war traurig; in dem Hospital, das nur zum Gefängniß diente, hielt er seine Wunden verbunden, ohne nur einen Laut hervorzubringen, er verschmähte es, den Verband zu verbrechen, die man ihm hinsetzte, kaum sah man, daß er die Augen öffnete.

Der zu seiner Hinrichtung bestimmte Tag erschien. Plato ward auf einen Karren gehoben und durch die ganze Stadt geführt, um den Richtplatz zu erreichen, wo er die Todesstrafe erleiden sollte. Eine große Menge Neger war herbeigeströmt, um sich an dem so gefürchteten Räuber zu sehen; sie richteten mit einem stumpfen Staunen ihre Blicke auf ihn, und noch jetzt war die Furcht, die er ihnen einflößte, so groß, daß es keiner wagte, seines Unglücks zu spotten.

Plato hing mit Hülfe des Scharfrichters die zum Galgen hinauf, und hier, sein Haupt stolz erhebend, warf er einen traurigen Blick auf die große Menge furchterstarrter Sklaven, die das Schafott umringten. Da erblickte er Cato, der herbeigekommen war, um ihn sterben zu sehen. Er wünschte ihn zu sprechen. Es wurde ihm bewilligt, und als Jener herbeitrat, sagte er mit großer Anstrengung: „Cato, Dein Sieg hat Dir die Freiheit verschafft, aber mit ihr wird Dich dieses sohlbaren Gutes nicht theilhaftig machen. Der Tod, den Du mir gibst, wird den so sehr wert, als an dem Tage, da Du mich überwunden hast, der Tag, an welchem er abermals den Glanz der Sterne verdunkelt, wird auch der letzte Deines Lebens sein. An diesem Tage wirst Du mit mir vor dem Richterstuhl des großen Geistes erscheinen, der entscheiden wird, wer von uns der wahrhaftige Sieger war. Leb wohl!" Nach diesem Ausgebot an, da er diese Worte gesprochen hatte, übergab er sich dem Nachrichter; einen Augenblick darauf hatte Plato zu leben aufgehört. —

Umsonst versuchen wir es, den Eindruck zu schildern, den diese prophetischen Worte auf das abergläubische Gemüth des Siegers hervorbrachten; er verlor in eine tiefe Niedergeschlagenheit, in eine finstere Melancholie, Stip es, daß die Erinnerung an seinen Feind, dessen Tod er verschuldet hatte, seine Geistesstärke erschütterte, oder hatte ihn die Prophezeiung dem Schafott mit tiefem Grausen erfüllt. er fühlte sich stets von den entsetzlichsten Erscheinungen bedrängt und der Verzweiflung hingegeben. In seinen Fieberphantasien dünkte es ihm, als ob er seinen Feind gerufen, gesehen, ihm sich winke und ihn dann mit sich in unbekannte Gegenden führe. Ein andermal bildete er sich ein, daß er gegen Plato kämpfe und ihn niederschlage; er sah das Blut aus seinen Wunden fließen, er wohnte der Hinrichtung bei und hörte die grausenhafte Prophezeiung. In solchen Augenblicken war die Qual der Unglücklichen schrecklich, sein Gesicht war mit kaltem Schweiß bedeckt, und ein konvulsivischer Zittern überfiel seinen ganzen Körper. Als aber der Tag erschien, an welchem sich die Prophezeiung des Plato erfüllen sollte, als die bleiche Mondesscheibe am Horizont aufdunchte, und mit ihrem dämmernden Strahl das Lager des Unglücklichen erleuchtete, schrie er mit obrigerreißrender Stimme: „Vergieb mir, Plato, vergieb mir!" und gab, unter furchtbarem Konvulsionen, seinen Geist auf.

(American Magazine.)

Mannigfaltiges.

— Die Surtee's-Gesellschaft. Dieser gelehrte Verein ist vor einiger Zeit, halb nach dem Tode des Herrn Surtee, des Geschichtschreibers der Grafschaft Durham, gestiftet worden. Einige persönliche Freunde des Verstorbenen und viele seiner Bewunderer wollten ihm ein Denkmal setzen, das edler wäre, als sein Denkmaler aus Erz oder Stein, und deshalb kam man heutzutage so freisinig ist. Sie stifteten daher eine literarische Societät, welche die Herausgabe solcher unedirten Handschriften, die über den religiösen, sittlichen, geistigen und sozialen Zustand irgend eines Theils von Durham Licht verbreiten, die das Königreich Northumberland betreten, Aufklärung geben. Gestiftet wurde diese Gesellschaft am 27. Mai 1834. Die Zahl der Mitglieder, lauter Personen von ehrenwerthem literarischen Charakter, belief sich schon zu Ende des ersten Jahres auf 132 und ist in beständigem Zunehmen. Den Vorsitz führt der Herzog von Buccingh. Die Statuten, an der Zahl sechzehn, sind kurz, aber umfassend. Wird ein neues Mitglied vorgeschlagen, so ballottirt man wegen der Aufnahme desselben; und beschließt sich dann unter jeden Kugeln nur eine von schwarzer Farbe, so genügt dies schon, ihm den Zutritt zu verwehren. Obschon jedes Mitglied nur zwei Guineen jährlich beizusteuern hat, so ist doch bereits ein Band von zwei Bänden auf Kosten der Gesellschaft in Druck erschienen, und im gegenwärtigen Jahre dürften wohl gar drei Bände aus der Presse derselben hervorgehen. Das bereits erschienene Werk führt den Titel: Reginaldi Monachi Dunelmensis libellus de admirandis beati Cuthberti virtutibus, quae novellis patratae sunt temporibus. Die Zeit der Abfassung fällt in das 12te Jahrhundert, und der Verfasser war ein Mönch aus Durham, Namens Reginald. Er widmete sein zur genauern Kenntniß des Britischen Mittelalters nicht unwichtiges Buch dem heiligen Etheldred, Abte von Rievaulx, der jedem literarischen Alterthumsforscher ein bekannter Name ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Mittwoch den 18. Mai 1836.

Frankreich.

Der Gemäldeliebhaber.

Erst vor ungefähr zehn Jahren wurden in Paris auf dem Territorium, in dessen Mitte sich gegenwärtig die Kirche la Madeleine erhebt, die ersten Gebäude aufgeführt. In einem sonst damals ganz verödeten stehenden Hause, an denen noch zu beiden Seiten die rohe Bezauberung hervorsprang, wohnte der Graf von R***, ein schon bejahrter schwächer Mann, der in völliger Abgeschiedenheit von der Welt lebte, sich dann und wann über diesen isolirten Zustand in ziemlich bittere Klagen ergoß, dabei aber doch keineswegs ernstlich darüber betrübt zu sein schien. Und so verhielt sich's in der That; denn der Graf besaß etwas, das sein Leben erfüllte und Allem, was von Neigung und Empfindung in ihm war, Stoff und Nahrung zur Genüge darbot; er hatte eine Passion, eine Manie, wurde, wenn ich so sagen darf, von einem Dämon beherrscht, der den allerwohlthätigsten Einfluß auf ihn ausübte, indem er ihm die Genüsse eines großen Vermögens, das der Graf zum Theil verlernen, eine Gunst am Hofe, die er überdieß hatte, eine Jugend, die ihm lange entschwunden, und eine zerrüttete Gesundheit, die ihm verblieben war — indem er ihm, sage ich, alle diese Güter in Summa zu ersetzen vermochte.

Der Gegenstand dieser Manie, dieser Leidenschaft, oder wie man es nennen will, waren Gemälde. Der Graf fand übrigens nicht ganz allein; er hatte zwei Neffen, Söhne seines Bruders, der auf dem Schlachtfelde geblieben war und kein Vermögen hinterlassen hatte; diese Knaben hatte der Graf erzogen; aber die Jünglinge, ganz nach Art der jungen Vögel, waren ihm wieder davongeflogen, so wie sie flügge geworden.

Der Eine war ein ordentlicher, ganz leidlicher Mensch gewöhnlichen Schlages; er hatte etwas getrieben, aber keinen Geist, war nicht ohne Kenntnisse, aber ohne alle Phantasie; von einem Enthusiasmus für die Herrlichkeiten seines Onkels wußte und verspürte er nichts in sich, aber er that dem Onkel den Gefallen, so oft und so lange mit ausgestandenen und gewissenhaften, als ihm nur möglich war, noch mehr als das; durch das Siehe Anderen der Bewunderungs-Formeln des Onkels waren manche derselben in seinem Gedächtnisse sitzen geblieben; mit Hülfe dieser Phrasen konnte er nun ab und zu auch eine Meinung, auch ein Urtheil über die Gemälde äußern, und zwar Urtheile, die der Onkel nun so verständiger und vortrefflicher fand, als es immer seine eigenen Gedanken, ja es oft seine eigenen Worte waren, die ihm das treue Echo zurückschallte. Dieser Neffe hatte das Banquier-Geschäft ergriffen.

Der Andere war voller Launen und Sonderbarkeiten, hatte seine eigenen Ansichten, war geistreich, aber stritt sich mit Allen herum; eine vorherrschende Neigung zog ihn zur Malerei. Der Onkel dachte ihm die geeignete Lehrerin unter allen Lehrerinnen, der Gedanken, einen großen Maler aus seiner Familie hervorgehen zu sehen, ihn selber heranzubilden, ihm seine Richtung zu geben, sein Talent mit allen Beobachtungen und Erfahrungen eines langen Lebens zu nähren, dieser Gedanke war für den Greisen mehr als hinreichend, ihn die hellsten Theorieen seines Neffen Eugen liebenswürdig und geistreich finden zu lassen.

Eugen, von einem geborenen Instinkt getrieben, der ihm sagte: Aus Dir wird ein Maler, hatte lange Zeit mit Eifer und Liebe die weitläuftigsten Auseinandersetzungen des Onkels mit angehört, hatte sämmtliche Schönheiten, die derselbe ihm aus seinen Gemälden herausdemonstrirte, bewundert und wieder bewundert, kopirt und noch einmal kopirt — und so hatte es endlich, eine Zeitlang, außer dem Hause im Atelier eines berühmten Malers lernen und arbeiten zu dürfen; endlich war er nach Italien gegangen, mit einer kleinen Summe Geldes, die er zum Theil vom Onkel zum Geschenk erhalten, zum Theil durch Anfertigung von Portraits sich erworben hatte.

Bei seiner Zurückkunft fand er den Greis wieder, wie er ihn verlassen hatte, lebend und webend in seiner Bilder-Gallerie und mit jedem Tage ein paar neue Schätzbarkeiten mehr entdeckend, die ihm Tags zuvor noch entgangen oder noch nicht klar gewesen waren. Seines Bruders Paul Anschauen über die Bewunderwerte, auf die der Onkel so stolz war, hatten sich um kein Jota verändert; aber Eugen hatte inzwischen die Werke der großen Meister gesehen und studirt, und gelernt, was Malerei heißt.

Im Leben jedes wahrhaften Dichters oder Künstlers erscheint ein Tag, ein Tag der Jubels und der Wonne, wo ein zweites Gesicht, ein neues Dasyn in ihm aufgeht, die Natur sich ihm enthüllt in aller ihrer Schöne und Herrlichkeit und ihre seligsten Geheimnisse ihm offenbart; noch am Abend vorher war er nichts als ein Verzweifler oder ein elender Anstreicher — und am Morgen ist er ein Dichter, ein Maler.

So konnte denn Eugen auch nicht mehr auf das Wort seines Onkels alle die Schönheiten in seinen Bildern sehen, die einmal nicht darin waren, und wenn nun der Graf, ganz im Widerspruch mit den Vorbildern und Studien, denen sich der Neffe in Italien gewidmet, ihm zum Beispiel die Herrlichkeiten eines seiner Rubens anpries und vordeutete, so blieb Eugen ganz gelassen und erwiederte: „Man hätte mich in Rom geflissigt, wenn ich nichts Besseres gemacht hätte, als das.“

„Weiter!“ versetzte der Onkel, „es hat zwar immer gegolten, daß die Jugend anmaßend ist, aber eine Anmaßlichkeit wie die Ihrige, mein Herr Neffe, habe ich denn doch nicht für möglich gehalten. Ich habe es wohl oft gesehen, daß junge Maler mit ihren Gleichen nicht viel Umstände und sich eben kein Gewissen daraus machten, ihre Kameraden neben sich herabzusetzen, aber ein solcher Hausdampf, der sich über die größten Meister und ihre gelungensten Werke so leichtfertig abzusprechen unterfängt, ist mir bis dato noch nicht vorgekommen.“

Schon schwebte eine bittere Replik dem Jüngling auf den Lippen. Sein guter Engel hielt ihn noch zurück, sie auszusprechen, denn sie hätte den Onkel aufs tiefste verletzt. Bei alledem, wollte er sagen, verwechsele ich nicht, wie Sie, die Werke der Meister mit elenden Pfuscherieen, die Ihnen Ihr halbes Vermögen kosten. Doch wie gesagt, sein guter Engel hielt ihn von dieser Aeußerung zurück, und er erwiederte:

„Verzeihen Sie mir, bester Onkel; ich habe auch ein Geschenk für Sie. Ich bringe Ihnen einen Kopf von Titian mit — sehen Sie her.“

Der Onkel schloß ihn in seine Arme. „Mein Freund“, rief er voller Freude aus, „nimm aus dem Entzücken, in welches mich Dein Geschenk versetzt, ab, mit welcher Ehrfurcht Du Deinerseits von den großen Meistern sprechen sollest! — Und“, fuhr er fort, indem er bewundernd auf die Leinwand blickte, „begreiche das, was Du machen kannst, mit diesem Deinem Geschenke und bringe Dich in Demuth davor!“

Drei Tage lang kam er aus dem Loben und Preisen des Bildes nicht heraus; da konnte sich Eugen nicht mehr halten und rief aus: „Theuerster Onkel, den Kopf habe ich gemalt!“

Ueberraschung und Zorn trieben dem Onkel das Blut ins Gesicht. Nach einigem Besinnen, den Neffen von oben bis unten messend, sagte er: „Ja, Du! Narrenspossen!“

„So wahr ich lebe, bester Onkel, er ist von mir.“

„Nun denn, mein kauderer Herr Neffe, um so schlimmer; Sie sind ja der unverschämteste Mensch, der mir je unter die Augen gekommen ist. Sie haben mich hintergehen wollen, jedenfalls, entweder Ihr Machwerk mit als ein Werk Titian's unterschieben wollen, oder mich glauben machen, Sie wären der Urheber eines Bildes, das von jenem Meister herrührt. Ich bin schwerenthusiast, mein Herr! Nur Sie sind etwas fürs verrechnen werden. Nein, so leichtgläubig sind wir denn doch noch nicht, daß wir uns unser Urtheil so leicht stehlen entwenden lassen und nicht auf den ersten Blick sehen sollten, was ein solcher Meister gemalt hat und was noch nicht. Der Kopf ist von Titian. Arbeiten Sie, mein Freund, seyen Sie hübsch fleißig und gehen Sie hin in Ihr Atelier, das wird vernünftiger seyn und Sie besser kleiden, als sich mit fremden Federn zu schmücken.“

„Aber, liebster Onkel! es ist eine Kopie, die ich in Rom gemacht habe.“

„Still, sag' ich; man muß einen Spaß nicht zu weit treiben. Sie sollen mehr Achtung vor meinen grauen Haaren haben und mehr Dankbarkeit für das, was ich an Ihnen gethan habe.“

„Aber, mein bester Onkel! so betrachten Sie doch nur die Leinwand; sie ist ja aus einer unserer Fabriken.“

„Verlassen Sie mich, mein Herr!“ rief der Graf. „Ein so großes Genie kann meine Unterstützung fortan entbehren; und ich meinerseits brauche Ruhe, Ruh' und Frieden, und Freunde, denen ich nicht zur Zielscheibe ihrer Späße diene.“

Eugen versuchte, sich zu entschuldigen, aber der Onkel war unbeugsam. Er wußte sich zu entfernen; kurze Zeit darauf kehrte er nach Italien zurück.

Der Graf war in einer solchen Aufregung, daß er die letzten Worte des Neffen gar nicht gehört hatte — und wohl ihm, daß sie ihm entgangen waren. — Als er sich allein sah, wandelten ihn tranrige Betrachtungen an über den verlassenen Zustand, in dem er sich befand; da ging ihm ein Gedanke in seiner Seele auf wie ein Stern: „Ich habe“, sagte er zu sich selber, „meine Neffen so weit gebracht, daß sie sich selber fortbringen können; mein Vermögen gehört nun mir.“

Digitized by Google

Sogleich ließ er sich den Kunsthändler Samuel kommen. Seit diesem Tagen war Samuel täglich da gewesen, und seine Lust und seinen Kunst hatte der alte Zucht unversucht gelassen, unseren Liebhaber dazu zu bringen, ein herrliches Bild von Rembrandt zu kaufen. Aber die Summe, die er dafür verlangte, belief sich fast auf die Einnahme des Grafen für's ganze Jahr, und noch am Morgen, nachdem er lange mit sich selbst gerungen, hatte er ihn weggeschickt, mit der Weisung, nicht wiederzukommen. Jetzt kam er doch, sich besonnen; er hatte seinen Entschluß gefaßt, sein Geld gehörte ihm.

„Samuel", begann er, „Du forderst zehntausend Franken, das ist zu viel; ich muß etwas übrig behalten, um meinen Unterhalt bestreiten zu können; wenn ich mich auch aufs Aeußerste einschränke und mir die dürftesten Entbehrungen auferlege — unter zweitausend Franken kann ich nicht auskommen das Jahr über. Ich kann also nicht mehr geben als achttausend Franken; wenn Du es dafür lassen kannst, gut, wo nicht, so geh', aber komm' mir nie wieder über die Schwelle."

„Der Herr Graf", erwiederte Samuel, „wissen recht gut, daß, was ich für mein Bild fordere, noch nicht zum Drittel von dem sind, was es eigentlich werth ist, und daß ich, wenn ich nicht gerade sehr nöthig Geld brauchte und dem Herrn Grafen nicht so gern zu Dienst seyn möchte, nun noch ein bischen zu warten brauchte, um 12,000 Franken dafür zu kriegen; wahrhaftig Gott!"

Sie debattirten noch lange hin und her; endlich rief der Graf aus: „Nun denn, Du sollst zehntausend Franken haben."

Er mußte sein Pferd verkaufen; kurz darauf verlieh er das erste Stockwerk und zog ins zweite — dann ins dritte; dann verkaufte er sein Silbergeug.

(Schluß folgt.)

England.

Was ist Poesie?

(Schluß.)

Um den Unterschied zwischen Poesie und Prosa deutlicher hervorzuheben, bemerken wir, daß Worte von ganz gleicher grammatischer und verbaler Gattung, ja genau dieselben Worte, entweder Prosa oder Poesie seyn können, je nachdem sie mit oder ohne Gefühl gesprochen werden; je nachdem sie nur eine Wahrheit schlechthin mittheilen oder eine Gemüthsbewegung ausdrücken. Z. B. wenn wir z. B. die Phrase „die Sonne geht unter" nur im Ton einer gewöhnlichen Aussage, so ist sie nicht mehr der prosaisch, als wenn wir sagen: „Es ist ein Viertel nach neun Uhr." Dient sie aber als Ausdruck der Gefühle, welche der Untergang der Sonne in einem empfänglichen Gemüthe weckt, so erhält sie poetische Bedeutung und würde, so einfach die Worte sind, in einem klassischen Gedicht eine passende Stelle finden. Die Worte „mein Sohn Absalon", sagen nicht mehr als „mein Bruder Richard", oder „mein Onkel Tobias"; in dem einen Ausdruck ist so wenig Poesie als in dem anderen. Man würde aber nicht wohl behaupten können, daß „Oh! Absalon, mein Sohn, mein Sohn!" keine Poesie sey; und dennoch ist die grammatische und verbale Bedeutung der Worte in beiden Fällen genau dieselbe. Die Interjection „oh" und die Wiederholung der Worte „mein Sohn", verändern gar nichts im Sinne; allein sie machen Worte, die sonst nur eine Thatsache ausdrücken, zum Ausdruck einer Gemüthsbewegung und haben so eine echt poetische Wirkung.

Das Gedicht Unimore, welches Professor Wilson vor einiger Zeit mittheilte, beginnt mit den Strophen:

„Morven und Morgen, Frühling und Einsamkeit."

Gesetzt, diese Worte fänden als Vorbemerkung am Eingang eines Drama's und hätten also: „Scene, Morven, ein einsamer Strich im Hochlande — Jahreszeit, Frühling, Morgen" zu heißen, würden sie nicht genau dasselbe sagen? Warum ist aber die zweite Ausdrucksweise Prosa? Einzig darum, weil sie klar etwas bezeichnet. Warum ist jenes dagegen Poesie? Weil sie nicht bezeichnet, sondern zum Gefühle spricht. Wenigstens wird die Bezeichnung, die sie enthält, nicht als solche dargeboten; es ist nur eine indirecte Hindeutung auf die Gegenstände, welche die Empfindung veranlaßten. Sprechen wir nun die Worte mit einem gewissen Abstehen und Ton, so gehören sie einem Menschen an, der in der beschriebenen Situation sich befindet, und in dem Zustande des Gefühle, den jene Situation erregen könnte: ich meine, im Gefühl des Erhabenen, das hohen Einsamkeits und eine romantische Gebirgslandschaft in uns erregen — im Gefühle des Schönheit, welches die lebhaften Farben des Morgenhimmels, der Glanz der aufsteigenden Sonne, das lustige Grün der frisch bethauten Blätter erwecken u. s. w.

So viel über das, was man die Seele der Poesie nennen kann. Betrachten wir nun ihre sormellen Eigenthümlichkeiten.

Es ist bekannt, daß der Mensch seine Gefühle auf andere Art betont und moduliert, als seine bloßen Gedanken. Unsere Gefühle ergießen sich in einer melodischen Folge von Tönen und in einer rhythmischen Combination der Worte. Reimen und Reim sind nur künstliche Dispositionen des natürlichen Ausdrucks unserer Gefühle. Sie sind dem Ausdruck des Gefühls angemessen, d. h. sie eignen sich zur Poesie; doch bedarf die letztere ihrer nicht. Man könnte die Lehrsätze des Euklid, die Gesetze des Justinian, die Erzählungen Hume's in dem so kunstvolle Verse einkleiden, wie sie Pope oder Dryden jemals gebildet, aber sie würden selbst in dieser Form niemals Poesie heißen können. So ese uns der Natur des Gegenstandes die Möglichkeit einer Erregung des Gefühls sich regen, so drunet die Anwendung einer rhythmischen Sprache darauf hin, daß der Redende in einem Zustande der Gemüthsbewegung sey; darum können wir seine Ergießungen Poesie nennen.

Dies ist der eigentliche Grund, warum Verse und Poesie in der gemeinen Rede für Synonyma gelten, obgleich das Eine sehr wohl ohne das Andere bestehen kann. Es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß der Vers den innern Zauber einer poetischen Schöpfung nun um Bedeutendes erhöht. Das Lesen harmonischer Verse verschafft uns einen Genuß, der von dem Inhalt unabhängig ist; ja, wir empfinden diesen Genuß sogar, wenn die Verse in einer uns unbekannten Sprache geschrieben sind. Eben so können wir aus dem musikalischen Rhythmus in seiner reichen Mannigfaltigkeit ein von der Melodie und Harmonie selbst unabhängiges Vergnügen schöpfen. Dennoch bedarf die Musik zu ihrer vollen Wirkung des rhythmischen Gewandes weit mehr, als die Poesie.

Die Sprache des Gefühls hat aber noch einen andern Charakter: sie ist eine bildliche Sprache. Das Gefühl muß sich so energisch ausdrücken als möglich, muß in der Form des Bildes gleichsam in Flamme anfachen. Daher meidet der Poet den Gebrauch der Alltagsphrasen, als zu seinem Zwecke untauglich; und das Auge seiner Phantasie blitzt so lange hin und her, bis es Figuren oder Bilder erspäht hat, die das Gefühl, womit seine Seele schwanger geht, am lebendigsten und sympathischsten in andern Seelen überströmen lassen. Was der innere Verstand von den Anforderungen erkennt, ist klar, bestimmt und ins Einzelne gehend; die Gefühle aber, welche diese äußerlichen Objekte in uns erregen, sind dunkel, schwankend, allgemeiner Natur. Daher würden viele hoch poetische Ausdrücke, die wunderbar greifend sind, auf das Gemüth zu wirken, vollkommen sinnlos erscheinen, wenn man sie in ihre Bestandtheile zu den Objekte aus ihrer sprachlichen Verbindung nach zergliederte. Washington Irving spricht von dem bestandten Glanze der Westminster-Abtei — ein Ausdruck, der wegen der Lebendigkeit seines Eindrucks auf das Gemüth mit Recht bewundert worden ist; und doch kann man verstandiger Weise eben so wenig einen bestandten, als einen lichten oder funkelnden Glanz sich denken. So ist in der Zeile:

„Der sternvolle (starry) Galiläi und seine Leiden",

die verstandesmäßige Unvereinbarkeit des Epitheton's mit dem Hauptworte sehr einleuchtend. Es verdankt aber auch diese Zusammenstellung nicht minder begeisternden Beifall, als die feiner gelobten Association die Entstehen. Kein Epitheton, welches Galiläi's hohe Hingebung an astronomische Forschungen bezeichnet hätte, würde uns so ergriffen haben, wie dieses. Was dem Beobachtgeschichten erhellt zugleich, daß die gebrauchten Bilder, weil sie oben keine wesentliche Beziehung zu ihren Objekten, sondern nur eine zufällige Verbindung mit Gemälde des Dichters haben, auf eine Klasse von Lesern mächtig anmuten und Andere völlig ungerührt lassen können. Milton's Ausdruck „den Reichsthum der Finsternis streichelad, bis sie lächelte", wird höchlich bewundert, oder wenigstens oft zitirt. Ich muß gestehen, daß ich in demselben nur ein hohles Bonmot auf's Gerathewohl zusammengestellten Wörter finde. Viele versuchen das lebendige Gefühl, welches ein feines Gehör für den Rhythmus haben, finden an dem sinnlosesten Gedichte hohen Genuß, wenn es ihnen nur Ideen oder Bilder liefert, die ihr eigenes Gemüth, ihre eigene Phantasie befruchten. Man hat viele Stellen in Byron, Wordsworth, Young, enthusiastisch bewundert, die wie, aufrichtig gesagt, ganz unsinnig sind.

Was endlich den eigenthümlichen Charakter der poetischen Sprache betrifft, so verdient große Beachtung, daß die Kühnheit und Mannigfaltigkeit des poetischen Ausdrucks vornehmlich einer Ursache zuzuschreiben ist, von der man auf den ersten Blick gerade die entgegengesetzte Wirkung erwarten sollte. Diese Ursache sind — die Fesseln, welche der Versbau dem Dichter anlegt. Der Versständigkeit, ja selbst der gemeinste Ausdruck ist oft nicht oben derjenige, welcher in den Vers paßt. Es muß also eine neue Ausdrucksweise erfunden werden; und ich glaube, jeder Dichter wird mir zugeben, daß er einige seiner glücklichsten Epitheta und schönsten Wendungen gerade dann gefunden hat, wenn er im Bestreben von einer gewissen Regel des Verses sich zu befreien, wider Willen wurde. Die Nothwendigkeit, den Gesetzen des Metrums zu genügen, zwingt den Dichter auch, diesem oder jenem Worte eine weitere oder engere Bedeutung zu geben; und die bloße Frucht der Nothwendigkeit wird bald als ein eigenthümliches Geistes-Erzeugniß mit Beifall aufgenommen.

Betrachten wir nun den ganzen Charakter der Poesie. Sie ist wesentlich der Ausdruck des Gefühls; allein dieser Ausdruck findet Statt in gemessener Rede (sey sie nun Vers oder Prosa), harmonischen Tönen und bildlicher Phraseologie. So oft wir eine Stelle, eine Zeile oder größere Passage in einem dichterischen Produkte für rein prosaisch erklären müssen, liegt der Grund davon, weines Erachtens, darin, daß sie uns nur belehren den Sinn bietet, der mit den notwendenden Gefühlen nichts zu schaffen hat und den Zusammenhang der selben gleichsam unterbricht.

Wäre es aber nicht eben so gut zu rechtfertigen, wenn man das Dichten die Sprache der Einbildungskraft nennen wollte? Ich werde die Gründe angeben, warum ich meine frühere Definition für besser halte.

Die Mitbildung einer Schöpfung der Phantasie durch die Sprache braucht nicht im Geringsten poetischer Art zu seyn. Eine Novelle ist darum noch kein Gedicht, weil sie ein Werk der Phantasie ist. Die Beschreibung einer von der Einbildungskraft erfundenen Scene oder Begebenheit braucht nicht im Geringsten von der einer wirklichen abzuweichen; sie kann also rein prosaisch seyn. Nicht die Schöpfung der Einbildungskraft an und für sich, sondern die Gefühle, die sie begleiten, machen das Wesen der Dichtkunst aus; und eben darum ist der Ausdruck des Gefühls immer poetisch, auch wenn ihm eine wirkliche Scene oder Begebenheit zum Grunde liegt, und wenn es in der einfachsten Sprache sich mittheilt. Obgleich nun aber der Charakter des Imaginativen nicht zum Wesen der Poesie gehört, so entspringt er doch aus demselben: nur in einem aufgeregten Gemüthe Zustande pflegen wir unsere Phantasie wirken zu lassen. Man übt seine Phantasie gewöhnlich an interessanten Gegenständen; und welche andere Dinge nennen wir interes-

Digitized by Google

essant oder uninteressant, als diejenigen, die unser Gefühl erregen oder unempfindlich lassen?*)

Das Haupt-Element eines poetischen Werkes — eines poetischen Geschmackes — ist die Empfindlichkeit, (die Fähigkeit, erregt zu werden) und folglich auch die Einbildungskraft (die Fähigkeit, uns in regreifende Situationen zu versetzen). Der Dichter, wie der Leser eines Dichterwerkes, sucht nicht die Wahrheit zu erkennen, insofern sie von Falschheit oder Irrthum sich unterscheidet — er will nicht raisonniren über Ursache, Schlüsse ziehen, verallgemeinern, klassifiziren, unterscheiden; er strebt nach dem, was ihn mit Bewunderung, mit Ehrfurcht, Mitleid oder Zärtlichkeit erfüllen kann; er will das Erhabene, Schöne, Ergreifende, das Erfreuliche, das Furcht und Entsetzen erregende dachselben oder fühlen. Ob dergleichen Scenen und Situationen wirklich oder fiktion sind, das kümmert ihn nicht. Es ist ihm genug, daß er sie denken und nachfühlen kann. Man sehe die eingekniffenen Lippen, die zusammengezogenen Brauen, das feste und scharfe Auge des philosophischen Forschers, der Wahrheiten entdecken oder mittheilen will, der Ausdruck seiner Mienen ist so, als wollte er in die entlegensten Winkel der Wissenschaft eindringen. Man vergleiche damit die offene Stirn, das rollende Auge, den beweglichen Mund, die wechselnden Züge des Dichters, der da fühlen und seine Gefühle mittheilen will. Sein Gesicht hat sich nach dem Ausdruck derselben modellirt und ist ein treuer Spiegel der Regungen seines Innern.

Der Unterschied zwischen Verstandsmäßigkeit und Poesie scheint mir darin zu bestehen, daß, während der Dichter nur seine Gefühle auf Andere übertragt, der Redner von irgend einer Wahrheit überzeugen will, mag er nun dadurch zu einer Handlung bestimmen wollen, oder nicht. In dem Maße nun, als der Redner, wenn er eine Wahrheit zu empfehlen sucht, von dieser Wahrheit sich ergriffen zeigt oder eine blitzige Sprache redet, wird sie Erregung mittheilen — in dem dem Maße wird das, was er spricht, poetisch. Die Gränzlinie, welche Poesie und Verstandsmäßigkeit scheidet, ist zweifelsohne ganz unmerklich.

Nachdem ich nun den wesentlichen Unterschied zwischen Poesie und Prosa hervorgehoben, kann ich nicht umhin, die Behauptung auszusprechen, daß man Verse als solche, und abgesehen von ihrem etwanigen besonderen Werthe, in der Regel zu hoch schätzt.

Der Ausdruck einer Gemüthsbewegung scheint mir vor dem eines intellektuellen Prozesses seine Vorzüge zu haben. Das Interesse, womit man ersteren aufnimmt, ist verschiedener Art, aber nicht nothwendig größer. In einer richtigen Bejahung ist es sogar geringer. Gefühle und Leidenschaften sind mit einander nicht können im Zusammenhang dargestellt werden; alleine sie vertragen sich in einer Art von Association so gut, oder beinahe so gut, wie in der anderen. Daher fehlt es der Poesie als solcher an progressivem Interesse, an jener Art von Interesse, das sich an verkettete Thatsachen oder ein fortlaufendes Raisonnement knüpft, das die Erwartung einer Resultates schwebend erhält. Man nehme irgend ein sentimentales Gedicht zur Hand, z. B. ein Schäferung, die eben nur Poesie oder sich selbst überlassene Poesie ist, z. B. die „Jahrszeiten“, die „Vergnügungen der Hoffnung“, und man wird mit dem dem Genusse, wo nicht mit gehörtem, darin lesen, wenn man aufs Ungefähr diese oder jene Seite aufschlägt, als wenn man das Ganze von Anfang bis Ende durchlas. Raisonnirende Poesie wie gelehrt, daß Verse zum Ausdruck des Gefühls nicht nothwendig sind. Was der Form nach Prosa ist, das ist oft seinem Gehalte nach Poesie. Unsere Frage betrifft den Werth, den man gewöhnlich auf Verse legt, weil sie Verse sind. Bedient man sich aber der metrischen Form immer nur, um Gefühle hervorzurufen, deren Erregung ihr eigenthümlich ist, so werden solche begegnen? Ich für mein Theil behaupte, daß manches prosaische Buch eine Menge gestreichter Resterionen und tiefer Gefühle enthält, die man außer dem Zusammenhang kaum beachten würde, und die gleichwohl keinen geringeren, wo nicht einen höheren, poetischen Werth haben, als eine Menge enthusiastisch gepriesener Sonette. Stanzen oder Canzonen. So wichtig ist die Wirkung der Technischen auf den gewöhnlichen Leser.

Man sollte aber nie vergessen, daß wahre Poesie, auch in ungebundene Rede übertragen, von ihrem Werthe wenig oder nichts einbüßt, während ein Gedanke, der in Prosa wenig bedeutet, auch in Versen nicht viel bedeuten kann.“)

(Blackwood's Edinb. Mag.)

*) In einem so eben in Leipzig erschienenen Buche: „Der Dichter ein Seher, oder über die innige Verbindung der Poesie und der Sprache mit dem Heiligen“, sucht der Verf. (Dr. Stb. Steinbeck) die Behauptung durch, daß Poesie und Heiligkeit ihrem Wesen nach, in welchen der Menschen, über das gewöhnliche Maaß der Erkenntniß hinausscheitend, den höheren Zusammenhang von Dingen fasse, der ihm im gewöhnlichen Bewußtsein fremd geblieben wären. Als die größten Heiligen und Dichter (vates) sehen aber, weil sie in einem reinigen Verhältniß und in einer engeren Verbindung mit Gott und Natur stehen, als wir, die alten Propheten angesehen, weshalb denn auch (und dies ist wohl die leichtsinnige Schlußfolge des ersten Theiles) das Alt-Hebräische als die Sprache der Heiligen (auch im höheren Sinne des Wortes) und als das vollkommenste Dichter-Idiom zu bezeichnen sey.

**) Hr. Motherby hat neuerlich das Leben und die Dichtungen Burns' zum Gegenstand einer Vorlesung in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg gemacht. Die seinige Abhandlung ist jetzt in der zweiten Sammlung der Abhandlungen dieser Gesellschaft unter folgendem Titel gedruckt: „Ueber den Schottischen Nationaldichter Burns, mit einigen Proben seiner Gedichte, nebst einleitenden Bemerkungen über den Schottischen Dialekt. Für Motherby zeichnet seinen Helden mit Liebe, Geschick und Talent; die Proben, von ihm etwas zu frei übersetzt, sind sehr schön. Doch glauben wir, da Abhandlungen der gelehrten Gesellschaften überhaupt auf kein zahlreiches Publikum rechnen können und auch Vieles in der Burns'schen Lektüre kaum für uns ist, den selbst diejenigen, welche Hrn. Motherby's Arbeit lesen, die obigen Bemerkungen nicht sind überflüssig halten werden.

seiner nächsten Nähe begnügten dankbar und froh, den neuen Beweis dieser des vaterländischen Ruhmes, der in voller Würde des männlichen Genie's mit dem Gepräge der Unsterblichkeit vor ihnen erschien.

Allein alle Beweise von Theilnahme beschränkten sich in materieller Hinsicht, ihm zur momentanen Beseitigung seiner häuslichen Bedrängnisse zu verhelfen. So viele Gönner seiner Muse, so viele mächtige Freunde brachten es dahin, daß er — einen ärmlichen Posten als Steuereinnehmer erhielt, und diese Stelle ward seinem Streben verderblich und tödtlich. Sie entriß ihn seiner barmherzigen Ländlichkeit und führte ihn unter die Abhängigkeit von Behörden, die sein Benehmen nicht immer mit Rücksicht auf sein Dichter-Gefühl und mit Schonung zu beurtheilen verstanden. Die Ihre der Freiheit schien damals jenseits des Kanals noch im Frühlingsfeuer zu stehen. Ihre Flamme verbrannte, wie so viele andere Engländer, auch den mehr als alle Andere für den Eindruck empfänglichen Burns. Manche seiner unbewachten Aeußerungen, die an sich unschuldig waren, wurden durch geschäftige Einstifterungen den Verdacht wegen revolutionairer Umtriebe zogen ihm; es folgten Untersuchungen, die ihn zwar für straflos erklärten, aber zugleich als Aufsicht und Beförderung verschafften. Der Kummer über diese Verfälle, häuslliches Unglück und Unmuth über die Vereitlung materieller Hoffnungen, welches Alles ihn auch öfters bei einem angelegen Plätzchen Trost suchen ließ, stürzten den Jüngbirgen Mann ins Grab.

Alle stimmen mit Dugald Stewart in der Meinung überein, daß Burns' Geist, früh, lebhaft und kraftvoll wie er war, in jedem Gebiete des Wissens sich rühmvoll hervorgethan haben würde; seine Gedichte sind es jetzt allein, durch die sein Name fortleben wird. Wenige nur in der Sammlung hat man mit Bedauern wegzuwünschen; es sind Gedanken eines rücksichtslosen Drangses, die Bachanalien der rohen Landleute mit trichterartigen Liedern zu schmücken. Außer diesen wenigen sieht man nur sein schönes Talent sich entfalten, seinen hohen Adlerflug genug. Das Geheimniß seiner Schönheit ist die Treue gegen die Natur; hierdurch gewinnt er aus zarteste die Saiten des allgemeinen Mitgefühls. Kein schöneres Beispiel einer starken Gewalt über die Herzen finden wir, als sein Cotter's Saturday Night giebt; so einfach, so verständlich und wie schön! Die Landleute Schottlands betreten ihn zu, weil er ihre Gefühle, Empfindungen, Schmerzen und Freuden mit Wahrheit und Schönheit gemalt hat; jeder Schritt wußte ihn lieben, weil er die Landessprache wieder zu Ehren gebracht, weil er mit so begeisterndem Tönen seine Berge und Thäler verherrlicht und dadurch den Zutritt des Pilgrims weiter zu den Stenen traditionellen Ruhmes gefährdet hat. „Als die erste Schaufel Erde auf den Sarg Burns' fiel", sagt sein Biograph, „sah die Thränen auf Wangen, welche selten den Tropfen des Schmerzes fühlen." In Augenblicken, wo der Sturm der Gefühle eine Pause in Burns' Herzen machte, da gleicht seine Melodie einer Geisterstimme; aber solche Augenblicke waren selten; finstere Stunden, wo Reibungen zwischen feurigen Leidenschaften entstehen, waren seine verrauenstern; er durchlief dann die ganze Tonleiter vom tiefsten Tone des Jammers bis zum höchsten Accorde wilden Rhapsodie. Aus ihm, wie bei keinem, war die Poesie Sprache des Gefühls. Die kunstlein Erscheinungen und künstlern Ausschten der Natur entsprachen am besten der Neigung seiner Seele. Er selbst sagte von sich: „Nichts reizt mich mehr hin und erhebt mich, als der Sang im dunklen Walde, wenn der Wintersturm durch die Bäume braust; in solchen Stunden bin ich der höchsten Andacht fähig, mein Geist schwingt sich dann zu demjenigen Wesen, von welchem es in der Sprache des Hebräischen Barden heißt: „„Er schwebt auf Fittigen des Windes."" Seine edle Andacht des Bruce an seine Armee zu Bannockburn dichtete er unter einem schrecklichen Sturm von Regen und Wind. O, wäre er der Name immer treu geblieben, es blühten sich seine Aschenkäuchen über seinem himmlischen Feuer zusammelt.

So kurz und traurig die Laufbahn Burns' auch war, so hat sie doch für seinen Ruhm sich vielleicht zur rechten Zeit geschlossen. Sein Feuer und seine verzehrenden Leidenschaften, verbunden mit seiner kürzeren Lebenslage, hätten ihn vielleicht verbrannt, seinen Ruhm als Dichter zu mehren, und vielleicht verdunkelt. Dem Ruf seiner Tugend zu Ehren. Wie viele Dichter, Feldherren und Künstler sterben nicht oft zu früh für ihren Nachruhm! Die heitere Mythe läßt den Dinsagoten Apollo als ewigen Jüngling daste hren; Achill, die göttliche, nimmt in der hohen Mittagssonne seines Lebens von diesem Leben Abschied, ehe der Glanz seines Bildes durch menschliche Schwächen und Unkraft des Alters getrübt wird; und Alexander, der sogenannte Große, wäre seines wahrhaft großen Vaters noch ähnlich geblieben, wenn er nach Erbauung Alexandriens gestorben wäre. Wäre Napoleon am dritten Abende von Marengo gefallen, sein Name würde mit einiger Ehrfurcht genannt werden; und hätte sein Biograph, Walter Scott, uns vor dem Anfange seiner Geschichte Napoleon's verlassen, so würde man nicht zugleich bedauern, das derjenige, welcher die Dichtung mit so vielem Zauber der Wahrheit belebten kann, auch die reine Wahrheit durch Dichtung tödten werde.

Wir haben jetzt nur noch von dem Einflusse der Burnesschen Muse zu sprechen. Drei Männer waren es in seiner Zeit, die den bisherigen Weg verließen und sich, reformirend, eigene Bahnen brachen: es waren Erabbe, Cowper und Burns selbst. Erabbe's Einfluß blieb jedoch auf eine sehr kleine Zahl von Nachahmern beschränkt, weil er seine Gemälde stets mit Wolken umgiebt, durch die selten ein heiterer Lichtstrahl bricht; entschiedener war Cowper's und Burns' Einfluß. In dem ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts sah man am Horizonte der Dichtkunst Sterne von ungewöhnlichem Glanze hervorbrechen. Campbell hatte bereits sein bestes Gedicht, The pleasures al Hope (Die Vergnügungen der Hoffnung), bekannt gemacht; Coleridge, Southey, Wordsworth und Scott entwickelten schon ihre großen und mannigfaltigen Kräfte. Und in diesem glänzenden Kreise herrschte Cowper's und Burns' Vorbild. Der Letztere zog den Vorhang weg von der Sprache, den Sitten und den Scenerien Schottlands und führte hierdurch besonders Scott auf ein Kernbefeld, wo er so viele unverwelkliche Lorbeern sammelte. Merkwürdig ist's, daß Burns die künftige Glorie des mächtigen Dichters in dem Knaben Walter voranstah. Dieser las, als Knabe, Burns einige Verse vor, die einen Soldaten, welcher Verdruß im Schnee liegt, beschrieben; Burns sah ihn mit glühenden Augen an und sagte: „Junger Freund, von Ihnen wird man bald mehr hören." Der Einfluß seiner lyrischen Erfolge war nicht geringer; Moore's Gedichte sind ohne Zweifel durch Burns angeregt.

Herr Allan Cunninghaam, der Verfasser der Biographie Burns', ist der literarischen Welt nicht unbekannt. Er kannte Burns persönlich; sein Vater war mit ihm genau bekannt, als er zu Dumfries die Stelle eines Steuer-Einnehmers bekleidete. Er bemühte sich, dem Dichter die Wahl eines Pachtgutes zu widerrathen, wo sein kleines Vermögen verloren ging. Er hatte dieses Pachtgut, weil es eine romantische Lage hatte, gegen ein anderes viel fruchtbareres vertauscht; als aber Cunningham seine Vorstellung unwirksam sah, sagte er: „Sie haben wie ein Dichter, nicht wie ein Landwirth gewählt."

Das Leben Burns' ist früher von Mehreren beschrieben worden; alle, mit Ausschluß Lockhart's, haben seinem Andenken Unrecht gethan. Herr Heron beschrieb es zu einer Zeit, wo man gerade die die Familie des Dichters eine Subscription eröffnete, und Lowes sich als einen so gefühlvs wir ungerecht. Currie und Walters, Männer von Talent und liberaler Ansicht, waren Bewunderer von Burns, aber ließen sich leider verleiten, übelwollenden Gerüchten über manchen Abschnitt seines Lebens Glauben zu schenken. Jeffery ging noch viel weiter durch einen harten und gefühllosen Aufsatz in der Edinburgh-Review. Herrn Lockhart war das übelwollende Unterschätzen verhehlen, das Andenken seines Landsmannes, sowohl von den Verleumdungen der Feinde wie von den Irrthümern der Freunde zu reinigen, ein Unternehmen, welches er mit dem so vielem Gefühle als Geschicklichkeit ausführte. Herr Cunningham folgte diesem Beispiele, und seine Erzählung gewinnt noch mehr Interesse, weil er mit dem Gefühle eines Mannes schreibt, dessen frühere Verhältnisse ihn sympathetisch mit Burns verbinden.

Bibliographie.

British statesmen. (Lebensbeschreibungen Britischer Staatsmänner.)
Bd. I und II. Wären auch eine Nöthig. von Lardner's Kabinets-Encyklopädie. 12 Sh.

Raeer britisch birds. (Die seltneren Britischen Vögel.) Von Eyton. Als Nachtrag zu Bewick. 10½ Sh.

History of the established church of Scotland. (Geschichte der Schottischen Kirche.) Von Alex. Zyfe. 4 Sh.

Designs for gold and silversmithia. (Dessins für Gold- und Silber-Arbeiter.) 4. 21 Sh.

The Mascarenhas. — Portugiesische Sage aus Indien 3 Bde. 31½ Sh. A summer in Spain. (Reise durch Spanien im Sommer 1835.) 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— Torquato Tasso, ein episches Gedicht. Wenn jemals ein Dichter selbst zum Gedichte wurden, so ist es wohl Tasso. Sein Leben, Lieben und Leiden ist, wie die Schicksale der Atriden, von den Dichtern aller Nationen besungen und so gleichsam zu einem Europäischen Stoffe geworden. Aber erst nachdem ihnen längst schon die Deutschen, und zwar wie keine andere Nation auf eine des Gegenstandes würdige Weise, und zuletzt noch die Franzosen angegangen waren, haben jetzt auch die Italiäner ihrem großen Dichter zum Gedicht und zwar zum Gegenstande eines romantischen Epos gemacht. Herr Jacopo Calzanne hat so eben seinen „Torquato Tasso" in drei Gesängen erscheinen lassen, welche die besonderen Ueberschriften „Liebe", „Poesie" und „Religion" führen. Der erste Gesang schildert den Aufenthalt des Dichters am Hofe Karl's IX. von Frankreich, die zweite sein Verhältniß zu Leonoren und der dritte endlich seinen Tod. Das Ganze ist in Ottave Rime abgefaßt, die ein sehr bedeutendes künstlerisches Talent bekunden.

— Neuere historische Studien. Die Königliche literarische Societät in London (Royal society of literature) hielt am 28. April ihre große Jahres-Versammlung, in welcher ihr Präsident, der Graf von Ripon (Lord Goderich), Bericht über den gegenwärtigen Zustand hiesterischer Studien, die ein Haupt-Augenmerk der Gesellschaft bilden, abstattete. Unrächst verbreitete sich der Redner über die Fortschritte des großen Werkes von Sismondi und über Colletta's Geschichte von Neapel, worauf er, und zwar mit besonderer Vorliebe, über die unmerkt auch in England durch theilweise Ueberfassungen bekannt gewordene „Geschichte des Osmanischen Reiches" von Joseph von Hammer überging. Die Verdienste dieses Gelehrten um die Kenntniß sowohl der Geschichte als der Poesie des Orients wurden von dem Lord mit verdzüglicher Wärme hervorgehoben. Demnächst sprach er sein und das Bedauern aller Geschichtsfreunde über den Schaden aus, welchen die moderne Französische Mönchwirn-Fabrication den historischen Studien zufüge. Da sich die Gesellschaft auch durch ihre Zusammensetzung Negotiatischer Forschungen immer hervorgethan hatte, so wurden die Resultate der Untersuchungen von Hoskins und Champollion, von Salvolini und Biot, von Lermaux und Wilkinson in einigen Aufrissen zusammengestellt. Schließlich wurde auch zweier Englischer Werke als ganz vorzüglicher Sammlungen zum Materialien für die neuere Geschichte gedacht, nämlich der Depeschen und des Briefwechsels des Marquis von Wellesley und einer ähnlichen im Druck erscheinenden Publication von Aktenstücken des Herzogs von Wellington.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt für die Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 61. Berlin, Freitag den 20. März. 1836.

Frankreich.

Beweis, daß Napoleon in der Wirklichkeit gar nicht existirt hat.*)

Napoleon Bonaparte, über den so viel gesprochen und geschrieben worden, hat in der Wirklichkeit gar nicht existirt, sondern ist nichts als eine allegorische Gestalt. Er ist, um es mit einem Wort zu sagen, eine Personification der Sonne — und wir zweifeln keinen Augenblick, daß Jedermann uns beipflichten wird, sobald wir zeigen, daß Alles, was von Napoleon den Großen bekannt ist, im Wesentlichen auf die Sonne paßt und offenbar von diesem großen Gestirn des Weltalls entlehnt ist.

Betrachten wir denn in den Hauptzügen, was uns über diesen wunderbaren Mann überliefert worden.

Die allgemeine Kunde sagt:

1) daß er Napoleon Bonaparte geheißen habe;
2) daß er auf einer Insel des Mittelländischen Meeres geboren worden;
3) daß seiner Mutter Name Lätitia gewesen sey;
4) daß er drei Schwestern und vier Brüder gehabt, von denen drei Könige gewesen;
5) daß er zwei Frauen gehabt, von denen eine ihm einen Sohn geboren habe;
6) daß er einer großen Revolution ein Ende gemacht habe;
7) daß sechzehn Reichs-Marschälle unter ihm gestanden, von denen zwölf im aktiven Dienst gewesen;
8) daß er im Süden als Sieger triumphirt und im Norden unterlegen;
9) endlich, daß er nach zwölfjähriger Regierung, die er, aus dem Orient kommend, angetreten, in den Meeren des Occidents untergegangen und verschwunden sey.

Es fragt sich nun, ob all diese einzelnen Punkte wirklich von der Sonne entlehnt sind; und diese Ueberzeugung, schmeicheln wir uns, in jedem unserer Leser auf dem Folgenden zu vollkommenster Evidenz zu erwecken. Zur Sache also.

1) Es ist sogleich allgemein gelläufig, daß die Sonne von den Dichtern Apollo oder Apollon genannt wird; der Unterschied zwischen Apollon und Napoleon ist nicht groß, und verschwindet fast ganz und gar, wenn wir auf die Betonung dieser Namen und ihren Ursprung zurückgehen.

Apollon bedeutet nach den alten Scholiasten: Verwüster, Verderber. Es scheint, daß dieser Name der Sonne von den Griechen in Folge des Umstands beigelegt worden, welches sie vor Troja unter ihnen anrichtete, wo ein großer Theil des Griechischen Heeres durch die brennende Hitze und die daraus entstehende Seuche umkam — eine Rache des Gottes für die Beschimpfung, die Agamemnon dem Chryses, dem Priester der Sonne, angethan, wie wir aus dem Anfang der Homerischen Ilias erfahren. Die Phantasie der Griechischen Dichter stellte die Sonnenstrahlen als entsandte Pfeile vor, die der erzürnte Gott von allen Seiten herniederschickte, und die alles Lebendige im Lager der Griechen würdern vertilgt haben, hätte man nicht, um den Gott zu besänftigen, dem Priester die Tochter zurückgegeben.

Wahrscheinlich also wurde aus diesem Grunde die Sonne Apollon genannt; welches aber auch die Ursache dieser Benennung übrigens gewesen seyn möge, so viel ist wenigstens gewiß, daß Apollon so viel heißt als Verderber.

Apollon ist sonach das nämliche Wort wie Apoleon. Man leitet es von ἀπόλλυω (apollüo) oder ἀπολέω (apoleo) ab, zwei Griechischen Verben, die „verderben, tödten, zu Grunde richten" bedeuten; so daß, wenn der verwenige Heros unserer Jahrhunderts Apoleon hieße, er vollkommen denselben Namen haben würde, wie die Sonne, und außerdem noch diesem Namen im vollsten Sinne entsprechen würde, da er uns als der größte Verderber und Vertilger der Menschen, der jemals gelebt habe, geschildert wird. Aber unser Held heißt Napoleon, und so ist offenbar in seinem Namen ein Anfangsbuchstabe, der in dem Namen der Sonne fehlt. Allerdings, ein Buchstabe, und was noch mehr ist, eine ganze Silbe mehr ist darin vorhanden, denn nach den Inschriften, die sich alter Orten in Paris vorfinden, war der eigentliche Name dieses heroischen Gottes: Neapoleon. Ganz deutlich steht so auf der Säule des Vendôme-Platzes.

Aber gerade diese Silbe ist es, welche die Differenz, anstatt sie zu begründen, vielmehr aufhebt. Denn offenbar ist diese Silbe Griechisch, wie der übrige Name; nun ist im Griechischen ne (νε) oder nal (νεαλ) eine der häufigsten Assimilationen, die wir durch das Wort: neh, andeuten möchten. Somit bedeutet Napoleon: „Verderben im vollen Sinne des Worts", „Erz-Apollon". Er ist also die Sonne — und zwar „recht eigentlich die Sonne."

Wie aber verhält sich's mit seinem anderen Namen? In welcher Beziehung steht das Wort Bonaparte zu dem Gestirn des Tages? Dies springt nicht sogleich in die Augen. Indessen ergiebt sich doch bald, daß, da Bonaparte so viel wie bonne partie (gute Seite) bedeutet, es sich offenbar hier um etwas handelt, das eine gute Seite hat und sich auf die Sonne Napoleon bezieht. Nichts aber steht in so direkter Beziehung und Verbindung mit der Sonne, als die Wirkungen ihrer täglichen Revolution oder Umwälzung; diese Wirkungen sind der Tag und die Nacht, das Licht und die Finsterniß — das Licht, das durch ihre Gegenwart hervorgebracht wird, die Finsterniß, die da eintritt, sobald die Sonne fern ist. Es liegt somit in diesem zweiten Namen eine Allegorie, die den Persern entlehnt ist — auf das Reich des Ormuzd und Ahriman wird angespielt, auf das Reich des Lichtes und der Finsternis, der guten und der bösen Geister. Gegen diese letzteren, die Geister des Bösen und der Finsternis, wurde ehemals bekanntlich die Hermei gebraucht: Abi in malam partem. Wenn man nun unter mala parte die Finsterniß verstand, so ist ohne Zweifel unter bona parte das Licht zu verstehen. Es ist der Tag, im Gegensatz zur Nacht — und so würde denn jedes Bedenken gehoben seyn, auf welche Weise dieser Name in Beziehung zur Sonne stehe, zumal wenn wir in der direkter Verbindung mit Napoleon findet, der, wie wir so eben gezeigt haben, die Sonne selber ist.

2) Apollon war nach der Griechischen Mythologie auf einer Insel des Mittelländischen Meeres (der Insel Delos) geboren; eben so hat man auch Napoleon auf einer Insel des Mittelländischen Meeres zur Welt kommen lassen, und zwar vorzugsweise auf der Insel Korsika, weil die geographische Lage derselben in Bezug auf Frankreich, wo man ihm sein Reich gegeben und ihn herrschen lassen, ganz so passend ist, wie die von Delos in Bezug auf Griechenland, das Land, wo Apollon seine vorzüglichsten Tempel und Orakel hatte.

Zwar nennt Pausanias den Apollon unter den Aegyptischen Gottheiten, aber damit ist noch keineswegs gesagt, daß er auch in Aegypten geboren sey, sondern nur so viel, daß er dort als ein Gott verehrt wurde; nur das und nicht mehr hat uns Pausanias sagen wollen, nur so viel, daß ihn die Aegypter anbeteten — und seltsam genug! ewalchst uns gerade hierauf noch ein Beziehungspunkt mehr zwischen Napoleon und der Sonne; denn als Berichte kommen darin überein, daß Napoleon in Aegypten als ein übermenschliches Wesen betrachtet worden sey, der Freund des Mahamed, und Ehrenbezeugungen empfangen habe, die einer Anbetung ziemlich ähnlich gesehen.

3) Die Sage lautet weiter, seine Mutter habe Lotitia geheißen. Nun hat man aber mit diesem Namen Lactitia, der so viel bedeutet als: Freude, offenbar nichts Anderes ausdrücken wollen, als die Morgenröthe, deren rosiger Schimmer Freude verbreitet über die ganze Natur — die Morgenröthe, die der Welt die Sonne gebärt, wie die Dichter sagen, mit den Rosenfingern ihr die Thore des Ostens eröffnend. Besonders bemerkenswerth ist noch, daß nach der Griechischen Mythologie die Mutter Apollon's Leto (Λητω) hieß. Wie nun die Römer aus Leto, Apollo's und Diana's Mutter, Latona machten, so hat man zu unserer Zeit hieher Lactitia daraus gemacht, weil Lactitia das Substantiv ist vom Verbum laetor oder von dem minder gebräuchlichen laeto, welches erfreuen bedeutet. So ist also offenbar, daß diese Lactitia so gut wie ihr Sohn schon in der Griechischen Mythologie vorkommen.

4) Wie ferner erzählt wird, hat dieser Sohn der Lactitia drei Schwestern gehabt; es ist außer Zweifel, daß darunter drei der Grazien verstanden sind, die im Verein mit den Musen, ihren Gefährtinnen, der Reiz und die Zierde des Hofes ihres Bruders, des Apollon, waren.

Ingleichen heißt es, daß dieser neue Apollon vier Brüder gehabt habe. Diese vier Brüder sind nichts Anderes als die vier Jahreszeiten, wie wir sogleich entwickeln werden. Nur diese zwei sich nicht gleich waren, daß die Jahreszeiten hier durch männliche und nicht durch weibliche Gestalten repräsentirt werden. Wer da bedenkt, daß im Französischen nur eine einzige von den vier Jahreszeiten, nämlich der Herbst, (l'automne) generis feminini ist und unsere Grammatiker auch darüber noch keineswegs vollkommen einig sind, daß im Lateinischen auch diese vierte (autumnus) wie die drei anderen, und eben so wieder im Deutschen alle vier männlichen Geschlechts sind, den wird diese Darstellung nicht mehr auffällig erscheinen. Also die vier Brüder Napo-

*) Dieser sinnreiche Scherz ist einer kleinen Französischen Schrift entlehnt, die zunächst gegen den „Orateur des Cultes" von Dupuis, überhaupt aber gegen die Sucht gewisser Philologen gerichtet ist, die in den verschiedensten geschichtlichen Traditionen der Völker nichts als eine gemeinschaftliche Mythe erkennen wollen.

Digitized by Google

leon's können die vier Jahreszeiten vorstellen — daß sie dieselben wirklich darstellen, erhellt aus Folgendem:

Von den vier Brüdern Napoleon's waren, so heißt es, drei Könige — diese drei sind der Frühling, der über die Blumen herrscht, der Sommer, der über die Kornähren und der Herbst, der über die Früchte herrscht. Und wie diese drei Jahreszeiten Alles, was sie das Ihre nennen, dem mächtigen Einfluß der Sonne verdanken, gerade so, sagt man uns, daß die drei Brüder Napoleon's ihre Kronen und Reiche ihm verdanken und nur herrlichen waren durch ihn. Und heißt es nun ferner, daß unter den drei Brüdern Napoleon's einer gewesen, der nicht König war, so rühret dies daher, weil unter den vier Jahreszeiten eine ist, die über nichts herrscht, nämlich der Winter.

Wollte man etwa, um an unserer Parallele eine Blöße zu entdecken, behaupten, der Winter sey keineswegs ohne Reich und ohne Herrschaft, sondern herrsche zu sehr Schnee und Eis, so sind unsere Antwort ganz kurz die: allerdings, und gerade das hat man uns bezeichnen wollen mit dem hohlen sächerlichen Fürstenthume, mit dem, wie es heißt, dieser Bruder Napoleon's, nach dem Fall seiner ganzen Familie, bekleidet werden, einer Herrschaft, die man vorzugsweise vor allen andern mißraten Oertlein an das Dorf Canino geknüpft hat, weil canino herkommt von canis, das so viel heißt als die weißen Haare des kalten Alters, wodrei einem Jeden wieder der Winter einfallen muß. Denn in den Augen der Dichter sind die Waldungen auf unsern Bergen das lockige Haar derselben, und wenn der Winter sie mit seinem Reif bedeckt, so sind dies die weißen Haare der hinfterbenden Natur, des gealterten Jahres.

Cum gelidus cerseit canis in montibus humor.

So ist der vermeintliche Fürst von Canino nichts Anderes als der personificirte Winter; der Winter, der da beginnt, wenn die drei schönen Jahreszeiten vorbei sind und die Sonne sich in der größten Entfernung befindet von uns, die mit der Mythologie der Griechen, wie Jedermann weiß, in den Sohnen des Nordens, wie die Dichter die Winde nennen, die aus jenen Gegenden wehen und unsere Gefilde entblättern und entfärben; das Nämliche, was den Stoff zu der fabelhaften Invasion der Nordischen Völker in Frankreich geliefert hat, wo sie eine mehrfardige Fahne, die Frankreichs Schönheit war, sollen umgestürzt und vernichtet, und eine rothe an ganz und gar übergogen und bedeckt, an ihrer Stelle gesetzt haben, nach der Verjagung des fabelhaften Napoleon. Doch wozu dies noch weiter ausführen, was ja doch nur ein Emblem ist des Reifes und der Schneedecke, mit der uns die Nordwinde im Winter heimsuchen, nachdem sie unseren Gefilden die bunte Farbenpracht abgestreift, die Bäche und das Geschrei der Sonne, wenn diese fern von uns ist nach Süden hin gewandt — lauter Dinge, deren Analogie mit den sinnreichen Fabeln, die unser Jahrhundert sich erfunden hat, höchst klar und einleuchtend ist.

3) Den nämlichen Fabeln zufolge hat Napoleon zwei Frauen gehabt; auch dem Sonnengott hatte man zwei gegeben. Es waren dies Luna und die Erde; Luna nach der Mythologie der Griechen, wie Plutarch uns erzählt; und die Erde nach der Mythologie der Aegypter — und noch dazu mit dem höchst merkwürdigen Unterschied, daß der Sonnengott von der Luna keine Kinder gehabt haben, von der Erde dagegen einen Sohn, einen einzigen Sohn, den kleinen Horus, den Sohn des Osiris und der Isis, das heißt der Sonne und der Erde. Nach der Aegyptischen Allegorie ist der Sohn der Sonne und der Sonne befruchtete Erde geboren, die Früchte des Ackerbaues vor; und in völliger Uebereinstimmung hiermit hat man die Geburt des vermeintlichen Sohnes Napoleon's auf den 20. März gesetzt, auf das Frühlings-Aequinoctium, weil gerade im Frühling für die Produkte des Ackerbaues der wichtigste Entwickelungspunkt eintritt.

4) Man sagt, Napoleon habe einer verwüstenden Landplage, die eine Schreckenszeit für ganz Frankreich war, und die nie dagewesen vor der Revolution genannt, ein Ende gemacht. Eine Hyder ist, wie wir wissen, eine Schlange, auf die Spezies kommt es nicht an, zumal wenn sich's um eine Fabel handelt, wie hier. Nun setzte die Schlange Python, ein scheußliches Ungeheuer, ganz Griechenland in Schrecken und war vor dem Pfeil erlegt, und Niemand sagt uns von Napoleon, daß er seine Herrschaft damit angefangen, daß er die Französische Revolution — natürlich eine Begebenheit, die eben so eine Chimäre ist, ein Traum der Phantasie, wie alles Uebrige — gerendigt habe; denn man sieht wohl, daß der Ausdruck Revolution von dem Lateinischen revolvo hergenommen ist, was die Situation einer Schlange, die um sich selber spiralförmig aufgewunden ist, bezeichnet. Es ist die Schlange Python und nichts weiter.

7) Der berühmte Kriegsheld des neunzehnten Jahrhunderts hat, sagt man ferner, zwölf Reichs-Marschälle an der Spitze seiner Heere gehabt, und vier inaktive. — Die zwölf Ersteren sind, wie jeder wohl leicht selbst einsiehet, die zwölf Zeichen der Thierkreise, die nach Gesetz und Befehl der Sonne Napoleon ihre Bahn wandeln, jegliches eine zahllose Herrschaar von Sternen führend; die Anderen aber sind höchst wahrscheinlich die vier Kardinalpunkte, die unbeweglich in Mitten der allgemeinen Bewegung die Nicht-Aktivität, auf die es hier ankommt, ganz vortrefflich ausdrücken. So sind alle diese Marschälle, aktive sowohl als inaktive, rein symbolische Wesen, die nicht mehr Realität haben als ihre Herr und Meister.

8) Es heißt demnächst, dieser große Kriegsfürst habe die Länder des Südens glorreich durchzogen, aber als er zu weit nach Norden vordringen, sey er von der Höhe seiner Siege herabgestürzt. Alles dieses charakterisirt aufs genaueste den Lauf der Sonne. Denn die Sonne herrscht, wie wir Alle wissen, gleichsam als König im Süden; nach dem Frühlings-Aequinoctium sucht sie in die nördlichen Regionen hinaufzudringen und entfernt sich vom Aequator. Aber nach Verlauf von drei Monaten auf dieser Bahn gen Norden, erreicht sie den nördlichen Wende-kreis und steht sich von diesem zurückgenannt auf ihrem Pfad im Süden und muß dem Zeichen des Krebses folgen, welches, wie Macrobius uns lehrt, also heißt, um den diese retrograde Bewegung der Sonne anzudeuten. Nichts Anderes als dies hat man unter dem Phantasiebilde einer Expedition Napoleon's gen Norden nach Moskau und des schmählichen Rückzuges, mit dem sie, wie es heißt, geendet haben solle, vorstellen wollen.

9) Endlich, und dies bedarf nicht erst einer Erläuterung, geht die Sonne auf im Osten, und im Westen unter, wie alle Welt weiß. Demzufolge Verrachtern, die an dem Ufern der Meere wohnen, scheint die Sonne des Morgens aus den östlichen Meeren sich zu erheben und Abends unterzutauchen in die westlichen. Alle Dichter schildern uns so ihren Auf- und Niedergang. Dies und nichts Anderes also ist darunter zu verstehen, wenn wir hören, daß Napoleon ihrer Meer aus Morgen (Aegypten) gekommen, um in Frankreich seine Herrschaft zu gründen, und untergegangen sey in den Abendländischen Meeren, nach einer Regierung von zwölf Jahren, die nichts Anderes sind, als die zwölf Stunden, in denen die Sonne am Horizonte leuchtet.

„Nur einen Tag hat er geherrscht", sagt von Napoleon der Verfasser der neuen Messenischen Gesänge, und die ganze Art, wie er das Geschehenen, das Bevorstehenden, den Fall des Helden beschreibt, zeigt, daß dieser herrliche Dichter gleich uns in Napoleon nur ein Bild der Sonne gesehen — eine Annahme, dafür die Beiege in seinem Namen, in dem Namen seiner Mutter, in seinen drei Schwestern, seinen vier Brüdern, seinen beiden Frauen, seinen Söhne, seinen Marschällen und Waffenthaten, in dem Ort seiner Geburt, in der Gegend, wo sein Grabmal ist, wo sein Herz zu gelassen ist, in der Zeit, die ihm gegönnt, seine Bahn zu durchlaufen in den Regionen, wo er herrschte, wo er besiegt wurde und wo er unterging, bleich und entfront nach seinem Strahlenlaufe, wie der Dichter Delavigne sagt — offen zu Tage liegen.

Sonach hat also jener Napoleon Bonaparte, über den so viel gesprochen und geschrieben worden, in Wirklichkeit gar nicht existirt, und der Irrthum, der so vielen erfahrenen und unerfahrenen Leuten den Kopf verrückt hat, beruht auf einem Lapsus: daß sie nämlich die Mythologie des neunzehnten Jahrhunderts für Geschichte genommen haben.

P. S. Um unsere Annahme noch eindringlicher zu unterstützen, hätten wir uns noch auf eine große Anzahl Königlicher Ordensanzugen berufen können, deren satirisch-historisch ganz bestimmte und sichere Daten im offenbaren Widerspruche stehen mit der wirklichen Regierung jenes vermeintlichen Napoleon und die sogleich für sich allein schon widerlegen — doch haben wir es lieber gelassen, uns Gründen, die unser Privat-Geheimniß sind.

Der Gemälde-Liebhaber.

(Schluß.)

II.

Als ich den Grafen kennen lernte, es war vier Jahre später, wohnte er vier Treppen hoch und hatte auf fünf Jahre voraus seine Einkünfte verausgabt. Er lebte mit einem alten Diener vom Erbs einiger noch übriggebliebener Kostbarkeiten.

Einer seiner Freunde hatte mir von ihm erzählt, und ich bat mit die Ehre aus, ihm vorgestellt zu werden.

Eines Abends gingen wir zu ihm; ich stieg vier hohe schmale Treppen hinauf und zog die Klingel; ein Diener öffnete mir — noch in Livree — obwohl so abgetragen und schäbigt, daß die Farbe nicht mehr zu erkennen war. Nichtsdestoweniger erkannte man gleich an seinen Manieren und seiner Sprache den Bedienten aus einem vornehmen Hause — er führte mich in ein Vorzimmer, das fast ganz ohne Möbel war, das sich meinen Namen aus und ging, mich anzumelden.

Der Salon, der zu gleicher Zeit dem Grafen als Schlafzimmer diente, hatte ein höchst ärmliches und trübseligres Ansehen: ein Bett, ein Tisch und einige Stühle machten das ganze Ameublement aus. Nur ein Paar einzelne Stücke erinnerten noch in ihren Trümmern an den ehemaligen Reichthum des Greises, den ich begrüßen sollte, und kaum sah er in einem großen Lehnstuhl von rothem Marocain, und sein Schlafrock war mit einem Pelzwerk ausgeschlagen, das aller Wahrscheinlichkeit nach ehemals Hermelin gewesen war; er hatte ein sehr zerlesenes Buch in der Hand; ein Teppich, der ehemals einmal sehr schön gewesen seyn mußte, nun aber beinahe in Stücke zu fallen drohte, bedeckte zum Theil den köstlich-feinen Fußboden des Zimmers. Er erhob sich, und willkommen zu heißen.

Ich bemerkte, daß die beiden Wachslichter, die das Zimmer erhellten, von ungleicher Höhe waren; ein deutliches Zeichen, daß sie in der Regel nicht beide zugleich angezündet wurden.

Mit einigem Wohlgefallen beobachtete ich die Ergebenheit des Bedienten, sein respektvolles Benehmen, seine über alle Beschreibung große Aufmerksamkeit gegen den Grafen; es zeugte dies nicht minder von seiner Treue und seinem guten Herzen, als von der Scham, die er über die Armuth seines Herrn empfand.

Ich bat mir bei Herrn von N*** die Erlaubniß aus, ihm einmal meinen Morgens Ihren zu dürfen, um seine herrliche Gallerie, von der ich so viel gehört hätte, zu sehen.

Wie ein Sonnenstrahl verbreitete sich ein Schimmer von Freude über das Gesicht des Greises; seine Augen leuchteten vor Lust. „Mein Herr", sagte er, „ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen meine Bilder zu zeigen; aber gegenwärtig ist das Wetter gerade äußerst ungünstig; der dicke Nebel, der seit einigen Tagen über der Stadt liegt, will noch immer nicht weichen, und ich muß Ihnen gestehen, ich bin in Bezug auf diese meine Adoptiv-Kinder wie ein eitler Vater — nur in ihrem vollen Glanze möcht' ich sie Ihnen zeigen. Sobald das Wetter nur ein bischen heiterer wird, so kommen Sie gefälligst; Sie finden mich immer zu Hause."

Digitized by Google

Ein paar Tage darauf wurde das Wetter schön, die Sonne schien hell und warm; in der Mittagsstunde durch zwölf fand ich mich beim Grafen ein.

Er frühstückte gerade — und wie Alles in diesem Hause den allertraurigsten Zustand der Armuth verrieth, nämlich den, der auf Ueberfluß und Reichthum folgt und noch durch die schmerzliche Erinnerung an einen besseren gesteigert wird, so auch das, was ich sogleich wieder beim Eintritt sah. Der Graf nämlich trank seine Chokolade aus einer kostbaren Tasse von Japanischem Porzellan, an welcher der Henkel fehlte.

Er selbst schien von all' diesem Unglück wenig zu empfinden, aber der Bediente war aufs tiefste davon gebeugt; damit ich den zinnernen Löffel nicht sehen sollte, nahm er ihn rasch von der Tasse, ohne daß der Herr es gewahr wurde, und blieb, da er ihn nicht mehr bei der Hand fand, suchte auch nicht weiter danach. Pierre stand hinter dem Stuhl seines Herrn, die Serviette über dem Arm, aufmerksam und bereit auf den leisesten Wink; bei seinem Diner, auch dem einfachen nicht, hab' ich eine so sorgfältige und musterhafte Bedienung gesehen, als hier bei dieser Tasse Chokolade.

Der Graf fragte mich, ob ich schon gefrühstückt hätte; ich wäre lieber umgefallen vor Hunger, als daß ich Pierre's Verlegenheit zur Verzweiflung hätte steigern sollen, denn schon zitterte er sichtlich im Gedanken an die abscheulichen zinnernen Löffel; ich antwortete also auf's bestimmteste mit Ja.

Pierre trug ab. Herr von N*** sprach einige Augenblicke von gleichgültigen Dingen; aber man merkte ihm wohl an, wie beschwerlich es ihm fiel, diesem Gebrauch, dieser Aeußerlichkeit des guten Tones zu genügen und mich nicht sogleich in seine Gallerie führen zu dürfen. Endlich stand er auf und bat mich, ihm zu folgen. Wir stiegen noch eine Treppe hinauf, und zwar eine so steile und schmale Stiege, daß es mir bei seinem Alter unbequem schien, ihn dort hinaufsteigen zu lassen. Ich bot ihm meinen Arm an, aber er dankte mir verdrießlich und mit einer höchst anmuthigen Geberde und stieg noch behend genug hinauf; dann öffnete er eine Bodenthür. Denn in der That, es war auf einem Boden, wo er seine Bilder aufgestellt hatte; mehrere eben nicht zu große Luken in Dach, die mit Glasfenstern verschlossen waren, gaben ihnen das nothdürftige Licht.

Der Greis stand einen Moment still, Athem zu schöpfen und sich zu erholen. Ich beobachtete ihn; die reinste Freude verklärte sein Antlitz, seine Stimme wurde bewegter, lebhafter, obwohl er sie in diesem Gemachte, das für ihn ein Tempel war, immer ein wenig verbreitet, wie wir es wohl in einer Kirche oder auf einem Kirchhofe zu thun pflegen. Er hatte sorgfältig die Thür von innen abgeschlossen. Der Raum, in dem wir uns befanden, war, wie gesagt, ein ganz gewöhnlicher Boden mit überall Balken und Ziegel.

„Hier, mein Herr", sagte er, „meine Italiäner! Bewundern Sie diese unsichtbaren Meisterwerke. Man möchte auf die Knies sinken vor Ihrer unaussprechlichen Vortrefflichkeit; welche Reichthum der Empfindung darin! welch' ein Ausdruck der beidesten Reinheit! ..... Dies Bild, mein Herr, ist das Meisterstück jenes berühmten Malers, dem Raphael seine Bildung verdankt. Betrachten Sie es genau und mit Aufmerksamkeit: im ganzen Louvre finden Sie nicht ein zweites von solcher Vollendung. — Dieser Christuskopf ist von Michel Angelo; er gilt für das an energischer Wirkung reichste Bild des großen Meisters. Während er so sprach, betrachtete ich die Bilder und glaubte wirklich einen Moment, Alles sey ein Traum. Denn was er mit mit einer solchen Begeisterung zeigte, war nichts als ein Dutzend sehr mittelmäßiger Kopieen von Meisterwerken, die er im Original zu besitzen wähnte. Aber er war so glücklich, daß er sich selbst Menschen ist ein so schönes Ding, so selten erwärmtig und heilig zugleich, daß ich gern diese um Alles in der Welt nicht aus seinem Traume hätte erwecken mögen. Ich nahm wir vor, ihn mit den übertriebensten Lobeserhebungen seiner schlechten Bilder zu ersternen, aber er ließ es gar nicht dazu kommen, er überhob mich dieser Lüge; ein Lächeln über seine Kunstwerke, ein kritisches Besprechen derselben gestattete er gar nicht, er sprach nur nichts Anderes voraus, wollte gar nichts Anderes als unbedingte Bewunderung und wo möglich sprachloses Erstaunen. Er hatte so viel Lob und Entzücken in sich selber, daß er des meinigen nicht reit bedurfte, daß es ihm ganz gleichgültig war. Er führte mich zur zweiten Abtheilung.

„Hier haben Sie meine Klassiker", sagte er.

Einzelne von diesen Bildern, die der Graf wirklich zu besitzen glaubte, hatte ich im Original an verschiedenen Orten und in verschiedenen Ländern gesehen. Bei einigen erzählte er mir auch wohl, mit welcher Mühe er sie an sich gebracht habe.

„Hier zum Beispiel dieser Leonardo da Vinci von der höchsten Schönheit — schauen Sie her! Es ist ein förmlicher Roman die Geschichte, die mich zum glücklichsten Eigenthümer dieses Meisterwerkes gemacht hat; eine komplette Liebes-Intrigue hat es aus der Sammlung der Prinzessin von *** entführt. Ich habe meine Pferde verkauft, um es an mich zu bringen, und nur mit äußerster Mühe ist mir's gelungen, es einem anderen Liebhaber, den ich weiter nicht kenne, und der, wie mir Samuel, ein Jude, mit dem ich handle, versichert hat, gewaltig Jagd darauf gemacht, aus den Händen zu winden."

„Hier meine Niederländer! Leider besitze ich nur eine geringe Anzahl derselben", sagte er traurig, „aber ich bin jetzt arm!"

Er hatte seiner Armuth mit keinem Worte erwähnt, als ich ihm meinen Besuch abgestattet und die Dürftigkeit mit Augen gesehen hatte, in der er lebte, er, der Sproß einer der vornehmsten und reichsten Familien; erst jetzt sprach er davon; als ihm einfiel, daß er keine Bilder mehr kaufen könne, da sprach er von seiner Armuth.

Man hatte ihn förmlich bestohlen und ausgeplündert! Seine vortreffliche erlesene Sammlung hatte ihm enorme Summen gekostet, und es war kein einziges Bild darunter, das ein nur einigermaßen kunstverständiger Liebhaber in seinem Spritzsaal hätte aufhängen mögen.

Aber wie hatte ihn Einer aus seinem Wahn, aus seiner glücklichen Täuschung reißen wollen. Jedermann machte es wie ich. Er war in seinem Irrthum so glücklich, so reich! Mit einem Worte hätte man ihn in Armuth und Verzweiflung stürzen können. Ich sagte ihm meinen Dank und ging.

Nach einiger Zeit besuchte ich ihn noch einmal; dann vereilte ich, und als ich nach Jahresfrist zurückkam, erfuhr ich von seinem Portier, daß er vor drei Tagen gestorben sey. Er war zuletzt in die äußerste Armuth gerathen. Dadurch er seit geraumer Zeit nur vom Erlös einiger Kostbarkeiten lebte, die er noch besaß, sanfte er nichtsbestoweniger noch immer Gemälde. Endlich sah er sich genöthigt, seine Oeden, die reich mit Epheuranken besetzt waren und durch die erlauchten Hände, die sie schon erhellt, einen noch höheren Werth gewonnen hatten als durch die Steine, die daran prangten, zu verkaufen; er war so weit herunter gekommen, daß er nur noch ein paar Kleinodien besaß, die seine Mutter getragen hatte und die er durchaus nicht verkaufen wollte. Der Tod ersparte ihm den traurigen Kampf zwischen diesem Gefühl der Pietät und der Noth, die immer dringender wurde. Als er auf dem Sterbebette lag, vier Tage vor seinem Tode, begehrte Samuel ihn zu sprechen.

Pierre wies ihn ab. Sein Herr sey sehr krank und könne Niemand empfangen. Samuel beharrte auf seinem Verlangen. Pierre wurde böse. Es lag seine lange Reihe von Zimmern zwischen dem Vorzimmer und dem Bett des Grafen; er hörte den Wortwechsel und verlangte zu wissen, was vorginge.

„Herr Graf!" versetzte Pierre, „es ist der Jude Samuel, der den Eintritt erzwingen will."

Samuel war Pierre auf dem Fuße gefolgt, wagte aber doch nicht, ins Zimmer zu treten. „Herr Graf!" rief er durch die Thüre, „ich bin es, Samuel, der Jude, Ihnen einen dritten Punkt anzubieten." — „Ich!" sagte der Graf mit zitternder Stimme, ob! wenn guter Samuel — ich lasse mich nicht, mit mir geht's zum Sterben!" — „Es ist ein Rembrandt!" fuhr Samuel fort. — „Ein Rembrandt!" rief der Graf aus — aber seine Stimme brach wieder zusammen. „Ich sah schon! aber was soll ich damit machen? ich bin ja morgen vielleicht schon todt." — „Sie werden noch zwanzig Jahre leben und mehr", versetzte Samuel immer noch durch die Thür. „Es ist aus Rembrandt's bester Zeit." — „Ich kann mir's denken, es muß köstlich seyn", sagte der Graf — „aber ich sterbe — o wie schwach ich mich fühle, mit einem Male!" — „Der Herr Graf wissen", unterbrach ihn Pierre, „daß der Arzt Ihnen verboten hat, zu sprechen; er hat mir's auf die Seite gebunden. Rembrandt vorzuschlagen! und nur die Zudringlichkeit dieses verdammten Juden —" „Pierre", sagte der Graf, „bringe mir sein Bild." Pierre gehorchte. Samuel wollte ihm nach ins Zimmer dringen, wurde aber mit einem tüchtigen Rippenstoß zurückgeworfen. — „Lieb den Vorhang zurück!" Mit Mühe öffnete der Graf die Augen: „Sollte das ein Rembrandt seyn?" — „Wie, Herr Graf!" rief Samuel von außen, „Sie können daran zweifeln? Sie, der erste Kenner in ganz Paris?" — „Pierre, gieb mir mein Glas." Und mit zitternder Hand bietet er die Loupe und betrachtete aufmerksam das Bild. — „Ja es ist ein Rembrandt, aber nicht aus seiner besten Zeit, die Du mich wohlstet glauben machen." — „Ah, Herr Graf!" — „Ich weiß, was ich sage. Es ist ein Bild — aber ich werde es nicht mehr sehen. Pierre, Herr Graf! Ich sollte einen Rembrandt wieder von Ihnen weggeben?" — „Laß mich in Ruhe, Samuel; ich liege im Sterben und habe kein Geld." — „Aber ich verlange gar kein Geld vom Herrn Grafen; ich bin mit einem Schuldschein zufrieden." — „Von mir ein Schuldschein! Ich sage Dir, morgen bin ich nicht mehr am Leben." — „Und ich sage Ihnen, Herr Graf, Sie werden noch lange leben ich." — „Und wenn auch, so werde ich doch nie so viel Geld haben, um den Schein einzulösen." — „So gedulde ich mich, so hinterlaß' ich ihn meinen Kindern, und Ihre Erben mögen ihn bezahlen. Wohlan, Herr Graf, einen Wechsel in dreißehn Monaten fällig: dreitausend Franken."

Der Graf sank vor Erschöpfung in die Kissen zurück. — „Dreitausend Franken, es ist ja gar nichts", rief Samuel durch die Thür. — „Gar nichts", murmelte der Graf vor sich hin. — „Wissen Sie was, ich lasse es Ihnen für zwitausend vierhundert Franken, nur damit es nicht in die Hände eines Unverständigen kömmt."

Der Graf antwortete nicht, er war zu schwach. Samuel glaubte, er überlege sich die Sache, und fing noch und noch immer mehr herunter; endlich bot er dem Grafen das Bild für 1300 Franken an. — „Nun denn, Pierre", sagte der Graf, nachdem er wieder einigermaßen zu sich gekommen war, „richte mich auf. — Samuel, bring' Dein Papier."

Samuel trat ein, und der Graf, von Pierre unterstützt, schrieb mit zitternder Hand auf einen Stempelbogen den Wechsel auf 1300 Franken. — Kurz darauf verschied er.

Bei Eröffnung seines Testamente fand man unter anderen folgende Bestimmungen: „Meinem Neffen Paul, der sie bei schlechten gelernt, verwache ich meine Gemälde-Gallerie, die mir 400,000 Franken kostet und deinahe noch einmal so viel werth ist. Sein Bruder, mein Neffe Eugen, der sich selbst für ein größeres Talent hält, als irgend einen Meister in der Welt, soll nur haben, was ich noch an Kostbarkeiten besitze, als da sind: zwei Portraits, an denen zwei kostbare Brillanten befindlich, und ein Ring mit drei schönen Rubinen, den ich von seiner Mutter habe. Mein Neffe Paul soll meinen guten treuen Pierre zu sich nehmen und ihn unterhalten, bis er einmal stirbt. Ein so treuer Freund soll nicht im Hospital sterben."

Die Bilder wurden per Auction für 1300 Franken verkauft. Und dies war noch ein Dritttel über den eigentlichen Werth; für zwei Jahr war der Graf dem Wirthe die Miethe schuldig; was hiernach noch übrig blieb von den 1300 Franken, reichte kaum hin, die Auctionskosten zu decken.

Zuletzt kam auch noch Samuel und produzirte seinen Wechsel, aber auf die Drohung, daß eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn einge-

Digitized by Google

leitet werden, wiedet, wenn es sich nicht billig finden ließ, zog er geflochtene Saiten auf, gab den Wechsel heraus und nahm die elende Kopie zurück, die er dem Grafen für ein Original verkauft hatte.

Eugen war nicht reich. Er verkaufte die Brillanten von den Portraits, bezahlte von dem Erlös einige andere Schulden seines Onkels, ließ ihm anständig bestatten und kaufte eine Stelle auf dem Kirchhof, wo er ihm ein kleines Grabmal errichtete. Nur den Ring seines Vaters behielt er.

Paul weigerte sich, Pierre bei sich aufzunehmen; der alte getreue Diener lebte noch ein paar Jahre und stard endlich auch noch bei Eugen.

Alphonse Karr.

Bibliographie.

Les carosses du Roi. — Roman von Am. de Bas. 12 Fr.
Deux séjours. Province et Paris. — Von Fr. Soulié. 2 Bde. 15 Fr.
Le fou. — Von Jules Paul. 2 Bde. 15 Fr.
Mes grands parens. — Von Aug. Ricard. 4 Bdchn. 12 Fr.
Le malheur du riche et le bonheur du pauvre. — Sittengemälde von Casimir Bonjour. 7½ Fr.
Les nuits d'un charitron. — Von Et. Primard. 7½ Fr.
Une fatalité. — Von Alfred Lescadieu. Erste philosophische Trilogie. 7½ Fr.
Mort de Mirabeau. — Von Adrien Hope.

China.

The Chinese etc. (Die Chinesen: eine allgemeine Beschreibung des Chinesischen Reiches und seiner Bewohner.) Von J. F. Davis. 2 Bde. London, 1836.

Wenn die Ausdehnung des Handels-Monopols der Ostindischen Compagnie auch keine andere Frucht geteagen hätte, als die, daß in Folge derselben der innere Zustand und die äußere Verfassung China's weit mehr und vielseitigse unsere Aufmerksamkeit fesselu, so würde diese Ausdehnung schon darum eine Wohlthat bleiben können. Nachdem für die Kenntniß der Literatur dieses merkwürdigen Volkes schon manches Dankenswerthe geschehen ist, lernen wir die Chinesen jetzt auch durch Werke, die auf gesunde Beobachtung des wirklichen Lebens gegründet sind, genauer kennen und würdigen.

Zu diesen Werken gehört nun insbesondere auch das vorliegende, dessen Verfasser ähre zwanzig Jahre in China geiebt hat. Die Stellung des Herrn Davis — er war zuletzt Königlicher Ober-Aufseher (Chief Superintendent) — verschaffte ihm manches Beiehrungs-Mittel, das Europäern gewöhnlich versagt ist. Er begleitete Lord Amherst auf seiner Gesandtschaftsreise nach Peking (1816) und hat den Boden Chinas seitdem nicht wieder verlassen. Bevor er sich von dem Geschäftsleben zurückzog, war er an die Stelle des unglücklichen Lord Napier getreten; und während dieser ganzen Zeit schrint er an den Materialien gesammelt zu haben, die den vornehmsten Inhalt seines Werkes ausmachen. Der ältere Verkehr Europäischer Völker mit China, — die besonderen politischen und kaufmännischen Verhältnisse zwischen diesem Reiche und Großbritannien — die Geographie, Geschichte und Gesetzgebung — National-Charakter, Gebräuche, Religion, Literatur, Handel und Gewerbe — und endlich die verschiedenen Städte des Reiches, Peking, Nanking und Canton, werden in besonderen Abschnitten behandelt. Eine gediegene Fülle von Belehrung ist in einen verhältnißmäßig engen Raum zusammengedrängt, und wie sinden Klarheit mit bündiger Kürze gepaart. Herr Davis zeigt in der Wiedergabe der Vorurtheile, die man noch immer gegen die Chinesen hegt, so großen Eifer, daß es beinahe schrint, als neige er sich manchmal zu dem entgegengesetzten Extrem. Jedenfalls wird man aber die Bedeutsamkeit solgender Beobachtung des Verfassers nicht leugnen können: „Die Chinesen sind von ihrer moralischen Seite im Ganzen zu unedelg taxirt oder vielmehr unedler Weise verachtet worden. Der Grund hierron liegt ohne Zweifel darin, daß sie von meisten Beobachtern in Canton in einem äußerst ungünstigen Lichte erschienen, gerade als ob Jemand den Britischen National-Charakter nach der besonderen Phase, die er in irgend einem unserer Seehäfen zeigt, beurtheilen wollte."

Den ungemeinsten Sigenthümlichkeiten der Chinesen kann man am besten damit entschuldigen, daß sie sich immer einer bedeutenden geistigen Ueberlegenheit über ihre Nachbarn bewußt waren. Es wird noch lange Zeit vergehen, bevor sie durch wahren geistigen Verkehr mit Europäern zu dem allerdings etwas demüthigenden Resultate gekommen seyn werden, daß es noch kultivirtere Nationen giebt, als sie selber. Ebina gleicht einem Manne von ganz Anlagen, der, in seiner Kindheit und ersten Jugend von unwissenden Verwandtern und Schmeichlern umgeben, sich in den Kopf gesetzt hat, er sey ein Genie vom schwersten Kaliber, und diesen gesährlichen Dünkel über das Weichbild seiner Vaterstadt hinaus in die große Welt trägt, um hinsüdon ein Gegenstand des Spottes und Gelächters zu seyn. Herr Davis bemerkt übrigens, daß der den Chinesen so natürliche Fremdenhaß durch die vorherige Politik ihrer Mandarinen um ein Bedeutendes gesteigert werde. Nach jeder sich der Chinese durch nichts eine so große Verantwortung auf die Schultern, als durch den bloßen Verdacht, daß er unter auswärtigem Einfluß stehe, von welcher Art dieser Einfluß auch seyn mag.

Die Gravität und stinge Würdigkeit der Chinesen erwähnt, wie Herr Davis meint, aus ihrer ungeduldigen Unterwürfigkeit gegen die Befehlenden. „Da in China", sagt er, „alle Individuen einer soldaren Generation ganz unter der Kontrolle der ältesten überlebenden Familienhäupter stehen, so werden die Unwissenden und Unerfahrenen immer durch das reifere Urtheil der Aeltern geleitet, und jugendliche Uebereilung ist leicht zu zügeln. Man erkennt die Wirkungen des guten Beispiels und selber Gewöhnung an der ganzen Art, wie ein Chinese sich niederseht. In einem Disputt mit Europäern bleibt er sehr oft Sieger, weil nichts seine Kaltblütigkeit und geistige Fassung stören kann. Es ist ein Theil seiner Politik, den Gegner so lange toben zu lassen, bis er auf Abschweifungen kommt; dahre man in einem Wortstreit mit Chinesen sorgfältig darauf achten muß, daß wir in Hinsicht des Effektes mit ihnen auf gleichem Niveau bleibe. Auf äußere Würde halten die Chinesen erstaunlich viel, besonders ihre Behörden; und da diese Würde durch einen starken wohl abgerundeten Körper einen gewissen Nachdruck erhält, so schreibt sich daher vielleicht ihre Vorliebe für große und vierschrötige Männer, während sie am andern Geschlechte kleine und zarte Formen lieben."

Mit besonderem Interesse wird man die Abschnitte über Künste, Manufakturen, Volks-Belustigungen, Sitten und Gebräuche lesen, worüber der Verf. so genau und erschöpfend als möglich berichtet, und wovon wir wohl noch in der Folge Gelegenheit haben werden, Einiges mitzutheilen.

Mannigfaltiges.

— Eine Tombola. Auch in Berlin weiß bereits das Theaterpublikum, was es unter einer Tombola zu verstehen habe. In Paris kömmt es öfter vor, daß, eben so wie in der neuern Zeit selbst die Buchhändler mit ihren Verlags-Unternehmungen, so auch die Schauspieler mit ihren Benefiz-Vorstellungen eine Tombola verbinden, die durch den Reiz einiger Lotterie-Gewinne das Publikum herbeilockt, das in dem, was ihm sonst noch dargeboten wird, nicht Anziehendes genug findet. So geschah es denn auch, daß sich kürzlich bei einer solchen in Opernhause angekündigten Tombola mehrere reiche Kreolinnen, ein elegantes Kaschemir-Shawl und zwei Gemälde von Roqueplan, einem sehr beliebten Künstler, also lauter Dinge besanden, die wohl geeignet waren, ihre künstigen Besitzer danach begierig zu machen. Und in der That hatte sich auch ein zahlreiches Publikum eingefunden, worunter sich, wie leicht zu erwarten war, nicht wenig junge und alte Damen befanden, die ihre Opernguckr sogleich nach dem eleganten Kaschemir richteten und den Blick mit Wohlgefallen darauf ruhen ließen. Doch ein Wunder, das noch niemals erlebt worden, ein ganz unerhörtes Phänomen, trat an diesem Abend ein! Die Armbänder, der Shawl und die Gemälde wurden verloost; die Glücklichen, deren Nummern jeder Anwesende mehr als einmal vor sich wiederholt, waren der Gegenstand des allgemeinen Neides; ohre — nicht bloß an diesem Abende, sondern auch auf wiederholte öffentliche Aufforderungen meldete sich Niemand, um die Gewinne in Empfang zu nehmen. Die Unternehmer der Vorstellung, die Herren Dupondet und Mies, sahen sich also als die Glücklichen an und behielten bereits in einer zweiten Vorstellung gemacht, als die Theater-Administration auftrat und gleichfalls als ihr rechtmäßiges Eigenthum in Anspruch nahm, das auf ihrem Territorium sich gefunden hatte. Der Streit wart zum Gegenstand eines Prozesses, der in der vorigen Woche von dem Pariser Tribunal entschieden worden, und der um so mehr Aufsehenerregte, als zwei der berühmtesten Advokaten, die Herren Bethmont (für die Unternehmer) und Chaix (für die Administration), das Plaidoyer führten. Nachdem es die geistreichen Deduktionen von beiden Seiten angehört hatte, entschied das Tribunal, daß die Administration, welche weder in die Tombola gesetzt, noch die glücklichen Nummern vorzeigen könne, auf die Gewinne keinen Anspruch habe, die so lange in den Händen der Unternehmer bleiben, bis sich vielleicht die Inhaber der Loose noch als die wahren Eigenthümer melden.

— Frauen-Sendungen nach Virginien. Bis zum Jahre 1620 hatte es selten einmal eine Europäerin gewagt, über den Atlantischen Ozean zu fahren, so daß die Englischen Kolonisten, die, vermöge ihres natürlichen Strebens und ihres ausschweifenden Charakters, sich nicht selten mit den Eingeborenen Amerikas verschmolzen, darauf kamen, um sich das Glück des Ehelebens ganz verzichten wußten. Unter solchen Umständen konnte Virginien nie als ein permanenter Wohnsitz der Englischen Pflanze angesehen werden, sondern Jede suchte vielmehr so viel Reichthümer als möglich zusammenzubringen, um sodann wieder nach den heimathlichen Gilden zurückzukehren. Endlich aber ward von der damaligen Englisch-Amerikanischen Gesellschaft im Interesse der Kolonie die Beschluß gefaßt, hundert junge Engländerinnen von achtbarem Charakter nach Amerika zu verpflanzen, wo sie mit den Kolonisten in Ehebündnisse treten sollten. Es wurden sogleich mrmzig abgeschickt, und das Unternehmen hatte sich durch den Erfolg als so vortheilhaft erwiesen, daß man schon im nächsten Jahre wieder sechzig Engländerinnen nach Amerika absandte, die unmittelbar unter die jungen Pflanzte vertheilt wurden und den Wohlstand der Kolonie beförderten halfen. Eine Frau ward anfangs auf hundertundzwanzig und stärre auf hundertundfünfzig Pfund Tabak abgeschätzt, der damals mit drei Schillingen (einem Thaler) das Pfund bezahlt wurde. Die jungen Frauen wurden nicht nur mit großer Begierde aufgenommen, sondern bei solcher Innigkeit empfangen und so liebevoll behandelt, daß sie bald Andere einluden, ihrem Beispiele zu folgen. Auf diese Weise dauerten die Frauensendungen mehrere Jahre fort, während welcher Zeit die anscheinende Unausführbarkeit dieses interessanten Handels durch die unzeitliche Sorgfalt gemildert wurde, mit der man sich über den moralischen Charakter jedes Mädchens und jeder Frau erkundigte, welche Lust hatten, Virginierinnen zu werden. (Graham's History of the United States.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Thlr. (4 Fl. 30 Xr.) wienerländisch, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Dienstag den 24. Mai 1836.

Rußland.

Die Russen am Balkan.

(Aus dem Tagebuche eines Kettenrei-Offiziers.)

Die Bulgarei war uns mit ihren befestigten Moschees, ihren belagerten Festungen und ihrer Pest so sehr zuwider geworden, daß wir bereit waren, nicht nur die steilen Felsen des Hämus, des jetzigen Balkans, zu ersteigen, sondern auch ewig auf ihnen, mitten unter Wolken und Stürmen, umgeben von den Schatten der Helden aller Zeiten und zwischen den Hütten Numerischer Hirten zu leben, um nur befreit zu werden von der Einförmigkeit der Steppen, von den ausgedehnten Paralellen mit ihren Brechbo- und Demontir-Batterien, und hauptsächlich von der Orientalischen Pferde- und Pest. Diese weite Steppe zwischen der Donau und dem Balkan, die man die Bulgarei nennt, mit allen ihren Weinreben und Dattelbäumen und ihren majestätischen Meeres-Wogen, entspeach unseren Erwartungen nicht; Krankheiten, Mangel an Lebensmitteln, halbzerstörte Kantonnirungs-Quartiere, Erinnerungen an die gräßlichen Tage in unserer Heimath und ein kalter Winter machten uns Alle mürrisch und verdrießlich; die heiteren Gesichter hatten etwas Düsteres und wie mit einem Nebel Umzogenes. Man mußte die Festung Kustendschi gesehen haben, in der wir einen ganzen Winter saßen, um sich einen Begriff von unserem Abscheu gegen die Bulgaren und die Bulgarei zu machen. Ohne Zweifel ist der Französische Schriftsteller Balzac der größte Mann unserer Zeit in Beschreibung von Schmutz und Feuchtigkeit; ich wage es aber, zu behaupten, daß auch seine mächtige Einbildungskraft nicht im Stande wäre, etwas schmutzigeres und feuchteres zu erschaffen, als diese unaussprechliche Festung. Einige kleine bölzerne Schuppen, ohne Zusammenhang und Ordnung hier und dort zerstreut, eine Menge, von Feuerschlünden geschwärzter Schornsteine, Haufen von Steinen und bald in Lehmmeen liegende Moscheen, mitten auf schmutzigen unregelmäßigen Plätzen, die man vom Morgen bis zum Abend mit halbwilden Treibern, Kameelen und Büffeln bedeckt sieht — das ist das Innere von Kustendschi. Ein tiefer Graben und 4 Bastionen, mit breiten, unregelmäßigen Embrasuren, aus denen verrostete Geschütze von verschiedenen Kalibern, Nationen und Epochen hervorblicken, von der einen Seite, und von den drei anderen ein steiler vom schwarzen Meer bespülter Ufer, — das ist die Außenseite. Es schien, als ob diese phantastische Befestigung nur für uns dem Meer und den Nebeln entstiegen wäre, denn in ganz Kustendschi gab es keine andere Einwohner, als Russisches Militair. Schennen ohne Decken und Dielen, nur mit einem dreieckigen Dach, welches anstatt Schornsteine nur Oeffnungen hatte, um den Rauch durchzulassen, waren unser Quartier, die wir, dicht an einander gedrängt, bewohnten. Diese feuchten, fast durchsichtigen Wohnungen boten, namentlich Abends, einen höchst malerischen Anblick dar. In der Mitte der Schenne brannte ein großes Feuer, und umbeudei standen einige von Rauch geschwärzte Theekessel, in denen trübes Brunnenwasser kochte; nicht weit entfernt von diesen schreckbaren Theekesseln standen im Halbzirkel, wie eine Versammlung Geister, von verschiedener Form und Größe; jeder Offizier hatte sich anstatt eines Stuhls den dagewesenen Stein oder Baumstamm ausgesucht. Der Rauch von Holz und vom Tabak zog in großen grauen Wolken in der Scheune umher. In diesem Rauch vernahm man Debatten über ernste und heimische Gegenstände, Erzählungen über Gefechte mit den Türken und Begebenheiten bei einer Daudrille oder einen Cotillon, Details über die letzte Herbst-Campagne, Gesänge und Declamationen in fast allen Europäischen Sprachen. Hierzu denke man sich die verschiedenen Trachten der Offiziere: einer sah da, in einen Tscherkessischen Mantel (Burka), ein anderer in einem kurzen Tatarischen Leidreck (Archalut), ein dritter in voller Uniform; mehrere trugen Ueberröcke und Mäntel nach Europäischem Schnitt. Eine jede dieser Schennen hätte mit großem Effekt auf einem Gemälde des Babylonischen Thurmbaues angebracht werden können. Diese räncherigen Abende mit ihren unaufhörlichen Erzählungen und ihren Erinnerungen an vergangene frohe Tage, erhöhten noch unsere analoale Langeweile. Entfernt sey von mir jeder Gedanke daran, auch nur im mindesten den Ehrbarkeit und Sittenreinheit meiner Gefährten, Zehnhundert Offiziere, zu zweifeln — aber die Pflicht des Historikers gebietet es mir, zu sagen, daß es uns sehr schwer ward, während 7 Monat nicht ein einziges Frauenzimmer zu sehen; jeder von uns übergenge sich in diesem Winter durch bittere Erfahrung davon, daß ein Männer-Leben ohne Gesellschaft weiblicher Wesen — eben so wenig werth ist, als die Grammatik der Herrn ***** ohgleich in derselben viel vom weiblichen Geschlecht die Rede ist. Hätte unsere Batterie noch einige Monate in Kustendschi bleiben müssen, so hin ich überzeugt, daß wir das Schicksal der Scythen würdern beneidet haben, die Venus in ihrem Heere irgendwo in jenen Gegenden in Weiber verwandelte. Es ist unmöglich, sich das Gräßliche einer solchen Entbehrung in Winter-Campagnen vorzustellen. Junge Offiziere, die nicht lange erst ihre strenge gelehrte Examinirungs-Kommissiten und die trockene Theorie der Artillerie-Wissenschaften verlassen hatten, überließen sich bald sinnlos düsteren Träumereien, — und jeder durchirrte mit seinem Ideal den ganzen Tag hindurch die Wälle, Bastionen und die Steilen Ufer des Schwarzen Meeres, und ließ seine Seufzer in dem Gebelle der Wogen verhallen, durch welche die Bulgarei ein höchst beträchtes Ansehen erhielt.

Uebrigens war es nicht das erstemal, daß sich Russen in der Bulgarei langweilten. Auf dem Marsch längs den Ufern der Donau sangen uns unsere alten Soldaten oft ein altes Veteranen, die unter Kamenskoy, Kutusiof und Langeron gedient hatten, bekanntes Lied vor, in welchem unter Anderem die Strophe vorkam: „Wer nicht sinnlos der Donau war, der kennt kein Herzeleid.“ Nicht Jeder faßt den Sinn der Dichtung dieses melancholischen Liedes; um ihn recht zu begreifen, mußte man wit uns einen Winter in Kustendschi zugebracht haben.

Aber der Frühling, der bezaubernde orientalische Frühling herrschte schon anderhalb der Bauern unserer Festung. Der Gras-Wuchs, sein Geschütz, sein Gepäck und alle Munition der großen Armee in den Defilern von Kulewtscha hinterlassend, verfolgt er sich in Schumla. Der letzte Rest der feindlichen Truppen ward geschlagen und zerstreut. Silistria fiel. Die Straße zum Balkan war der Russischen Tapferkeit geöffnet. Welcher Herz, nachdem wir von den Gräzgen der Moldau, durch die trübe Wüsteer der Donau, Dobrudscha, durch die Granzen ins Reich Mahmud's gedrungen waren, schlug nicht doch auf bei dem Gedanken, daß nach einer Stunde — nach zwei — unsere Fahnen in einem Lande wehen würden, „wo die Cypresse und die dunkle Myrthe sprießt!“ Und als diese herrliche Stunde da war, konnten wir, nachdem wir uns mehr als 10 Monate in der öden und profanischen Wüste gefangen hatten, nicht anders als uns bei den Gedanken an „des entfernten und schönen Landes“, das unsere Phantasie mit den glänzendsten Farben ausgeschmückt hatte, ganz hingeben; Rumelien stand vor unseren Blicken da wie ein reiches und üppiges Land.

Am 5. Juli bezog unser Corps, gegenüber Dermisch-Dschavan, ein Biwouac und machte sich fertig, um, nach Hagel-Türkischer Kanonen und Kartätschen, bei Anbruch des nächsten Tages die über den Kamtschik gewerfenen Pontons zu passiren. 12 Stück Geschütz unserer Batterie standen aufgespannt; die an den Deichseln gespannten Pferde drängten sich, wiehernten und schlugen aus; die Soldaten saßen gruppenweise um's Feuer und schienen sich einander ihre letzten, unfreundlichen Verfügungen zuzuflüstern; die diejenigen unter ihnen, welche Brennenden Kunten in den Händen, gingen zwischen dem Geschütz hin und her.... Ein hoher Wald verbarg unserem Auge den Balkan und die Türkischen Retranchements auf dem rechten Ufer der reißenden und trüben Kamtschik; und nur das einförmige Geräusch der Wellen, das mit dem entfernten Rufen der Schildwachen zusammenfloß und uns an den unvermeidlichen Uebergang erinnerte, erweckte in Jedem, auffast der freudigen Hoffnung und der Erinnerung an vergangene Freuden, ernstere Gedanken an einen anderen Zustand ohne Erinnerung und Hoffnung. Nichts dringt uns so schnell dazu, Menschen zu seyn, als die Annäherung des Todes. An diesem feierlichen Abende, wo alle Artilleristen, leise unter sich sprechend, mit ihren Pulverkasten beschäftigt waren und Stöcke mit Kanten umwickelten, — als der Insanterist, mit einem Gebet auf den Lippen, sich kreuzigte und sein Gewehr lud, — als von Fronte zu Fronte der kakonische Befehl überging — „mit Tagesanbruch zum Schlagen bereit zu seyn“, wer legte da nicht vor dem unerbittlichen Richterstuhl seines Gewissens Rechenschaft ab von seinen Handlungen? Wer war nicht in sich selbst gekehrt bei dem Gedanken, daß er vielleicht zum letztenmal die Strahlen der Abendsonne sah, die in der Dunkelheit des Waldes erlöschten? An diesem Abende trug das Antlitz eines Jeden den bestimmten Abdruck seiner gebeimsten Gedanken. Ich glaube, daß sogar die Gesichtsfarbe, die sich nicht denen zuzählen konnten, denen das Schicksal einen ruhmvollen Tod vorbehalten hatte, unwillkürlich und mit schwerem Herzen daran dachten, daß sie vielleicht auf ewig von ihren Kameraden würden getrennt werden, aus denen sie für sich den besten Theil der groben, aber für sie erquickenden Nahrung — oder ihr Leben — geschöpft hatten — indem sie für die Nahrung beide Begriffe in sich schließt, — Leben und Geschütz.

Was mich betrifft, so fühlte ich auch in mir eine allgemeine Hinneigung zum Nachdenken. Auch ich, auf einem Mantel liegend und mich mit dem Ellbogen auf die Speichen eines Lafetten-Rades lehnend, dachte an dieses und jenes. Die Erinnerungen erschienen mir, mit

Digitized by Google

ihrem blendenden Farbm einer optischen Täuschung, wie nichtige Genüsse der Vergangenheit. Es kam mir vor, ich wäre einst im anderer Mensch gewesen, deglückt durch ein anderes besseres Leben. Jetzt erschien ich mir, wie ein in seinen Bestimmungsort geschmetterter Platanenbaum, der gefühllos die Art erwartet, die ihn umhauen soll. Und morgen .... Ach wir wollen an morgen nicht denken!

Unwillkürlich fühlte ich meine Brust bewegt. Mit voller Bereitwilligkeit, die gebrüigte Pflicht eines Offiziers zu erfüllen, war ich doch nicht so unerfahren, daß ich mit Heiterkeit an den Uebergang über einen Fluß im Angesicht des Feindes denken sollte, während die Wellen des Flusses, die unaufhörlichen Blitze des feindlichen Feuers zurückstrahlend, den Donner des nimmer schweigenden Geschützes, das Krachen platzender Granaten und die verzweiflungsvollen Laute tödlich Verwundeter in ihrem Laufe mit sich dahinführen. Mit der völligsten Resignation einer Verstümmelung entgegenzublicken, wenn das Schicksal mich zum Opfer auserlesen hatte sollte, war ich doch nicht verhehlt genug, um mir eine blutige Wunde zu wünschen, — und dadurch in dem angedeuteten Gegenstande meiner Liebe Ihnlnahme an meinem bleichen Antlitz und meinem in der Binde ruhenden Arm zu erregen. Und überdies ist es so schwer, mit einer Verwundung von großem Geschütz sich interessant zu machen! Nur Säbelhiebe in Vorpostengefechten erreichen diesmlligen einem jungen Mann zu Zittern.

„Du bist nachdenkend?“ sagte mir der Lieutmant der Battrie-Compagnie Nicolai Petrowitsch T—ff, sich ohne Einladung auf meinen Mantel setzend, „und unser Kameraden theilen sich einander in leisem Gespräch ihre Vorgefühle mit. Sage mir aufrichtig, Paul, was denkst Du morgen zu feun?“

„Gang gewiß ein lebender Mensch; und nicht nur ich allein; auch alle deuen, die ich lieb, habe ich ein gleiches Loos zugedacht.“

Doch vorher will ich sagen, wer T—ff war. Als Sohn eines reichen Gutsbesitzers im Gouvernement Wologda erbirt er eine gründliche Ausbildung in einer der besten Lehranstalten. Die Natur hatte ihm eine Hinneigung zu allem Guten und den festen Willen zur vollständigen, zu peinlichen Erfüllung seiner Pflichten. Er war groß und wohlgebaut mit einem verständigen und zugleich sehr ungemein herzensgute aussprechenden Gesicht — zwei seltene Dinge bei einem Mann. Ohne schön zu seyn, machte er bei jedem sich selbst liebenden Adonis den Wunsch sogr, ihm zu gleichen. Doch mit allen diesen Vorzügen auf ein glückliches Leben, hatte er sich, von einem heißgeliebten Mädchen hintergangen, einer tiefen Melancholie übrlassen. Ich verstand ihn, und er vergalt es mir mit unbedingtem Vertrauen.

„Ich werde am Leben bleiben!“ wiederholte ich.

„Du Glücklicher!“ sagte seufzend T—ff. „Du, Du siehst nur für Dich allein; mir aber liegt mein Schicksal meines Bruders eben so nahe am Herzen, als mein eigenes. Und wie qualt er mich mit seinen schwarzen Vorahnungen! Unwillkürlich gedenkt ich der Zeit, wo wir in der Garde dienten und mein Bruder Alexander, obgleich ihm Alles, im Dienst sowohl, als ein gesellschaftlichen Verhältnisse, entgegen lachte, täglich von irgend einem lustigen Abenteuer, das, nach seiner Art erzählt, über seinem Haupte schwebte. Ich suchte seine finsteren Vorgefühle zu mit als möglich zu zerstreuen, er aber spottete über mein Bemühen, ihn zu beruhigen, und behauptete jedergeit mit Lebhaftigkeit, daß in jedes Menschen Brust außer dem Gewissen noch ein besonderes, aus der Vergangenheit entsprungenes Gefühl wahr, das gewissermaßen auf das künftige Schicksal hinweise. Er verstarb nicht 14 Tage, nachdem Alexander ward mit temselben Rang zur Armee versetzt. Du kennst ja den furchtbaren Streit wegen eines Glases Eis mit K—p? Um das Unglück mit meinem Bruder zu theilen, nahm ich, ohne Leidwesen, Abschied von ehrgeizigen Träumen, von der Gardeuniform, von Petersburg ....“

„Du herrliche, goldene Stadt! Aber jetzt, was prophezeit sich jetzt Dein Bruder Alexander?“ fragte ich, ihn herzlich bei der Hand drückend.

„Den Tod, einen schrecklichen, qualvollen Tod;“ antwortete T—ff mit thränenden Augen, „und er ist so sehr davon überzeugt, schemt seinem Vorgefühl ein solches Vertrauen, daß wir unwillkürlich das Herz gepreßt wird, wenn ich ihn anblicke.“

Das Geschütz angekommen!“ rief die kräftigr Stimme des Batterie-Vorstehers. T—ff riße zu seinem Zuge und ließ sich nur so viel Zeit, mir zu sagen, während re die Patronentasch an das Schultergehang befestigte: „Paul, es ist hart, zu sterben in unseren Jahren.“...

Die Artilleristen schütteten sich, und in einem Augenblick war ein Jeder zu seinem Platz: Einer lief nach den Pferden, ein Anderer bringt vorsichtig die letzte Granate in die Kanonen-Mündung. Dieser bläst den Lunteustock an, und Jener zieht der Gurte der Pferde fester. „Die Batterie stehe auf! Rechts zu einer Kanone! Schritt — Marsch!“ Und wie ein schwarzer Streif zogen sich 12 Kanonen den engen Weg entlang.

Der Gefechte mit dem Keenj Rand am Saum des Waldes. Offiziere und Soldaten, einzeln oder in Gliedern vertreut, stiegen von den Pferden, flüsterten Gebet, ertheilten sich und küßten unthätig das Erinnerungszeichen an den Erlöser.

In einer Stunde hatte unsere Batterie, jenseits des Waldsaumes, am Ufer des Kamischick ihre Stellung eingenommen. Die erwiderten und bald Schlachtrufnehmen Soldaten setzten sich still auf ihre Lagen und suchten mit ihren Blicken durch die dicke Finsterniß die feindlichen Verschanzungen auf, nicht sowohl um ihre Geschütze dahin zu richten, als das Neugierde, irgend einen Umdau „der muselmanischen Hunde“ — ein technischer Ausdruck — gewahr zu werden, die vielleicht auf der Brustwehr eingeschlummert waren. Die Offiziere gingen nachdenkend in ihren Zügen umher. Nun ward es rund umher heller, und auf dem rechten Ufer des Stromes sah man deutlich die schwarzen Umriß der Türkischen Batterieen; deutlich konnte man menschliche Figurrn sich auf der Brustwehr umherbewegen sehen; jetzt reklamt man sichen die Kanonen-Räder und nun auch die Oeffnungen der Embrasuren. Der Tag brach an, und Alles war still in den feindlichen Festungswerken: man sah weder eine Bewegung, noch Menschen in den Embrasuren, und viele unter uns fernten sich bereits und glaubten, die Türken seyen aus Furcht in die Berge geflauscht; wir waren indessen auf unserer Hut. Die aufgeführten Geschütze blickten unbeweglich auf die feindlichen Laufen.

Plötzlich erhob sich Lärmen und Geschrei in den Türkischen Retranchements; die Luntenstöcke rauchten, eine Reihr von Lichtern durchglänzte die Luft, und aus dem Walde wiederhallte der Donner einer unregelmäßigen Salve. Die Schlachtordnung Pferde fuhren zusammen bei dieser unerwarteten Salve. Die Türken erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei: Allah! während unsere erschrecken, zu denen angespannten Pferde, ohne Führer, in vollem Galloy mit den Munitions-Wagen längs dem Ufer hinjagten. Ein unerwarteter Zufall ettete unsere Munition. Nachdem die Pferde die Kasten bis zum Thale geschleppt hatten, erwickelten sie sich endlich dergestalt in ihr Geschirre, daß sie nicht weiter kamen.

Inzwischen, ohne eine zweite feindliche Salve abzuwarten, unterbirten unsere Batterieen ein heftiges und grichmäßiges Feuer. Unaussprechlich furchtbar tönte der Donner der Kanonen aus dem Wald zurück; die Türkischen Kugeln pfiffen durch die Baumwipfel und warfen die abgerissenen Zweige nach allen Seiten umher. Schwerzens-Seufzer durchschnitten die Wolken des dicken Rauches, der in schwarzen Massen über dem Strom schwebte. Anfangs schien der Kampf zweifelhaft; bald aber gaben uns unsere wohlgerichteten Schüsse, welche die feindlichen Embrasuren zerstörten und ihre Geschütze von stinirm Kaliber demontirten, die Oberhand über die blindrn Schüsse der Ottomanischen Artilleristen. Man kann breist behaupten, daß wir an die orientalischr Artillerie gründen kommt, daß wir uns als die Zöglinge unserer offenen und gesadrohten Stellung an Kamischick bielten. Das feindliche Geschütz war wenigstens 4 Linien zu hoch gerichtet. Gegen Mittag demirten die Feinde rs und richteten das Geschütz niedrigr.

Est blickte ich unverwandten Auges auf eine feindliche Kanone, bei der schon der Kampf begonnen hatte. Wie schlug mein Herz! Welches furchtbare Erwarten! Noch eine Sekunde und — arme Waffenbahn keinen Vater, die Schwester hat keinen Bruder, die Mutter keinen Sohn mehr. O, in dieser Sekunde liegt viel Leben. Nicht beschreiblich und nicht begreiflich ist für denjenigen, der in seinem Leben auf nichts wartete, als auf seinen Wagen im kalten Vorhause. Es hat meine Sinne verwirrt, in den Reihen Kosaken Unterpfeifen und wilder Reiterei zur Attacke anzuführen, oder unter Kartätschen- und Kugrl-Hagel mit der Infanterie Sturm zu laufen; aber welche Greifesgegenwart gehört dazu, um kaltblütig mehrere Stunden lang auf einer Batterie zu stehen und, in Erwartung, jeden Augenblick wie ein Standbilden von der Erde weggeblasen zu werden, die Kinnn zu verrichten, um das Ziel zu treffen, das Feuer zu unterhalten, um in Pausen und Stürmen entfernen das Getrappel der Pferde, ihr schnelle Bewegung, der Trommelschlag den Gedanken an Gefahr, während auf der Batterie so wenig Bewegung, so viel Muße ist, daß man, wenn die Türken es erlaubten, die ganze russischstrenge Geschichte ihres Reiches — verfaßt vom Holtaij und Hof-Dragoman Joseph von Hammer, — Blatte für Blatte von Gedächtniß hätte wieder vorsühren können.

Seit einiger Zeit trat sehr feindliche Kugel entwedrr unsere Lafette, oder rij einen Artilleristen aus Brid und Glirt. Mit welchrm wehmüthigen Gefühl folgten die alten Soldaten mit ihren Augen dem gestödteten Kameraden, der die Jahre auf blutiger Bahre in den Wald trugen! Ich glaubt, man sirt sich, wenn man bekämpfte, daß Tapferkeit oder Muth eine besondere Gabe anzurechnrter Menschen sey. Kein Mensch ist ausschließlich furchtsam oder muthig, und die kühnsten Helden wollen all leben, lange leben: „lieber leiden, als sterben.“ Derjenige, der wir ein Philosoph mit ruhig kaltem Gesicht vor einer feindlichen Geschütz-Linie sieht, und der Andere, der, an den Pulverfaßen gelehnt, mit zitternder Hand seine Cigarre anzündet, Beide fürchten den Tod. Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß der Eine zu für Schande hält, so großen Werth auf das Leben zu setzen, wo er es für seiner Pflicht und dem Ruhm seines Batrelandes zum Opfer bringen muß, und so viel moralische Kraft besitzt, um wenigstens Äußerlich des beißbungrigen Todes zu spotten, während der Andere seine Gefühle nicht verbergen kann. Nichtsdestoweniger können beriuige, der sich über die Peslinen von Dermisch-Dschewan lustig machte, die höchste Achtung; er begreift die Pflicht eines Offiziers und flößte durch seinrn sorglosen Blick seinrn Unterge benen Vertrauen auf sein Glück ein.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Die Franzosschulen und die Englischen Zeitschriften.

Die periodische Literatur besonders solcher Länder, in denen Preßfreiheit herrscht, zeigt sicherer als irgend etwas anderes den eigentlichen Zustand ihres Volksgeistes an und wir bietet die besten Mittel dar, nur denjenigen gegen den anderer Länder abzumägen und zu sehen, inwiefern sie damit übereinstimmt oder davon abweicht. Was in anderen Fächern der Wissenschaft erscheint, ist oft nur für besondere Klassen des Lesern berechnet, oder wenn es für Alle bestimmt ist, geht ihm doch Lebhaftigkeit und Interesse ab, und in seinrm von beiden Fällen läßt sich ein bestiedigender Schluß auf die Bildung oder den vorherrschenden Geschmack des Volks daraus ziehen. Eine gelesene Zeitschrift aber, die eingestandenermaßen für das ganze Publikum geschrieben wird, liefert einen unfehlbaren Maßstab für dessen Bildungsgang. Die geistigen Richtungen des Volks werden von ihr unfehlbar angedeutet, und so ist sie der klarste Spiegel, und ein Spiegel, der uns unmöglich täuschen kann. Aus diesem letzteren Grunde wird sie aber wahrscheinlich seltener besragt, als es geschehen sollte. Ist ihr Charakter auch vorzüglich wie die Launen der Menschen, so beruht sie doch auf einer unveränderlichen Grundlage, auf der menschlichen Natur, und selbst in ihrer flüchtigsten Gestalt muß sie

Digitized by Google

noch anziehend für uns seyn, so lange wir Mitglieder des großen Gemeinwesens bleiben, welche wir Welt nennen.

Es kann wenig Unähnlicheres geben, als die periodische Literatur Frankreichs und Englands. Sorgfältige Kritiken muß man vor allen Dingen von der ersteren nicht erwarten. Es werden zwar hin und wieder einige Bemerkungen über neue literarische Erscheinungen niedergeschrieben, sie sind aber so dürftig, schweifen so sehr von der Sache ab und haben so geringen Umfang, daß sie zu gar nichts nützen und nichts fördern. Man kann in der That die sogenannten Kritiken der Franzosen fast nicht ohne Verachtung lesen. Wenden wir uns aber zu der Englischen Presse, so finden wir gerade das Umgekehrte. Ausgearbeitete und umfangreiche Abhandlungen nicht bloß über uns jenes Werke, sondern beinahe jedes neuen Buchs, das nur den geringsten Anspruch auf Originalität hat, bilden das charakteristische Kennzeichen derselben. Und dieser Unterschied zwischen jenen Tages-Erzeugnissen beruht nicht auf dem bloß äußeren Umfange; das kritische Urtheil der Franzosen ist eben so einseitig und schwach wie das der Engländer umfassend und eindringend. Der Englische Kritiker beweist fast immer, daß er den Plan des Werks und dessen Ausführung versteht, und seine reichhaltigen Abhandlungen liefern so viel neuen Stoff, daß sie eine werthvolle Zugabe zu dem Buche selbst bilden. In Frankreich dagegen zeigt der periodische Schriftsteller in jedem Stück seine Unkenntniß, es müßte sich denn um einen Gegenstand handeln, über den Franzosen auch mehr wie jede Franzosin zu fassen vermag, nämlich um einen Gegenstand der Einbildungskraft oder des Gefühls. Nach einer so übergroßen Höhe strebt auch der Französische Kritiker gar nicht; wenn er den Namen des Verfassers, den Inhalt und den Herausgeber des Buchs angegeben, so glaubt er, genug für sein Amt gethan zu haben; unternommen er es aber, sich etwas weitläufiger darüber auszulassen, so kommt in der Regel heraus, daß er nichts sagend für das Buch spricht, zu einem Kritiker nach der Regel, und er besitzt allerdings mehr als irgend Jemand die Kunst, seine Gedanken mit unter Wortgeklirr zu verbergen. Daß es hiervon auch Ausnahmen giebt, räumen wir gern ein, wenn man nur nicht vergißt, daß es bloße Ausnahmen sind.

Wir können dies aber Einem hoch von seinem Volke Europa's die Grundzüge des guten Geschmacks so viel entwickelt worden, und hat es doch keinen in dieser Hinsicht zu solcher Vertrefflichkeit gebracht! Ja, selbst in diesem Augenblick leben Kritiker in Frankreich, wie kein anderes Land deren aufzuweisen hat. Dieser scheinbare Widerspruch hat so wie auf seine Gründe wie Alles in der Welt, und es gehört ein großer Scharfsinn dazu, sie zu entdecken.

Der erste und wichtigste ist der, daß in Frankreich ein ausgezeichnetes Schriftsteller seinen Beiträge zu Zeitschriften liefert; die Anstrengung ersterer Werke beschäftigt ihn hinlänglich und bringt ihm reichern Lohn. In England dagegen hat man der Herausgeber eines Buches so viele, oft so entmuthigende Schwierigkeiten anzukämpfen, daß die Hoffnung auf einen ungewissen Ertrag ihn so unsicher, daß gewöhnlich nur Männer von einigen Vermögen ein solches Wagstück unternehmen. Daher ergießt sich das übrigvollende Talent hier in die Kanale der Zeitschriften; es hat keine andere Ableitung. Die Englischen Schriftsteller von Profession müssen entweder zu diesem einzigen Mittel der Publicität greifen, oder sie müssen sich Ueberhaupt nach einer anderen Unterhaltsquelle umsehen. In demjenigen, was der Engländer viel sitzt und anhaltend betreibt, zeichnet er sich bald aus, und schon dies erklärt seine Ueberlegenheit über den Franzosen in diesem Fach. Aber es giebt noch eine andere Ursache, auf die sich die vorige zurückführen gründet, nämlich der Unterschied in den Kenntnissen, Sitten und Gewohnheiten beider Nationen. Wenn wir auch einen ausgezeichnete Kritiker in, daß Frankreich viel gelehrtere, wir möchten sagen schulgerechter gebildete Schriftsteller besitzt, als England, so ist es doch eben so ausgemacht, daß letzteres, gegen einen einzigen wahrhaft kenntnißreichen Mann in seinem Nachbarlande, deren immer ein Dutzend aufstellen kann. Wirklich kann es nirgends so viel Leute von jener achtbaren, ein gewisses Maaß nicht überschreitenden Bildung geben, wie im gewöhnlichen Sinne so nützlich ist, wie in England; in dieser Hinsicht stehen seine Nachbarn weit hinter ihm zurück. Man lasse zwei Individuen, aus jedem Lande eines, die durch die Umstände gleich begünstigt sind, zusammenkommen, und die Unterhaltung zwischen Beiden, wenn sie ins Einzelne und Besondere geht, wird sie den ausmerksamen Zuhörer überraschend seyn. Vortheil es sich doch bei ihr um bekannten Gegenstände des Tags oder um die gesellschaftlichen Verhältnisse im Allgemeinen oder selbst um allgemeine Wahrheiten, so wird der Vortheil auf Seiten des Franzosen zu stehen scheinen; nicht daß seine Gedanken richtiger oder seine Kenntnisse mannigfaltiger wären; aber seine Sprache wird ihm wohl zu Gebot stehen, seine Bemerkungen werden schärfer seyn, seine ganze Art und Weise mehr zu fesseln — um von der Leichtigkeit und Eleganz des Vortrages und seine angenehme Anschauungsweise noch nicht zu reden. Aber man lasse sie auf das Feld der Einzelheiten herabsteigen, man lasse sie über wirkliche Dinge debattiren, über Thatsachen oder über Sätze, die aus Thatsachen abgeleitet worden müssen, und der Sieg wird, wenn der Engländer auch zaghafter in seinen Reden und sogar roher in der Einordnung seines Stoffs ist, in neun Fällen unter zehn auf Seiten des letzteren seyn. Dies ist ein Bild im Kleinen von dem Volksgeist in beiden Königreichen: daher kömmt es, daß England im Allgemeinen einen so viel größeren Vorrath von Kenntnissen hat, als sein Nachbarland. In letzterem giebt es zwar einige tiefgelehrte Männer, einige, vor denen auch die ausgezeichnetsten Englischen Gelehrten die Knie würden beugen müssen, aber die große Mehrzahl hat nur gerade so viel Bildung, als sie braucht, um im Salon zu glänzen. Diese Bildung haben sie sich erworben, aber nicht zum Gebrauch im gewöhnlichen Leben, nicht in der Absicht, der menschlichen Gesellschaft oder Einzelnen damit zu nützen, sondern bloß zum bessern Gelingen in conversation. Der Endzweck, der einzige Ziel der Franzosen ist — Ton; und dies Verfehlen, das seiner Eitelkeit so sehr schmeichelt, ist zugleich seiner Natur nach so zerstreuend, daß es sich mit ernsteren Studien und mit Erwerbung ausgezeichneter Kenntnisse gar nicht verträgt.

Die Französischen Kritikschriften sind eigentlich für die große Menge berechnet; daher ihre Popularität und ihr unbestimmter, oberflächlicher, wenn auch gerade oft sehr glänzender Charakter. Aus ihnen kann man gerade so viel Bildung schöpfen, als die für gesellschaftliche Unterhaltung erforderlich ist; aber auch diese Kenntnisse werden, wenn sie nicht in das Gewand der Phantasie gekleidet sind, nicht der Mühe werth geachtet. So kömmt es, daß selbst historische Skizzen in dieser Zeitschriften mehr vom Roman als von der Geschichte an sich haben. Wie groß ist der Kontrast, den England dagegen darbietet! Schon seit einer Reihe von Jahren sind hier die Zeitschriften, mit wenigen Ausnahmen, die einzigen Erzeugnisse der Presse, die dem denkenden Geist noch Nahrung geben, also auch die einzigen, aus denen es dem gebildeten Engländer der Mühe werth schien, sich Rathe zu erholen.

Wenn die Kritik in Frankreich stets gehässig hat und noch jetzt dort blieb, so muß sie nicht in den Werken gesucht werden, die neueren Ursprungs sind, sondern in den gewichtigeren, sleißiger ausgearbeiteten Werken ihrer savants. Werke, die der Mehrheit des Französischen Lese-Publikums eben so unzugänglich als unverständlich sind. Frankreich verkannte jedoch die Vortheile nicht, die aus gut redigirten Zeitschriften entspringen können, und seit der Restauration hat es wiederholte Versuche gemacht, sich deren viele Verbreitung zu sichern. Seine Bemühungen sind jedoch vergeblich geblieben. Die Revue Encyclopédique, so trefliche und berühmte Mitarbeiter sie auch zählte, machte ihren Eigenthümern nie die Kosten bezahlt und wurde am Ende ganz aufgegeben. Eben dies Schicksal traf den Globe und diese andere unternehmende Unternehmungen dieser Art. Die Ursachen ihres Mißlingens liegen am Tage. Die Mehrheit des Französischen Lese-Publikums ist für eine Klasse Leser viel zu wenden. Es stellen ihnen viel zu sehr an Gefühl, Phantasie, glänzenden Gedanken und blendenden Antlerkungen; im Ganzen würden sie für Englische Leser eben so abstrecksend gewesen seyn. Ihr Inhalt war übel gewählt, denn sie bezogen sich mehr auf das Treiben einer Partei, als auf die Bestrebungen der literarischen Welt im Allgemeinen. Es war in der That der unglücklichste Zeitpunkt, der ihnen, den Absichten einer Partei zu dienen. Bekannt man anderem auch, daß die Namen der Mitarbeiter, wenn es auch Männer von unbestreitbarem Talent waren, bei dem großen Publikum nicht in Gunst standen, so wird man sich über ihren Mangel an Erfolg nicht mehr wundern. Wäre auch dieser Nachtheil nicht gewesen, so würden schon die Grüne und Verschwindsucht des Volks hinreichend seine literarischen Zeitschrift Hindernisse genug in den Weg gestellt haben, es konnte daher keine größere Thorheit geben, als dieselben durch einen eben so unausführbaren als schlecht berechneten Plan völlig unübersteiglich zu machen.

Bei alledem aber möchte es noch zu bezweifeln seyn, ob sich England wegen der großen Verbreitung seiner Zeitschriften gerade glücklich zu wünschen hat. Sie ist ihnen zwar erworben worden, es gelobt auf Kosten der ernsteren Literatur. Auch darf man nicht vergessen, daß kritische Beurtheilungen, so reich sie auch gewöhnlich in England ausfallen, doch niemals den Gegenstand ganz umfassen und erschöpfen können, und daß derjenige, der das denkbarste Werk nicht bei der Hand hat und selbst in Raate sieht, immer eine partheiische und oft eine irrthümliche Ansicht von der Sache erhalten muß. Weit besser wäre es für die Literatur sowohl als für die Literaten, wenn Bücher mehr und Reviews weniger gelesen würden, wenn es mehr Autoren als Kritiker gäbe. In dieser Beziehung hat England seine Nachbarn eher zu beneiden als zu tadeln, und dahin sie viel von ihm zu lernen, so kann es gewiß noch wichtigere und nützlichere Lehren von ihnen annehmen.

(L. P.)

Italien.

Neuere Italiänische Romane.

Lutalto von Viccolungo.

Im vorigen Jahrhundert geschah es oft, daß ein Italiänischer Schriftsteller, die die Bände der ältesten Klasse kaum besiegen hatte, schon als ein gemachter Poet auftrat und Sonette und Kanzonen so lange publizirte, die ein solches auf Monumente errichtetes Diplom ihm zum Bürger einer artadischen oder Arkadischen Kolonie machte, oder, noch besser, einer Innung müßiger Leute, die sich Alle in die blonde Phyllis, die braune Nile und die reizende Chloris mit den Zinnober-Lippen platonisch verliebt hatten. Jetzt giebt es keine arkadische Vereine; die Schäferinnen machen den Poeten kein Herzweh mehr; das bloße Bilderen des Mißlichen Wohlbefindens trägt nur zum Lachen; welcher Autorey bleibt also dem Italiänischen Jünglinge, der gern etwas schreiben und drucken lassen möchte, um in der Literaten-Republik einen Namen zu erhalten? Das Feld der Wissenschaften hat gar zu viele Schwierigkeiten und Steine des Anstoßes; man muß viel lesen, viel gedacht haben; man muß die reiferen Jahre abwarten, und die Jugend ist ungeeignet. Erzählungen, fingirte Begebenheiten, historische und fantastische Romane — kurz Alles, was zur leichteren Literatur gehört — wie Anfand sie nennt — das sentimental-weinerliche Drama nicht zu vergessen: diese Genres sind heutiges Tages an die Stelle der Sonette, der Kanzonen, der Capitoli getreten und resssiren dem, der in möglichster Eile Schwung auf Weib bringen will, eine gar bequeme Bahn. Freilich ist es das schwierige Romane, so er eine historisch oder fantastisch, kein so leichtes Geschäft und keine Last sür eines Ideen Schultern; dies beweist die kleine Anzahl wahrhaftes Meisterwerke unter der Sündflut oder vielmehr sündhaften Flmd von Machwerken, die sie Romane passiren wollen. Auch muß man gestehen, daß diese Literatur-Fach in Italien die setzt noch in den Schranken der Mäßigung sich hält, welche Schranken der Europäische Kritik mit der numerischen Gewalt seiner Romane, kritik und mit der Bizarrerie ihrer

Digitized by Google

dem Grausigen seiner Stoffe ganz und gar niedergerissen hat. Indessen schrinnen doch die historischen Romane der Italiäner, einige wenige ausgenommen, nach einem einzigen Modell (Manzoni) geformt, das zwar geschaffig, allein ebenderhalb wohl unerreichbar ist. Fast immer zeigt man uns irgend ein gewaltiges Schloß, den Aufenthalt eines grausamen Feudal-Herrn, der die friedlichen und harmlosen Bauern plagt — Eisenfenster mit langen Kuchelbärten — zwei Verliebte, die uns herzlich dig an Romeo und Julie erinneren, und dergl. mehr; mit einem Worte, man kommt von diesem lange beherrschten oder vielmehr getretenen Pfade gar nicht mehr ab. Wir schweigen von den Bürgerkriegen, den Fackelbränden, den Stürmen und Ungewittern, dem Tages-Anbruch und der sinkenden Sonne — Decorationen, die an jeglichen Det passen, so daß der Autor sie getrost im Voraus pinseln kann, noch bevor die Ihee eines Romans in ihm gereift ist; es wird ihm nicht an Gelegenheit fehlen, sie da und dort mit Effekt einzuflechten.

Alles oben Gesagte trifft auch auf einen der einigen Monaten erschienenen neuen Italiänischen Roman Lutallo von Bivolungo, dessen Verfasser sich Luigi Vigna nennt.*) Um einen Begriff von dem zu geben, was jetzt an der Tages-Ordnung der Italiänischen Leibdibliotheken ist, theilen wir hier den Inhalt dieses Romanes à la Hildebrand und Leibrock mit:

Lutalo Feindschaft bestand zwischen den edlen Herren von Landiona und denen von Bivolungo; und trotz manchee blutiger Opfer, die von beiden Seiten bereits gefallen, war der Blutdurst noch ungelöscht. Fernando, Edler von Landiona, nährt einen unversöhnlichen Haß gegen die Familie des Lutalo von Bivolungo. Dieser, feinerseits von ebenso grimmt, hat jegliche Kränkung ertragen, sogar in seinem Hause, ohne Rache. Eines der Töchter Melinda und möchte diese Familien durch das heilige Ehebund versöhnt wissen. Da kommt aber gleich ein Stein des Anstoßes, Alberico, Lutalio's Onkel, würde nimmermehr in eine solche Biedinbung willigen; denn er haßt Fernando aus zwiefachem Grunde, einer Ehrits, weil er sein Gebiet ist, und anderen Theils, weil er ihm die Verliebte seiner seinen Neffen, erschossen hat. Fernando, der von dem und daneben auch versteckter Wißwuth, bemerkt Lutalio's Liebe zu Melinden und benutzt diese zärtliche Neigung als ein Mittel zu seinem ersonnten Ziele — der Vernichtung des Feindes. Er deuchelt Versöhnung, Vergeben und Vergessen: er lader Lutalio gastfreundlich auf sein Schloß, trakirt ihn köstlich und verspricht ihm Melinden, doch unter der Bedingung, daß auch Alberico ein versöhnter Herz trete und in das Ehebündniß einwilige. Dieser aber, weit pfiffiger und gereiderer als der verliebte Lutalio, widersteht sich, so viel er vermag; er ermahnt ihn, dem verstellten Schmeichler Fernando kein Gehör zu geben; er droht ihm — Alles vergebens — das Band der Eintracht zwischen Lutel und Resten zerreißt. So hatte sich's Fernando gewünscht; er sucht das Eisen zu schmieden, während es noch warm ist, und spielt Lutalio einen vorgeblichen Brief seines Oheims in die Hände, worin dieser seine Freiheit und sein Leben bedroht, weil er an den Mörder seiner eigenen Aeltern seine Rache nehmen will. Onkel und Neffe begegnen einander; es entsteht ein Wortwechsel — man zieht blank — und nach kurzem Kampfe schwimmt Alberico in seinem Blute. Voll Verzweiflung über seine That will Lutalio sich selbst entleiben, man verhindert ihn daran. Er flüchtet, wandert sich durch Dornen und Brombeeren, wird jämmerlich gekritzt und zerfetzt, bleibt aber im Fliehen stets wie im Fechten. Er gelangt zum Schlosse Landiona, die Schäferhunde sind ihm hart an den Fersen, allein er entkommt ihnen glücklich. Auf seinem Wege nach Fernando's Burg regnet's Pfeile und Schüsse, die Fernando ihm entgegengeschickt, und werfen den Unglücklichen in ein erschrecklich Burg-Verließ voller Todtengebeine. Corrado, Lutalio's Knappe, der sich aus Eifersucht zum Werkzeuge Fernando's hergegeben, fühlt plötzlich Reue und will seinen Herrn befreien: er dringt ins Schloß, kämpft mit Fernande und verwundet ihn; allein er muß fliehen, will die Schergen Fernando's ihm den Rest geben. Corrado entkommt, läßt Lutallo am Leben, um ihn ein Tod eines Verbrechers sterben zu sehen: er hat zu diesem Zwecke nach Mailand geschrieben. Aber Lutallo macht unterdeß Einem der Brado's den Garaus und entführt seinem Kerker; Melinda, von Corrado unterstützt, begleitet den Geliebten auf seiner Flucht. Melinda flirrt von ihrem Pferde und nimmt Schaden: Beide kehren in einem Hause ein, dessen Besitzer Edmondo die Dame ärztlich behandeln läßt. Im Verlaufe ihrer Unpäßlichkeit erzählt ihr dieser Herr seine Geschichte, weil er sie eben mit nichts Besserem zu unterhalten weiß, und — o Wunder! — man kommt zu der Entdeckung, daß Melinda nicht Fernando's, sondern eben dieses Edmondo's Tochter ist! Die Abenteurer dieses unbekannten Papaz sind mit der ganzen damaligen Geschichte Italiens verwebt, ein großes Glück für unseren Verfasser, der uns nun Alles vom Anfang bis zum Ende wieder aufstischt!

Man denke sich Fernando's Erstaunen, als er erfährt, daß Lutalio und Melinda ihm entsprechen seien! Nach vielen Abenteuern, die das flüchtige Paar zu bestehen gehabt, nach vielen anderen Scharfenstreichen Fernando's und nach vielen glänzenden Turnieren, in denen man die Lanzen schockweise bricht, — nach allen diesen und noch vielen anderen schönen Dingen, will es plötzlich Lutalio's Unstern, daß er ohne sein Wissen und Willen — die geliebte Melinda tödtet! In Folge dieser That stürzt er, aus Mund und Nase (sic!) Blutströme verfeindend, zu den Boden, um nie wieder aufzustehen. Fernando, der Urheber so vielen Jammers, wird ins Gefängniß geschickt, aus dem er aber plötzlich verschwindet, ohne daß man erfahren konnte, wie aus ihm geworden ist. Erst nach einiger Zeit fand man in einem der tiefen Schlünde des Sesia einen verwesten Körper, dessen Gebeine ein eiserner Panzer umschloß; und Viele waren der Meinung, jener Panzer habe dem Grafen Fernando gehört.

Als der Verfasser dieses Kapitel schrieb, hatte er wohl eben die Lektüre des Ettore Fieramosca beendigt. Nach ein paar Werkwürdigkeiten: Fernando, Wilfrico und Alberico sind alle drei wit Rabenhärten (barba corvine) ausstaffirt; sind alle mit Prisonen des Romanes fallen in Ohnmacht oder in ein Delirium, so oft ihnen etwas Entsetzliches zu Ohren kommt.

Signor Vigna, der Verfasser, nennt sich in der Vorrede ein junges Männchen (giovinetto), und mit Glauben ihm aufs Wort: ein Anfänger will ermuthigt und nicht abgeschreckt sevn; aber die Jugend sollte auch wissen, daß sie, um Ermuthigung zu verdienen, kein unverdautes Zeug dem Publikum aufstischen darf.

Bibliographie.

Statistica nosologica dal 1821 al 1833 e rendiconto medico pel 1834. (Kranken-Statistik der Jahre 1821 bis 1833 und medizinischer Bericht über das Jahr 1834 von dem großen Krankenhause San Maurizio e Lazzaro in Turin.) Von dem Medizinal-Rath und Direktor des Krankenhauses, Dr. Bernardino Bertini. Turin.

Lettere inedite di alcuni illustri accademici della Crusca che fanno testo in lingua. (Briefe einiger ausgezeichneten Mitglieder der Akademie della Crusca.) Prefare.

Sulla scozza del globo terrestre. (Ueber die Rinde unseres Erdballes.) Von Paolo Savi. Pisa.

Statistica d'Italia. — Erstes Heft Sardinien. 2½ Lire. Zweites Heft Korfika. ½ Lire. Vom Grafen Serristori. Florenz.

La morte di Maria Stuarda. (Maria Stuart) Original-Trauerspiel vom Ritter Don Mariano Carateriso. Palermo.

Trattato della monomania suicida. (Ueber den Selbstmord.) Von Dr. Ferrarese. Neapel.

Mannigfaltiges.

— Neue Polnische Zeitschrift. Unter dem Titel „Panorama literatury krajowej i zagranicznej" (Panorama der in- und ausländischen Literatur) ist vor kurzem in Warschau das erste Heft einer von Hrn. A. J. Szabanski herausgegebenen schönwissenschaftlich-kritischen Zeitschrift erschienen. Nach einer Einleitung, worin die Wichtigkeit der neueren ausländischen Literatur und die Einfluß auf die Polnische dargestellt wird, folgt ein Artikel über die Deutsche Literatur insbesondere. Der Verfasser sagt darin unter Anderem, daß, während Frankreich eine ästhetische und England eine industrielle Macht zu nennen sey, das philosophische Deutschland als literarische Macht bezeichnet werden könne. An die frühere Geschichte der Deutschen Literatur die zu der Minnesängern reichen sich darauf mehrere Ueberfetzungen an, worunter besonders die Scenen aus Goethe's „Jphigenie auf Tauris" dem Verfasser gelungen sind. Alexander Mateiowski, der Verfasser der „Geschichte der Slawischen Gesetzgebung", giebt uns dann einen historischen Ueberblick der Hefsäuter in Polen bis zum 15den Jahrhundert und verspricht in der Folge noch mehrere übrige Monographien aus der Polnischen und Russischen Geschichte. Eine Abhandlung über Chinesische Poesie, die Uebersetzung einer Englischen Novelle, einige Worte über den Deutschen Journalisten Saphir und die Anzeige mehrerer neuerschienener Polnischen Werke schließen das erste Heft dieser, wie man sieht, ziemlich reichhaltig ausgestatteten Zeitschrift.

— Ein alter in die Erde verfenkter Schiff. Eine Englische Zeitung enthält folgende Details über das zu New-Romney in der Nähe von London entdeckte, in die Erde versenkte Schiff: „Nachdem der Schutt weggeräumt worden, ward die Gestalt und die Form des Schiffes, noch ganz deutlich, und man fand, daß es ungefähr 100 Fuß lang und dieruntzwanzig Fuß breit, daß es nur mit einem Maste versehen und nach Art der Griechischen Fahrzeuge gebaut war. Es wurden auf demselben mehrere Schädel von gehörnten Thieren, die man für Antilopen hielt, nebst verschiedenen Menschen- und Thierknochen aufgefunden. Auch entdeckte man mehrere Stücke von Tau, die noch nach Theer rochen. Die Bretter sind so fest und hart, daß sie, wenn man sie mit einer Säge durchschneidet, wie neugefällte Baumstämme erscheinen. Das Ereignis hat bereits die Neugier so rege gemacht, daß die Leute von allen Seiten herbeiströmen, um das Schiff in Augenschein zu nehmen. In einer sehr alten Orts-Chronik, die in diesem Bezirke genau durchgegangen wurde, entdeckte man folgenden in Alt-Englischer Sprache abgefaßten Bericht: „Im Monat Oktober, unter der Regierung König Heinrich's III., im Jahre 1250, entstand auf der See, wo sich eine Flut nach der andreen erhob, ohne von der Ebbe unterbrochen zu werden, auf einmal ein so schrecklich Zischen und Toben, daß man dasselbe weit in das Land hinein vernahm. Hierzu kam, daß das Meer im tiefen Dunkel der Nacht plötzlich in einer lichten Flamme aufzuloderen schien und die Wogen sich so gewaltig gegen einander emporthürmten, daß die Seeleute nicht im Stande waren, ihre Schiffe in Sicherheit zu bringen; um Anderes zu übergehen, erwähnen wir nur, daß in dem Hafen Hueburne, außer mehreren kleinen Fahrzeugen, drei beträchtte Schiffe von den Wellen verschlungen wurden. Und zu Winchilsea riß die Flut sämmtliche Salzlager, Fischerhütten, Werften und Mühlen, gegen dreihundert Häuser in der Stadt nebst mehreren Kirchen gewaltsam mit sich fort." — Dies Ereignis mag wohl nicht unwahrscheinlich die Zeit bezeichnen, wo das kleine aufgefundene Schiff in die Erde versenkt wurde, zumal da der Kanal, an dem es entdeckt ward, in früherer Zeit und selbst bis auf den heutigen Tag, der Hafen genannt wurde."

*) Lutallo da Vicolungo; racconto di Luigi Vigna da Chivasso. Due vo-lumi. Novara, 1835.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Mittwoch den 25. Mai 1836.

England.

Zur Geologie von Europa.

Auf der Königl. Bibliothek zu Paris befindet sich ein Arabisches Manuskript aus dem 13ten Jahrhundert, in welchem sich folgende Lehre findet: „Ich kam eines Tages nach einer sehr großen, zum Erstaunen reich bevölkerten Stadt; ich fragte einen Einwohner, wie alt sie sey? er antwortete: „„Sicher sehr alt, aber wir wissen nicht, wie lange sie existirt.““ Fünfhundert Jahre später kam ich wieder zu der selben Stelle, aber ich sah keine Spur von Stadt mehr. An dem Orte, wo sich einst die Palastmassen drängten, pflügte jetzt ein Bauer wilde Kräuter; diesen fragte ich, wie lange schon die hier gewesene Stadt zerstört sey? „„In der That““, rief er, „„eine seltsame Frage; der Boden hier war niemals anders, als wie Sie ihn jetzt sehen; meine Vorfahren und ich wissen nichts von der angeblichen Stadt.““ Fünfhundert Jahre später besuchte ich abermals dieselbe Stelle, sie war vom Ocean bedeckt; ich fragte die am Ufer siehenden Fischer, seit wie lange das Meer hierher getrungen sey? Wie aus einem Munde riefen sie Alle: „„Kann ein Mensch mit gesundem Menschenverstande so fragen? Dieser Ort hatte niemals eine von der jetzigen verschiedene Gestalt.““ Noch einmal verstrichen fünf Jahrhunderte, und ich begab mich wieder an dieselbe Stelle; sieh! es stand eine Stadt da, weit größer, schöner und volkereicher als die, welche ich vor so vielen Jahrhunderten hier gesehen hatte. Meine Fragen über das Alter aber und das Entstehen der Stadt wurden mit demselben Befremden wie früher aufgenommen.“

Diese Allegorie hat keinen anderen Zweck, als uns in poetischem Lichte zu zeigen, welchen Umwälzungen und Veränderungen die Oberfläche des Erdkörpers preisgegeben ist. Es ist überraschend, wie die kühle Weisheit des orientalischen Dichters im dreizehnten Jahrhundert Phänomene geahnt, die erst in unserer Zeit klar wurden, und durch die geschilderten Veränderungen und die stufenförmige der Zeit, in welchen sie vor sich gehen, fast die Basis vorherzuerklären hat, worauf eine große Abtheilung unserer Geologie beruht, die nämlich, zu untersuchen, welche Zerstörungen, Wechsel und Gestaltungen dem Entwickelungs-Prozesse des vegetabilischen und animalischen Lebens auf unserem Planeten vorher und zur Seite gegangen sind. Die Wissenschaft ist aber in unserer Zeit viel weiter, als zur Zeit jenes Arabers, und braucht sich nicht bei den Bauern und Fischern über die Geschichte ihres Bodens zu erkundigen; sie weiß es den Trümmern desselben, was einst da war, eine Bevorgangenheit zu erklären, die durch Myriaden Jahrhunderte von unserer Gegenwart geschieden ist. Die Geologie stieg in die Gräber der Generationen längst untergegangener organischer Wesen, und brachte es durch vergleichender Unterschungen der Ueberreste und der Stellen, wo sie gefunden wurden, dahin, daß sie mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit die physische und geographische Gestalt der Regionen ermittelt, welche jene Generationen bewohnt haben.

In dieser Beziehung hat sich England durch eine seltene Thätigkeit ausgezeichnet. Die Gründung der geologischen Gesellschaft zu London führte eine neue Aera in den Annalen der Kosmologie herbei. Der Präsident dieses gelehrten Vereins, Charles Lyell, hat es ganz neuerlich unternommen, den jetzigen Zustand dieser Wissenschaft zu beleuchten und die Untersuchungen der Geologen des Continents mit denen seiner Kollegen, der Herren Greenough, Mac-Culloch, Buckland, Conybeare, Mantell, de la Beche*), und Anderer zu vergleichen. Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, in diesem Artikel einige der von Herrn Lyell vorgetragenen Meinungen, und besonders Thatsachen, anzuzeigen, welche höchst überraschend und noch am wenigsten bekannt sind.

Als Grund-Maxime stellt dieser Gelehrte den Satz auf, daß die Zeit der Schöpfung aller geologischen Probleme ist. Gestatter man dem Geologen nur, für die Kräfte der Natur, die wir noch vor unseren Augen wirken sehen, eine eben so unbeschränkte Zeit der Wirksamkeit für die Vergangenheit als für die Zukunft anzunehmen, so hat er auch keinen Deus ex machina mehr nöthig, d. h. er würde Umstürzungen der Erd-Rinde, keine Sündfluthen, Kometenstöße u. dgl. zu Hülfe rufen müssen, um die Wissenschaft aus ihrer Verlegenheit zu ziehen. Wenn man die zahllosen Versteinerungen von Wesen betrachtet, die selber gelebt und wirkig an den Orten, wo man sie entdeckt, den Tod gefunden haben: so muß die Geologie den Grundsatz beständigen, daß wenn auch der Mensch auf dieser Welt neu, doch die Welt selbst sehr alt ist.

Indessen muß man eingestehen, die Geologie hat ihre Theorien noch nicht ganz von Hypothesen gereinigt. Herr Lyell liefert eine, die mehr das Resultat etwas gezwungener Analogieen, als das Produkt eines ruhigen Schlußraisonnements zu seyn scheint. Er sagt: „Ist die Meinung zulässig, daß die einfachen Ueberginge von Meer in Land und Land in Meer, durch die Veränderung der Lage der Erde und der Meere, jene außerordentlichen Variationen von Hitze und Kälte auf der Oberfläche des Erdballes hervorbringen konnten? Ja!“ Wenn man, meint er, annimmt, daß solcher Situations-Wechsel zwischen Kontinenten und Meeren in der vergangenen Zeit stattgefunden habe, so wird man sich ohne Schwierigkeit die Erscheinung erklären können, daß in und an unseren Nordischen Bergen und unsern Pflanzen und Thiere aus den tropischen Zonen in verschiedenen Niveressen sich finden; eben so, wie die gigantischen Iguanodons, Eidechsen von 80 Fuß Länge, in den Wältern von Sussex, eher wie die sonderbaren Ichthyosaurus (Fisch-Eidechsen) an den Küsten von Dorset sich ausfinden. Daraus wird es klar, wie in unseren Nordmeeren, wo jetzt der Wallfisch haust, Korallenriffe gefunden werden können; oder wie die großen Schildkröten ihre Eier in brennenden Sand legen konnten, wo jetzt auf Eisbergen der Bär und die Seehunde lagern.

Aus einem Zusammentreffen mehrerer geologischen Wahrnehmungen, z. B. daß keine große vierfüßige Thiere gefunden werden, daß die fossilen Pflanzen alle einen insularischen Charakter haben, geht deutlich hervor, daß das nördliche Europa von einem großen Ocean bedeckt war, der zahlreiche Inseln hatte, und der mit seinen Vulkanen und Korallen-Inseln ganz dem Indo-Japanischen Archipel gleich kam. Die üppige Vegetation, bezeichnet durch die Verbindung der großen Feuchtigkeit mit der großen Hitze, gab einer Steinkohlenart die Entstehung, welche später durch vulkanische Revolutionen vorgeboren wurde*).

Je mehr sich der Geolog von dieser Periode entfernt und sich jüngerer Zeit nähert, desto mehr findet er eine allmälige Zunahme in der Zahl der Thiere und Pflanzen, die unser jetziges Klima erhalten konnte. Dies ist die Aera der Erdlagen, wo sich festere Erdmassen in unserer Breite sammelten, was vielleicht mit dem Verschwinden des Landes, das unter der Linie selbst, zusammenhängt. Diese Zeit eröffnet die Aräre von Erscheinungen, durch welche endlich das heutige Europa seine Form empfangen hat. Die Britanischen Inseln, mit Ausschluß der Kalkbecken in der Umgegend Londons, der Insel Wight und Norfolks, haben sich schon in ihrer Totalität über den Wasserspiegel erhoben. Ein Drittel Frankreichs stand noch unterm Wasser; Italien hatte noch nichts, als einen langen und schmalen Kamm von peninsularischen Gebirgen; die Türkei und Griechenland im Süden der Donau waren trocken, und ein langes, hohes Plateau breitete sich von den Gegenden durch Mittel-Germanien, Böhmen, Nord-Ungarn aus und erreichte vielleicht die Balkan. In den Flächen dieser Höhen lag ein Raum von Nord-Europa und Nord-Asien noch in den Fluthen begraben. Unterirdische Bewegungen drängten dann diese Niederungen über die Oberfläche des Wassers hinaus und erhöhten zugleich die schon trocknen Theile. Gewiß ist's, daß in dieser Zeit die Alpen einen Höhenzuwachs von zwei bis dreitausend Fuß erlangten; auch die Pyrenäen und der Jura haben damals ihre gegenwärtigen Höhen noch nicht erreicht gehabt. Also berechtigt zu der Annahme, daß diese Empordringen des Bodens einerseits die Tiefen des Oceans bedeutend verändert und andererseits den klimatischen Wechsel unseres Weltheils bewirkt habe.

Wir kommen jetzt zu einer der wichtigsten Fragen der Geologie. Diese forscht beständig nach Umwälzungen, Veränderungen, Erhebungen und Versenkungen der Erde und des Wassers, sucht nach und nach, bald plötzlich vor sich gehen; sie hat auch das Recht, so zu sprechen, denn wir können auf unserer Welt keinen Schritt thun, ohne auf die handgreiflichsten Merkmale und unwiderleglichen Zeugnisse jener Revolutionen zu stoßen. Allein, wo hat die Gewalt, welche solche Resultate hervorbringt, ihren Sitz und ihre Kraft? Darüber ist bis jetzt Nichts gesagt, es wäre die Hitze im Mittelpunkte der Erdkugel; der Andere findet in der Astronomie die Quelle jener Kraft; wieder Andere rufen chemische Einflüsse zu Hülfe, und Andere endlich die Elektrizität. Unter den vielen Hypothesen, welche darüber von Astronomen, Chemikern, Mineralogen und Zoologen aufgestellt worden, ist die der Letztern bedeutend seltsam. Nach ihnen ist die Erde ein großes, lebendes

*) Die unter dem Titel „How to observe“ von De la Beche herausgegebene sehr schätzbare und auch dem Laien verständliche Anleitung zu geologischen Beobachtungen ist so eben in einer Deutschen Uebersetzung (von Dr. Reubold) mit 130 Holzschnitten bei Veit und Comp. in Berlin erschienen.

*) Daß die Steinkohle vegetabilischen und animalischen Ursprungs ist, wird jetzt nicht mehr bezweifelt; die vielen Gagaten von Seemuscheln und Thieren, besonders Fischen und Muscheln, die man in den Steinkohlengruben antrifft, werden dies schon beweisen, wenn nicht chemische Scheidung organischer Substanzen in der Kohlenbildung entschieden hätte. Schwerer ist zu erklären, wodurch die organischen Körper in Steinkohle übergingen. Man nimmt mit Werner an, daß es durch Schwefelsäure geschieht.

Digitized by Google

thier, dessen Nasenlöcher wie Vulkane, dessen Blut wie Lava und dessen Pulsschläge wie Erdbeben nennen. Der weiße Geolog hält sich nicht mit solchen Träumereien auf; er würdigt die kosmologischen und dynamischen Kräfte nach ihren Wirkungen. Diese Wirkungen thun dar, daß jene Kräfte unterirdisch und von ungeheurer Gewalt sind; ihnen ist es zuzuschreiben, daß das Schichtlager des Ocean sich, bald durch plötzlichen Stoß bald durch allmäligen Antrieb, erhoben; daß die Bergketten zu solcher ungeheuren Höhe getrieben, und daß Riesenfelsen entwurzelt, zerschellt und von der Stelle getrieben wurden. Diese Kraft ist es auch, welche vulkanische Verheerungen, heißen Quellen und periodische Irruption, oder besser Injection, von unermeßlichen Granit- und Porphyrdamen die Entstehung giebt, welche sich oft durch höhrer Schichten mit unwiderstehlicher Gewalt Bahn brechen. Man stimmt auch darin überein, daß die Hitze die vorzüglichste Arbeiterin dieser Kraft ist. Die Hitze hat die Rinde unseres Planeten gebürtet, die feuchte glühende Lava unter dem Vulkan, sie macht heiße Quellen, sprudelnden und glühender Dünste ausbauchen. Je tiefer man in die Minen steigt, desto mehr nimmt man eine Zunahme der Wärme wahr, und überall endlich bemerkt man die von der Hitze bewirkten Spreizungen der Felsen.

Von diesem Punkte läuft das Feld der Meinungs-Streitigkeiten in der geologischen Wissenschaft aus. Es ist eine Feuerkraft im Schooße des Globus, wohl! aber welche Ursache bedingt ihr Daseyn, und welchen Begriff haben wir uns überhaupt vom Innern der Erde zu machen? Davy, der Verfasser der Theorie der Chemie, meint, der Kern der Erde sey durch sehr brennender Metalle gebildet, wie etwa diejenigen, welche durch das Oxidiren der Potasche erzeugen. Diese Metalle, brennende Kraft, wie wir täglich sehen, von unten aufsteigt steckt, so darf man nicht leicht behaupten, daß vulkanische Eruptionen durch die Luft, oder das Wasser, die sich naturwidrig in den Abgrund des Feuers stürzen, erzeugt werden. Die Hypothese Davy's ist deinnoch von den größten Gelehrten in Schutz genommen worden, z. B. von Ampère und Dulong. Andere Gelehrte nehmen an, daß die Innern der Erde noch vollkommen flüssig und von einer glühendern Temperatur sey; daß diese Hitze aber durch das Ausbauchen der Wärme durch Vulkane und heiße Quellen abgekühlt wurde; daß die allmälige Abkühlung des Innern eine Verkleinerung im Umfange des Globus und mehrere andere Phänomene bewirkt. Diese ist die berühmte Theorie vom Centralfeuer, welche so bereit den Beifall vieler ausgezeichneter Gelehrten, namentlich von Cordier und anderen Geologen, mit mehr philosophischem Geiste und durch eine Reihe von Thatsachen gestützt, wieder aufgenommen wurde. Herr Lyell neigt sich zu einem ganz entgegengesetzten Systeme hin. Er nimmt an, daß unter der Oberfläche der Erde elektro-magnetische Ströme in schnellem Umlaufe sich befinden, und von denen rühren alle Phänomene von Hitze u. dgl. her.

Berlassen wir jetzt diese kosmogonischen Betrachtungen, welche eher der Roman der Wissenschaft, als ihre Geschichte genannt werden können, und wenden wir uns zu den positiveren Grundsätzen der Experimentalgeologie. Herr Lyell theilt die Naturkräfte, wodurch nach ihm die geologischen Veränderungen hervorgebracht entstehen, in drei Hauptklassen; in die Wasserkraft und in die Feuerkraft. Seinen Versuchen, durch diese Eintheilung die Naturerscheinungen zu erklären, entsprechen wir ein merkwürdiges Beispiel.

Zu den größten geologischen Gebrauchsstoffen gehört das Daseyn der Granit-, Porphyr-, Grünstein- und anderer darinen festzustellenden Steine, die sich in ungeheuren Klagen und Massen in nördlichen Europa's finden, in den Thälern des Po sowohl, als in denen der Donau. Die Hypothesenmacher werden noch vollends dadurch in Verzweiflung gebracht, daß man gewöhnlich findet, daß diese Blöcke, welche man in der geologischen Sprache Blocs erratiques (Geschiebe) nennt, nur von Urgebirgen hervorkommen, welche oder von dem Lager der Welt durch ein weites Thal oder einen Meer-Arm getrennt sind. Nach Lyell's scharfsinniger Meinung ist es das Eis, welches diese zerstreuten Blöcke in Bewegung erhält. In Gebirgs-Gegenden und den nördlichen Reichen ist es nichts Ungewöhnliches, daß große Steinmassen durch Wasser fortgetrieben werden; im Lande hängt sich Eis an die Steine und macht sie noch leichter schwimmbar. Die Gletscher, welche durch den höchsten Alpen-Schnee sich am Fuße der Berge sammeln und oft mitten in grünen Thälern gefunden werden, und deren Durchmesser von 80 bis 600 Fuß wechselt, sind meist mit Sand und großen Steinen bedeckt, die sich von den nahen Gebirgen ablösen. Die Steine rollen dann von den Gletschern herab, sammeln sich um die Wurzel derselben und erzeugen jene Abdachungen, welche man in der Schweiz moraines nennt. In kälteren Gegenden erhalten sich die Gletscher in den Thälern länger und werden oft durch reissende Flüsse bis an's Meer getrieben. Hier derselben die Wellen ihre Steine und lösen von den moraines große Stücke ab, die von den Meeres-Strömungen in weite Entfernungen getragen werden. So hat Scoresby, der Verfasser, in einem Raume von 25 Lieues mehr als 300 solcher Eisberge, die sich einen die 200 Fuß über die Meeresfläche erhoben und in ihrem Umfange von einigen die zu 1000 Metres variirten. Viele derselben waren mit dicken Lagern von Stein und Sand bedeckt, und manche hatten ganze Schichten von Felsfleinen, die nicht weniger als 30 bis 100 Tonnen wiegen konnten. Sobald das Eis schmilzt, fallen die moraines auf den Meeresgrund; und so erklärt sich's, wie man in Meerestiefen und Thälern Blöcke von ganz fremden Felsen finden kann. Es ist übrigens gewiß, daß man solche Eisberge schon von der Baffins-Bai bis zu den Azoren, und vom Südpol bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung hat schwimmen sehen.

Die Veränderungen, welche durch das Wasser-Element hervorgebracht werden, genau zu betrachten, ist für die forsalen Wohlthaten von höchster Wichtigkeit, namentlich wegen des Einflusses der artesischen Brunnen. Diese sind nach Lyell's richtiger Ansicht nichts als künstliche Quellen, die sich durch dieselben Ursachen erhalten, die den natürlichen Quellen Nahrung geben. Wenn man diese Brunnen vermehren will, darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß die an tiefern Stellen gebohrten den Quellen höherer Stellen eben so viel Wasser entziehen, als sie einem unterirdischen Wasserbehälter entziehen werden. Die Quellen, aus welchen die kleinen Flüsse von Windsieser, Surren und Esser ihr Wasser zugeführt bekommen, entspringen aus den Gewässern, die zwischen der Kreide- und Thonschicht um London sprudeln; in dem Maaße nun, als nach diesen Oeffnungen ihn Wasser-Quantitäten gezogen werden, vermindert sich die Quantität, welche die Wasserbehälter auf der andern Seite liefern können. Daher sind die Flüsse von Mühlen und Wiesen vorzüglich dabei interessirt, daß die Zahl der artesischen Brunnen nicht vermehrt, und das Wasser, welches die Fruchtbarkeit und den Werth ihrer Grundstücke bedingt, nach anderen Orten geleitet werde.

Ueber die Feuerkräfte, die in der Geologie eine so große Rolle spielen, spricht Herr Lyell ausführlich; wir leben Folgendes daraus. Die Vulkane und Erdbeben sind die vorzüglichsten Instrumente, deren sich die Natur bedient, um die Gestalt der Oberfläche der Erde zu verändern. Nach allen Richtungen hin laufen auf unserem Planeten Erdstriche, die dem Einflusse vulkanischer Explosionen ausgesetzt sind, und mehr oder minder den Erschütterungen durch Erdbeben. Eine Reihe von Erdspaltungen zieht sich von Nord an, wie sich die unterirdische Kraft, sie breite wie sie wolle, Bahn zu brechen weiß. Die merkwürdigste Wirkung dieser Kraft zeigt sich auf der Bergkette der Anden in Amerika. Sie durchschneidet die neue Welt nach ihrer ganzen Länge vom Süden nach dem Norden, vom Feuerlande bis Kalifornien, sogar bis zur Inselgruppe der Aleuten, wo sie sich mit einer untern Reihe von vulkanischen Oeffnungen verbindet, die sich im Kamtschatka läuft. Eine andere Reihe von Vulkanen von Molucken, nach Java und Sumatra läuft. Eben so ist der Stille Ocean fast ganz von einer vulkanischen Landkette umgürtet, während sich in der Mitte seiner Gewässer zahlreiche Korallen-Inseln erheben, die durch ihre kreisförmige Gestalt deutlich anzeigen, daß sie einen alten, jetzt von den Wogen verschlungenen Krater bedecken.

Wenden wir uns hier uns, wie die thätigsten Zonen bewohnen, zeigt sich eine noch nähere vulkanische Region, es ist die, welche vom Oriente nach dem Occidente, vom Kaspischen Meere bis zu den Azoren, durch Griechenland, das südliche Italien, Sicilien, das südliche Spanien und Portugal geht. Diese Region bietet folgende Eigenthümlichkeit dar: sie hat eine Central-Linie, in welcher die Erschütterungen sehr stark sind; auf beiden Seiten sind diese linie Band-Reihen, von die Erschütterungen zwar vorkommen, allein bedeutend gemäßigter. Außer diesen Distrikten findet man noch andere, wo sich die Erdbewegungen noch erhalten haben, die nach öfterer Wiederholung bedeutende Veränderungen bervorbringen; und endlich ist jedes Land mehr oder weniger leichten Stößen der Erde bloßgestellt, die aber oft ganz unfühlbar sind.

Ueber die Natur und den Charakter der Erdbeben sind die Geologen jetzt fast einig, daß sie die Folge von heftigen Stößen, zuweilen wirbelnden Schwingungen in den Erdschichten sind. Wahrscheinlich ist die Neigung der Hitze, sich auszudehnen, der Hauptgrund der Spaltung, welche die Erdbeben oft unter heftigen Stößen begleiten.*) Die Natur der Erdbeben hängt genau mit der Natur der Vulkane zusammen. Die glühende Substanz des Centralfeuers hat sich jetzt in viele Herde zusammengezogen, die ohne Zweifel mit einander in Verbindung stehen und gewissermaßen die Funktion eines schützenden Ableitungsmittels gegen den Ausbrudrungstrieb des innern allgemeinen Heerdes ausüben. Daher stehen wir den Vulkan zu Jschia im vollkommenen Zustande der Ruhe, seitdem der Berg in permanenter Thätigkeit ist. Wahrscheinlich hängen sie mit einander sowohl, als mit dem innern Heerde, durch eine große Tiefe zusammen. So sind vom 13ten bis 17ten Jahrhundert Klein-Asien und Syrien ganz von Erdbeben verschont gewesen, während der Aetzkopf und das südliche Italien schrecklich von ihnen litten; seitdem hat sich diese Verhältniß umgekehrt. Jene Regionen leiden jetzt häufig, während Kleine und West-Asien täglich erschüttert werden. Nach diesen Erscheinungen kann man also schließen, daß Syrien und Süd-Italien in unterirdischer Communication stehen und die Thätigkeit der einen Stelle die Thätigkeit der andern aufhebt.

Wie können nicht leugnen, daß durch die deutsche Erscheinung der Vulkane, warmer Quellen, Erdbeben und Erdbeben-Ausschleuderung die innern Hitze der Erde zeigt; jede Unterbrechung ihrer Functionen kann die größten Verheerungen anrichten, und wahrscheinlich haben wir ihrer langsam fortdauernden Thätigkeit es zu danken, daß die Oberfläche der Erde jetzt wohig ist.

In Neapel und in der Umgegend kann der Bauwerker der Natur am besten die vulkanische Natur studiren. Auf einem kleinen Raume befinden sich der Besuv, Stromboli und der Aetna, und um die Geschichte ihrer Wirkungen im Alterthume zu studiren, haben wir zugleich das auf seinem Schutte wieder auferstandene Pompeji, Herculanum und Stabiae.

Campanien vorzüglich liefert der Geologie die reichsten Schätze. Es bietet dem Forscher vorzüglich der auffallendsten Veränderungen und Erschütterungen dar. Zweimal ist Jschia durch schreckliche Konvulsionen entvölkert worden, und zweimal lockte seine Fruchtbarkeit neue Völker hin, während sich auf den Abhängen des Besuv immer neue Bewohner inmitten der Lavaströme festsetzen, die ihre Bergänger verschlungen haben.

In den übrerschreckenden Phänomenen der vulkanischen Thätigkeit gehört wohl die plötzliche Entstehung einer ephemeren Insel an der Küste Siciliens im Juli 1831, und zwar auf einer Meeres-Höhe, der Capitain Smith mehr als 100 Klafter tief fand. Nach drei Wochen langen vulkanischen Ausbrüchen kam nun jene Insel zum Vorschein, die 3000 Fuß im Umfang, 200 Fuß Höhe über der Meeresfläche und einen Krater im Mittelpunkte hatte. Schaaren von Naturforschern und Neugierigen ergossen sich, nach dem Ausbrechen der Eruptionen, auf die

*) Unter Erdbeben und Vulkane besitzen wir eine sehr lehrreiche Abhandlung von Kries seine gekrönte Preisschrift. Der Titel ist: Von den Ursachen der Erdbeben. Leipzig, 1826.

Digitized by Google

junge Insel; Engländer, Franzosen und Italiäner bestritten sich, ihre Nationalfahnen darauf zu pflanzen, und die Insel erhielt nicht weniger als sieben Namen. Drei Monate nachher fand sie wieder in die Tiefe zurück und hinterließ nichts als einen gefährlichen Riff von schwärzlichen Felsen, welcher ohne Zweifel die Spitze einer Lavabank ist.

Unsre Kontinent, den man gewöhnlich „festes Land" nennt, ist nichts weniger als dieses, es unterliegt vielmehr der größten Bewegsichkeit. Herr Lyell wollte einen vollständigen Katalog der Erdbeben liefern; es wäre seine Lebhandlung aber hierdurch zu einem bloßen Wörterbuch geworden, und er entsagte daher der Absicht. Er weist aber nach, daß in jedem Monate mehrere Erdbeben vorkommen.

Keines war schrecklicher als das im Jahr 1783 in Calabrien; eine große Zahl von Städten wurde vernichtet, und fast die ganze Bevölkerung fand ihr Grab im Schutte. 40,000 Menschen verloren so ihr Leben, und später sammelte man noch 20,000 Leichen an den Ufern von See, die sich durch das Erdbeben gelöstet hatten und giftige Dunstströme ausdunsteten. Das schrecklichste Ereignis war der Tod des Fürsten von Scilla und seiner sämmtlichen Leute, 1430 Menschen, die sich auf einen Felsen geflüchtet hatten. Eine gewaltige Welle stieg aus dem Meere, warf sich gerade auf jenen Felsen und verschlang den alten Fürsten und Alle, die um ihn waren. Dolomieu erzählt rührend, wie das Land ausgesehen, welches er kurz nach dieser Verwüstung besuchte. Nachdem er uns ein Bild des Schreckens gezeichnet, sagt er hinzu: „Ich sprach Personen, die seit fünf Tagen lang unter den Trümmern vergraben waren; sie sagten mir Alle, daß unter den körperlichen Schmerzen der Durst am unerträglichsten war, und daß ihre moralischen Leiden durch den Gedanken vermehrt wurden, daß ihre Freunde sie im Stiche ließen."

Diese Wirkungen des Feuers und des Wassers lassen aber keine solche bleibende Spuren zurück als die Versteinerungen, die man in tausend Gestalten in den Felsen findet. Diese Versteinerungen sind zugleich für das Alter der Felsen das unteilglichste Zeugnis. So findet man in den obersten Lagen der Felsen Land- und Seethiere, die denen gleich sind, welche jetzt in der Nähe leben. Eine Schichte tiefer findet man weniger Thiere, die mit den heutigen in der Umgegend analog sind, aber eine größere Zahl treter, die nicht mehr existieren. Endlich in der tiefsten Schichte trifft man Geschöpfe, die ganz unbekannt sind.

Die Säugethiere und Reptilen haben eine zu kleine Anzahl von Gerippen zurückgelassen, um durch sie das Alter der Stellen zu bestimmen, wo sie sich finden; eben so Fische und Pflanzen. Die sogenannten Zoophyten, wie die Korallen u. dgl., sind zwar in großer Zahl vorhanden, sind aber der Geologie von geringerem Nutzen, als man die tropischen Meere genauer kennt, worin so viele noch unbekannte Thiere leben. Hingegen kann man die Muschelthiere die wahren Medaillen der Vorzeit nennen. Da es nun Schaalthiere giebt, die auf dem Lande, andere, die im süßen Wasser, und wieder andere, die nur im Meere leben, so kann man leicht unterscheiden, welchen Ursprung ihre Gegenwart in den Felsen gewähren kann.

Es ist vielleicht zum Erstaunen, aber es ist genau begläubigt, daß man nur in den jüngsten Schichten bisher gegen 3000 Gattungen von versteinerten Muscheln gefunden hat. Herr Lyell hat eine Classifikation der verschiedenen Felsen, welche versteinerte Muscheln haben, nach dem Verhältnisse der Muschelthiere, die noch im Meer und in Flüssen leben, und dem Verhältnisse derer, welche nirgends mehr leben. Die jüngsten Schichten haben 90 bis 95 gegen 100, die noch auf unserer Erde anzutreffen sind, während die ältesten Schichten nur 3, höchstens 4 gegen 100 lebende haben. Man fand in den ältesten Schichten streitbaupt nur 17 Gattungen, und davon gehören 12 zu den Nautiungen der lebenden.

In der Beobachtung der übrigen Thier-Versteinerungen blieb man aber auch nicht müßig. Die merkwürdigsten Beobachtungen hat man in Bal di Noto beim Aetna gemacht. Mehrere tausend Fuß über die heutigen Steinbrüche der Umwohner erhebt sich eine ein Kalkboden, der durchzogen von Lava und Bimsstein ist, und dieser enthält wenigstens 216 Gattungen von Fischen und Muschelthieren, mit den Gattungen, welche, die noch im Mittelländischen Meere leben. Und doch sind Myriaden von Jahren nöthig, um die Schichten vulkanischer Asche über den Schichten der Muscheln zu bilden. Man findet auch daselbst vulkanischen Stein, der ganz von Korallen überzogen ist, und es ist gewiß, daß eine Erd-Revolution diese Massen aus dem Meere gewesen und der Aetna immerfort seinen brennenden Inhalt darauf abgelagert hat.

Das Studium der Fossilien ist so umfassend, und seine Anwendung so positiv und einleuchtend, daß alle Zweige dieser Wissenschaft eine gleiche Beachtung verdienen. So sind die Coprolithen oder Kuhweise von Thieren sehr wichtig, weil man durch sie, in Ermangelung von Knochen, auf die Eingeweide der Thiere und ihre Nahrung schließen kann.

Dem Herrn Louis Agassiz, Professer der Naturgeschichte zu Neuchatel, ist die Geologie von neuem Dank schuldig für die wichtige Entdeckung über die wahren Merkmale der zahlreichen Familien der Fische, welche Entdeckung nun auf die versteinerten Fische sich anwenden läßt. Herr Agassiz findet die unterscheidenden Merkmale in den Schuppen und klassifiziert durch dieses Mittel die Wesen, deren Chaos selbst Cuvier nicht aufzuklären vermochte. Man kann sich übrigens einen Begriff von der Wichtigkeit des Studiums der versteinerten Fische machen, wenn man erfährt, daß sie an gewissen Orten, z. B. in Saarbrück, in Mansfeld noch so gut erhalten sind, daß die Kiemenkapsel noch deutlich zu sehen ist. An anderen Orten findet man den Magen und seine Abendeckel noch vollständig, ja auf dem Berg Bolca unterscheidet man sogar die dünnen Blättchen der Kiefern.

Die Herren Mantell und Kitten haben durch ihre neuesten Untersuchungen in Hastings und Weald obige Konjekturen bestätigt. Sie haben unter vielen anderen Thieren 5 Eidechsen-Arten gefunden, die 30 bis 60 Fuß lang sind. Die letzte Gattung, der Herr Mantell entdeckt hat, nannte er Iguanedon; er ist ein riesenhaftes Thier und nährte sich von Palmen-Aesten und Farrenkraut; seine abgenutzten Zähne bezeugten den Appetit, mit welchem es begabt war.

Wir wollen Herrn Lyell nicht weiter in seinen Untersuchungen über die Urselten folgen; wie wollen nur noch ein Wort über den Charakter dieser Untersuchungen und ihre philosophischen Folgen sagen. Man kann übe tadeln, daß er zum Prinzipe macht, die Ursachen der heutigen geologischen Operationen hätten gleichermeise von Ewigkeit her gewaltet. Zugwischen darf man sich fragen, ist es nicht antiphilosophisch, zu leugnen, daß man zwischen die Szenen eines Anfangs und Ursprungs der Dinge fände? In den Augen des erhabenen und ewigen Schöpfers sind die Myriaden von Jahrhunderten, die Herr Lyell für die fortschreitende Formation braucht, weniger als ein Tag. Wir glauben nicht, daß Wunderthat und der Allmacht Gesetz zu nahe zu treten, wenn wir behaupten, daß er Welten voller Wunder auf- und untergehen läßt; daß es Planeten giebt, die ganz das Schicksal ihrer Bewohner theilen; der Einzelne kann unterge hen, aber das Geschlecht ist unsterblich! (Q. R.)

Rußland.

Die Russen am Balkan.

(Fortsetzung.)

In unserer Batterie war es plötzlich lebhaft. Ich erblickte vom rechten Flügel kommend unseren ersten Brigade-Befehlshaber, den Oberslten S—. Es ist nicht zu beschreiben, wie verwandelt es im Augenblick der Gefahr ist, einem stillen, durch nichts zu erschütternden Gleichmuth zu begegnen! Wenn man diesen ehrwürdigen Veteran mit seinem weißen Haar und seinem Gesicht ansah, wie er lächelnd und kaltblütig in der Batterie umhergieng, während Kanonenkugeln und Granaten, in und vor der Erde schlugen, ihn mit Kalken und Gras bedeckten, wer sagte es da wohl, kleinmüthig zu sein? Der Oberst kam zu mir, nahm mich zutraulich bei der Hand und sagte mit lächelnd:

„Es scheint, die Herren Türken haben heute beschlossen, sich an unserer Brigade wegen Razgra und Varna zu rächen."

In diesem Augenblick schlug eine Kugel mit furchtbarem Sausen zu den Füßen des alten Bombardiers Karpeff nieder, und der Unglückliche rollte dahin, wo der Oberst stand. Man lief nach einer Bahre.

„Es ist nichts, Potapeff!" sagte der Brigade-Befehlshabe, indem er dem Verwundeten die Uniform auszog. „Wir wollen Dich pflegen; Du wirst am Leben bleiben." . . . .

„Ohne Beine ist schlecht leben, gnädigster Herr!" antwortete der Sterbende mit schwacher Stimme; „ich bin dem Feuerwerker 3 Rubel schuldig . . . . von meinem Testial-Gehalt . . . . Was übrig bleibt, zu den Kirchengeldern . . . ."

Der alte Bombardier, der bis zum letzten Augenblick seines Lebens die Pflichten der Rechtlichkeit und des Christen zu vereinigen wußte, starb ohne einen Anglaut zu den Armen seines guten Obersten; nur ein krampfhaftes Zucken verstümmelte den qualvollen Tod des echten Russischen Soldaten.

Unterdessen sind die Bruchwehr der feindlichen Verschanzungen von Stunde zu Stunde immer mehr in Trümmer. Unsere Batterie verstärkte ihr Feuer, und plötzlich, ganz unerwartet Weise, auf dem linken Flügel das Zeichen zum Rückzug gegeben ward. Wir befolgten es in voller Ordnung.

Schon war es Abend geworden. Die Batterie zog langsam durch einen dichten Wald; die glühenden Kanonen dauchten noch das Pulver-Gas aus; drei Züge hatten keine Offiziere; wovon, auf der Spitze, fehlten nicht Feuerwerker, doch das meiste Mehr der nachgebliebenen Krieger ersetzte die Lücken. Die Batterie machte Halt in einer ebenen und dreiten Schlucht, wo sich schon am Morgen die Regiments- und Batterie-Equipagen mit Binden und Lanzetten eingefunden hatten, und sich auch die Wagenpark befand. Rechts sah man Soldaten-Zelte zwischen einzelnen Gebüschen; es war der Uebergangspunkt, das Hauptquartier des Generals. Feindlichen Ueberganges vom türkischen Ufer zum stillen feindzeitigen Tode, die Heimath der Qualen und Seufzer. Noch mehr rechts sah man mit seicher Erde bewerfene Hügel, und zwei, drei Soldaten bald hinten und aus zwei unbedeckten Stäben eine Art Kreuze auf dieselben setzen: es war ein Gottesacker ohne Zuschriften.

Lange weilten meine Blicke auf den Uebergangspunkt und dem Gottesacker, unwillkürlich an T— eff denkend; zuletzt nährte ich mich dem Punkte selbst. Dort erblickte ich T—eff's Denschtschik (Bursche) ganz sorglos vor einem Zelt sitzend.

„Nikolai Petrowitsch ist nur verwundet", antwortete mir dieser auf meine Frage nach seinem Herrn; „seinen Bruder Alexander aber haben sie heute früh begraben . . ."

Ich eilte ins Zelt und mein Blut erstarrte. Auf einem schmalen Bett lag der Todte in einem schrecklichen Zustande; der Leichnam war in dem Augenblick erkalter, wo er sich in die Finger der rechten Hand biß, und mit der linken den Verband von einer furchtbaren Wunde losriß; der eine Fuß war bis zum Knie hinunterge gen und der andere hatte sich seit an die Bettstelle gestammert; die Bettdecke lag auf der Diele, das zerrissene Hemd bedeckte nur eine Schulter. Die krampfhaften Verzerrungen des Gesichtes und des ganzen Körpers waren als Spuren unbeschreiblicher Qualen zurückgeblieben. So fand ich meinen unglücklichen T— eff.

Wie ich aus dem Zelt hinauskam, weiß ich nicht. Der Denschtschick ward verhört und sagte endlich aus, daß er den ganzen Tag vom Zelt nicht weggegangen sey, und nichts gehört habe, als leises Stöhnen.

Nach einer Stunde lag der Hingeschiedene am Rande eines soeben ausgehöhlten Grabes. Der Geistliche las die Todtenmesse. Offiziere wickelten den Leichnam in einen weiten Filzmantel und ließen ihn vorsichtig in die nicht tiefe Grube hinunter. Dumpf rollten Erdschollen ihm nach. Ich weinte.

Es fing an zu dämmern. Weithin zogen sich die Töne des letzten

Digitized by Google

Abend-Zapfenstreich. Artilleristen und Infanteristen sahen sich nach Nachtlager um: Einige eilten mit ihren Wasserflaschen nach Wasser, Andere suchten sich Reisig und machten Feuer an. Das Rufen der Dejour-Offiziere und Feuerwerker, das Gewieher der Pferde, das Klirren der Säbel, — Alles tönte und lärmte in meinen Ohren. Es ward mir schwer, mich vom Gottesacker und vom frühzeitigen Grabe meines besten Freundes loszureißen. Ewiger Friede Deiner Asche, tapferer oder Kaiserer! Die Artilleristen, die sich noch des Ueberganges über den Kamschtschik erinnern, werden gewiß mit mir das schmerzliche Gefühl für einen Kameraden theilen, der so unbemerkt ein noch so junges Leben endigte, ein Leben, zerrissen von denselben weichen Händchen, die ihm einst feurige Ede ewiger Liebe hinschrieben.

In der Nacht verließ der Feind seine Verschanzungen und mit Tagesanbruch zog unser Heer wieder in dieselben in vollem Trabe wieder auf der Straße nach Derwisch-Dschewan. Länge dem Ufer des Kamschtschik galoppirend, konnten wir noch sehen, wie die letzten Haufen der muthlosen Türken davon liefen und ihre Pferde, Kameele und Esel sattelten und bepackten. Die Batterie wandte rasch über Feunte und sudre das Geschütz vor. Schon entfernten sich die Jäger am sandigen Ufer und warfen sich, die Patronentaschen mit den Zähnen auf dem Nacken festhaltend, ins Wasser. Auf Befehl des Corps-Commandeurs mußte ich mit 6 Artilleristen über den Kamschtschik setzen und sogleich die vom Feinde in den Verschanzungen hinterlassenen Vorräthe von Geschütz und Munition aufschreiben. Wir schwammen hinter den Jägern der und nach einigen Minuten war die schwierige Verfolgung von unseren Kameraden wieder Verschwemmt besetzt. Bei jedem Ausgange, bei jedem Kellerchen, auf dem Wall und auf den Parapets scheinten unsere Schützenschen unter in der prächtigen Uniform der Natur, aber mit Kaiserlichen Gewehren und Banderieren über den Schultern. Andere, in eben diesem unzugzwungenen und reizenden Anzuge, sahen in den Embrasuren und auf Bäumen, und wieder Andere, welche sich verbrüdert, saßen, umarmten sich über einander lustig. Rusmerksame Beobachter der Menschheit, die gewünscht hätten, uns in Bezug auf Kultur und Rang kennen zu lernen, würden sich in großer Verlegenheit befunden haben. Die Uniformen jeichneten sich bei dieser merkwürdigen Gelegenheit durch Schirme an ihren Militairmützen aus.

Malgatrische, Mestdatische und Oberhaupt alle Dörfer mit Bewohnern Griechischer Religion, lagen längs dem ganzen rechten Ufer des Kamschtschik bis zum Fuße des Balkan zerstreut. Eine drückende Leibeigenschaft und die schwerlastende Pflicht, einige Monate lang unzählbare Haufen wilder Muselmänner zu ernähren, hatte sie zur äußersten Verzweiflung gebracht. Sie warteten nur auf eine Gelegenheit, sich von ihren Bedrückern zu befreien. Die Stunde der Erlösung war gekommen. Kaum hatte unser schwimmendes Detachement das rechte Ufer nahe bei Derwisch-Dschewan besetzt, als ganze Familien von Christen, aufgebracht gegen die Türken, freudig uns, ihren Glaubensgenossen, mit Salz und Wein entgegen eilten. Was konnten wir aber thun? Diese unglücklichen Familien verlangten Beschützung und Gerechtigkeit, Greisen und Weibern, — und wie hatten nicht einmal Handschuhe, um die ersten uns ehrerbietigen Damen den Ostomanischen Reichs, wie es sich für wohlerzogene Leute und Repräsentanten Europäischer Kultur am Kamschtschik gezieme, zu empfangen. Es muß hier bemerkt werden, daß die Bewohner des Balkan noch keinen Russischen Soldaten gesehen hatten, durch welche sie ihren durch den Ruf unserer Siege bekannt waren. Es läßt sich schwer beschreiben, wie beglückt die guten Leute waren, besonders die Weiber, die bärtigen Helden in solcher Uniform zu sehen. Lange starrten sie uns mit unaussprechlichem Erstaunen an. Endlich, nachdem sie von unseren Schützenschen erfahren, daß der erste „Paschа“ unseres Detachements ein Jäger-Hauptmann war, — und dieser, ein alter, einfacher Mann, beispielles genau im Dienst, der, sich keineswegs über das Ungewöhnliche der Scene wunderud, ruhig und ernst auf dem Parapet lag und sich innerlich darüber ärgerte, daß die Banderiere auf der nackten Brust seiner tapfern Jäger nicht gehörig anschlossen, — erblickt von den alten Bulgaren unter tiefen Verbeugungen Brod und Salz. Die Geschenke waren wohlwollend aufgenommen, — dürtlich hatte der finstere Hauptmann Hunger — ja sogar die blumenreichen Artigkeiten der Verlegten wurden, ohne eine Silbe davon zu verstehen, gnädigst von ihm angehört.

Unterdessen wurden die Pontons über den Kamschtschik geschlagen und um Mittagszeit trug die schwimmende Brücke bereits das schwere Geschütz, das sich in langer Reihe jenseits der seindlichen Befestigungen, bis zu einer mit jungem Grün bedeckten Wiese hinzog. Am nächsten Tage nahmen wir Abschied vom trüben Kamschtschik, und Derwisch-Dschewan vorüberziehend, verfolgten wir uns mit unserem Geschütz in die wilden Schluchten des Balkan-Gebirges. Die hohen Bergwände, die auf unserer Häupter breadhängenden Felsen, die schmalen steinigen Pfade, auf welchen das Geschütz sich drängte, die Infanteristen mit ihren Packwagen und die große Heerde bepackter Kameele erinnerten uns an die Berg-Uebergänge von Hannibal, Suwaroff und Napoleon. Mit Ueberzeugung kann ich sagen, daß es für den festen Willen des Menschen kein Hinderniß gebe, und daß unsere schweren Anstrengungen mit glücklichem Erfolg gekrönt werden müssen. Auch wurden wir in unserer Hoffnung nicht getäuscht: schon nach 3 Tagen hatten wir von den steilen Abhängen der letzten Berge eine herrliche Aussicht, einerseits nach dem unabsehbaren Luxinus hin und nach der stattlichen Flotte des Admirals Greigh, und andererseits nach einer großen Ebene und der Festung Misseria, die mit ihren Bastionen und Minarets in's glänzende Meer hineinblickte.

(Schluß folgt.)

Nowgorod.

Skizze aus einer Reise nach heiligen Orten.

Nachdem ich die langweiligen Wälder und unaufhörlichen Moräste der Petersburgischen Landstraße passirt hatte, erwachte ich heiter in den Umgebungen von Nowgorod. Ein frischer Frühlingsduft erstieg den Feldern, jubelnd stiegen die Lerchen gen Himmel, Heerden weideten und Zigeuner-Lager (Tabors) belebten die grüne Ebene, durch welche der breite, feine ihm angewiesenen Schranken oft überschreitende Wolchow-Strom jetzt ruhig mit seiner blauen Oberfläche dahinzog. Die aufgebaute Brücke erleichterte allmälig die Kuppeln der rings umher liegenden Klöster, als wären es vor dem heiligen Nowgorod brennende Kampen. Wenn man sich einer großen, dem Staat als Schutzwehr dienenden Festung nähert, erblickt man in der Regel eine Anzahl sie umgürtender kleiner Befestigungen; Nowgorod aber, der Heiligenschrank Rußlands, steht da, umgürtet von unzählbigen Klöstern mit den verehrtes Reliquien ihrer Stifter.

Majestätisch über alle hervorragend, erhebt sich links am Wege, auf dem steilen Ufer des Wolchow, das Kloster Chutin; rechts erblickt man in der Ferne das Wäschthtschke, der Stadt näher, zwischen Bäumen liegend, das Derewenitzkische, und auf einer Ebene am Wolchow das Sürkonische und Kolmowsche Kloster. Weiße Segel gleiten auf den blauen Wellen des schönen Stromes hinauf und herunter und bilden mit dem frischen Grün der überall verstreuten Gärten ein ununterbrochen belebtes Gemälde bis vor die Mauern der Stadt, wo das Kloster Duchow die Einfahrt in Nowgorod auf würdige Weise eröffnet.

Eine gerade Straße führt von der Barrière zum Schloßgarten, der mit seinem grünen Laube die Hälfte der rothen Mauer des Kremls's unsichtbar. Welcher Gegensatz! zu den Fäsern gestalteten die Trümmer ein in Laub und Blüthen prangender Garten! Junge Bäume streben in ihrer ganzen Schönheit üdon aus der Tiefe der Graben empor, die einst sich nur mit den Leichnamen der Belagerer füllten.

Man läutet zur Feldmesse. Nachdem ich an mehreren heiligen Orten meine Andacht verrichtet hatte, eilte ich aus dem Kremi an die Wolchow-Brücke zur Kreuz-Kapelle, die, der Weltseite nach, die Brücke beschützt. Die Stürme des Wolchow schützt. Vor dieser Kapelle stürzte einst das Roß des grausamen Joann's, als er triumphirend in das eroberte Nowgorod einzog und zu seinem Empfang die große Glocke des Kremi plötzlich geläutet ward. Der Zaar ließ die Glocke die Henkel abschlagen, und so steht man sie noch auf dem Glockenthurm der Sophien-Kirche. Von der Brücke warf ich einen Blick auf den Jmen-See, in den der Wolchow entspringt, und weidete mein Auge noch lange an den unbeschreiblich reizenden Ufern, welche die Unendlichkeit von meinem Standpunkte darbot.

Bibliographie.

Die schöne Nitrochanerin, oder die Hütte am Ufer des Dia-Stromes. Roman nach einer wahren Begebenheit.

Reise nach heiligen Orten.

Verzeichniß der Blut- und Rennpferde in Rußland; herausgegeben von dem Comité für Russische Pferdezucht.

Notizen eines Artilleristen aus seinen Feldzügen von 1812 bis 1816. Von dem Oberst-Lieutenant der Artillerie J. N.

Mannigfaltiges.

— Paganini's Büste. Ein in Genua gedrucktes Blichlein beschreibt die Feierlichkeiten bei Gelegenheit der am 28. Juli 1833 stattgehabten Enthüllung dieser Büste in der Festhalle zu Nizza. Der Marchese Brignole-Sale sprach an jenem Tage eine der Feier angemessene Rede voll Erudition und patriotischer Begeisterung. Er zeigte, wie die Liebe zur Tonkunst mit der steigenden Civilisation immer allgemeiner geworden sey, und behauptete, ein Parfielle, Cimarosa, Rossini, Bellini, Paganini seyen schon hinreichend, um die Meinung derer zu widerlegen, welche behaupten, daß die Tonkunst in der Neuzeit Fortschritte gemacht, einen kleinen von einer gewissen Madame Sophie Martens aus Schaffhausen Französisch abgefaßten Aufsatz in ein Italiänisches Gedicht zu verwandeln. Wie mag wohl dem genialen Paganini zu Muthe gewesen seyn, als er solche Verse zu seiner Verherrlichung zu lesen bekam?

— Antiquarisches. Unter dem Nachlasse eines Gentleman dessen Büchersammlung eben in London bei Evans öffentlich versteigert wird, befindet sich das Original des Ehe-Kontraktes zwischen Isabella, Tochter Eduard's III., Königs von England, und Ludwig, Grafen von Flandern. Der Kontrakt ist von den Grafen Suffell, Northampton u. s. w. unterzeichnet und unterstegelt; auch steht man hier das große Siegel Eduard's III., das schönste und vollkommenste Exemplar eines Staatssiegels aus dem vierzehnten Jahrhundert, das auf unsere Zeit gekommen. Unter den zu versteigernden Stücken befinden sich ferner einige Englisch-Normannische Manuskripte, in denen merkwürdige Details in Bezug auf die Englischen Begebenheiten, die in der Normandie sich befanden, nebst mehreren Dokumenten vom Herzog von Bedford enthalten sind. Außerdem befindet sich hier eine Lateinische Bibel, die zwischen den Jahren 1465 und 1470 gedruckt seyn soll und von der man in England kein anderes Exemplar als das des Herzogs von Suffez aufzuweisen hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hahn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Tgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Freitag den 27. Mai 1836.

Belgien.

Nisard's Belgische Reise-Erinnerungen.

I. Lüttich im September 1835.

Lüttich hat zweierlei Arten Monumente: seine Kirchen und seine Fabriken; aber nicht das gleiche Leben beseelt beide. Das Leben der Kirchen ist ein ängstlicher, ein stummer Ringen mit dem Tode, ein Streben gegen den Verfall; das Leben der Fabriken dagegen ist die frische Bewegung des kräftigen Daseyns. Die Industrie ist der Glaube und Katechismus aller aufgeweckten Geister des Landes geworden; die Religion scheint nur noch eine allgemeine Gewohnheit — obwohl, wenn wir an Ehrfurcht vor Wort denken, das sollen wir doch wohl, das Leben vielmehr da sonn möchte, wo der Tod, und der Tod da, wo das Leben zu seyn scheint.

Vor dem Jahre 1793 war die Kathedrale nur eine gewöhnliche Kirche. Die eigentliche, dem heiligen Lambertus geweihte, wurde auf dem schönen Platz, der ebenfalls den Namen des Heiligen führt, vor ungefähr vierzig Jahren erbaut. Die Spitze ihrer Thürme bildete mit denen der Theile der Citadelle eine horizontale Linie. Goldene und silberne Statuen schmückten die zahlreichen Kapellen; um das Chor herum, das mit einem prächtigen vergoldeten Gitter verschlossen war, reihten sich eines an das andere die Gräber der geistlichen Fürsten von Lüttich, eine Geschichte dieser großen Stadt in Skulpturschrift. Alles dies wurde durch unsere Soldaten zerstört mit Hülfe jenes Volkes, das gegenwärtig den Boden seiner wiederaufgerichteten Kirchen küßt, damals die mühevollen Werke seiner Kunst und seines Glaubens zertrümmerte. Unsere republikanischen Generale gingen mit den Kirchen wie mit Festungswerken um — von Kunst verstanden sie nichts. Die Begeisterung für die Gothische Architektur, diese Leidenschaft von gestern, wenigstens bei uns Franzosen, hinter der sich der religiöse Indifferentismus verbirgt, war damals noch nicht geboren zum Schutz der großen Denkmäler; in den Steinen der Kirchen sah man nicht, wie heutzutage, nur die unschuldigen Götzengedanken der Kunst ausgedrückt, sondern damals erschienen sie, gleich den Steinen der Bastillen, als Denkmäler der Tyrannei der geistlichen Fürsten, auf dem Nacken der Völker übereinandergethürmt und mit dem Schweiß und dem Blute derselben zusammengefügt. Der Mensch verliert zu Zeiten förmlich den Verstand seiner eigenen Werke und den Sinn dafür, kennt sich selber und seinen Genius nicht mehr und zerstört mit eigener Hand die Denkmäler seiner Größe. Es ist in der That, als wäre es ihm und seiner Weisheit zu viel, Alles, was in den Wechselgrad durch die ganze Folge der Geschichter hindurch Herrlichstes und Größtes geschaffen, in unverkümmerter Gestalt gegenwärtig und bei einander zu haben in seiner Welt.

Die jetzige Kathedrale ist eine schöne Kirche, ohne Hauptsache; die Wölbungen sind gemalt und mit vergoldeten Rägeln vegiert, die auf grünem Laubwerk, das in Ranken verschlungen ist, sitzen. Wie man auf dem Dache sieht, das sich in der Mitte des Gewölbes auf einem Medaillon befindet, arbeitete man an der Kirche noch gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts. An einigen guten Gemälden von Lütticher Malern hatte ich mich hier zu ersreuen.

Das eigentliche Wunder von Lüttich ist die St. Jakobs-Kirche. So viel auch schönere von Reisenden citirt werden mögen, ein anmuthigeres und graziöseres Werk der Architektur dürfte schwerlich irgendwo wiedergefunden werden. Die Kirche ist im Gothischen Stil gebaut, aber mit allen Verzierungen und dem ganzen Schmuck der Maurischen Kunst.

Die große Menge von Kirchen, die Lüttich hat, unter denen manche sehr alt, andere erst im 18ten Jahrhundert erbaut, einige auch zu Magazinen umgewandelt sind, kann uns hier, als in einem ehemals geistlichen Staate, nicht Wunder nehmen. Der souverainr Fürst von Lüttich war ein Bischof, und obgleich als constitutionelles Gegengewicht nach den Stadtgesetzen ein Tribunal von zweiundzwanzig Bürgern neben ihm bestand, vor welches sein Kanzler zur Rechenschaft und Verantwortung gezogen werden konnte, so war die Herrschaft der geistlichen Macht doch in der That eine unumschränkte; die Mittel, die ihr zu Gebote standen, der Aberglaube und die Vormundschaft über die Gemissen reichten weiter als alle weltliche Gesetze und überflügelten jede Schutzwehr der Freiheit. So finden wir denn hier die Religion, für die menschlichste Einbildungskraft der Minze in robhsmilöhen Formen ausgeprägt — nicht viel anders als ein Gemälde zu bestimmten endlichen Zwecken; überall erblicken wir den Gekreuzigten mit der Lanze in der Seite, Blutstropfen auf der Stirn und über den ganzen Körper, sämmtliche Scenen der Leidensgeschichte immer wieder, bald in Holz, bald in Stein, mit einem großen Aufwand von langen Mänteln, grimmigen Gesichtern, und besonders von Kawain für die Wunden, Bildsäulen der Jungfrau in seidenen, silber- und goldverschwirbelten Kleidern, Kronen von Edelsteinen auf den Häupteen u. s. f. Der Religion, die nur gretnigt zu werden brauchte von sinnlichen Schlacken, haben die Revolutionen einen ödtlichen Streich versetzt, und den Aberglauben, gerade das, was zerstört werden sollte, haben sie nicht zu erschüttern vermocht. Im Lütticher Lande und in ganz Belgien liegt die Religion noch immer im tiefsten Schatten des Aberglaubens: Gott und Christus verschwinden vor dem Heiligen des Orts, treten davor völlig in den Hintergrund; nicht Christus ist es, von dem das göttliche Licht verbreitet und die Mutter sitzt, sondern die Mutter ist es, von deren sichtbarer Krone ein Strahl auf den Sohn fällt. Die Kohlenarbeiter arbeiten ohne Bedenken am Sonntage, dem Tage des Herrn, niemals aber am Sankt-Leonhards-Tage, und wenn wer weiß was auf dem Spiele stände, denn dieser Heilige ist eigentlich ihr Gott. Freilich möchte sich das Ding wohl anders gestalten, wenn sie diesen Tag über mit Frau und Kindern in der Kirche zubringen müßten, so aber ist es ein Feiertag, auf den sie sich das ganze Jahr freuen — ihre sauer ersparten Pfennige in schlechten Franzosen zu vertrinken; für die Frauen und Kinder besteht das Fest wieklich nur im Kirchgang.

Die Feste der heiligen Jungfrau sind die eigentlichen allgemeinen Volksfeste für das Lütticher Land sowohl, als für Lüttich selbst. Lange Prozessionen von Frauen, Kirchenpanier und Heilige auf den Armen getragen worauf, durchziehen die ganze Stadt, Litaneien singend und zu jeder Straßeneche sich niederwerfend vor den Bildern der Jungfrau; neun Tage lang währt dies, und die Landleute thun's den Städtern noch zuvor. Zwei Meilen von Lüttich, auf dem Weg nach Spa, unweit des reizenden Dorfe Chaufontaine, liegt der heilige Berg von Ehrwemont, so genannt von den Wallfahrten, die von den Landleuten Sonntags und Montags dahin unternommen werden; auf sie am Gipfel des Berges steht nämlich von hohen Bäumen versteckt und beschattet die Kapelle der Jungfrau Maria. Zur selben Zeit, wenn die Frauen in Lüttich in Prozession durch die Straßen ziehen, klimmen die Bäuerinnen auf den steilen und steinichten Seiten den heiligen Berg hinan, einige mit nackten Füßen, andere mit Schuhen in den Schuhen, einzelne sogar — und dies sind die eifrigsten — auf den Knieen. Das Alles sollte auf eine große Unterwürfigkeit und Ehrerbietung gegen die Priester schließen lassen, aber dem ist keineswegs so. So es nun das Andenken an die Mißbräuche der geistlichen Herrschaft, oder ein Rest des Fränkischen Einflusses, genug, man bedient sich der Priester, aber man liebt sie nicht, wie in Flandern zum Beispiel noch der Fall ist; und gerade dieser Umstand möchte als ein ganz eigenthümlicher Charakter gelten können, wie stark und mächtig hier das Object, die Sache ist, da sie die Gleichgültigkeit oder Abneigung, denen ihre Diener längst schon nicht mehr entgehen gekonnt, zu überleben und doch trotz aller Anfechtungen in ungeschwächter Geltung zu erhalten vermocht hat. Bei Erwähnung dieses heiligen Berges erinnere ich mich eines Bauern, mit dem ich den Weg von Lüttich nach Verviers machte, und der eine jener gesunden Naturen war, die ihr richtiger vernünftiger Sinn auf gleiche Weise vor Unglauben wie vor Götzendienst bewahrt. Wir kamen auf den heiligen Berg zu sprechen, und von ihm weiter auf die Religion selbst. In seinem halbwallonischen Französisch sprach er das berühmte Dilemma Pascal's aus: „Man wagt wohls, wenn man daran glaubt; aber was wagt man nicht, wenn man nicht daran glaubt?“ Der Mann von Genie ist nur der, der in dauernder Sprache das ausspricht, was ein Bauer denkend kann.

Man hat von Lüttich gesagt, daß es die Hölle für die Weiber, das Fegefeuer für die Männer und das Paradies für die Priester wäre; der letztere Punkt ist seit 1793 eine Lüge, aber das ersteren sind noch immer wahr, wenigstens was die niedere Volksklasse mit ihrem Kleinhandel und Geschäftten anbelangt, aus der immer die lokalen Sprüchwörter hervorgehen, und in der sich mit den Originalitäten auch alle Mißsorn eines Landes erhalten. So begegnet man auf den Landstraßen und in den Gassen Frauen, vor schweren mit Steinkohlen beladenen Karren angespannt wie Zugvieh; zwei gewöhnlich schaffen einen solchen Karren fort, die eine zieht vorn und die andere schiebt hinten nach. So hab' ich mit eignen Augen welche gesehen, die, das Schiffstau um den Hals, Schiffe die Maas hinaufzogen, auf denen die Männer, ganz gemächlich ihre Pfeifen rauchend, die Arme über einander geschlagen, auf dem Verdeck standen. Die allergröbsten Handarbeiten werden von den Frauen der untern Volksklasse verrichtet; im Kleinhandel besorgen sie das ganze Geschäft; sehr häufig geht es unter ihren Namen; das Ausbängeschild lautet dann: „Frau N.... Fabrikan-

Digitized by Google

tin ꝛc." Dagegen nehmen sie aber auch das Regiment im Hause im strengsten Sinne in Anspruch; sie bestimmen, sie ordnen an, ihnen wird gehorcht, und namentlich halten sie den Geldbeutel fest in der Hand; hierin ohne Zweifel befördt das Fegefeuer sie die Männer, die hier zwar Könige, aber nicht Herren sind, auch nicht einmal dem Namen nach.

Nämlich sieht aus wie alle gewerbtreibende Städte. Die Geschäfte, die Kleider der Leute, die ganze Stadt endlich hat einen düsteren Anstrich. Auf Menschen, Thiere und Gebäude streut die Steinkohle ihren fettigen Ruß. Wenn es regnet, so gleichen die Straßen durchaus den Wegen in einer Steinkohlengrube. Aus tausend Fabriken an allen Ecken und Enden dringen Rauchsäulen und Rauchwolken, Dämpfe in die Luft, ballen und lagern sich über der Stadt und bedecken sie wie mit einem grauen Schleier, den die Sonne zwar vergolden, aber nie völlig zu lüften und zu lichten vermag.

Die Straßen der Altstadt sind eng, finster und schmutzig; die neu angebauten Viertel dagegen haben ein freundlicheres Ansehen: schöne Häuser, nach Englischer Manier gebaut, breite Straßen, große Plätze mit Baumpartieen und hübschen Anlagen — Alles dies verkündigt eine moderne Stadt zweiter Klasse. Was sie rubt, nie außehen um Lütticher Lande, das ist die Arbeit: wenn über der Erde alles Lebendige der Schlaf deckt, so sind unter der Erde, in ihren Schlünden und Schachten, thätige Schaaren wach und regsam — immer ist hier der Mensch auf den Beinen. Unter den Häusern der Stadt, wenn sie sich in tiefen Schlaf versenken liegt, durchwühlen freie Bergknappen den Boden nach allen Richtungen mit ihren Bohrern und unterhöhlen unmerklich ganz Lüttich. Und am Morgen verbreiten sich sowohl die, welche geschlafen, als die, so gewacht haben, die, welche gemächlich ihren Betten, als jene, die den Gräbern der Erde entgegengehen, durch die Straßen der Stadt, treiben sich durch einander, Fabrikherren und Arbeiter, Einer an den Anderen anstreifend, und der Stand des Werkthags hüllt Alle auf gleiche Weise ein; der gleiche Lebensstrom, die ernsteste Wage des Handels und Wandels ergreift Alle und führt sie wieder dahin durch den neuen Tag. Nur wenig Geschirr sind mir in Lüttich vorgekommen, die einen Anspruch auf Schönheit haben machen können; aber es sind gut begabte einträgliche Arbeit, der Charakterzug von Verstand, der dem Lande und den Menschen hier eigen ist, die rege Thätigkeit, der Ueberfluß an allem zum physischen Leben Nothwendigen geben sämmtlichen Individuen ein Ansehen von Zufriedenheit, Selbstgefühl und wohlempfundenem Antheil am Ganzen, wie man es nicht so leicht wieder findet. Es ist allerdings auch der Arbeit nicht das Leichteste zu thun — denn wo ist Glück? aber doch wenigstens der Sinn für den Menschen leidlichen Lage — das Zugnis, daß Beod im Ueberfluß da ist für den, der arbeiten will, daß der Mässige auf ein behagliches, braunes Auskommen sicher rechnen darf; — höchst selten kommt ein Beispiel vor, daß Einer, der noch rüstig ist, sich zu knapem Müssiggang gezwungen sieht, und gegen Unglück und Alter ist nicht viel Vorsicht nöthig. Und die letzte Zuflucht der Religion — dem, den Alles verläßt, bleibt doch noch Gott und der heilige Leonhard. Wäre als Ziel und Vollendungspunkt der menschlichen Gesellschaft angenommen, daß sie nur eine Familie von Weltern ausmachen sollte, wo Jeder auf gleiche Weise Theil hätte an dem gemeinsamen Gute, so ist dem hiesigen Volke einige gehenen Beispiel näher Lüttich freilich sehr weit entfernt. Wenn aber die Ungleichheit das Ende und Grundzeige der Nationen ist und bleibt, wie sie das Grundgesetz der Natur ist, so kann sich Lüttich seines Zustandes mit vollem Rechte rühmen, denn es giebt wenig Städte auf der Welt, in denen die Ungleichheit so wenig drückend erscheint und wo der Sinn und die Anerkennung der Menschen sich immer mehr auf die Ausgleichung losdestehende Anstrengungen, durch schnelle Glückswechsel und ein stetes Erfreichen der Hoffnung so oft einen Beschluß und tröstliche Zuspruche erhielten.

Bei alledem hat Lüttich noch nicht jenes Gleichgewicht erreicht, nach dem alle gewerbliche Thätigkeit strebt, und welches das Ziel unserer heutigen Staatswirthschafter ist — ich meine das Gleichgewicht zwischen Production und Consumtion. Auch Lüttich leidet an der nämlichen Krankheit wie ganz Belgien, an dieser Einsprechung zwischen den Donanen Frankreichs, Preußens und Hollands. Diese Hemmung der Production, das ist es, was die Lütticher seit zur Verzweiflung bringt, daß ein Jeder nur Lastenvieh geworden wird, der in Erfüllung all das alle Waaren, die in Lüttich ausfuhrbar wären, nicht hinreichen würden zum Transport des Täglichen Gewinnes; daß die beschränkte Industrie die Kapitale nur Sou um Sou wie in Krämer-Geschäften vermehrt, die bei einer freien um Millionen wachsen würden. — Eine Kohlengrube, für die sämmtlichen Arbeiter noch nicht hinreichend wären, beschäftigt gegenwärtig kaum hundert. Der Besitzer darf es nicht wagen, die Schätze, die ihm die Erde bietet, zu nehmen; er wird sie nicht los, mit Futtern und Zagen läßt er arbeiten, sein eigener Reichthum macht ihm Angst und Bangen. Existirte das erwünschte Gleichgewicht, Millionen von Menschen wäre Arbeiten, Hand eine Stadt zu viel Arbeiter, so könnte sie mit tausendmal solche Gegenden — die in wenig Jahre, Aus den Kanälen, die unsere sichern Niederstaat an Lüttich hatten, würden in andere, wo es daran mangelt, Auswanderungen stattfinden, Auswanderungen, der eben so heilsam und wohlthätig sie der Einzelnen, als förderlich für die allgemeine Civilisation sein dürften. Eine Verbesserung auf Grund der Arbeit würde unter den arbeitenden Klassen aller Länder entstehen, die Schranken der verschiedenen Sprachen würden und den Krieg unmöglich machen. Man wird uns vorwerfen eine weiten, wir sprächen von einem Utopien — nun denn, einen Vorschlag, dessen praktische Ausführbarkeit man nicht bestreiten wird: Frankreich hebe seine Zollinie auf, und augenblicklich wird eine Menge unserer Arbeiter sich nach Lüttich auf den Weg machen, in die Kohlengruben hinabsteigen und ihren Unternehmer sich bieten für denselben Preis, den sie jetzt für das dischen Feuerung jedoch müssen, das kaum hinreicht, sich die Fingerspitzen daran zu erwärmen, und nicht von den ärmeren Klasse will ich reden — auch sie wie viele wohlhabende Familien, die in Paris ihre Feuerungs-Material mit Geld aufwiegen müssen, wäre eine solche Maßregel von der wichtigsten und erstenlichsten Bedeutung. Nur diesen einen trivialen Punkt hebe ich hervor, eben um seiner Trivialität willen; der Unterschied in der Temperatur zwischen Winter und Sommer macht sich sehr selten empfindlich, ausgeht keinem, sehr allgemein wieder und bietet somit einen soliden Anknüpfungspunkt für das Gespräch über diese Materie dar. Wollten wir erst anfangen, von der Verwendung der Steinkohlen zur Industrie zu sprechen, so ließen sich freilich noch ganz andere Folgen von kolossalem Umfange aus der Maaßregel ziehen, die wir vorgeschlagen.

Nicht ohne Wehmuth erinnere ich mich des Kontrastes, der mir, als ich in Belgien einfuhr, zwischen dem letzten Französischen Dorfe und dem ersten Belgischen auffiel. Es war gerade Sonntag und ein kühler Septembermorgen. In Marchipont, dem Französischen Gränzorte, saßen die Leute vor den Häusern, die Neue über einander geschlagen und die Hände unter die Achseln gesteckt, um sie zu erwärmen; man sah es ihnen an, daß ihnen vor Kälte fast die Zähne klapperten; einige saßen an den Fenstern oder in den Stuben herum, aber nirgends brannte ein Feuer. In Quievrain dagegen, dem ersten Belgischen Dorfe, war Niemand vor der Thür. Durch die Fenster schimmerte die freundliche Glut der kleinen Kohlenfeuer vom Herde, und hier und da waren breitere von der traulichen Flamme erschrienene Gesichter deutlich zu erkennen. Und worauf beruht dieser Contrast, der keinem, der ihn sieht, entgehen kann? Im Ding, welches Douane heißt und auf der Französischen wie auf der Belgischen Seite durch einen Schuppen vorgestellt wird, wo Leute in grünen Uniformen, an denen nur die Knöpfe verschieden sind, das Gepäck der Reisenden durchstöbern und durchschnüffeln, um darin zu finden, was sie nicht suchen, oder darin zu suchen, was sie nicht finden. Darum haben jenseits armen Leute, wenn der Belgier schon in der Mitte September unter warmen Feuer sitzen kann, noch im November nichts Anderes als ihren Odem, um sich zu erwärmen. Das ist die sinnlose Thorheit Politik der großen Herren, die, kaum es den schweizerischen Gewohnheiten des Aberglaubens und des Luxus wenige privilegirter Familien nur nie an Verstand und Einsicht fehle, der ernährenden Klasse das Feuer sind das Eisen, das Werkzeug zur Arbeit nicht minder als die Sensichung nach freiheit, verwehrt.

Dieser gedrückte Zustand des Steinkohlen-Betriebs ist es, der in Lüttich, in Namur und im Hennegau — denn in diesen Provinzen drückt der Hauptreichthum in den Steinkohlen — den Gedanken einer Vereinigung mit Frankreich aufrecht erhält. Es ist nicht zu leugnen, daß, überhaupt in diesen Landschaften, namentlich beim Volke, eine gewisse Neigung zu uns vorwaltet — aber der Hauptbeweggrund derselben ist doch offenbar die Ueberzeugung von dem ungeheuren Gewinn, den sie machen würden, wenn sie für halb Frankreich die Steinkohlen liefern dürften. Daran stimmen von sämmtsprechig Mitgliedern der Repräsentantenkammer, die ich darüber von Belgischen Deputirten sprechen hörte, unbedingt für den Herzog von Nemours, das heißt für einen König, durch den Frankreich mit Steinkohlen überschüttet werden könnte. Könnte übrigens der König Leopold für sich allein alle Steinkohlen der alten Wallonischen Provinzen bekommen, oder thun wir Hülfe des Belgischen Löwen die Französischen Zollgrenze erstürmen, so würde wer keinesweges, daß er zu Lüttich sowohl als in Mons und Namur außerordentlich populair werden würde. Die meisten Leute in diesen Provinzen, auch die gescheidesten und gebildetsten, so wie sie sich gerieren stellen, gleich sind sie mit Frankreich bei der Hand, auf Frankreich rechnen sich ihre Hoffnungen, ihre Reden, ihre Wünsche vor Allem zuerst; dann auf Preußen, endlich auf England — immer zuletzt, ihre Neigen und Gewissen dem zuzuwenden und zu ergehen, der ihnen ihre Steinkohlen abnimmt. Es ist mit der Sympathie der Wallonischen Provinzen für Frankreich gerade so beschaffen, wie mit der Anhänglichkeit der Antwerpener Kaufleute an das Haus Oranien. Vor 1830 war Antwerpen der Hauptplatz von Holland, und jetzt ist es beraubgewinnen zu einem Halben unseren Klasse — seine Bassins stehen verödet, und tote und spielig liegen die aufgebauten Summen reiner Kapitalisten — Antwerpen ist für das Haus Oranien, weil König Wilhelm ihm die ganze Schelde und mit dem freien Besitz dieses Stromes Alles gab, dessen es bedurfte. Mit Neue und Verwüstung sehen die Antwerpener nach der Zukunft von Mülesligen hin, nicht etwa im Sinne unserer Französischen Kapitalisten, als wollte es das Panier eines Monarchen, der England von Oranien, nein, weil sie über den reich beladenen Schiffen flatterte und in ihrem Schatten Fortuna das Füllhorn ihrer Gaben ausschüttete. Wären die Kanonen des Belgischen Löwen stark genug, einen günstigen Handelstraktat von Holland zu erzwingen, augenblicklich würden sich die Antwerpener Kaufleute zum König Leopold bekennen. Die Klagen werden hier gelindt als Naturgesetzer eines Handelsetablissements, als des Wesen einer höheren Natur. Die Königliche Gewalt wird respektirt, weil der Handel des Landes unter ihrem Schutz geht und die Gesetze desselben unter ihrer Autorität stehen.

Rußland.

Die Russen am Balkan.

(Schluß.)

Unser Vorwurf lag inzwischen zwischen Gefechten, und die Soldaten sahen in Gruppen um ihre Feuer, verschiedene sich über die Türkischen Hunde lustig machend und selbst den Sultan bredend, wenn er sich nicht dem 13ten und 14ten Jäger-Regimente ergeben wolle. Diese beiden Regimenter verdienen durch ihre seltene Tapferkeit und Gewandtheit im Kriegshandwerk mit vollem Recht die Beobachtung der ganzen Armee. Ich erinnere mich, wie sie bei der Belagerung von Varna, meine Batterie deckend, die ganze Nacht hindurch die Türken neckten. — Bald und wieder sah man große kleine Zelte, — die P.-

Digitized by Google

ste der Regiments- und Batterie-Befehlshaber. Eine Menge Pferde zogirten an langen Seilen gebunden einher, und die Gewehre wischte sich mit dem Geschirr bequartierender Wachtmeister, Kreuz-Offiziere, so verschieden unter einander in Gesichten, Bezeichnung, Farben und unterschieden sich, jedes nach seiner Weise, um tochende Kampagnes-Theorien sich herum gelagert. Einer phantasirte über Memoiren Französischer Generale und über die Taktik des „kleinen Korporals“; ein Anderer verstehierte, es habe ein gassiertes und gebildetes Land in der Welt, als die Herzogthümer des Thüringischen Gouvernements. Im wie viel Hauptstädten man wären, so gebildete Gesellschaften man fände; ein Dritter sprach von Menschen verschiedener Herkunft und verschiedener Denkungsart, die sich alle zu einem Zweck auf einigen Klostern Zichtenraum am Abhange des flotten Gebirges versammelt befänden! Einer, der vielleicht noch einen ganzen Leben lang unter den idealischen Schlägen des Schicksals litt, der vielleicht, seinen Herzen lieb und theuer war, seine Hoffnungen auf Glück in tödlicher Ferne begraben, sich mit Gewalt einen Stein und dörf dem Gemälde der Meeresswogen zu, den nämlichen tieflich harmonischen Tönen, die Andre so glücklich in seiner Stimmen von Portici aufsprach; ein Anderer blieb, mit schwermüthiger Erinnerung an den letzten Abschied von Mutter, Gattin, Schwestern, Freundin, in die weite Ferne. Ein Dritter, sich den Träumen des Ehrgeizes hingebend, saß still in Gedanken in die Schlacht, kaut sich Lustschlösser von glänzenden Thaten und berechnet die Belohnungen, die er sich verdiente, und wie Viele, denen die Eigenschaft zu fühlen und zu denken verstat wurde, gehen sorglos von einem Feuer zum andern, rauchen Taback, verhören über Parade-Revue, teilen sich Kantenille-Lieder vor und schelten ihre Unteroffiziere.

Die Türkischen Einwohner, erschreckt durch die Erscheinung Russischer Truppen in Rumelien, und mehr noch durch die Feuerbrünste in einigen Dörfern, hatten ohne Ausnahme ihre Wohnungen verlassen und sich mit ihren Habseligkeiten in die Wälder geflüchtet. Der verstorbene Feldmarschall Diebitsch, der die englischen zu verhindern wünschte, ersandt Artillerie-Offiziere in die Wälder abzugehen, um den Türken Schreiben einzuhändigen und sie zu bereden, in ihre Wohnungen zurückzukehren. Ich erinnere mich des Widerwillens vieler meiner Kameraden, die solche Aufträge erhielten, und der Unlust, mit der sie davongingen, um sich einige Tage lang mit Türkischem Scherbet bewirthen zu lassen.“

Ich, obgleich kein Gastfreund, liebte im Gegentheil diese Spaziergänge, die zuweilen von unvermutheten Abenteuern begleitet waren, und die Gewohnheiten, Sitten, das häusliche Leben und das Landsleben kennen, zu welchen der Himmel uns versetzte! Mehr als einmal hielten mir die Feuerzeiger-Expeditionen reichen Stoff zu Erzählungen, theils hier, theils später in Polen, wo die schwarzäugigen Patriotinnen mit ihrer Liebenswürdigkeit wo Ausgänglichkeit so oft den Hafer und das Heu ihrer Reiterei zu ersetzen wussten.

Auch an mich kam die Reihe, mich als Diplomat in die dicken und dunkeln Wälder zu begeben. Mich hatte auf mein gutes Roß schwingend und begleitet von meinem alten Knappen, der bereits seit einigen Jahren in meinen Diensten komme Stets bin machte und sich bekannt, von zwei Kosaken und einem Trupp Türken, die mir dem Berge hinunter und gelangte in kleinem Trott auf ein grünes Feld. Der Führer ritt voraus und wandte sich bald rechts, bald links den sich labyrinthähnlichen Pfaden nach. Der Lärm des Bivouacs verlor sich immer mehr und hinterließ zuletzt nur einen dumpfen Widerhall in den Bergen. Die Sonne ging unter.

„Sind wir bald da?“ fragte ich den Führer, nachdem wir zwei Stunden geritten hatten — „Hier ist der Wald“, antwortete der dolmatschende Bulgar, Russische Worte mit Moldauischen vermischend; „Befehl, Hauptmann, daß man nicht mit den Säbeln klirrt; ich bitte Dich, sage den unglaublichen Kosakschmieden, leise Angst ein.“ — „Ah, hören Sie ihn nicht!“ sie mein Bursche, der Bombardier Diaschenko, von mir Wort, indem er sich zurückbeugte, um mit den Füßen, die mir diesen Hunden nicht brannten, da macht man's nur noch schlimmer.... Verbieten Sie's einmal, gnädiger Herr, mit den Pferde beobachtlichen; dann werden Sie sichen sehen, wie man Sie singt....“ — „Schweige, bis man dich fragt!“ rief ich ärgerlich dem Bombardier entgegen, der, ihre Pferd anhaltend, laut erwiderte: „Ah verfehle, gnädiger Herr!“ — Ich ermunte einen Kosaken und den Bulgaren zu Parlamentairen, mit dem Befehl, ein weites Tuch an die Lanze zu binden; ich selbst blieb mit Diaschenko und dem anderen Kosaken am Eingange des Waldes. Als ich die Gewehre beschlagte, sand ich zu meinem Erstaunen in der Patronentasche meines Reitknechts die Hälfte der Kartuschen ohne Kugeln. — „Was soll das bedeuten?“ fragte ich. — „Ich bin schuldig, gnädiger Herr!“ antwortete der Bombardier, sich in Position stellend und die Mütze abnehmend; „die Patronen ohne Kugeln habe ich mir in einem Scherz vorbehalten.“ — „Wenn Dir die Kugeln fehlen, so werde ich die ....“ — „Ich verstehe, gnädiger Herr!“ rief er, indem er Pulver auf seine Pistolenpfannen schüttete.

Unterdessen kehrten der Bulgar und Kosak mit einem alten Türken zurück, der, ehrerbietig die rechte Hand an die Stirn gelegt, lange in einer mir unverständlichen Mundart sprach und dabei auf einen Pfad zeigte, der in den Wald führte. Endlich vernahm ich durch den Bulgaren, daß dieser Alte der Tschordadschi (Hofs-Aeltester) sey, und daß er mich ersuchte, sein Dorf zu besuchen. Wir stiegen von zu Pferde und ritten in den Wald hinein. Ich sah mich rechts und zu beiden Zwar; ein grauer Bauch wälzte sich durch den dichten Wald; hohe Zäunen mit Verhängen von grauer Leinwand, wie die mit Schnee bedeckten Wohnungen Kleinrussischer Dörfer, erhielte man hier und da im Walde; Pferd, Esel und Pferde weideten zwischen Gebüschen. Um das Zauer saßen Türken in großen Turbanen, und Türkinnen von Kopf bis zu den Füßen in weiße Schleier gehüllt, flüchteten sich Kinderweise in ihre Hütten. Uns rechts wendend, mußten wir die steilen Abhänge gegen von den Pferden steigen und ohne Weg, um Kastelanke Bäume herum, uns sich Höger begleiten, in dessen Mitte wir nach einigen Minuten besanden. Türken und Türkinnen umringten und haufenweise, waren sehr freundlich, verbeugten sich die zum Gürtel, die rechte Hand bald ans Herz, bald an die Stirn legend. Ich erwiderte vor ihnen den Schuhgruß, der zur Hälfte in Türkischer, zur Hälfte in Russischer Sprache geschworen war. Als der Tschordadschi ihn laut vorlas, zeigte der Bulgar ihnen, auf meinen Befehl, an, daß sie sogleich zu ihren Wohnungen und friedlichen täglichen Verrichtungen zurückkehren sollten. Freudig nahmen die Türken diese Aufforderung entgegen und versprachen, mit Anbruch des nächsten Tages in ihre Heimath zurückzukehren. Inzwischen verbreitete sich Diaschenko im Lager, als ob er zu Hause wäre; meine Umstände hatte er hinter den Verhängen der Hütten einige Teppiche beweggegen, sie in die Nähe eines hohen Baumes ausgebängt, Feuer angemacht und zweien Hühnern, die ihm in die Hände liefen, mit seinem Säbel rapier die Köpfe abgeschlagen. Die Kosaken beschäftigten sich mit den Pferden. In einer Stunde hatte Diaschenko aus ein Abendessen bereitet und bewirthete mich damit, nachdem er einen Teppich an Pfählchen mit Moldauischem Wein abgenommen, auf einer am Boden ausgebreiteten Schabracke, wobei er Muhammed verschwichte, daß er den Türken das Beamtenwein nicht verboten hätte.

„Was für dummes Volk sind die Türken, gnädiger Herr!“ sprach der dürftige Bombardier zu mir, indem er Wein in die Feldflasche goß; „Beamtenwein trinken sie nicht, Bier aber man nicht, aus Tauben tanzen sie nicht, — und obendrein verbergen sie noch ihre hübschen Mädchen. Besehen Sie nicht, die jungen Türkinnen zusammenstreiten, damit sie dem gnädigen Herrn die Füß verleiden!“ — „Wenn die Türken sich aber an diesen Namm anfindungen!“ — „Ach, das geschieht nicht, gnädiger Herr!“, antwortete der verschlagene Diaschenko; „mit den Nussen ist Gott, und mit den Türken der Teufel. Ein wahrer Soldat erkennt nicht im Wasser und verbrennt nicht im Feuer .... Erinnern Sie sich, wie ich für Sie in Nowoschlest .....“ — „Halt's Maul, Nase!“ — „Ich verstehe, gnädiger Herr!“ rief Diaschenko und zog, mich Lächelnd anblickend, die Schabracke mit den Ueberbleibseln des Abendmahles zum Feuer hin.

In meinen Mantel gehüllt, begann ich, auf meinen Teppichen gelagert, einzuschlummern; aber mein Schlummer war unruhig. Aus Vorsicht gösse ich den Säbel um und spannte die Hähne meiner Pistolen. Nicht sehr überzeugt von der aufrichtigen Ergebenheit der Türken, argwöhnte ich sogar, sie könnten List haben, die Gelegenheit zu benutzen, um sich an uns für Alles zu rächen, was die Soldaten der Armee von den Russen hatten leiden müssen. Wahr ist es, daß die Türken in Friedenszeiten rechtliche und gutmüthige Leute sind; in der Stunde der Schlacht aber sind sie grausam und rachsüchtig und haben mit ihren Eisfangenen ein Mitleid. Hörte gegen den Feind ist eine nothwendige Folge des Enthusiasmus für das Vaterland. Die Russen im Jahre 1812 und die Spanier im Jahre 1810 — haben sie nicht die Proben sein auf alle mögliche Weise vernichtet? Denunbegrimmte Träume unterbrachen beständig meinen Schlummer; bald hörte ich die Schritte heranschleichender Türken und Wassergefährer, bald das Klüstern einiger Stimmen um meinen Gebäck, und ich erwarte es, so unverschämter Weise die Nachbarschaft unter Fenzen hingebunden.

Plötzlich erdolte ein Pistolenschuß durch den Wald. Den Mantel zusammenwehend und mit einer Hand den Säbel, mit der anderen eine Pistole ergreifend, sprang ich auf. Die Nacht war hell, und der Halbmond beleuchtete in nicht weiter Entfernung von mir einen Haufen Türken, der um ein Feuer sich bewegte. Die Kosaken liefen nach ihren Pferden, um der Lanze so wie der Pistole sich bedienen zu können; auch ich und warfen sich zu meinen Füßen. Ich wollte vor Ueberraschung nicht, was ich davon denken sollte. Endlich stammelte der zitternde Bulgar die Worte heraus: „Hauptmann, die Türken haben Deinen Soldaten getödtet!“

Ich lief zum Feuer hin und sah meinen Bombardier mit bleichem Angesicht. — Bald erriet ich den Zusammenhang der Sache. Mein Diaschenko gab sich mit Wahrsagereien und Taschenspieler-Kunststücken ab. Als unsere Batterie in Rußland stand, beinchten abergläubische Kaufmanns- und Beamten-Frauen ihn ziemlich oft, um sich wahrsagen zu lassen, und er prophezeite ihnen mit den Manieren eines gebürtigen Obertalans mit Karten, Kaffee, Blei, Asche und was sich sonst die Hände fiel; in der Batterie nannten ihn die jungen Soldaten einen Hexenmeister. „In dieser Nacht war es ihm eingefallen, die Türken zum Besten haben zu wollen: er versammelte eine Menge Töpfel um sich der und gab ihnen die Versicherung, daß er verzaubert sey, und daß jeder Angst von ihm abprallt. Eine Pistole ladend, verlauchte er gleichfalls eine mit einer Kugel versehene Patrone mit einer Ladung von Leinewand und befand darauf, daß einer der Türken ihm in die rechte Hand schießen sollte, in welcher er die Kugel fertig hielt. Lange weigerten sich die Türken nicht darauf einzulassen; endlich entschloß sich einer dazu, gung aber zu nahe auf den Hexenmeister los und feuerte ihm, anstatt in der Hand, gerade in's Gesicht. Der unvermutete Schuß warf meinen Diaschenko zu Boden; die Türken flohen ihn für todt, und der der plötzliche Rückfall in Jauchzen.

In der Morgendämmerung brachen die Türken auf und zogen unter großen Schmeichelreden mit ihren Hütten aus dem dicken Walde. Zwei Tage lang wurde ich und beschäftigte ihre Dörfer. Endlich, nachdem ich meinen Auftrag erfüllt hatte, sagte ich der Armee Lebewohl und reiste sie in's Nähe von Rose hin, in große Bivouac's versheilt, einige Zeit zu verweilen gedachte.

Die Stadt Rose, obgleich sie für den Hauptort eines großen Kreises gehalten wird, ist arm und so klein, daß das Hauptquartier unserer Armee nur mit Mühe Platz finden konnte; sie liegt an dem südlichen Abhange des Balkan, auf der großen Straße von Prawedi nach Konstantinopel. Hohe, steile Berge umringen von allen Seiten ein kaltes und tiefes Thal, in dessen einem Winkel mächtig, in Schatten dicht besonder Bäcen verstellte Häuserchen liegen. Zwei, drei Minarets, die großen Dächer der Kirche und Tausende von hohen schlanken Cypressen-

Digitized by Google

beben sich malerisch auf Weingärten, die durch Wasserleitungen von den Bergen der getränkt werden. In den Straßen und Gärten zittern Tag und Nacht die glänzenden Strahlen der schönsten Sprungbrunnen.

Die Offiziere aller Regimenter, Infanteristen und Kavalleristen, besuchten täglich das auf dem Wege von Aidos nach Andrieko liegende Dorf Lüdscha; bei den dortigen schwefelhaltigen Mineralquellen befand sich ein hölzernes Badehaus. Wer diesem den Namen „prachtvolles" beigelegt hat, weiß ich nicht; an einem Bergabhange steht ein nicht großes viereckiges Gebäude mit zwei Zimmern; bei einer gleichen einer Scheune, hat keine Decken, eine Diele von Steinplatten, einen halb zerfallenen Kamin, niedrige hölzerne Bänke längs den mit bald verlöschenen Abbildungen von Elephanten, Leoparden und Tigern schlecht bemalten Wänden; im zweiten, das kennlicher und hübscher ist, befindet sich das Bad mit vier kleinen Springbrunnen, — und das ist Alles. Jedes Täfelchen Bad, möchte nun in Schwefelsen, sondern auch aus der Balcarei, ist prachtvoller als dieses. Die täglichen Spazierritte nach Lüdscha wurden immer mannigfaltiger in ihren Zwecken; nicht so sehr zogen uns gesunde und munter Leute die Heilkräfte der Quellen an, als tolle Wetterunen und Schießen nach der Scheibe. Kaum warf diesmeilen die sinkende Abendsonne ihre Abendbeleuchtung auf unser Lager, als wie auch schon zu Pferde; ein jeder mal sich angeschlossen im Sattel, — und wir waren in Lüdscha. Voll Stand, wie wir waren, ging es in das Bad; die Dendschichtsch (Bursche), Russische Lieder singend, machten Feuer an und stellten die Thee-Maschinen zurecht, — und das Echo, als erstaunte es über die ungewohnten Töne, wiederholte zögernd die heiseren Stimmen unserer Melomanen. Die Nacht brach eingefallen sich Einige um das lodernde Feuer, Andere schoffen auf „Murat" los, den man mit ausgezeichnetem Geschicklichkeit vermittelst Kohlen auf ein viereckiges Brett abkonterfeit hatte. Dieser Murat war mehr zu bewundern als der früheren; nie verlor er seine heldenmüthige Grstiegezgenwart, und an eine hohe und schlanke Pappel gelehnt, stand er unbewegslich da, — schwerlich er schon mehrere Angeln im Leibe hatte. Der größte Theil der Offiziere aber ahmte den Tscherkessen nach und jagte ohne Steigbügel singend und scheriend in's weite Feld hinein. Das üppige Thal von Lüdscha zieht sich von dem südlichen Abhange des Balkon bis zum Meeresufer hin.

Der Rittmeister des ***schen Regimentes, F—ef, hatte von Anchiolo einen berühmten Renner mitgebracht, von Arabischer Race. Natürlich setzte dieses Pferd Alle in Bewegung. „Wir müssen es sehen!" riefen Mehrere und schwangen sich auf ihre Pferde. Ein dicker schwarzer Staub erhob sich auf der großen Landstraße, einen Augenblick lang ward das schwrigende Thal laut, — dann hörte man in der Ferne das wilde Geschrei der Reiter, — bald verschwand das pumpige Getrappel der beschlagenen Pferdehufe, — und endlich war Alles wieder still wie früher.

Fünf oder sechs Offiziere waren beim großen, majestätisch flammenden Feuer zurückgeblieben. — „Barta, Barta, lieber Doktor!", sagte der Husaren-Kornet Sch—off, „laß die Reiter in Ruhe. Wir haben Dein Verbrechen nicht vergessen, und wenn Du deine schwarzhaarige Polin nicht ausgeben willst . . . ." „Aber warum sollte ich, an welcher das Herz schlägt!" antwortete ernsthaft ein Mann von hohem Wuchs, mit grauem Kopf, aber frischem und lebhaftem Gesicht, ein abgesagter Feind von allen Asiatischen und Europäischen Wettrennen.

Es war Peter Iwanowitsch L— off, unser Batterie-Arzt, mit seinen Jahren auf die menschliche Seele des Menschen, einen dem Schwarzen Doktor ähnlich, nach dessen Erzählungen Sterbe nicht wußte, was er mit den ihm geschenkten Jahren anfangen sollte.

„Wenn es so ist", rief mit heiserem Bas der Rittmeister B—ef, „so muß der Doktor uns unsinnlich erzählen, wie er von seiner unglücklichen Liebe geheilt ward." — „Du nennst Thorheit Unglück. Ob, über die närrischen Menschen, über ihren Unsinn! Ich habe mich nie für Seelenstörung zu fühlen glauben. Ich war selbst ein Narr, als ich mir einbildete, mein ganzes Lebensglück verloren zu haben, da ich ihre Zuneigung verlor." — „Ohne Spitzbeta, Doktor!" rief der Rittmeister; „sage uns mit kurzen Worten, welches war Abrakadabra. Du zur Heilung von Herzens-Entzündungen entdeckt hat?" — „Etwas Verstand und ein unterschiedlicher Theelöffel voll Geduld und Beobachtung pflegte Doktor. „Lachen Sie nicht, meine Herren; ich spreche ernsthaft. Die Liebe ist die Folge eines durch beschleunigten Blutumlauf veranlaßten Aufbruchs, der hauptsächlich auf das Sehorgan einwirkt. Ein Verliebter ist einer optischen Täuschung unterworfen, wie sie bei einem sich in der Runde verdrehenden Dervisch stattfindet; ein niedergeschlagener Blick scheint ihm vom Himmel zu kommen; ein Rubines Interesse scheint ihm die Herrlichkeit Theilnahme, Aberwitzig Scharfsinn, ein leichter Akkord unsikalische Virtuosität. Ein solcher Mensch war ich, Ihr ergebener Diener, der Doktor L— off; schwer war es, mich davon zu überführen, daß meine Marianne in ihren Gesichten und Gesinnungen der Heroinen Nobile sehr gleich, die wir wohlweislich nicht weit von hier, in Anatolien, sehen werden. Bald aber kömmt ein glücklicher Zufall mir die Augen. Die Liebe der Weiber, müssen Sie wissen, ist von zweierlei Art; — sie besteht in Worten und in der Schrift. Mariane, die sich schämte oder keine Worte zum Sprechen fand, nahm zu Briefen ihre Zuflucht. Es ist auch leichter und anständiger für ein züchtiges Mädchen, Niederen das Niemand ihr das Herz stiehlt, wenn sie nach der herrlichen Ueberschrift „Mein thränenfest Auge!" nach irgend etwas in einem Roman umherzucht, so giebt es gewisse, an und für sich sehr unschuldige Gestalte, die man doch nicht gern den Männern in ungesprochenen Worten ausdrückt. Die Liebe steckt an, und Sofia, Marianens Zofe und Postillion d'Amour ihrer Herrin, bemerkte, daß Rittercharakter, ein bißwuter Teufel, der mir als Deutschtscha biente, von Natur große Anlagen zu einem recht zärtlichen Liebhaber besitze. Es fiel ihr ein, diesen unmilitärischen Kinderei, den er auf sie gemacht hatte, auf irgend eine Weise an den Tag zu legen. Sie wandte sich an ihre Herrin, und die Dame Mariane, der Witte ihrer Vertrauten willfahrend, schrieb die ganze Nacht hindurch in zwei Sprachen zwei Leidenschaften, — die ihrige und die ihrer Zofe. Der Russische Brief fiel in meine Hände, — und lange blickte ich ihn an, mit der Verwunderung eines eigensinnigen Kindes, dem man sein liebstes Spielzeug wegnahm. Dann ging ich im Zimmer auf und ab, und zuletzt endigte ich die Szene damit, daß ich mich selbst fragte, wie ich einen solchen Fehler begehen konnte."...

Nach einem kurzen Stillschweigen erhob sich Peter Iwanowitsch auf den Knieen und sagte, seine grauen brennenden Augen auf uns heftend: „Meine Herren! entzigt nicht jede ernstliche Leidenschaft auf gleiche Weise? Wir beteiligen uns selbst, wenn wir lieben. Von dem ausgebreiteten Reiche träumen, träumen wir von kristallen blauen Augen, von einer idealischen Nase, aber denken nicht an die wirklichen Augen und an die wirkliche Nase unserer Dulcinea, die wir übrigens gar nicht sehen. Ich führe mich selbst als Beispiel an; ich liebe blaue Augen leidenschaftlich — ganze Nächte durchirrt dachte ich mit Entzücken an Marianens blaue Augen, und erst als ich mich mit ihr entzweit hatte, bemerkte ich, daß ihre Augen nicht blau waren, und nachdem ich ein niederschlagendes Pulver genommen, ergab es sich, daß sie grüne Augen hatte."

Wir lachten laut auf.

„Nein, Doktor, Nein! Die Nase — das mag sein, aber die Augen — wie Sie sagen, sind der Streit" — ertönte der Kornet.

„Ein Spiegel, in welchem man, wie in jedem anderen Spiegel, alle Gegenstände und von welcher Seite man will, wiederscheinen lassen kann. Glauben Sie mir, meine Herren, eine solche Liebe, wie Französische und Deutsche Romane sie schildern, und wie sie sich in unseren Gesellschaften vorfindet, ist eine große Verirrung."

„Ja, Jagogchen, Doktor, — unterbrach ihn in Namen meiner Kameraden, „daß eine solche Liebe eine Verirrung sey, so ist diese Verirrung so süß, daß Jeder von uns wünschen würde, sich zeitlebens auf solche Weise zu irren."

„Mich anzunommen", fiel der Doktor ein, „Meiner Ansicht nach verstehen nur die Türken zu lieben, wie es sich gebührt. Die wahre Liebe lebt nur in dieses Morgenlande und in Indien. In unseren Verhältnissen zwischen ist sie nur eine gutwillige Täuschung, wenn nicht ein Schein mensterei — und ich weiß wahrlich nicht, warum wir auf diese guten Gedanken so hochmen! Sie sind klüger als wir!" P. Gledoff.

Bibliographie.

Griechisch-Russisches Wörterbuch zum neuen Testament.

Gedrucke Notizen, herausgegeben von der Kasanschen Universität. Zweiter Theil.

Mannigfaltiges.

— Die Wolgaschen Berge. Diese Berge, die sich noch auf keiner Landkarte verzeichnet finden, erbeiten ihre Benennung von dem Wolga-Strom, an dessen rechtem Ufer sie sich hinziehen. Diese Bergkette beginnt in der Nähe von Twer und endigt im Astrachanschen Gouvernement, unterhalb der Stadt Tschernoi-Jar. Uebrigens wird sie von Twer bis zum Kasanschen Gouvernement stellenweise unterbrochen und bildet dann zienlich ausgedehnte Thäler; weiterhin aber finden dergleichen Unterbrechungen fast gar nicht mehr statt. Bisweilen ziehen diese Berge sich dis hart an die Wolga, bisweilen entfernen sie sich etwas von ihr und bilden dann sanfte Abhänge oder schöne Wiesen. Ihre Höhe ist nicht überall gleich: vom Flusbett des Wolga an gerechnet beträgt der verschiedenen Orten die Höhe nicht weniger als 20 Klafter, das höchsten aber 100 Klafter. Nur an wenigen Stellen sind diese Berge nackt, sondern gebietenderweise mit Wald bedeckt; Radelholzer aber giebt es nicht. Quellen sind sehr zahlreich, sowohl unten, als in der Mitte und oben, was ein Grund der großen Feuchtbarkeit dieser Gegend ist. An vielen Stellen in der Nähe der Wolga sind sie mit gutem Erfolge Wasserleitungen zu Gärten. Der Boden ist lehmhaltig; oben liegt in einer Höhe von einer halben Reschin schwarze Erde und in der Mitte an einigen Stellen Kalkstein, Sandstein oder Kiesel; Feldspeine oder Kiesel finden sich gar nicht vor, während es deren in der Umgegend von Twer an den hohen Wolga-Ufern außerordentlich viele giebt. An manchen Orten fließ man auf ziemlich reines Flintglas. Wasserkrystalle enthalten diese Berge noch manche Schätze, mit deren Aufsuchung sich jedoch Niemand beschäftigt, indem die Natur den zwischen diesen Bergen wohnenden Menschen Alles freigebig liefert, was sie brauchen. In Astrakanschen Gouvernement, nahe bei der Kolonie gleiches Namens, befindet sich eine Mineralquelle. In den Gouvernements Smolensk, Saratof und theilweise in Rißanschen gaben die Wolgaschen Berge Gelegenheit zu der Bezeichnung „Bergseite", als Gegensatz zum gegenüberliegenden flachen linken Wolga-Ufer. Im Gebirge liegen die Städte Singuliejewsk, Sioran, Simbursk, Chwalinsk, Wolgsk, Saratosk, Kamischin, Zaritzin und Tschernoi-Jar. Die Berge sind sowohl auf den Kuhöhen, als am Fuße und in den Schluchten von Menschen bewohnt, weil sich die wohlgeru Lebensbedürfnisse überall verfinden. Wüsten sind nicht vorhanden, unterirdische Erschütterungen bemerkt man nie; auch hört man durchaus von keinen äußeren Ungestaltungen. Man kann nicht umhin, die Bildung dieser Berge der Einwirkung des Wassers zuzuschreiben, indem Auswaschungen, Vertiefungen, Durchbrüche, Strudel, mit einem Worte, alle Andeutungen vorhanden sind, daß hier einst eine ungeheure Wassermasse in stürmischer Bewegung war. Daß diese Berge auf seiner Landkarte zu finden sind, wägen die Geographen verantworten. (C. L.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung — Redigirt von J. Lehmann. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Montag den 30. Mai 1836.

Frankreich.

Ein Englisches Urtheil über die heutigen Französischen Romane. *)

Paul de Kock, Victor Hugo, Alex. Dumas, Balzac, Michel Raymond, Georges Sand.

Da man den Verlauf des Giftes nicht verbieten kann, und da Jedermann weiß, daß es in jedem Apotheker-Laden zu haben ist, so gebietet uns der gesunde Menschenverstand, auf die Gefahr, die mit seinem Gebrauche verbunden ist, aufmerksam zu machen. Aus ähnlichem Grunde geben wir jetzt dem Publikum eine Charakteristik der modernen Romanenschriftsteller Frankreichs, die, wir sich dalb auswiesen wird, an Sittenlosigkeit und Unverschämtheit den Dramatikern dieses Landes noch übertlegen sind. Wäre unser Organ das einzige, das von der Existenz dieser Werke Kunde ertheilen könnte, so würden wir unter jeder Bedingung schweigen; allein es ist ja notorisch genug, daß man sie der ganzen Lesewelt auf alle erdenkliche Weise angezeigt hat — daß sie an den Fenstern der glänzendsten Buchläden prangen und in allen Leihbibliotheken zu haben sind! So hatten wir es denn für Pflicht, diesen gräulichen Produkten ein Brandmal aufzudrücken, damit Jeder davor gewarnt werde, durch solche Leiter moralischer Fäulniß sein Haus verpesten zu lassen.

Der Vulkan, der im Jahre 1793 mit seinen Ausbrüchen die Welt erschütterte, verspeiet jetzt aus demselben Krater, wiewohl nicht mit so vielem Getöse, wie damals, doch eine noch weiter und verderblicher um sich greifende Lava.

Wir beginnen mit Charles Paul de Kock, dessen Werke bereits 80 Bände ausmachen und größtentheils von ältetem Datum sind, als die Juli-Revolution. Jene älteten Werke de Kock's waren aus der Schule Pigault le Brun's; sie hatten mehr einen rohen und leichtfertigen, als einen jüglichen Charakter; man konnte ihren Stil eher lustig als verbrecherisch nennen. Sein letztes Werk aber: Ni jamais ni toujours, hat die Farbe der Zeit angenommen und ist seiner schlechtesten Zeitgenossen vollkommen würdig.

Es ist unmöglich, von der Treulosigkeit und Verrätherei, von der Lüderlichkeit und Schändlichkeit, mit der die Haupt- und Neben-Charaktere dieses Romanes ausgestattet sind, eine Schilderung zu geben. Man sagt uns, Herr de Kock saffe nur die heitere Seite des Lebens auf; und wirklich müssen wir ihm das Zeugniß geben, daß er in seinem neuen Romane zwei herrliche Gelegenheiten zu Mord und Blutschande unbenutzt läßt, wie denn überhaupt in dem ganzen Werke nur ein Selbstmord und zwei versuchte Verbrechen vorkommen, obgleich Herr de Kock Niemanden auf den Schauplatz bringt, der nicht wenigstens den Galgen verdient hätte.

Die Romane Victor Hugo's sind (einen einzigen ausgenommen) aus früherer Zeit, als die skandalösen Dramen desselben Autors. Die Beurtheilung dieser Romane gehört nicht hierher, weil sie nicht für Bürger unserer Zeit gelten wollen. Han d'Islande ist eine Nordwegische, und Bug Jargal eine Westindische Erzählung; Notre Dame de Paris, im Ganzen eine schlechte Nachahmung Walter Scott's, aus der jedoch hin und wieder Blitze eines originellen Geistes hervorsprühen, führt uns in die Zeiten Ludwig's XI. zurück. Nur sein Roman: „der letzte Tag eines Verurtheilten" spielt in der Gegenwart. Wir haben diesem Buche nichts vorzuwerfen, den entarteten Geschmack ausgenommen, welchen sein Verfasser dadurch kund giebt, daß er den Todeskampf eines sterbenden Verbrechers zum Gegenstand eines ganzen Buches macht.

Die Vorreden und Prologe des Herrn Hugo lassen uns muthmaßen, daß er selbst gegen die sanftesten Streiche der Kritik etwas empfindlich sey. Dem „letzten Tag eines Verurtheilten" geht eine dramatische Scene voran, betitelt: „Eine Komödie über den Gegenstand einer Tragödie", worin eine Gesellschaft über das Verdienst des Autors und seiner Werke diskutirt. Wir erwähnen dieses Prologs hauptsächlich darum, weil dieselbige Person, welche die Rolle des einsichtsvollen Kritikers spielt, dem gehässigsten Essayisten des Tages, dem Herrn Scholastique, gleicht. Der Apologet sagt: „das Buch soll dazu mitwirken, daß die Todesstrafe abgeschafft werde." Da entgegnet ihm Jemand: „Ich sehe aber nicht ein, wie dieser Zweck in Erfüllung gehen soll; denn man erzählt uns ja von dem Manne nichts, als daß er verurtheilt ist: wir erhalten keinen Wink darüber, ob er schuldig oder unschuldig gewesen; was für einen Rang er im Leben bekleidet; welchen Charakter er besessen; kurz man läßt uns kein Mitlen durchschauen, das von unserer Seite ein Urtheil hinsichtlich der Zweckmäßigkeit oder Gerechtigkeit der Strafe herbeiführen könnte." — „Gerade hierin (antwortet der Andere) liegt das Hauptverdienst des Autors. Solche Nebenumstände würden den Leser von dem abstrakten Prinzipe abgelenkt haben. Wenn der Werf. das Verbrechen der Verurtheilten groß oder klein und den Mann selbst schuldig oder unschuldig nennte, so würde er die logische Betrachtung der philosophischen Theorie stören." Diese Methode, eine praktische Frage zu erörtern, schreint uns in ihrer Art einzig; man müßte denn an den ehrenwerthen Herrn Crawdr denken, welcher sich zur abstrakten Idee eines Lord-Mayor's erhebt, indem er von dem wirklichen Lord-Mayor nicht blos Kutsche, Pelzrock und goldene Kette, sondern auch den ganzen Körper abrechnet.

So viel ist übrigens gewiß, daß man in Herrn Hugo's ganzem Buche keine Zeile findet, die zu allgemeinen Gedanken über den Gegenstand führen könnte: die Erzählung ist so voll von Schilderungen der Richter, der Geschworenen, der Gefangenen, der Kerkermeister, der Mitschuldigen, der Ratten, der Guillotine — daß uns noch niemals ein Bericht über die letzten Augenblicke eines Verbrechers zu Gesicht gekommen ist, der uns so wenig Stoff zum Nachdenken über die abstrakte Zweckmäßigkeit der Todesstrafe, wie eben der vorliegende, gegeben hätte. Ohne Zweifel war der Verfasser über die Wahl eines recht pikanten Gegenstandes in Verlegenheit und wollte darum den letzten Augenblick eines Verurtheilten; als er aber sein Buch beendet hatte, fühlte er die Gebrechen seines neuen Geisteskindes und wollte nun mit einer metaphysischen Apologie Alles bemänteln und gut machen. Wir müssen jedoch Herrn Hugo zu seinem Ruhme nachsagen, daß, obgleich es der Mann Paris ist, der in Paris nicht an schlüpfrigen Stellen fehlt, seine übrigen Romane und namentlich der „letzte Tag eines Verurtheilten" nichts enthalten, was das sittliche Gefühl verletzen könnte.

Alexander Dumas ist, gleich Victor Hugo, durch seine skandalösen Dramen am meisten in Ruf gekommen. Jetzt hat er ein Bändchen unsittlicher Erzählungen, betitelt Les Souvenirs d'Antony in die Welt geschickt, und damit von neuem bewiesen, daß der Kritik und Autorität mit gleicher Frechheit die Stirn zu bieten weiß. Diese Souvenirs sind allerdings seines Antony ganz würdig.

Die erste Erzählung spielt in Neapel, während es von den Franzosen besetzt war. Man hatte auf den Kopf einer Banditen-Hauptmanns, der die Umgegend verheerte, einen Preis gesetzt. Zwei Bauerknaben, gar liebenswürdige Kinder (sie werden durchgängig mit dieser Benennung genannt), finden den Räuber schlafend; sie erinnern sich, wie sie einmal ein Schaaf schlachten gesehen, schneiden dem Schlafenden die Kehle ab und schleppen den Kopf in einem Taschentuche nach der Stadt, wo sie eine Belohnung von dreitausend Dukaten empfangen. Mit diesem Gelde in der Tasche, halten sie ein tüchtiges Mahl, tanzen sich Kleider und fangen dann eine Spieler-Carrière an. Beim ersten Glückenspiel auf den Straßen avantiren sie bald die zur Faro-Bank, die ihnen am Ende nur 300 Dukaten übrig läßt. Zufällig fehrn sie eine schöne Dame in ein prächtiges Haus gehen. Sie lassen ihre Bewunderung laut werden. Ein Kuppler erbietet sich, ihnen die Gunst der Dame für 500 Dukaten zu verschaffen; sie sagen Ja, und lassen sich um die bonne Fortune mit einander. Der Glückliche wird heimlich in das Zimmer der Gräfin geführt. Diese schreint auf einen Besuch nicht vorbereitet: sie streckt vor Bestürzung den Arm aus, um an der Klingel über ihrem Haupte zu ziehen; der Knabe springt aber voll wilder Lust herzu und „nagelt ihre Hand mit seinem Dolche an die Mauer." Die Wunde macht die Unglückliche für die Gesinnung, und so erreicht der dreimonate Knabe seinen Zweck. Dann entfleidet er mit seinem Kameraden, und Beide entrollern sich derselben Räuberbande, deren Hauptmann sie ermordet haben. Eine Belohnung wird demjenigen angeboten, der ihren Aufenthalt entdeckt; sie werden verrathen; der Eine büßt mit dem Leben, der Andere aber rettet sich in Begleitung seiner Geliebten und ihres Säuglings auf ein unzugängliches Felsen-Eiland. Dort werden sie von Truppen umzingelt — der Hunger zwingt sie, die Flucht zu wagen — das leiseste Geräusch kann ihnen verderblich sein — der Säugling ächzt und wimmert — die Mutter erstickt ihm den verletzten Laut ihrer Brust — jetzt schreit das Kind laut, da es keine Nahrung findet — der Vater packt es in seiner Verzweiflung an einem Bein, schwingt es über seinem Haupte und zerschmettert ihm den kleinen Schädel an einem Baume — die Mutter wägt ihren Kummer hinunter — die Rettung ist vollbracht! Sobald Mann und Weib nach einem sichern Orte ge-

*) Aus der Quarterly-Review. Die hier von sammarischem Progeß, der hier den Französischen Schriftstellern gemacht wird, wird wohl kein billig denkender Deutscher Leser unbedingte gutheißen. Die Parteilichkeit des Urtheils liegt schon darin, daß die Strenge als in der Anwendung derselben, und der Angeklagte wird darum auch noch das Richtige herausfinden.

Digitized by Google

lanzt sind, überläßt sich der Bandit dem Schlafe und läßt die unglückliche Mutter Wache halten; sie benutzt diese Gelegenheit, um den Mörder ihres Kindes zu morden. Das abgeschnittene Haupt bringt sie in ihrer Schürzt dem Französischen Kommandanten des Distrikts, der ihr 3000 Dukaten auszahlt. — Vier Jahre später starb in dem Kloster Santa Croce zu Rom eine Nonne im Geruch der Heiligkeit. Von ihrer Geschichte hatte man sonst nichts erfahren können, als daß sie eine Kalabresin war. Sie hatte sich für die Summe von 3000 Dukaten in das Kloster einkaufen lassen.

Die zweite Erzählung spielt in Paris, wir uns der Verfasser deutlich genug zu verstehen giebt. Ein Herr Eugen sitzt eines Nachts in einem Bierhaus-Kabriolet über den Pont-Neuf, wo sich eben Jemand ins Wasser stürzt: er eilt zur Stelle und rettet mit großer Gefahr eine junge Dame, die ihr Dasein in der Seine enden wollte. Sie war schwanger, und ihr Geliebter, Alfred, ein Freund Eugen's, hatte sie verlassen. Eugen nimmt die Gerettete mit sich nach Hause und läßt ihren Vater kommen, einen alten Capitain Napoleon's, der seit 1813 nichts als Mißgeschick erfahren hatte. Am nächsten Morgen hatten Alfred seinem Freunde Eugen einen Morgenbesuch ab. Dieser führt ihn zu seiner großen Verwunderung in das Zimmer, wo sein Opfer liegt. Die Unglückliche ist erst halb wieder aufgelebt und immer noch in Gefahr. Plötzlich erscheint auch ihr Vater — er steht Alfred am Bette seiner Tochter — er packt ihn bei der Brust und ist im Begriff, ihn zu erdrosseln; aber Eugen wirft sich dazwischen und durch seine Vermittelung wird ein Duell zwischen dem Vater und dem Verführer verabredet, das noch an demselben Abend im Boulogner Wäldchen vor sich gehen soll. Die Beiden schießen sich, und der alte Offizier fällt, von seinem Gegner tödlich getroffen. Eugen übernimmt für ihn die Rache, sticht mit Alfred wo anders und erstem Degen durch den Leib. Um nun seinem ritterlichen Charakter die Krone aufzusetzen, heirathet er die Tochter Napoleon's, die sich dem Tode so nahe gerungen hatte, und ungeborenen Kindes!!!

Zwei andere Erzählungen des Herrn Dumas sind weniger empörend — eine fünfte aber ist so gräulich, daß wir nicht einmal ihren Haupt-Inhalt ohne Verletzung des Anstandes erzählen können. Man erkennt Herrn Dumas's geistlichen darauf hinzuarbeiten, daß alle seine saubereren Produkte so wenig als möglich den Charakter bloßer Fictionen tragen — er webt eine Menge eigener Erlebnisse mit ein und stellt sich überhaupt so, als wäre er von Allem selber Zeuge gewesen.

Jetzt kommen wir zu dem gewandertsten, feuchtdarsten und volksthümlichsten der ganzen Bilderschaft, Herrn von Balzac. Von ihm haben es nur auf dem literarischen Kirchhofe seiner Werke zu thun, so können wir Vieles zum Lobe und mindestens eben so viel zum Tadel des Herrn Balzac sagen. Er entfaltet großes Talent in örtlichen Beschreibungen, verschwendet aber dieses Talent gar oft an läppische Kleinigkeiten. Dann und wann gelingt es ihm, das Interesse sehr zu spannen; aber die Knoubelschürzung und das Entwirren derselben ist seiner Begebenheiten zerstören auch alles Interesse wieder. Er ist oft elegant und bisweilen pathetisch; aber sein Haschen nach Pathos macht ihn noch häufiger weinerlich und bombastisch. Hier betrachten wir Herrn Balzac nur von einer Seite, die uns über das sittliche und soziale Leben in Frankreich Aufschlüsse giebt; und in dieser Beziehung ist er eine große Autorität, selbst wenn seine Aussagen Lügen sind, sondern weil er selbst sie den treuesten Schilderer des Privatlebens und der jetzigen Gesellschaft gitten will, und weil auch das Publikum ihn dafür erklärt. Die Titel seiner vornehmsten Schriften — Scenen aus dem Privatleben, Scenen aus dem Pariser Leben, Scenen aus dem Leben in der Provinz, Denkmen des Pariser Lebens — sind ein Beweis, daß Herr Balzac sich darauf zu geben.“ Auch hat der Herr von Balzac seine Schriften geordnet, — dieses sittliche Attribut zeigt dem vierten Bande der „Scenen aus dem Pariser Leben“ angehängt ist. Dieser Anonymus nennt den Verfasser nicht blos einen der genialsten Schriftsteller, die jemals gelebt, sondern auch den vertrauten Sittenmaler und vor Allem einen der ernsten Moralisten unserer Zeit. Der Artikel geht so weit, daß er wahrhaft komentatorisch zu bemerken sucht, daß die verschiedenen Werke unter einem auch der Allegat-Leser nur eine Reihe zusammenhängender Erzählungen von dem gewissen und sinnlichsten Charakter in ihnen sähe — in der That ein tiefer und wohl durchdachter Kursus der Moralphilosophie, der mit den erhabenern Titel Etudes sur les moeurs belegt zu werden verdient.

Betrachten wir nun dieses gerühmten Moralisten Ansicht von der Gesellschaft, in welcher er lebt, und die er mit so überlegenem Geiste schildert.

Herr von Balzac hat, wie jener Panegyriker uns berichtet, alle seine vor dem Jahre 1830 erschienenen Werke der Vergessenheit übertiefert. Nota bene! das ist ein Zug seltener Bescheidenheit; denn vor 1830 waren bereits 14 Balzacsche Novellen, jusammen 25—30 Bände umfassen, aus Licht getreten! Anfangs wagten wir nicht, womit wir eine so unbedingte Aufopferung so großen Ruhmes motiviren sollten; denn die uns bekannt gewordenen ältesten Schriften des Verfassers waren, unseres Dafürhaltens, zum Theil noch bessee, als seine neuesten Produktionen. Bald aber wurde uns klar, daß Herr von Balzac vor der Juli-Revolution seine Schriften durch den Zwang der Ereignisse bewogen fühlte und jetzt nur auch Werken bewirbeit sein will, in denen er die Schwingen seines Genius gefesselter entfaltet. Wirklich war eines seiner ältern Werke, der Vicaire des Ardennes, welches 1822 unter dem angenommenen Namen St. Aubin erschien, auf Befehl der damaligen Regierung unterdrückt worden.*) In dem Vicaire des Ardennes sind ein Jüngling und ein junges Mädchen, die sich für Bruder und Schwester halten, sterblich in einander verliebt, während eine Dame von hohem Rang für den Jüngling, der, wie sich später ausweist, die eigener unrechtmäßiger Sohn ist, nicht weniger glühende Liebe hat. Höchen dieses gehäufte Imbroglio mit der Zeit dadurch gelöstet wird, daß die Mutter des Jünglins als ihren Sohn erkennt und die jungen Leute nur als Vetter und Base sich erweisen: so ist dies gleichwohl nur ein klüglicher Erfolg für all das Ausstehe, was verausgabt und sollt. Jedermann weiß, daß die Ehe eines Priesters in der katholischen Kirche nicht blos null und nichtig, sondern ein sehr gehäftes Sakrilegium ist; und der junge Mann hat einen, am seine Leidenschaft für die vermeinte Schwester zu heilen, die priesterliche Weihe genommen: kann aber erfährt er, daß sie seine Braut ist, so eilt er, sich mit ihr zu vermählen, und widerlegt den gegenbuten Verdacht, daß er Priester sey, durch einen feierlichen, am Altare geleisteten Eidschwur!! Endlich aber kommt die Wahrheit an den Tag: das arme Mädchen, das eine solche Heirath für sündhafter hält, als die Unzucht selbst, stirbt vor Kummer, und die Mutter des Jünglings vor Gewissensreuen. Aus den Skandal zu vollenden, erweist es sich endlich, daß die Sohn die Frucht verbotenen Umgangs mit einem Bischof war!!

Bald nachher publizirte Herr von Balzac eine Fortsetzung dieses saubernen Romanes unter dem Titel: „Annette et le Criminel.“ Des Schicksals seines Vicaire eingedenk, vermeidet er hier wenigstens Blutschande, Ehebruch und Sakrilegium. Eine junge Heroine entkommt in nächtlicher Leidenschaft für einen rohen und brutalen Piraten, der, nach der Chronologie dieses und des vorhergehenden Romans zu urtheilen, schon einige sechzig Jahre zählen muß, und zu diesen reizenden Attributen Säbelbeine, eine fuchtige Nase und ein derbliges Schnaubart aufbören. Diese seltsame Verbindung endet mit einer Katastrophe voll Blut und Entsetzen, wie man sie in den schauerlichsten Jahrbüchern in den civilisirten Frankreich nicht erwarten sollte.

Das erste Werk seiner neuen Aera ist die Peau de Chagrin*) deren wir nur kurz gedenken wollen, da in diesem Romane das Uebernatürliche die Hauptrolle spielt. Ein junger Mensch, der seinen hohen Wirwig an Spielschulden vertan hat, sieht den Entschluß, sich ohne Gnade ins Wasser zu stürzen, allein der erste Versuch mißlingt, und so verschiebt er die Katastrophe auf die nächste Nacht. Mittlerweile geht er in eine der Kuriäten-Boutiquen, die den Quay Voltaire zieren, und verschafft sich dort — gegen Verpfändung seiner Seele — eine magische Haut, die die angewendete Eigenschaft hat, dem Besitzer Alles zu gewähren, was sein Herz begehrt. Jeder Wunsch erfüllt aber mit jedem neuen Wunsche verringert sich die Kraft der Haut, und dann hat sein Besitzer die erquickliche Aussicht, daß er endlich unfehlbar des Trufels Eigenthum wird. Abstrahiren wir von der Abgeschmacktheit einer solchen Idee, so fehlt es dieser Geschichte allerdings nicht an einem gewissen Interesse; allein sie ist klaffisch behandelt und verdient nur insofern einer Verwähnung, als sie von dem allgemeinen Sittenverderben eine Besonderheit des Zeugnis giebt. Zunächst kommt nun die lange Reihe derjenigen Produkte, welche Herrn von Balzac's Bewunderer die Etudes sur les moeurs nennen — die Scenen des Privat-, des Pariser- und des Provinzial-Lebens, von denen wir 12—14 Bände besitzen. Wir betrachten diese Schriften in chronologischer Ordnung: einmal, weil es ihre Verfasserin heißt: wenn irgend etwas sie kurpissimus; und zweitens, weil wir so jedem Verdacht, eine schlechte Auswahl getroffen zu haben, am besten niederschlagen können.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérans germains. — Von Fauriel. 4 Bde. 32 Fr.

Histoire des lies Sandwich et de la mission américaine depuis 1820. — Aus dem Englischen übersetzt.

Histoire générale de l'église, pendant le XVIIIe et XIXe siècle. — Von Henrion. Th. I. 7 Fr.

Ouvrages historiques de Polybe, Hérodien et Zosime, avec notices biographiques. — Von J. A. C. Buchon. Erste Abtheilung. 5 Fr.

Cours de politique constitutionnelle. Par Benjamin Constant. Nouvelle édition, mise en ordre et précédée d'une introduction, par M. J. P. Pagès (de l'Arriège). — Bände 1 u. II. 4 Bde. 20 Fr.

Le Ministère de M. Thiers, les chambres et l'opposition de M. Guizot. — Von Capefigue. 7½ Fr.

Question d'Orient. — Von Th. Bowyer. 3 Fr.

Belgien.

Rifard's Belgischer Reise-Erinnerungen.

II. Verviers — Shakespeare und Racine.

In einem leichten Landwagen fuhr ich nach Verviers, einer kleinen, volkreichen, blühenden Stadt zwei Meilen von der Preußischen Gränze und vier von Aachen, nach Verviers, welches das Eldorad Belgiens und der Schrecken der Französischen Prohibitiv-Männer in Betreff fremder Tuche ist.

Ich hatte mich ins Kabriolet gesetzt, wie die reisenden Engländer und überhaupt alle fahrende Literaten, um etwas zu sehen, um die Aussicht besser zu genießen und alles Vorkommende gründlicher einzunehmen, und wohl zu merken mit geringerem Kosten; aber leider war nichts zu sehen als Regen, und an den beiden jungen Männern, die mit mir im Kabriolet saßen, hatte ich auch im Punkte der Unterhaltung keine besondere Acquisition gemacht; es waren ein Paar geschickte Waffenschmiede — all meine Hoffnung, über ihre Profession, ihren Verdienst,

*) Bekanntlich hatte Herr v. Balzac seine ältesten Werke jetzt den neuen unter den angenommenen Namen Orfère de St. Aubin drucken

*) Deutsch unter dem Namen „Die Eselshaut“ erkannt.

Digitized by Google

die Feuerschrifte ihrer Fabriken etwas von ihnen zu erfahren, all mein Bemühen war eitel und umsonst. Auf echt Französische Manier begann ich meine Leute anzudohren, dickte ihnen auf den Leib wie ein dreadschiedener Minister, der à la Bonaparte sagt und keine Antwort kriegt — ja, nein; nein, ja — und damit Punktum; weiter war kein Wort aus ihnen herauszubringen; sie schienen nicht Lust zu haben, einen Unwillenden aufzuklären, rauchten ihre Pfeife, übrigens guten Tabak, den sie um ein Billiges haben, und führten in ihrem Wallonischen Patois ein Gespräch mit einander, das gar nicht übel, und in dem sie mit Provinzialismen Wörtern, mit industriel, mit propriétaire und exploitation um sich warfen, daß einem angst und bange wurde. Auf der Hälfte des Weges stiegen sie ab und schlugen einen Seitenweg nach einem Dorfe ein, das die dritten Nebeiter für die Lüttricher Gewehr-Fabriken liefert.

Spät Abends kam ich in Verviers an; beim Schein der Gaslaternen schien es mir eine hübsche; fauber gehaltene, geschmackvoll gebaute Stadt zu sein, wenigstens die Hauptstraße. Die Gasbeleuchtung giebt den Städten ein durchaus festliches Ansehen. Wie man so in Verviers einkehrt, hätte man glauben können, es finde eine Illumination statt, oder jedes Haus, an dem Laternen angebracht sind, sey ein Hotel oder ein Café.

Offenbar nimmt sich Verviers Abends bei Gasbeleuchtung am vorteilhaftesten aus. Am Tage erblickt man eine lange breite Straße, deren Häuser genau das Verhältniß der Verbreitung der Glückesgüter in der Welt darstellen; auf ein reiches, fürstliches Haus kommen immer zwanzig armselige. Als ich Morgens wieder hinaustrat, ging es drunter und drüber. Am Ende dieser langen Straße befindet sich ein kleines Theater, in der Größe und im ganzen Neuschnitt gerade der Madame Saqui ähnlich, mit einer Promenade davor, die mit Bäumen bepflanzt ist. Ich begann meine Wanderung durch die Stadt, obwohl der Regen die Nacht über nicht aufgehört hatte; ich ging nach dem Dom, der nicht viel besser ist als eine Dorfkirche, aber ziemlich voll war von Andächtigen, die in ihrem Sonntagsstaate fast sämmtlich von Regen trieften. Solch eine Frömmigkeit lasse ich mir noch gefallen, die ist noch selber Art. Bei einem Uhrmacher, der in der Nähe seines Hauses stand, erkundigte ich mich nach der Briefpost: „An Einissement de la rue", gab er mir zur Antwort. Gerade so, wie sich Einissement und Sau nicht verschieden, ist der Unterschied dieser Provinzen von Frankreich beschaffen. Sie sind eine leichte Modification von Frankreich, aber doch immer Frankreich.

Mit Entzücken las ich über dem Stadthause in schönen und edlem Französisch, dem Französisch des Jahres 1789, die Inschrift: „Depuis lichtet, dort und dort". In diesen wenigen Worten ist Alles enthalten, was es Bemerkens einfallen, diese Worte erst über ein Haus zu setzen: sie wiederen dort so klingen, wie: „Um zwölf Uhr Mittags ist es Tag."

Der Regen wurde so stark, daß ich in meinem Gasthof zurück mußte. Wahrhaftig, der Regen ist eine Strafe, ein Jammer, und nicht sind die Dinge dieser Welt nur im milden Strahl der Sonne. Erst die Sonne giebt einer Landschaft Sinn und Seele; eine Reise ohne Sonne ist ein Exil bei Nacht. Was nun anfangen in einem Gasthof hinter diesen Bergen von Schiffstein, die zum Entsetzen für einen minder ausgeruhten Magen eine nach der anderen verschlungen werden, zu Kurz weil und Verkürzung; unter diesen gütern Einwohnerschaften, wie den eigentlichen Kern, die substantielle Grundlage bilden für alle Wirthshäuser in der Welt, diesen Spießbürgern Gesellschen, vor denen die Schlafstein aufgespannt stehen, daß der Tisch brechen möchte, diesen kleinen dicken Raufmannsfrauen, die im eigenen Hause so ökonomisch sind, so nach der Gesellschaft lechzen, hier aber an der table d'hôte mit den Männern um die Wette essen, weil die Gerichte einmal bezahlt sind? Was hier machen? Träumen, sich der Schnsucht nach den Steinigen hingehen, der Empfindung, das niegend weites Weidens ist auf dieser Welt, ohne ans Fenster treten und den Zug der Wolken nachsehen, Wünsche und Gedanken ihnen nachsenden, wenn sie zuletzt Heimath zugetan — vielleicht sich auf Stunden über sich selbst hinaus, wo man ohne Stimmen im Nebenzimmer mit einander sprechen, ein Mann mit seiner jungen Frau, die sich die Langeweile einander zu vertreiben, über das schlechte Wetter sich durch Lektüre zu trösten, für den Spaziergang, um den sie gekommen, durch Lesen zu entschädigen suchen — ohne gleich nach Bücher schreiben, Lamentable Briefe, und dann später den Leuten Worte im Munde des Lebens und der Gesellschaft für breitere und essentielle feine Zeit finden — nach den Langeweiligkeiten in der Stadt im vollen Regenguß herumzulaufen, wie ein elendes Thier, muß, der nur eine Stunde Zeit hat, unter einem gebrochenen Schirm, die über die Knöchel im Wasser watend, als wäre man förmlich dazu wie zu einem Geschäft verurtheilt — das kann nur ein Engländer, der wenn sich ein gebürtiger Landesgen über ihn erbarmt. Das einzige Rettungsmittel in solchen Fällen ist und bleibt Lektüre, obwohl man sich nicht gern dazu bequemt. Denn nicht um zu lesen ist man gekommen, sondern sehen will man, sehen, sehen. Gleichgültig, unwillig gleiten die Augen anfangs über das aufgeschlagene Blatt, nach und nach fangen sie an, hasten zu bleiben, und der beschwichtigte Geist nimmt endlich gern die süße Entschädigung an für Fernen, die einmal nicht zu haben sind. So tat ich ein Stückchen in meinem Sallust, den ich mit dem Shakespeare als treue Gefährten mit auf die Reise genommen — und schlug dann den Lutzeren, gerade den Anfang des Othello treffend, auf, des Stückes, das man so tretlich bewundert und gepriesen, und das so unverständlich, nur Racine herabsetzen, der wohl mit Shakespeare zusammen darüber lächelt, wenn nur die großen Plätzner in der Ewigkeit noch Notiz nehmen von dem, was die kleinen Leute hier unten von ihnen sagen.

Was ich immer auf gleiche Weise sowohl bei Racine als bei Shakespeare bewundert habe — eine Zusammenstellung, die seltsich den fanatischen Verehrern Shakespeare's als eine Blasphemie erscheinen wird — das ist, daß Beide uns in ihren Leuten viel mehr Charaktere als Situationen vorführen. Es sind ganze volle Menschen, die sie schildern, mit Armuf und Kopf, Händen und Füßen, die da leben und leben, keine Abstractionen mit Menschen-Gesichtern. Othello, Jago, Hamlet, Lear, Lady Macbeth bei Shakespeare, Bajazet, Mithridat, Agrippina, Athalia, Nero bei Racine sind Alles Gestalten, die vor der Situation, in die sie der Dichter bringt und in welcher sie sie uns vorführt, ein Leben, eine lange Geschichte gehabt haben — mit einem Wort, es sind inhaltvolle Menschen, mystische Geschichten, die in Fülle der Daseyns ausgeflattet sind. — Man nehme die Voltaire'schen und die meisten Heiden Corneille's aus ihrer gepannten, poetisch-unterhaltenden Situation, aus diesem Zustand der Krise, in dem sie übrigens höchst dramatisch sind, heraus, entkleide sie ihres salbenreichen Prunkgewandes, und man wird nicht recht zu sagen wissen, was man übrig hat von ihnen, was sie sind, was sie werden sollen und wollen. Sie werden nicht viel übrig, wenigstens nicht von denen, die aus Leben geblieben sind; von ihrem früheren Leben erfährt man so viel wie nichts, aus dem gegenwärtigen Moment, in dem sie uns erscheinen, geht nichts dahinter bervor. Wenn sie nicht einen historischen Namen hätten, der es uns kund tönt, so würden wir sie für personifizierte dramatische Abstractionen nehmen, aber gar nicht für Menschen. Allen diesen Theater-Gestalten fehlt, wenn es an, daß sie nur dazu geschaffen sind, als Träger irgend einer allgemeinen Idee zu dienen, eine Leidenschaft durchzuführen und dann zu sterben — bei denen Shakespeare's und Racine's dagegen drängt sich dem Zuschauer oder Leser unwillenlos die Empfindung auf, daß sie schon viel gelebt haben vor der tragischen Verwicklung und Katastrophe und durch eine ganze Vergangenheit darauf vorbereitet sind.

Was ich ferner oben so sehr, und zwar wieder an Beiden, stets bewundert habe, das ist die echt wiederweile Freiheit, die vollkommene Unabhängigkeit, die beide Dichter ihrem Publikum gegenüber in allen Punkten von Wichtigkeit behaupten. Die kleinen Konzessionen, die Racine's eigene Zeit, der Geist der unendlichen Etikette Ludwig's XIV. und seines Hofes machte, sind keine Zustanz dagegen, eben so wenig wie dieser Ruhm durch die Geringfügigkeiten, in denen der große Shakespeare, vielleicht unfreiwillig genug, dem ungeschlachten rohen Geschmack seines Parterre nachgab, geschmälert und dreinträchtigt wird; diese Dinge sind das Zufällige und Vergängliche an ihren Werken, so wie an den Kunst überhaupt, das, was der Mode angehört, mit dem Genie des großen Dichters in keiner wesentlichen Verbindung steht, was das ganze Verdienst und die ganze Stärke derer ausmacht, die für den Tag schreiben, und mit der Mode der Vergessenheit eher der Rumpelkammer und dem Trödel anheimfällt. Punkte von Wichtigkeit, das, wenigstens anfommt, neue ich jene Charakter-Zeichnungen, diese gewaltigen Abgrundthen, den Mithridat, den Nero, die Athalia, Racine's, den Othello, Hamlet, Brutus, Cäsar, Lady Macbeth, Shylock, Richard III. Shakespeare's. In diesen Schilderungen sind die Blicke der großen Dichter einzig und allein nur auf die ewige Wahrheit gerichtet gewesen, darin ist das menschliche Herz mit seinen Mysterien ihr Objekt gewesen, seine Größen, seine Schwächen, seine Tiefen, ihres Publikums; der ganzen Tagesmode um sich der vergessend, schufen sie diese Charaktere, diese echt menschlichen, wahrhaften für alle Zeiten und Geschlechter, sie die Vergangenheit nicht minder wie sie die Zukunft gilt und wahrhaftig, wie sie es sind vor den Augen Gottes, von dem die Theologie spricht, vor welchen er Jünglinge und Greisalter offen daliegt. Was wir benutzige auf unsere Vertreten sehen, ist, mit jenen ewigen Gestalten verglichen, höchstens nur ein Vieraus des Drama's — was wir von der Bühne heran hören, sind entweder die eigenen geistreichen Einfälle und Phantasien des Publikums, denen die Ohre angeboren wird, die geschichtlichen Personen ferner Epochen, die in ihrem Bild und Namen nur ein wenig bekannt sind, unterschieden, oder als in der Dichter selber, der bestimmte Herr N. N., den wir recht gut kennen, mit allen Schwächen und Rünken seiner Persönlichkeit, mit allen seinen politischen und moralischen Grillen, der unter verschiedenen Masken, die dann Charaktere heißen, auftritt und uns seine Meinungen und Ansichten durch seine Helden vortragen läßt.

Was mich Shakespeare und Racine den beiden angeführten Seyfagen erfolgt, und bei Shakespeare, der nicht unter dem Zwange der strengeren Standesten Regel von den drei Einheiten stand, in einem noch höheren Grade, ist: daß seine Figuren sich in steter Entwickelung vollkommen erfüllten, und die Schicksal durchaus aus ihrem Charakter folgt. So Othello, Desdemona, Jago, Desdemona und Othello, weil er bei seiner Eifersucht, über das jugendliche Alter hinaus, ein Mohr, ein junges Provinzialisches Mädchen geheirathet hat; Desdemona, weil ihr die Liebe gegen ihren Vater gestellt, verletzt und sie ihn betrogen hat; Jago, weil er Dinge um sich herum sah Leben genug hat, die mächtiger und schneller sind als alle seine Ränke, Othello und Desdemona wirkt man Abscheu, weil ihr Verhältniß gestört ist, weil sie, und sie nur sterben, weil sie zu beid, zu leidenschaftlich geliebt haben. Auf Jago allein trifft aller Fluch, weil sein Verbrechen größer ist als eine Strafe. Der Vorhang fällt, und in der Moral, in dem gleichsam verklärten Geiste des Stückes, tritt uns Shakespeare's Poetik entgegen, heiter und Achtend, als wäre nichts geschehen. Jeder seiner Gestalten ist ihr Recht gewachen, und ihm, dem Philosophen, dem Dichter, dem scharfsinnigen Betrachter der menschlichen Schicksale und der Verhängnisse des Lebens, die unaussprechliche Lust, sie zu einem wunderbaren tiefbedeutungsvollen Spiele verwebt und ihr die Gebrinnig in ihrer Melodie der Verse und in wusterblichen Bildern und vertraut zu haben.

Bitten, in der so oft und von illitten Stelle, in der es von den Weltbildern der Lektüre, der Bücher spricht — nobiorum rustionatur, peregrinantur, etc., hat noch vergessen: daß sie uns die Steine der Lauen und Penaten in den Gemüthen erstören, daß sie den Regen in schönes Wetter verwandeln, uns in die Welt der Feen emporbeben, wo der Himmel ewig blaue ist und die Sonne nie unterget; daß sie uns unsere ferne Familie auf Momente vergessen machen, uns den Tyrannei des Körpers beseiten und uns als ätherare höhrische Ge-

Digitized by Google

nien zur Seite stehen in den widerwärtigsten und unerträglichsten Stunden der Reise, in Stunden, wo man nicht weiß, ob man angekommen oder abgereist, in Bewegung oder in Ruhe, an einem Ziele oder noch auf den Füßen ist — Stunden, ach! wie die, in denen ich diese Zeilen schreibe.

Portugal.

Ein Nachtquartier auf dem Feldzug in Portugal.

(Aus dem Tagebuche eines Deutschen Offiziers in Portugiesischen Diensten.)

Es war stockfinstere Nacht, der Regen rauschte oder stürzte vielmehr in Strömen herab; an obligaten Blitzen nebst Donnern fehlte es auch nicht, das Erdreich war von dem vielen und heftigen Regen so weich, daß wir nur im Schritte reiten konnten; drei Tage hindurch hatten wir fast jeden Tag mit der Nachhut des Feindes Scharmützel bestanden, und was das Schlimmste war, auch unsere Magen hatten ihrem Feinde, dem Hunger, bedeutende Treffen geliefert, und denna sie aber nicht immer so flegrisch herumgezogen waren, als wie aus den unsrigen. Der Unterstoffizier, welcher dicht hinter mir ritt, ein Andalusier, hatte schon seit einiger Zeit Verschiedenes vor sich hin gemurmelt und gebrummt; jetzt aber konnte er es nicht mehr aushalten, und plötzlich brüllte er im tiefsten Baße: „Ay, caraja de cien mil demonios, que lanzlore es aslim que tengo yo; valga me la Santa Trinidad! (Tausendsakrament! Ich kann es vor Hunger und Durst kaum mehr aushalten.) Mein Pferd, ein Andalusischer Hengst, war es nun eine Anwandelung von Nervenschwäche bei diesem höchst rohen Zlucker, war es Patriotismus dem Andrhen vaterländischer Tbar, oder gefiehl es aus anderen mir unbekannten, im Pferde-Charakter begründeten Motiven — genug, mein Roß erschütterte mit einem Male einen ungeheuren Seitensprung, und als ich mich eben anschickte, darüber in Verwunderung zu gerathen, bemerkte ich, daß ich zwar noch im Sattel war, daß aber dieser Sattel mitsammt dem Pferde und dem Reiter in einem ganz Seite des Weges dessnlichen Graben eine Position, die man gewöhnlich Liegen benennt, eingenommen hatte. Ich war über diese Niederlage höchst betreten, aber weja half mir dies? ich zog also mit Mühe mein etwas geschwindrues Rein unter dem Pferde hervor und suchte dieses ichtere aus der wagerechten wieder in die lothrechte Stellung zu bringen, was mir aber durch Zureden, Streicheln und Zaum-Manipulationen nicht gelingen wollte; ich zog also den Säbel und versuchte dem unbeugsamen Widerspenstigen einige Hiebe. Diese, von unsanften Zuchtruthen begleitet; auch dies half nichts, da trat mir die Deutsche Geduld, ich brachte dem saul Gelagerten einige, wiewohl nur leise weitere Wunsch andeutende, Stiche bei, und siehe da, das Pferd sprang plötzlich auf, setzte den Graben hinan und drängte sich gewaltsam zwischen seine Kameraden in der Schwadron, welche überrascht durch Unterbrechung gerieben und den Einreisenden nun sich stießen. Durch einige Hiebe wurde dieser Anfeindr, wie manches andere, sehr glücklich gestillt, und wir zogen fürbaß.

Der Regen und das Gewitter hatten sich durch dieses irdische Intermezzo durchaus nicht stören lassen, und auch ich gerieth, als das Nachtlager noch immer sich nicht zeigte, in eine gelinde Verzweiflung und fluchte mitunter, wenn auch gerade nicht Cacajo, so doch ein mittelmäßiges: Caramba oder ein gewöhlicheres: Donnerwetter! — Endlich, endlich zeigte sich das ersehnte Ziel unserer heutigen Wallfahrt; wir sahen Lichter schimmern und setzten uns in Trab; doch als wir näher kommen, hören wir schon einen ungeheuren Lärmen und den Gesang:

As armas, o Lusos,
O ferro empunhemos.
Maria Segnada
Ao trono elevemos! *)

Wir waren sehr verwundert, die Lustigen hier zu treffen; bei ihren Betten angekommen, hörten wir, es seyen einige Compagnieen vom 3ten Regiment Caçadores (Jäger) hier, auf einem nahrrn Zußsteige hier angelangt, die Nacht über im Dorfe bleiben sollten. Schöne Aussichten auf Speise, Trank und Ruhe! Allein, was war zu thun? Wir mußten es uns so bequem machen, als möglich. Ich ward mit noch mehreren anderen Offizieren in die größte Bauerhütte einquartiert; auch saßen wir dort schon mehrere Offiziere von 3ten Jäger-Regiment, die uns freundlich demillkommenten.

Nachdem wir unsm Pferde selbst mitbesorgt und nachgesehen hatten, ob drei der Schwadron Alles in Richtigkeit sey, kehrten wir in unser Quartier zurück. Jetzt hatte ich erst Zeit, mich umzuschauen. Gerechter Himmel, welch ein Anblick! Die Fenster waren früher mit Papier bestlebt gewesen, jetzt aber gestatteten sie der Luft freien Eingang, und einige vorgehängte Mäntel verhinderten den Regen, von oben einzudringen; denn auf dem Flur der Stube, welcher nicht etwa mit Dielen oder Steinen bedeckt war, sondern aus dem Lehmboden des Erdreichs bestand, hatte das bereitgestellte Regenwasser bereits so gewirkt, daß wir bis an die Knöchel bei jedem Tritte versanken. Die Infanterie-Offiziere sahen auf einem aus zerschlagenen Packkisten zusammengeschlagenen Bettgestelle. Die nicht zu diesen Stühlen verdrauchte Holzerst brannte in der Mitte des Kreises als geselige Flamme, um welche einige auf Brettern und darausgelegten Tornistern sinnende Soldaten ihre Kochkunst zum Besten ihrer hungrigen Offiziere produzirten. Eine große Wachsterze, die wahrscheinlich noch einen Tag vorher in einem Klosters leuchter paradirt hatte, steht aber in einer bereiten, steinernen Weinflasche steckte, bildete den übrigen Theil der festsam düsteren Beleuchtung, welche mit den munteren Gesängen und Späßen der in der Hütte Befindlichen und dem wilden Toben und Fluchen der im Freien Umherlaufenden sonderbar kontrastirte.

Man reichte uns Neuangekommenen einige Bretter, auf die wir unsere Sättel legten und uns so niederstrckten. Der Infanterie-Lieutenant Philipp, ein eben so tapferer Soldat, als guter und beliebter Kamerad, machte die Honneurs. Es mangelte an Essbarem, und die Bäuerin (ihr Mann war entlaufen) wurde nochmals aus dem Bette gehebt, vor uns geführt und um Essen angegangen. „Nao tenho nada, Senhores“ (Ich habe gar nichts) war die Antwort. Da entbot der Lieutenant de Souza von unserer Schwadron einen in hiesiger Gegend gebornen Kavalleristen zu sich, welcher nach kurzem heimlichen Zwiespalt auf Entdeckungsreisen ausging. Bald hörten wir ein dumpfes Grüßen in einem Verschlage über unseren Häuptern; dann den Ruf: „Achado! Achado! (Gefunden! gefunden!) eines lauten Schrei und ein Gewimmer: „Par amor do Nosso Senhor e da Santa virgem.“ (Um unseres Herrn und der heiligen Jungfrau willen.) Das alte Weib wurde piöslich wie rasend, sie drohte uns mit den Fäusten und schrie unaufhörlich: „Filhos de puta! Filhos do diabel! o povero frayle, ihe nataraõ“ (S.... söhne, Teufelskinder, der arme Mönch, sie werden ihn todtschlagen). Emre unserer Soldaten, über die seinen Offizieren angethane Beleidigung erbittert, stieß wöthend, ehe wir es hindern konnten, die Alte mit dem Säbelgriff zur Erde, packte sie bei den Beinen und dem Kopfe und warf sie aus dem glückseligen Gewölbe durch die Fenster hinaus, mit den Worten: „Agora faz hum paaso nocturno pera ventãa, a velha puta“ (da macht die alte Bettel eine nächtliche Promenade aus den Fenster).

Gleich darauf erschien der Portugiesische Captain Roß mit seiner Entschädigung: einigen Weinflaschen, die wohlan und einem Wunsche, die glitterad dem Zob erwünscht. Wir brieben ihn aber guter Dinge sehr bereiteten ihm einen Sitz auf einem Soldaten-Sattel, auf dem er sich komisch genug ausnahm, und luden ihn zur Theilnahme am Mahl ein, wozu er sich auch nicht lange bitten ließ, sondern wackre mit zugrif Inquisitchen getrieben wir auf die Iter, einen Glühwein zu machen Wein, Orangen und Zucker hatten wir, aber weder Zucker, noch Gewürz. Während wir darüber sehr mißgestimmt waren, fragte der Mönch: „Dinculpam Vossas Senhorias, sómente hum momento?“ (Entschuldigen die Herren einen Augenblick?) entfernte sich und kam bald darauf mit einem ungeheuren Provisionskasten zurück, den er sehr gut vor stellt hatte und aus welchem er uns jetzt sehr freigebig das unserem Gelüsten Mangelnde darreichte, wesse ihm der Lieutenant Philipp in einer langen Rede, welche aus Latein, Portugiesisch, Spanisch, Franzöisch und Englisch zusammengesetzt war, dankte.

Als endlich Bacchus und Morpheus das Ihrige dazu beigetragen hatten, nus das klare Bewußtseyn zu nehmen, und wir Alle im tiefsten Schlafe dagaben lagen, ertönten plötzlich die Signale zum Satteln und Zusammen. Wir wachten auf, Keiner konnte sich zurechtfinden. Einer rannte gegen den Andrrn oder gegen die Mauern an, Manche fielen wieder nieder und schliefen ein, Andere suchten ihre Sättel vergebens und schwangen sich ohne dieselben aufs Pferd, kurz, es war ein fürchterliches Gewühl. Zum Glück hielten die Trompeten gleich wieder zurück, indem ein dünner Lärm, durch die Mauern verursacht, Alles in Allarm gebracht hatte. Hier uns in der Oberst in den kläglichen Zustande gesehen, es wäre uns sicherlich nicht zum Besten ergangen; so aber verschrieten wir ihn vermittelst unserer Couleage und der Thaten, die wir unsrerseits bei einem Ueberfall verrichtet haben würden; im Innern dingegen nahm sich Jeder vor, die Lehre, daß man im Bor- oder Nachtrab als des Siegwerns zu viel genießen solle, zu beherzigen.

Dr. W.

Mannigfaltiges.

— Ungarisches. Auf Kosten der griechisch-Magyarischen Societät erscheint jetzt ein von dem Professor Stephan Schedlicsin zu Pápa in Ungarn abgefaßtes etymologisches Werk unter dem Titel „Uebersicht der Etymologien, womit sehr viele Wörter der Ungarischen Sprache abgeleitet werden.“ Dieselbe Societät hat in ihren zu Ofen erschienenen Jahrbüchern die Nekrologe ihrer in den letzten Jahren verstorbenen Mitglieder und darunter auch einen sehr schätzbaren des Staats-Ministers, Freiherrn Wilhelm von Humboldt, abdrucken lassen. Die unter dem Namen Malwina bekannte Magyarische Dichterin Judith Talzy von Pathy ist am 15. April d. J. mit Tode abgegangen.

— Zeit-Aufsatz. Einer der berühmtesten Englischen Schriftsteller wurde kürzlich gefragt, wie er es möglich machte, so viel zu schreiben, da er doch von 10 Uhr Vormittags an stets unbeschäftigt und entweder auf der Promenade oder im Schooße seiner Familie und in Gesellschaft sey? „Weil ich nun drei Uhr des Morgens zu schreiben anfange“, war die Antwort. Eine ähnliche Antwort könnten einige der berühmtesten Englischen und Schottischen Juristen unserer Zeit ertheilen. Alle diese lernen schreiben nicht die Kunst, ihre Rrdrrei zu Stande bringen, wenn sie nicht um 4 oder spätrstens um 5 Uhr des Morgens aufständen. Wie kennen sehr viele Männer, die in der Gesellschaft einen hohen Rang bekleiden und mehrere tausend Pfund jährlicher Einkünfte besitzen, dabei aber doch regelmäßig, Sommer und Winter, um 4 Uhr aufstehen und obligiesselbst ein Dienst sich beizen, da ihre Bedienten nicht immer so pünktlich sind, wie sie. Unstreitig kann auch wohl mit Sicherheit behauptet werden, daß früh Aufstehen nicht bloß zur Gesundheit, sondern oft auch zu dem glänzenden Rufe eines Menschen, so wie zu seiner nützlichen und angenehmen Stellung in der Gesellschaft beiträgt. (Lond. Obs.)

*) „Zu den Waffen, Portugiesen! Laßt uns den Stahl ergreifen und Maria die Zweite auf den Thron erheben!“ Dies ist ein Vers aus einem neueren Portugiesischen National-Hymnus.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hahn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Mittwoch den 1. Juni 1836.

Frankreich.

Die beiden Tage.

Der 20. März 1811 und 1815.

Von dem Grafen Theobald Walsh.

Es war am 20. März 1811, als man in Paris einem großen, bedeutungsvollen Ereignisse entgegenharrte. Schon am Abend vorher wurde in einer Beilage zum Moniteur den Bewohnern der Hauptstadt die officielle Anzeige gemacht, daß Ihre Majestät die Kaiserin Marie Louise die ersten Geburtswehen empfunden habe. Die Kanonen des Invalidenhauses sollten sofort ihre glückliche Entbindung anzeigen, und zwar sollten hundert Schüsse einen Prinzen, einundzwanzig aber eine Prinzessin verkünden.

Der Morgen war herrlich; die „Sonne von Austerlitz“ erhob sich an einem unbewölkten strahlenden Himmel, als ob sie eben einen neuen Triumph zu bewirken sich anschicke. Ich befand mich in dem bevölkertsten Theile der Straße St. Honoré auf der Höhe von St. Roch; es war zehn Uhr; eine Menge von Fußgängern streifte überall umher, und zahlreiche Equipagen durchkreuzten einander unaufhörlich; am mich her war Alles Lärm und Bewegung . . . . Endlich ertönte der Kanonendonner; auf einmal entstand ein allgemeines Stillschweigen; Vorübergehende, Wagen und Karren, Alles stand auf einmal still, wie von einem Zauber berührt; einige Equipagen, die ihren Weg noch weiter fortsetzen wollten, wurden durch gebieterische und drohende Stimmen gezwungen, Halt zu machen. Alle Krämer und Portiers stürzten zu den Thüren heraus; die Fenster waren mit Köpfen überfüllt; mit Blitzesschnelle verbreitete sich unter der Menge jene instinktmäßige Aengstlichkeit, die Vorläuferin aller großen Volksbewegungen, bei denen die Eindrücke der Masse auf die Einzelnen zurückwirken und die Gewalt derselben unendlich vervielfachen. Auf allen Gesichtern war ein und dasselbe Gefühl, das Gefühl einer ungeduldigen und ängstlichen Neugier, oder vielmehr einer herzlichen Theilnahme zu lesen.

Unterdessen wiederholte sich der Kanonendonner, die Gemüthsbewegung stieg mit jedem Augenblicke; man zählte mit lauter Stimme, und so wie sich die entscheidende Zahl näherte, vernahm man einen immer heftiger werdenden Widerstreit unter der Menge. — Achtzehn! — Nein, fürchte, — Zwanzig, einundzwanzig! — Dreiundzwanzig . . . Kein Zweifel mehr! Ein lebhafter Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ drang mit Einem Male durch die Massen, die bis dahin voller Erwartung stumm und nahezu regungslos geblieben waren. Das, was unmittelbar unter meinen Augen vorging, wiederholte sich in demselben Augenblicke auf allen Punkten der weiten Hauptstadt; die Luft wiederhallte von dem gewaltigen allseitigen Freudengeschrei; es war, als wenn man das Himmelsgewölbe selbst erschüttern wollte. Man umarmte sich, man wünschte einander Glück, ohne sich gegenseitig zu kennen; man sang an, mit Eifer und Hitze das Ereigniß zu kommentiren, dessen Bedeutung und unberechenbare Folgen zwar nicht von Allen begriffen, aber doch wenigstens geahnt wurden. Der noch immer anhaltende Kanonendonner kündigte Frankreich und Europa an, daß die neue Dynastie begründet und daß die Bestimmung der „großen Nation“ eine Garantie mehr erhalten hätte. Der Wiederhall des friedlichen Kanonenfeuers sollte das benachbarte Englische Reich in Schrecken setzen, den Verbannten von Hartwell die letzte Hoffnung rauben und den Mächten des Kontinents die Ueberzeugung liefern, daß nun die Autorität des Soldaten-Kaisers auch für alle Zukunft gesichert sey.

In der That hatte Napoleon's Stern nie glänzender geleuchtet, als gerade jetzt. Wer hätte wohl damals an der Beständigkeit seines Glückes zweifeln sollen? Alles war ihm nach Wunsch gegangen, und erst in dem vergangenen Jahre hatte er die Tochter eines Römisch-Deutschen Kaisers an den Brautaltar geführt. Nie hatte Napoleon das Gefühl seiner hohen Bestimmung lebhafter empfunden, nie war ihm das Bewußtseyn seiner ganzen Gewalt in kräftigeren und wuchtigeren Zügen vor Augen getreten. An jenem Tage schien er den Anlauf zur allgemeinen Weltherrschaft zu nehmen, und nun ward ihm ein Sohn geboren, der sein Geschlecht fortpflanzen und seine Werke verewigen sollte!

Das ausgezeichnete Glück des größten Mannes der neueren Zeit hatte dem Nationalstolze geschmeichelt, die edlen Leidenschaften des Volks angeregt und den ehrgeizigen Träumen der Jugend ein unbegränztes Feld eröffnet. In den Augen der Menge hatte der Ruhm die Kraft, Alles als legitim zu stempeln und selbst den unterwürfigsten Gehorsam zu adeln. Die kalte, vorsichtige Vernunft und der ernste, uninteressirte Patriotismus wurden nicht gehört. Ihre Unglücks-Verkündigungen hatten, wenn sie auch schon einmal zu Worte kamen, wirft das Schicksal der denkwürdigen Worte der Trojanischen Priesterin. Der Kaiser hatte zu seiner Zeit alle wirksame Kräfte der Nation für sich; die Männer der Bewegung standen auf seiner Seite. Und sie hat wohl nie gemangelt, um einige Ideologen zum Schweigen zu bringen, die allerdings mit schwacher Stimme zu behaupten wagten, daß es bei dem Systeme, so fest es auch dem Anschein nach begründet sey, an einer reellen Basis fehle, daß der Mißbrauch der materiellen Gewalt gegen die Freiheit des Gedankens und gegen alle moralische Interessen seinen Bestand haben könne; daß die Ihrem keinesweges in dem Maße wie die Konföderirten unter die Zucht des päpstlichen Gehorsams zu bringen wären, eine Zucht, die übrigens von selbst ihre drohendsten Gefahren habe; daß man endlich in unseren Tagen mit der Gewalt des Schwertes nichts Dauerhaftes gründen könne. . . .

Versetzen wir uns nun nach derselben Tage vier Jahre später, nach dem 20. März 1815.

Die Zeiten hatten sich geändert. Der Kaiser hatte bereits seinen Stern erbleichen sehen, der Reiz war gewichen, die Ideen reiften heran, der Freiheitsdrang erwachte, und seit langer Zeit schon hatte der Bruch zwischen der Nation und seinem militairischen Oberhaupte begonnen. Nachdem er einmal aus seiner Stellung vertrieben worden, hatte er sie das Volk aufgeboten, der Mann der Schicksals zu seyn. Die Interessen Napoleon's waren fortan von denen Frankreichs geschieden, und der auf der Rückkehr aus Elba, von Cannes bis Paris, von einem Glockenthurm zum anderen fliegende Adler verkündete ihr nichts weiter, als das Faktum der materiellen Besitznahme des Landes.

Am 20. März befand ich mich von acht Uhr Morgens an auf den Straßen. In Paris hatte sich noch gar nichts verändert; nirgends eine neue Gestalt. Nur einige Königliche Freiwillige, die von ihren Chefs abgedankt oder von ihren in aller Eile in der Nacht aufgebrochenen Corps zurückgelassen worden waren, schlichen sich in aller Stille nach ihren Wohnungen. Sie waren unbewaffnet, aber bei Einem, die ihre Uniformen schmückten, vereinten sie der neugierigen übelgesinnten Menge. Ihre unruhige Haltung, ihre eiligen Gang bezeugten hinlänglich, daß die Hauptstadt in die Gewalt eines neuen Herrschers gerathen sey; in der That hatte Novize bereits die Verwaltung der Polizei übernommen, und der Kaiser wurde noch im Laufe des Tages erwartet.

Ich nahm den Weg nach den Tuilerieen; der Zugänge waren die und fünf. Durch schwache Rathgeber hintergangen, durch die Vorspiegelungen einer ohnmächtigen Partei, die ihm den wahren Zustand Frankreichs stets verborgen hielt, eingeschläfert und getäuscht, endlich durch seine eigenen Marschälle, Truppen-Chefs und andere hohe Beamten, die sein Vertrauen zu erschleichen gewußt, schändlich verrathen, war der unglückliche Ludwig XVIII. in aller Eile in der Nacht vom 19. zum 20. aufgeboten, den er vermöge seines Geburtsrechtes eingenommen und den er, nachdem er ihn kaum ein Jahr lang im Besitze gehabt, ohne Widerstand dem fühnen Nebenbuhler überlassen mußte. Es war die bittere Frucht einer exagierenden, engherzigen und zweideutigen Politik, die ihm die von der Deklaration von St. Duen zu abweichende Einleitung zur Charte in die Feder diktirte hatte. Durch diese Einleitung hatte er sich den Geist der Armee entfremdet und die Mittelklassen, die ihre Interessen gefährdet hielten, weil ihre Gleichheits-Ideen verletzt worden waren, von seinem Thron entfernt. Als König der Emigranten, mußte er selber noch einmal emigriren, um etwas von seinen alten Vorurtheilen, wäre es auch nur das, daß die Monarchie Ludwigs XIV. die beste gewesen, zu vergessen und dagegen etwas Ruheres, nicht minder Wichtiges zu erlernen, daß nämlich Here von B. . . . . ganz unfähig sey, das Schicksal einer großen Nation zu lenken.

Unterdessen hatten sich die Straßen, die öffentlichen Plätze und die Boulevards mit einer unzählbaren Menge gefüllt, die aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt war und eben so verschiedenartige Gesinnungen zeigte. Die Vorfälle hatten über jene gesammte Bevölkerung ausgestandt, deren fremdartiger, abschreckender Anblick Jedem bekannt ist, der Paris in einer seiner politischen Krisen beobachten, wäre es auch nur aus dem Grunde, um die Menschen, die er dabei erwarten, zu vergessen und dagegen etwas Ruheres, nicht minder Wichtiges zu erlernen, daß nämlich Here von B. . . . . ganz unfähig sey, das Schicksal einer großen Nation zu lenken.

Unterdessen hatten sich die Straßen, die öffentlichen Plätze und die Boulevards mit einer unzählbaren Menge gefüllt, die aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt war und eben so verschiedenartige Gesinnungen zeigte. Die Vorfälle hatten über jene gesammte Bevölkerung ausgestandt, deren fremdartiger, abschreckender Anblick Jedem bekannt ist, der Paris in einer seiner politischen Krisen beobachten, wäre es auch nur aus dem Grunde, um die Menschen, die er dabei erwarten, zu vergessen und dagegen etwas Ruheres, nicht minder Wichtiges zu erlernen, daß nämlich Here von B. . . . . ganz unfähig sey, das Schicksal einer großen Nation zu lenken.

Unterdessen hatten sich die Straßen, die öffentlichen Plätze und die Boulevards mit einer unzählbaren Menge gefüllt, die aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt war und eben so verschiedenartige Gesinnungen zeigte. Die Vorfälle hatten über jene gesammte Bevölkerung ausgestandt, deren fremdartiger, abschreckender Anblick Jedem bekannt ist, der Paris in einer seiner politischen Krisen beobachten, wäre es auch nur aus dem Grunde, um die Menschen, die er dabei erwarten, zu vergessen und dagegen etwas Ruheres, nicht minder Wichtiges zu erlernen, daß nämlich Here von B. . . . . ganz unfähig sey, das Schicksal einer großen Nation zu lenken.

Unterdessen hatten sich die Straßen, die öffentlichen Plätze und die Boulevards mit einer unzählbaren Menge gefüllt, die aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt war und eben so verschiedenartige Gesinnungen zeigte. Die Vorfälle hatten über jene gesammte Bevölkerung ausgestandt, deren fremdartiger, abschreckender Anblick Jedem bekannt ist, der Paris in einer seiner politischen Krisen beobachten, wäre es auch nur aus dem Grunde, um die Menschen, die er dabei erwarten, zu vergessen und dagegen etwas Ruheres, nicht minder Wichtiges zu erlernen, daß nämlich Here von B. . . . . ganz unfähig sey, das Schicksal einer großen Nation zu lenken.

Digitized by Google

tationen. Man redete sich mit bekümmerter Miene an, man theilte sich mit schwacher Stimme traurige Ansichten der Zukunft mit; es war eine schreckliche, bedeutungsvolle Ahnung, die die Gemüther beunruhigte; die schauderhafte Beeorempfindung aller der widerwärtigen Ereignisse, die jene verhängnißvolle Rückkehr der Franzosen herbeiriefe, machte alle Herzen erbeben. Man bedauerte weniger die ausgewanderte Königs-Familie; denn so sehr diese auch persönlich geliebt wurde, so konnte sie doch nie zu einer großen Popularität gelangen, sondern man fürchtete vielmehr den, der eben wieder aufam; und zwar gewiß nicht mit Unrecht! Man hatte einen ausnahmlosen Krieg, einen Kampf auf Leben und Tod, oder wenigstens einen militairischen Despotismus vor den Augen, der sortan nur als ein unerträglicher Anachronismus angesehen werden konnte. Frankreich hatte in der That von der Frucht des Lebensbaumes genossen; denn gar Viele, wie Paul Louis Courrier, hatten sich in die ocrroyrte Ebene gleichsam hineingelebt und waren mit ihr auch am Ende gar wohl einverstanden. An die Stelle trügerischer Täuschungen hinsichtlich der glorreichen Eroberungen und des Waffenruhmes waren gesündere, vernünftigere Ideen, reellere und dem Geiste der fortschreitenden Civilisation angemessenere Bedürfnisse getreten. Schon hatte man von besseren Zeiten geträumt und sich ein günstigeres Bild von der Zukunft des Vaterlandes ausgemalt: da kam die Katastrophe des 30. März, um auf einmal die Zukunft zu vernichten, mißtrauisch und blöde machen in Jedem.

Obgleich das Wetter herrlich war, sah man doch nur wenige Equipagen fahren, auch bemerkte man unter der Menge wenig Frauen von elegantem und auffallendem Aeußeren. Dasselbe aber zeigten sich Dienen im Ueberfluß, die Alle in der Hand oder am Gurte ein großes Bouquet Veilchen, als das Symbol der Wiedervereinigung, trugen. Die Grenadiere und die Reste mit Ehrenzeichen geschmückte Mütze, die man an ihrer triumphirenden Miene und an ihrer militairischen Haltung gleich als verabschiedete oder auf halbem Sold stehende Offiziere erkannte, trugen ebenfalls solche Bouquete in den Knopflöchern.

Am Nachmittage kam die Noant-Garde der Grenadiere der Insel Elba auf dem Carrousel-Platze an. Das steife, hochmüthige Wesen dieser alten Krieger, die düsteren und verachtungsvollen Blicke, die sie auf die Menge warfen, bewiesen hinreichend, daß sie in Paris als Sieger einzogen, und daß das Territorium von ihnen als erobertes Land betrachtet wurde. Als Trabanten eines Mannes hatten sie aufgehört, die Vertheidiger des Vaterlandes zu seyn, und erinnerten an jene ungeschlachten Prätorianer, die ihre Häuptlinge bis zu einem gar schlecht befestigten Throne bahnten. Sie wurden sogleich in dem ehemaligen Hotel Caumbaceres einquartirt, über dessen Eingang man an demselben Tage die Inschrift: Quartier der Braven setzte; allein gleich den Bogen dauauf riß man die Inschrift wieder abnehmen, weil sie zu Herausforderungen und Streitigkeiten zwischen den Grenadieren der Insel Elba und ihren Kameraden unter den Linien-Truppen hätte Anlaß geben, die durch die besondere Anzeichnung der Ersteren sich gewissermaßen beleidigt fühlten.

Ich ging nach dem Palais-Royal, kam daselbst aber bringe verscheucht; die Läden waren sämmtlich geschlossen. Indeß war ich Zeuge des einzigen Auftritts einer kühnen Hingebung, der einzigen Thatsache energischen Opposition, die an jenem Tage in der Hauptstadt vorkam. Es war ein Neger, der sich gegen einige Gendarmen und mehrere Bonapartisten wehrte, die ihn wegen royalistischer Aeußerungen nach der Wache schleppten. Er hörte indeß nicht auf, aus allen Kräften zu rufen: Es leben die Bourbonen! Nieder mit dem Usurpator! Nieder mit den Verräthern! Diese Worte, ausgestoßen von einem armen Afrikaner, vielleicht noch Sklave, war es, der vor den Augen des Triumphaters zu Gunsten des beleidigten Rechts die Stimme zu erheben und im Namen der vom Schreck betäubten Bevölkerung zu protestiren wagte; er übernahm es, das Öffentlich zu proklamiren, was alle Welt in der Stille sich empfanden. Vielleicht hatte jener unglückliche bisher von den Wohlthaten der verbannten Herrscher-Familie gelebt.

Als ich nach dem Carrousel, dem Central-zumte des ganzen Drama's, wieder zurückgekehrt war, drängte sich die Menge unter dem wiederholten Ausruf: Es lebe der Kaiser! um einen Mann zu Pferde, der die Kaiserliche Livree trug (Gallon und Gold). Es war sein Courier Montesquieu, der angeritten kam, um Napoleon's Ankunft zu verkünden. Man hielt mit Ungestüm sein keuchendes schäumendes Pferd an, und er verbreitete unter die, welche ihn zunächst umgaben, die wichtige Nachricht, die er mitzutheilen hatte. Er war mit Staub bedeckt, sein Gesicht leuchte von Schweiß; seine bewegten Züge, seine tonlos-dröhnenden Worte, kurz Alles bezeugte, daß er seinen Weg in der möglichsten Eile zurückgelegt. Kaum war er vom Pferde gestiegen, als er, von einer Gruppe eifriger Bonapartisten und vieler Neugierigen umringt, in das benachbarte Hotel wohr getragen als gestützt wurde. Die Scene war besonders wegen des auffallenden Kontrastes merkwürdig, den hier der überleidene Enthusiasmus einer Partei gegen das niedergeschlagene und traurige Wesen der andern bildete.

Der Kaiser hielt in der That des Abends gegen neun Uhr seinen Einzug; es war, als wenn er absichtlich die Nacht abgewartet hätte, um sich in aller Stille nach den Tuilerieen gewissermaßen durchzuschleichen. Er wollte den Eintritten und seinen Empfange ausweichen, den er, wie Rezige ihm vorher wohl angekündet, von dem achtbareren Theile der Pariser Bevölkerung zu erwarten hatte. Als er auf den Carrousel-Platz ankam, begrüßten ihn nur aus den unteren Reihen der Volksmenge die lauten Vivats. Aber als der Kaiserliche Wagen die Gitter-Pforte passirte, machte sich ein allgemeinerer und einstimmiger Enthusiasmus Luft. Kaum hatte der Kaiser den Wagenritt betreten, als ein Dutzend seiner eifrigsten Parteigänger ihn auf ihren Armen emporhoben und ihn mitten unter lauten Acclamationen im Triumphe bis in seine Zimmer trugen. An dem ernsten Blicke und an den düsteren Zügen Napoleon's aber war es leicht zu sehen, wie wenig er mit der ihm zu Theil gewordenen Aufnahme und besonders mit dem tumultuarischen Triumphe zufrieden gewesen. Der Kaiser, der keineswegs die populären Formen der Bürger-Könige liebte, wollte selbst die Beweise enthusiastischer Ergebenheit nur aus einer gewissen ehrerbietigen Entfernung dargebracht haben.

Am nächstfolgenden Tage nach seiner Ankunft richtete er folgende merkwürdige Worte an den General Haro: „Endlich bin ich wieder angekommen; die Sache hatte eben keine große Schwierigkeiten. Es handelt sich nun nur darum, mich für die Zukunft hier zu behaupten. Ich wiederhole zwar vor aller Welt, daß mir Frieden haben sollen, aber dem ist keineswegs so. Wir müssen dem Auslande die Ehre bieten; aber wie? Die Bourbonen haben mir meine Bürger verdorben; von Cannes bis hierher hat fast eine Million Bauern mir den Weg überlaufen. Wollte ich ihnen zu Gefallen die Priester und die Adeligen alle aufknüpfen und die Leute unter sie verbieten lassen, so würden diese Leute sie mich ins Feuer laufen; allein ich mag auch nicht das Hauptt meiner Feinde seyn. Es bleibt mir jetzt nur meine treue Armee übrig, auf die ich rechnen könnte. Verschonen wir es, so viel Verdruß als möglich aus derselben zu ziehen; an unsere Posten, General! Looszschlagen!“....

Hundert Tage später hatte das Schwert das verhängnißvolle Urtheil gefällt. Der große Artikel von Waterloo zog in Paris als Flüchtling ein und versteckte sich im Palast Elysee-Bourbon. Frankreich hatte bereits sein Schicksal von dem seines ehemaligen Beherrschers unabhängig gemacht, und die enttäuschte Bevölkerung sah mit derselben Gleichgültigkeit, die 15 Jahre später den unglücklichen Karl X. nach Ebenbourg begleitete, den geflüchteten Kaiser an Bord des „Bellerophon“ sich flüchten. (Bibl. Univ.)

Ein Englisches Urtheil über die heutigen Französischen Romane.

(Fortsetzung.)

Die erste von Balzac's Scenen des Privatlebens ist La Vendetta (die Rache). Die einzige Tochter eines Kreolischen Fremden von Bonaparte, den er vornehm und reich gemacht, besitzt sich gleichwohl als Pensionairin in einer Mutter-Schule, wo sie die Bekanntschaft eines pensionirten Offiziers der alten Armee macht, den sie, trotz aller Bitten und Ermahnungen ihrer Aeltern, heirathet. Die Abreisung der Aeltern gegen diese Verbindung entspringt, beiläufig bemerkt, aus einem alten Familien-Haß, den ein kürzlich erlittenes Unrecht von neuem angefacht hatte. Die junge Frau erwählt anfänglich sich selbst und ihren Gemahl mit ihrem großen Talent als Malerin — aber sie kommt allmälig aus der Mode, und jetzt bricht das Elend herein. Die Aeltern sind unterdessich; und so müssen denn Kind, Mutter und Gatte, Eines nach dem Andern, in dürftigkeit und Noth sterben. Ist das nicht Romane! Den bejahrten Aeltern kommt die Reue zu spät — die Mutter stirbt vor Gewissensbissen, und der Vater flieht zeigt einsam da in der Welt, um bald nachher, als Strafe für seine Grausamkeit, am gebrochenen Herzen zu verscheiden.

Das Moral der Vendetta scheint darin zu bestehen, daß Vater und Mutter eine wohlverdiente Strafe erleiten — diese Moral ist gut; aber Herr Balzac spricht sein Wort des Tadels gegen den Ungehorsam der Tochter, oder gegen das unverantwortliche Benehmen der sogenannten Hauptstadt des civilisirten Europa's aus, die eine bewunderte und hirbewunderte Künstlerin mit ihrer Familie verhungern läßt! Das Gewählte mag objektive Wahrheit genug haben; aber ein großer Novelist hätte meines Bedünkens nicht allen Tadel auf die Häupter der getrennten Aeltern fallen lassen.

Die zweite Erzählung heißt: Les Dangers de l'Inconduite. Eine Gräfin von Restaud hat in einem lange fortgesetzten schuldvollen Leben den Namen und das Eigenthum ihres Gemahls auf Kinder übertragen. Sie macht sich lächerlich genug. Ihre Juwelen, um die Schulden ihres Liebhabers zu bezahlen; sie borgt für diesen Herrn große Summen bei einem Wucherer, den ihr Mann bezahlen muß; und auf diesen Todbette verbrennt sie eine Urkunde, die ihren ältesten Kinde den einzigen, das ihr Mann für das seinige hält, zum Nachtheil der Vollaire, einen größeren Theil an der Erbschaft zusichert. Die Geschichte wird durch einen Dandy eingeführt, der ihren Namen trägt, um eine Verbindung dieser Demoiselle mit dem Sohne jener liebenswürdigen Aeltern einzuleiten. Ein Pariser mag das eine moralische Vorlesung seyn; uns aber erscheint sie als eine Verirrung zum Bösen des Sittenverderbens.

Die dritte Geschichte, der „Bal von Sceaux“, ist verzeichnungsweise harmlos; dies kommt aber daher, weil der Stoff einer Schriftstellerin von guten Sitten und gutem Geschmack angehört. Auf dem Balle von Sceaux (der, beiläufig bemerkt, sich von einem Tanz in einer Bude auf dem Jahrmarkte zu Greenwich nur wenig unterscheidet) verliebt sich eine vornehme junge Dame in einen unanerkannten Jüngling, den sie die Laune hat, mit sich nach Hause zu nehmen. Sie findet ihn schon einen Boden Grad erreicht, bevor sie entdeckt, daß der Geliebte zu seiner Schönheit und seinen sonstigen Vorzügen auch Verwögen und den edlen Namen Longueville besitzt. Diese Entdeckung kommt ihr sehr zu statten; denn obgleich sie auf dem Balle von Sceaux sich verlieben kann, hat sie doch den aristokratischen Geschmack gehabt, nur einen Mann von Stande zu heirathen, als einen Pair von Frankreich. Aber ach! wie man in England „Howard's und Russell's juweilen Schuhe putzen sieht“, so kann auch wohl ein Longueville seinen Leinwandkleiden in der Straße St. Denis verstehen; und leider! ist dem wirklich so — der Held wird entdeckt, wie er eben Botenbund verkauft, und seine stolze Geliebte hintergeht ihn auf eine skandalöse Weise. Mehr darf man nicht sagen. Der Ehemann schwingt sich mit einem Mal zur Würde eines Pairs von Frankreich empor, und die hochmüthige Schönheit sieht sich gezwungen, ihren eigenen Onkel oder Großonkel zu heirathen.

Digitized by Google

Alles Weibrige zagen jedoch nur Prälaten, und erst mit „Gloire et Malheur“ stimmt Herr von Balzac einen höheren Ton an. Gloire et Malheur ist die Geschichte eines jungen Malers, der Angelinen, die Tochter eines Krämers, heirathet und mit einer Herzogin verbotenen Umgang hat. Sein armes Weib erträgt dies, faßt ein Herz und geht zu der vornehmen Dame. Sie bittet dieselbe, mit ihrem eigenen Gemahl gnädigst Mitleid zu nehmen und dem jungen Maler nicht ferner ihre Gunst zu schenken. Die Herzogin willigt ein und giebt der Frau, als Unterpfand ihres Versprechens, ein Armbänd, das der Maler für seine vermöhnte Geliebte angefertigt hatte. Dieser wird vor Kränkung und Eifersucht beinahe rasend, und die arme Augustine versucht es vergebens, ihn zu beschwichtigen. „Die liebliche Stimme dieses engelgleichen Wesens“, so sagt der Poet, „würde ein Kannibalen-Herz gerührt haben, nur nicht das eines Pariser, den seine verwöhnte Eitelkeit warten. — Ha! schrie der Künstler mit donnernder Stimme, ich will Rache an ihr (der Herzogin) nehmen. Sie soll sterben vor Scham. Ich will sie malen — ja, ich will sie malen als Messalina. — Heinrich — unterbrach ihn sein Weib in sterbendem Tone. — Tödten will ich sie! — Heinrich! — Sie liebt ohne Zweifel den kleinen Teufelsjungen Rittmeister, weil — haha! — weil er zu reiten versteht!!! — Heinrich! o Heinrich! — Fort mit Dir! schrie der Maler, wie ein Tiger brüllend.“ — Doch wir verschonen unsere Leser mit einer Wiederholung aller der Vorwürfe und Drohungen, womit dieser Elende sein theures Weib überhäuft.

— „Eine Jüngfrau mit dem Kirchhofe des Montmartre berichtet, daß Madame de Sommervieux in ihrem 27ten Jahre gestorben ist; und ein Poet — ein Freund dieses blumenfischen Geschöpfs — sah in diesem schlichten Epitaph die letzte Szene eines Drama's und erwangelte nie, so oft er die Inschrift las, an sich selbst die Frage zu richten, ob die gewaltigen Kämpfe des männlichen Genius nicht eine feinere plus forte als Augustinen erfordert hätten!“

Die Moral ist demnach einfach: „ein Schatz von Liebe und Treue, eine Gemüth-Schönheit und himmlische Tugend“ sind, wie es scheint, einem Französischen Maler noch nicht genug, zumal da er ein Genie, oder, besser gesagt, ein sich selbst vergötzender, aus Eitelkeit hypochondrischer Narr ist. Wenn nun der Mann mit dem Titanen-Geiste, oder vielmehr der Teufelsnatur in solcher, sein edles Weib auf unwürdige, empörende Weise behandelt — wenn er durch Untreue oder satanische Launen ihr Märtyrer wird — dann reden seine Freunde von einem Drama, oder der letzten Szene eines Drama's, und der ganze Tadel fällt auf das arme Schlachtopfer, weil es eben nichts Besseres war, als ein trésor de bonté und eine créature célèste!!! Mit einem Genius zu ringen, dazu ist ja eine femme sorte nothwendig!

(Schluß folgt.)

Türkei.

Sultan Mahmud.

Nach der Russischen Darstellung von Constantin Basili.

Entkleidet wie ein Europäischer Offizier, ist Sultan Mahmud eben so sehr mit seinen Regimentern beschäftigt, als es die früheren Sultane mit ihren Harems waren, und der Eifer, mit welchem er seine Umgestaltungen betreibt, setzt ihn in einigen Tagen mehr in Bewegung, als es mit vielen seiner Vorfahren während ihrer ganzen Regierung der Fall war. Selbst seine Gesichtszüge haben sich auffallend verändert; selber bedeckte sein Antlitz eine krankliche Blässe, und die ihn umringende Uppigkeit des Seraits machte ihn noch unsterblicher und flüsterer, als er schon von Natur war. Während meines letzten Aufenthalts in Konstantinopel konnte ich die in mir ihm vorgegangene Veränderung nicht genug erstaunen. Das erste Mal, daß ich ihn wieder gewahrt hatte in der Beeidigt Beschäftigung am Ufer; er kam von der Sultanin, seiner geliebten Schwester. Anfangs erkannte ich ihn nicht, blieb aber noch zur rechten Zeit stehen, um ihn zu grüßen; die Verbeugungen der Europäer und seiner Leute wiederholten sich gewöhnlich mit einem freundlichen Lächeln, oder sie grüßten mich überhaupt nicht. Sein Gesicht hat jetzt etwas von dem Kolorit eines an das Tragerleben gewöhnten Militairs; der Ausdruck desselben ist lebhaft und durchdringend; sein Blick aber richtet sich starr auf die Person, die er ins Auge faßt, und verbirgt etwas; was an das Schicksal der Janitscharen erinnert. Die Hosente nennen ihn den strengen Alexander. Seinen wogenschlich großen Fall mit herumschlängelnder Bärte trägt er bis auf die Augenbrauen herabgedrückt, was sein Aussehen noch finsterer macht. Der Bart ist jetzt sehr kurz geschoren und verschwarzt; man glaubt, daß er ihn färbe, um seine Physiognomie männlicher zu machen. Er ist von mittlerem Wuchs, aber dreitschulterig und gut gewachsen; er soll eine sehr gesunde Constitution haben und ein Feind von Aerzten und Arzuei sein. Zu Pferde nimmt er sich viel schöner aus, und seitdem er die neue Tracht annahm und auf Europäischem Sattel reitet, galoppirt er leicht und frei auf seinem Arabischen Hengst der Front einher. Er scheint sich mit vielem Geschmack, und ganz besonders gefallen sich seine Französischen Stiefeln und seine goldenen Sporen an. Es dauerte lange, bis er sich entschloß, zu seiner Europäischen Tracht Hauptschuhe anzuziehen, bis diese endlich auch die Zahl der Neuerungen vermehrten. Selten sieht man ihn, so wie sicherlaubt einen angesehenen Türken, ohne Mantel. Die Türken hatten sich so oft über die enge Kleidung der Europäer lustig gemacht, der Mensch darf ihnen in Deutscher Tracht so wenig und so unanständig vor, daß sie sich noch jetzt eine Art von Gewissen daraus machen, sich in Jacken und kurzen Röcken, besonders dem Volke zu zeigen und dabei, um ihrer Würde nichts zu vergeben, leichte runde Mäntel von leuchtenden Farben um ihre neue Tracht werfen. Die fehlende Etikette erheischte, daß man vor hohen Personen in einem Winisch gewannten, Mantel erschien. Sogar bei feierlichen Audiencen Europäischer Gesandten gab man Letzteren sogenannte Ehrenkaftane. In diesen Audiencen beheizten die Europäer gewöhnlich ihre Hüte auf, indem es sehr unhöflich gewesen sein würde, mit unbedecktem Haupt vorzutreten, als wäre man im Bade, wenn man eine Person von Ansehen, wie z. B. einen Greis-Wesir, vor sich hatte.

Interessant ist es, jetzt in Konstantinopel der Art und Weise zu folgen, wie die alten angerathen Begriffe der Türken sich allmälig umgestalten. Die Mode hat ihren Kampf mit ihnen begonnen. Ob sie wohl die Türken dahin bringt, daß sie den Europäern gleich, sehr Uniformirten die Tracht ihrer Väter nicht mehr Lächeln aufsehen kann? Es soll, wie Einige meinen, augenscheinlich von Verfälschung und gänzlichem Staatsleben sein.

Dergleichen Gedanken sollen Einem unwillkürlich ein, wenn man einen großen Chalifen vor sich sieht, von seinem Luxus und orientalischer Pracht man von Jugend auf so Vieles hörte, — wenn man diesen Chalifen in einer Tracht vor sich sieht, in welcher er mehr einem Kosaken-Offizier als einem Ottomanischen Padischah gleicht. Ein schwarzer achtreiliger Kaik, ohne alle Verzierungen, erwartete den Sultan am Ufer; die Ruderer waren Gleichen in der leichten Kleidung Bosporischer Matrosen. Rasch durchschneidt der Sultan den Bosporus bis zum neuen Schloß am Asiatischen Ufer, Beilerbei, das jetzt sein Lieblings-Aufenthalt ist.

Ich erinnere mich noch, wie der nicht sehr langer Zeit 20 prächtig ausgeschmückte Gondeln den Sultan mit seinem Hofe aus dem Serail nach den Werftädten oder nach den Moscheen führten; 26 Bestandsch's ruderten mit vergoldeten Rudern; unter scharlachrothem Baldachin saß der Beherrscher der Gläubigen, und vor ihm lagen Pistolen und Dolche auf den Knieen. Das Gefolge der Bostandschi-Baschi, der finstere Vollzieher gehemmer Todesurtheile; vor dieser Gondel fuhr der Serail-Beamte Dewlet-Kiaja, einen leichten Nachen, den er auf den Händen hielt, nach allen Seiten hinneigend als Zeichen der Huld des Herrschers gegen das Volk; der Gondel folgte ein leichtes Fahrzeug, worin einige Türkische Herrn wegen Kleinlichkeiten (Schande) hielt und dazu bestimmt war, den Sultan ins Serail zurückzuführen. Von der Bermuthlichkeit und dem Serail bemerkte das Geschäft, und die regulären Artilleristen, Topschi's, die vor den schönen Kasernen in Topchana aufgestellt waren, verdeutigten sich in Reih und Glied nach dem Kommando des zur Erde vor ihrem Padischah. Jetzt ist der Sultan nur des Freitags, wenn er zur Moschee fährt, mit einigem Glanz umgeben, der aber wenig mehr von orientalischem Charakter an sich trägt.

In jedem Jahre vermindert er das früheren so sehr zusammengesetzte Ceremoniell seines Hofes, in welchem sich die Gebräuche Tatarischer Chane mit der unendlichen Etikette der Byzantiner vereinigten: Einer mußte einen Turban tragen und das Volk grüßen; ein Anderer ein Pferd zu tränken mit Wasser, um den Durst der Sultane zu stillen; ein Dritter einen Schemel, im Fall der Sultan zu Pferde steigen wollte; ein Vierter warf Geld unter das Volk aus; ein Trupp finsterer Schnurbärte (Tschausch) umgab ihn und schrie, wenn er vom Pferde stieg, in vollem Chor: — „Allah schütze den Padischah, unsern Herrn!“

In den ersten Tagen des Juli wurde die Neuerschaffung des Thronerben Abdul-Chamid's von einer Schul-Klasse in die andere gefeiert. Ich befand mich mitten in der Volksmenge bei der Moschee Nachmudieh, in welche der Sultan an diesem Tage seinen Sohn führte. Dieser junge Prinz, der damals 10 Jahr alt geworden war, zeigte sich zum ersten Mal öffentlich dem Volke. Die Garde-Regimenter waren zu beiden Seiten der Straße aufgestellt; der Schatzkanzler (Chrenetdschi) tritt im Kostüm eines Offiziers der regulären Truppen vor seinem Vater, und der ganze Hof begleitete an diesem Tage seinen Herrscher in die Moschee, wo der Thronfolger den Segen des Imam's beim Beginnen seines neuen Unterrichts empfangen sollte.

Einige Stiftkirchen wurden dem Sultan vor seinem Eintritt in die Moschee überreicht, was der Anfang der Gebräuch in der Türkei ist; der Zug in das Gotteshaus bietet die einzige Gelegenheit dar, wo die Unterthanen sich ihrem Monarchen nähern dürfen; hier überreicht Jeder seine Gesuche, als ob des Sultans Herz vor der Stunde des Gebetes allen Unglücklichen seines Reiches zugänglich sei.

In der Rede, die der Imam an diesem Tage dem Sultan hielt, nannte er seinen jungen Prinzen „die allerschönste Blume im goldnen Blumentrang des Glaubens und der Herrschaft; den allerköstlichsten Spezzing im Garten der Macht und des Sieges; die theerlichste Perle der Monarchie, den glänzendsten Stern am klaren Himmel der Volks-Wohlfahrt und des Friedens. Alles athmet in ihm den Ruf und die Majestät seiner erhabenen Ahnen, — sende der große Allah seine Segge auf ihn herniederl! Der junge Prinz ließ seines Daseins schicht im Angesicht des über seine Volksmonarchen erstaunten Hofes wohlgefällig empor und versprecht, die Welt einst mit seinem Schatten zu überdecken.“ Diese blumenreiche Sprache des Orients ist den Türken zugleich mit den Traditionen von ihrer alten Macht und Herrlichkeit geblieben; damals mag sie wahrlich ihre Bedeutung gehabt haben; jetzt ist sie bereits für uns ebenerische, der Sprache eigene Figuren dar. Die Literatur überleist die Nationen.

Mahmud liebt mit großer Zärtlichkeit seinen Sohn und seine Töchter, insbesondere die Altste derselben, die mit Chalil-Pascha vermählt ist. In seltenen Fällen wurden die Sultaninnen regierenden Fürsten, Pascha's des Sultans, zu Theil. Mahomed III. gab sie seinen Beamten, weil er 25 Schwestern und eine Menge Töchter besaß. Den dieser Zeit an wurden die Vermählungen der Prinzessinnen ins Zivang-Systems des Serails gezogen; schon in der Wiege erdrückt man ihre Hand an die reichsten Pascha's, die jährlich eine beträchtliche Summe zu diesem Unterhalt beizeben mußten. Nicht selten überlebten die junge Prinzessin bis zur Zeit ihrer Vermählung mehrere alte Bräutigame, und verwähnte sie sich, so wurde der Pascha, der bis zu diesem Ehrentage lebte, die Residenz bald verlassen, ohne das Recht zu haben, seine Gemahlin mit sich zu nehmen. Jetzt ist es anders. Chalil-Pascha, der Schwiegersohn des Sultans, lebt in Konstantinopel mit seiner Gemahlin.

Digitized by Google

Die Sultaninnen-Töchter Mahmud's bewohnten damals das neue Schloß in Beilerbei; einigemal fuhr mein Kaik ihren Fenstern vorbei, und am Gitter zeigten sich unbestimmte Umrisse weiblicher Gesichter. Die Töchter des Sultans genießen in ihrer Jugend kaum mehr Freiheit, als die Odalisken des Serails; Mahmud besucht sie aber oft, liebt es, sich nach seinen Regierungs-Arbeiten im Kreise der Seinigen zu erholen, beschäftigt sich, wie man versichert, selbst mit ihrer Erziehung und nimmt, wie einst die Beherrscher von Sparta, Theil an den Spielen der minderjährigen Kinder.

Man muß nun abwarten, ob der Sultan die innere Familien-Politik des Serails verändern oder die Grundzüge seiner Vorfahren beibehalten wird. In solchem Falle ließe die Menschenliebe wünschen, daß sich seine Familie nicht vermehren möge.

Die Zeit rückt heran, wo man Mahmud und seine großen Pläne unparteiisch wird beurtheilen können; der Erfolg wird es zeigen, ob er sein Volk und seine Zeit begriff, ob er einen faulen Baum mit einer frischen Rinde bedeckte oder seinen Fasern neuen Lebenssaft einflößte; jedoch dürfen die Zeitgenossen nicht nach dem Erfolge allein über Männer aburtheilen, welche die Vorsehung ins Leben rief, um das Schicksal einer ganzen Nation zu verändern, sie von dem Schutt der Vergangenheit zu reinigen, den die Zeit gehäuft hatte, und sie völlig umgeschaffen der Zukunft zu überliefern. Kraft des Willens, Selbstvertleugnung und Adel der Gesinnung — diese Hauptzüge eines Mannes, der sein Volk umgestaltete will, finden sich in allen Maßregeln Mahmud's vor. Ob er seinen Zweck erreichen wird? Oder sollten dergleichen Männer, gleich den Propheten, niemals in ihren Landen etwas gelten?

Der Sultan sieht großen Werken die Meinung des ausgeklärten Europa von seiner Person und läßt sich sogar die von ihm handelnden Artikel aus Europäischen Zeitungen übersetzen. Er hat es da sich erfahren, wie die öffentliche Meinung Europa's hochmüthig, gemdles, launisch und veränderlich in ihren Urtheilen ist. Anfangs lobte sie laut seine Festigkeit und trug ihn schmeichelnde in die Lüften großer Männer ein; die Feinde der Aufklärung waren entzückt über seinen Plan, die Türken auszubilden, und erwarteten von Tage zu Tage in Stambul eine Ottomanische Oper eingeführet zu sehen. . . . . Dann wurden sie später gegen ihn; die Hindernisse im Innern des Reiche, die des Sultans Handlungen auf jedem Schritt hemmten, schrieb man seinem Mangel an Wohlwollen, seiner Schwäche zu; er konnte machen, was er wollte, seine seltenen Geschicklichkeiten, seine Heiterkeit und gab vor, Mahmud habe sich am großen Tage des 6. Juni schwach und charakterlos gezeigt, bei der Entdeckung der Janitscharen-Verschwörung sich im Kreise seiner Pagnaten umgeschen, welche Köpfe ihn mit den mächtigen Verschwörern ausschuen könnten, worauf die Magnaten, um der ihnen drohenden Lebensgefahr zu entgehen, sich entschlossen hätten, den Stollen der Empörung zu handeln, in Folge dessen nur ihnen der Sieg zu verdanken sey, den man allgemein dem Sultan zugeschrieben. Wer aber den Vorgang der Dinge näher sah und Mahmud näher kennen lernte, der glaubt daran nicht.

Der Haupt-Charakterzug Mahmud's, die Haupt-Triebfeder seiner Thätigkeit von dem Tage an, wo er aus den Gefängnissen des Serails auf den Thron der Ottomanen stieg — ist eine unbeugsame Volksthätigkeit. Der Plan, die Janitscharen zu vertilgen, war nicht das Kind einer augenblicklichen Laune, sondern ein ihm seit langer Zeit lieb gewordener Gedanke, den die Rache seiner Seele eingeboren hatte. Als er nach dem Tode seines Bruders, des schwachen Mustapha, als der Einzige seines Geschlechts dastand und von der Unvertheidigkeit seiner Person überzeugt war, hatte er sich lieber unter den Trümmern der Monarchie, die ohne ihn nicht existiren konnte, begraben, als dem Fanatismus der Janitscharen nachgegeben.

Abgesehen von seinen großen Reformations-Plänen, hält man Mahmud für unvertilgbar gebildeter, als die lange Reihe der Sultane, seiner Vorfahren. Einige Europäer rühmen man in Konstantinopel seine Handschrift; seine Höflinge sagen, jeder seiner Buchstaben sey ein Stern, würdig, auffalt des Bildes der Zwillinge am Himmel zu glänzen. Aber zu größerer Ehre gereicht Mahmud das Bisterben, den Stil seiner Kanzleien zu verbessern und ihn von den bombastischen Metaphern und seltsamen Hyperbeln des Orients zu befreien, die besonders unter den jetzigen Verhältnissen der Kürze bedürftig sind. Im Anfange seiner Regierung hielt es in dem Bericht über ein Gefecht, in welchem die Türken einen kleinen Vortheil über den Feind erhalten, sie hätten so viele feindliche Köpfe abgehauen, daß man im Stande gewesen wäre, mit denselben eine Brücke zu erbauen, um alle Glaus's in die Hölle transportiren zu können.

Er reformirte den Stil der Europäischen Diplomatie durch buchstäbliche Uebersetzungen vieler der Pforte von Europäischen Gesandtschaften überreichter Noten. Ungeachtet der eingewurzelten Verachtung der Türken gegen alle Schriften, in denen nicht Sonne, Sterne, Meeresfand und alle Phrasionen von Mahmud's des orientalischen Aberglaubens verlaumen, gefiel dem Sultan der einfache, klare und ausdrucksvolle Stil der Europäer; wir man sagt, ist er der beste Abfertiger der diplomatischen Noten seines Reiches; und Said-Effendi behauptet, die so sehr gerühmte Schreibart Firdussi's werde von der des Sultans bei weitem übertroffen. Mahmud liebt Literatur und Dichtkunst, besonders wenn sie ihm schmeichelnd; am liebsten jedoch hört er sich mit Peter dem Großen vergleichen.

In seinen Jahren, wo er, gleich seinen Vorfahren, seine Zeit nicht vor der Feenie und nicht zu Pferde, sondern müßig im Harem zubrachte, war seine liebste Beschäftigung, Emaille zu malen, und seine Arbeit zeichnete sich durch reinen Geschmack aus. Nach Türkischen Regierungs-Begriffen muß jeder Rechtsgläubige, welchen Standes er auch sey, irgend ein Handwerk lernen. Fast alle Sultane unternahmen sich diesem Gebrauch: Mahmud's Vater bereite sehr schön Bernstein, und Selim zeichnete Muster auf Musselin zu Damenstickereien.

Nord-Amerika.

Amerikanische Naturschilderungen.

Von P. Willis.

Derselbe Amerikaner, dessen Skizzen von England (Pencillings by the way) wir vor einiger Zeit erwähnt haben, (S. Nr. 18 des Magazins) hat jetzt unter dem etwas gesuchten Titel „Inklings of Adventure" (Abenteuer-Aufstifterungen) ein Seitenstück zu jenem Bucher herausgegeben, in welchem er sich vornehmlich mit seinem Vaterlande beschäftigt. Wir geben daraus zur Probe folgende Schilderungen eines Amerikanischen Winters und eines Amerikanischen Frühlings:

Der Eintritt eines Amerikanischen Winters. „Der erste strenge Frost war gekommen. Der blutrothe Zuckerahorn mit seinem allmählig grünen Laube prangte noch mitten im Walde, gleich der Standarte des Sultans in der Mitte des Türkischen Heeres; die einsterblerische, aber weit um sich her schauende Beherrscherin der Wildniß, die Birke, mit ihren Rindenblättern, den Opfern des abgeschiedenen Sommers, verkündete den Sturm des Gebläses mit einem Schimmer von blassem Golde; die breite Sykomore und die fächerartige Katalpa bereiteten ihr safrangelbes Land in der Sonne aus, das gleich den Schwingen eines Goldfäsers von allen Seiten mit Gold besperrelet war; die Königliche Eiche mit ihren nackten, fahlen Wipfel stellte noch immer ihren majestätischen Stamm in reicher Purpurpracht ein, gleich einem gefallenen Monarchen, der noch einmal sein Staatsgewand anlegt, um nur im Purpurschmucke seinen Geist auszuhauchen; die schlanke Pappel mit dem silbernen Laubwerk stand gebleicht in der Mitte des dunkelrothen Waldes da und ließ ihre dumpfen Klagen in die weite Luft erschallen; der stummernde Tulpenbaum, der Sybarit des Pflanzenreichs, dessen Blätter schon verdorrt waren, bereitete noch immer das braunschnde Blittagslicht mit seinen lieblichen Blättern ein; die wild umherwachsenden Weinstöcke, bereits entblößt von der edlen Frucht, mit der der Sommer sie ausgeschmückt, glichen in ihrem Untergange noch einer Frau, die bei ihrem Tode mit einer fast himmlischen Glorie umgeben ist, als in der sie während des Lebens erschienen war; aber ganz im Kontrast mit den in ihrem Hinscheiden noch verschönten Gefährten, standen dort einsam und abgeschlossen die Tannen mit ihrer trüben, trauernden Wipfeln, matter und niedergeschlagener als je. In Europa vermag man sich kaum einen Begriff von diesem wunderbaren Natur-Phänomen zu machen; der Wechsel tritt in Amerika nicht allmälig ein, sondern er ist das Werk einer Nacht — eines einmaligen Frostes. Es ist als wenn Myriaden von Händen durch die dunkelnämme durchschimmerten — als wenn ein Meer von Sonnen sich über den Westen ergossen hätte, die ihre goldenen, purpurnen und karmoisinrothen Strahlen über die wilde Gegend umher verbreiteten. Es scheint, als wenn jedes Blatt von diesen zahllosen Bäumen besonders angezündet worden wäre, um die feinen Farben der Luft zu überstrahlen — als wenn durch irgend ein elektrisches Wunder alle Farben hier auf einmal aus dem Herzen der Erde emporgeschossen wären, als wenn die Sapphire, Smaragde und Rubinen alle ihre verschiedenen Farben entlassen hätten, um durch die Wipfeln der Waldbäume hinaufzusteigen, als wenn sie, gerade so wie die Engel der Bergeit die Leiter der Hinaufschieferin beseelten, auf einmal in den Rindenblättern Wurzel gefaßt wären, um dieselben wenigstens noch auf eine Stunde mit ihrer herrlichen Glorie zu umgeben."

Der Eintritt eines Amerikanischen Frühlings. „Die Luft war lieblich und warm: der Himmel war heiter und von der Wärme des Chrysopas übergossen; die Südwinde entschlüpften plötzlich den trockenen Gegenden und fanden das Blumenreich noch im Schlafe unter dem schweigen Mantel befindlich, ganz unempfindlich gegen die Küsse, die sie ihm zuwarfen. Plötzlich aber erfüllte sich die Luft mit einer ergenthümlichen Musik. Die Wassertropfen lösten sich eingeln von dem Schnee ab, und wenn man rund um sich her blickte und auf dem ganzen weiten Erdstrich keine Spur irgend einer Verwandlung oder Aenderung entdeckte, so schien es, als wenn Myriaden von kleinen Bächen unter dem Boden hervorsprudelten — vielleicht waren es Thränen, die das Gefühl des herannahenden Sommers plötzlich aufgescheucht, mit ihren Silbersingerchen um sich her wühlten und die schlummernden Blumen erweckten. Die Gebirgsthäme waren aus den Aiern gerissen und rauschten gleich den munteren Kindern des Thals auf die Ebenen herab; das dumpfe Gekache des Windes begleitete das tönende Rauschen, und endlich erhoben sich ein Sturm und Du hörst den gewaltigen Stoß einer unter der Erde derstenden Schneelawine, die gleichsam den Takt zum Hochgesange der Natur schlägt. Während einer Tages sank die Schneeschicke vielleicht um einen ganzen Fuß; indeß ward dies nur da dem Auge bemerkbar, wo man es etwa an einem Baume abmessen konnte, an dem der Schnee heraß stieg, oder an einem Zaune, von dem er sich zusammenschmolz. Schneeeis sich plötzlich losmank. Der niedrige Se nahm indessen die Gewässer der um ihn her schmelzenden Gebirgsmassen in seinem eisigen Bette auf und gewährte ihnen, indem er sie in eine seichte stille Lagune herabließ, wo sie durch eine leichte Kryftallschreide von den weiteren Tiefen getrennt blieben, diejenige Ruhe wieder, die ihnen auf den Höhen ihres Ursprungsortes verlagt war. Und so — o welche große Moral der Natur — so geschieht es auch, daß zuweilen der Niedrigerstehende, der anfangs, wie der gefrorne See, dem Höhergestellten unempfindlich und kalt sich zeigt, diesen dennoch im Unglücke aufnimmt, und wenn sie endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß sie beide aus einem und demselben Elemente zusammengelegt sind, lassen sie sofort die fremden Franken fallen und beide verschmelzen in ein Wesen, in eine Natur!"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Freitag den 3. Juni 1836.

Ostindien.

Eine neue Religion im westlichen Indien.

Der folgende merkwürdige Bericht über eine Sekte Hindostanischer Schwarmgeister, die sich Ramsanadis (Gottesfreunde, westlich Ramaswahis, Rama-Freunde) nennen, ist der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen vom Capitain G. F. Westmacott, Assistenten bei des General-Gouverneurs Agenteur an der Nordost-Gränze, mitgetheilt worden.

Ueber die Mahants oder geistlichen Ordens-Oberen.

Ramatscharan, der Gründer der Ramsanadis-Sekte, im Jahre 1719 der christlichen Zeitrechnung in Sorästschasstra, einem Dorfe nahe bei Dschanapura, geboren, war ein Ramawat-Bairagi (Indische Stoiker, zugleich Bettelmönche). Weder die Ursache, warum er dem Glauben seiner Väter abtrünnig wurde, noch die Zeit, wann dies geschah, sind genau bekannt geworden; nur so viel ist gewiß, daß er dem Götzendienste bedeutsch entgegenwirkte, was ihm heftige Verfolgungen von Seiten der Brahmanen zuzog. Im Jahre 1750 seinen Geburtsort verlassend, durchstreifte er das Land und ließ sich vorläufig in Bhilvara, im Gebiet von Udipura, nieder; nachdem er aber hier zwei Jahre gelebt hatte, ward Bhim-Singh, der noetige Fürst und Vater des jetzigen Herrschers, durch die Geistlichkeit genöthigt, ihn dermaßen hart zu behandeln, daß er sich gezwungen sah, die Stadt zu verlassen.

Der damalige Herrscher von Schahpura, gleichfalls Bhima Singh (der schrecklichе Löwe) genannt, erbarmte sich über sein Unglück und bot dem Wanderer ein Asyl an seinem Hofe an, indem er ihm eine genügende Begleitung zubachte; allein der Weise, obgleich diese Höflichkeit dankbar anerkennend, verweigerte dennoch die Annahme der Elephanten und der ihm angebotenen Escorte, und kam im Jahre 1767 zu Fuß in Schahpura an. Er scheint sich aber erst zwei Jahre später dort für beständig niedergelassen zu haben, und erst von da an kann man die Begründung der Sekte feststetzen. Ramatscharan starb im April des Jahres 1798, im siebenundneunzigsten Jahre seines Lebens, und sein Leichnam ward im großen Tempel zu Schahpura verbrannt.

Sadda Ram, Staatsleiter von Bhilvara, ein Bania (so heißen die Kaufleute) aus dem Dooputa-Stamm, war einer der erbittertsten Feinde Ramatscharan's; er sandte einst einen Sengi (Karawanen-Führer) nach Schahpura, um den Schismatiker zu ermorden; dieser Letztere aber, der wahrscheinlich von der Sache unterrichtet war, benutzte, als der Singi eintrat, sein Haupt und forderte ihn auf, seinen Auftrag zu erfüllen, aber zu bedenken, daß Allmächtige allein das Leben schenke und daß Niemand es ohne göttliche Zulassung rauben könne. Die getrungene Mörder zitterte vor der, wie es ihm schien, übernatürlichen Prophezeiungs-Gabe des zum Schlachtopfer Ausersehenen, fiel ihm zu Füßen und flehte ihn um Verzeihung an.

Ramatscharan besitzt 36,250 Sadda's oder Hymnen, von denen jeder fünf bis elf Verse enthält; zweiundvierzig Buchstaben*) gehen auf jeden Sloka, welches die obige Total-Summe ausmacht.

Ihm folgte Ramdschan, einer seiner zwölf Tschela's oder Schüler, in der Hierarchie; dieser, im Dorfe Siesin geboren, ging zur neuen Lehre im Jahre 1768 über und starb zu Schahpura im Jahre 1809, nach einer Herrschaft von 12 Jahren 2 Monaten und 6 Tagen. Er dichtete 16,000 Sadda's.

Der dritte Priester-Fürst, Dulha Ram, ward im Jahre 1776 ein Ramsanadi und starb im J. 1824. Er schrieb 10,000 Sadda's und ungefähr 4000 Sakhi's oder epische Gedichte zum Lobe von tugendhaften Männern nicht nur seines Glaubens, sondern auch von Hindu's, Muhammedanern und Andern.

Tschara-Das ward in dem zarten Alter von zwölf Jahren bekehrt, bestieg 1824 den Thron und starb 1831. Er soll 1000 Sadda's gedichtet, aber nicht erlaubt haben, daß sie aufgeschrieben wurden.

Narajan-Das, der vierte Nachfolger Ramatscharan's, bekleidet jetzt die Würde eines geistlichen Oberhauptes.

Beim Ableben eines Mahants (Oberpriesteres) wird eine Versammlung von Priestern und Laien in Schahpura zusammenberufen, einen Nachfolger zu erwählen, dabei denn aber hauptsächlich nur auf Weisheit und Tugend Rücksicht genommen. Er wird am dreizehnten Tage nach Erledigung der Herrschaft installirt, bei welcher Gelegenheit die Bairagis die gesammte hindusche Bevölkerung der Stadt in einem Tempel innerhalb der Ringmauern, welcher unter dem Namen Rammeri*) bekannt ist, mit allerhand Leckereien bewirthen.

Der einzige Unterschied in der Kleidung des Mahant's und der Priester besteht in der Feinheit, indem das Gewand des Ersteren aus Baumwolle von etwas feinerem Gewebe verfertigt ist. Die Nahrung ist dieselbe und besteht in trockenem Zwieback von grobem Waizenmehl, ohne eine Art von Säuerung. Der Oberr hält sich in Schahpura, dem Hauptorte ihrer Religion, auf, welches er aber mitunter auf einen oder zwei Monate verläßt und die Provinzen bereist, um seinen Körper zu kasteien und denselben gegen Steapazen abzuhärten.

Religion.

Die Ramsanadis glauben eine Einheit und Allmacht Gottes, den sie als den Urheber des Schaffens, des Erhaltens und Zerstörens**) ansehen; auch halten sie, so viel ich erfahren konnte, seine Natur, so wie seine Attribute, nicht wesentlich von dem, den wir unserer Lehre nach bekennen, verschieden. Sie nennen das höchste Wesen Ram. Er ist die Quelle alles Guten, wendet alles Böse ab, und da Niemand seine Beschlüsse ergründen kann, so ist Ergebung in dieselben auf das strengste anbefohlen. Den Menschen erklären sie jeder selbstständigen Handlung für unsündig; was sich ereignet, geschieht durch göttliche Einwirkung, und da Gott allein Belohnungen und Strafen austheilt, so sind sie angewiesen, in seiner Verehrung beständig zu seyn, am Morgen, Mittage und in der Nacht, auch jedesmal vor der Mahlzeit seinen Segen zu erflehen. Die Seele ist, ihrem Glauben nach, ein Ausfluß des göttlichen Geistes und steigt, nach Auflösung der leiblichen Hülle, zum Himmel empor; sie pflegen ferner ein: daß, wenn Jemand, der die Vortheile einer guten Erziehung genossen und in den heiligen Schriften bewandert ist, eine Sünde begeht, er durch keine noch so peinvolle Thaten von der Strafe befreit werden könne; während ein ungelehrter durch Studium, Frömmigkeit und Reue Ablaß für seine Vergehungen zu erlangen im Stande sey.

Die Anfertigung und Anbetung von Ebenbildern ist ausdrücklich verboten. Die Ramsanadis erkennen die Gottheiten der Hindu's nicht an, und keine Art von Bildern oder Symbolen des Gegenstandes wird in ihren Tempeln zugelassen. Als ich Narajan-Das bestimmt um seine Meinung über Bildverdienst fragte, antwortete er in Versen: „Wie das Waschen des Körpers im Ocean dem Baden in allen Flüssen der Erde gleichkommt, da sie doch alle in die große Thte fließen; wie es genügt, nur die Wurzeln des Baumes allein zu begießen, um Blätter, Blüthen und Früchte zu ernähren und ins Leben zu rufen, so ist auch die Verehrung des allmächtigen Gottes die Nothwendigkeit, sichtige an niedere Gottheiten zu wenden."

Der Mahant sagte: es wäre ein Irrthum, wenn man glaubte, die Lehren seiner Sekte seyen neu; sie wären in der That schon seit vielen Jahren vorhanden, obgleich ihre Reinheit heraus durch Vermischung verschiedenen Aberglaubens und falscher Auslegungen von Seiten Unwissender und Solcher, die dabei ihre eigenen Zwecke verfolgten. Zu allen Zeiten lehrten Männer, welche vernünftigen Glaubenslehren huldigten, allein Verfolgungen nöthigten sie, ihre Meinungen zu widerrufen, oder sich in Einöden zu flüchten. Dem Ramtscharan war es vorbehalten, ein Lehrbuch aus den am allgemeinsten anerkannten Schriften der Indischen Gesetzgeber zu ordnen. Er nahm füglich, um sich gegen die Vorurtheile des Volkes, das er zu bekehren wünschte, zu verstoßen, die Sästra's (Lehrbücher der Inder, sowohl theologischen als profanen Inhalts) zum Leitfaden, indem er das in denselben enthaltene Gute sammelte, und das, was ihm schädlich erschien, verwarf. Die, welche seine Lehren annahmen, nannte er Ramsanadi — Freunde, Diener Gottes.

Der Mahant scheint den ersten Sadda mit großer kalligraphischer Eleganz, die folgenden wurden von den Priestern auf eine entsprechende Art abgeschrieben; vor dem Anfang und nach dem Ende jedes Sloka's (Doppelverse) befindet sich ein Strich oder ein anderes Zeichen mit rother Dinte. Die einzigen Werke der Ramsanadis sind mit Devanagari-Lettern und vorzüglich durch den Hindostanischen Sprache mit einer Beimischung von Rädschwästischen Provinzialismen geschrieben; man findet aber auch eine Menge Sanscrit- und einige Persdschab-Verse, so wie Arabische und Persische Worte in diesen Schriften.

*) Dies ist ein Irrthum, es muß Sylben heißen; denn der Sloka besteht aus 2 Linien, jede enthält 16 Sylben und bei der Zahl ist immer die Cäsur; berstehl sich, in dem gewöhnlichen Metrum der epischen Dichtungen.
(Der Ueberss.)

*) Gotteshaus, Provinzialismus für Rammeli, von dem Sanskrit Rämamelu: ein festlicher Umzug zu Ehren Rama's.

**) Also eine Modification der Altindischen Trimurti (Dreiheit) des Brahma als Schöpfers, des Wischnu als Erhalters und des Siwa als Zerstörers.

Digitized by Google

Von den Priestern.

Die Priester werden entweder Bairagi's (Leidenschaftslose) oder Sádha's (Vollkommene) genannt und in drei Klassen abgetheilt, von denen beiden Letzten, Bándi's (Unübertreffliche) und Mohani's (Berauschte) weiter unten die Rede seyn wird.

Sie sind verpflichtet, die heiligen Schriften zu studiren, und alles Verdienstliche in ihren eigenen Meinen anzuerkennen; Ehrlosigkeit, Keuschheit, Demuth, Einfachsamkeit und Genügsamkeit zu beobachten, ihre Zunge im Zaume zu halten, wenig zu schlafen, ihre Körper an Mühseligkeiten und Beschwerden zu gewöhnen, Mäßigkeit, Freigebigkeit und Nachsicht zu üben; Zorn, Streit, Geiz, Egoismus, Wucher, Spiel, Lüge, Diebstahl, Müssiggang, Heuchelei und jede Art von Lepprigkeit sind streng verpönt. Den Priestern ist es verboten, in den Spiegel zu sehen, Taback zu schnupfen, sich zu parfümiren oder zu putzen, da diese Dinge Zeichen von Eitelkeit sind. Sie müssen immer darauf gefaßt und allerzeit unter keiner Bedingung erstaunt, sondern oder sich traurig lassen; oder so wenig hören sie etwas Lebendiges tödten, in der Einsamkeit leben, und Geld verlangen oder annehmen. Tanz, Musik und andere ewole Vergnügtlichkeiten, so wie der Genuß des Tabacks, Opiums und anderer berauschenden Mittel und Getränke sind untersagt. Auch ist es ihnen nicht erlaubt, Arzneimittel zu bereiten, obgleich sie selbst, im Falle einer Krankheit, sich nicht weigern, solche von fremden Händen zu empfangen.

Es war die Uebergewung Ramtscharan's, daß Weiber und Geld, bei dem jetzigen verderbten Zustande der Gesellschaft, die Hauptursachen alles Unglücks in der Welt seyen; deshalb erließ er für die Priester den gemessensten Befehl, Beide zu meiden. Der Priester, ein wirklicher Mann ohne Falsch, ging mit gutem Beispiele voran, indem er sich von seiner Frau trennte. Dieses Opfer, so wie das Verlassen der Kinder sind wesentlich nothwendig, um den Eintritt in den Orden gestattet zu erhalten; doch glaube ich, daß für die Familien solcher Bairagi's jedenfalls anständig gesorgt wird. Das Gesetz der Enthaltsamkeit wird in diesem Punkte so streng beobachtet, daß ein Priester nie über Privatgiens-Angelegenheiten sich mit einem Frauenzimmer unterhalten darf; der geringste Versuch einer Frivolität würde die augenblickliche Entlassung des Schnitzigen nach sich ziehen. Dulha-Ram, der beste Priesterfürst, war in der Zeit, als er ein Rawsanchi wurde, verlobt, brach alle seine Treue und warf das Kantiva, ein vom Bräutigam und das Hangelent getragenes Band, (auch Tschandan von Holz, Kuhdünger, Wolle u. v. vom Sanskrit Kankana) bei Seite; daher schrieb sich sein Name Dulha, Bräutigam (vom Sanskrit Dolha, fehnsüchtig, beklustig). Ein Turan (Sanskrit Toran'a, eine Thürverzierung), einen Blumenstrauß in Stein gehauen darstellend, hängt zum Andenken an diese Begebenheit, unter dem Säulengange seines Tempels zu Shahpura.

Gold ist erzeugt, ihren Werth zu haben, und die Annahme des Geldes gestattet die vollgültige Miethung aller vorbergegangenen Uebungen der Tugend und Frömmigkeit. Ich stritt gegen das Verbot desselben, darauf fußend, daß der Mißbrauch, wie in jeder anderen Sache, auch hier bei verbütet werden, die Sache hingegen viel Gutes stiften könne; ferner sagte ich: warum, wenn man von den Werken so Schlechtes höchte, diese doch als Kouvertirin in der Ecke zugelassen würden? — „Die Verdürung des Geldes“, sagte Narajan-Das', „ist eine Verletzung zur Sünde, und die Ehe ist den Geistlichen (nicht aber den Laien) darum verboten, weil Familiensorgen sehr störend auf ihre religiösen Betrachtungen einwirken würden. Das Herz soll an Einem allein — an Gott hangen, wer seine Gefühle auf irgend etwas Irdisches richtet, ist kein Bairagi.“ — Als Beleg, welch geringen Werth die Rawsanchis auf Gewinn legen, wird Folgendes erzählt: Es brachte einmal Jemand dem Dulha-Ram einen sogenannten Stein der Weisen, welchen der Weise Rálschweigend annahm und in einen Brunnen warf. Der Geber, über diese Betrachtung seiner Gabe erbittert, brachte seine Klage vor den Ratscha von Schahpura, welcher den Verrn zu sich kommen und Verfahren befragte. Nachdem der Kläger eingestanden hatte, den Stein weggegeben zu haben, sagte der Mahant: wie er sich vernünftiger Weise über den Verlust eines Gegenstandes, der ihm gar nicht mehr angehörte, beklagen könne? „Der Grund“, so fuhr nun Dulha-Ram fort, „wenwegen Du mir den Stein übergeben hast, war: mich zum Bösen zu verleiten, aber ich werde nicht nach Deiner Absicht die Erzeugung der Metall-Substanzen eine unpassende Beschäftigung für einen Bettler; nimm diese zwanzig Rupien und entferne Dich!“

Ein Bairagi, der überstüssig ist, Geld genommen zu haben, wird mit einer eigens dazu glühend gemachten Münze an der Stirne gebrandmarkt und aus der Gemeine gestoßen. Doch muß dieses strenge Verbot auch in Bezug auf die Bairagis nur dem Namen nach genommen werden, da Lalendrüher wohl Geld zum Nutzen des Ordens in Empfang nehmen dürfen, und zwei Banja's (Kaufleute) der Sekte, die ihren Aufenthalt in Schahpura genommen haben, sind angewiesen, Geldsendungen entgegenzunehmen, Kapitalien auszuleihen und Handel zu treiben — Alles für die heilige Brüderschaft.

Ein Frauenzimmer kann auch Priesterin werden, — wie z. B. Sámaröp, eine eifrige Anhängerin Ramtschäran's, — wenn sie Mann und Kinder verläßt und sich streng an das Gebot der Keuschheit und andere mehr hält. Es ist ihr aber, bei Strafe körperlicher Züchtigung und der Excommunication, verboten, sich den heiligen Orten, als den Wohnsitzen der Priester, nach Sonnenuntergang zu nähern. Es wird nämlich als unschicklich angesehen, die Priester der Versuchung zu bewahren; obgleich man voraussetzt, daß sie schon vor ihrer Aufnahme in die Sekte eine völlige Gewalt über ihre Leidenschaften, wie über alle gesetzwidrigen Begierden erlangt haben. Die beiden Geschichtere sthen auch in den Tempeln eben so wenig vermischt, als sie zusammen singen lassen.

Was die Verfügungen, wenig zu schlafen und viel zu arbeiten, betrifft, so sagen sie: man könne im Grade hinreichend ausschlafen; das Leben sey sklichtig und von zu großem Werthe, um in Müssiggang verbracht zu werden; auch sehe sich der Mensch dadurch, daß er die kostbare Zeit verschlafe, auf eine und dieselbe Stufe mit dem Viehe. Ihre Nahrungsmittel sind ermeßig und werden in geringem Maaße von ihnen gebraucht, weil Enthaltsamkeit die Mutter der Wachsamkeit ist, und Ueberfluß an Nahrung und Schlaf den Geist abstumpft. Die Priester wohnen abgesondert von den Wohnungen der übrigen Menschen, da das Gewirre der Städte sie in ihren Betrachtungen stören würde; doch weil ihnen zu gleicher Zeit aufgetagt: miteinander zu wohnen, ihre Irrthümer gegenseitig zu berichtigen und die Dunkelheit zu zerstreuen (z. b. sich einander zu belehren); „Eine einsam brennende Lampe“, fügte das Oberhaupt hinzu, „mag noch so hell strahlen, immer wird sie einen Schatten zu ihren Füßen haben; setze aber noch eine zweite Lampe in das Zimmer, und keine wird einen dunklen Schatten werfen.“

Der Priester ändert beim Eintritte in den Orden seinen Namen, um anzudeuten, daß er ein neues Leben beginne; sein Bart und Haupthaar (mit Ausnahme eines kleinen Schopfes auf dem Wirbel) wird glatt abgeschoren. In ihrem Gejicte wohnen einige Baebiere, deren Geschäft die Ausführung dieser Ceremonie ist. Diese Baebiere sind reich und empfangen gelegentlich Geschenke von Werth; so hörte ich, daß ein Ichaeau einst in einem Anfalle von Freigebigkeit einem derselben fünfhundert Rupien geschenkt hätte. Die einzige Bekleidung der Sádha's besteht aus einem steben und eine halbe Elle langen baumwollenen Gewande, von geoben Faden, und einem kleineren zum Gürtelbande; ferner einem baumwollenen Lappen als Sieb, durch welches sie jedesmal das Wasser, ehe sie es zum Kochen oder anderswie gebrauchen, durchsiehen lassen, um die darin befindlichen Thierchen vor dem Tode zu bewahren. Diese Gewänder sind gelb, einer Art reifen Oeles, als Sinnbild der Demuth, gefärbt; im Winter wird ein zweites und zuweilen ein drittes darüber geworfen; oft aber, wenn sie auch so sich nicht erwärmen können, werfen sie alle Kleider ab, um den Gesüblosinn zu reinigen, indem sie es, ihren Ausdrucke nach, unter ihrer Würde halten, von den Elementen des Winters überwunden zu werden. Dieser Uebertritt wird ihnen sehr leicht gegeben und bildet den Lieblingsgegenstand übrigens wird auch mitunter ein im Winter-Opossum Wollenzeug statt Baumwolle gebraucht. Sie gehen alle barfuß und reiten oder fahren nie. Ein perpendikuläres Zeichen von weißer Thonerde, Siri genannt, an der Stirne ist das unterscheidende Zeichen dieser Sekte*), welches den Glauben an die Sinbeit Gottes bedeuten soll; auch tragen sie einen Rosenkranz von 108 Gebetperlen um den Hals. Ihre Speisen sind verdorben; die Sádha's trinken aus hölzernen Schalen und essen aus Steinzeug, Porzellan oder irdenen Geschirren, welche letztere, wie bekannt, den orthodoxen Hindu's nicht erlaubt sind. Sie enthalten sich der Fleischspeisen, und was sonderbar ist, wenn man die außerordentliche Sorgfalt, die sie anwenden, um keine Insekten zu beschädigen, betrachtet, so gehören nicht einmal Milch und Butter zu ihren Speisen und Getränke nicht angenommen. Sie schwen sich nicht, das Element zu verbären, aber sie bereiten sich ihre Speisen nicht selbst zu; so scheint es, daß sie, wenn auch selbst sich vor der Todsünde, ein lebendiges Wesen zu tödten, fürchtend, dieses bei Fremden doch nicht mit demselben Abscheu ansehen. Selbst das beschwerlichste Umgrisser wird heilig gehalten; wenn ein Rawsanchi ein Licht anglimmt, so darf er keinen Schatten bereiten, auch nicht keine Lampen in den Tempeln, weil es möglich wäre, daß sie Insekten zum Tode verlocken könnten. Von denselben Ansichten geleitet, sehen die Priester jedesmal, ehe sie zutreten, auf die Erde und geben vier Minute hindurch, nämlich von der Mitte des Nzarh (des alten Abschabs, also von ersten Juli) bis zur Mitte des Karrik (d. h. zum Ende des Oktobers), sie sind gewöhnlich 4½ Monate; der alte Name war Khetika) nne bei sehr dringenden Geschäften, aus dem Hause; die Insekten sind nämlich in den nassen Monaten am meisten vorhanden; deshalb förchten die Priester, sie, bei einem etwanigen Betreten der verschiungenen Pfanzen, zu tödten; zu sie machen sogar, wenn sie auf der Reise sind, ohne Rücksicht auf die Tage, bis zu Ende der Jahreszeit Halt.

Die Gesammtzahl der Sádha's übersteigt nicht, so weit ich mich durch Erkundigungen in verschiedenen Gegenden übergzeugen konnte, achthundert Seelen. Eine Schätzung der Köpfe hat nie stattgefunden, denn sie wohnen zerstreut einige im Lande umher, oft in einer sehr bedeutenden Entfernung von Schahpura und kommen selten zum Besuche (Jahr**) zusammen, so daß es fast gar unmöglich ist, einen genauen Schätzungsüberschlag zu machen. In Schahpura selbst ist ihre Anzahl gleichfalls nicht bestimmt, manchmal trifft man ungefähr hundert zusammen im Tempel; die Reisenden, welche dahin gehen, um dem Oberhaupte ihre Ehrerbicht zu bezeigen, ihn um Rath zu fragen und seinen Segen zu empfangen, verweilen gewöhnlich drei Tage, um dann Anderen Platz zu machen.

Die Priester können, mit Rücksicht auf ihre geringen Bedürfnisse, reich genannt werden, auch tragen die Laien reichlich zu ihrem Unterhalte bei. Zwei Geistliche durchwandern täglich Schahpura, um von den Laien der Gemeinde und den vornehmeren Hindu's zubereitete Speisen einzusammeln, und diese tragen auch bereitwillig dazu bei, ihre Provisionskiste zu füllen. Von anderen Religionsfesten nehmen sie keine Speisen an. Diese Gewohnheit des Einsammelns ist wahrscheinlich ein Akt der Demuth und gewiß aus keinem dahlächtigen Grunde entsprungen. Die Ordensbrüder nehmen diese Gaben zur Abendmahlzeit; von ihrem Gelde aber bezahlen sie das einfache Frühstück, außer dem sie kein Mahl mehr zu sich nehmen. (Schluß folgt.)

*) Bei den alten Indiern erkannte man die verschiedenen Sekten an der verschiedenen Form, Zahl und Farbe, so wie an dem Stelle der Stirnzeichen. Der Uebersetzer.

**) Wörtlich Blumenschwingungs-Fest, schon bei den Alten unter dem Namen Dhutta-Dolna oder holi Dola bekannt, ein Fest zu Ehren Krischna's, in der Mitte des Monats Phalguna (Februar). Der Uebersetzer.

Digitized by Google

Frankreich.

Ein Englisches Urtheil über die heutigen Französischen Romane.

(Schluß.)

Als Verfasser derjenigen Werke, die ursprünglich unter dem falschen Namen Michel Raymond erschienen, bekennt sich jetzt ein Herr Michel Masson; dürfen wir aber der Dedication an den Puritain de Seine et Marne Glauben schenken, so haben wir Grund, zu vermuthen, daß Michel Masson selbst nur der erborgte Name einer ganzen Gesellschaft sey, deren Vorsteher mit seinem wahren Namen Raymond Brucker heißt. Dies ist das Wahrscheinlichste; denn die Werke selbst sind von sehr ungleichem Verdienst, und es lassen sich verschiedene Stile entdecken. Das merkwürdigste, oder besser gesagt, das populairste von allen sind „les Intimes.“

Ein anderes Werk von demselben Verfasser heißt „Le Puritain de la Seine et Marne.“ — Dieser Doctrinaire ist ein Müller, dessen einzige Tochter nicht durch einen Mann, sondern durch ein Weib zu einem Laster verführet wird, das wir nicht nennen dürfen, von dem aber mit schamlosester Umständlichkeit die Rede ist. Der erzürnte Vater folgt ihr nach Paris, treibt sie an einem schönen Abend aus ihrer Wohnung und schleppt sie durch die halbe Stadt bis in die Gegend der Montmartre, mitten durch die fröhliche Menge, die sich da zu einem Feste eingefunden; dann tödtet er sie mit eigener Hand und steckt den Körper in den Schutt eines benachbarten Steinbruchs. Wenige Tage darauf entdeckt ein Hund — „einen menschlichen Kopf, der aus einem Schutthaufen hervorragte. Das Fleisch war schon blau von Verwesung, aber eine Perlenschnur war noch um das Haar gewunden!“

Unsere Leser wird es nicht Wunder nehmen, daß der Verf. nach Erscheinung dieses Werkes eine Pseudonymität aufgab, die mit solchen Genuein verknüpft war; allein die folgenden Werke Michel Masson's bewiesen, daß bei seinem Namens-Wechsel durchaus keine Reue über die Beschaffenheiten seiner Muse im Grunde lag.

Jetzt kommen wir zu dem merkwürdigsten Charakter in dem ganzen Schriftsteller-Reigen. Eben so geistvoll als Balzac und eben so tief entartet als Raymond, treibt George Sand diese demoralisirende Gattung des Romanes durch ihre Vereinigung glänzender Talente und sensualistischer Ideen bis zu ihrer verderblichsten Höhe. Wir sehe mit aber unser Abscheu, unser Widerwillen, wenn wir ersehen, daß Georges Sand nur ein angenommener Name ist und daß ihr unter diesem Namen herausgekommenen unsittlichen Erzählungen das Werk einer Frau sind — einer Dame, die, wenn auch keinen Rang, doch wenigstens eine hohe Stellung in der Gesellschaft besitzt. Sie heißt Madame Dudevant*). Dieses Phänomen ist, selbst nachdem wir die Memoiren einer Madame de Staël, Genlis und einer Hergogin von Abrantes ans Licht treten gesehen, immer noch stannenswürdig.

Man kann den Schriftsteller nicht ohne Mühe von seinen Werken trennen; doch ist es unbezweifelt, daß Personen ihren natürlichen Charakter zuweilen abtegen, wenn sie Bücher schreiben. Balzac mag ein guter und barmherziger Mensch, und Michel Masson mag seinen größten Genuß dabei finden, wenn er an einem schönen Abend mit seiner Familie in den Gärten des Luxembourg spazieren geht. Alles dies kann seyn; aber nur männlicher Autoren haben das Vorrecht, verkappt aufzutreten — ein Vorrecht, das dem anderen Geschlechte nie bewilligt worden ist. (!) Die Feder muß wenigstens den Schein solcher Eigenschaften bewahren, auch die sie zu einem reinern Wesen weis, als der Mann, sonst fällt sie in dem Urtheile über moralischen Werth noch tiefer, als der entartete Mann selbst, und verwirkt alle ihre Anspreche auf unseren Schutz und unsere Schonung.

Wir fühlen uns daher berechtigt, Madame Dudevant und ihre Werke nicht blos mit Strenge, sondern mit perfönlicher Strenge zu prüfen, doch ist es nicht unsere Absicht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. — Madame Dudevant selbst erkennt die Nichtigkeit des Prinzipes, das wir eben erwähnt, und zeigt sich darum in männlichem Incognito. Wir wollen diese Entschuldigung, so armselig sie auch ist, gelten lassen, und demzufolge also ihre Werke ohne Rücksehen des Geschlechts.

Nur über die Wahl des Schriftsteller-Namens selbst noch ein paar Worte. — George Sand! Ein Deutscher Name kann von einer Französischen Schriftstellerin nicht wohl ohne besondere Absicht gewählt seyn. Warum aber gerade Sand? Vermuthlich zu Ehren des jungen Deutschen Fanatikers, der im Jahr 1819, mit einer praktischen Bibel-Sterne, der Ermordung Kotzebue's, die Welt in Staunen setzte. Soll aber der Name Sand auf den schriftstellerischen Charakter der Dame anspielen, so ist er nicht ganz passend gewählt; denn er verspricht nur Blut und Mord, wogegen unser Verfasserin weit häufiger unblutig als mörderisch ist.

Madame Dudevant schlicht sich enger an Rousseau, als irgend Einer der vorhin genannten Schriftsteller an. Ihre haben die Prinzipien der Schule angenommen, diese läßt auch die Haltung und die Manieren des Meisters nach. Die Intrigue ihrer meisten Novellen ist dieselbe, wie in der Heloise — eine Mißheirath und eine verbrecherische Liebe; und der sehr ungleiche Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft wird in einer glühenden Sprache geführt, die offenbar an der Flamme Jean Jacques' ihr Feuer**) entzündet ist.

Madame Dudevant geht jedoch in manchem Betrachte weit über ihr Vorbild hinaus. Rousseau wagt es nie, die wirkliche Scene des Verbrechens dem Leser vorzumalen, wie lebhaft er auch Vorspiel und Epileg uns schildert; seine Nachahmerin dagegen hat seine Scrupel hier fer Art. Rousseau versucht es, das Unmoralische seiner Geschichte in einer Schlußbemerkung zur Heloise damit zu beschönigen, daß er sagt, er habe sie wenigstens von mörderen, crimes und horreurs frei erhalten; auch demüthiget und verachtet er die Küsse und Herzen solcher Schriftsteller, die bei Gegenständen dieser Art gern verweilen, wogegen Madame Dudevant, vermuthlich aus Besorgniß, ihre wohlgemeinte Bearbeitung desselben Thema's möchte selbst den Eberdruck seiner Wüstes verlaudern, den Appetit ihrer Leser mit einer Auswahl von mörderen, crimes und horreurs, die selbst einem Rousseau horrenr machen würde, zu reizen versteht.

In dem ersten ihrer Romane — Indiana — will es eine Verkettung von Umständen, daß das Verbrechen der Frau nicht vollständig wird; aber der Teufel hält darum seine Braut nicht fahren. Die Folgen der Verführungs-Scenen werden in ihren leidenschaftlichsten Details mitgetheilt, und Indiana ist am Ende noch entarteter, als sie durch eine solche Erfüllung ihres verbrecherischen Wünsche geworden wäre. Eine Geschichte Damit Indiana's unterliegt demselben Verfahrer, der ihrer Herrin entehrt und verlassen hat. Die ganze Geschichte ist eben so voll von Schlechtigkeiten, als von Abgeschmacktheiten, und die Lösung ist der Intrigue vollkommen würdig. Nachdem Indiana ihren Mann durch den Tod, und ihren Geliebten durch bessen Untreue verloren, entschließt sie sich zum Selbstmord; aber ein alberner Bettler, der sie mit drückerlicher Zuneigung überall begleitet, überredet sie, diese That nicht in Europa anzuführen, sondern nach Isle de France zu gehen, wo sie von einem romantischen Felsen sich stürzen könnte, mit dem ihr Bettler, der auf jener Insel geboren war, in seinen Kindheit sich bekannt gemacht hatte. Er verspricht ihr, sie dahin zu begleiten, und sie erbietet sich sogar, mit ihr den Salto mortale gemeinschaftlich zu thun. Ein so geschmackloses Anerbieten ist unwiderstehlich; sie segeln nach Isle de France, — sie kommen an — sie verwenden viele Zeit, um den den Steuerort der langen Reise zu rasten, und auf eine noch längere sich vorzubereiten. Endlich ziehen sie in einer mondhellen Nacht mit einander in den Schlund. Sie kommen dem Wasserspiegel näher — sie strecken hinab in den schäumenden Strom, der ihrer Leiber anfnehmen soll — sie finden diesen Ort zur Ausführung ihrer That anstreedentlich günstig — sie umarmen einander ein letztes Mal — sie gehen Hand in Hand die zum Rande des Felsens — halten einen Augenblick inne, um den Mond zu bewundern — stehen sich nieder, um zu warten, bis eine Wolke ihre That verhüllt — allein sie warten zu lang, und die Sache wird ihnen nachgerade bedenklich. Am nächsten Morgen finden sie noch wohlerhalten am Fuß des Felsen, und in der nächsten Nacht liegen sie — nicht etwa todt im Bette des Stromes, sondern lebendig im Bruttrette, ohne vorgängige Einmischung eines Priesters oder der Obrigkeit.

Wir haben nicht Raum genug, für den „Gebeim-Sekretair“, „Rosa und Blanka“, „Mirella“, „die Marquisin“, „Lavinia“ — lauter Erzeugnisse der gistschwangeren Feuchtdarkeit unserer Verfasserin; allein wir können nicht umhin, unter dieser wallvonnirten Gesellschaft den empörenden Roman „Lelia“ auszuzeichnen, worin die Heldinnen (beiläufig bemerkt, sind sie sämmtlich Personen von hoher Geburt) ihre Ansichten über Ehe, Ehebruch, Ehescheidung, Unehe, Unehrbarkeit, Unzucht, Unkeuschheit, Unkeuschheit, Unkeuschheit

Man erklärt uns wohl eine Charakteristik der Mente von Nachahmern, welche die Prinzipien Balzac's, Michel Raymond's und George Sand's mit geringerem Talent und in obskuren Zirkeln fortpflanzen. Berachtungswerth als Schriftsteller, sind sie es doch keineswegs als Förderer der Sittenverderbniss. — Einige Autoren von besserem Ruf und geringerem Einfluß, wie De Wigny, Janin, Sue, die Damen Gperrin, Gay u. s. w., gleichen wieder den Noorlisten der alten Schule. Die verhältnißmäßig geringe Popularität ihrer Werke (!) liefert einen anderen Beweis von dem Ruin des guten Geschmacks und der Sitten.

Wenn aber diese Sündflut von Unkeuschheit und Ruchlosigkeit uns mit Entsetzen erfüllt, so glauben wir nicht, daß wir von wesentlosen Schatten gräßlt werden. Kein wahrhafter Freund unaufgeblter Freiheit, Keiner von denen, welche behaupten, daß die öffentliche Meinung Königin der Welt, und die Druckerpresse ihr Premier-Minister sey, — kann den innigen Zusammenhang volksthümlicher Literatur mit dem Charakter des Volkes leugnen, mag man nun in der ersteren das Organ des letzteren, oder ein Werkzeug zu seiner Bildung, oder beides zugleich sehen wollen.

Besäße aber Jemand Kühnheit genug, um die Theorie dieser Behauptungen zu leugnen, so haben wir, leider! eine Ueberfülle von Thatsachen, welche die praktische Wahrheit derselben außer Zweifel setzen. Auf dem Tische vor uns liegen über hundert Romane, die in den letzten fünf Jahren erschienen sind, und wir können getrost behaupten, daß unter dieser großen Zahl kaum ein halbes Dutzend sich befindet, in denen ein weiblicher Charakter nicht das vornehmste Ereigniß wäre. Nicht jedes Romane sind darunter, in welchen die Sünde einfach und kein Ehebruch ist. Oft kommen noch Blutschande und andere unnatürliche Laster als Würze dazu, und ihre gewöhnlichen Folgen sind Mord und Selbstmord.

Gehen diese Romane ein falsches Zeugniß von der Gesellschaft? Dann muß ihre Wirkung die seyn, daß sie unschuldige Gemüther verpisten. — Ist ihr Zeugniß wahr? Dann sind unsere schlimmsten Ahnungen in Erfüllung gegangen.

Lesen wir die eigenen Betenntnisse der Prediger dieser neuen Sekte. In einem sogenannten philosophisch-physiologischen Versuch über die Ehe sagt Balzac: „Ich habe gezeigt, daß es einer verheiratheten Frau fast unmöglich ist, in Frankreich tugendhaft zu bleibrn." Madame Dudevant behauptet sogar: „Ein Ehe-Gesetz, welches die Sittlichkeit mit der Liebe vereinigen wollte, sey eben so unsinnig, eben so ohnmächtig, die Leidenschaft zu zügeln, ehrn so lächerlich vor Gott, wie es die soziale Ehe in unserer Zeit vor den Menschen sey." In einer anderen Stelle sagt sie: „Keine Theorie sollte unbedingt verworfen werden; daher will ich auch die Theorie der ehrlichen Treue gestatten — aber nur als Ausnahme von der allgemeinen Regel: „die große Mehrheit hat andere Bedürfnisse!"

Gott behüte uns davor, solchen Behauptungen unbedingt Glauben beizumessen; gewiß sind es vorsätzliche Uebertreibungen der Schriftsteller, die uns gern glauben machen, daß ihre Fictionen der Wirklichkeit ganz entsprechend seyen; aber auf der anderen Seite muß man auch leider zugestehen, daß wenigstens keine Verleumdung mit unterläuft. Der Unterschied zwischen Roman und Wirklichkeit ist in Frankreich nur ein gradueller *) (Quart. Rev.)

Türkei.

Der Seriasker Chosrew-Pascha.

Nach der Russischen Darstellung des Konstantin Basili.

Chosrew-Pascha ist über 80 Jahr alt; aber seine Purpur-Nase, das leuchtende Roth auf den Runzeln seines Gesichts, die unstäte Lebhaftigkeit seines Auges und der spitzzulaufende verwirrte Bart, machen, wenn man ihn anstieht, den unangenehmsten Eindruck. Er dinkt, sitzt äußerst unbehollen zu Pferde, und zur Wachtparade fährt er gewöhnlich in einem Korbe, einem Türkischen Wagen ohne Federn, und von außen mit rothem Tuch beschlagen, in welchem Wagen gewöhnlich nur Frauen fahren Wie man sagt, bringt er dem Gott Bachus fleißige Opfer, was übrigens seine Gesichtsfarbe bestätigt. Er ist ein Grusler, im christlichen Glauben geboren, war in seiner Jugend Sklave im Serail, zusammen mit dem berühmten Hussein, mit dem er Freundschaft geschlossen hatte. Als Hussein Capudan-Pascha ward, ernannte er sich seines alten Gefährten und nahm ihn als Secretair zu sich. Vor länger als 40 Jahren war er Pascha von Aegypten, bekleidete dann immer hohe Staatsämter und war bei Hofe, während aller Umwälzungen, immer beliebt. Seinen Ruf verdankte er seiner tiefverschlagenen Politik. Unter Mahmud war er 8 Jahre lang Capudan-Pascha; glücklicherweise für ihn, verlor er, kurz vor Ausbruch des Griechischen Krieges, durch die Ränke seiner Feinde dieses gefährliche Amt, bei dessen Verwaltung er vielleicht durch Kanaris Brander in die Luft gesprengt werden wäre. Er sirl einmal in Ungnade, erhielt aber dennoch das Paschalik von Trebisonde.

Als Mahmud seine Reformen begann, anringte er seinen Thron mit erfahrenen und verständigen Männern; Chosrew ward wieder zum Capudan-Pascha ernannt. Das für Griechenlands Seeleute so enbmvolle Gefecht bei Samos hätte, wie es scheint, seinem exzentrischen Charakter nicht zu Ehren gereicht, wenn er nicht, wie es heißt, durch Verrath der Engländer, die ihn zu schonen wünschten, um seine Flotte eine strenge Blockade gezogen hätten, wodurch er sich den Hungertod gedroht hätte. Chosrew ersann aber ein Mittel, diesen wieder zu gewinnen: er stellte sich bei den Dardanellen auf und führte auf seiner Flotte eine strenge Mannszucht ein; täglich wurden Menschen zu Tode gepeitscht, erwürgt und ins Meer versenkt, was die Türken dergestalt in Schrecken setzte, daß ihn Alle auf einen großen Admiral anschrieen. Der scharfsichtende Chosrew ahnte die Folgen des Londoner Vertrages, weil er Mahmud's Hartnäckigkeit kannte, und hat im Jahre 1827 den Sultan, ihn, wegen schwacher Gesundheit und hohen Alters, des Dienstes zu entlassen. Die Türken, die wir bereits erwähnt, von Chosrew's kriegerischen Talenten die höchsten Begriffe hatten, schrieben das Unglück bei Navarin dem Umstande zu, daß nicht Er die Flotte befehlige.

Seitdem er den Posten eines Seriaskers oder Kriegs-Gouverneurs der Residenz und Ober-Befehlshabers der regulären Truppen bekleidet, erwies er sich stets als einen von jenen Männern, deren Thätigkeit mit den Jahren zunimmt. Er zeichnet sich durch geniale Ideen aus, die unter den schwierigsten Umständen in seinem Haupt geboren werden. Das Volk in Konstantinopel wird unendlich und der Divan sürchtet eine Verschwörung der Janitscharen-Freunde. Der Seriasker ließt öffentlich bekannt machen, daß er Willens sey, die öffentlichen Ruhestörer zu züchtigen; gleich darauf erschien er selbst, ritt durch die Straßen von Stambul, ließ an 300 Menschen, deren Vorbeigenommen ihm nicht gefielen, ergreifen, und sie ohne Auswahl, Unterem zum Beispiel, ermürgen. Was Freunde der Gerechtigkeit hierzu sagen werden, weiß ich nicht; wollte man aber Chosrew fragen, so würde er antworten, daß auf diese Weise die Ruhe anterecht erhalten und die Residenz vor den Greueln eines Volks-Aufstandes geschützt worden sey. Des Seriasker's Herz haben die Jahre verstärkt und gleichzeitig steht er das Blut daheim fließen, ohne daß er es jedoch aus wilder Lust vergießt, wie viele andere Pascha's; er thut es nur, wenn es, seiner Meinung nach, Noth thut.

Wie es heißt, hat er Mahmud's besonderen Wohlwollen durch seine angenehme Umgangsweise und seine witzige Unterhaltung gewonnen; wenn der Sultan mit ihm allein ist, legt er die ehrne Maske der Sultanshoheit ab, und sicher ringen wenigen mit seinem alten Seriasker, der ihn durch seinen Verstand sowie durch seine Ehrlichkeit, durch seinen Eifer für seine Reformen, und wahrscheinlich noch mehr durch die bobe Meinung, welche die Türken von ihm haben, die sich darüber beschweren, daß man im Divan nicht immer seiner Meinung folgt. Chosrew liegt einen eingewurzelten, unverrilgbaren Haß gegen Mehmed Ali und gegen Ibrahim, von dieser Haß bindet ihn noch fester an den Sultan, und verdoppelt seine Thätigkeit gegen den gemeinschaftlichen Feind. Man versichert, er habe bereits mehrere Male und schon seit langer Zeit den Auftrag gehabt, Mehmed auf die nämliche Weise fortzuschaffen, die er bei dem Mussellim von Suburna, Kjatid-Oghn anwendete; es sey ihm aber nicht geglückt, weil Mehmed Ali immer auf seiner Hut gewesen wäre. Die Hauptleidenschaft des Seriasker, die er seit den Jahren unahm — ist ein unersättlicher Geiz. Der Sultan, der es weiß, machte sich vor nicht gar langer Zeit den Scherz mit ihm, ihm am Bosphor ein sehr schönes, schon längst von einem Armenier konfiszirtes, aber sehr verwahrlostes Haus zu schenken: der Seriasker ließ es auspußen, reich und geschmackvoll möblieren, am Abhange des Berges neue Terrassen zu Gärten anlegen, Wasserleitungen anlegen, Wälder und Spaziergänge erbauen, und als Alles in Ordnung war, lud er den Sultan zu sich ein, um ihm zu zeigen, welchen Werth er auf seine Geschenke setze, und daß er nichts bei diesem Hause gespart habe, worüber der Sultan dermaßen entzückt war, daß er, unter voller Anerkennung des Geschmacks des alten Barpagones, das Haus für sich selbst in Besitz nahm.

Der Seriasker empfing uns in seinem Kiosk am Bosphor. Ich glaubte, er würde von der alten Türkischen Schlauheit Gebrauch machen, und erst nach uns ins Zimmer treten, um sich nicht vor letzterschen Gästen zu erbeben; er dinkte uns aber entgegen und anstatt eines steifen Türkischen Magnaten fanden wir in ihm einen heiteren, lebenslustigen Greis, der die Unterhaltung durch unaufhörliche Scherze belebte.

Mannigfaltiges.

— Die Weiga'schen Berge. Ueber diese Berge heißen wir täglich eine kleine Notiz der „Nordischen Biene" mit, der wir den Schluß es hier: „Daß diese Berge auf seiner Landkarte zu finden sind, wögen die Geographen verantworten." Die Herren Geographen glauben jedoch einer solchen Verantwortlichkeit überhoben zu seyn, indem, wie wir von einigen Seiten aufmerksam gemacht worden, diese Berge allerdings auf mehreren Karten als „Weiga-Höhen" bezeichnet sind. Die uns vorliegende Karte von Rußland in Stieler's Hand-Atlas hat freilich keine Notiz davon genommen, auch ist die allgemeine Bezeichnung ohne spezielle Angabe der Höhen in dem Sinne, in welchem der Russische Reisende an die Kartographen appellirt, jedenfalls wohl als unzureichend zu betrachten.

— Eisenbahn nach Gretna-Green. Durch die Eisenbahn zwischen Preston und Glasgow, die durch Gretna-Green führt, wird auch London mit diesem Orte, in welchem der weltbekannte, zur Verknüpfung von Trauungen privilegirte Schmidt wohnt, in eine direkte Eisenbahn-Verbindung kommen. Hiernach, meint ein Englisches Blatt, werde man des Morgens früh ein junges Mädchen in London entführen und sie schon Abends aus Gretna-Green als seine Frau nach der Hauptstadt zurückbringen können. Eine Einbeziehung ist gar nicht möglich, da kein nachstehender Dampfwagen dem früher abgegangenen gleich- oder wohl gar zuvorkommen kann. Gewiß ist dies ein Vortheil der Eisenbahnen und Dampfwagen, an den bisher noch kein Unternehmer derselben gedacht hat.

*) Diesem Artikel werden wir nächstens eine gerichtete Ansicht in Bezug auf die Französische Literatur aus der Feder eines Gelehrten folgen lassen, der, obwohl von demselben moralischen Gesichtspunkte ausgehend, wie der Engländer, doch weniger herb und darum überzeugender ist.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Kronen-Straße Nr. 24); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Montag den 6. Juni 1836.

England.

Der Piraten-Schooner.

Vom Capitain Marryat.*)

An der Westküste von Afrika ist eine kleine Bucht, die von ihren verschiedenen Gästen, welche von Zeit zu Zeit dorthin kamen, auch verschiedene Namen erhielt. Einer davon ist schon ganz vergessen, wie die Meereserherrschaft des Landes, von dessen Einwohnern er herrührte; die kühnen Portugiesischen Abenteurer, die zuerst die südlichen Wogen des Atlantischen Oceans zu durchschneiden wagten, hatten ihr den ersten Namen gegeben. Wie sie von den kraushaarigen Eingeborenen der Küste benannt wird, oder ob diese überhaupt eine Bezeichnung dafür haben, ist wohl niemals ermittelt worden; auf einigen alten Englischen Karten aber ist sie unter dem Namen der Schäfers-Bucht verzeichnet.

Das feste Land, das durch seine Krümmung diesen kleinen Einschnitt an einer Küste gebildet hat, die wenig Häfen besitzt und jetzt freilich deren auch wenig bedarf, bietet vielleicht die unwirthlichste aller Ansichten dar, denn es zeigt den Blicken nichts als ein abschüssiges, blendend weißes Sandufer, dürr, kahl und ohne die geringste Spur von vegetabilischem Leben. Die Aussicht ins Innere wird durch ein dichtes Dunstmeer verhüllt, aus welchem hier und da die Stämme einiger fernen Palmbäume hervorschimmern, aber durch die Strahlenbrechung so sehr flüchtet und zerrissen, daß die Phantasie sich dabei eher von allem Andern träumen läßt, als von Land oder Schatten. Das Wasser in der Bucht ist ruhig und glatt wie ein Spiegel; nicht das leiseste Kräuseln von Strande ist zu vernehmen; nichts unterbricht die Stille der Natur; kein Hauch streicht über die durchsichtige Fläche hin, die von den flechtenden Strahlen einer senkrecht stehenden Mittagssonne glüht; eine versengende Fluth von Licht und Hitze; kein Seevogel in kreisenden Zinge oder auf seinen Schwingen sich wiegend, mit dem scharfspähenden Auge in die Tiefe bohrend und bereit, auf seine Beute herabzuschießen, läßt sich irgendwo blicken. Alles ist Schweigen, Einsamkeit und Oede; nur die Fischfliegen riesigen Haies tauchen manchmal aus dem Meere empor, aber träge nur bewegt sich das Ungethüm durch das erhitzte Element, oder es rührt sich, schlafstrunken von der Mittagsgluth, gar nicht von der Stelle.

Am Eingange dieser Bucht, in einer Tiefe von ungefähr drei Faden, lag, unbeschimmert um das Ankertau, das wie ein über Bord gefallenes Seil herumtrieb, und bewegungslos wie der Tod, ein Schiff, dessen Proportionen die einstimmige Bewunderung aller Schiffer kündigen erregt haben würden, hätte es in dem beschriebenen und geräuschvollsten Hafen der Welt Anker geworfen. So schön waren seine Linien, daß man es fast für ein Geschöpf halten konnte, das von dem himmlischen Baumeister zur Verherrlichung seines herrlichen Werke gebildet und dem Ocean anvertrauet worden sey; denn wo hätte man, vom genialen Leviathan bis zu dem kleinsten aus der flüssigen Zunft, von der Seegans bis zum Sturmvogel, unter den beflederten oder beschuppten Bewohnern des Oceans, eine wohlgestaltetere, nettere Form finden können, als dieses Muster menschlicher Kunst, dessen herrliche Umrisse und fein geschweifte Spieren jetzt das Einzige waren, was die sich berührenden Linien des Firmamentes und des Meereshorizonts durchschnitt. Ach, es war leider von der Habgier erbaut, um der Grausamkeit und Ungerechtigkeit zu dienen, und in diesem Augenblick ward es sogar zu einem noch abscheulicheren Gewerbe gebraucht. Es war ein Sklavenhändler gewesen, und jetzt war es der weit und breit berüchtigte und gefürchtete Piraten-Schooner „der Rächer".

Kein Kriegsschiff segelte auf dem Ocean, das nicht seine Befehle rücksichtlich dieses Fahrzeuges gehabt hätte, welchem seine verderbercische Lauflaune so gefährlich war; kein Kauffahrer auf dem ganzen schiffbaren Theil des Erdballs, dessen Mannschaft bei Erwähnung seines Namens und bei dem Gedanken an die von seiner wilden Besatzung verübten Gräuel nicht von Schaudern durchschüttet worden wäre. Es war überall gewesen, im Osten, Westen, Norden und Süden, und überall hatte es Spuren von Raub und Mord hinter sich zurückgelassen. Da lag es nun in regungsloser Schönheit; seine Seiten waren schwarz angestrichen, mit einem einzigen schmalen rothen Streifen; seine Masten, Stengen, Raaen und Grindköke schneeweiß. Vorn und hinten waren Segeltuchdecken ausgespannt, um die Mannschaft gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu schützen; seine Taue waren straff angezogen, und an jeder Kleinigkeit konnte man sehen, daß es unter strenger seemännischer Aufsicht und Manneszucht stand. Durch das helle, spiegelglatte Wasser blinkte sein Kupfer glänzend hervor, und in der Tiefe unter ihm konnte man deutlich den Anker und den sandigen Grund der ruhigen blauen See erkennen. Ein kleines Boot hing am Hinterkiel, und bei der völligen Ruhe schien der Wacht des Tages, woran es befestigt war, daffelbe nach dem Schooner hinzuziehen.

Wir müssen uns nunmehr an Bord begeben, und hier wird uns zunächst unsere Täuschung über den Tonnengehalt des Schooners, wie er uns aus der Ferne erschien, wunderbar überraschen. Statt eines kleinen Fahrzeuges von etwa hundert Tonnen finden wir eines von mehr als zweihundert; seine Breite ist enorm, und die Spieren, die von weitem so leicht und zierlich aussahen, sind von ungewöhnlicher Stärke. Seine Verdecke bestehen aus schmalen sichtenen Planken ohne die mindeste Ritze oder Erhöhung; seine Taue sind aus Manilla-Hanf und an kupferne Splißnägel sauber befestigt und auf dem Verdeck, dessen Weiße zu der hellgelben Farbe seiner Reilinge einen schönen Kontrast bildet, zusammengeschossen; seine Winde befindet sich in einem mit Bronze verzierten Kasten von kannelirtem Mahagoni; metallene Stangen flügen die Deckfenster, und die glänzenden Musketen stehen vor dem Hauptmast aufgereiht, während die Enterhaken an die Mittelstenge herumhängen.

In der Mitte des Schiffs, zwischen dem Fock- und Haupt-Mast, steht ein langer metallener Zweiundvierzigpfünder auf einer Lafette, die sich rund herum drehen läßt und so eingerichtet ist, daß das Geschütz bei schlechtem Wetter hinuntergelassen und gedorgen werden kann; auf beiden Seiten der Verdecke befinden sich außerdem acht metallene Kanonen von geringerem Kaliber, aber von vorteilhafter Arbeit. Der Bau des Schiffs bekundet die Geschicklichkeit des Architekten; seine Ausrüstung eine Einsicht, die dem Geschwack nichts aufgeopfert, aber doch Alles danach geordnet hat, um seine große Bestimmung, daß sich in der Person seines Befehlshabers mit der strengsten Disziplin die Erfahrung eines vollendeten Seemanns verbindet. Wie hätte es auch sonst sein gefährliches Gewerbe so lange mit solchem Erfolg fortsetzen können? Wie war es möglich, einen Haufen von Bösewichtern, die weder Gott noch Menschen fürchteten und gräßlicherweis gräßlich Mordthaten an noch schwärzere Verbrechen begangen hatten, so zusammenzuhalten? Nur, weil der Befehlshaber des Schiffs ihnen so überlegen war, daß er keinen Nebenbuhler zu fürchten hatte; überlegen an Talent, an Kenntniß in seinem Beruf, an Muth und auch an physischer Kraft, denn er besaß eine völlig drekulische Stärke. Leider überwog er auch Alle an Schurkenhaftigkeit, Blutgier und Verachtung aller sittlichen und göttlichen Gebote.

Ueber das frühere Leben dieses Mannes wußte man nichts Näheres; doch zweifelte man nicht, daß er eine gute Erziehung erhalten, und es hieß, er stamme aus einer alten Grafenfamilie an den Ufern des Tweed; durch welches Geschick er aber zum Sterbüder geworden, durch welche Fehlritte er von seiner Stellung in der Gesellschaft herabgesunken war, das er zuletzt ein ganz Verworfener wurde, darüber hatte nie etwas entdeckt werden können; man wußte nur, daß er sich schon einige Jahre mit Sklavenhandel abgegeben, ehe er dieser Schiffs sich bemächtigt und seine verruchte Laufbahn begonnen. Bei der Mannschaft des Piraten-Schiffs war er unter dem Namen Kain Bonnet, und welche Benennung konnte besser für ihn passen, dessen Hand seit länger als drei Jahren gegen Jedermanns Hand gewesen war, und Jedermanns Hand gegen ihn. Er maß an Wuchs über sechs Fuß, und seine breiten Schultern und Brust verkündeten die höchste Körperkraft, die vielleicht je einem Menschen bescheert gewesen. Seine Gesichtszüge hätte man schön nennen können, wenn nicht Wunden sie zerfetzt hätten, und seltsam genug, sein Auge war mild und von dunklem Blau. Nur seinem wohlgeformten Munde schimmerte eine Reihe weißer Perlzähne hervor; sein Hauptbaar war kraus und lockig, und der Bart, den er so wie jeder von der Mannschaft des Piraten trug, bedeckte den unteren Theil seines Gesichts, von dem er in starken, dichten Locken herabwallte. In den Proportionen seines Körpers herrschte das vollkommenste Ebenmaß, sie warten aber durch ihr riesenhaftes Verhältniß fast furchtbar. Seine Brust war gschmackvoll und ganz seiner Gestalt angemessen; sie bestand in leinenen Pantalons, ungegerbten gelbledernen Stiefeln, wie sie auf den Westlichen Inseln verfertigt werden, einem breitstreifigen baumwollenen Hemd, einem als Schärpe um den Leib gebundenen Kaschmir-Schawl, einer mit Goldstickereien verzierten Weste, einem schwarzsammetnen Wamms mit goldenen, über die linke Schulter herabhängenden Troddeln, nach Art der Seeleute des Mittelmeers, und einer runden, schön gestickten Türkischen Mütze. Ein Paar Pistolen und ein langes Messer im Gürtel vollendeten seinen Anzug.

Das Schiff hatte hundertfünfundsechzig Mann an Bord, Leute fast

*) Um diesen populair gewordenen Schriftsteller unseren Lesern in seinem eigenthümlichen Gewande vorzuführen, theilen wir hier eine seiner neuesten Erscheinungen in einer möglichst treuen Uebertragung mit.

Digitized by Google

von allen Nationen; aber wohl zu merken, Alle, die irgend etwas zu sagen hatten, waren entweder Engländer oder doch Nordländer; der größte Theil der Lebigen bestand aus Spaniern und Walleser; doch fanden sich auch Portugiesen, Neapolitaner, Neger und Andere unter der Mannschaft, die zu der Zeit, von welcher wir jetzt sprechen, gerade um fünfundzwanzig Köpfe verstärkt worden war. Dies waren Kraumänner, ein zegt wohlbekannter schwarzer Stamm, der die Küste in der Nähe des Cap Palmas bewohnt und von dem unsere dort stationirten Kriegsschiffe oft Leute in Dienst nehmen, um die Englischen Matrosen abzulösen, wenn diesen die Arbeit in jenem heißen Klima zu anstrengend wird.

Eben erhob sich der Seewind und bestrich die Flüche, wo der Schooner vor Anker lag. Der Capitain ertheilte einem von der Mannschaft den Befehl, den Horizont scharf zu bewachen, während er selbst mit seinem ersten Steuermann auf dem Verdeck auf und nieder ging. „Ich wette wohl nur einen oder zwei paar Tage später unter Segel gegangen seyn", sagte der Capitain, das Gespräch fortsetzend, „und da es die östliche Fahrt macht, so müssen wir jedenfalls bald mit ihm zusammen treffen; wenn es uns dem Abend nicht zu Gesicht kommt, so wollen wir mit Tagesanbruch sagen; ich kenne die Portugiesen."

Es war schon am hitzen Nachmittag, und das Essen war in der Kajüte aufgetragen; der Capitain stieg hinab und setzte sich an den Tisch, als plötzlich der Ruf: „Ein Segel!" vom Mastkeed ertönte. „Ein tüchtiges Schiff, Sir; wir können ihm bis zum zweiten Topsegel hinunter sehen", sagte Hawthurst, der erste Steuermann, aus dem Fenster schauend. „Munter, ihr Burschen", rief der Capitain, nachdem er das Fahrzeug von Backbord durch sein Fernglas gemustert hatte, „das ist es; faßt die Decken zusammen und zieht den Anker bis an die Backen in die Höhe; in dem Schiff da ist mehr Silber, ihr Jungen, als Euer Kisten fassen können, und die guten Heiligen in den Kirchen zu Goa werden schon noch etwas länger auf ihre goldenen Leuchter warten müssen."

Die Mannschaft war flracks auf den Beinen, die Decken wurden zusammengewickelt, und Alles eilte zur Winde und zog den Anker in die Höhe. Nach zwei Minuten war der „Rächer" segelfertig und richtete seinen Lauf gegen das unglückliche Schiff. Es wehte ein frischer Wind, und der Schooner schoß mit dem Ungestüm eines Delphins durch die glatte Wasserfläche auf seine Beute zu. In einer Stunde war der Rumpf des Schiffes deutlich zu unterscheiden, aber die Sonne stand schon nahe am Horizont, und ehe man ermitteln konnte, wie stark seine Streitkräfte seyn möchten, war die Nacht eingebrochen. Ob der Schooner gesehen worden war oder nicht, das konnte man unmöglich wissen; wenigstens hatte aber das Schiff seinen Lauf nicht geändert, und wenn es den Schooner gesehen, so behandelte es ihn mit Verachtung. Am Bord des „Rächer" war man indeß nicht müßig; das lange Geschütz im Mittelpunkt war von den es umgebenden Hindernissen frei gemacht, die anderen Kanonen waren in Bereitschaft gesetzt und geladen, genug es war Alles mit der auf einem Kriegsschiff gewohnten Thätigkeit und Disziplin zum Kampf angeordnet worden. Man hatte das Wild mit Augen im Gesicht gelassen, und das Ringen des Piraten-Capitains blieb durch ein Nachtfernglas darauf gehestet. Noch eine Stunde ungefähr und der Schooner war nur noch eine Meile von dem Schiff entfernt; er änderte jetzt seinen Lauf, so daß er ungefähr eine Kabellänge unter dem Winde von ihm zu stehen kam. Kein rief es; auf die Antwort wurde in Portugiesischer Sprache ertheilt. „Halt, oder ich werde Euch in den Grund", erwiderte er in derselben Sprache.

Die Abtwortung einer vollen Lage von Schiffs-Kanonen und eine tüchtige Musketen-Salve diente statt der Antwort von Seiten der Portugiesen; die Geschütze waren zwar so hoch gerichtet, um den unteren Rumpf des Schooners zu treffen, der Rückstoß pflanzte, und ein großer Theil der Ladung kam zufleid auf das Verdeck dernieder. Noch schlimmere Folgen hatten indessen die Flintenschüsse derjenen Piraten wurden, zum Theil sehr schwer, verwundet. „Ei brav, Geratter Portugiese", rief Hawthurst, „ich hätte Euch nie so viel Mutd zugetraut." „Fen sie ihrner bezahlen sollen", versetzte Kain kaltblütig, noch immer sicht an Bord stehend. „Wer um Blut", sagte der zweite Steuermann, auf den purpurnen Strom blickend, der ihm aus einer Armwunde an den Fingern der linken Hand hinabfloß. „Da, Bill, binde mir das Schnupftuch um dies." Unterdessen hatte Kain von seiner Mannschaft die Kanonen richten lassen, und die Ladung wurde erwidern. „Das wird dessen, meine Burschen; legt über Backbords Halsen, Hawthurst, wir können unsere Leute nicht umkommen lassen." Der Schooner wurde gewendet und rannte seinem Gegner in den Rücken.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The statesman. (Der Staatsmann.) Von Henry Taylor, Verf. des Philip von Artevelde. 6½ Sh.

Alice — oder der Triumph der Liebe. Romane, nebst anderen Gedichten, von Jos. Middleton.

The works etc. (Das Leben und die Werke Sir John Suckling's.) Herausgegeben von A. Suckling. 21 Sh.

Guide to St. Petersburgh and Moscow. (Wegweiser nach den beiden Hauptstädten.) Von Engham. 8 Sh.

Home tour. (Reise durch die Fabriken-Distrikte Englands im Jahr 1833.) Von Sir George Head. 9½ Sh.

Ostindien.

Eine neue Religion im westlichen Indien.

(Schluß.)

Ramscharan hatte zwölf Pfleglinge oder Schüler, Tschela's genannt, welche er aus der Priesterschaft wählte, indem er offene Stellen bei vorkommender Gelegenheit mit den Tugendhaftesten aus den Aelteren besetzte, und dieser Gebrauch hat sich auch unter seinen Nachfolgern behauptet. Jene werden: „Verschthamuhs Sahb, der zwölf Pfeiler Besitzende") genannt. Die Mittelhalle des Tempels nämlich, wo der Mahant sitzt und die Gebete abgehalten werden, ruht auf zwölf Säulen, drei zu jeder Seite, unter denen die Schüler sich aufstellen. Die Oeffnungen zwischen den Säulen sind mit grüngefärbten Bambuwollenzeugen, welche bei Nacht, um die Luft abzuhalten, herabgelassen werden, behängt; diese schützen die Priester, das Innere der Halle ist öder als der äußere Schmutz, und der einzige mit Matten belegte Theil des Gebäudes; indeß wird auf der Terrasse im Winter — der allerinigen Zeit, wo solchen Luxus gestattet wird — Platz ausgebreitet, auf welchem die Laien und die Gäste, die im Innern nicht zugelassen werden, schlafen.

Ein Anderer, der Koyradar (Quartiermeister-Inspektor), hat die Aufsicht über die von den Laien und Fremden der Weiberschaft gelochenken Almosengaben. Diese bestehen aus großen Bammwollenstoffen, leinenen Tüchern, zigen und Wollenzeugen; reiche und bunte Stoffe werden nicht angenommen. Diese Stoffe versehen den Satz mit Anzügen, welche, wenn sie abgetragen sind, an Arme verschenkt werden, und Einige von der Weiberschaft sind vorzugsweise beschäftigt, Kleidungen für Dürftige anzufertigen. Der Quartiermeister-Inspektor hat auch das Kochen der Speisen unter sich. Ein Dritter versieht das Amt eines Censors und führt eine strenge Kontrolle über das sittliche Betragen und die Lebensart der Weiberschaft; ein Vierter lehrt die Priesterschaft lesen, und ein Fünfter schreiben. Ein Sechster ist angewiesen, Jeden, ohne Unterschied des Glaubens, der sich an ihn wendet, lesen und schreiben zu lehren; wäh rend ein Siebenter, gewöhnlich wegen seiner vorgerückten Alters und schwachen Temperaments, die Frauen in denselben Gegenständen unterrichtet. Die übrigen Fünf, mit noch Dreien der oben erwähnten Schüler, bilden einen „Rath von Achten", der von Mahant beaufsichtigt ist, alle Verstöße gegen die Ordens-Gesetze und Eingriffe in dieselben zu untersuchen. Die älteren Gesellschaften haben gewöhnlich mehrere Schüler, welche Bhaigi's sind, und im Falle der Tod einen Mitglieder oder der Synode zu Schahpuren versieht ein zuverlässiger Nachfolger aus diesen interimistisch jenes Amt.

Von den, Bibdhi und Mohant genannten Priestern.

Bibdhi, aus der Partikel bi, ohne (dies ist eigentlich Persisch, die alte Indische Partikel beißt vi), und dem Hauptworte deh, Körper, zusammengesetzt, deutet an, daß die so Benannten für alles körperliche Gefühl abgestorben sind, weshalb sie auch nackt umhergehen. Die Mohant's (vom Sanskrit moha Verblendung) fingirten Theilnahmelosigkeit und Nichtbewußtseyn alles dessen, was um sie her vorgeht. Priester, welche ihre Lunge nicht zu regulären pflegen, sind ebenfalls ohne Mohant's, nach jenen Verlauf ist, falls sie ihres heftigen Temperaments vollständig Meister geworden sind, sich wieder der Sprachwerkzeuge bedienen. Das Losungswort ihrer Sekte: Ram, Ram führen sie als Gruß beständig im Munde; sie erkennen sich nur Unterschlungen und Rutwesten über ihrer sleng religiöse Dinge. Uebrigens unterscheiden sich die Bibdhi's und Mohant's, mit Ausnahme der den ersteren eigenthümlichkeiten, durchaus in keiner Hinsicht von den anderen Priestern.

Hunzeige, was Glaubens sie auch seyn mögen, gehen nie ungestättigt aus dem Tempel, und die Zerlumpten werden mit passender Kleidung versehen. Während der heftigsten Jahreszeit, der Monate Tchait, Bhadon und Aschadsch (d. h. von Mitte März bis Mitte Juli, „Schafras" und Dschischtschi genannt), also von der Mitte des März bis zur Mitte des Juni, stellt der Mahant einen Brahmanen***) auf den verschiedenen nach der Hauptstadt führenden Wegen, zwei Meilen von derselben entfernt, mit Wasserbottigen auf, um den Durst der eines Trunks bedürftigen Reisenden zu stillen. Aus denselben mildthätigen Hand erhält auch der Mahant sein Getränk, welches täglich zweimal Persien Zulage an Futter und Wasser während dieser Jahrezeit.

Es ist klar, daß die Glaubenslehre der Ramsanchi's Erdrtung der Leidenschaften, gänzliche Zurückgezogenheit von der Welt, ihren Freuden und Genüssen einschärft. Die am meisten verabscheuten Verbrechen sind: Unenthaltsamkeit und Habsucht; diese werden nie verziehen. Der Ringe der Priester wird mit großem Pomp gefeiert und die Tage einer Versammlung seyen drittens Tag gewechselt; dies und ihr beschränktes Eigenthum, wenn sie dem gesitzenden Fremden ihr: Ram, Ram! zurufen, stimmt diesen gewiß schon im Voraus zu ihren Gunsten.

Von den Laien.

Die Laien sind unter dem Namen Girbidh†) bekannt; es steht ihnen zu jeder Zeit frei, in die Reihe der Priester einzutreten, und sie können alsdann auch Mahant's werden. Es liegt ihnen besonders ob, Wohnheit zu reden, beständig in ihren Neigungen und recht und billig in ihren Handlungen zu seyn. Ich vergaß, zu sagen, daß es den Weibern verboten ist, Sanibh's (s. d. Wörter), die sich mit der Lehre ihres Mannes verbrennen zu werden; doch glaube ich es nicht, obgleich zwei Frauen des verstorbenen Radscha von Schahpura, der ein Ramsanchi war, sich im Jahre 1825 verbrennen ließen. Möglich ist es, daß bei dieser Begebenheit die Macht der alten Sitten zu mächtig war, dessen

*) Wörtlich: Zöglinge der 12 Zelte, dem Priester, Säule heißt auf Hindostanisch Sahm, (Sanskrit Bibdha's). Birch ist gewöhnlich Tambo.

**) Mit diesem Monate beginnt in der Indischen Zeitrechnung das Neujahr. Der Uebers.

***) Ein Brahmane wird darum gewählt, weil die anderen Kasten es sich zur Ehre rechnen, aus dessen Hand den Trank zu erhalten, während sie niedrige Kasten anstehen würden, von Jemandem aus einer niedrigeren Klasse etwas anzunehmen. Der Verf.

†) Diese Benennung entspricht dem Hindostanischen Grihasthas; wie auch angesehe die Abtwortung. Es sind nämlich, nach der Eintheilung zum Brahmanen durch den heiligen Faden, vier Arten dieser verlassenen Väter: Grihasthda's, Familienväter und höhere unter ihnen, Brahmatschari's, im Leibes bedeute: Banaprasthda's, Waldeinsiedler, und Bhikschuka's, Bettelmönche. Der Uebers.

Digitized by Google

bres da die Vornehmen sich oft etwas erlauben, was dem Niedrigen sehr übel ausgelegt werden dürfte.

Die Girdsit's begehen ihre Hochzeiten nicht mit der Pracht und den bei den Brahmanischen Hindu's gebräuchlichen Fest-Aufzügen, sondern feiern sie auf eine geräuschlose, unanständige Art. Es ist ihnen, eben so wie den Baïrägi's, verboten, um ihre Todten zu trauern, weil es zwecklos ist und einem Mangel an Ergebung in den göttlichen Willen zeigt. Sie verbrennen die Leichen ihrer Angehörigen und singen über denselben nach einen Hymnus. — Wehre Priester noch Laien halten das Indscha, Paschatzes, Diwäli, Holi") oder andere Hindnische Festtage; sie beobachten ein strenges Fasten von Sonnen-Untergang bis Sonnen-Aufgang und dürfen, sogar bei Krankheitsfällen, während dieser Zeit nur Arzneimittel zu sich nehmen.

Die Angahl der Laien in Schahpura beläuft sich etwa auf zweihundert, von denen allein vielleicht einhundertundzwanzig männlichen Geschlechts sind. Bhédir's und Mohani's zu werden ist ihnen untersagt, da die Beobachtung der Pflichten dieser beiden Orden mit der Versorgung irdischer Geschäfte unvereinbarlich ist.

Konvertiten.

Die Ramsanehi's sind aus allen Hindu-Kasten zusammengesetzt, und obgleich keine fremde Glaubensgenossen bisher beletret worden sind, oder, so viel ich weiß, sich zur Aufnahme in die Sekte gemeldet haben, so sind doch die Bedingungen so leichtmüthig gestellt, daß einem Uebertritt kein Hinderniß im Wege stände. Christen sowohl wie Muhammedaner haben freien Zutritt zu den Versammlungen, wenn der Anweisung, sich ihres Fußwerks zu entledigen, in Hinsicht auf Speisen aber ist die Macht der Vorurtheile und langjähriger Gewohnheiten unter diesen Sektirern so gros, daß ich sehr daran zweifle, ob sie es zugeben würden, daß Abtrünnige von einem anderen Glauben mit ihnen zusammen äßen.

Konvertiten können nur durch das Oberhaupt, und zwar im Tempel zu Schahpura, in die Gesellschaft zur Aufnahme eingeführt werden und werden zu diesem Zwecke aus den verschiedenen Gegenden Indiens von den Priestern dahin gefüllet. Der Obere übergiebt die Neophyten bei ihrer Ankunft den „wahl Böglingen der Priester", die hauptsagt sind, sie über die Festigkeit ihres Glaubens auszuforschen und genau mit den Sätzen, auf denen die Religion gegründet ist, bekannt zu machen. Fällt der Bericht günstig aus, so wird der Name des Uebergetretenen, aber nur, wenn derselbe in den Priesterstand tritt, geändert, und er muß alsdann ein vierjähriges Noviziat antreten. Einige Brahmanen haben sich zwar entschlossen lassen, aber hauptsächlich gehören die Bekehrten den Rajbo'ri's und Agarwal's aus dem Stamm der Banja's an. Eine genaue Uebersicht der im westlichen Indien lebenden Ramsanehi's fehlt. Ihre Hauptsitze sind in Radschwara und Gwaliar; auch trifft man sie in der Nähe der meisten großen Haupt- und Provinzialstädte, wie bei Bombay, Surate, Haider-abad, Pannah, Ahmed-abad, ja sogar in Benares an.

(Asiat. Journ.)

Frankreich.

Französische Literatur und Civilisation.

Von einem Genfer.**)

Die Literatur, sagt man, ist der Ausdruck der Gesellschaft. Somit wären denn die Werke des Herrn von Balzac — ihre Zahl ist Legion — zum größten Theil der Ausdruck der Französischen Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Kann man ihr etwas Schlimmeres nachsagen?

Eine andere Redensart lautet: Die Literatur ist ein Priesterbrum. Daraus folgt, daß George Sand eine Priesterin, Paul de Kock ein Apostel ist, und daß Beide an der Bekehrung der Menschheit arbeiten. Die Menschheit läßt eben Alles mit sich machen. In der Schule de Kock's wird sie, wie man sie haben will, liederlich, lernt sich vor Hexen und treibt Possen, hält die Tugend für ein Pfaffenmährchen, die Moral für eine verabredete Uebereinkunft, die gesellschaftliche Ordnung für eine Einrichtung, um wo möglich ohne Schläge durch's Leben zu kommen, die Ehe für eine sehr schöne Erfindung, wenn man in die Vaterunsäe-Lotterie setzen will; dabei hat sie Charakter und Grundsätze: Mutter die Bourgeoisen! Der Mutter Wasser für Chocolade! und natürlich die Flasche . . . Bei George Sand wird sie wild, kämpft sich, schlägt hinten und vorn aus, gegen die gesellschaftliche Ordnung, gegen Ehe und Vaterschaft, die allein an ihrer Plagaine, ihren Bauxeux, ihrem Fieber Schuld sind; sie lacht, sie weint, sie geräth in Wuth, sie hat tausend Launen; weil sie Weib ist, möchte sie gern Mann werden; aus der Civilisation möchte sie einen Spring in die Wildnis thun; sie leugnet Gott, aber es würde ihr Vergnügen machen, gut katholisch zu sepn; mitten im Leben kommt ihr der Einfall, zu sterben, und sie kauft ein Kohlendekken, um sich zu ersticken. Eine Uebergangs — nicht deck, das ist sie bennirte Köpfe: aber eine Doktrin, ungeheuer, unerschöpflich, unregelmäßig, in mächtig klingenden Sätzen und mit ganz neu erfundenen Ausdrücken.

Ja wohl, die Literatur ist ein Priesterthum, und es wimmelt in Frankreich von ihren Priestern; aber was wollten die Herren mit ihrer Würde anfangen, wenn der Roman nicht wäre? Jede Glaubensiehre will ihr Werkzeug haben. Der Prophet schwang das Schwert, die Kirche zündete ihre Scheiterhaufen an; wir, die Kinder eines erleuchteten Jahrhunderts, operiren mit dem Roman. Der Roman schlägt Keinen todt und verbrennt Keinen, und doch bekehrt er die Leute. Er ist ein milder Mensch, kein blutiger Saint Sebastian, sondern ein ziemlich zweideutiger Individuum, das gar feine, aber schmutzige Wäsche trägt; ein trefflicher Schwätzer, kellirt aus geschmeidig über die Masken; schlieri man ihm die Thür zu, so steigt er geschickt durch's Fenster ein; kommt die Polizei, so flieht er sich in den Schrank; kommt der Lehrer, so reicht er unter dem Tisch; ein Roué vom feinsten Ton, weiß er den Leuten seine tiefgedachten Zweifel, seine Karten-, geistigen Grundsätze, seine leidenschaftliche Weisheit beizubringen, verführt die Einfältigen, erschüttert den Glauben der Nechtschaffenen, richtet die Unreifen zu Grunde, wird überall willkommen geheißen und führt die eroberten Seelen zu Tausenden dem neuen Glauben zu.

Bleichwohl, was wäre der Roman, der Roman selbst, ohne die Lese-Kabinette? und was wärin die Lese-Kabinette ohne die Bücher-Verleihreinmerk? In der That, ich trage für alle Bücher-Verleiherinnen eine allgemeine, für mehrere eine ganz besondere persönliche Hochachtung. Ich verehre und liebe sie, weil man ohne die größte Ungerechtigkeit nicht leugnen kann, daß sie sämmtlich eine unverbrüchliche Discretion und einen wahren Heroismus besitzen. Sie dürfen, sie sie wollen, sie stachen die Neugier, sie heben alle Bedenklichkeiten, sie schicken sich in alle Launhäne, sie detienen alle Wahl und Euren Sohn dazu.... Welch ein achtungswürdiger Beruf! und doch, wie äbulich einem andern, der tausendmal erhöhter, wenn auch nicht tausendmal gefährlicher ist.

Die schönen Künste sind in einem anderen Gebiet gleichfalls ein Niederhalt der Gesellschaft, und hier ist es Pflicht, sie gegen ihre gegenwärtig gar seinen Anstruck haben. Sie lassen sich Griechisch, Römisch, mittelalterlich, kurz auf alle mögliche Weise zurichten, man kann Alles mit ihnen ausdrücken, und eben darum gar nichts. Nur in Einer Rücksicht verdienen sie Lob: wenn sie seinen herrlichen Glanz um sich verbreiten, wenn sie des Stils und der Gestaltgkeit ermangeln, wenn sie weder aus gläubigem Gemüth, noch aus der Kraft eines lebendigen Gedankens entspringen, so haben sie doch wenigstens ihre Verpflichtung nicht in der Unstile, ihren neuen Stoff nicht in der Auswahlung der Unzucht, ihren Reiz nicht in schändlichen Verführungskünsten gesucht. Einzig die Literatur beut und das Schauspiel talentvoller Schriftsteller, die den Skepticismus zum Prinzip ihrer Kunst gemacht und den Widerstand aller öffentlichen Moral unternehmen haben; einzig in der Literatur treffen wir jene Heerde mittelmäßiger Geister, die jederzeit unbedenklich auf der Spur eines Vorgängers einherttaben, die Fehler einer jeden Manier und Schule übertreiben, gegen die Grundlage aller Gesittung recke Angriffe erheben, alle Begriffe vom Guten und Bösen verwirren, das Verbrechen als Tugend und die Tugend als einfältige Thorheit schildern, und das Interesse für ihre Darstellungen im Schmutze der Orgien, in den Regungen der Wollust, sogar im Heiligthum des ehelichen Gemachs aufsuchen. Die öffentliche Meinung bezeigt einen Nachsicht, die Kritik eine schmeichelnde Schonung, die Verleger liegen ihnen zu Füßen, Leser haben sie die Fülle; so können sie denn ist Tagewerk ungestört verfolgen, und das war Glück, sehr Glück machen, ist an und für sich allein gefährlicher für die öffentliche Sittlichkeit, als Alles, was darin steht.

Freilich ist dieses Glück an sich weder Ehre, noch Ruhm; das Glück währt einen Tag, und der Ruhm soll dauern; das Glück kann man erhaschen, die Ehre muß man erwerben; das Glück allein gewinnt sich Bewunderung der Leute nicht, der Ruhm werden Alle ihr Lob und ihre Bewunderung zu. Indeß giebt es immer ein zahlreiches und benutzbare ein ungewöhnlich zahlreiches Publikum, das an Paradoxieen Gefallen, an wollüstigen Schilderungen Geschmack, und bei allen Sophismen, womit man Leichtsinn und Sittenlosigkeit zu entschuldigen pflegt, seine Nahrung und seine Rechnung findet. Daran ergötzen sich die Müßiggänger und die an Genuß Uebersättigten, darauf geschieht der Jugend und der ganzen jüngst emanzipirten Heerde, die früher durch ihre Unwissenheit gegen Verführung geschützt war, und die nun im Feuerschein der Civilisation leisen gelernt hat — wozu? daß Moralisten, Philosophen und Denker, welche die Moral, die Philosophie und den Gedanken ernsthaften und nützlichen, ihr das Vergnügen, ihr das Interesse entziehen.

Philosophie, Moral, Religion, Gedanke, — wozu haben sich diese Worte unter der Feder solcher Schriftsteller verwandelt? Ist es nicht eine unerklärliche Anmaßung, ist es nicht bedenklich abgeschmackt, jeden häßlichen Traum einer unsedentlichen Einbildungskraft, jede Verhöhnung von Schriftstellern, die ihre eigene Würde und die Achtung der Ihrigleichen beständig aus den Augen setzen, mit so hohen und heiligen Namen zu belegen? Was für eine Philosophie soll man aus Büchern abnehmen, die unter einem glänzenden Reuseren keine Einheit, keine Harmonie, kein System an sich tragen, außer dem Systeme, zu leugnen, zu zerstören, überhaupt zu schildern, was ihnen eben in den Wurf kommt? Was heißt denn Moralität in ihren Darstellungen, wo die Personen sich ohne Resultat hin und her bewegen, wo der Maler sich Charaktere ersonnen hat, um irgend eine Lehre zur Darstellung, irgend eine abstrakte Formel zur Vollziehung zu bringen, unwahre, verstümmelte Geschichte, die unmoralisch und doch nicht lasterhaft, lasterhaft und doch nicht schuldig erscheinen? Wo ist der Grundgedanke, wo die Uebergreifung in diesen sich widersprechenden Behauptungen, in diesem Widerstreit aller Grundsätze, in diesen schalen, unklaren Skepticismus, der nirgends einen Zusammenhang nachweist, der kein Verständnis eröffnet, der den Geist nur beschwört, um ihn zu verderben, und der den Glauben an die Moralität predigt, ohne die Seele zu vernichten. Wie eher würde der reine Materialismus eine Ehre, einen Glauben erzeugen, als dieser durch einen Verein von Talent, Unterschlauf und Elendes anarchische Mischmasch; denn der Materialismus ist wenigstens ein geordnetes System,

*) Bei den Alten die Feste Tridschat, Dasahrera, Diwäli und Holi, welche übrigwegis in der Zeit von zehn Nächt der Frühlings-Monate, theilweise an den Neumonden im Herbst mit Illuminationen, wie schon die Namen etwas Glänzende, das in der Luft Nacht Gefeierte, das mit Lampenreihen Geschmückte zeigen, begangen wurden. Das letzte Fest hat seinen Namen von dem während desselben getriebenen wohlriechenden Holi-Pulver.

Der Uebers.

**) Wir lassen diesen Artikel als Ergänzung des auf der Quarterly-Review mitgetheilten Urtheils folgen. Was der Engländer mit einfachlichter Schwerkraft des Sachs durchdauen hat, das sucht der Genfer mit der Spitze einer eingen Argumentation zu lösen. Beide beargnen sich in den Resultaten, doch standen wir dem Ersteren mehr als dem Letzteren, denn der Letzteren ist unmoder, denn er macht sich die Wahrheit leider glühe.

Digitized by Google

welches von hieher oder wieder einlaufenden Thatsachen zu deutlichen, wenn auch nicht übergreifenden Principien, zu mehr schlagenden, aber logischen Folgerungen fortschreitet, woraus sich am Ende doch eine Physiosophie, eine Moral, bis zu einem gewissen Punkt sogar ein Glaube entwickeln läßt; er ist sogar viel weniger gefährdet und verderblich, weil er den einzelnen Menschen und der Gesellschaft einen ganz bestimmten Weg anweist, wo die Klippen und Gefahren sich nicht verbergen; man sieht den Abgrund, wohin er führt, wenn weitem, und die Meisten, welche die Straße eingeschlagen haben, bleiben stehen oder kehren um.

Auch der Name der Kunst ist mißverstanden und entweiht worden, aber zum Glück sagt sich die Kunst nicht allen Eingebungen phantastischer Laune, allen Verirrungen der Vernunft. Sie ist strenge als diese Kritiker, gewissenhafter als viele Moralisten unserer Zeit, man kann ihr keine ästhetische Mode, keine eingebildete Moral aufzwingen. Viele unserer neuen Schriftsteller glauben der wahren Lehre, daß nicht die Kunst für das Genie herrsche, sondern das Genie über die Kunst walte, und in diesem Wahn verirren sie sich auf tausend abenteuerliche, tückerische und wohl gar schändliche Wege. Das Schöne mag schwer zu definiren sein, aber finden kann man es unmöglich, wo es nicht ist: alle nicht in der Lüge, in der Unredlichkeit, im Schmutz nicht zeugen der allgemeinen Ideen des Rechts, des Guten, der Menschenwürde, der Sitte; nicht zeugen der Verirrungen menschlicher Leidenschaften, mit Verschmähung des Erhabenen und Gesetzmäßigen in dieser Natur. Mag sich George Sand drinnen fühlen, den Mann zu verleumden, um das Weib zu erheben, oder hienieden das Weib zu gleicher Niedrigkeit herabzuwürdigen; das Schöne und das Wahre werden sich ihm auf diesem Wege nimmermehr darbieten. Mag es, um seine absonderlichen Lehren ins Licht zu setzen, die schönsten Figuren kennen und sie mit den phantastischen und lächerlichen Farben schwärzen; das ist er doch nicht im Stande, diesen Figuren Leben zu verleihen, zu machen, daß sie uns anziehen, nicht bloß blenden, daß sie in unserer Vorstellung haften, wie so viele andere reizende oder häßliche, lieb liche oder schrecklichen, mit geringerer Anstrengung, oft sogar mit geringerem Talent erschaffene Roman-Gebilde in uns haften. Ja, es ist der Kunst engere Schranken gesetzt, als kein Talent, Schwärmerei, die auch das Genie nicht überschreiten kann, ohne seine Kraft einzubüßen und sich in eine finstere Widersinnigkeit zu verlieren, wo kein Ziel seine Schritte lenkt, kein Licht seinen Wegen leuchtet, und wo es nach verderblichen Verirrungen, auch wo seinen glänzigsten Anhängern verlassen, allein dasteht. Wenn dereinst George Sand's Name kein Zauber der Neugierde und den Schutz einer einflußreichen Coterie verliehen haben, wenn sie sich nicht mehr unter den Flügeln Französischer Eitelkeit bergen werden, die sich mit allem Glänzenden putzt und allen Putz wieder verpaßt; wenn die Lehren von Sand und Balzac sammt ihrem philosophischen und sentimentalen Werkzeug nicht mehr der Gegenwart angehören, sich mit keinen gleichzeitigen Vorgängen verflechten, keinen Gegenstand der Tagesgespräche ausmachen, in keiner Zeitschrift und keinem Feuilleton Lobredner oder Beurtheiler finden werden, — haben diese Werke dann eine Aussicht, fortzuleben? kann ihr erkünsteltes Dasein irgend Dauer gewinnen? wird es sich nicht an ihnen zeigen, daß die herrlichsten Gaben des Geistes und der Phantasie, das glänzendste Talent und alle Künste verschiedener Schreibart sie die verschmähten und entwürfigen Gesetze der Schönheit, Wahrheit und Guten keinen Ersatz bieten? daß diese Gesetze in ihrer innigen und harmonischen Uebereinstimmung das wahre und ewige Wesen der Kunst ausmachen und Keinen, der ihre Herrschaft nicht anerkennt, über Gunst würdigen?

Allerdings haben die Schriften, von denen wir hier, nicht um über größeren Schädlichkeit, sondern um ihrer größeren Verbreitung willen, vorzugsweise sprechen, keinen dauernden Einfluß zu gewinnen; zwei oder drei Jahre nach ihrem Erscheinen werden sie vergessen, und höchst talentvolle Schriftsteller müssen, damit nur ihr Name nicht an Ruf einbüße, die zur Erschöpfung produzieren: das Uebel aber, welches sie angerichtet haben, überdirt sie, und wenn über Verdümmheit längst erloschen ist, hat der aufgestreute Samen im Boden der Gesellschaft Kein und Wurzel gefaßt und entwickelt seine Saaten. Man sieht, daß ein hohle sich's nicht: diese Romane, an denen man sich in Paris einige Tage amüsirt, ohne sie ernst zu nehmen und oder einen andern Maaßstab als den der Kunstkritik daran zu legen, finden allmälig ihren Weg durch ganz Frankreich; seine Stadt, kein Dorf, kein einsamer Bücherhof bleibt ihnen verschlossen. Da treten sie denn mit großer Autorität auf, und das gutherzig aufrichtige Völkchen, welches sie liest, nimmt sie für kein bloßes Kunstwerk, sondern für ein Lehrbuch seines Denkens, Glaubens und Thuns, und tauscht für die Lehren seiner Kindheit die Grundsätze ein, die wir alle kennen. So greift die Immoralität für künftige Zeiten verwüstend um sich; so geräth ein ganzes, kaum seiner geistigen Fesseln ledriges Geschlecht, der Anleitung mehr noch als der Ausführung bedürftig, auf schädliche, stiefmütterlich verderbte Lesereien. Die Predigt Romanschreibers treibt die Lehre des Pfarrers aus, die Kirche wird leer, und das Lese-Kabinet füllt sich; die Lese-Schule, wohin Ihr Eure Kinder schickt, wird eine Pfuschschule, wo eine Generation von Lesern sich schrecke Bücher herangebildet wird. Mag thun's übrigens! Am Ende bleibt dies noch gar Civilisation, und der Franzose sagt sich's vor und schwört darauf, seine Nation gehe allen übrigen auf der ruhmvollen Bahn der Civilisation voran. Es ist dabei nichts zu verwundern: wie sollte ein Volk nicht leichtgläubig eitel werden, dem die Parteien, die Menschen, die ganze Presse seit mehr als 40 Jahren unausgesetzt und auf alle mögliche Weise geschmeichelt haben.

Wir haben bei diesen Betrachtungen nicht die Absicht, die außerordentlichen Fortschritte der Franzosen als Nation zu bestreiten, oder gar die allzuweite Verbesserung der Sitten in Frankreich, im Vergleich gegen frühere Zeiten, in Abrede zu stellen: das hieße, die unmittelbare Gewißheit leugnen. Nur scheint uns, die Fortschritte geschehen sprungweise, unvollständig, und haben keinen festen Boden der Entwickelung; die historischen Errungnisse, die Revolution und ihre schnungsvollen Lehren haben vielleicht mehr Widerstand findet, als ein wohlthätiges Zusammennehmen der höchsten Intelligenzen des Landes; wir meinen, die Französische Literatur habe nicht die edle Rolle gespielt, zu der sie sich hätte erheben können; wir meinen endlich, daß diejenige Literatur, die heute in Frankreich am meisten verbreitet und populair ist, durch ihren zerstörenden Einfluß auf Grundsätze und Sittlichkeit den eigentlichen Fortschritt verhindert, die Gründung einer wahren Freiheit, der Freiheit gefährdet und mit der friedlichen Herrschaft der Civilisation unvereinbarlich ist, weil diese nicht ohne anerkannte Grundsätze, nicht ohne einen festen sozialen Glauben, nicht ohne eine bewährte und heilig gehaltene moralische Ordnung bestehen kann.

Wenn uns die Franzosen mit so liebenswürdiger Zeitsaßgültigkeit zu wissen thun, daß sie in Europa an der Spitze der Civilisation und Freiheit stehen, so ist diese Behauptung wahr und falsch, ernst und lächerlich zugleich. Soll es heißen, daß sie stets bewegtich, stets bereit sind, ihr eigenes Land und ganz Europa in Flammen zu setzen, und dabei durch ihre Tapferkeit, durch ihre Ritterschaftssinn, durch ihre reichen Hülfsquellen einer ungenannten Thatkraft fähig seyen; soll es gemeint seyn, daß sie der Kriege, jeder Bewegung, jeder Erschütterung jeder Fortschritt fördert, — so, dann sind die Franzosen allen Völkern Europa's voraus, und von ihnen haben wir das meiste Gute, oder auch das meiste Uebel zu erwarten. Frankreich ist das Land, wo man wunderbar leicht sie schöne, ihrichte, unanwendbare, unverstandene Theorieen in sklerschaftliche Begeisterung gräth; dem National-Charakter webt eine edle Selbstsucht den Empfindung bei, die ihn bekanntlich mehr als alles andere im Thun auf unbesonnene und ungetregte Weise äußert; jeder Funke kann diesen Zündstoff zum Aufloderen bringen, und aus der hellwärmenden Flamme kann eine zerstörende Feuersbrunst werden. In diesem Sinne, noch einmal sei es gesagt, sind die Franzosen das erste aller Völker. Versteht man unter Civilisation und Freiheit einen Zuberzeit flotig erneugerer, aufstam ernungen und schergestellter Grundsätze, für welche die gesammte Intelligenz der Nation Bürge steht, die bei Allen und für Alle gelten, die sich unter dem Schutz einer gemeinsamen Ueberzeugung selbstständig entwickeln und die wohlthätigste Licht auch in andere Länder verbreiten; versteht man darunter einen Rechtszustand, der nicht bloß in einer Charte niedergeschrieben, sondern in einer Wirklichkeit lebendig geworden, der nicht auf neuerlichen Einrichtungen beruhet, sondern stärker als diese Einrichtungen ist, der nicht bloß in Zeitungen angerufen und angepriesen wird, sondern jeder Zeit und aller Zeitungen anwendung kennt; versteht man darunter den Zustand eines Volkes, wo die Erkenntniß so mächtig entwickelt und so allgemein verbreitet ist, daß die politische und soziale Verbesserung gegen jede Gefahrdere und jeden Rückschritt, gegen die Verirrungen der Menge und gegen die Anmaßungen der Gewalt vollkommen gesichert ist: — ein solches Volk zu finden, müssen wir, fürchte ich, Frankreich verlassen und über den Kanal gehen. Mag die Civilisation ihren Aem zu Paris haben, ihr Haupt ist in London*).

(Bibl. Univ.)

Mannigfaltiges.

— Kreisförmige Bibliothek. Herr Benjamin Delessert macht in der France Littéraire den Vorschlag zu einem kreisförmigen Bau der Königlichen Bibliothek in Paris, falls dieselbe, wie es in der That nöthig scheint, ein neues Lokal erhalten sollte. Diese panoptische Form, meint Herr D., wäre dem ganzen Personale vortheilhaft, indem die Verringerung der Raum-Ersparniß; alsdann eine Construction, die ohne Schwierigkeiten und allzugroße Kosten hergestellen wäre und endlich eine für die Bibliothek-Aufseher ungemein erleichterte Ueberschlichtheit. Sowohl die Lesenden als die Leser würden sich hiernach in dem Centrum einer nach einem großen Maaßstabe angelegten Rotunde befinden, von welcher acht nicht abgehende Galterieen als Hauptradien des Kreises ausgingen, die sich strahlenförmig nach der Peripherie hin immer mehr erweiterten und progressiv in Unter-Abtheilungen zerfielen. Die Wände, aus denen die Radien bestünden, sollten von beiden Seiten mit Büchern besetzt werden können, so daß nicht weniger als 800,000 Bände auf 1900 Dutzend-Reihen Platz haben würden. Das Gebäude selbst würde 120 Toisen im Umfange und die Rotunde oder Kuppel 10 Toisen im Durchmesser haben. Jede der in der Rotunde auslaufenden acht Galleriern würde drei 4 Toisen breit und im Ganzen 15 Toisen lang seyn, von denen 10 Toisen in acht und 5 in sechzehn Unter-Abtheilungen zerfielen. Herr Delessert bestimmt jede dieser acht Galleriern für einen großen Bibliothek-Zweig, und zwar nach folgender Französischen Eintheilung: 1) Theologie; 2) Jurisprudenz; 3) Administration; 4) Handel und Finanzen; 3) Naturwissenschaften; 6) Wissenschaft und Kunst; 7) Literatur und 8) Geschichte und Reisen. Hiernach, meint der Proponent, würde man eben so viele bequeme Spezial-Bibliotheken besitzen, die zusammen eine Central-Bibliothek bildeten; der Bibliothek-Aufseher würde bloßlinns einen Weg von 20 Toisen zurückzulegen haben, um ein Buch aufzusuchen, während er, bei einer Aufstellung von 800,000 Bänden in der jetzigen Form der Bibliothek-Säle und Galleriern, Distanzen von 225 Toisen oder hin und zurück eine Viertelstunde Wegs zu durchlaufen hätte; endlich aber würde der Ober-Bibliothekar von seinem Standpunkte aus sowohl die ganze Bibliothek als alle dieselben überschen können, die sich in den verschiedenen Galleriern derselben bewegten.

*) während ihr Herrschaft wohl in Deutschland zu suchen ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei H. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Mittwoch den 8. Juni 1836.

Frankreich.

George Sand und die Institution der Ehe.

Von G. Risard.*)

George Sand haßt, oder, um mich eines gelinderen Ausdrucks zu bedienen, nimmt ein Aergerniß an der Institution der Ehe. Ich sage ein Aergerniß, denn ich kenne sie, wie jeder ihr an Geist und Anmuth ähnlichen Frau, vielmehr Caprice, barmherziges Beharren auf dem eigenen Sinne als eigentlichen Haß zu. Doch Caprice oder Haß, gleichviel, immer bleibt es ausgemacht, daß die Ehe noch keinen leidenschaftlicheren und, wie es scheint, unverhältnißreichen Gegner gehabt hat, als George Sand ist. Indiana, Valentine, Lelia und Jacques sind nur verschiedene Darstellungen eines und desselben Gedankens, nur mannigfache andere modificirte Entwickelungen der einen und nämlichen Sehn- und Abneigung. So oft die auftretenden Personen Recht haben, so oft es doch nie die Ehe, die Recht hat — und haben dagegen die Personen Recht, so hat die Ehe unbedingt Unrecht. So oft es Ungelegenheiten und Streit giebt, muß die Ehe die Zeche bezahlen — für alles Unglück und Ungemach muß sie herhalten und das Bad ausbaden. Kein Schriftsteller ist so tief in die unendlichen Widersprüchigkeiten und Unsicherheiten einer unglücklichen Ehe eingedrungen, keiner hat die Ursachen der Abneigung und Antipathieen zwischen Gatten so geschickt zu analysiren, so die drohendsten Symptome in ihren feinsten Fäden zu verfolgen, die langsam schleichenden, aber unvermeidlich auftretenden Wirkungen in ihrer Nothwendigkeit herauszuklären verstanden, keiner endlich so wenig seinen Triumph, den Triumph seiner innersten Ueberzeugung in Momenten der Katastrophe verbrüht, wie George Sand. Im Jacques wird der Mann gelobt und gepriesen, der so klug ist, seine Schande vorherzusehen und dem Liebhaber der Frau eigenhändig die Thür des Hauses zu reichen, wie zur Aufgleichung einer unpassenden Ehe, zu einer Ausgleichung, die durchaus in der Ordnung und billig gerecht ist. Der Liebhaber ist die Negation, die auftritt im Unrecht zu begehren, vielmehr das durch eine ungleiche Ehe begangene Unrecht wieder gutmacht; der Ehebruch ist die Strafe für ein Verbrechen, das gegen die heiligen Gesetze der Natur begangen. Pflicht ist ein leeres Wort, es giebt keine Pflichten, als etwa die einzige für einen Mann, der da weiß, daß er überflüssig in seinem Hause sey, den Muth zu cäumen und sich im Nothfall in das erste beste Wasser zu stürzen und die Welt in dem Glauben zu lassen, er sey verunglückt als Opfer einer maßlosen Neugier nach den Schönheiten der Alpen-Gegenden, wie es im Jacques geschieht, dem letzterschienenen und vielleicht bedeutendsten Angriff George Sand's auf die Ehe.

Den Stand eines Ehemannes der falschen Würde, deren er sich angemaßt, zu entkleiden und in Mißkredit zu bringen, dies kann als der eigentliche Zweck der Werke von George Sand angegeben werden, und wir müssen gestehen, daß sie denselben mit einem Geiste, einer Ausdauer und Beharrlichkeit zu verfolgen gewußt hat, die sonst nicht so leicht eine Frau, auch auf das, was ihr vor Allem am Herzen liegt, zu verwenden pflegt. Unumschränkt über uns mehr Talent, als der Himmel den meisten unserer Moralisten verliehen hat.

Auch hat die Sache ihre sehr wahre Seite: es gilt nicht Jedem mit der Ehe — und ganz abgesehen von dem eigenen Leben George Sand's und ihren Privat-Verhältnissen, denn wir haben weder das Recht, noch liegt es in unserem Geschmacke, uns Anspürungen in dieser Beziehung zu gestatten**), zu wollen wir gern glauben, daß es sich selten treffen mag, daß das Glückstand der Ehe einer Frau von bedeutendem Geiste einen ihrer würdigen Gatten zufällt. In solchem Falle ist die Ehe dann das gewünschte Verhältniß von der Welt, ein Zustand, dessen Widerwärtigkeit über allen Ausdruck und über alle Beschreibung geht, und der gerade so viel Bitteres und Unseliges, als eine glückliche Ehe Freude und Schönes, mit sich führt. Heroischer möchte es dann vielleicht seyn, sich zu überwinden, sein Elend vor den Augen der Welt zu verbergen und seine persönlichen Leiden nicht zu einer allgemeinen Lebensfrage zu erheben — oder wenn eine so gekränkte Frau das Bedürfniß einer Entschädigung in der öffentlichen Stimmung und der Meinung des Publikums über sie empfände, so möchte es gar wohl als ein höherer Triumph ihrer Weiblichkeit erachtet werden, wenn sie in solchen Falle sich lieber bewegen fühlte, das Glück, das sie sich gestaltet, als die Schmerzen und die Schmach, die sie erduldet, zu schildern und schriftlich niederzulegen, durch weichen Schutz von Gehalt, Entsagung und schweigendem Ausharren eine unglückliche verbrieferbare Frau über alle Sticheleien und Quälereien, die über sie verhängt werden, hinwegkommen und zu einer Art von innerem Frieden und stillem Gleichmuth der Seele zu gelangen vermag, der den flüchtigen Freuden und langen Verirrungen einer Scheidung bei weitem vorzuziehen ist. Aber was auch die Moral in solchen Fälle gewinnen möchte, die Schriftstellerin würde offenbar dabei verlieren. Und muß es nicht Jedermann willkommener und erwünschter seyn, wenn der Autor mehr ist gegen sich und das Publikum, und wenn auch auf eigene Kosten?

Auf den Trümmern der Tyrannei, der gestürzten Ehe, erhaut George Sand nun den Tempel und Thron der Liebe. Da ist ihr dann kein Mann schön, kein Mädchen rein genug und so voll Anmuth und Schönheit, am der Gegenwart dieses Gottes werth zu sein. Hier hat George Sand ihre ganze Gewandtheit entwickelt und ihren verführischen Geist als geschickter Reformator bewiesen. Wenn Eine Ehe, wie sie sie angreift, ist immer die alte trübselige aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert mit all ihrem Gebrumme und Gereise, mit geistlosen Rechten und mechanischen Gewohnheiten ohne Gefühl statt der lebendigen Freuden, und der Hahnreischaft statt der Zärtlichkeit und Neigung. Ihre Liebe dagegen ist ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, jung und frisch, von allen jenen stereotyp gewordenen Langweiligkeiten, die man ihm so viele Zeitalter hindurch aufgebürdet, befreit, reich an lebendiger Vernunft, mit einer Logik ausgestattet, gegen die Nichts Stand hält, einer Dialektik, wie die des großen Arnaud, nur daß sie in Betreff der Sache interessanter ist, spendend von Geist, aller Hilfsmittel, aller Kenntniß und Kunstgriffe mächtig, aller Dinge kundig, im Mittelpunkt der Gegenwart, mit Lust und Behagen, alle Bedingungen nach in Purpur gehen — mit einem Wort: eine Liebe, die unbedingt über die Ehe den Sieg davontragen würde in dieser Welt, wenn die Männer und Weiber alle schön wären und das Leben der Männer nicht länger dauerte als von zwanzig bis dreißig, und das der Frauen nicht länger als bis von achtzehn bis sinfundzwanzig.

Und nun die Frage: Ist wirklich eine Liebe vorhanden, wenn Ihren dieser Art verbreitet und populär gemacht werden durch das Talent? Wir antworten: Vielleicht, es ist möglich — aber gewiß keine so große Gefahr, als man vermeint. Wer freilich George Sand's Schriften durch die inquisitorische Brille betrachtet, der wird Ketzereien die Hülle und Fülle finden, allerdings; wer sie aber mit klaren gesunden Augen, ohne Leidenschaft, unparteiisch sieht, der wird bald zu der Einsicht kommen, daß nur sie diejenigen Leute Gift darin entdaten, die schon selber davon ergriffen und voll sind, oder sie jene anfechtlichen Naturen, die der erste schlechte Roman, der ihnen in die Hände kommt, stark genug ist, über den Haufen zu werfen.

So groß das Genie, so unendlich die Kraft ist, die George Sand in seinem Kriege gegen die Ehe an den Tag gelegt, so verliert sich sie doch unter den Händen fast immer der Effekt, den sie hervorbringen will. Es ist dies das unvermeidliche Loos einer Kampfes, der sich gegen eine Institution richtet, die so alt ist wie die Welt, die auf den Grundlagen der Jahrhunderte ruht, die selbst in den Zeiten heilig gehalten worden, wo die Frau dem Manne nicht gleich stand, und an den Orten, wo sie durch das Gesetz nicht angeordnet und geboten war, aus freiem Triebe der Menschen, durch einen Instinkt der Vernunft ins Leben trat. Wenn die Individuen der Institution nicht angemessen sind, so ist es nicht die Schuld der letzteren. Das ist es, was von allen Gestalten, die uns George Sand vorführt, gesagt werden muß, was von Allen gilt. Die einen sind widerwärtige abscheuliche Charaktere, fluchen uns schwören, sind ausfahrend und säßgenug, wie der Mann der Indiana, der

*) Dieser Aufsatz beruhet sich ebenfalls in den unseren Lesern bereits bekannten Reise-Erinnerungen aus Belgien, wo der Verfasser, vom schlechten Wetter gezwungen, in Huy zu bleiben, ein Buch von George Sand liest und die folgenden Betrachtungen daran knüpft. Wir stehen hier einen Freund der Schriftstellerin, einen Franzosen, der, obwohl er über die Gebühren lächelt, die mit der Lektüre ihrer Werke verbunden sind, doch in ihnen entzückt über den zum Theil ganz unwahren und zum Theil rein sophistischen Charakter derselben sowohl mit seinen Freunden als mit dem Dichter übereinstimmt. Mögen's Aufsätze über George Sand's ist jedoch zu ansehend, daß man auch nach allem Vorangegangenen diese Betrachtungen mit Neugierden lesen wird.

**) Fast alle Leidiger George Sand's haben bisher immer noch gestanzt, ihre Lindercheilichkeit dadurch dokumentiren zu müssen, daß sie sich von jedem Seitenblick auf die Persönlichkeit der Verfasserin sorgfältig hüten. Dadurch aber ist ihr, wie uns scheint, gerade das meiste Unrecht zugefügt worden. Denn eben in ihren persönlichen Verhältnissen, in ihrer Erziehung, in ihrer Verheirathung an einen Mann, der sich ihres Geistes wegen bei ihren Lebzeiten am sie bewarb und der, Umgangnuhungen für ihren Geist, sogar ihren Körper mißhandelte, möchte noch die größte Rechtfertigung des Irrthums zu suchen sein, dem ihr außerordentliches Talent sich hingegeben hat.

Digitized by Google

als Typus für diese Klasse gelten kann; es wird uns ein schlechtes häusliches Verhältniß, eine unglückliche Ehe geschildert, eine, die nicht dätte geschlossen werden sollen — und damit ist die Satire abgemacht; das ist die ganze Bescherung. Die anderen Personen, welche die ideale Satire ausmachen, bringen romanhafte Grillen mit sie positive Verhältnisse, träumen von der Paradiesesblume unentweihter Empfindung, von steter Erneuerung der Genüsse und was dergleichen mehr ist, aber sie machen's nicht, machen weder das Interesse noch den eigentlichen Roman aus — der eigentliche Inhalt, die Substanz ist, wie gesagt, eine schlechte Ehe und nichts weiter. So heirathet Jacques eine Frau, die zwanzig Jahr jünger ist als er; er hat eine Vergangenheit hinter sich, über die er nicht selten Ursach hat zu erröthen, die ihm Thränen entpreßt, wenn seine Frau gewisse Stellungen auf dem Piano spielt. Er nimmt eine junge, schöne, geistreiche Frau in sein bisheriges Haus, und sie stirbt; ob seine Schwester, ob eine thematige Geliebte, darüber sagt er seiner Frau kein Wort; diese ganze unsittliche Geschichte bedeckt er mit einem dichten Schleier — denn in der Ehe ist das gegenseitige Vertrauen Alles und die beste Schutzwehr der Ehre. Die Fremde bildet die dritte Person in dem ganzen banalischen Verhältniß und befindet sich sehr oft mit dem Manne allein. Sie hat einen Liebhaber, der sie bis in Jacques Haus verfolgt, und der endlich, aber Kälte und Sprödigkeit müde, seine Neigung Jacques' Frau zuwendet. Jacques läßt ihn völlig gewähren; er nimmt den Herrn ebenfalls ins Haus, ladet ihn als täglichen Gast zu Tisch und macht ihm aufs allerbequemste die Gelegenheit. Wohl spinnt man erschrickt der Moment, wo er durch ein einziges Wort, durch eine Erklärung die Ehre seiner Frau retten kann; aber er kann es nicht über sich gewinnen, kann sich zu einer solchen Erklärung nicht entschließen; er hat das Unglück selbst verschuldet und schämt sich vor sich selber, eine Liebe wieder zu fordern, die er durch seine Handlungen untergraben, und deren er sich aus freiem Willen verlustig gemacht hat. Das Ende von Liebe ist, daß er sich auf die Weise stellt, um den Liebenden nicht frei zu lassen, und, als er sieht die Schwangerschaft seiner Frau erlabet, sich in den Schimpf eines Gletschers stürzt, damit das Liebespaar sich heirathen könne und dem Kinde eine legitime Geburt zu Theil werden möge. — Man wird mir zugeben, daß von allen ehelichen Ausnahmefällen der geschilderte wohl der seltsamste und unglücklichste sein möchte. Es ist in der That, wie man so sagen pflegt, ein recht ausgesuchter Fall eines Unglücks — eine unglückliche Ehe zum Vergnügen, zum Spaß — daß die zweite darauf folgende Ehe eben keine sonderliche Anwartschaft hat, besser zu werden, darauf wird natürlich nicht reflektiert: es wäre auch zu viel verlangt. Aber endlich, fragen wir noch einmal, was beweist dies Alles gegen eine Institution? Gerade durch die Mühe sieht, die sich George Sand giebt, diese schlechte Ehe zu rechtfertigen, durch die trefflichsten und liebenswürdigsten Gatten zu schildern, handelt sie gegen ihren eigenen Zweck, und wodurch sie es recht fest zu begründen denkt, zerstört sie vielmehr ihr Werk. Wer so vollkommenen, so wohl ausgestatteten Menschen, die nicht minder schön an Gemüth und Geist als an Körper sind, können die widrigen Fehler, die Unklugheiten und Unfreundlichkeiten, die von den entgegengesetzten Charakteren begangen werden, nicht vorkommen, und da das Unglück der Ehe einzig auf jene Fehler begründet werden, so folgt das Glück der Ehe nothwendig aus den entgegengesetzten Tugenden.

Was ferner diese Liebe betrifft, der George Sand die Ehre zum Opfer bringt, wen, fürchtet man, könnte sie wohl glauben machen, daß die ganze Bestimmung einer Frau dadurch erfüllt sey, einen Geliebten zu haben? Welchem Vater, der sein Töchterchen auf den Knieen schaukelt und ängstlich buuäberblickt zu der Mutter, die die Fremdenrente lächelnd betrachtet, wird es in solchem Momente einfallen, im Gedanken an George Sand, daß sein Kind ein Gut, eine Gabe ist, die er für den Geliebten, den abtrünnigen Liebhaber in jenen Boudoirs, aufpflegt, und seine Frau ein Gut, das er ihm gewissermaßen vorenthält — indem nur der Geliebte als solcher, nicht der Ehemann ein Recht an solchen Besitz und an jedes Glück überhaupt habe? Und im Fall das Töchterchen nicht hübsch ist, wo dann bin mit diesem Wesen, dem nicht einmal sein Unser Liebes-Fridbung zugesichert ist? Wir kommen auf den Spartanischen Barabren zurück; es bleibt nichts übrig, als jedes weibliche Wesen, das nicht hübsch genug ist, sich einen Liebhaber zu gewinnen, bei Zeiten aus der Welt zu schaffen.

(Schluß folgt.)

England.

Der Piraten-Schooner.

(Schluß.)

Die Portugiesen dachten, der Schooner habe dem Weite gesucht, weil er auf nuerwarteten Widerstand getroffen, und ließen einen lauten Freudenruf erschallen. „Das letzte Mal, das ihr jauchzt, ihr seinen Wurschen", sagte Kain sprötlich. In wenigen Minuten war der Schooner eine Meile hinter dem Schiff. „Nun, Hawthurst, wollen wir es aufs Korn nehmen; demnach das lange Geschütz und sieh zu, daß jeder Schuß trifft, die Anderen aber laß einen neuen Feuerwall aufsetzen und das Tauwerk wieder zurecht machen."

Das Wenderefuhl des Schooners wurde wieder gegen das Schiff gekehrt, gerade in der Richtung auf dessen Backbord, in einer Entfernung von einer Meile oder etwas darüber; der lange Zweiundvierzigpfünder in der Mitte wurde nun regelmäßig bedient, und jeder Schuß ging durch die Kajütenfenster oder irgend einen anderen Theil an der Hinterseite des Schiffes. Vergebens änderte dasselbe seine Richtung und kehrte seine breite Seite gegen den Schooner; der letztere hielt sich immer genau in derjenigen Entfernung, wo die Kanonen des Schiffs nicht mehr wirkten, das lange Geschütz ob-r das Schiff noch immer erreichte, so daß dies's ganz in der Gewalt des Piraten stand, der, wie man sich denken kann, seinen Spaß schenke. Drei Stunden lang dauerte dieser mörderische Angriff, da hieß der Piraten-Capitain seine Leute vom Feuern ablassen, weil das Geschütz, welches, wie vorhin bemerkt, von Metall war, ganz glühend wurde. Da das Schiff sich ergeben hatte, aber nicht, das konnte man nicht sehen, da es schon zu finster geworden war. Während das lange Geschütz bedient wurde, hatte man auch den Focksmast wieder aufgerichtet und die Takelage aufgebessert; der Schooner hielt immer seine bestimmte Entfernung und beobachtete das Schiff bis zu Tagesanbruch.

Wir müssen nun sehen, wie es auf Bord des Schiffes aussieht. Es war ein Indienfahrer; einer der äußerst wenigen, welche die Portugiesische Regierung noch zuweilen nach einem Lande absendet, das einst ihrer ungetheilten Herrschaft gehorchte, in welchem sie aber jetzt nur noch ein Gebiet von ein paar Meilen besitzt. Nach Goa war das Schiff bestimmt und hatte ein Kapital von dreymen-Pfundsterling, einen neuen Gouverneur mit seinen beiden Söhnen, einen Bischof und dessen Priester nebst deren Dienerin an Bord. Die Fahrt eines Schiffes mit solcher Ladung war ein selten vorkommendes Ereignis, und das Gerücht davon hatte sich daher schon lange vor seinem Absegeln allgemein verbreitet. Kain hatte schon seit einigen Monaten die nöthige Kundschaft über die Fracht und Bestimmung desselben, aber, wie es gewöhnlich bei den heutigen Portugiesen zu gehen pflegt, es war ein Verzug auf den anderen gefolgt, und erst vor drei Wochen hatte er sichere Nachricht von der baldigen Abfahrt des Schiffes erhalten. Sogleich segelte er die Küste hinunter bis nach der am Eingange erwähnten Bucht, um es aufzusuchen, und der bewährte Lotse, wie der Erfolg zeigte, seine alte Einsicht und Erfahrenheit. Das Feuer des Schooners hatte einige Verheerungen angerichtet; eine Menge von der Mannschaft des Indienfahrers, so wie von den an Bord befindlichen Truppen, waren Einer nach dem Anderen niedergeschossen worden, bis zuletzt die Meisten der noch Unverletzten, da sie einsahen, daß alle ihre Anstrengungen, sich zu verdeidigen, fruchtlos waren, ihre Absicht gerade auf das Kain mit durch innander gemengeräumt. Einige leisteten den zahlreichen Verwundeten Beistand; Andere riefen die Heiligen um Hülfe an; der Bischof, eine hohe würdevolle Gestalt, den Anschein nach etwa ein Sechziger, stieg in der Mitte der Gruppe, die von zwei oder drei Laternen düster beleuchtet wurde, in ein Gebet in lateinischer Sprache, das von Zeit zu Zeit zu lauter Andacht, um den Verwundeten, deren Todesgeister flohen und die von ihren Kameraden herumtergebracht und vor ihm niedergelegt wurden, Vergebung der Sünden zu ertheilen. An seiner einen Seite kniete seine vermuthe Nichte, ein junges Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren; ihr Kopf war bedeckt, aber ihre Arme waren, während er betete, oder sinnte sich mit seinem mitleidsvollen, frommen Gesicht den Verwundeten zu, und ihre dunkeln, beten letzte Augenblicke durch den Zuspruch des heiligen Mannes erheitert wurden. An der anderen Seite des Bischofs standen der Gouverneur, Don Philip de Ribiera, und seine beiden Söhne, zwei blühende Jünglinge, die dem König als Offiziere dienten. Schwermuth lag auf den Zügen des Gouverneurs; er war von Schlummern gemartet und dauerte gefaßt. Der älteste Sohn hatte seine Braut, die schöne Donna Theresa de Silva's geheftet; — an diesem Abend erst hatten sie, auf dem Verdeck zusammen wandelnd, sich gegenseitig ihre Neigung gestanden und ihre Gelübde ausgetauscht; an diesem selben Abend hatten sie im Genusse der Gegenwart geschwelgt und sich an den wunderollen Vorgefühl der Zukunft gelabt. Doch wie müssen sie jetzt verlassen und auf das Verdeck zurückkehren.

Der Capitain des Portugiesischen Schiffs war über das Verdeck gegangen und kam jetzt zu Antonio, dem alten Seemann, der am Steuerrade stand, zurück. „Ich sehe es mit dem Glase nech immer, Antonio", sagte er, „und doch hat es seit beinahe zwei Stunden nicht gefeuert; glaubst Du wohl, daß seinem langen Geschütz ein Unfall begegnet sey, welches? Wenn das wäre, so hätten wir noch einige Hoffnung." Antonio schüttelte den Kopf. „Wir haben, sürchte ich, nicht viel zu hoffen, mein Capitain; ich werfte gleich an dem Ton des Geschützes, als es zum ersten Mal feuerte, daß es von Metall sey; ein Schooner vermöchte auch ein langes Geschütz von diesem Kaliber nicht zu tragen. Glauben Sie, es wartet, bis das Erz abgekühlt und der Tag angebrochen ist; ein langes Geschütz oder ein paar, und wir hätten uns vielleicht retten können; so aber, da es in der Entfernung den Vorbrief über uns hat, sind wir ganz in seinen Händen." — „Was mag es wohl seyn — ob ein Französischer Kaperl" — „Ich hoffe zu Gott, das es ein solcher ist; auf sich habe dem heiligen Antonius einen silbernen Kreuzfuß gelobt, auf das es nicht ein Mohammedanischer sey; dann wäre noch Hoffnung, daß wir Barmherzigkeit würden zu finden bekämen; aber ich fürchte, dem ist nicht so." — „Was denkst Du denn somit, daß es seyn kann, Antonio?" — „Der Teufel, den dem wie so viel gebört." — „Nun, so müssen wir unser Leben so theuer als möglich verkaufen." — „Das gedenke ich auch zu thun, mein Capitain", versetzte Antonio, indem er um eine Axt Speiche anlulte.

Der Tag brach an und zeigte den Schooner noch in derselben Lage und Entfernung hinter dem Schiff, aber anscheinend ohne Bewegung an Bord. Erst als die Sonne einige Grade über dem Horizont stand, sah man seine Backen sich wieder in Rauch hüllen, und krachend fuhr der Schuß durch das Hauptmast des Portugiesischen Schiffs. Die Grund dieser Zögerung war nun gewesen, daß der Pirat den Anfang der Sonne abgewartet hat, um, ehe er auf seine Beute losschösse, vorher zu sehen, ob sich auch nicht etwa irgend ein anderes Schiff wo bliden ließe. Der Portugiesische Capitain ging nach bluten und steckte seine Fahne auf; der kleine Flagge zeigte sich auf dem Schooner. Den neuen

Digitized by Google

pfiffen die Kugeln, und wiederum zerspellterten sie die Beedecke des unglücklichen Schiffes; es waren Viele von unten herausgekommen, um zu sehen, wie die Sachen ständen, aber die Meisten eilten rasch wieder nach ihrem Zufluchtsort zurück. „Achte auf das Steuer, Antonio“, sagte der Portugiesische Capitain; „ich muß hinab, um mit dem Gouverneur zu breathschlagen.“ — „Fürchten Sie nichts, mein Capitain; so lange diese Pfeifen noch zusammenhalten, werde ich meine Pflicht thun“, erwiderte der alte Mann, so erschöpft er auch war von Nachtwachen und Strapazen.

Der Capitain stieg in die große Kajüte hinab, wo er den größeren Theil der Mannschaft und der Passagiere versammelt fand. „Meine Herren“, sagte er, zum Gouverneur und zum Bischof gewandt, „der Schooner hat keine Fahne gezeigt, obgleich wir die unsige aufsticken. Ich kenne dahier, um Sie zu fragen, was Sie meinen. Vertheidigen können wir uns nicht, und ich fürchte, wir sind einem Piraten in die Hände gefallen.“ — „Einem Piraten!“ schrieen Mehrere, „indem sie sich vor die Brust schlugen und über Heiligen anriefen. — „Still, still, ihr guten Leute“, ermahnte der Bischof mit Ruhe; „was hier das Räthlichste ist“, fuhr er, zum Capitain sich wendend, fort, „das weiß ich wirklich nicht; ich bin ein Mann des Friedens und kann im Kriegsrath keine Stimme abgeben. Don Ribiera, ich muß das Ihnen und Ihren beiden Söhnen überlassen. Jittere nicht, liebe Teresa; stehen wir nicht unter des Allmächtigen Schutz?“ — „Heilige Jungfrau, erbarme dich unser!“ rief Teresa. — „Komm, meine Schöne“, sagte Don Ribiera; „wir wollen aufs Verdeck und nun zusehen, was folge und Keiner, es habe Unrecht, sein Leben aufs Spiel zu setzen, wenn es noch gebeandt werden kann.“

Don Ribiera und seine Söhne folgten dem Capitain auf das Quarterdeck und rathschlagten mit ihm und Roswio. „Er bietet uns nur diesen einzigen Weg“, bemerkte der Letztere, „indem er auffen seine unsere Flagge streichen, wie zur Unterwerfung; sie werden darauf an unsere Seite heranfahren und uns entweder vom Schooner oder von ihren Böten aus entern; jedenfalls sehen wir dann, was es für ein Fahrzeug ist, und ist es ein Pirat, so müssen wir unsre Leben so theuer als möglich verkaufen. Wenn es, sobald wir die Flagge herunterstatten haben, neben uns herankommt, wir sie in Stücke, so müssen alle Männer an Bord sich auf einen verzweifelten Kampf gefaßt machen.“ — „Du hast Recht, Antonio“, erwiderte der Gouverneur; „gehen Sie nach hinten, Capitain, und streichen Sie die Flagge; wie wollen sehen, was es dann thun wird. Himmler, die Lieben, bereitet die Leute auf ihre Pflicht vor!“

Wie es Antonio vorausgesagt hatte, sobald die Flagge eingezogen war, hörte der Schooner mit Feuern auf und ging unter Segel. Er stellte sich an der Seite des Schiffs auf, und an seinem Hauptmast in die Höhe entfaltete sich die fürchterliche schwarze Flagge; es legte seine Seite dicht an den Indienfahrer, und ehe der Mensch sich vergegen hatte, warf er mit ihm zusammen und die verwegenen Piraten flogen auf sein Verdeck. Die Mannschaft des Portugiesen bildete mit dem Truppen-Detachement zusammen immer noch eine tüchtige Masse. Bei dem Anblick der schwarzen Flagge aber war jedes Herz erstarrt, und das Beben löste sich in Verzweiflung auf.

Der Kampf war fürchterlich, die Piraten hatten jedoch an Zahl und Wildheit das Uebergewicht. Kein Fliehende gewaltig einher, hinter ihm Hawkhurst, Alles um sich niedermähend. Mit einem einzigen Hieb trennte der Piraten-Capitain das Haupt Don Ribiera's von seinen Schultern; ein zweiter Streich streckte den älteren Sohn zu Boden, während Hawkhurst's Schwert den anderen durchbohrte. Der Portugiesische Capitain war auch schon gefallen, und die Mannschaft hielt nicht länger Stich. Ein allgemeines Blutbad folgte, und die Leichname der Abgeschlachteten wurden augenblicklich über Bord geworfen. In wenniger als fünf Minuten war kein lebender Poetmgiese mehr auf den blutigen Verdecken des unglücklichen Schiffs.

„Siehe mir dasür, daß Keiner hinuntergeht, Hawkhurst!“ sagte der Piraten-Capitain. — „Ich habe sie alle gelegt, Hauptmann, es sind Schuftemachen an den Leuten aufgestellt. Sollen wir den Schooner fortschaffen?“ — „Nein, laßt ihn bleiben; die Luft ist schon schwach, in einer halben Stunde werden wir Windstille haben. Haben wir viel Leute eingebüßt?“ — „Nur sieben jähle ich, aber Wallace (der zweite Steuermann) besindet sich darunter.“ — „Einige Verstärkung wird nichts schaden“, antwortete Kain, indem er zu Zweien von unseren Leuten und durchsuche das Schiff; es sind noch Lebende an Bord.“ — „Ja, ja, wir können sonst Mühe haben, den Theil der Ladung aufzufinden, an dem uns am meisten gelegen ist“, sagte Hawkhurst, durch die Luke hinabsteigend, um die Leute zu sammeln, die unter dem Hauptdeck und in der Kajüte des Capitains plünderten. — „Heda, ihr Wallaces, send auf der Hut, und schaut Euch ringsum, ob irgend etwas sich blicken läßt“, sagte Kain, indem er nach hinten ging.

Hawkhurst erschien mit seinen Leuten auf dem Beedeck; sie schleppten sechs Individuen heraus, die dem Gemetzel entgangen waren, den Bischof, seine Nichte, ein Portugiesisches Mädchen in Diensten der Letzteren, den Quergarge des Schiffs, einen Sakristan und einen Bedienten des geistlichen Herrn. Man setzte sie auf dem Verdeck nieder, und Keine sie in einer Reihe vor dem Capitain auf, der sie mit scharfen Blicken musterte. Der Bischof und seine Nichte schlugen die Augen in die Höhe; des Letztere schaute dem Hauptmann kühn ins Antlitz, obgleich er fühlte, daß seine Stunde gekommen sei; die Andere wich sorgfältig seinem Blicken aus und sah sich ängstlich um, ob noch andere Gefangene da wären, und ob sich ihr Tenter unter ihnen befinde; aber ihr Auge entdeckte nicht, was es suchte; es begegnete nur den häßigen Gesichtern des Piraten-Gesindels und dem Blut, das auf dem Beedeck schwamm. Sie verbarg ihr Angesicht in ihre Hände.

„Bringe den Mann da her“, sagte Kain, auf den Bedienten zeigend. — „Wer bist Du?“ — „Ein Diener meines Herrn des Bischofs.“ — „Und Du?“ fuhr der Capitain fort. — „Ein armer Sakristan in der Begleitung meines Herrn des Bischofs.“ — „Und Du?“ schrie er den Dritten an. — „Der Superkargo dieses Schiffs.“ — „Führe ihn beiseit, Hawkhurst!“ — „Brauchst Ihr die Anderen noch?“ fragte Hawkhurst bedeutungsvoll. — „Nein.“ Hawkhurst gab einigen von den Piraten ein Zeichen, worauf diese den Sakristan und den Bedienten abführten. Ein dumpfer Schrei und ein schwerer Plumpen im Wasser wurden ein paar Augenblicke später vernommen.

Unterdessen hatte der Pirat den Quergarge über den Inhalt des Schiffs und seines Güterraums ausgefragt; plötzlich aber warf er durch einen der Piraten unterbrochen, der eilig meldete, daß das Schiff mehrere Schüsse zwischen Wind und Wasser erhalten habe und in schnellem Sinken sei. Kain, der, das Schwert in der Hand, dastand, rief seinen Mann und verließ dem Piraten mit dem Heft einen Schlag auf den Kopf, der ihm, sey es absichtlich gewesen oder nicht, den Schädel zerschmetterte, so daß der Mann auf das Beedeck hinstürzte. „Nimm das, Schwätzer! Für Deine Nachricht; wenn diese Leute plötzlich sind, ist unsere Mühe am Ende umsonst gewesen.“ Die Mannschaft sühlte die Wahrheit dieser Bemerkung ihres Capitains und schien gegen ihn ihren Kameraden wie zeitlebens Gehorsam zugelobt zu haben; der Leichnam des Menschen wurde fortgeschleppt.

„Welches Gebrumen können wir von Leuten erwarten, die für eine andere Leute halten!“ sagte der Bischof, die Augen zum Himmel emporhebend. — „Still!“ rief Kain, der nun den Quergarge nach dem Zustand seines Schiffs fragte. Der Letztere antwortete, es gut er konnte. „Das Süderzeug, das Gott für die Truppen, war ist es?“ — „Das Gleiche für die Truppen ist im Spiritus-Raum, aber von dem Silber weiß ich nichts; es befindet sich in einer der Kisten, die dem Herrn Bischof gehören.“ — „Hauethurk! schnell hinab in den Spiritus-Raum und nach dem Gelde gesehen; unterdessen will ich ein paar Fragen an diesen ehrwürdigen Herrn richten.“ — „Und Ihr, Quergarge des Schiffs! Ihr seine nicht?“ — „Nein, er kann fort.“ Der arme Mann fiel auf die Knien, um für die vermeintliche Gnade zu danken; die Piraten schleppten ihn fort, und es ist wohl kaum nöthig, hinzuzufügen, daß in einer Minute schon sein Körper von den Haifischen, die ihre Beute von fern witterud, Hadenweise um die beiden Schiffe herumspielten, in Stücken zerrissen war.

Zu den Personen auf dem Halbdeck gesellte sich jetzt Francisee, der Adoptivsohn des Hauptmanns, ein Mensch von ganz anderem Charakter als die Piraten, in deren Gemeinschaft er leben mußte. Als er von einem Toppsmann hörte, daß noch Gefangene an Bord wären, und daß sich zwei Weiber darunter befänden, war er dreiherzugekommen, um sie für Gnade zu erflehen. „Schone sie!“ sagte Kain nach einer kurzen Pause, „ihr habt viele leichtere Gegenstände auf diesem Schiff!“ — „Keine weiter“, erwiderte der Bischof, „als dies arme Mädchen, das in der That unschuldige und gewiß zu einem Engel im Himmel auserkoren ist.“ — „Kerlisch, und da diese Welt, wenn, was Ihr prediget, wahr ist, ein Fegefeuer für sie sein muß, so wollen wir sie nicht dahin zu befördern. So wähle die Mädchen wahrscheinlich den Teil für einen Segen aufsehn in Bezgleich mit dem, was ihrer harrt, wenn Ihr mir nicht sagen wollt, was Ihr wißet. Ihr habt einen schönen Vorrath von goldenen und silbernen Ornamenten für Eure Kirchen an Bord, — wo sind sie?“ — „Sie befinden sich unter dem meiner Obhut anvertrauten Gepäck. Ihr habt Ihr in Kisten und Ballen, etwa hundert, wo nicht mehr.“ — „Wollt Ihr geruhen, mir zu sagen, wo ich das, was ich wünsche, finden kann?“ — „Das Gold und Silber gehört mich mir, sondern dem Gott, dem es geweiht ist“, erwiderte der Bischof. — „Antwortet rasch; keine Umschweife mehr, guter Mann. Wo ist es zu finden?“ — „Ich werde es Euch nicht sagen, Ihr blutdürstiger Mann; diese Hoffnung vernichte soll Euch genommen haben, und die See mag jene Schätze verschlingen, um deretwillen Du Deine Seele so tief in Mut getaucht hast. Pirat, ich sage es noch einmal, Du erfährst es nicht von mir.“

„Nehmt das Mädchen hin, ihr Jungen“, rief Kain, „sie gehört Euch.“ — „Rette mich, o, rette mich!“ rief die arme Teresa um Hammerie sich an den Mantel des Bischofs. Die Piraten kamen herbei und ergriffen sie. Da sprang Francisee hinter dem Hauptmann hervor und schlug die Beobersten zurück. „Fort Ihr Männer!“ rief er den zurückweichenden Piraten zu. „Heiliger Vater, ich ehre Euch; aber kann ich Euch nicht retten“, sahe Francisee voll Verzweiflung sich, „und doch will ich Euch zu verteidigen.“ Kain's Pistole; selbst die Piraten schienen auf Francisee's Seite zu sein, obgleich Keiner zu sprechen wagte. Die Geschichtsmalerin des Capitains zitterten vor Aufregung; aus welchem Grunde, das konnte man nicht ermitteln. In diesem Augenblicke wurde die Stimmung durch einen neuen Auftritt noch gesteigert. Das Mädchen, welches Teresa begleitete, und das vor Schrecken in die Knie gesunken war, hatte seine Augen aufgeschlagen auf die Mannschaft des Piratenschiffs gewessen; plötzlich schrie sie wie der Freudtn auf, — sie hatte Einen unter ihnen entdeckt, der ihr wohlbekannt war. Ein junger fast knabenlicher Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren war es, der sonst in seinen ausschweifenden Tagen ihr Geliebter gewesen, und den sie über ein Jahr als tot betrauert hatte, denn von dem Schiffe, auf dem er abgefegelt, war nie wieder etwas verlautet. Der Pirat hatte es genommen, und der junge Mann war, um sein Leben zu retten, in dessen Dienste getreten. „Filippo, Filippo!“ schrie das Mädchen und klagte in seine Arme; „Herrin, es ist Filippo, wir sind gerettet.“ Filippo erkannte sie sogleich; ihr Anblick erinnerte ihn wieder an seine glücklichen harmlosen Tage, und die Liebenden hielten einander fest umschlungen. „Schone ihrer, schenke ihren das Leben, ich beschwöre Dich!“ rief Francisee, indem er sich zu dem Capitain wandte.

Kain antwortete nicht, aber seine breite Brust hob sich in sichtbarer Bewegung, — da flüsterte Hawkhurst ihm leise. „Wir dem Worte ist es in sicht, Capitain; das Wasser steht schon sechs Fuß darüber; wir müssen nun nach dem Schatz suchen.“ Diese Nachricht schien

Digitized by Google

den Strom der Gefühle des Hauptmanns zu hemmen. „Nun, mit einem Wort, Mann", sagte er zu dem Bischof, „wo ist der Schah! Spiele nicht mit mir, oder dein Himmel!" — „Nenne den Himmel nicht", versetzte der Bischof, „Du hast meine Antwort bereits erhalten." Der Capitain wandte sich um und nahm Hawdurft beiseit, der, wie zur Bestätigung seiner Beichte, schleunigst hinuntereilte. „Kennst diese beiden Narren", sagte der Capitain scharf, auf Filippo und das Mädchen blickend, die sich noch unwarmt hielten. „Nimmermehr!" rief Filippo. — „Wesst das Mädchen den Haifischen vor! Hört Ihr! Wollt Ihr gehorchen?" brüllte Kain, seinen Pallasch schwingend. Filippo sprang auf, ließ das Mädchen los und stürzte mit gezücktem Messer gegen den Capitain, um ihn zu durchbohren. Aber mit Blitzesschnelle packte dieser die erhobene Hand der Jünglings, zerbrach ihm das Gelenk und warf ihn zu Boden. „Ei ja", rief er frohlich. „Ihr sollt uns nicht trennen", sagte Filippo, indem er aufzustehen versuchte. „Das will ich auch nicht", erwiderte Kain; „bindet Sie beide zusammen und werft sie über Bord."

Diesem Befehl wurde nun gehorcht, denn die Piraten bebten nicht nur vor dem kaltblütigen Muthe des Capitains, sondern waren auch entrüstet über das Attentat auf sein Leben. Es war übrigens kaum nöthig, das unglückliche Paar zusammenzubinden; Beide hielten sich so fest umschlossen, daß es fast unmöglich gewesen sein würde, sie zu trennen. In diesem Zustande warfen sie an Bord geschleppt und ins Meer gestürzt. „Ungeheuer", rief der Bischof, als er die Beiden über ihren zusammenschlagen hörte, „Dir wird schwere Rechenschaft für diese That abgefordert werden." — „Nun drängt diese her", sagte Kain mit wildem Ton. Der Bischof und seine Nichte wurden auf die Galerie geführt.

„Was sieht Du da, guter Bischof?" sagte Kain, indem er auf das rothgefärbte Wasser zeigte und auf die schnelle Bewegung der Haie, die gierig auf mehr Speise warteten. „Ich sehe die gefräßigsten Geschöpfe nach ihrer Art", antwortete der Bischof, „die wahrscheinlich diese armen Glieder bald zerfleischen werden; aber ich sehe kein Ungeheuer, das Die gleiche. Teresa, Theure, sei ohne Furcht; es ist ein Gott, ein rächender Gott eben so wohl wie ein vergeltender." Aber Teresa's Augen waren geschlossen und sie hatte ihre Sinne verloren. „Du hast die Wahl", fuhr der Capitain fort; erst die Folter und dann Deinen Körper zerren Haien zur Beute, und das Mädchen, das übergebe ich in diesen Augenblicke meinen Leuten."

„Nimmermehr!" schrie Teresa und sprang vom Verdeck in die Wellen. Von dem Kampf der Thiere um ihre Beute und von dem Peitschen ihrer Schweife wurde das Wasser zu Schaum aufgerührt, und als es allmälig sich wieder klärte, war nichts mehr zu sehen als die reine blaue Fluth und die noch immer nicht gestillten Ungeheuer der Tiefe.

„Die Schranken, die Schranken, die Tortur, rasch! Wir wollen ihm das Geheimniß schon auspressen", schrie der Piraten-Capitain, zu der Mannschaft gekehrt, die, obwohl aus lauter Bösewichtern bestehend, doch von tiefer letzten Kaltblütigkeit erschüttert worden war; „ergreift ihn!" Da faßte Hawdurst, dessen Muth seine Klugheit übermannte, den Bischof am Kragen und stürzte ihn in die See hinab.

Inzwischen hatte der größere Theil der an Bord des Schiffes befindlichen Mannschaft den Gitterraum aufgerissen, um sich der Kostbarkeiten zu bemächtigen, aber umsonst. Das Wasser hatte schon die große Kajüte erreicht, und alle fernere Versuche waren vergeblich. Das Schiff sank immer schneller, und es war die höchste Zeit, es zu verlassen und den Schooner fortzuschaffen, wenn er nicht mit in den Strudel des untersinkenden Schiffs hineingezogen werden sollte. Kain und Hawdurst kehrten mit ihrer geschlossenen Mannschaft an Bord des Schooners zurück, und ehe die beiden Schiffe eine Kabellänge von einander entfernt waren, ging das Schiff sammt allen so gierig ertrebten Schätzen zu Grunde.

Cap. Marryat.

Bibliographie.

Outlines etc. (Skizzen zu Shakespeare's „Sturm".) Mit Englischem, Deutschem, Französischem und Italiänischem Text. 4. 12 Sh.

Life etc. (Leben des ersten Grafen von Shaftesbury.) Herausgegeben von G. W. Cooke. 2 Vol. 8vo. 12 Sh.

Researches, antidiluvian, patriarchal and historical. (Forschungen im Gebiete der biblischen Geschichte.) Von J. Glasfeen. 7 Sh.

The advancement of society in knowledge and religion. (Ueber die Fortschritte der Humanität.) Von James Douglas. 4½ Sh.

Paley's Natural theology. (Paley's Natur-Theologie.) Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Lord Brougham und Sir Charles Bell. 2 Vols. 21 Sh.

Nord-Amerika.

Zur Sittengeschichte der Vereinigten Staaten.

Während meiner Anwesenheit zu Mobile (am Mexikanischen Golf) trieben zwei Raufbolde aus dem Binnenland, eben so rohe als fürchtige Menschen, ihr Wesen in der Stadt. Da diese Bolzbrüder, die sich frecher aufführten als manche wirkliche Wilde, ganz ungemein große und starke Burschen waren, so wagte es kein einzelnes Individuum, ihnen die Spitze zu bieten. Wer in ihre gefährliche Nähe kam, der wußte Beschimpfungen einstecken oder seine Verschwörung ertaufen. Sogar eine Zeitung von Mobile bemerkte, daß kein Mensch, der in der Sphäre dieser Herren — sie hießen Mac-Grew — sich befand, irgend eine ihrer Forderungen abzuschlagen oder ihnen sein Haus zu verbieten wage. Diese beiden Kerle kamen eines Abends ins Theater und gingen ohne Weiteres einem Schiffer zu Leibe, mit dem sie kurz vorher einen Wortwechsel gehabt hatten. Der Schiffer ermahnte sie, den Streit bis auf Morgen zu verschieben; aber der Eine seiner Gegner zog statt aller Antwort sein Messer und stieß es dem Schiffer in den Leib. Die Wunde war gefährlich; doch kam der Verwundete zufällig mit dem Leben davon. Der Herr Bürgermeister stellte eine gerichtliche Untersuchung an; gewisse Personen von zweifelhaftem Rufe traten ins Mittel, und — wird es ein Europäischer Leser wohl glauben können? — beide Schurken wurden für unschuldig erklärt!!! Nicht einmal eine Geldbuße brauchten sie zu entrichten, und den würdigen Schluß dieses schönen Aktes der Gerechtigkeit bildete ein Triuglaz in einem Wirthshause, worin der ehrenwerthe Herr Bürgermeister, die Parteien und die Zeugen Theil nahmen!

Einige Monate vorher war ein ähnlicher Skandal im Theater vorgefallen. Ein Doktor der Medizin und ein Capitain, lagen schon Jahre lang in Feindschaft; und der Erstere mochte wohl den Letzteren gewarnt haben, sich an einem Orte einzufinden, wo er selbst gerade verweilte. Dieser Warnung leistete aber der Capitain keine Folge; er erschien eines Abends mit Frau und Tochter im Theater, und zwar in einer Loge dicht neben der seines Feindes. Das war für unseren Aesculapischen Helden zu viel; er ging in die Loge des Capitains, schimpfte ihn wegen seines Mangels an Anstandsgefühl und schlug nach ihm mit einem Obstmesser, während er in der Linken einen Dolch hielt. Plötzlich sprang der Capitain auf und hielt seinem Gegner ein Pistol mit geladenem Lauf vor die Augen. Diesen Augenblick riß ein Freund zurück und trat zwischen die erbosten Feinde; es gelang aber doch dem Capitain, auf den Doktor loszudrücken. Diesem streifte die Kugel das Handgelenk und verletzte ihn an der Seite. In Folge dieses blutigen Streites mußten Beide — eine kleine Geldsumme entrichten, und damit war die Sache erledigt.

(N. N. M.)

Mannigfaltiges.

— Die Sprache der Taubstummen. Die Taubgebornen erlangen bekanntlich das Talent, eine redende Person durch bloße Aufmerksamkeit auf die Bewegung der Lippen genau zu verstehen. Die Tochter eines Predigers zu Genf, deren Bischof Burnet in einem seiner Briefe gedenkt, verlor schon als zweijähriges Kind das Gehör, und ihr Lesetalent ist seit jener Zeit nur noch größer geworden. Vorzüglich; aber durch sorgfältige Beobachtung des Lippenspiels hat sie eine Menge Wörter gemerkt und so eine Art von Jargon erfunden, in dem sie mit Personen, die ihre Sprache verstehen, eine lange Unterhaltung führen kann. Sie versteht sein einziges Wort, wär' es auch als Schrei ausgestoßen, so oft die Bewegung der Lippen ihr vorbergen bleibt. Noch mit zwanzigjährigen ist es aber, daß sie den Menschen auch mit Hülfe ihres Tastsinnes zu verstehen im Stande ist. Das Mädchen hat eine Schwester, mit der sie sogar im Dunkelu plaudern kann, indem sie ihr eine Hand auf den Mund legt, und so die Worte der Schwester durch das bloße Gefühl unterscheidet. — Der Abbé Jamet, Director des Hospitals der Taubstummen, stellte neulich der Akademie von Caen einen taubgebornen jungen Mann vor, der es dahin gebracht, daß er ziemlich richtig sprechen kann.*) Viele Mitglieder der Akademie stellten dem Jünglinge Fragen, die seine Studien betrafen, und die er sämmtlich ohne Anstoß beantwortete. Seine Stimme klang so seltsam, daß man dicht daneben stehen, sie kaum aus einem Automate. Herr Jamet kommunizirt einige Details über die Art und Weise, wie er zu diesem außerordentlichen Ergebnis gelangt war: er hatte seinem Zögling die menschliche Zunge in allen zur Hervorbringung eines artikulirten Lautes nothwendigen Lagen auf Papier gezeichnet. Verschiedene Mitlauter, vorzüglich die Nasenlbe, konnte er ihm nur mit großer Mühe beibringen. Der Jüngling ist so fleißig, daß er den lautesten Donner nicht hören kann; wenn aber ein Wagen vorbeirasselt, so sagt er, daß er einen Lärm unter den Füßen verspüre. (L. P.)

— Illinois in den Vereinigten Staaten. Dieses Land wird jetzt in England den Auswanderern mehr empfohlen, als irgend ein anderes in Amerika. Wenn ein gewöhnlicher Handarbeiter wöchentlich fünf Tage dort arbeitet, so verdient er sich im ganzen Jahre, die Kost abgerechnet, 260 Dollars (ein Dollar beträgt ungefähr 1 Thaler 12 Sgr. Preuß.), für welche Summe man 1733 Scheffel Mais, 360 Scheffel Weizen, 13,000 Pfund Rindfleisch, oder ein Stück Land von 200 Acres haben kann. Ein Acre Land kostet nämlich 1¼ Dollar! Ein gemeiner Arbeiter bekommt jährlich, neben freier Kost, 100 Dollars, welche gleich sind 667 Scheffeln Mais, oder 222 Scheffeln Weizen, oder 3000 Pfund Rindfleisch, oder endlich 80 Acres an Grundeigth. Weibliche Dienstboten in Privat-Familien erhalten 52 Dollars. Wie ganz anders sieht es in Großbritannien und Irland mit den Ackerbauern! Vergleicht man Arbeitslohn und Grundbesitz, so ergiebt sich, daß der Pflüger in Illinois achthundert Mal besser bezahlt ist! Illinois darf mit Recht das Land für arme Leute heißen; der außerordentlich hohe Arbeitslohn und die Fruchtbarkeit des Bodens sind den Ackerbau günstig, und kein fleißiger Mensch, der dahin gesund und kräftig ist, wird hier ohne Mittel zu seinem Unterhalt bleiben. Das Land birgt fast alle Elemente zu künftigem blühenden Wohlstand in seinem Schoße, und es fehlt ihm nur noch an hinlänglicher Bevölkerung. Auswanderer, die ihr Glück dort suchen wollen, werden am besten thun, wenn sie den Weg nach diesem fernen Gebiete von New-York aus über die großen Seen von Nieder-Kanada nehmen, denn eine Fahrt den St. Lorenz-Strom hinauf ist eben so beschwerlich als gefahrvoll.

(Chamber's Journal.)

*) Aehnliche Erscheinungen sind bekanntlich auch in dem Taubstummen-Institut zu Berlin keine Seltenheit.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wochentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Freitag den 10. Juni 1836.

England.

Einige Worte über das Britische Museum.

(Aus der Monthly-Review.)

Das Publikum läßt sich von der Größe, von den ungeheuren Sammlungen und dem Glanze des Britischen Museums viel erzählen; aber nur diejenigen, die ihr Beruf oder ihre Liebhaberei dahin führt, werden mit den innern Einrichtungen dieser Anstalt vertraut. Der Reichthum, die Weisheit und hochherzige Liberalität Englands sind häufig das Thema eines wohlbegründeten Selbstlobes; dennoch träfen wir ziemlich weit vom Ziele, wenn wir annähmen, alles Große und Gute, Alles ohne Ausnahme, sey unser Eigenthum. So viel ist gewiß, daß Jeder, der den täglich darüber erscheinenden voluminösen Bericht*) durchzuarbeiten, die volle Ueberzeugung erhalten wird, daß England's National-Museum und die dazu gehörige Bibliothek von dem hohen Standpunkte der Britischen Literatur und Wissenschaft einen sehr schlechten Begriff geben. Fragt man uns: wohe diese Gebrechen in einem Laude, dessen Institutionen, dessen Geisbrte und Dichter so gefeiert sind? so wissen wir zwar keine ganz genügende Antwort; doch können wir wenigstens auf gewisse Thatsachen hinweisen, deren Daseyn mit dem Interesse eines National-Instituts wie das Britische Museum ganz unverträglich ist.

Die Männer der Literatur und Wissenschaft — dies ist Eine Thatsache — Männer, welche dem Vaterlande tausendmal mehr Nutzen gebracht haben, als seine meisten Peeren und Parlaments-Redner — werden in England nicht so geehrt, wie in Frankreich und zum Theil auch in Deutschland. Unsere Regierung hat sie immer, als Körperschaft, mit Geringschätzung behandelt, und diese Geringschätzung ist auf das Publikum übergegangen. Gelb wird ihnen mitgetheilt; es sey denn, daß man dabei die Hoffnung nähren könnte, seinen eigenen Vortheil dadurch zu vermehren; und auch eine Protection nach nationalem Maßstabe will man ihnen nngern zugestehen.

Der erwähnte Bericht enthält, mit Einschluß der Nachträge und Register, über 600 Folio-Seiten. In unserem kurzen Berichte über diesen ungeheuer langen wollen wir hauptsächlich dasjenige hervorheben, was sich auf den Zustand, die Verwaltung und die Geschäfte des Museums bezieht. Zuerst ein paar historische Notizen.

Das Museum wurde 1753 gegründet, nachdem die Regierung Sir Hans Sloane's Sammlung von Büchern, Kunstwerken und andren Seltenheiten zur öffentlichen Benutzung angekauft hatte. Bald kamen Lord Oxford's Manuskripte hinzu; dann auch die Cotton'sche Sammlung. Georg II. schenkte dem Museum die Bibliothek der Könige von England, welche den wahren Grundstein zur National-Bibliothek legte; denn die gedruckten Bücher in derselben waren seit Heinrich VII., und die Manuskripte von Richard II. bis auf Karl II. gesammelt worden. Schenkungen von Privat-Personen, auf Rechnung des Staats angekaufte Bücher und Seltenheiten und ein Statut aus Georg's III. Regierungs-Zeit, das dem Museum die Vollmacht ertheilte, von jedem in Großbritannien und Irland publizirten Werke ein Exemplar in der ersten Ausgabe zu fordern und in Empfang zu nehmen — alles dies hat eine sehr bedeutende Erweiterung der Sammlungen zur Folge gehabt. Das Museum enthält gegenwärtig 218,950 gedruckte Bände, 21,664 Bände Manuskripte und 19,093 Urkunden, allerdings eine schöne Sammlung. Aber die Königliche Bibliothek in Paris hat gegen 700,000 gedruckte Bücher und 80,000 Manuskripte aufzuweisen; und außer derselben giebt es dort noch sieben andere öffentliche Bibliotheken, die zusammen 394,937 Bücher und Manuskripte enthalten sollen. Auch unsere Kunst- und Naturalien-Sammlungen können sich mit denen in Paris nicht messen.

Das Museum hat 47 Vorsteher, von denen 23 von der Regierung ernannt werden und zu den höchsten Staats-Beamten gehören; 9 andere bekleiden eine erbliche Anstellung, wegen ihrer Verwandtschaft mit einigen der vornehmsten Wohlthäter des Museums; und die 15 übrigen werden von jenen 32 ernannt, wobei denn politischer Einfluß, Vermögen oder hoher Rang mehr Gewicht zu haben pflegen, als literarische oder wissenschaftliche Bildung.

Die Vorsteher des Britischen Museums bekleiden ein höchst wichtiges Amt; sie können auf die größten Interessen der Gesellschaft — die intellektuellen und die moralischen — mächtig einwirken; denn wissenschaftliches Streben hat, noch abgesehen von seinem wirklichen Werthe, eine direkte Tendenz, die Seele zu erheben, das Herz zu fesseln und sowohl die Atmosphäre des Lebens von den sinnigen Dünsten grober Sinnlichkeit zu reinigen. Wer aber sind die Leute, die alles dies am besten würdigen oder die vorzüglichsten Mittel zur Erreichung eines so hohen Zieles angedrn können? Sind etwa unsere Staats-Minister und Ehefs der Gerichtshöfe — denen die Obhut des Museums ex officio zukommt — nothwendig und allemal auch literarische und wissenschaftlich gebildete Männer? Oder haben sie zu ihren Pflichten einen in der öffentlichen Meinung so verantwortlichen Antheil auch Zeit und Muße genug? Es giebt indessen, wie schon bemerkt, auch 15 gewählte Vorsteher, und diese Ehrage wird so hoch geschätzt, daß Sir Henry Ellis sie „das blaue Hofenband der Literatur" nennt. Man könnte also wohl erwarten, daß nur Personen von dem höchsten literarischen oder wissenschaftlichen Verdienste damit bedacht würden. Wer sind aber die jetzt gewählten Vorsteher? Die Lords St. Heim's, Harrowby, Farnborough, Aberdeen, Asburton, Derby, Elbon und Fitzgerald; die Herzoge von Rutland und Hamilton; die Marquis von Camden und Landsdowne; der sehr ehrenwerthe Sir Robert Peel; Thomas Grenville, und der Baronet Sir R. H. Inglis. Wer von allen diesen betrirten Männern hat einen großen Ruf als Gelehrter? Und gesetzt, dies wäre der Fall: kann man von diesen Männern erwarten, daß sie als die eifrigsten, thätigsten, wirksamsten Mitglieder des Museums sich bewähren? Kein Wunder also, wenn die Verwaltung des Museums schlecht von Statten geht. Man vermißt nicht nur Eifer und Energie, sondern auch Kenntniß und Geschick. Der vorliegende Bericht giebt hiervon eine Menge Beispiele, und doch könnten wir schon bei der einzigen Thatsache stehen bleiben, daß man, statt die einzelnen Departements der Wissenschaft besonderen, vollkommen tüchtigen Individuen anzuvertrauen, wohl fünf oder sechs Fächer einer einzelnen Person anweist. So ist einer Ehrer Zoologie, Mineralogie und Botanik gesetzt; der Andere über Münzen, Medaillen, Kupferstiche und Arbeiten in Marmor u. s. w. Kommen wir jetzt auf die Verwaltung des Bibliothek, die ohne Zweifel das gemeinnützigste Departement der ganzen Anstalt ist. Sie gehört auch zu den kostbarsten Zweigen derselben, ist aber dessenungeachtet wohl schlechter angelegt und geleitet, als alle übrige. Man glaube ja nicht, daß auch nur der geringste Theil unseres Vorwurfs den subalternen Beamten, mit welchen der Besucher in Berührung kommt, zur Last fällt. Eine höflicher, gefälligere und übrigens Menschenliebe haben wir nirgends gefunden; und dennoch glauben wir, daß man so karg besoldete Aufseher nicht minder fehlen antrifft. Selbst der Gehalt des ersten Custos — 500 Pfund und freie Wohnung — scheint mit seinen Arbeiten und seinen Verantwortlichkeiten keineswegs in einem richtigen Verhältnisse zu stehen.

Die Ehrauffsicht und ganze Einrichtung der Bibliothek sind überaus mangelhaft und tadelnswürdig. Ein Herr Edwards machte sich im vorjährigen Oktober ein Geschäft daraus, die Kataloge durchzusehen, und fand bei dieser Gelegenheit nur aufs Ohngefähr 8littrnd, in der Zacher der ausländischen Literatur folgende Lücken:

Deutsche Literatur. Von den Werken des Historikers Johannes von Müller, des Humoristen E. T. A. Hoffmann, der Dichter J. H. Voß, Heine und dieser Anderen*) — Nichts; von den Göthe'schen Werken nur diejenigen, die vor 1819 erschienen sind (den Briefwechsel mit Zelter ausgenommen); von Herder nur 5 oder 6 Bände (die Philosophie der Geschichte und einige kleinere Schriften); von Wieland nur 7 Bände des Attischen Museums, und einige schlechten Uebersetzungen; von Kant ungefähr 9 Bände, größtentheils Uebersetzungen und Bruchstücke; von Schelling 2 Bände; von Fichte 1 Band; von Jean Paul Richter 1 Band! — Französische Literatur. Geschichte. Von den Werken Guizot's — Nichts; von Thierry weder die Histoire des Gaulois, noch die Histoire de la Révolution; von Villemain und de Barante sehlen einige wichtige Werke; von Carrel, Des Michels, Du Roschoir, Matter, Poirson ist Nichts vorhanden; von Crevier's Histoire des Empereurs nur Mill's Uebersetzung. Philosophie und Gesetzgebung. Von den Werken Esprit's hat die Bibliothek nur zwei Bände Fragmente, zwei Amerikanische Uebersetzungen (Esklaven- und Introduction), und keinen Examen de l'Instruction Publique en Prusse; von den Werken Courtier's, Damieon's, Degerando's — Nichts. — Schöne Wissenschaften. Von den Werken Chateaubriand's fehlen die Mélanges, die Opinions

*) The British Museum. — Ein Bericht des Comité's über den Zustand und die Verwaltung dieser Anstalt. London, 1836.

*) Die Monthly-Review druckt hier noch folgende Namen drittwürdiger Deutscher Schriftsteller zusammen: Laune, Geiler, F. D. Voß und J. Voß. Wie können wohl erraten, wer damit gemeint sey, doch die Direction des Britischen Museums wird schwerlich dadurch belehrt werden.

Digitized by Google

et Discours, die Ratchey, die Märtyrer, Attala u. s. w.; von Charles Nodier's Schriften die Romane, 10 Bände, die Souvenirs, Rêveries u. s. w., auch die Questions de Littérature Légale. Ferner vermißt man Guérard's schätzbares Werk, La France Savante et Littéraire; desgleichen sämmtliche Schriften von Victor Hugo, Lamartine, Dumas, Ducange, Janin, Paul de Kock u. s. w. Einige dieser Schriftsteller sind zwar diese Novellisten; allein ihre Werke bilden bereits einen Theil Literär-Geschichte Frankreichs, und schon darum sollte man sie in der einzigen National-Bibliothek, die England besitzt, nicht vergebens suchen.

Die unverzeihliche Vernachlässigung der ausländischen Literatur wird noch auffallender, wenn man eine Liste der vom Januar bis zum April 1832 auf dem Kontinent erschienenen Schriften, die mit der Fache werke der Geschichte, Biographie, Länder-Beschreibung und der schönen Künste gehören, mit den Katalogen des Museums zusammenhält. In dieser Liste stehen einige der schätzbarsten Werke, die unser Zeitalter hervorgebracht hat, die Schriften eines Sismondi, Savigny, Cailland, Wollien u. s. w., von welchen das Museum Nichts aufzuweisen hat.

Hören wir nun, wie derselbe Herr Edwards in der Britischen National-Bibliothek — die von jedem Werke, das in den drei Reichen gedruckt wird, ein Frei-Exemplar bekommen kann, wenn sie es fordert — das Fach der Englischen Literatur bestellt gefunden hat:

„Aus einer Vergleichung einer Liste der vom Januar bis zum Juli 1835 in London publizirten Bücher mit den Katalogen des Museums ergab es sich, daß allein in den Buchstaben A — C siebenundvierzig von den im Verlaufe jener 6 Monate gedruckten Werke noch am zweiten Oktober in der Bibliothek auch verbunden waren!"

Aber Bücher sind nicht das alleinige Desiderium in einer National-Bibliothek; sie sind auch der Kataloge benöthigt. Und doch sind die Kataloge des Britischen Museums in einem so mangelhaften Zustande, daß man oft Monate lang sich bemühen muß, bis man das Gewünschte in denselben findet, und läge auch das Buch oder Dokument selbst, so zu sagen, nur eine Minute Wegs entfernt. Will Jemand z. B. wissen, was in allen Handschriften-Sammlungen des Museums über einen bestimmten Gegenstand zu finden ist: so muß er endlich sechs Andere zu gedruckten Katalogen und zwei Andere zu geschriebenen konsultiren; dann ist er erforderlich, daß er einen gedruckten Katalog und ungefähr 25 (!) Bände geschriebener Kataloge durchblättere, und nach aller Plackerei bleibt ihm der Inhalt der nicht regiftrirten Handschriften ganz unbekannt, unserer sie kleine Bibliothek, nach ungefähr siebenjähriger Manuskripte durchmusterte!! Wie oft Jemand einer solchen Arbeit sich unterzieht, weiß ich nicht; wohl aber weiß ich, daß man fast täglich vergebens sucht und blättert.

Aus dem Wenigen, was wir hier mitgetheilt, wird der Leser ohne weiteren Kommentar abnehmen können, daß die Verwaltung des Britischen Museums eine Radikal-Reform nöthig hat. Um aber diese Reform zu bewerkstelligen, darf man auch mit den Fonds nicht knauserig umgehen, weil sonst ein Schaden für die Allgemeinheit erwächst, der weit beträchtlicher ist, als daß er nach Pfunden und Schillingen taxirt werden könnte.

Frankreich.

George Sand und die Institution der Ehe.

(Schluß.)

Aber das sicherste Gegengift gegen George Sand's Romane, wenn durchaus Gift darin vorhanden seyn soll, ist der Stil, in dem sie verfaßt, die Sprache, in der diese seltsamen Paradoxen niedergelegt sind.

Betrachte ich die Epoche, in der wir leben und die schon in so vieler Hinsicht so höchst entmuthigend ist, so erstaune ich und erschrecke über ihre intellektuelle Verderbtheit noch viel mehr, als über ihre moralische. Die monströsen Ergebnisse achtzehnten Jahrhunderts, die das sechszehnten, namentlich in Italien, zur schaudervollen Ausschweifungen, die die Historiker vor Scham kaum zu übertieren vermag, kommen in unserer Zeit nicht mehr vor. Sey es nun der Fortschritt in der Moral, die Verbesserung in den gesellschaftlichen Verhältnissen, oder vielmehr ganz einfach die gesteigerte Bedrängniß des Daseyns, der gehörer Ernst des Lebens, der Jedem die Wuße stört, Jeden zur Arbeit zwingt und auf sein mühsames Tagewerk anweist, wenn er sich und die Seinen erhalten und überhaupt nur durchdringen will durch die Zentlichkeit und ihre Noth und Bedürfnisse — genug, es ist unbestreitbar, daß die Sitten unseres Zeitalters, im Vergleich mit denen früherer, gut, die skandalösen und verschwenderischen Liebschaften erschwert worden und seltener sind, und die tollsten Ausschweifungen in dieser Hinsicht kaum mehr vorkommen. Dagegen ist zu keiner Zeit, wenigstens in Frankreich, die intellektuelle Verderbtheit so groß gewesen, wie heutzutage; ich meine diejenige Verderbtheit, die als der Keim aller jener mehr als je vorkommenden Selbstmorde, die, von der Hoffarbe und Eitelkeit ausgehrlicht, in einem Erfolge von Poesie und Prosa einhergeht, zu betrachten und die überhaupt als Charakter unserer Zeit ist, daß es in unserer Zeit mehr Narren als Lästerliche gibt. Es folgt hieraus, daß man in einer solchen Zeit mehr Schlimmes anrichten kann und wirklich anrichtet durch Bücher, die streng moralisch, aber schlecht geschrieben sind, als durch solche, deren Moral schlecht, aber deren Form lobenswerth und vortrefflich ist.*)

In diesem Punkte, in Betreff der Form, gehören George Sand's Schriften die erste Stelle in unserer gegenwärtigen Literatur. Gesetzt auch, es läge eine verderbliche Kraft in ihnen, was sich noch keineswegs zugebe, so untergraben sie doch nicht die Intelligenz, und wenn sie das Herz auch nicht verderben, aber doch wenigstens in Versuchung führen könnten, so lassen sie doch den Geist und das Urtheil gesund und unverletzt. Es ist der nämliche Fall wie bei Rousseau; auch über die schlüpfrigen Stellen in seinen Werken wird man durch die Schönheit der Sprache, durch die natürliche Erhabenheit des Gedankens rein und unversehrt hindurchgehen, und das Verführerische und Verderbliche, was an den Materien, an dem Stoffe hängt, wird durch den reinen Effekt des Schönen, durch die Vollendung der Darstellung und der Sprache, die in sich ein Unendliches und Göttliches ist, dergestalt neutralisirt, daß der genannte Autor, anstatt uns durch die Schwere und Schmutze des Inhalts in die Sinnlichkeit herabzuziehen, uns durch die rein Weise, in der er sie vorführt, über sich emporhebt, wir auf den Flügeln, in die Region des Geistes und der Freiheit. Mit gutem Bedacht nenne ich Jean Jacques Rousseau, denn George Sand's Talent, das leidenschaftliche Feuer und die hinreissende Gewalt desselben bietet mehr als eine Analogie mit dem, welchem die neue Heloise entsprungen, dar.*) Ja diesem flarem, lichten Stil, dieser in angebornver Vollendung gleichsam durchsichtigen Form tritt Alles, jeder Gegenstand, den sie berührt, dem Leser, ich möchte sagen in leibhaftiger Gestalt, in lebendiger Gegenwart vor die Seele, vor's Auge; die Sevhienen, die darin vorkommen, entlarven sich gleichsam selber; die Paradoxen werden, so zu sagen, abgestoßen von der reinen Form und bleiben mit ein Bedürfniß im Gemüthe liegen; das Verkehrte und die Sophismen verlieren immer mehr und mehr ihr Gift; die gesunde Logik setzt Alles, was Lügen- und Phantasterhaftes aufträgt, und der Geist und gesunde Sinn des Lesers, auf den ihre wie überall gerechnet werden muß, zerstört oder berichtigt nun selber vollends, was sich Falsches der unbewachten Phantasie untergeschoben und eingeschlichen hat. Ich möchte behaupten, daß die der schöne Effekt ist, den George Sand's Romane auf jeden, der nicht vorher schon verdorben ist, hervorbringen müssen. Es ist der eigenthümliche Ruhm dieser ausnehmen Autors, daß die Freunde und Vertheidiger der Ehe, nachdem sie ihn kennen gelernt, sich in ihrer Meinung nur noch mehr bestärkt, ihrer Partei noch begeisterter ergeben fühlen, und nichtsdestoweniger sich nicht entschließen können, einen Strauß zu lieben, der so viel Talent aufgewandt hat, um die Schwäche seiner Sache auch vollkommenste an der Tag zu legen.

Und übrigens im Einzelnen, wie viel Wahres, Herrliches und Tiefes, das uns in diesen Büchern begegnet! George Sand verbreitet falsche Meinungen mit richtigen Ideen; so paradox dies klingt, so trefend ist es. Es gibt Augenblicke, wo verwunderliche Gedanken kommen vor, wo sie weibliche Caprice, was sie dazu bewegt, sey es der Macht der Wahrheit über einen von Natur richtigen und gerechten Sinn; sey es vielleicht gar ein edles Mitleid für die arme so hart behandelte und geschlettene Frau, wo, sage ich, George Sand uns, uns anderen Ehemännern, Lehren der Billigkeit und des Zartgefühls ertheilt, oder uns vielmehr die Klein-Lichkeiten unseres Despotismus und unserer Tyrannei recht grell malt. Ja, nichtsdestoweniger sind diese Lichkeiten von Eigensucht und häßlicher Tyrannei wir, so zu sagen, den Traufel an die Wand mahlen und versuchen, und durch eigene Schuld, durch das Bedürfniß nach einem entschädigenden Troste, das wir in ihnen durch unser Benehmen erge machen, unsere Frauen zu einem Fehltritt verleiten — aller dies so fürgrich, so übergangen, so wahrhaft und tief gefühlt, daß mir scheint, daß wir selbst wissen und ihn lesen müssen, wir mögen wollen oder nicht. So ist auf jener Seite dieser Werke neben dem Schlimmen auch immer das Gute vorhanden — und bei der Munde auch immer gleich das Heilmittel. Wäre die Phrase von der Lanze des Achill nicht zu verbraucht, ich würde sie unbedingt auf die Romane George Sand's anwenden.

Entlich, warum es verschweigen? Wie sollte ich sie mein Urtheil nicht ein wenig Partei nehmen für einen Schriftsteller, der den Ideen, die ich verfechte, eine so glänzende Bewährung gibt. Ich hänge mit Leidenschaft an dem Glauben — obwohl ich gerade dies vielleicht nicht aussprechen sollte — daß sich Alles, Alles in der Französischen Sprache, wie sie durch unsere besten großen Jahrhunderte entwickelt und gebildet worden, ausdrücken läßt. Ich bekenne, mir machtigt der Verehrer dieser Ansicht ist die Corinna der freien Liebe, George Sand, die die seemdartigsten und neuesten Dinge in einem vortrefflichen Französisch sagt. An ihr kann man sehen, ob das wahrhafte, das echte Talent wohnt, daß die Sprache zu retten-Illusionen! Wer Rousseau kennt, hat den Schlüssel zu George Sand. Alle die neuen Schätze, die sie uns bietet, sind dem gemeinsamen Boden, der Quelle, die allen fließt, entnommen, und bei aller Originalität und schaffsbestimmten Eigenthümlichkeit derselben strömen sie in dem majestätischen Bett der Vergangenheit daher, gleich und ruhig, in gesunder Fülle, und drangen als neue Blüthen an dem alten Stamm. — Allerdings kann auch ich nicht Alles an diesen Stil bewundernswerth finden. — Es kommen Nachlässigkeiten darin vor, aus zu großer Fülle und dem Ueberwallen der reichen Kraft, und hin und wieder wird die Sprache auch gewöhnlich und alltäglich.

Wer möchte nun nicht wünschen, sie die Ideen des Heiligen und Reinen, der Keuschheit und Erhaltung des Besitzenden, für die Größe der Pflicht und Entsagung, für die Sittlichkeit der Familie ein Talent zu gewinnen, das sie stets den Dursts- und Genüssen der Sinne geweiht und in der wunderbarsten Form die Metaphysik des Stoffes predigt — wer es nicht gern, namentlich in dieser Zeit der Auflösung, in der wir leben, hinweisen auf den göttlichen Zweck der Kunst, der da ist die Erhebung und Besserung des Menschen, die Aufrechthaltung der verletzten Wahrheit, nicht aber der Gehenheit der physischen Liebe — wer ihm nicht wünschen und immer wieder sprechen von dem schönen Ruhme, den die Stimmen der Mütter erhielten und der aus dem Heiligthum der Familien erschallt; wer nicht wünschen, daß eine so begabte

*) Die Logik dieses Satzes muß uns nicht recht einleuchten. Hr. Mündt hat damit augenscheinlich nur auf eine Captatio zur Versöhnung der von ihm angegriffenen Schriftstellerin hinarbeiten wollen.

*) Man vergleiche damit in Nr. 87 des „Magazins", was auch der Esq'sche Kritiker über diese Gebiet Verwandtschaft gesagt hat.

Digitized by Google

Feder sich als das Ziel ihres Schaffens und als würdigen Gegenstand ihrer Verherrlichung den Sieg und den Triumph alles Schönen und Großen und Heiligen vorsetzen möchte — doch, welcher Mensch kann Anderen sagen, was sie thun sollen, und welcher weiß selbst recht, was er thut?

George Sand an Nisard.

Als Erwiderung auf vorstehenden Artikel.

Mein Herr!

Bei gar wenigen unserer Kritiken möchte sich's für den Schrift-steller der Mühe lohnen, dessen sich anzunehmen, was sie an ihm loben, oder sich gar über das, worin sie irren, mit ihnen zu verständigen. Wenn ich, was der Kluge Gefälligen für mich enthält, mit Dank hinnehme und sogar den Versuch wage, dasjenige, wodurch sie mich straft, den mir abzuweisen, so geschieht dies allein, weil ich in ihr, außer dem Talent und der Einsicht, mit der sie abgefaßt ist, zu gleicher Zeit eine so große Toleranz und so viel Wohlwollen und Redlichkeit gefunden habe.

Wenn es sich für mich dieß um die Genugthuung meiner Eitelkeit handelte, so wäre jedes Protestiren überflüssig, und ich hätte Ihnen nur zu danken, denn Sie erkennen demjenigen Theile meiner Erzählungen, welcher der produktiven Einbildungskraft anheimfällt, dem eigentlich Poetischen darin, viel mehr Lob zu, als er verdient. Aber eben je mehr Ihre Zuthmung meinen Gemälden wohl thut, um so unmöglicher ist es mir, Ihrem Tadel in gewissen Punkten hinzuwerfen, und dies vor Allem mag mich entschuldigen, daß ich, gleichsam wider meinen Willen und ganz gegen meine Gewohnheit, mich zu der unstatthaftigkeit verleiten lasse, über mich und meine Person mit Jemand zu sprechen, von dem ich nicht die Ehre habe gekannt zu seyn.

Sie sagen, mein Herr, daß der Haß gegen die Ehe der Zweck aller meiner Schriften sey. Erlauben Sie mir, sogleich vier oder fünf meiner Bücher, als nicht unter diese Kategorie passend, davon auszuschließen; unter diesen gerade Lelia, die Sie in die Zahl meiner Angriffe gegen die bestehenden gesellschaftlichen Formen setzen, und in welchem Buche, so viel ich weiß, auch kein einziges Wort gegen dieselben vorkommt. Auch wäre Lelia unter allen meinen Werken vielleicht gerade dasjenige, welches, dem Verwurf, den Sie gegen mich richten: ich predigte den Egoismus der Sinne und die Metaphysik der Materie, zu begegnen; eben so wenig ist mir beim Schreiben der Indiana eingefallen, mau könnte sie für eine Apologie des Ehebruchs halten. Meiner Meinung nach spricht in diesem Roman (wo Übrigens, wenn mir recht ist, kein eigentlicher Ehebruch vorkommt) der Autor dieser isolirte Selbstverrecher in meinen Schriften, wie Sie ihn geistreich nennen) eine schlechtere Rolle als der Ehemann. Der Geheimsecretair — wenn ich nicht völlig im Irrthum bin über meine eigenen Absichten und Zwecke — stellt die Women der ehrlichen Ehre zur. André ist nicht gegen die Ehe gerichtet, er geht eben so wenig auf eine unerlaubte Liebe aus; er ist einfach gegen die Ehe für Einen für die andere. Simon schließt mit einer Heucheit, gerade so gut wie eine Erzählung von Perrault oder von Madame d'Aulnoy; und in Valentine endlich, in der die Auflösung des Knotens, wie sich gern zugeben will, weder neu noch mit Geschick gemacht ist, greift das alte Schicksal ein und läßt die gefallene Frau nicht durch eine zweite Ehe zum Genuß eines Glückes kommen, das sie durch freiwillige Uebertretung verscherzt hat. In Leoni ist die Ehe nicht schärfer in Frage gestellt, als in Manon Lescaut, zu der ich nur verrufen wollte, in rein künstlerischer Absicht, eine Art von Seitenstück zu schreiben, und zwar ein solches, in welchem die ausschweifende Liebe sür einen unwürdigen Gegenstand, die Leidenschaft, die ein in seiner Kraft verderbter Mensch seinem in seiner Schwachheit blinden Wesen aufeinzet, in ihren Resultaten nicht mit glänzenderen Farben dargestellt wäre, als in dem unnachahmlichen Roman des Abbé Perpost der Fall ist. Es bleibt also nur noch Jacques übrig, dem Anschein nach der einzige, der so gänzlich gewesen, Ihre Anschauungsweise auf sich zu ziehen, was sicher in so fern ist, als Jacques der Einzige von allen, wenn ihn nur sein Verderbniß die Berechtigung dazu geben sollte, von Seiten ernsthaft denkender Männer hoffen oder erwarten darf.

Es ist sehr möglich, daß in der That Jacques die Belege für alles dasjenige enthält, was man Feindseliges gegen das häusliche Leben in ihm gefunden hat. Wahr ist, daß man auch gerade das Gegentheil in ihm gefunden hat, und daß man in beiden Fällen auf gleiche Weise Recht gehabt. Wenn ein Buch, so unbedeutend es auch seyn mag, nicht klar, nnumwunden, unzweideutig ausspricht, was es aussprechen will, so ist dies ein Mangel, eine Schuld des Buches; aber auf die Personen des Verfassers fällt dies nicht zurück. In künstlerischen Betracht hat er eine ganz andere Stufe begangen; seine ungeübte Hand ohne Kraft und Maaß hat seinen Gedanken überflügelt und irregeführt; aber in persönlicher Hinsicht, als Mensch, muß er davon freigesprochen werden, daß er den Willen, die Absicht gehabt habe, das Publikum irrezuleiten, oder die Prinzipien der ewigen Wahrheit unterzugraben und wankend machen zu wollen.

In Florenz und Mailand werden viele Anekdoten — ob nun wahre oder erdichtete, laffen wir dahingestellt seyn — von dem unsterblichen Benvenuto Cellini erzählt. So hörte ich, daß, wenn ein kunstreiches Geschirr bei ihm bestellt worden, er in der Regel die erste Zeichnung mit großer Bestimmtheit und Sorgfalt angefertigt habe. Sobald er aber an die Ausführung gegangen, habe er sich gewöhnlich in die eine oder andere Seite des Details hergestalt vertieft, daß ihm bald das eigentliche Werk über die Verzierung aus den Augen gerückt worden und er, zu spät gewahrend, daß er zu tiefen Zeichnung nicht mehr zurück gelangen könne, zuletzt statt einer Kanne eine Lampe, statt eines Eßstuhls einen Degengriff herausgebracht und so, indem er sich selbst genügt, diejenigen höchst mißvergnügt gemacht habe, welche die Arbeit bei ihm bestellt hatten.

So lange Cellini in der Kraftfülle seines Genius stand, war dieser unfreiwillige Trieb, dies Schwärmerischen lassen vom Hauptzweck seiner Eingebung, ein Vorzug und eine köstliche Eigenschaft mehr an ihm; jedes Werk von seiner Hand war vollkommen, lebendig und meisterhaft in seiner Art; als aber die Wirbelwinden, sein wildes Leben, das Gefängniß, die unsichere Freiheit und das Elend seine Kraft gebrochen hatten, seine Hand nicht mehr so fest, seine Eingebungen nicht mehr so klar, so glücklich waren wie früher, da gelangen ihm nur noch die Einzelheiten auf eine bewundernswürdige Weise in seinen Arbeiten, aber das Ganze war fast immer verfehlt. Die Schaale, der Deckel, die Kanne, der Degengriff reuten sich eines das andere in seinem Gehirn, stritten mit einander, verdrängten sich und suchten endlich alle zusammen ihren Platz in Compositionen, die sowios und zweckwidrig, ohne Einheit und ohne ständigen Sinn waren. Dies nun, was man an dem großen Benvenuto in der Zeit seines Verfalles wahrnahm, begegnet tagtäglich dem unvollkommenen Talente, das noch nicht zu seiner Reife gediehen und ach! vielleicht niemals aus den Kinderschuhen herauskommen wird. Und dies ist es, was mir dem Scheinen meines Tadels begegnet ist — und ohne Zweifel trugen auch meine übrigen Schriften dies Gepräge einer ungeschicklichen überreizten Haftigkeit, die sich der Phantasie des Ausgedrucks überläßt, in seiner Gunst sich schaukelt und über ein fast künstliches System mit den Mitteln den Zweck, um dessenwillen jene einzig und allein da sind aus Worten baut, verbirgt.

Nicht also an den Leser, mein Herr, sich so sinnlich und so hart zugleich beurtheilt hat, appellire ich — sondern nur an den Künstler, dessen Talent ohne Zweifel auch seine jungen, unsicheren Tage, seine unbewachten Stunden gehabt hat. Nur von diesem verlange ich, daß er mit einem Urtheil, wie das Ihre Gestrenge, mehr über sich als sich halten und daß er sich frage, daß es nicht Schwerere gäbe, Pflicht, was man so sehr die Krone und den Triumph des menschlichen Willens nennen kann, als zu sagen, was man sagen will, und zu machen, was man machen will. Mehr also meiner ungeübten Hand, als meiner Intention hätten Sie zur Last legen sollen, was in meinen Schriften gegen das Wahrheitr verstößt. Auch hätten Sie mir vielleicht nicht so gerabezu, wie es unbedingt einem solchen Zweck entgegen ist, sicher wenigstens mich nicht für so absichtsvoll, so bewußt, so entschieden und bestimmt in meiner Weise, zu arbeiten und zu Werke zu gehen, halten dürfen. Mit einem Wort, mein Talent steht vielleicht viel tiefer und mein Gewissen viel höher, als Sie sich es vorstellen. Die meisten Künstler verdrängen ihr Leben damit, die unvollständigen und unvollkommenen Theile eines Ganzen zu bilden, das sie nicht kennen, das immer begraben bleibt in dem innersten Schacht ihres Geistes und darin untergeht.

Was ich als vollkommen wahr anerkenne in Ihrem Urtheil, ist dies: „Den Stand des Ehemannes der falschen Scheide, deren es sich angemaßt, zu entscheiden und in Mißkredit zu bringen, dies kann als der eigentliche Zweck der Werke von George Sand angesehen werden.“ Ja, mein Herr, das wäre wirklich der Fall gewesen, wenn meine Absichten und meines Obsezeiges gewesen, wenn ich mich stark genug gefühlt hätte, ein Reformator seyn zu können. Wenn es mir aber schlecht gelungen ist, mich verständlich zu machen, so beweist es ja zur Genüge, daß ich jene Kraft nicht besessen, und daß in mir mehr von der Natur eines Dichters als von der eines Gesetzgebers lag. Ich bessr, Sie werden mir diesen bescheidenen Ausspruch gelten lassen.

Ich war immer der Meinung, der Roman sey wie die Komödie eine Schule der Sitten, in der die Verirrungen, die Mißbräuche, die Lächerlichkeiten, die Vorurtheile und die Laster der Zeit in ihrer mannigfaltigen Gestalt einer Censur, der alle diese Formen gerecht werden müssen, unterworfen werden. Wenn ich Sittenbilder gewesen, sociale Gesetze zu schreiben, ohne daß ich auch nur einen Moment gedacht hätte, es sey eine Gefahr dabei, es könne irgend Jemanden einfallen, ich hätte die Absicht, die bestehenden Landesgesetze umstoßen zu wollen? In Wahrheit, ich bin nicht wenig erstaunt gewesen, als einige Saint-Simonisten, grundsatzliche Männer in ihrem Eifer für die Wohl der Menschheit und von aufrichtigem redlichen Streben nach der Wahrheit beseelt, mich fragten, was ich denn an der Stelle der Ehemänner setzen wolle? Ganz einfach gab ich ihnen zur Antwort: die Ehe. Eben so wie meiner Meinung nach an die Stelle der Priester, durch welche die Religion so oft geschmäht und geschändet worden, die Religion zu setzen ist.

Es ist wahr, daß ich vielleicht einen großen Fehler gegen den Sprachgebrauch begangen habe, wenn ich, von den Verirrungen, den Lächerlichkeiten, den Vorurtheilen und den Lastern der Gesellschaft sprechend, gesagt habe: die Gesellschaft. Eben so unrecht ist es von mir gewesen, häufig das Wort: die Ehe zu gebrauchen, anstatt nur verschiedenen Personen. Kennen Sie mich näher oder entfernter kennt, hat daran Anstoß genommen, denn Jeder derselbest weiß, daß es mir nie eingefallen ist, die konstitutionnelle Charte umwandeln zu wollen. Ich war der Meinung, das Publikum würde sich viel zu wenig um meine Person bekümmern, als daß irgend Jemanden in den Sinn kommen könnte, meine Worte, die Art, wie ich sie gebraucht, in Anklagestand zu versetzen, das Leben eines armen Poeten einer Art von Inquisition zu unterwerfen, ihn die in den stillen Winkel seines Studirens zu verfolgen und ihn zu zwingen, seine Handlungen, seine Gedanken, seine Ueberzeugungen zu rechtfertigen und den buchstäblichen Sinn der mehr oder minder vagen Ausdrücke zu verneinen und sich sich abzuwälzen. Wie sich das Publikum hierbei benommen hat, wage dahingestellt bleiben; gewiß ist, daß es von mir unrecht gewesen, daß ich nicht vollkommen klar, bestimmt, logisch und korrekt geschrieben habe. Ach! mein Herr, dieser Vorwurf macht ich mir alle Tage. Denn alle Tage werf' ich mir vor und klage mich an, daß ich nicht Besseres und nicht Montesquieu bin; aber ich habe keine sonderliche Hoffnung, daß

Digitized by Google

es in dieser Beziehung besser werden wird mit mir, ich muß es Ihnen offenherzig bekennen.

Ein anderer sterngter Beerwef, den Sie mir machen, ist folgender: „Hereischer möchte es dann vielleicht seyn, sich zu überwinden, sein Elend vor den Augen der Welt zu verbergen und seine persönlichen Leiden nicht zu einer allgemeinen Lebensfrage zu erheben.“

Dieser ganze Satz ist edel gedacht und abgefaßt. Nicht die darin ausgesprochene Empfindung ist es, gegen die ich mich auflehne. Geduld und Selbstverleugnung geht wir ihre Alles, und darum erwiedere ich auf dasjenige, was meine Persönlichkeit in diesem Vorwurfe betrifft, Nichts. Dieselbige Konfessionen von sich abzulegen, dies Recht hat bisher nur Jean-Jacques gehabt; also nur ganz im Allgemeinen Folgendes über Verwiederung.

Mich dünkt, daß in der Welt, wie sie heutzutage ist, viel Anspruch gemacht wird auf Geduld und Selbstverleugnung. Es schint mir (obwohl ich nicht weiß, ob ich Recht habe), als leiden wir nicht in einer Zeit der Unabhängigkeit und eines ungehändigten Stolzes; ich sehe nicht, daß die Menschen unserer Tage ein sehr starkes und lebhaftes Gefühl ihrer Würde hätten und einen hohen angehalten werden müßten, noch tiefer sich niederzudrücken und in ihre Kniee zu sinken, als sie schon ihnn vor Zwecken und Interessen, die weder der Religion, noch der Moral, noch der Ordnung, noch der Tugend angehören. — Gleichermeise sehe ich nicht, daß die Frauen dieser Männer sich dem Muthe der Spartanischen Mütter oder dem patriotischen Sinne der Römerinnen zu sehr nähertem.

Ich kann nicht darauf schwören, ob mein Auge mich nicht trügt, aber ich glaube, wenigstens zu sehen, daß man einen großen Mißbrauch mit dem Schweigen getrieben, durch welches man den stürmischen Krisen des Ehestandes, den Verwirrungen (man sollte lieber sagen dem zerrüttenden Unglücke) der Scheidung hat vorbeugen können. In den Zeiten des Glaubens, des lebendigen festen Glaubens an Christus waren die Selbstverleugnung und die Geduld die Tugenden, die man über alles Andere den Frauen anempfehlen mußte, die erst eben hergekommen waren von den Druiden-Altären, dem thierischen Leger und dem Kriegsrath, wo sie mit Zustimmung ihrer Männer über Hand vielleicht ein wenig zu viel Gewalt gehabt hatten. Aber heutzutage, wo unserer Sitten wenig mehr nach den Wäldern Germaniens schmecken, besonders seit den Frauen das Geheimniß, mit ihren Männern in gutem Verständniß zu leben, von Seiten der Regierung gelehrt worden, denn zu Tage dürfte sich wohl meinen, daß, wenn sich für Romane eine Moral gebeut, man klüglich folgendes Verfahren beginnen könnte: „Das Verzeichniß der Laster, die von den Männern verübt werden, werden sehr häufig nur durch die Robheit und Schlechtigkeit der Männer hervorgerufen;“ oder folgender: „Lüge ist nicht Tugend, sklavisch gemeine Feigheit nicht Selbstverleugnung;“ oder auch wohl die: „Ein Mann, der seinen Pflichten in lustigen Stunden bei einem Glase Wein lachend säumend begegnet, sündigt, ist kriechen weniger zu entschuldigen, als die Frau, die durch Weinen, Leiden und Dulden den übrigen ungetreu wird.“

Schließlich Ihren Aussprächen vollkommen beipflichtend, sage ich, daß jene Liebe, deren Tempel ich baut und bekämpfe auf den Trümmern der Schmach, in Wahrheit mein Utopien, mein Traum, meine Poesie ist. Jene Liebe ist groß, edel, stark, fruchtig, ewig; aber sie ist nicht Anderes, als die Ehe, wie Jesus sie eingesetzt, wie der Apostel Paulus sie erklärt hat; wie, wenn Sie wollen, der Code civil, Titel V Kap. VI ihre gegenseitigen Pflichten feststellt. Zu dieser Liebe, dieser Ehe fordere ich die Gesellschaft auf, wie zu einer Neuerung, oder wie zu einer in der Nacht der Zeiten verlorenen gegangenen Institution, die mitter ins Leben gerufen, wenn Glaube und Gehorsam der Fahrlässigkeit, dem Rost der Gewohnheit gereinigt werden müßte, wenn wahre eheliche Treue, wenn der wahrhafte Frieden und die wahrhafte Gesundheit der Familie an die Stelle jener schmählichen Kontrakte und jenes stupiden Despotismus, die der traurige Verfall der Welt hervorgerufen, treten soll.

Aber Sie, mein Herr, der Sie von einer solchen Höhe des Heils herab diese soziale Frage besprechen, der Sie, mild und philosophisch zugleich, mit einer eben so kräftigen als gefühlvollen Moral ausgerüstet, nicht an eine Gefahr von Seiten der als immoralisch erschienenen Bücher glauben, warum, als Sie bei Gelegenheit meiner jene drei oder vier schönen Blätter über die öffentliche Moral schrieben, warum haben Sie nicht so gute Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, den Geist der Gier und Begehrlichkeit, die Angewöhnungen übler Leidenschaften, der Lüderlichkeit und des rohen groben Betrugens, die von Seiten des Mannes in so vielen Ehen die Vergehungen und Verbrechen der Frau rechtfertigen oder doch hervorrufen — warum, frage ich, haben Sie die schöne Gelegenheit sich entschlüpfen lassen, diese Punkte zu berühren? Würden Sie nicht Jener gegen die Gesellschaft übernommenen Pflicht auf eine vollkommenere Weise genügt haben, wenn Sie sich mit Feuer und Kraft zu Gunsten jener alten christlichen Moral, die den Haupt der Familie Sanftmuth und Keuschheit vorschreibt, hätten vernehmen lassen? Es ist hier nicht die Rede von Ausnahmefällen, von Eben, die auf einer unzweckmäßigen Wahl beruhen. Jede Verbindung, sie möge unter Bedingungen eingegangen seyn, unter welchen sie wolle, muß unerträglich werden, so lange es Sitte bleibt, gegen die Verirrungen des einen Geschlechts eine unbegränzte Nachsicht zu üben und die des anderen allein nach dem strengen und heilsamen Maße der Vergangenheit zu messen — dort Alles zu übersehen und zu beschönigen, hier Alles hervorzusuchen und zu vergrößern. Ich weiß wohl, daß ein gewisser Muth dazu gehört, das einer ganzen Generation, die unsgerecht und verderbt ist, ins Angesicht zu sagen. Ich weiß sehr wohl, daß, wer unumwunden sagt und schreibt, wie es denkt, sich viele Feinde macht unter denen, die sich bei den Lastern der Zeit wohl befinden, und daß der, welcher diese Freimüthigkeit gebadt hat, für seine dürige Lebenszeit auf Verfolgungen zu rechnen hat, die auch die Schwelle seines Privatlebens zu überschreiten sich nicht enthalten werden; — aber ich weiß auch, daß, wenn Frauen diesen Muth besessen und an den Tag gelegt haben, es eines Mannes, und namentlich eines gewissenhaften und talentvollen Mannes, nicht unwürdig seyn möchte, Nachsicht zu üben gegen das Verfehlte in ihren Bemühungen und dem Schein und Tüchtigen, was ihm etwa darin auffallen dürfte, seinen Beistand und Schutz zu leihen.

Wenn Sie zu der Zeit gelebt hätten, wo der Tartuffe verfolgt wurde als ein gottloses Wort, offenbar wären Sie doch einer von denen gewesen, die, weil davon entfernt, das Panier der Scheinheiligkeit zu tragen, vielmehr mit aller Macht der Uebergungung und der Herzenseinheit den tückischen Insinuationen und Auslegungen der Kritik widerstanden; mit Ihrem Blute hätten Sie es unterschrieben und besiegelt, damals wie heut, daß der Gedanke, der den Tartuffe schuf, ein höchst frommer, reiner, ehrenwerther Gedanke sey, daß der Ingrist auf einen schurkischen Heuchler nicht Gott treffe, daß der Friede und die Würde der Familien nicht bloßgestellt und geschmäht werde, wenn man Nachtswürdige, die eben durch ihre Ränke jene zu unterg raben trachten, daraus fortjagt. Freilich ist Tartuffe ein Meisterwerk und verdient solche vollkommene Theilnahme eifer Seelen, sowohl seinem Sujet als seiner Ausführung nach.

Wer kann die Feder solcher Schriftsteller einmal gekuckt ist sie immer die frischen Farben des geehrten Jahrhunderts verblichen und dahin sind, wenn wir statt eines Kriesthpaues, eines Terenz, eines Molière nichts Anderes mehr haben, als einen George Sand und Konsorten, so ist darum die menschliche Schwäche, dies einzige Erbtheil des sterblichen Geschlechts, in den Augen des philosophischen Kritikers nicht minder verlogenswerth, im Zuschauer ihres Gebahrens nicht minder würdig seines Grauens, wie seines Mitleids. Der stete Traum seiner Herzen, die Gerechtigkeit, steht darum nicht minder aufrecht, wie das Bild eines Gottes (in weiter Ferne sreilich!), aber doch leuchtend und strahlend in alles Dunkel hinein, über alles Zufällige und Veränderliche hinaus vorwendig und fest, und alle Kräfte und alle Wünsche heranrufend und um sich versammelnd.

Das aufselige Geschäft, dürftige Compositionen zu beurtheilen, auf das Sie angewiesen sind, meine Herren, sollte es nicht ein Grund mehr seyn, gerade dies, für Sie Alle, in die Tiefen der Dinge hinabzusteigen und die Wahrheit so mächtig an den Tag zu fördern, daß ein Apostel derselben überflüssig wird? So wollen Sie, was mangelhaft war in unseren Bestrebungen, ergänzen und auffüllen, und den Jahrhundert geben, was ihm fehlt an Kraft und Genie.

Es bleibt mir nur noch übrig, mein Heer, Ihnen für die guten Rathschläge, die Sie mir ertheilt haben, meinen Dank zu sagen. Ich selbst klage mich an, ich wiederhole es; denn wenn Sie mich nicht immer vollgenehmigen haben, so liegt der Schuld hierschaft an mir und nicht an Ihnen. Wer eine Schlacht vom Gipfel eines Berges herab betrachtet, gewahrt die Fehler und Berinste der kämpfenden Heere besser, als der, welcher sich im Stand und Handgemenge des Kampfes befindet. So hat der leidenschaftslose Kritiker einen viel schärferen Sinn und Ueberblick in Bezug auf den in seinen Schaffen befangenen Künstler und dessen Arbeit, als der Künstler selber. Bestimmt kann es in den Fall, seinen Schülern zu sagen: „Von euch erfahre ich, was die Wissenschaft ist, wie ich von euch erfahren habe, was die Musik und der Tanz ist; sie sind nicht das, was ich euch sragte, und nicht das, was ihr mit antworten wolltet.“

Genehmigen Sie die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung.

George Sand.

Bibliographie.

Choix de Chroniques et Mémoires sur l'histoire de France, avec notes biographiques. — Von J. A. C. Buchon. 2 Bde. 10 Fr.

Expédition scientifique de Morée. Recherches géographiques sur les ruines de la Morée. — Von E. Puillon-Boblaye. 4. 20 Fr.

Invasions des Sarrazins en France et de France en Savoi, en Piémont et dans la Suisse, pendant le 8e, 9e et 10e siècles de notre ère, d'après les auteurs chrétiens et mahométans. Von Reinaud, Mitglied des Instituts. 7½ Fr.

Histoire complète des naufrages, événemens et aventures de mer. — 2 Bde. 6 Fr.

Mannigfaltiges.

— Die Poesie und die Curiosität des Schachspiels. Der Kampf, den bisher zwei Nationen, wie einst die Römer und die Vandaren, mit einander führten, soll jetzt durch drei der Tapfersten, die von jeder Seite aufgesandt werden, zur Entscheidung kommen. Die beiden Schach-Klubs in Paris und in Westminster haben dieher einreichlich für die Ehre ihres Landes gekämpft. Mit der Wiederkehr Sander man sich bekanntlich die Züge nach England und nach Frankreich zu, und ein Spiel um 50 Guineen hat eben eine den Franzosen günstige Wendung genommen. Doch das Kriegsführen aus solcher Entfernung hat seine Unbequemlichkeiten, und es ist nun in Vorschlag gekommen, den Kampf auf neutralem Boden, nämlich auf einem Englischen Schiffe in einem Französischen Hafen (Calais oder Boulogne) zur Entscheidung zu bringen. Bereits hat der Pariser Schachklub seine drei Vorkämpfer, nämlich die Herren St. Amand, Boncour und Mouret ernannt, und man erwartet nur noch die Ernennung der drei Engländer, um von beiden Seiten die Reise nach dem Kampfplatz anzutreten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅙ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Montag den 13. Juni 1836.

Rußland.

Das Kosaken-Mährchen von dem tapferen Georg und dem Wolf.
Nacherzählt vom Kosak Lugansky.

Unser Mährchen spricht von jener alten wundervollen Zeit in den ersten Tagen der Schöpfung — von dem, was geschah und sich zutrug, als noch die Thiere, vierfüßige sowohl als Fische und Vögel, als Raubthier, Seeungeheuer, Reptinge in der Welt, nicht wußten, wie sie sich zu benehmen und was sie zu thun hatten, noch nicht mit den Leuten und an ihrem Lustenthaltsort eingeteilt waren, auch noch nicht einmal unter sich selbst Ordnung und Obrigkeit kannten; einige sprachen Tatarisch, andere Kalmückisch, und Niemand wußte noch ein Wort davon, wer den Andern verschlingen und mit wem man friedlich leben, mit wem man sich vertragen und nicht verstehen, wen man ernähren und wen man fürchten sollte.

Ein grauer Wolf, abgemattet durch dreitägiges Hungern, konnte das fehnsuchtsvoll gedurstet, ihn von seinem Fassen lossprechende Fetwa nicht erwarten und entschloß sich, einen kleinen Abstecher in die weite Welt zu machen, wo, wie ihm im Vertrauen ein Fuchs zugeflüstert hatte, der seinem Lager mit einem Huhn im Maul vorüberlief, der tapfere Georg Urtheil und Recht sprach und über Klein und Groß Gericht hielt.

Der Wolf erreichte glücklich sein Ziel; er stand still, schnupperte umher, sah sich um, setzte sich auf die Hinterbeine nach Hunde-Manier, sah sich noch einmal um und spitzte die Ohren; dann sinnend er schnee, schüttelte mit dem Kopf, beleckte sich und streckte die Hinterbeine nach hinten hinaus. „Da wird nichts für dich zu machen seyn", dachte er bei sich; „Lärm und Spektakel ist vort genug, was aber sonst — das weiß ich nicht. Was soll ich mich da, am hellen lichten Tage, in diese Hauten, Jurten, Gesellschaften, Zeltunen*) und Herden aller Art hineindrängen, in diese lärmende Hundertsinnige Masse, wo man dergestalt plappert und schwatzt, daß der Dampf in die Lüfte steigt, und dergestalt schreit, daß der Staub davonfliegt; warum soll ich am hellen lichten Tage dort hinein? Es ist besser, ich lebe nach meiner Weise fort. Ich bin kein Narr; ich weiß recht gut, daß man mir und allen Leuten gesagt hat: Du kannst ewig leben und ewig lernen und wirst doch nie ein Narr sterben; so lange ich aber noch Zeit habe, so lange mein Tod noch nicht da ist, will ich kein Narr seyn." Es scheint, daß Herr Jegerum schon damals kein reines Gewissen hatte. Und somit begab er sich wieder nach Hause, kroch auf sein Lager, warf sich auf die Seite und begann, zu seinem Amüsement und aus Langeweile mit den Zähnen knacksend, sich zu beschäftigen. Die Nacht brach ein, und der Wolf überlegte, daß er auf diese Weise nicht satt würde. „Welcher Jammer!" brummte er in sich hinein. Er kroch aus seiner Höhle und lebte etwas auf, als ein scharfer Nordwind ihm durch den Pelz fuhr und das schroffe Haar anfrüstreete; durch das Dunkel der Nacht leuchteten seine Augen, und in bekanntem Wolfsrad, die Schnauze gegen den Wind erhoben, durchspürte er ein breites Thal und witterte bald etwas Lebendiges. Da dieses aber wahrscheinlich das erste Mal war, daß der Wolf im Begriff stand, sich ein Mahl nach seinem Geschmack aufzusuchen, so verstand er es noch nicht, zu errathen, zu errechnen, auf welches lebendige Wesen der Satan ihn zugeschickt habe; nachdem er jedoch näher geschlichen, die Augen groß aufgerissen und die Ohren gespitzt hatte, stürzte er sich: „Das riecht so ganz herrlich!"

Er war in eine Heerde von Sfaigaks (Kameelpferden) gerathen; da diese guten Thiere damals sehr dumm und so fromm waren wie es heutzutage nur noch die Schafe sind, so konnte unser Wolf mit der größten Bequemlichkeit sich zwei Paar auszusuchen und sie erwürgen; einigen armen Schelmen, die davonlaufen wollten, brach er, den einen das Knie, den anderen die Hüfte, den dritten auch wohl das Genick. Die Sfaigaks wurden unruhig, scharrten mit den Füßen, stürzten zu Boden und blökten vor Angst: was auf Erden lebte und auf den Beinen stand, Alles eilte herbei, — wilde Thiere und Vögel in Person; die Fische aber, verbindert durch unvermuthete Schwierigkeiten bei der Passage zu Lande, hatten Abgesandte geschickt, nämlich die im Staatsrath dienenden Schildkröten mit mehreren Krebsen und Fröschen, die aber, alt und klein und bis auf den Tod ermüdet, nicht zur rechten Zeit ankommen konnten, weshalb auch die Sache ohne sie abgemacht wurde; seit dieser Periode haben aber die Fische für immer ihre Stimme verloren.

Solchergestalt versammelten sich denn die Thiere; der Tag sah in die Welt hinein, und den Wolf überraschte man, wie er sich bereits beim letzten Viertel des dritten Sfaigak befand. Wie man sieht, liebte der Wolf schon damals nicht, mit dem lieben Vieh zu spaßen. Indessen bekam ihm diese erste Erfahrung nicht sonderlich. „Bei einer neuen, angewohnten Sache erwacht", wie das Sprichwort sagt, „die ertragene Kränkung keine Neue." Das erste Mal aber stehen Einem die Haare zu Berge; es ist schrecklich, daran zu denken. Und die vierfüßigen Thiere, und die Vögel, alle wehklagten, als sie ein so unerhörtes Unglück vor Augen fahen; nur ein junges Mauthier, erst gestern in die Welt getommen, stand da und flarrte mit verständigem Mienenspiel an, wie eine Gans das Wetterleuchten. Das thaten aber die Uebrigen nicht. Der Knochenentrichter, Meister Petz, besichtigte die Verwundeten, richtete ihnen die verrenkten Glieder wieder ein und brummte, indem er den Kopf schüttelte und sich die Zähen ableckte: „Ei, so etwas muß man nicht thun! wo soll das hinführen? Hals und Beine zu zerbrechen und Einigen obendrein völlig den Garaus zu machen: das ist durchaus nicht gestattet!" Inzwischen waren die Weiber von allen Seiten her zusammengelaufen und fingen an, Klagelieder über die Todten anzustimmen. „Ach, Du mein theurer Herzens-Mann, Du mein tausendfacher Ader, Du mein schwimmender Faß!" Also sangen wir arme Waisen an? An wen wenden wir uns? Wer wird uns armen verlassenen Witwen und unseren Kindern Wasser fahren und Holz hauen, wer wird uns lieben und Mitleid mit uns haben, wer wird uns loben und liebkosen, wer uns speisen und tränken?" Und so weiter. Endlich nahm man den Wolf vor: „Wer ist er, der Verbrecher? Schafft ihn vor!" Er wußte sich nicht viel daraus gemacht haben, daß man ihn, weil es das erste Mal war, zu Gerichtspflegen vorbeschied; Meister Petz verwaltete hierbei das Amt des Profoses, bockte sich nieder, zog Handschuhe an, strich das Haar der Vorderstatzen zurück und zählte dem Wolf, ehrlich und gewissenhaft, die ihm zugesprochenen 101 Hiebe dergestalt auf, daß die Haare aus seinem grauen Pelz davon flogen — er würde, wie bereits erwähnt, sich nicht sehr viel daraus gemacht haben, wenn es ihm nicht zu Gemüth gegangen wäre, daß er künftig keine Sfaigaks mehr würde zu sich nehmen dürfen. Auf seine Frage — wovon er sich denn in Zukunft ernähren solle? Ob man ihm nicht wenigstens die Kälber überlassen wolle? — erhielt er gar keine vernünftige Antwort; man schrie ihm nur einstimmig zu: „Er solle es unter keiner Bedingung wagen, mürderlich das Terrissen- und Schlächter-Handwerk zu betreiben, nicht einen Tropfen Blut vergießen, weder auf öffentlichen Straßen, noch an abgelegenen Orten den Räuber spielen, sondern sich ehrlich und redlich aufführen und ruhig, bescheiden und anständig betragen!" Der Wolf brach in einen Strom von Thränen aus, zuckte die Achseln und sprach: „Aber, meine lieben Kollegen, was wollen Sie, daß ich essen soll? Wovon soll ich leben? Ich darf ja gar nichts nehmen dürfen! So reißen Sie mir doch lieber die Zähne aus und geben mir Lichtenstleisch!" — „Der Teufel ist Dein Kollege, aber nicht wir!" erhielt er zur Antwort; und der Welt-Kongreß, die lärmende Versammlung, hatte, nach vollzogenem Urtheil, ein Ende, und Jeder begab sich nach Hause, in freundschaftlichen lauten Gesprächen, theils unseren grauen Freund verspottend, theils auf das Ungeschicklichen schimpfend, der kummervoll dasaß wie der Held Nebukit, mit gesenktem Haupt und den Schwanz zwischen den Beinen, und nachdenkend auf die nicht verschlungenen Hörner, Huse und Knochen herabsah.

Man erfuhr hieraus, daß zur Zeit dieses Ereignisses mit unserem Wolf der tapfere Georg bereits einige Ordnung eingeführt hatte.

„Nein, das ist nicht recht!" sagte der Wolf, das Hängende Haupt schüttelnd, auf Tatarisch zu sich selbst; „dabei kann nichts Gutes heraus kommen! Warum setzte man mich Sünder auf die Welt mit diesen Zähnen?" Er richtete sich auf, schüttelte sich und beschloß, um auf dem Pfade der Ehre zu bleiben und Recht und Gerechtigkeit zu suchen, sich zum tapferen Georg zu begeben; der Wolf nach Jegliedergeschrift „Georg!" sprach er, nachdem er sich vor dem beiden hingelegt und sein steifes Genick so tief wie möglich vernetzt hatte, „ich komme mit einer Bitte zu Dir. Meine Sache ist folgende: ich will essen; der Magen ist ganz zusammengeschwommen, und Niemand giebt mir etwas, daß ich satt werde! Du gabst mir Zähne und Klauen und ein Maul zum Verschlingen: warum gabst Du sie mir, und kayn einen Magen, der nicht leer bleiben darf, und den ich nichts zu füttern habe? Beschirl, o Georg, daß man mir Speise und Trank reiche, — Wasser, gestehe ich, nehme ich schon selbst zum Ueberfluß zu mir, — beschirl, daß man mich satt mache, oder ich nehme, was mir vorkommt, Fleisch, Schafe und was es auch sey. Gestern habe ich mich satt gegessen, Georg, und kann mich nun die Donnerflug gedulden, aber dann — mache Du Dich willst, dann wußt Du befehlen, daß man mich sättige, wenn auch nur zweimal in der Woche."

*) Pferde-Heerden.

Digitized by Google

Der tapfere Georg war damals gerade sehr beschäftigt mit der Verwaltung einer ihm vom Zaar Stalian anvertrauten, mit neuerschaffenen Volk und Kriegsherrn bevölkerten Provinz; der Wolf war ihm eine nur bedeutende Person, und er fertigte ihn mit den Worten ab: „Begieb Dich, Bruder, auf meinen Befehl, zu meinem Wojewoden, dem braunen Stier: er wird Dich satt machen."

Nun, das hätte Iangst geschehen sollen!" sagte der Wolf und lief, munter dahinspringend, nach der Seite zu, wo eine große Herde Rindvieh weidete: „Ja Thörin gestern nicht daran gedacht haben, aus eigener Machtvollkommenheit die Skigal's zu mir zu nehmen, wenn mir Jemand Rinkfleisch versprochen hätte. Mir ist es übrigens einerlei, ob es Schafffleisch oder Rinkfleisch ist."

Er langte bei dem Stier an und bat, den mündlichen Befehl Georg's, seinen gefräßigen Hunger zu befriedigen, in Erfüllung zu setzen. „Stelle dich einmal dorthin und kehre mir eine Seite zu." Der Wolf that es. Der Stier schwenkte den Schwanz in die Höhe, riß die Augen auf, machte einen Satz, ersaßte den Wolf mit den Hörnern und warf ihn über sich durch die Lüfte. „Bist Du nun satt, wie?" sagte er, als der Wolf, der sich dreimal in der Luft überschlagen hatte, sich auf der Erde wiederfand. Kaum konnte der arme Wolf sich aufrichten; es schleppte sich fort wie eine alte Frau auf Krücken. Dem Stier waren auf den Hörnern gauze Büschel von Haaren stehen geblieben.

Der Wolf erreichte endlich, so gut es den Umständen nach möglich war, sein Lager, streckte sich hin, drehte sich ganze drei Tage lang um, konnte sich immer nicht erbrechen. Er schwitzte auf den Stier und auf alle Wojewoden Georg's — natürlich nicht laut — und wachte sich dann wieder auf, um Recht und Gerechtigkeit zu suchen. „Nun, Vater-Georg", sprach er, den Tapferen wieder beschäftigt findend, „schönen Dank! nach Deinem Frühstück bin ich kaum wieder zu mir selbst gekommen!" — „Wie so?" fragte der tapfere Georg, „gab Dir der Stier kein Brod, wie?" — „Was Brod, Vater Georg! groß Gestein bewahre! Als Du mir diesen Rachen und diese Zähne gabst, war die Rede nicht von Brod, sondern von Fleisch!" — „Nun, was, giebt der Stier Dir kein Fleisch?" — „Nein, er gab mir keins!" — „Wahrscheinlich war ein gefräßiges Hinderniß vorhanden", fuhr der tapfere Georg fort. „Begieb Dich zum Tarpan*), meinem Okolnitschi**), der wird Dir welches geben."

Der Wolf sah sich um; ein Haufen Tarpan's weidete in der Nähe. Er begab sich zu ihnen. Ein Hengst, mit gespitzten Ohren, brausenden Nüstern, sprang auf den Grauen los und schrie, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, trugstark mit den Hinterfüßen aus, daß der Wolf, wenn er nicht Zeit gehabt hätte, sich niederzuducken und auszuweichen, und wenn nicht der Tarpan glücklicherweise hinten seine Augen gehabt hätte, vielleicht nie mehr in den Fall gekommen wäre, den tapferen Georg mit seinen Zähnen zu beläftigen. Er schrie laut auf, eilte zu Georg und bat ihn inständigst, daß er selbst es dem Tarpan besehlen möge, ihn satt zu machen. „Du stehst selbst", sagte er, „was sich Dein Okolnitschi unter Deinen Augen erlaubt! Gut, daß Du es selbst siehst, sonst würdest Du es mir nicht geglaubt haben."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Biographie des Ober-Direktors der Russischen Kolonie in Amerika, Alexander Baranoff.

Ueber Anlegung von Eisenbahnen in Rußland. Von Mareiß Kirsschkoff, wirklichem Mitgliede der freien Oekonomischen Gesellschaft in Petersburg.

Medizinisch-statistische Notizen über das St. Petersburger Findelhaus während der Jahre 1830 bis 1833. Vom Oberarzt desselben, Philipp Deppe.

Spanien.

Der Tanz und die Tänzer in Spanien.

In Italien, dem Lande des Gesanges, giebt es keine Sänger mehr; in England, dem Lande der dramatischen Epopeen, keine Dramen; in Spanien, dem Lande der berühmten Tragödien und Komödien, keine Komödien und keine Tragödien. Nur die Neapolitanische Tarantella, die Straßen-Improvisationen unter die Kapell-Musik findet man noch in Italien; einige Marktschreier-Possen und Tölpereien der Akteri (Clowns) in England; den Sainete, die Tonadilla und den Tanz in Spanien!

Wenn man mit Recht sagen kann, daß in Frankreich Alles mit Liedern endet, so läßt sich mit noch mehr Bestimmtheit behaupten, daß in Spanien die Tänze von Allem den Schluß machen. Kömmt in einer Familie ein Kind auf die Welt, so wird getanzt; verheirathet sich ein Mädchen, so wird getanzt; stirbt ein Greis, so wird wieder getanzt; genug, man tanzt ewig.

Folget jener schönen Spanischen Zigeunerin, der Gitana, in das Gebirgmuth der Gebirge und in die Felsenklüfte einer Sierra, der Tänzerin auf die Bretter ihres Bühne, dem jungen Mädchen hinter das Gesträuch ihrer grünen Jalousetten, und ihr werdet sehen, wie sie sich in ihre Mantilla schnüren, ihr langes Haar lösen, Castagnetten oder manchmal ein Tambourin ergreifen, ein kurzes Gebet murmeln und dann — tanzen wird!

Das Vergnügen des Tanzes mischt sich in Spanien unter alle Belustigungen, unter alle Spiele, unter alle Festlichkeiten; man könnte es einen gemeinsamen Mittelpunkt nennen, der die Sterben alle in einem und demselben Glück, in einer und derselben Trunkenheit und Entzückung vereinigt und verschmilzt; es ist eine wahrhaft elektrische Kette der Gefühle und Leidenschaften.

Die Inquisition selbst, die in Spanien so allgewaltig ist, hat nicht die Macht gehabt, sich dem weltlichen Einfluß dieser Lieblingsluste zu entziehen; nicht selten ist es, bei den pomphaften Fronleichnamszügen eine Frohnleichnamszuges eine Gruppe junger Mädchen vor dem Baldachin aus Seide, Gold und Edelsteinen, der in Gestalt eines blendenden Thronhimmels das heilige Sakrament bedeckt und schirmt, und den man, glaube ich, la custodia nennt, verantworten zu sehen. Auf ein gegebenes Zeichen hält der Zug auf; die lauten Gebete der Menge schweigen; eine feierliche Kirchen-Musik läßt sich vernehmen, und wenn dies Wohlspiel der Engel aufgehört hat, erschallt der Gesang der Männer und begimnt der Tanz der Frauen. Ein Kranz von lebenden Blumen schlingt sich dann um die heilige Arche, abwechselnd sich hebend und neigend; es scheint, als wolle er dem Herrn seine Huldigungen darbringen; man könnte es ein Gloria in excelsis mit Geberden, Seufzern, Blicken und Verzückungen nennen. Plötzlich reißt der Kranz ungestüm aus einander, er zerfällt, und jede einzelne Blume oder jedes Mädchen zeichnet Schönheitslinien in die Lüfte, streckt sich, schwingt sich und windet sich im wiederholten Tanze! Da wird jede Bewegung der Tänzerin zu einem verständlichen Wort; jeder ihrer Schritte ist ein Gebet; jede ihrer Stellungen ein reinigender Akt; sie bringt sich, heißt mildert, demüthigt sich und steht nun eine Gnade oder um einen Segen. Man glaubt Ehrfurcht heischende Magdalene zu sehen, mitten unter wilden, glühenden, leichtfertigen, leidenschaftlichen, sündigen Weibern, wie sie selbst, von ihrem göttlichen Meister und Herrn überrascht; plötzlich eine himmlische Kundschaft verabredend, nähert sie sich, stammt, horcht, begreift, daß es ein anderes Leben, andere Herrlichkeiten und andere Liebe giebt, erwacht, beichtet und bereut! Jetzt, nach erhaltener Vergebung, richtet die Tänzerin sich wieder auf, in stolzem, hohem Selbstgefühl und heiliger Begeisterung, unter dem Ruge und der Stimme ihres Richters und ihres Gottes.

Das ist das schöne Laub! die schönen Feste! die schönen Tänzerinnen! Auch am dirtundzwanzigsten Juni jedes Jahres, am heiligen Johannisabend, wischt sich der Ernst der Kirche mit dem Vergnügungen und Belustigungen des Volks; die Religion macht hier einen weiten Gebrauch von dem Tanze; sie bedient sich seiner als Mittel, als Werkzeug ihrer durch Lobtagerrten gemilderten Herrschaft. Sie führt ihn selbst an seinen Altären ein, leitet ihn in allen seinen Bewegungen, in all seinem Tanmel, in all seiner Weltlust.

An jenem Tage, wenn die Sonne in ihr von Gold und Silber prangendes Ruhebett hinabgegangen ist, flackern in den Städten wie durch einen Zauberschlag in allen Straßen und auf allen Plätzen Freudenfeuer auf; das Geläute der Glocken ertönt diesmal als Angelus für die Straßen und Häuser; jeder Bürger, jeder Bauer, jeder Hirt, jeder Jagdsklav vor die Thür seines Hauses; die Vorübergehenden nehmen nach Belieben auf Schemeln Platz, die an den Vorderseiten der Buden entlang stehen; die Männer und Frauen über die heiligs setzen sich, setzen zu, schlagen den Takt und lachen. Alles, was jünger als dreißig ist, tanzt wuder, treibt Scherz, spielt, singt, umarmt sich und tanzt. Fast ist es ein allgemeiner Ball, der sich auf den Boulevart, mitten unter die Gesängen, Jauchzen, Küssen, Geboten und Priestern.

Man muß bei dem Spanischen Tanz zwei Arten, zwei ganz verschiedene Systeme unterscheiden, den Privattanz und den öffentlichen, oder, mit anderen Worten, den Tanz in Gesellschaft und den Tanz auf dem Theater.

Der erstere ist ruhig, sanft, schwärmerisch und immer keusch; er besteht aus dem Bolero, dem Menuet, der Guaracha; der zweite ist lebhafter, kühner, üppiger und charakteristischer; er umfaßt den Bolero, den Fandango, die Manchegas, die Jota, die Poquibillas und den Zorongo. Der letztere, dieses wunderbare Kind der Leichtfertigkeit, das noch leichtfertiger wurde als seine Mutter, ist es, den Don Juan so schön zu tanzen verstand.

Selbst auf den erbärmlichsten Winkel-Theatern, in den Städten der untersten Klasse, ist der Tanz zu einem unentbehrlichen Bedürfniß geworden, das man um jeden Preis befriedigen muß; ohne ihn giebt es keine Fremde, keine Sonne, keine Liebe für Spanien, mit ihm nimmt Alles sich gut und schön aus, dem Elend wie dem Bürgerstolze bis zu Zehnten und Gesängnis. Man könnte den Spaniern hundertmal eher ihre Morgen- und Abend-Chokolade und ihre Cigarre für den ganzen Tag, und den Spanierinnen die Flechten ihres schönen schwarzen Haares, den Fächer und den Rosenkranz rauben, als sie daß beides Theile sich des wonnige Vergnügen ihres National-Tanzes wollten nehmen lassen.

Aber man sehe auch, wie der Tanz in Spanien, vermöge dieser Allständigkeit des Geschmacks und der Neigung, vermöge dieser lebhaften Sinnlichkeit, die er erregt, eine ganz besondere, eigenthümliche und individuelle Gestalt angenommen, sich aus charakteristischste ausgeprägt und sich eine Sprache, einen Geist und Leidenschaften zu geben gewußt hat!

In Frankreich ist der Tanz eigentlich nur eine Reihefolge von mehr oder weniger langweiligen, steifen kalten und eintönigen Figuren; die zu der dinreizenden Tagtiom, die so viel Schönheitsinn hatte, daß sie uns Anmuth und Ungezwungenheit zeigte, haben unsere Tänzerinnen sich immer nur als die bescheidenen Zöglinge eines klassischen und akademischen Meisters erwiesen; sie haben den Tanz, wenn ich so sagen darf, deklamiren und zur Schau tragen gelernt; bei ihnen ist jedes Pas ein Alexandriner; sie haben Hemistichen, Cäsuren, Reime und Schlußfälle erfunden; die Lehrerinnen haben sich die zum Hiatus und Versbruch verstiegen; sie studiren ganz für sich, reifen ganz für sich, um dereinst Taglioni's oder Fanny Elsler's zu werden!

Wie gehn es dagegen in Spanien? Dort ist der Tanz eine Sprache, die für jeden Buchstaben des Alphabets ihre Zeichen, Geberden und Bewegungen hat; es liegt stets ein zärtlicher oder wollüstiger Sinn darin; er dringt zum Lachen und zum Weinen; er macht verliebt, schwärmerisch, empfindsam, zornig, eifersüchtig; genug, er ist die wahre Beredsamkeit!

*) Wildes Pferd. **) Zweiter Würdenträger am Hofe der alten Zaaren.

Digitized by Google

Es giebt kein Konservatorium in Madrid, und ich wüßte nicht, daß ein einziger theurer Tanzmeister dort gehalten würde.

In Spanien wird man als Tänzer oder Tänzerin geboren, wie an anderen Orten als Dichter und Tonkünstler.

An einem schönen Morgen beim ersten Strahl der Sonne erwacht jene sechzehnjährige Bäuerin, glücklich in dem Gedanken an die Verwirklichung ihrer Träume; sie umarmt ihren Vater, ihre alte Mutter, ihre junge Schwester, und schon ist sie auf dem Wege nach der großen Stadt.

Ist die Bäuerin einmal in Madrid und ist sie schön, so wird sie bald gefiedet, umarmt und bezahlt; hat sie sich einmal bezahlen lassen, so verkauft sie sich nicht mehr, sondern wird Tänzerin! Das macht sich schnell, und eines ist nicht schwerer als das andere; das Publikum läßt sich ihre übrige Ausbildung, ihr Glück und ihre Herzensfachen angelegen sein.

Andalusien hat das schöne Privilegium, die kühnsten Tänzer und die reizendsten Tänzerinnen in ganz Spanien zu liefern; die Männer sind im Allgemeinen wohlgebildet und graziös, die Weiber stark und zart zugleich, fein, schlank, wunderbar nördliche elastische Körper, eigenthümig und launisch; lebhafte, leuchtende, feelenvolle Augen, voll tausend schöner Sachen, sicher Gedanken und Wünsche.

Ungeachtet der Verehrung, die das Publikum für seine Tänzerinnen hegt, werden sie doch gewöhnlich mit großer Strenge behandelt, die vielleicht von der großen Liebe herrührt, welche sie einflößen; man ermuntert und deklassirt sie gern und viel, oder zuweilen deklassirt man sie auch ohne Grund und ohne Maß.

Die Kunstrichter der Spanischen Theater sitzen meist auf den Plätzen, die unter dem Namen Lunetas bekannt sind und ziemlich genau dem Orchester und den Proscheniums-Logen unserer Französischen Theater entsprechen. Man trifft dort jedesmal die Mayos, die Stutzer der Stadt, die Offiziere der Garnison und einige angesehene Personen, die faft immer ihre Wünsche, Ansichten und Launen Jedermann aufdringen.

Wenn Jemand das Schauspiel stört, zu stark hustet oder dem Publikum den Rücken zukehrt, so erheben sich die Lunetas wie auf ein Kommandowort, und der Schuldige muß sich entweder entfernen oder ein Kompliment machen, was so viel als eine Genugthuung und als ein Akt der Unterwürfigkeit gilt.

Vergißt sich die Lieblings-Tänzerin einmal und zeigt sich nachlässig auf der Bühne; thut der Bolero einen Augenblick auf, anmuthig und liebreizend zu seyn, wird der Fandango minder vollständig, die Jota minder kühn, der Zorongo minder herausfordernd von ihr getanzt, so erheben sich die Lunetas, spornen die Tänzerin durch wiederholtes Pfeifen an, wissen sie zurecht, sagen sie nöthigen Falls davon; dann erscheint die arme Verdammte faft jedesmal, ihre niedlichen Hände auf der Brust gefaltet, mit gesenktem, aber immer noch stolzem und widerspenstigem Blick, vor ihren Richtern; sie nähert sich langsam dem Proscenium und steht nur mit den wenigen Worten vor el amor de Dios um Gnade, kann antworten: ich will mich bessern! Bravos und mit einer Flucht von Blumen und Küssen; der Tanz beginnt wieder, und man klatscht noch lange nach dem Falle des Vorhanges.

In der Gesellschaft und in sittlicher Hinsicht stehen die Tänzerinnen in keinem besonderen Ruf; abgesehen von ihrem Schauspieler-Titel, der in Spanien keine ganz Empfehlung ist, haben sie ihre unabhängige Aufführung gegen sich, die selbst Männer verachtet, und den ansteheinenden Glück und Wohlbehagen, welche die Frauen eifersüchtig macht und erbittert. Ist aber auch das Leben dieser Tänzerinnen nicht vermuthefrei, so muß man ihnen doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie faft sämmtlich gutmüthig, mitgenommig und wohlthätig sind; das Geld achten sie so wenig, daß es mand der Reichthum der Spanischen Grauden, wo nicht der ihrer Liebrad, so doch der ihrer Beschränktheit und persönlichen Selbstverletzung gescheitert ist. Bei ihnen heißt es wie bei den Bergschoten: die Gastfreundschaft wird gerschenkt, nicht verkauft.

Man sieht diese Tänzerinnen oft in einem Winkel von Castilien, von Aragonien und dem Königreich Granada nach der Zither tanzen und sich in freier Luft, auf öffentlichen Plätzen, vor einer Dorfkirche oder vor der Thür eines großen Herrn erlustigen.

Im Schooß dieser armen und jämmerlichen herumziehenden Künstler-Truppen wurden der berühmte Tänzer el Cuero und die reizende Tänzerin Dolores, deren zwiefache Geschichte ich zum Schluß noch erzählen will, für den Tanz geboren und gebildet.

Die Dolores, auch mit dem Spanischen Diminutiv Dolorita benannt, machte ihre ersten Pas, dies ist der Kunst-Ausdruck, in dem Gutsehause und vor dem Hochaltar der Gemeinde von Huelgas, einer der reichsten und bedeutendsten Kloster-Gemeinden von ganz Spanien. Jung, schön und frisch reif, ihrer himmlischen Liebe müde, die ohne Zweifel ihr Herz nicht ganz ausfüllte, vielleicht auch unmißig, darüber, daß sie stets der einer Menge von Brüdern, diesen gleichgültigen Zuschauern auf Leinwand, in Stein, in Marmor und Gold, tanzen sollte, die weder ihr Lächeln, noch ihre Blicke, noch ihre sinnlichen Reckereien erwiderten, sagte sie eines Abends der Klosterwelt Lebewohl, um das Leben in der Welt zu genießen. Sie vertauschte den Rosenkranz mit dem Fächer, den Schleier mit dem Mantelchen der Kokette, die Nonnenregele mit der Physiognomie eines schönen Weibes, die Klostergitter mit den Theater-Coulissen.

Die Kirche erhob sich mit aller ihrer Macht und mit aller Kraft ihrer Lungen gegen diese Empörung der Sinne und des Fleisches, aber der Großinquisitor von Spanien schlichtete den seltsamen Streit zwischen Religion und Weltlust; Dolores war schön, Dolores tanzte wie ein Engel, und man erlaubte ihr, im Namen des Königs, sich und Andere der Verdammniß zu weihen.

Kurze Zeit darauf trat sie bei einer herumziehenden Tänzertruppe ein und wurde für ihre Lebenszeit die zärtliche und angebetete Gefährtin eines ihrer Kameraden, eines jungen Ehemanns, el Cuero mit Namen, der zu Salamanca studirt und so wie sie die Physik ergriffen hatte, um, statt in der Wissenschaft, in dem Vergnügen seinen Ruhm zu suchen.

Drei Jahre später waren el Cuero und Dolores die Stützen des Theaters del Principe in Madrid; der Hof selbst theilte die Vorliebe der ganzen Bevölkerung für das „verzogene Paar", wie man es nach einem damaligen Kinderreich nannte.

Die Spanischen Granden suchten in den Erinnerungen an die alte Castilianische Galanterie nach Höflichkeits- und Achtungs-Bezeigungen, um sich vor einem Tänzer noch tiefer zu demüthigen; die Edelsamen des Palastes erfanden ein süßeres Lächeln, eine herablassendere Freundlichkeit, um eine Tänzerin besser zu empfangen.

Das waren schöne Tage und schöne Feste für den Tänzer, den der Hof zeremoniöser Weise Cavallero nannte, und für die Tänzerin, die der König von Spanien und Indien feusch auf die Stirn küßte und ganz leise Doborita nannte!

Nemes Mädchen, arme Dolores, arme Tänzerin! Jetzt, wo ich dies schreibe, weint und seufzt sie ohne Zweifel, gedenkt traurig der fernen Zeit und tanzt nicht mehr! Man bore warnen.

Ein Rubm fehlte noch zu dem vollen Ruhm el Curro's, ein in ganz Spanien über Alles bewunderter Ruhm: der Ruhm des Toreadors ließ den Tänzer nicht mehr schlafen. Die Castagnetten wurden leiser sonst so leichten und flinken Hand zu schwer, der Schall des Tambourins war seinem Ohr zuwider, und selbst der Blumenkranz auf Stirn und Haupt war ihm zur Last. Da zerbrach er seine Castagnetten, zerschlug sein Tambourin, zerreißerte seinen Blumenkranz, um von der allnyzehnten Menge des Circus den Scharlachmantel, die rothen Banderollas, die Sandalen und den Degen zu fordern.

Spanien hatte ihn seinen schönsten Tänzer genannt, el Cuero wollte auch Spaniens tapferster Toreadee seyn, und er ward es sehr bald.

Niemals hatten die Schranken von Madrid so viel Muth, Beherrschkeit, Kraft, Anmuth und Geist entfalten sehen. Jeder Kampf el Curro's war ein Fest; einst aber that er einen Fehltritt und wurde vom Stier durchbohrt. Dolorita sagte dem Tanz Lebewohl.

(Le Monde Dramatique.)

Frankreich.

Kaper-Scenen aus den letzten Seekriegen.

Surcouf, der in Frankreich oft genannte Kaperer, wußte als ein junger Handlungs-Befliffener eine zärtliche Neigung seines Herzens, seiner geringen Vermögens-Umstände halber, unterdrücken. Er verließ daher seine Heimath, St. Malo, faft entschlossen, sich im Glücksspiel des Handels an der Indischen Küste ein Heirathsgut zu sammeln.

Capitain einer Brigg von zweihundert Tonnen, lief er die Schwellen-Inseln und die Indischen Häfen an, wo er sich mit einer Ladung Bauwholz und Reis versah. —

Eines Tages, als er auf der Höhe des Archipels von Andaman kreuzte, erblickte er drei Kauffahrer, die unter dem Convoy eines Schooners segelten. Die Größe dieser Fahrzeuge, ihre plumpen Formen, ihr unbehilfliches Segeln, Alles kündigte sie als Indienfahrer an. Da er keinen Augenblick daran zweifelte, daß diese Fahrzeuge hinlänglich mit Lebensmitteln versehen wären, worau er bereits Mangel litt, so beschloß er, um Zeit und Geld zu erparen, diese plumpen Segler etwas zu lichten. Die Matrosen seiner Besatzung nahmen diesen Vorschlag mit Enthusiasmus auf, und fahrlegte nur, wie er auszuführen seyn möchte.

Die kleine Kreolen-Brigg hatte nichts als die nothdürftigsten Waffen, um sich die Indischen Kreuzer vom Leib zu halten. Surcouf entschloß sich, den Schooner zuerst anzugreifen, und zu seinem Erstaunen strich dieser, trotz seiner Kanonen, die Flagge. Binnen einer Stunde waren auch die drei übrigen Fahrzeuge besiegt.

Der Schooner war eines jener leichten Fahrzeuge, getakelt und bemannt mehr zum Kriegsdienste, als zum Handel, womit die Piloten des Ganges funfzig bis sechzig Meilen in die hohe See hinaus kreuzen, um die Schiffe aufzusuchen, welche den genannten Fluß aufwärts wollen. Surcouf sah ein, daß es ihm leicht werden würde, unter dieser gefahrlosen Maske seiner Kreuzers sich bald eines reichen Schiffes zu bemächtigen; er beeilte das Verdeck desselben mit neunzehn von seinen Leuten, entschloffen, allen drohenden Gefahren die Stirn zu bieten.

Er war von der Klugheit seiner Leute zu sehr überzeugt, als daß er die Annahme seines Vorschlags nur einen Augenblick hätte bezweifeln sollen. Die Aufführung dieß indessen immer gewagt, er durfte sie nicht, ohne ihre besondere Einwilligung, in die Hörens gesprochen haben. Surcouf sah ein, daß es ihm leicht werden würde, unter dieser gefahrlosen Maske seiner Kreuzers sich bald eines reichen Schiffes zu bemächtigen; er beeilte das Verdeck desselben mit neunzehn von seinen Leuten, entschloffen, allen drohenden Gefahren die Stirn zu bieten.

Er war von der Klugheit seiner Leute zu sehr überzeugt, als daß er die Annahme seines Vorschlags nur einen Augenblick hätte bezweifeln sollen. Die Aufführung dieß indessen immer gewagt, er durfte sie nicht, ohne ihre besondere Einwilligung, in die Hörens gesprochen haben. Surcouf sah ein, daß es ihm leicht werden würde, unter dieser gefahrlosen Maske seiner Kreuzers sich bald eines reichen Schiffes zu bemächtigen; er beeilte das Verdeck desselben mit neunzehn von seinen Leuten, entschloffen, allen drohenden Gefahren die Stirn zu bieten.

Er war von der Klugheit seiner Leute zu sehr überzeugt, als daß er die Annahme seines Vorschlags nur einen Augenblick hätte bezweifeln sollen. Die Aufführung dieß indessen immer gewagt, er durfte sie nicht, ohne ihre besondere Einwilligung, in die Hörens gesprochen haben. Surcouf sah ein, daß es ihm leicht werden würde, unter dieser gefahrlosen Maske seiner Kreuzers sich bald eines reichen Schiffes zu bemächtigen; er beeilte das Verdeck desselben mit neunzehn von seinen Leuten, entschloffen, allen drohenden Gefahren die Stirn zu bieten.

Er war von der Klugheit seiner Leute zu sehr überzeugt, als daß er die Annahme seines Vorschlags nur einen Augenblick hätte bezweifeln sollen. Die Aufführung dieß indessen immer gewagt, er durfte sie nicht, ohne ihre besondere Einwilligung, in die Hörens gesprochen haben. Surcouf sah ein, daß es ihm leicht werden würde, unter dieser gefahrlosen Maske seiner Kreuzers sich bald eines reichen Schiffes zu bemächtigen; er beeilte das Verdeck desselben mit neunzehn von seinen Leuten, entschloffen, allen drohenden Gefahren die Stirn zu bieten.

Er war von der Klugheit seiner Leute zu sehr überzeugt, als daß er die Annahme seines Vorschlags nur einen Augenblick hätte bezweifeln sollen. Die Aufführung dieß indessen immer gewagt, er durfte sie nicht, ohne ihre besondere Einwilligung, in die Hörens gesprochen haben. Surcouf sah ein, daß es ihm leicht werden würde, unter dieser gefahrlosen Maske seiner Kreuzers sich bald eines reichen Schiffes zu bemächtigen; er beeilte das Verdeck desselben mit neunzehn von seinen Leuten, entschloffen, allen drohenden Gefahren die Stirn zu bieten.

Er war von der Klugheit seiner Leute zu sehr überzeugt, als daß er die Annahme seines Vorschlags nur einen Augenblick hätte bezweifeln sollen. Die Aufführung dieß indessen immer gewagt, er durfte sie nicht, ohne ihre besondere Einwilligung, in die Hörens gesprochen haben. Surcouf sah ein, daß es ihm leicht werden würde, unter dieser gefahrlosen Maske seiner Kreuzers sich bald eines reichen Schiffes zu bemächtigen; er beeilte das Verdeck desselben mit neunzehn von seinen Leuten, entschloffen, allen drohenden Gefahren die Stirn zu bieten.

Er war von der Klugheit seiner Leute zu sehr überzeugt, als daß er die Annahme seines Vorschlags nur einen Augenblick hätte bezweifeln sollen. Die Aufführung dieß indessen immer gewagt, er durfte sie nicht, ohne ihre besondere Einwilligung, in die Hörens gesprochen haben. Surcouf sah ein, daß es ihm leicht werden würde, unter dieser gefahrlosen Maske seiner Kreuzers sich bald eines reichen Schiffes zu bemächtigen; er beeilte das Verdeck desselben mit neunzehn von seinen Leuten, entschloffen, allen drohenden Gefahren die Stirn zu bieten.

Digitized by Google

hielt, zog er ein Signal auf, um anzuzeigen, daß ihm bereits ein anderes Lootsenboot zuvorgekommen sey. Surcouf brachte das Signal nicht, sondern fuhr fort, auf den Dreimaster abzuhalten. Der Schooner war nur noch wenige Klafter von dem großen Schiffe entfernt und näherte sich noch immer. Unfernt ist das Geschrei „Auf! Auf!“ welches vom Verdeck des Ostindienfahrers erschallt; die Fahrzeuge stoßen zusammen, und in diesem Augenblick verlassen die Matrosen des Schooners allzugleich ihren Verdeck, sie schwingen sich auf das feindliche Schiff, die gespannte Pistole in der Hand, den Dolch zwischen den Zähnen. — Es gilt zu siegen oder zu sterben! — Als Surcouf sich auf das Verdeck des Ostindienfahrers schwang, schlenderte er den schwachen Schooner mit kräftigem Fußtritt fort. Vorwärts! der Sieg ist den Tapferen günstig!

Die Englischen Matrosen, welche eben damit beschäftigt sind, das Verdeck zu schmeren, haben keine andere Waffen als ihre Besen und Schrubber zur Hand. Indem ein Theil der Räuber die Schiffsleuten besetzt, welche unter das Deck stürzen, greifen die Uebrigen die Leute auf dem Verdecke an, denen jeder Gegenwehr sogleich den Tod bringt. Der gebörne Raum ist fast ohne Gegenwehr genommen worden, nur das Vordertheil des Schiffes wird hartnäckig vertheidigt, und die Mannschaft weicht erst dann, als sie von den Französischen Korsaren mit Granaten beschossen wird. Die ganze Besatzung willigt darein, sich zu ergeben; die wenigen Offizier, — denen jedoch ihre Degen gelassen stellen als erste Bedingung fest, daß ihnen alle Waffen ausgeliefert werden. Surcouf bot ihnen darauf ein Cartel an. Sein Schooner trieb ungefähr einen Flintenschuß weit unterhalb des Windes; er erlaubte ihnen, sich dahin zu begeben, und ließ einen nach Anderen in die See springen. Als er zu bemerken glaubte, daß die Engländer, welche in den Schooner erwartet hatten, sämmtliche Besatzung ertrinken drohte er, sie in den Grund zu segeln. Dies Mandver drewog sie, ihren Plan zu ändern. Surcouf begab sich darauf mit seinen vier Prisen nach Isle de France, wo er die Bewunderung der Einwohner und die Ehrkannen der Behörden zu ewarten hatte. Nach dem Vorschlage des Directoriums mußte die gethgedachte Gewalt ihm die gemachten Prisen als Nationalbelohnung zuerkennen. Es galt aber vorher, einen Zeller in der Form auszugleichen; denn er hatte Prisen genommen, ohne eine sogenannte Lettre de Course*) zu haben. Dies wurde bewerkstelligt. Der Verkauf der Prisen trug eine Summe von 1,700,000 Franken aus.

Surcouf hatte die Bestätigung dieser Schwierigkeiten nicht ab; er breitte sich, eine Landvilla zu verkaufen, die er mit so vielem Glanze begonnen hatte und die ihm mit jeder Hoffnung auf Glück zu schmeicheln schien. Die That, welche er verrichtet hatte, hatte seinen Namen auf der Insel in großen Ruf gebracht. Einer der schönsten Kreuzer, die jemals das Meer durchfurchten, ward unter sein Kommando gestellt. Es war ein leichtes Fahrzeug, dessen Stärke und Weite es zur Fortragung von Strapatzen geschickt machten; es war einer jener verwegenen Segler, dessen rascher, ungebundener Gang und dessen überaus leichte Evolutionen Alles in Bewunderung setzten. Eine Besatzung von Matrosen, abgehärtet und in Gefahren bewährt, ward unter seine Befehle gestellt.

Er hatte erst seit einigen Tagen Isle de France verlassen, als er an einem heiteren, aber heißen Vormittag drei Segler erblickte; er befand sich zur Zeit südlich von der kleinen Insel Rodrezin.

Augenblicklich ward der Befehl ertheilt, auf die drei Schiffe abzuhalten, um ihre Ztagge und ihre Stärke zu erproben. Surcouf, der sie sowohl an ihrer Takelage, als auch an dem Schritte ihrer Segel als Compagnie-Schiffe erkannt hatte, äußerte verlautbarend auf sie zu, oder als diese Fahrzeuge, anstatt sich zu ersterben und die Flucht zu ergreifen, ihn kühn erwarteten, leuchtete ihm die Ungleichheit des Kampfes nur zu bald ein. Unterdessen war die Beute lockend. Im Kampfe gegen alle drei mußte er unterliegen, einzeln hatte er sie jedenfalls überwinden; es galt also, sie von einander zu trennen, — sie vereinzeln, hieß sie besiegen. — Das war es, was er deabsichtigte und mit Glück voll führte.

Nachdem er die Englischen Schiffe in steifer Haltung umkreuzt hatte, bedeckte er sich mit Segeln, als ob er sich ihrer Verfolgung durch die Flucht entziehen wollte. Was er vorhergesehen hatte, geschah. Die drei Schiffe benutzten die leichte Brise, welche so eben aufkam, und begannen die Verfolgung. Der Korsar that Alles, um ihrer Eigenliebe zu schmeicheln und sie in sein Kielwasser zu locken, bis er sah, daß die drei Schiffe weit genug von einander entfernt waren. Nun verkleinert er seine Segel, unterwindet legt er durch den Wind und hält auf das nächste Schiff ab; dies kann die Entevung nicht vermeiden, es muß den Angriff des Korsaren stehen. Surcouf, von sanfter Gemüthsart und einem höchst vortrefflichen Herzen, wobei alles Grausamkeiten, die seine Leute begehen wollen; indessen bedeutete es eines schlagenden Beispiels der Strenge, um diesen halbwilden Piraten zu imponiren.

Surcouf bot Alles auf, um den Blutbade Einhalt zu thun, als ein Kabrt von vornehmem Ansehen, von einem Malaben verfolgt, herbeieilte und sich hinter ihm verflechte. Der wüthende Lascar wollte von seinem Schlachtopfer nicht lassen, das Surcouf mit aller seiner Kraft und Autorität in Schutz nahm. Nach einem Kampf von wenigen Augenblicken ward der Engländer in seinen Armen ermüdet. Surcouf, bleich vor Zorn, läßt den Leichnam fallen, und zu einem Pistol greifend, streckt er den Mörder neben sein Schlachtopfer hin.

Nach diesem Standrecht läßt er zwei wenige Leute auf dem Schiff zurück, begiebt sich mit dem Rest seiner Besatzung auf den Kaper und feuert auf den zweiten Ostindienfahrer zu, dem er sich bis auf Flintenschußweite nähert. Die Vertheidigung dieses Gegners ist langwierig und hartnäckig, indessen verhindern die zwischenden Soldaten, welche als Passagiere am Bord sind, nicht, daß es endlich genommen wird. Das dritte Fahrzeug, erschreckt über diesen zweiten Sieg, gönnt dem Franzosen nicht die Ehre eines dreifachen Triumphes; es legt durch den Wind und ergreift die Flucht.

Surcouf brachte nun auch diese zweite Beute nach Isle de Feamce, wo er sich ankaufte und später als der reichste Pflanzer dieser Insel starb.

(Journ. de la Marine.)

Bibliographie.

Souvenirs d'Espagne. — Von Henri Cornille. 2 Bde. 15 Fr.
Souvenirs d'Orient. — Von Henri Cornille. 7½ Fr.
Vie de Newton, par M. Brewster, traduite de l'anglaise par Peyrat. — 2 Fr.
Voyage en Norvège et en Suède. — Von Henri Twining. 10 Fr.

Mannigfaltiges.

— Gelehrte Schulbildung in England. Die drei berühmtesten gelehrten Schulen Englands sind bekanntlich in Eton, Winchester und Westminster. Nach denselben Plane, wie diese Schulen, die wie akademische Gymnasien genannt werden können, werden auch die St. Pauls-Schule, die Merchant-Tailors-Schule, das Charter-House, Rugby und noch manche andere mehr oder minder bekannte Unterrichts-Anstalten geleitet. Hier ist es, wo die Engländer den Grund zu ihrer parlamentarischen Beredsamkeit legen, indem hier das Studium der Alten, vorzugsweise das der Griechischen vor dem Römischen Autoren, mit besonderer Vorliebe getrieben wird. Natürlich ist denn auch der Stolz, den diese Schulen auf ihre Einrichtung hegen, sehr groß und namentlich lehnen sie mit vornehmer Berachtung jede Hinweisung auf ausländische Muster ab, wie sie sich z. B. in des Französischen Professors Cousin Bericht über das Schulwesen in Preußen befindet. Dieser letzte Umstand hat nun die Engländer sehr verdrossen, mit einiger Bitterkeit gegen den Stolz der Französischen Schulen zu Felde zu ziehen. Allerdings, meint das genannte leitische Blatt, seyen dort manche berühmte Männer, besonders in den zuerst genannten drei Schulen, gebildet worden; dies sey jedoch ein ganz zufälliges Verdienst derselben. Eben so gut könnte man auch die vielen berühmten Männer zählen, die einmal über die drei lehrsüchtigen Kandaver Welchen gegangen, und dies beweisen als Beobachtungen anrechnen wollen. Denn abgesehen davon, daß die Zahl der Strohköpfe, welche ebenfalls aus jenen Schulen hervorgegangen, Legion heiße, sey es in der That auffallend, daß gerade die größten Geister Englands niemals eine gelehrte Schule dieser Art besucht hätten. Die Leinburgh-Review giebt nun ein langes Verzeichniß von Celebritäten der Wissenschaft soweit, als der Literatur, welche ihren Bildung keine einzige gelehrte Schule auch nur einen entfernten Antheil gehabt. Wir bemerken darunter folgende Namen. Dichter: Shakespeare, Butler, Pope, Spenser, Swift, Thomsen, Oliver Goldsmith, Sam. Johnson, Beaumont und Fletcher, Ben Jonsen, Burns u. s. w. Gelehrte: Sir Isaac Newton, Hamstead, Saunderson, Simpson, Napier, Bentley, Dr. Lardner u. s. w.; Geschichtschreiber: Clarendon, Hume, Robertsen; Aerzte und Naturforscher: Jenner, Brown, Harvey, Dr. Priestley, Davy u. s. w.; Philosophen: Lord Baron, Shaftesbury, Hobbes, Hume, Dugald Steward u. s. w.; Künstler: Inigo Jones, Reynolds, Garrick u. s. w.; Feldherren: Marlborough, General Wolfe, Lord Clive u. s. w.; Staatsmänner: Lord Burleigh, Cromwell, Hampden, Sir Walter Raleigh, Sir Will. Temple, Burke, Pitt ꝛc. ꝛc. In der That ein ganzes Reich von Geistern und Geister-Fürsten!

— Ein Bild von Neu-Braunschweig. Der Capitain Young, welcher fünf Jahre lang in diesem Theile des Britischen Nordamerika verweilt hat, giebt folgende Beschreibung davon: „Zwanzig ganz Neu-Braunschweig besteht aus Felsengruppen, zwischen denen verschiedene Arten Adelholz und Beeren tragender Stauden hervorwachsen. Ein großer Fluß, der St. John, durchströmt diese Provinz in ihrer ganzen Länge bis zu seiner Mündung. Etwa in der Hälfte seines Laufes nimmt er eine Menge kleiner Flüßchen auf, an deren Ufern das Erdreich sehr fruchtbar und fast von Felsen frei, so daß manche Strecken, Strichen und anderes Landbolz; hier drängen sich die schönsten natürlichen Wiesen aus. Mein Auge hat nirgends herrlicher Landschaften gesehen: überall erblickt man Wasserfälle von mannichfacher Mannigfaltigkeit; die Gewässer sind sehr fischreich; die Wasservögel stolzieren truppweise umher, und Tausende wilder Tauben mit wunderbar weißfeinem Fardenspiel schmücken mit ihrem Gefieder prächtigen Baumen, die gleich kunstgefügten Arkaden über den Flußbuchten sich wölben. Ein Spaziergang führte mich eines Tages auf eine herrliche Prairie, die unweit Fredericken an einer Flußbucht sich hinzieht. Mehr als zweihundert Morgen Wiesengrund waren hier und wieder mit Gruppen von Stauden bewachsen, welche die Kunst selber nicht malerischer hätte verbinden können. Das Wasser stürzte in schäumenden Kaskaden herab, um die manchen Bewohnern gern einige Pachzinse und gute Weideplätze hingegeben hätte. Am Fuße der Kaskaden im Flusse und in der Bucht spielten die schönsten Lachse. Die Natur muß bei vorzüglich guter Laune gewesen seyn, als sie diese herrliche Landschaft ins Dasein rief. Aber auch der Mensch hatte hier schon Etwas geleistet. Ein geräumiges und massives Wohnhaus (log-house) erhob sich neben einem Felde von Mais: die Pflanzungen, die Ställe, die Kühe — Alles, womit ein fleißiger und glücklicher Pachter sich umgiebt, wie ein König mit seinem Hofstaate — Alles empfing mich bei meiner Ankunft und freilich will wieder weinen Willen Jahre lang an diesen glückseligen Wohnsitz.“

*) Lettre de Course ist ein Kaperbrief, d. h. Erlaubniß-Schein, welche sich Handelsschiffe von den Regierungen verleihen, um gegen die, ihrer Nation feindlichen Kauffahrer zu kreuzen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Mittwoch den 15. Juni 1836.

England.

Captain Back's Reise nach den Polar-Ländern.

Von allen neueren Entdeckungs-Reisen hat keine die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Grade in Anspruch genommen, als die Expedition, deren Resultate in dem jetzt erscheinenden interessanten Werke des Cap. Back mitgetheilt sind.*) Der Zweck der Unternehmung war ein doppelter: erstens sollte der damals beinahe schon aufgegebene Cap. Roß mit seinen Gefährten aufgesucht werden; zweitens aber beabsichtigte man, die Küste zwischen dem Kap Turnagain und der Straße, welche die „Furer" und der „Hekla" auf den früheren Expeditionen des Cap. Roß passirt hatten, näher zu untersuchen. Als Reiseroute ward der den Nord-Westfahrern bekannte Weg nach dem Sklavensee bestimmt; von hier aus wollte man sich nordostwärts wenden, um den Thlew-ee-choh-dessch oder den Großen Fisch-Fluß zu erreichen, an dessen Ufern man den ersten Winter zuzubringen gedachte; die weiteren Fahrten wurden der Leitung der Umstände und der Vorsehung selbst überlassen.

Es war an einem Sonntage, den 17. Februar 1833, als Capitain Back in Begleitung des Naturforschers und Wundarztes King und noch dreier anderen Männer, von denen zwei schon unter Sir John Franklin gedient hatten, von Liverpool abzegelte. Nach einer Fahrt von dreißig Tagen kamen sie zu New-York an, und am 9. April erreichten sie Montreal. Am 26ten segelten sie den Ottawa hinauf, gelangten durch einen Nebenstrom in den See Nipissing, fuhren dann den Fluß St. Francois entlang nach dem Huron-See und kamen am 11. Mai am Sault St. Marie an. Am 20sten desselben Monats erreichten sie das Fort William, wo sie ihre größeren Kanoes mit kleineren vertauschten, die für die inneren Flüsse besser geeignet schienen. Am 6. Juni, nachdem sie den Regen-See durchfreuzt, gelangten sie an das Fort Alexander am Winnipeg-See. Nachdem sie hier von den Beamten der Hudsons-Bai-Compagnie thunreichende Unterstützung erhalten, gingen sie am 11ten wieder ab und kamen nach Norway House am Jack River. Hier fanden sie einige Schwierigkeit in der Ergänzung ihrer freiwilligen Mannschaft, indem die Leute dieselben Grenchtsame und Vortheile für sich in Anspruch nahmen, die denen bewilligt worden, welche an den früheren, reichlicher dotirten Expeditionen Theil genommen hatten. Am 28. Juni war indeß Alles in Ordnung gebracht, so daß man von Norway House abgehen konnte.

„Der 28. Juni", sagt Cap. Back, „war für mich ein glücklicher Tag; als das Kanoe vom Ufer abstieß, da schwoll mir das Herz vor Freude und Hoffnung. Ich sah mich nunmehr in eine Lage versetzt, in der ich allen den Erwartungen entsprechen konnte, die meine Freunde von mir hegten. Die vielen Schwierigkeiten, die sich meiner Unternehmung in den Weg gestellt, waren bereits überwunden, und ich hatte die Aussicht vor mir, die Mission zu erfüllen, die mir anvertraut worden; der Gedanke an das würdige Ziel, das ich mir gesteckt, entzückte mich in einem mehr als gewöhnlichen Grade."

Bei den Untersuchungen über die Lage und die Fahrbarkeit des Thlew-ee-choh kamen unserem Capitain Back die Berichte des Herrn Charles, eines Beamten in dem Athabasca-Distrikt, sehr zu statten, dem er gleich auf der ersten Tagereise begegnet war und der ihm Alles mittheilte, was er von einem Indianischen Häuptling, dem sogenannten „Großen langen Manne", vernommen. Der Letztere empfahl unseren Reisenden, den Thulew, einen Fluß zu untersuchen, dessen Mündung dicht an dem des Thlew-ee-choh lag und dessen Beschiffung weniger gefährlich war. Der Häuptling hatte zugleich den Wunsch zu erkennen gegeben, sich selber an die Partie anschließen zu dürfen.

Von dem darauf folgenden Morgen an wird sich ein leichter Wind, der bald zum Sturme anwuchs, „flüchtig ist", fährt Cap. Back fort, für den Seemann langweiliger, als ein Sturmwind in süßem Gewässer. Denn auf dem weiten Ocean ist man auf dergleichen wohl gefaßt, indem man sich gleich von Anfang an der unumschränkten Gewalt der Elemente preisgiebt; aber in einem sonst unbedeutenden Binnenwasser aufgehalten zu werden, während man die Bäget auf den Lande in freier Luft umherschwärmen sieht, das ist eine Qual, die der arme Seemann nicht leicht zu überwinden vermag; wenigstens hatte ich das Verdrießliche dieser Lage tief empfunden, und um meinen Aerger zu vertreiben, legte ich ein Paar aus Seehundsleder verfertigte Eskimo-Stiefeln an, nahm meine Flinte über den Arm und machte eine Tour durch einen Sumpf, der überall mit Gestrüpp, Weiden und gefällten Baumstämmen so dicht überstellt war, daß man, wenn man einmal hineingerathen war, sich nur mit großer Mühe wieder herauswinden konnte. Auf mich hatte die körperliche Anstrengung einen vortheilhaften Einfluß, indem mein Geist dadurch wieder frisch aufgelebt und in anderen Beschäftigungen fähig gemacht wurde. Ich kehrte nach dem Zelte zurück, wo ich mit der besten Gemächlichkeit eines „voyageur" ausruhte und mich damit ergötzte, daß ich die in chaotischer Verwirrung um mich her gelagerten Dinge überschaute. Zu meinen Füßen lag ein zusammengerolltes Bündel in einem Wachstuche, worin sich drei Decken befanden, die ein Bett repräsentirten; neben demselben befand sich ein Sitzel gedörrtes Büffelfleisch, in dem noch die langen schwarzen Haare steckten, die durch keine Kunst zurückzubalten sind, sich zwischen die Zähne einzuschwärzen, sobald Kau das zähe, harte Fleisch zu kauen beginnt. Jedem erblickte man einen ziemlich zahlreichen Vorrath über ein Stück rothes Segeltuch ausgebreitet, worauf eine Theekanne, etwas Biscuit und ein Salzfäschchen standen; in der Nähe befand sich ein zinnerner Teller, und in einer Art quadratförmiger Büchse von demselben Metalle ein blasser schmieriger Schinken, ein Produkt der Kolonie am Rothen Flusse, und endlich das berühmte Pemmikan, unstreitig das beste Nahrungsmittel des Landes für Expeditionen, wie die unsrige. Hinter mir standen zwei Schachteln mit astronomischen Instrumenten, und ein Sextant lag noch auf dem Boden, während man in den verschiedenen Winkeln des Zeltes einen Waschapparat, eine Flinte, eine Indische Jagdtasche, Stöcke und Becken und einen mit Beuten bestarren lackirten Koffer sah, dessen melancholisches Aussehen mir einen stillen Vorwurf für so manchen Streich zu machen schien, den er an den Felsen zwischen Montreal und dem Winnipeg-See davongetragen. Meine Mannschaft war indeß nicht minder bunt-scheckig zusammengesetzt, als das Möbel in meinem Zelte. Dieselbe bestand nämlich aus einem Engländer, einem Manne aus Sternaway, zwei Kanadiern, zwei Metifs und drei Indianern. Die Kodotonische Sprachverwirrung konnte in der That kaum größer sein, als die hier in meiner Umgebung."

Am 1. Juli ward das Wetter unseren Reisenden wieder günstig, und am 6ten desselben Monats erreichten sie den Fichten-Insel-See. Von hier fuhr King mit zwei Böten ab; der Capitain folgte ihm am 7ten und Tolle ihn am Sturgeon oder an dem Beschfisch-Flusse (so wird nämlich der Fluß wegen seiner ununterbrochenen reißenden Strömungen genannt) ein. Am 17ten langten sie an der Kreuz-Insel an, wo einige Anordnungen für die Weiterreise getroffen und Pemmikan, Hunde u. s. w. eingenommen wurden. Hierauf kamen sie in den Bäsfisch-See, welcher billig einen eben so bösen Namen als der vorerwähnte Strom verdient hätte.

„Es ist Wenigen gelungen", erzählt Back, „diesen gefährlichen See zu durchkreuzen, ohne von einem schrecklichen Sturme überfallen zu werden. Ich war schon früher auf ein solches Ungewitter gefaßt gewesen, als ich aber die rauschende wahre glatte Oberfläche des Gewässers vor mir sah, da ich schon an, mir einzubilden, daß wir vielleicht von dem gewöhnlichen Komplimente des tückischen Elementes verschont werden dürften. Unsere Mannschaft ruderte kräftig und sang, während das gesenkte Geschrei einer leicht verwundeten Rohrdommel, die auf dem Boden des Kanoes lag, ihr gleichsam zur Begleitung diente. Aber als wir die Mitte des See's erreicht hatten, erhob sich plötzlich ein frischer Wind aus der wohlbekannten Gegend des Bäsfisch-Gebirges. Wir durften unserer Mannschaft kaum mehr die gewöhnliche Rast von einigen Minuten gönnen, die ihnen sonst zur Erholung bestimmt waren, sondern sie mußten in Einem fort rudern und trugen, indem sie nur zuweilen einen ängstlichen Blick auf die blauen Gipfel des Gebirges warfen, unsere leichte Barke wie auf Wogesflügeln über ihren Wellen fort. Endlich zog sich eine schwarze Wolke hinter dem Gebirge hervor und begann gegen den Zenith sich auszubreiten; einige Windstöße folgten, um in weniger als in einer halben Stunde befunden wir uns in der Mitte eines Gewitterthurmes, der eine Fluth aufrief, welcher wir nur dadurch entgehen konnten, daß wir ein Stück Segeltuch hißten und durch die Brandung an das nächste, dem Winde gegenüber gelegene Ufer land antiefen."

Am 21sten bemerkt der Capitain: „Nachdem wir mit häufigen Unterbrechungen durch die dichten Wälder uns gearbeitet hatten, kamen wir plötzlich an einer Stelle an, von der aus wir die malerische herrliche Aussicht von la Roche genossen. Tausend Fuß unterhalb lag die Waldlandschaft vor uns ausgebreitet, die sich in der wilden Ueppigkeit ihres Sommergewandes auf schwindelerregende (Engl.) Meilen weit ausdehnte. Selbst der Mißerfolg von unserer Partie schien, als er in dem Dunkel des Waldes in die zaubervolle Scene verwertet, auf einmal seine Mißgestalt ganz zu vergessen und hielt unwillkürlich einen Augenblick ein, um ein so außerordentliches, prachtvolles Schauspiel anzustaunen.

*) Narrative of the Arctic Land Expedition to the Mouth of the Great Fish River in the Years 1833, 1834 and 1835. — London, 1836.

Digitized by Google

..... Es ist etwas Furchterregendes, in einer solchen Einöde ganz allein zu seyn. Ich hatte mich von meinen Gefährten entfernt und war dem Anschein nach das einzige lebende Wesen in der Wildniß um mich her. Fast unwillkürlich lud ich meine Flinte zum zweiten Mal, schritt dann vorsichtig längs dem engen Rücken des Abhanges hin und schlich mich stillschweigend in das Thal hinab, gleich als wenn ich besorgt gewesen wäre, den Schutzengel des Oertes aus seiner Ruhe zu rufen. Es machte mir hier besonderes Vergnügen, von Zeit zu Zeit die hohen Fichtenbäume meiner Bekanntschaft zu verneinen, wie sie sich, Dutzendweise, hoch über meinen Kopf erhoben hielt; als endlich das weiße Zelt aufgeschlagen wurde und der kräuselnde Rauch durch das dichte Gezweig des Waldes aufstieg, da schien es, als wenn der Zauber der Wüste sich plötzlich gelöst hätte, und als wenn die ganze Landschaft auf einmal frisch ins Leben gerufen und belebt worden wäre."

Am „Fichten-Hafen" traf unsere Reise-Oberschiffahrt mit den Herrn M'Leod und Stuart zusammen, welche denen der Ersteren der Expedition umgehend nützlich sich machte. Am 29. Juli erreichten sie das Fort Chippewyan, das sie am 1. August wieder verließen. Am 4ten trafen sie am Salz-Flusse auf einen Indianerstamm von einem höchst sonderbaren Aussehen. „Der Gesammteindruck, den dieses Volk, wie sie sich selbst mit gewisser Eitelkeit nannten, auf mich hervorbrachte, war in höchstem Grade grotesk. Besonders zog ein Kanoe meine Aufmerksamkeit auf sich; dasselbe war selbst für ein Kanoe zu klein, und wer mit der Geschmeidigkeit des Indianers nicht bekannt ist, der würde nicht begreifen, wie es möglich sey, daß acht Männer, Frauen und Kinder mit ihren Beinen und Leibern auf einem Raum Platz finden konnten, der kaum drei Fuß breit gefaßt hätte. Gleich den Karaiben-Häuptlingen, die hier zusammengepackt, bald nackt wie sie waren, ihr Haar in langen Zöpfen geflochten, schmutzig über alle Beschreibung und Alle zu gleicher Zeit laut ausschreiend. Endlich, um das Gemälde voll zu machen, bis deten ihre Hunde, die kaum eine Stufe unter ihnen sich befanden, eine Art von Leibwache auf beiden Seiten des Flusses, und so wie das Kanoe mit der Strömung fortging, begannen sie, ihre durch ihren schrillenden Gebelle in das schrecklichste Geheul der Wilden einzustimmen."

Herr M'Leod versuchte es, sich von diesen Indianern einige Mittheilungen über den Thlew-ee-choh zu verschaffen; sie empfahlen, in gleicher Weise wie der vorerwähnte „Große junge Mann", unserer Partie, den Nachbar jenes Flusses, den Tudon, zuerst zu untersuchen.

Am 9. August erreichte Captain Back das Fort Resolution am Großen Sklaven-See. Kurz darauf gelang es ihm, den vielbesprochenen Fluß zu untersuchen, an den die Eingebornen stets mit einer gewissen abergläubischen Furcht zu denken schienen. An dem Eha-bitta, einem Nebenflusse des Salz-Stromes, begegneten unsere Reisenden einer Gruppe Indianischer Jäger.

„Der bedeutendste Jäger", erzählt Captain Back, „ist sich auf ihre Geschicklichkeit nicht wenig einbildeten, lagen der Länge nach im Gras hingestreckt und pfiffen sich ein Lieblingsliedchen, während die Frauen die Felle ausschnitten, über welchen mehrere klein geschnittene Stücke Fleisch hingen. Einige Frauen suchten die gefäßigen Hunde durch Geschrei von dem Braten zurückzuhalten; andere liefen ihre Kinnaus noch lauter ertönen, um das gellende Geschrei ihrer Kinder damit zu beschwichtigen, die, in ihren Wickeln eingepreßt, von dem Feuerqualm fast erstickt wurden; endlich, um das Bild voll zu machen, sah man hier noch acht oder zehn Knaben mit ihren kupferfarbenen nackten Körpern um einige weiße Kanoes munter hin und her springen oder unter denselben ..... Eine dichte Rauchwolke umhüllte mich, indem ich die Gruppe zu beobachten, die aus La Prise und seinen Gefährten bestand. Derselbe hatte es unternommen, mein kleineres Kanoe nach dem anderen Ende des Sees zu bringen; aber da er fand, daß kaum zwei Personen im Stande waren, dasselbe vom Wasser fern zu erhalten, so legte er weislich an jede Küste an, um das Fahrzeug auszuleeren. Hierauf warfen sich jedes Mahl Mann von Mann und Weib zu Weib in Hinsicht und ruderten mit solcher Geschicklichkeit davon, daß wir Mühe hatten, gleichen Schritt mit ihnen zu halten. Als wir uns von den Indianern trennten, erbielten wir von ihnen frisches Fleisch zum Geschenk. Einer derselben hatte, um uns seinen Respekt zu bezeugen, einen Oberrock angelegt, den er am Fort eingekauft; denn auch bei den Indianern ist es Sitte, daß man bei Leuten, denen man seine besondere Hochachtung an den Tag legen will, im vollen Staate erscheint."

Am 18. August kamen unsere Reisenden am Reiß-Flusse an, dessen Felsen und Strudel mehr materisch als angenehm erschienen.

„Am 20. August stel das Thermometer auf 36° F. und um vier Uhr des Morgens, sobald als wir die Felsenriffen und die Klippen unterschritten konnten, die hinlerem Wege entgegenstanden, ruderten wir schleunigst davon, bis wir uns endlich durch eine Reihe von Strudeln aufgehalten sahen, so daß wir den größten Theil des Morgens damit hindringen mußten, das Kanoe zu erleichtern und es mit einer Leine empor zu ziehen; endlich nöthigte uns ein Wasserfall von zwanzig Fuß, Beides, das Kanoe und das Gepäck, über Land zu tragen. Nachdem dies geschehen war, zeigten sich bald andere Strudel, die endlich das Kanoe durch die vielen Stöße so ernstlich angegriffen wurde, daß wir nach der Küste eilen mußten, um nicht am Ende gar zu sinken .... Kaum war das Kanoe ausgebessert, als wir uns durch einen unangenehm engen Kanal von tiefem Wasser in neue Schwierigkeiten verwickelt sahen, da dasselbe mit schroffen eckigen Felsen dicht besetzt war, die zuweilen so dicht an einander standen, daß sie kaum einen Durchgang zuließen. Der Strom bildete hier einen bedeutenden Wasserfall und rauschte mit einer solchen Gewalt zwischen den Felsen oder über dieselben hinweg, daß es der Mannschaft schwer wurde, sich auf den Beinen zu erhalten. Aber ehe sie noch diese Schwierigkeiten mit der größten Behutsamkeit überwanden, nahmen schon wiederum drei bedeutende Wasserfälle, die sich in ungeheuren Stufen bis zu einer Tiefe von fünfundvierzig Fuß hinabstürzten, ihre Thätigkeit in Anspruch. Es mußte noch einmal, zum großen Mißvergnügen der ganzen Mannschaft, Alles, was auf dem Kanoe war, ausgeladen und fortgetragen werden. Endlich folgten noch ein bis zwei Strudel und ein enger Wasserfall von zwanzig Fuß, bevor man den unterwindlichen, stürmischen Strom ganz hinaufsahren konnte. Aber die wilde Szenerie dieses Gewässers bot einen romantisch herrlichen Anblick dar. Die hohen thurmähnlichen über den Strudeln hervorragenden Felsspitzen, die, in tausenderlei Gestalten auslaufend, mit saftigen Moosen bedeckt oder von überhangenden Bäumen beschattet waren — dort die stürzbelle stille Wasserfläche und hier der wilde Schäumende Katarakt, alles dies bildet ein höchst merkwürdiges und interessantes Gemälde."

Am 29. August sah sich Capitain Back durch die Entdeckung des Suffer-Sees, der Quelle des Athlew-ee-choh für seine Mühen und Anstrengungen hinlänglich entschädigt; Einige von der Expedition, die bereits an einer anderen Stelle an den Fluß gelangt waren, beschrieben denselben als sehr fahrbar für Böte. An dem folgenden Tage setzten unsere Reisenden ihren Weg fort, indem sahen sie bald vor sich, sowie sie in ununterbrochener Reihe auf einander folgenden Strudel, bei dem mißlichen Zustande ihres Kanoes und bei der vorgerückten Jahreszeit nicht wirt weiter vorzudringen im Stande seyn wüsten. In den ersten Tagen des Septembers erreichten sie das östliche Ende des Sees, wo sie ihre Winterquartiere einzurichten begannen. Der Anblick eines Daches, wenn auch nur einer zerfallenen Hütte, gewährte unseren Reisenden eine außerordentliche Freude, besonders da sie so müde und auch von den Insekten so zerstochen waren, daß ihnen das Blut von den Gesichtern rann, gleich als ob ihnen Zoll angereist worden wären.... Wie waren zufällig in einer Reihe neben einander aufgestellt und mußten mit unseren geschwollenen Gesichtern, mit unseren Augenlidern, Flinten und Zeltspähen auf den Schultern einen seltsam wilden Anblick gewähren, ungefähr wie unsere Kindergruppen auf der Bühne.

Kaum waren unsere Reisenden in ihre Winterquartiere eingezogen, als sie von einer brumstreisenden Indianer-Horde besucht wurden, die vor Hunger und Elend fast umgekommen war. „An einem der nächsten Morgen sahen unserer Gesellschaft, erzählt Back, wie die Thüre so rar wurden, daß die Eingebornen sich nicht mehr von denselben zu ernähren im Stande sind, nahmen die Indianer ihre Zuflucht zu der Großmuth des Englischen Beamten und verlangten von ihm etwas Pulver aus seinen Vorräthen, um sich zu neuen Anstrengungen zu der Jagd zu kräftigen. Allein man schlug es ihnen ab, und sie mußten unverrichteter Sache wieder nach ihren Winterquartieren zurückkehren. Nur von Zeit zu Zeit gelang es ihnen, ein Moosthier zu erlangen, sonst mußten sie mitt fasten, und die Unbarmherzigkeit der Weißen erregte bei ihnen eine so heftige Erbitterung, daß sie bald auf Rache zu sinnen begannen. Es bot sich auch schnell eine Gelegenheit dazu dar; die Fakteurs hatte nämlich einen Dolmetsch zu ihnen abgeschickt, um zu sehen, was sie verabnen. Dieser siefen Ihnen Gelegenheit, die besonders gute Art seines Benehmens gegen sie äußerst aufgebracht. Auch hatte sich derselbe schon auf eine unverantwortliche Aufnahme ziemlich gefaßt gemacht. Da sie ihn indeß mit der gewohnten herzlichkeit empfingen, da sie ihm selbst die freundliche Spreise zum Genuß reichten und mit etwas getrockenem Fleische für die Reise versahen, so verwandelte sich sein Zittern in Muth, und bald alle Furcht und allen Argwohn schwinden. Die zwei Kanadier, die ihn begleiteten, waren weniger zurückgehalten, und erst eine Stunde später folgte er ihnen nach. Die Indianer lauerten ihm aber auf, bis er in das Dickicht gerathen war, wo sie auf einmal an einer für die Ausführung ihres Vorhabens geeignten Stelle hervorsprangen und zwei von den nichts Argen abwarten Weißenden umbrachten. Der Dritte war geflohen; sie verfolgten ihn unter fürchterlichem wilden Geschrei. Aber die Angst beflügelte des Kanadiers Schritte, und als er ihnen einmal aus dem Gesichte gekommen war, verbarg er sich ganz athemlos und erschöpft zwischen einigen Felsen. Die Indianer rannten vorüber, ohne ihn zu entdecken; als sie das Haus des Englischen Beamten erreicht hatten, drachen die wüthenden Barbaren in dessen Zimmer ein, und machten, ohne sich sonderlichen Vorwürfen wegen seines unbarmherzigen Benehmens, den Garaus. Nachdem sie so ihre Rache gestillt hatten, kehrten sie wieder in ihre Wälder zurück, ohne auch nur die geringste Plünderung zu verüben. Der Kanadier und noch ein Anderer, den sie, merkwürdig genug, ganz verschont hatten, eilten auf ihre nachbarlichen Posten, um Bericht von diesem traurigen Ereignisse abzustatten. Man sandte sogleich mehrere frische Mannschaft nach jener Station hin, und die Indianer, welche den Mord verübt hatten, wurden endlich von ihrem eigenen Volke niedergemacht — gewiß eine zwar traurige, aber heilsame Lehre für Beide, für die rothen Indianer sowohl als für die weißen Europäer."

Gegen die Mitte des Oktober war das Observatorium aufgerichtet, und meteorologische Beobachtungen wurden angestellt. An den letzten Tagen des Monats waren der Fluß und der Strand des Sees zugefroren; trotzdem aber blieb das Wetter so mild, daß die Rennthiere sich nur spärsam fetten ließen und das Elend der Indianer sich von Tage zu Tage steigerte.

„Unter Anderem hatten die Indianer sich eingeredet, daß die Instrumente des Observatoriums, die kein Anderer als Herr King und ich sehen durfte, die geheime Ursache alles ihres Unglücke wären. Zum Theil hatte diese sonderbare Einbildung ihren Grund in dem Umstande, daß zwei von unseren Leuten einmal bei unseren Beobachtungen aufsuchen und hier nichts als die einfältigen Worte „Mun!" „Bott!" u. s. w. vernahmen, worauf immer eine so gebrummisvolle Stille folgte, daß sie sich ängstlich einander ansahen und ihren Gefährten berichteten, daß ich damit umgänge, den Teufel zu beschwören."

Am 15. November nahmen unsere Reisenden Besitz von dem Fort Reliance, ohne jedoch auch nur einen Eingugsschmaus daselbst zu feiern. Die Strapatzen ihres Marsches ward durch die unerwartete Ankunft eines alten Bekannten, Akaische, unterbrochen, der etwas Fleisch zum Geschenk mitbrachte; auch fanden sich wiederum mehrere ausgehungerte Indianer ein, die im Ganzen gutmüthig und verträglich genug zu seyn schienen.

Digitized by Google

„Am 4. Februar stand das Thermometer 60° F. unter dem Gefrierpunkt; zu gleicher Zeit wehte ein starker Wind, so daß es vor Kälte fast nicht auszuhalten war. Ich ließ in einem kleinen Zimmer acht große Scheite trockenen Holzes verbrennen, aber trotzdem blieb es kalt, so daß mir die Dinte und die Farben gefroren. Ich machte einen Versuch, eine Skizze zu vollenden, indem ich meinen Arbeitsstuhl so nahe als möglich an das Feuer rückte, aber ich übergenate mich bald, daß alle meine Mühe vergeblich war. Die bösartigen Fieber=Miasmen sind dadurch entstanden, daß die von Tannenholz, syrangen in der Kälte. Auch unsere Hände liefen an und sprangen auf, so daß wir genöthigt waren, sie mit Fett zu beschmieren. Als ich mir einmal etwa drei Fuß vom Feuer entfernt das Gesicht wusch, erstarrte mir plötzlich das Haar von Eis, ehe ich noch Zeit hatte, dasselbe abzutrocknen. Die außerordentliche Kälte hatte jedes lebendige Wesen aus unserem Ringelicht verscheucht; wie waren bisher gewohnt gewesen, einige weiße Rebhühner um uns zu sehen; auch diese verschwanden nun. Eines Tages bemerkten wir einen einzelnen Raben, dessen Krächzen unsere Aufmerksamkeit auf sich leukte und der um das Haus herum flatterte; aber unmittelbar darauf nahm er seinen Flug westwärts. Nichts außer den Wasserwinden unterbrach die wehmüthige Stille dieser Oede, verlassenen Gegend.

Bei dem anhaltenden Nahrungsmangel hatten unsere Reisenden Gelegenheit genug, den düsteren und wilden Charakter ihrer Indianischen Führer kennen zu lernen. Nur der gute Klatsche bewährte sich als ein treuer und zuverlässiger Freund. Um die Mitte des Februar kam der Indianische Führer Wassilin an und brachte ein ermuthigendes Versprechen von vier Hirschen mit. Die Oekonomie des Capitain Back während der Zeit des Mangels war bewundernswürdig; er scheint Alles um sich her durch seine eigene Enthaltsamkeit und Thätigkeit begeistert zu haben. Gegen die Mitte März erfuhr er, daß der Dolmetsch der Eskimos, sein ehemaliger treuer Begleiter Augustus, von dem Fort Resolution aufgebrochen sey, um sich der Expedition anzuschließen — aber leider sollte er ihn nicht einholen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The life and time of William the Third. (Das Leben und die Zeit Wilhelm's III.) Von Arthur Trevor. 2 Bde.

Wood Leighton. — Erzählungen von Mary Howitt. 3 Bde.

The Mountain-Decameron. — Erzählungen von Joseph Downes. 3 Bde.

The Anglo-Polish harp. (Englische Polen=Lieder.) Von Jacob Jones.

Von der Englischen Bearbeitung der Lateinischen Grammatik von Zumpt ist die vierte Auflage erschienen.

Rußland.

Das Kosaken-Mährchen von dem tapferen Georg und dem Wolf.

(Schluß.)

Georg ward zornig auf den Wolf, daß er ihm keine Ruhe ließ: „Alle betragen sich wie ordentliche Leute, Du allein bist ein Satan; immer kommst Du uns mit Deinen Suppliken und fordernd gesetzliche Entscheidungen mit dem Messer an der Kehle schreist Du, — gieb, gieb! So sieh Dir doch das Kamel an, den Sperling, die Schwalbe, den Hasen: ruhig sammeln sie sich Brodkrumen und Seaobhämchen auf und werden satt und fallen nicht der Obrigkeit zur Last; aber Du, Bieffraß, möchtest Alles um Dich her verschlingen. Marsch, sage ich Dir, und dritte bescheiden und anständig und klaffe nicht wie ein Hund. Sieh Dich nur einmal selbst an, wie Du aussiehst . . . . . Geh' zum Rettenschen Schaaf= und Ziegenstall artig, daß man gut mit und Dir etwas zu beißen gebe, aber nicht lasse in Ruhe, oder ich erkläre Dich für einen Ruhestörer und nehme es schriftlich von Dir, daß Du in Zukunft sie nichts mehr Genugthuung fordern willst."

Der Wolf trat ab, hatte sich dann, zusich, zusitzt mit den Zähnen aus seinem Pelz den rechten gemeinen Schmutz schlitterte sich, machte sich zurecht, brachte die Haare in Ordnung und begab sich, gehörig abgeleckt und zugeklappt, zum Schaaf=Rettesten. Dieser, nachdem er den Stutzer betrachtet und seinen süßen Reden zugehört hatte, befahl ihm, er möchte sich an den Rand eines steilen Felsens hinstellen und ihm den Rücken zukehren. Der Wolf that es, erhob pleylich Schwanz und Kopf, spitzte die Ohren und hatte das Maul voll Wasser, der Schaaf=Rettestte machte hinter seinem Rücken einen Satz, versetzte ihm einen Stoß mit seinen Hörnern, und hinunter stürzte unser Hungriger in den Abgrund, wo er wie todt liegen blieb. Es ward ihm dunkel vor den Augen, der Kopf ging ihm in die Runde, die Ohren sausten ihm, und wie ein Mühlstein lag es ihm auf dem Herzen. Bis zur Nacht lag er so; endlich Athem zu ziehen auf, schlürfte und pustete bis zum lichten Tage, und noch den ganzen Tag lang schleppte er sich in dem Abgrunde umher, als hätte ihn der Schlag gerührt. Wie er sich gegrämt, wie er gefeufzt, geschimpft, geweint, die ganze Welt verflucht; wie er sich zuletzt erholt und wieder auf den Weg zum väterlichen Ober=Beschlshaber, dem tapferen Georg, gemacht habe, um sein Recht zu suchen, wäre unnöthig zu erzählen; genug, daß der tapfere Georg ihn zu einer Heerde wilder Schweine sandte, wo aber auch nichts Gutes für ihn erfolgte, indem man ihm seinen grauen Pelz verdarb und eine Wunde in der Seite beibrachte. Der Graue, mit einer den damaligen Zeiten eigenen Mäßigung und Resignation, bleckte seine Wunde wieder, so gut er konnte, ging wieder zu Georg, jedoch mit dem Vorsatz, ihn selbst zu verschlingen, wenn er ihm auch dieses Mal sein Recht versagen und ein bescheidenes Mahl verweigern würde.

Es kam zur guten Stunde . . . Der tapfere Georg war guter Laune und hatte nichts zu thun; er lachte, scherzte, klopfte ihm auf den Pelz und befahl ihm, den den Menschen um Unterstützung zu bitten. „Geh", sprach er, „in die nächste Landstadt und bitte gute Leute um Dein täglisches Brod; bitte aber anständig und bitte Dich hübsch, und stelsche nicht die Zähne, sträube nicht die Haare empor und beniimm Dich nicht wie ein wildes Thier!" — „Ach, Vater Georg!" erwiederte der Wolf, „Du kennst ja mein Unglück; wie gern würde ich mich bücken, aber mein verdammtes Gemüt ist ja so steif. Und wie sollen sich meine Haare nicht sträuben! Wenn ich vor Hunger dampfe, so richtet sich mein Haar empor. Gott sey mein Richter, wenn ich Die die Wahrheit sage!" — „Nun, geh nur", sagte Georg, „die Menschen sind ein gutes mitleidiges Volk; sie werden Dir nicht nur hinlänglich zu essen und zu trinken geben, sondern Dir auch besser ois ich, sagen können, wie Du Dich künftig ernähren sollst."

Gern hörte der Wolf das Letztere an, aber dennoch war ihm nicht ganz wohl zu Muthe. Er kannte dem Vater Georg nicht recht mehr; er fürchtete wieder in die Klemme zu gerathen — es war aber nichts dabei zu thun; der Hunger quälte und jagt durch die Welt: wer sich nicht umsieht, verhungert!

Bei der Landstadt angelangt, erblickte der Wolf große schöne Häuser. Unser Hungriger sprang, er wußte selbst nicht wie, über einen Zaun und lief in die erste beste Thüre hinein; dort fand er in einem großen Zimmer viele Arbeitsleute, kneten er sein Mutlagen eben so höflich als muthig vortrug; er erzählte, weshalb er erschiene, wie er ohne seine Schuld die ganze Welt wie ein Schuftiger durchziehen müsse; wie gern er nicht sündigen würde, wenn der Magen nicht bellte; daß der tapferer Georg ihn früher nur zum Narren gehalten, jetzt aber endlich sich seiner erbarmt und ihm befohlen habe, sich zu den Menschen, diesen mitleidigen und doch unterrichteten Geschöpfen, zu begeben und sie um Hülfe und Unterstützung zu bitten. Dieser trug er Alles auf Tatarisch oder, was ein anwesender Soldat, ein Kasanischer Tatar den Uebrigen verdolmetschte. Unser Wolf war in seinen Vortrag, in seinen Schaafstall geraihen, sondern in eine Kaserne, zu gebienten, gewanten Leuten, mitten in eine Werkstatt. Die Künstler gebarden unruhig, liefen, Gesellchen, Späße, Lärmen und Geschrei betäubten den Armen dergestalt, daß er schlechtern den Schwanz unterschlug und sich in der Mitte der ihn umringenden Menge ehrerbietig auf die Hinterpoten niederließ. Der Zuschneider selbst ward seine Arbeit fort und kam herbei, um dem neumodischen Retter zuzuhören, über dessen Anblick es sich zu Tode lachen wollte. Endlich kamen Alle dahin überein, ihn schicken Tarak, der, in der Werkstatt angestellt, von Jedermann zum Besten gehalten wurde und übrigens den Schneidern die Vögel heiß machte und Wasser in die Küche trug, — dem Wolf zu schenken, und begannen diesen unter vollem Lachen auf Tarak loszuhetzen: „Paß ihn! Pack ihn und fürchte Dich nicht! Nimm ihn bei, er ist ein guter Tarak für Dich." Unser Ulmenfreund hielte nicht, sich zu sperren: wie ein grimmiges Thier sprang er auf Tarak los und packte ihn an den Kragen. Entsetzt sprang Alles auf Tische und Bänke, und der Zuschneider, als der jüngste, auf den Ofen; — der arme Tarak hätte im Folge des schlechten Scherzes seiner Kameraden beinahe um sein Leben kommen können. Er stehte den Wolf um Schonung an: „Was will denn der?" sagte er, „sage er, wenn Du mich jetzt verschlingst! Nicht nur, daß Du bei mir nichts als Haut und Knochen findest, Du wirst aber auch nicht auf lange Deinen Hunger gestillt haben. Vielleicht auf einen oder höchstens auf zwei Tage; und wenn Du mich mit der Regiments=Montirung verzehrst, so könnte man noch den doppelten Werth von Dir wieder fordern: und dann? — wenn Du mich nicht verschlingst, was willst Du dann thun? Ich will Dir zeigen, wie Du auf die breite Weise von Tage zu Tage gut leben kannst; ich will aus Dir einen solchen Kerl machen, daß Alles, was lebt, Dir von selbst in den Rachen fliegt und Du nichts weiter zu thun hast, als ihn nur recht aufzureißen!"

Der Wolf überlegte und gab endlich nach. „Gerade behaid bin ich ja in Gesellschaft gekommen", sprach er, „meine Herren, zu bitten, mich zu unterrichten, wie ich klug und wie ich satt werde. Ich weiß, daß Ihr vermittelst Eurer Verstandes und Eurer Gesetz=Kenntniß immer satt werdet; irgend Jemanden zu nahe zu treten, ist durchaus nicht mein Wille. Nur die böchste Noth brachte mich dazu, Deine Gnaden an den Kragen zu packen. Mache mit mir, was Du willst, aber lehre mich, wie ich satt werde."

Der schiefe Tarak holte ein Hundefell herbei, wischte seine Nadel an seinem Rockschooß ab und nähte den armen Wolf in das Hundefell ein, das ihm seit dieser Zeit auch verblieb. Wie die dahin sein eigentlicher Charakter beschaffen war, weiß man nicht; nur, sagt man, sey er selben nur etwas leichter, feuriger und gute Seele geworden, gern gesehen bei Alt und Jung, häufig zu Gast gebeten und sogar Mitglied mehrerer Wohlthätigkeits=Vereine.

„Siehst Du, das hat gar nicht lange gedauert", sagte Tarak, den Faden anziehend und abbrechend: „Du siehst jetzt wie ein ganz ordentlicher Hund aus; Niemand wird mehr vor Dir erschrecken und Du kannst Dich überall mit Anstand zeigen! Jedermann wird brüderlich mit Dir leben; und treibst Du in den Wald, so wirst Du sehen, wie Schnepfen und Birkhühner es sich zur Ehre schätzen werden, Dir ins Maul zu fliegen!"

„Aber bie' einmal, sollte das Ding nicht zu eng sepn?" fragte der Wolf, sich in seinen neuen Pelz hineinzwängend. „Ihr Diebe der Staatsbeamter haben jetzt eine solche Façon!", erwiederte der schiefe Tarak; „man macht eigentlich doppelte Nähte und bringt Raten nach einer; bei Dir hab' ich es aber herrlich getroffen, — sieh nur selbst, ganz comme il faut, Jeder wird's Dir sagen."

Schon wollte der Wolf seinem Schneider danken, als alle Kriegsleute von Tischen, Bänken und vom Ofen herunterspranzen und lachten, schrieen und lärmten; Jeder ergriff, was ihm in die Hand fiel und schlug auf den neuen Staatsrock des Genaven los, der sich wehrt drehen noch wenden konnte, bis es ihm endlich gelang, sich loszumachen und auf allen Vieren mit seinem neuen Pelz das freie Feld zu erreichen. Daß er vom Regen in die Traufe gekommen war, sah er nun wohl bald, leider aber zu spät ein. Jetzt war er wieder ein wildes Thier noch

Digitized by Google

ein Hund; die Hunde verlangenten ihn, weil er ihnen zu tapfer war, und wollten ihn nicht in ihre Zunft aufnehmen; wer Käfer war, als er, dieb auf ihn los und suchte ihm den Garaus zu machen; wer schwächer war, suchte das Weite, und er, in fremden Stiefeln — was bekanntlich eine verderbliche Sache ist, — konnte oft ein Schaf nicht mehr einholen, und Schafe's und andere dergleichen Thiere zogten sich ihm gar nicht mehr. Mit einem Wort, Jeder beleidigte ihn; als Wolf ward er nicht mehr anerkannt, Recht und Gerechtigkeit wurden ihm versagt, und was das Schlimmste war, vor den Hunden konnte er nirgend Ruhe finden, so daß der arme Wolf weder Wohnung noch Speise hatte und sich von jener Zeit nur von Raub und Diebstahl das armseelige Leben fristen konnte, bis ihm einmal die Haut über die Ohren gezogen ward.

Seit dieser denkwürdigen Epoche setzt der Wolf keinen Fuß mehr zum tapferen Georg, will Niemanden mehr kennen und hat alle Sitte und Religion verloren. Sein Leben ist seitdem ein wahres Räuber- und Spitzbuben-Leben und sein Grundsatz: „Ich habe Euch gestuckt, jetzt mögt Ihr mir stuchen; nimmer bringt Ihr mich mehr dazu, mein Recht auf gesetzlichem Wege zu suchen; fangt mich meinetwegen lebendig, braten mich, zerreißt mich, macht mit mir, was Ihr wollt, aber an der Nase führet Ihr mich nicht mehr herum!“ (B. A. U.)

Bibliographie.

Gedichte von Wladimir Benediktoff.

Peter Basmansoff. Tragödie vom Baron Brofen.

Biographie des Kaisers Alexander I., von N. Gretsch. (Aus dem Russischen Conversations-Lexikon besonders abgedruckt.)

Das von Bulgarin angekündigte Werk: „Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung; ein Handbuch für Russen aller Stände“, wird aus 8 Theilen bestehen, deren erster nunmehr wohl erschienen sein wird.

China.

Die Mandarinen und die Europäer in China.

Nach der Schilderung eines Chinesen.*)

Makao, 14 April 1835.

..... Sie wollen gern Einiges über China von mir erfahren? Hier folgt etwas: Das Chinesische Land war vor Zeiten in mehrere Königreiche getheilt und hat während der Kriege, welche die einzelnen Gewalthaber mit einander führten, außerordentlich gelitten. Jetzt aber genießt man der vollkommensten Ruhe, weil alle Chinesen — Etliche ausgenommen, die man Miao-dsö nennt, d. i. Barbaren: diese bewohnen eine von Steilen und hohen Bergen umgebene ganz ungangbare kleine Gegend, in welcher jedoch Reis, Baumwolle und Alles wächst, was zum Leben nothwendig ist — weil also alle Chinesen, die Miaodsö abgerechnet, nur Einem Kaiser gehorchen, diesen Rathgeber sehr weise Reichsgesetze gegeben, in Folge deren der Thron Festigkeit gewonnen hat. Der jetzige Kaiser (oder vielmehr seine Regierung) heißt Taokuang. Licht der Vernunft: er ist wohl 30 und mehr Jahre alt und soll in den 15 Jahren, in der Regel regiert, immer klug und weise gehandelt haben; aber unter seinen Ministern findet man Kaum Einige, die ihm treu sind und ihn nicht hintergehen. Man kann diese herren nicht ohne Lebensgefahr bei dem Kaiser verklagen, weil die Mandarinen immer zusammenhalten und dafür sorgen, daß die Klage vermglückt und der Kläger dazu. Will ich einen Mandarin belangen, so fordert das alle Gerichtsvolk mir, und ich übe mein Recht: Klage; habe ich Vortheil, so sind dem Kaiser oder bei dem Vice-König zur Recheuschaft zu ziehen.“ Ist nun meine Klage anhängig gemacht, so steckt man den Mandarin allerdings ins Gefängniß, und manchmal bleibt er daselbst, so lange er lebt. Um aber etwas ausrichten zu können, muß ich mehrere gute Freunde haben. Kreutet man Einen derselben, so kann wenigstens der Andere zum Kaiser oder zum Vice-König gehen.

Ich will Ihnen hier eine Geschichte erzählen, die Sie darüber belehren wird, wie schwer in solchem Falle das Gelingen ist. Unter dem großen und edlen Kaiser Khang-hi (gestorben 1722) wollte ein sehr geschickter und reicher Mann aus Canton, seines Namens Liang-tang-ste, mehrere schlechte Mandarinen dieser Provinz verklagen. Nachdem er ihnen durch seine Freunde hatte sagen lassen: „Ich gehe jetzt nach Peking und verklage Euch“, ließen die Mandarinen alle Wege, die von Canton nach Peking führen, mit Aufpassern besetzen; zugleich suchten sie die Mandarinen von Peking zu gewinnen, auf daß diese ihn festhielten an den Thoren der Stadt. Es feinerseits kannte die Schlingen recht gut, die man ihm legte: er stellte sich, als wäre er ein Kaufmann, und nahm hundert enorme Kisten voll Waaren mit auf die Reise. Vor dem Thore von Peking machte er eine der Kisten leer, kroch selbst hinein und ließ sie dann wieder zumachen. Er hatte seinen Leuten befohlen, daß sie diese Kiste zu allererst in die Stadt transportiren sollten. Die Mandarinen, von ihren Kollegen in Canton gewonnen, angewohnten, daß der Herr selbst in einer Kiste stecke: sie prüften die Waaren am Thore mit großer Sorgfalt und öffneten eine Kiste nach der anderen. Nachdem sie 99 derselben geöffnet, wollten sie auch noch die hundertste öffnen, in welcher der Kläger stecke; allein es regnete an jenem Tage in Einem fort, und gegen das Ende der Visitation wurde der Regen so stark, daß man die letzte Kiste nicht visitiren konnte. Man ließ sie verschlossen einpassiren. Sobald nun der Kläger heraus war, ging er gerades Weges an den Hof und erzählte dem Kaiser Alles, was die Mandarinen von Canton verschuldet hätten. Der Kaiser erwog die Sache reiflich und bestrafte dann die Böswichter auf eine abschreckende Weise.

Eine andere Geschichte ist folgende: In meinem Geburtslande, in der Provinz Hupe, erbeutete sich vor wenigen Jahren ein Gelehrter, Namens Phan-in-dschen, dem Vice-König (nota bene durch seine Freunde) sagen zu lassen: „Ich gehe, Euch bei dem Kaiser etwas einzubrocken, weil Ihr für unsere Bürger nicht sorgt, unter denen alljährlich Viele vor Hunger sterben.“ Auf seinem Wege nach Peking hielt man diesen Gelehrten plötzlich fest und band ihn in einen ungeheuren Wagen an einen Baum, wo er vor Hunger umkommen mußte. Darum sagt ein Sprüchwort: werde kein Gelehrter, und bist Du ein solcher, so verklage die Mandarinen nicht; denn Du wirst nie etwas ausrichten, weil diese Herren alle unter Einer Decke stecken.

Ein anderer Gelehrter, Namens Hong-tsö-gao, wollte den Mandarin seiner eigenen Stadt verklagen; man versicherte sich aber seiner Personen und hielt ihn lange im Gefängniß; endlich verurtheilte man ihn „verkommderischer Weise“ zum Tode. Bevor er aber die Strafe erlitt, verschickte er alle die Schriften von Mandarinen allegorisch. Auf der Richtstätte sagte er zu den Scharfrichtern: „Erlaubet mir noch eine Stunde Zeit.“ Dieser fragte ihn, weshalb er noch eine Stunde verlange? — „Weil mein Leben unterdeß kommen wird; ich möchte ihm so gern einige gute Lehren hinterlassen.“ „„Sagt mir diese Lehren““, versetzter der Scharfrichter, „„ich will Eurem Sohne Alles ausrichten; denn ohne besondere Erlaubniß des Richters darf ich Euch keine Stunde mehr bewilligen.““ — „„Wohlan denn“, sprach der Gelehrte, „so sagt ihm in meinem Namen: Studire nie, um gelehrt zu werden; und willst du gleichwohl studiren, so gehe wenigstens nie ins Examen, um die Würde eines Mandarins zu erlangen; denn bei Mandarinen sind gewöhnlich Spitzbuben und denken nur daran, sich Schätze zu sammeln. Es ist mein letzter Wille, daß du nicht Mandarin werdest. Gedenke dieser Worte, die ich dir sterbend zurufe!“ Dann schlug man ihm dem Kopf ab. Ich drauche Ihnen wohl nicht noch mehr von den Verfahren der Mandarinen zu erzählen. Trotzdem giebt es jedoch einzelne sehr wackere Männer darunter, die in ihrem Berufe sehr gewissenhaft sind und ihre Untergebenen lieben. Allein ihre Rechtlichkeit macht sie den Anderen zu einem Gräuel; daher das Sprüchwort: „Mit einem guten Mandarin nimmt es kein gutes Ende.“

Unser Reich ist jetzt in 14 große Provinzen abgetheilt. Es giebt 7 Vice-Könige oder General-Statthalter, denen ungefähr 200 Mandarinen von zweiten Rang untergeben sind. Unter diesen stehen wieder mehr als 100,000 Mandarinen vom dritten Rang; und die vom dritten Rang desgleichen eine große Menge kleiner Mandarinen, deren Zahl mir unbekannt ist.

Die Bevölkerung China's kann man ohne Uebertreibung auf 300 Millionen anschlagen. Die Zahl der Christen beträgt höchstens 200,000. Die Einwohner von Canton verachten die Europäer wegen ihrer schlechten Aufführung dermaßen, daß sie dieselben barbarische Teufel nennen, wegegen ein getaufter Chinese den Beinamen „unechter barbarischer Teufel“ erhält. Unter den Europäischen Kaufleuten, die hierher kommen, sind nur Wenige evangelisch und gute Christen; die Meisten sind katholisch, und der Handel, Sinnenlust, Geiz treiben uns spöttelier Gesinnung. Ihr bloßes Beispiel, deren Mehrzahl sich der heilige Franziskus Xaver bitterlich beweinte, macht alle Bemühungen der geistlichen Arbeiter zu Schanden. Die, welche in Makao wohnen, geben den Chinesen kein gutes Exempel, und die, welche aus Europa in ihre Häfen kommen, bestärken sie noch mehr in ihren Meinungen. Wollen wir einen Fremden hier taufen, so müssen wir unsere Religion anschwärzen, sagt er gleich: „Eure Religion ist die der Europäer. Seht nun einmal die Europäer an: sind sie keuscher als wir? Sind sie mäßiger, strenger gegen sich selbst, weniger zornig u. s. w.? Sie beobachten nichts von allem dem, was sie sagen.“

Wir haben in fünf Provinzen des Chinesischen Reiches Missionen. Ueber dieses unermeßliche Gebiet sind aber nur zwölf Chinesische Geistliche und vier Französische gesetzt. Man verlangt immer mit lauter Stimme Missionaire, allein man findet keine. Es ist ein verdrießliches Ding, zu sehen, wie unsere armen Landsleute im Innern um das Heilige Wasser sich bemühen und es nicht finden können. (Rev. Britt.)

Mannigfaltiges.

— Französische Galeeren. Die Zahl der Sträflinge auf diesen Galeeren beläuft sich jetzt auf 7000, während sie früher schon einmal 11,000 betrug. In den vier Jahren von 1825 bis 1829 wurden durchschnittlich in jedem Jahre 1094 Individuen auf längere oder kürzere Zeit und 284 auf Lebenszeit zu den Galeeren verurtheilt; in den vier Jahren von 1830 bis 1834 belief sich jedoch die jährliche Durchschnitts-Zahl der Ersteren nur auf 906 und die der Letzteren nur auf 214. Ein so günstiger Beweis dies auch für die zunehmende Moralität des Landes zu sein scheint, ist es doch keineswegs als ein solcher anzusehen. Denn in einem viel größeren Verhältnisse als die Sträflinge auf den Galeeren abnehmen, nehmen sie in den Zuchthäusern zu, wo sich ihre Anzahl jetzt auf 17,000 beläuft. Das Französische Kriminal-Gesetzbuch, heißt es in einem Artikel der Revue de Paris, der wir diese Notizen entnehmen, hat dem Unstellgreifen der großen Verbrechen vorzubeugen gewußt, vermag aber nichts gegen die gemeinen Vergehen, von denen die Gesellschaft jetzt mehr als je heimgesucht ist. Wir glauben darin einem Gutsbesitzer, der an den Zugängen seines Grundstückes Fangeisen gegen die Wölfe gelegt hat und mittlerweile die Früchte desselben einer Legion von Insekten überläßt.

*) Dieser Chinese, dessen Stil hier unverändert beibehalten ist, hat seine Erziehung in Europa genossen und gehört jetzt zu den Chefs des katholischen Seminars in Makao.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Freitag den 17. Juni 1836.

England.

Philosophie der Naturgeschichte.

(Nach der Foreign Quarterly-Review.)

Daß das Studium der Werke der uns umgebenden Schöpfung auf einem der menschlichen Natur angeborenen Gefühl beruhe, geht unwiderleglich aus dem frühzeitigen Bergnügen hervor, welches Kinder an ihnen finden. Nach allen Reichen der Natur wendet das Kind seine Neigung; erst sammelt sein kleines Händchen einen Strauß von Blumenblüthen, später sucht es Vogelnester auf und ergötzt sich an Fischjagge mit der unbefangensten Freude. Wenn das Kind zum Jüngling heranwächst, sind es ebenfalls Naturgegenstände, die in einem unverdorbenen Herzen die angenehmsten Empfindungen wecken. Erst wenn wir die Sklaven nutzensuchender Grundsätze des vorgerückten Lebens geworden sind, wenn der Verkehr mit der gräuschvollen Gesellschaft der Städte die seltnere Einfachheit der Sitten so verdrängt hat, daß wir bei jedem zu unternehmenden Schritt uns erst fragen, ob und wie viel wir dadurch allseitig machen, wohlklingenden Münze dafür gewonnen werden kann, erst dann fangen wir an, die wunderbaren Schöpfungen der Natur als müßige Gegenstände der Neugierde zu betrachten und auf dieselben, welche ihnen Zeit und Mühe zuwenden, mit stillschweigender Geringschätzung herabzusehen.

Haben wir den Gipfelpunkt gesellschaftlicher Verfeinerung erreicht, und hat der innere Mensch nach Uebersättigung an ihren Genüssen die kalte Leere derselben bitter empfunden, dann fliehen wir zu der großen Erzeugerin zurück, um in ihrem Schooße eine tröstende Zuflucht gegen die Langeweile des überdrüssigen Lebens zu finden. Aber jetzt genügt uns nicht mehr der Genuß der spielenden Kindheit, sondern wir dringen in den innern Bau und Zusammenhang der Dinge; das, was uns früher durch seine schöne Ruhe erheiterte unterhalten hat, wird jetzt zum Gegenstande rationeller geistiger Untersuchung erhoben, bei deren Fortschreiten wir mit tiefster Ehrfurcht für den Urheber der geschaffenen Naturwerke erfüllt werden. Dem geübten Naturforscher erscheint die vor seinem Auge ins Unermeßliche hinlaufende Scene wie eine Rolle voller Symbole, voller Hieroglyphen, durch welche die Natur ihre Schöpfungs-Geheimnisse bildlich darstellt, und die sie ihrem Freunde immer deutlicher macht, je mehr er sich ihr nähert. Dem einfachen Liebhaber der Naturgeschichte stellt sich die Scene als eine unabsehbare Werkstätte fühlen Gerbauens und freundlich gastfreundschaftlicher Bewegungen dar; er sieht kein Plätzchen um, über und unter sich, das nicht von irgend einer Gattung lebender Wesen bevölkert wäre, und in dem lieblichen Gesumme der verschiedenen kleinen Welten des Universums wird er nur eine allgemeine Hymne auf das Wohlwollen des Schöpfers erblicken. Das Naturstudium muß nothwendig auch den unmittelbaren Nutzen desselben auf uns haben, daß wir den Hochmuth, mit welchem uns das Bewußtseyn unserer gesellschaftlichen Stellung erfüllt, mäßigen, indem sich durch Anschauung der unbefangenen Bestrebungen der Natur und ihrer Wunder, unserem verklärlichen und gerechtfertigten Nichts gegenüber, die Innigkeit unserer Sympathie für unsere Nebenmenschen und Mitgeschöpfe erweitert und veredelt.

Wenn wir die Natur in ihrem eignen, freien Reiche beobachten, und nicht bloß von unserem trockenen, krautig todten Kabinette aus, wir dunt und wie grämenlos stellt sich da die Scene des Beseelten sowohl als des Unbelebten dar! Wie können mit dem Mineralogen in den Eingeweiden der Erde wohlen, mit Hülfe der Chemie über Beschaffenheit und ihre Mischungen genau kennen lernen, und können dann den aus unserem Untersuchungen entspringenden Reichthum der Wahrnehmungen zu Gunsten unserer Mitbrüder, die weder ihrerseits auf andere Weise mit und in der Welt beschäftigt sind, auf praktische Leben verwenden. Wie können auch mit dem Geologen von der Ausdehnung der Erdschichten und ihrer verborgenen Lager auf die Entwickelung der Natur-Phänomene schließen, durch welche sie diese Gestalt empfangen haben; wir entsinken dann aus diesen Monumenten eine neue Geschichte der Welt, ihrer zu verschiedenen Zeiten erfolgten Veränderungen, entwebe durch ein Centeal-Feuer oder Zusammenstoßen mit einem Kometen, und weisen ihrem Alter eine weit höhere Jahrzahl an, als die Tradition der Völker ihm gegeben hat.

Wir waren jetzt erst bei der leblosen und unbeseelten Natur; laßt uns eine Stufe weiter schreiten, laßt uns mit dem Botanisten einen Gang in das Pflanzenreich machen, und der süße Hauch des Lebens weht uns schon in schönster Fülle an. Wir zählios sind die Formen, in welchen sich die Natur im Reiche der Vegetabilien ausdrückt, und wie wohlthätig wirkt sie hier auf unsere Sinne! Kein anderes Naturreich liefert dem Menschen so viele nothwendige Befriedigung seiner Bedürfnisse und zugleich so viele Annehmlichkeiten des Luxus. In den schwachen Gattungen der Gräser findet er nicht nur „die Süße des Lebens", wie es die Bibel nennt, sondern auch die vorzüglichsten Medikamente, seine Schmerzen zu lindern oder sein Leben zu retten; mit ihnen schmückt er seine Tafel und würzt er seine leckerhafte Eßlust, und aus ihnen lockt er Säfte, durch welche er bei vorsichtigem Genusse die Energie seiner Lebensgeister erhalten und erhöhen kann.

Nähern wir uns dem ersten beßten Teiche, so finden wir gleich die Mannigfaltigkeit pflanzlicher Empfindungs-Bewegung. Die Gräsgen zwischen dem Thier- und Pflanzenreiche sind bei weitem nicht so scharf gezeichnet, als die zwischen diesen letzteren und dem Mineralreiche; ja sie fließen so merklich in einander, daß frühere Naturforscher viele Gegenstände unter die Pflanzen-Gattungen gezählt, deren aber eine spätere Nachforschung einen unbestreitbaren Platz im Thierreiche anzuweisen gezwungen war. Im Schooße der Wasserwelt ist es, wo wir die ersten Spuren der Beseelung finden; jeder Tropfen ist mit zahllosen Wesen geschwängert, und das Mikroskop in der Hand Ehrenberg's hat ein neues Schauspiel für unsere Bewunderung geöffnet.*) In den Monaden, deren eine Gattung von „vier" bis „zwei" im Durchmesser variirt, welche Cuvier alle mit dem Namen der „homogenen Infusorien" bezeichnet, weiß sie, wie er glaubte, keine Eingeweide haben, hat Ehrenberg eine deutliche Organisation entdeckt. Seine Entdeckungen, die er auch durch mehrere Abbildungen dargestellt hat, sind auf die genauesten Untersuchungen gegründet; er hat die Structur dieser Thierchen mit der der Säugethiere zusammengestellt, mit welcher er sie für vollkommen gleich hält; ja er hat in diesen Atomen ein vollkommenes Nerven-System, Zähne, Gedärme und selbst Sexual-Organe nachgewiesen. Die Idee von der Selbst-Erzeugung, welche man bei größeren Thieren selber angewendet hat, wurde bei fortschreitender Untersuchung immer mehr zum Weichen gebracht, und sie mußte endlich ihre Zuflucht zu den Infusorien nehmen, wo die außerordentliche Kleinheit ihr Schutz verbieg; jetzt ist sie durch Ehrenberg gänzlich vernichtet, und mit ihr die Hirngespinnste der Sophisterein von blindem Zufall beim Ursprung der Dinge zusammen. Unendliche Mannigfaltigkeit und Ordnung finden wir im Bau dieser unsichtbaren Atomen; denn bei der Schöpfung „wimmelten die Gewässer von lebenden Wesen, die sich bewegten" (Genesis 1, 21). Herr Dr. Birey, dessen im vorigen Jahre in Paris erschienenes Werk**) uns zunächst den Anlaß zu diesen Bemerkungen gegeben hat, äußert sich darüber folgendermaßen:

„Die soll allgemeine Gleichförmigkeit der mikroskopischen Thierchen entsteht durch die leichte Verbreitung der wegen ihrer Kleinheit unsichtbaren Keime. Wenn die einfachsten Ausdünstungen der Pflanzen ein Heer von leichten Stoffen mit sich führen, warum sollte nicht auch die Ausdünstung des Wassers in der Atmosphäre die subtilen Keime von Infusorien mit sich führen? Der Wind trägt die Samen von Insekten, den Samenstand des Lycoperdon und vieler Vegetabilien; Regenwasser, wenn es auch in den feinsten Glasgefäßen eingeschlossen ist, entwickelt schnell, wenn es im Bereich der Sonnenstrahlen steht, Myriaden von Thierchen und alle Elemente des vorzugsweisen Organismus. Hieraus kann man leicht ersehen, wie die Keime so vieler unsichtbaren Geschöpfe vom Winde verbreitet und vom Regen auf Erde und Meere herabgetragen werden können."

Die Keime der größten Thiergattungen sind schon klein genug, wie müssen demnach die Eier der mikroskopischen Thierchen seyn? Und dennoch hat der Fleiß der Naturforscher diese Wesen beschrieben und abgebildet und dadurch die Lehre von Selbst-Erzeugung durch Zufall gründlich widerlegt.

„Alle diese Befruchtungen giebt es eine Art von Panspermia, die überall in vielen Millionen, im Verhältnisse zu ihrer Auflösung, existiren. Diese Keime und Ovulae athmen wir ein und verschlucken sie, sie werden dann briebt,' sobald Gelegenheit und Mittel zur Entwickelung da sind. Auf diese Weise scheinen sie auf dem Nichts entsprungen zu seyn, und daher haben die alten Naturforscher, denen der

*) Siehe Ehrenberg's äußerordentliches Werk: Organisation, Systematik und geographisches Verhältniß der Infusionsthierchen, Berlin, 1830. Folio, und die Vorrichtung dieses Buches unter dem Titel: Zur Erkenntniß der Organisation in der Richtung des kleinsten Raumes 1833 und 1834 Berlin, Folio. Wir bemerken, daß es eine Englische Quelle sey, der wir diese Anerkennung entlehnen. Eben so hat auch die Französische Akademie die mikroskopischen Entdeckungen dieses und noch eines anderen Deutschen Gelehrten — des Dr. Tiedemann in Berlin — auf ehrende Weise anerkannt. Des Letztern wichtige Entdeckung von der Flimmerbewegung der Ner.-Haut hat sie mit dem großen Preise von 300 Franken belohnt.

**) Philosophie de l'histoire naturelle, ou phénomènes de l'organisation des animaux et des végétaux. Par J. J. Virey. Paris, 1835.

Bivisland des Mikroskops nicht vergönnt war, ihre Zusucht zur Erklärung vom Zufall genommen. Viele unwissende Personen aber schlechter Beobachter behaupten noch jetzt, daß Ungeziefer am menschlichen Körper und Käfewürfen durch Selbst-Erzeugung entstehen, obgleich sie zugestehen müssen, daß ungeflügelte Insekten sich auch durch geschlechtliche Vermischung fortpflanzen."

„Sie behaupten viele Helminthologen, die Würmer in den menschlichen Eingeweiden wären durch Selbsterzeugung entstanden, obgleich die Nematoiden ganz deutlich sichtbare geschlechtliche Organe haben. Aber nichts spricht gegen die Möglichkeit, daß die Ovulae dieser Würmer in die losen Zellgewebe der Kinder eindringen können, durch die Lymphe nach allen Theilen des Körpers geführt werden und sich bei günstiger Gelegenheit entwickeln."

„Die Würmer im Thiere und Menschen genießen ohne Zweifel animalische Nahrung und bedürfen der Wärme, ihre Entwickelung zu begünstigen; aber Niemand kann gewiß seyn, ob nicht ihre Eier in dem Wasser sind, das die Thiere trinken. Daher sind Fische und andere Wasserthiere eben so wie Bewohner feuchter Thäler der am meisten den Wurmkrankheiten dienstpflichtig. So werden Taenien (Bandwürmer) im menschlichen Fötus, und sogar in Küchlein, die so eben aus dem Ei hervorgekommen sind, gefunden, und dies rührt wahrscheinlich daher, daß die Mutter die Ovulae dieser Entozoa verschluckt hat."

Viele bedeutende Naturforscher sind noch in dem Glauben von der Selbsterzeugung befangen. Diese Absurdität hielt sich deshalb so lange, weil es sehr schwer war, die Eier der Würmer, die zur Unsichtbarkeit kleinen Gegenstände Rechenschaft zu geben; allein mit betrachten Ehrenberg's Entdeckungen und Dr. Wiegmann's Auseinandersetzung sie vollkommen schlagend.

Wir wollen einst Stufe höher auf der Skala der animalischen Natur steigen und die Protozoa oder erste thierische Bildung verlassen. In der Klasse der Zoophyten bemerken wir zunächst die Thiere, welche den Schwamm und die Koralle hervorbringen. Letzterer wirken still in den Tiefen des Oceans und verwandeln oft unermeßliche Abgründe in Riffe, Bänke und Inseln; andere, z. B. die See-Anemone (actinia), bedecken den Grund des Meeres mit der bunten Schönheit eines glänzenden Blumengartens, und wieder andere schimmern auf der Oberfläche und schmücken die ozeanischen Nächte mit ihrem bleichen Phosphorschimmer, wodurch die Einbildungskraft des fernen Schiffenden geblendet wird, daß Feenschauspiele und Tritonische Feste zu zaubern. In diesem Zweige der Thierreichs finden wir noch den stärksten Nester auf die vegetabilische Welt, sowohl rücksichtlich der Form wie der Farbe, und zwar oft so täuschend, daß schon die gelehrtesten Naturforscher darin irre wurden.*)

Wir kommen jetzt zu den Mollusken oder gallertartigen Thieren; so nennen wir sie, weil wir mit Goldfuß, Dumeril und anderen ausgezeichneten Zoologen glauben, daß die Mollusken weit unter den annulosen oder artikulirten Thieren, nicht über denselben, wie Cuvier behauptet, stehen. Ihre Muskeln, ihrer Geschäfte wenige, allgemein wegen der Eleganz der Form, wegen der Schönheit der Skulptur und wegen der, bald durch Kontrast, bald durch Harmonie reizenden, Farbe bewundert. Wie erstaunen sehr wenig von der Natur der Thiere, welche die Muscheln erzeugen, wenn wir letztere nur am Kamine studiren. Einige derselben, wie die Pfeifenmuscheln, fliegen leicht über die Oberfläche des Meeres hin, oder tauchen auf kurze Zeit unter, wenn ihnen eine Gefahr im Anzuge schreint; andere, wie die Austern, sind an die Klippen desselbst, wovon sie nur mechanische Kraft lösen kann, und andere endlich bewegen sich durch das Zusammenschlagen der Fallbäuchen an ihren Schalen, da hingegen das ganze Geschlecht der Univalven (Einschaligen) und nackten Mollusken sind, wie die genannten Pteropoden, mit dem stehenden Wasserstrahle bewegt. Viele dieser Klasse sind ebbar und sür den leckerhaftesten Gaumen eines feinen Epikuräer eben so delikat, wie die durch einen dieser Thiere erzeugte Perle ein Hauptschmuck der Schönheit und eine Zierde fürstlicher Häupter ist; denn sie bildet eine hochgeschätzte Decoration in den Kronen der Könige, die nicht so verschwenderisch mit ihren Perlen umgehen, wie die Königin Alexandra.

Dieser Thierklasse folgen die Crustacea oder Thiere, die ganz von einer Schale umgeben sind. Dahin gehören der Hummer, der Sue- und Bachkrebs, die Garnelle, das Meerspreckeln oder die Krabbe. Die Gewohnheiten mancher dieser Thiere sind höchst sonderbar, vornehmlich der Instinkt der Wanderungslust bei mehreren Spezien der Landkrebse. Manche werden dem Thierarzte Bekannte sein, wenn sie hören, daß sie, wie der sogenannte Baumhummer, Bäume, besonders Kokuspalmen, besteigen, um sich an den Früchten zu sättigen. Diese Klasse umfaßt ein großes Heer von Thieren, so groß wie die Klasse der Arachnoiden oder spinnwebenähnlichen Thiere. Mit diesen Thieren verlassen wir das Wasser und gehen zur Thierwelt des Landes über. Einige Spinnen schwimmen mit ihrem leichten Ballon, gleich Mercurius, durch den leichten Raum der Lüfte; andere steigen mit ihrer Tauchtglocke ins tiefe Wasser; andere sind Treglodyten, oder bewohnen Gruben, über die sie eine Netzdecke breiten, um desto sicherer ihre unvorsichtige Beute zu erhaschen, während andere wieder vor unsern Augen ihr elegantes Haus von Sprosse zu Sprosse weben. In dynamischen ist noch, daß Manche kleinen Vögeln nachstellen und sie fangen, während Andere gleich Tigern plötzlich auf ihren Raub stürzen. Man hat schon viele Versuch, aber alle vergeblich, gemacht, die Gewebe zu nützlichen Zwecken zu verwenden; als Gegenstand der Merkwürdigkeit hat man vor kurzem Handschuh aus dem Gewebe gemacht und, wenn wir nicht irren, auch ein Kleid für eine Dame.**) Giftig sind die Spinnen durchaus nicht, wie der Aberglaube bisher verbreitet hat, doch sind der Skorpion und die Tarantel durch ihren Biß, besonders in südlichen Ländern, oft gefährlich. Die nächste Klasse, die Insekten, ist die zahlreichste im ganzen Thierreiche, wohl auch die wunderbarste, wegen ihrer merkwürdigen Metamorphosen, ihrer Formen und Farben. Welche Wichtigkeit nimmt nicht schon der kleine Seidenwurm ein, wie vielen Millionen giebt er nicht Brodt und wie vielen Millionen ihren Zurus!

Wir stehen wieder einen Augenblick zum Wasser zurück, um nach den Insekten von den Fischen zu sprechen. Sie füllen den Ocean in jeder Form; sie sind die gefräßigsten Thiere der ganzen Schöpfung, aber, um das Gleichgewicht zu erhalten, auch die fruchtbarsten. Vielleicht sind sie zahlreicher als die Sandkörner, über denen sie schwimmen, und wenn sie nicht täglich mit Fruchtbarkeit gleich den Fischen und dem Sand des Meeres". Als menschliche Nahrung sind sie als bedeutende Gabe zu betrachten; manche wilde Völker leben ausschließlich von ihnen und manche zahme wenigstens einen Tag in jeder Woche. In der Größe des Körpers, besonders der Länge nach, übertreffen viele alle Landthiere, aber die Nachrichten von einem außerordentlich hohen Lebensalter sind wahrscheinlich erfunden. In Kaiserlautern will man einen Ring in einem Hechte gefunden haben, nach welchem der Fisch 300 Jahr alt gewesen! Das Ganze war aber nur die Erfindung einer dabei interessirten Partei. (Schluß folgt.)

Captain Back's Reise nach den Polar-Ländern.

(Schluß.)

„Am 23. April", erzählt Capt. Back, „am Jahrestage unserer Abreise von dem Fort La Chine, unterhielten wir uns fast zum hundertsten Male von jenen freundlichen Leuten, die einen so weiten Weg unternommen, um uns zu sehen, und wir begannen eben darüber nachzudenken, wo sie wohl zu jener Stunde seyn mochten, als es auf einmal heftig an unsere Thür pochte. Ehe wir noch „herein!" rufen konnten, trat schon ein Mann in das Zimmer und überbrachte mir ein Packet; ich merkte gleich beim ersten Blicke, daß dasselbe aus England komme. „Er ist zurückgekehrt, mein Herr!" sagte der Bote, als wir mit Verwunderung unsere Blicke auf ihn richteten. „Wie! Augustus — Gott sey Dank!" erwiederte ich. „Nein, Sir, Captain Ross — der Captain Ross ist zurückgekehrt." „Ei! Und sind Sie auch davon überzeugt? Wallet kein Irrthum darüber ob? Woher haben Sie die Nachricht?" Der Mann hielt einen Ringenthalt inne, sah mich verwundert an und sagte dann, mit dem Fingern zeigend: „Sir haben Alles in Ihrer Hand, Sir." Dem war in der That also; aber in der Schnelligkeit und in der lebendigen Aufregung meiner Gefühle war das Packet von mir ganz vergessen worden. Zwei Ausgabe aus der Times und dem Morning-Herald bestätigten die Nachricht, und eine offizielle Mittheilung nebst mehreren Briefen von den längst todt geglaubten Abenteurern selbst und von dem Captain Whitmeather, dem Herrn Garry, dem Gouverneur Simpson und einigen anderen Freunden setzten die Sache außer allem Zweifel und unterrichteten mich zu gleicher Zeit von dem wichtigen Interesse, das das Ereigniß bei dem Publikum erweckte. In der Fülle unserer Herzensfreude versammelten wir die ganze Mannschaft und richteten an Gewissenhaft unseren Dank an den Allmächtigen für seine Gnade. Die wunderbare Errettung der Freunde erfüllte uns mit Wonne. Wir hatten uns eben zum Frühstück hingesetzt; aber der Appetit war uns vergangen und der Tag floß in fieberischer Aufregung dahin. Zu Ende dieses Tages ward jede Oekonomie bei Seite gesetzt; wir ließen der Mannschaft ein reichliches Mahl geben, und ich und Herr King, so selten wir einander sonst sehen, setzten heute in freier Stimmung eine Bowle Punsch mit einander."

Der Captain Back beschloß nunmehr, mit einem Boote aufzubrechen und zwei in die Reise weiter fortzusetzen, wobei er die Kräftigsten aus der Mannschaft sie sich auswählte. Am 5. Juni verließen sie ihre Winter-Quartiere und schlugen eine nördlicht Richtung nach den Wildern ein; im Laufe des folgenden Tages hatten sie den Artillerie-See erreicht.

„Am 6. Juni zeigte das Thermometer auf 66° F., dabei schneite es, und ein rauher kalter Wind machte sich uns empfindlich, trotz der Mäntel und Decken, die wir umgenommen hatten. Wir ließen demnächst etwas Kraftgetränk zusammenbringen und bereiteten uns, ein Feuer anzuzünden. Aber das Moos und die Zweige waren zu sehr durchnäßt und wollten nicht brennen. Wir meinten indeß, daß wir durch Anstrengung und Ausdauer die Zwergbirke am Ende dennn doch zum Brennen bringen würden. Wir bliesen abwechselnd das Feuer an und remunterten uns gegenseitig zur Arbeit. „Ich bin fast in eine Ohnmächtigkeit", sagte der Erie, indem er etwas flatt in die bloßen auflog. — „So geht's auch mir", rief ein Anderer. „Ach, geh Du nur fort", schrie ein Dritter, indem er näher herantrat und mit einer solchen Gewalt ins Feuer blies, daß die wenigen glühenden Kohlen in Funken auffsprühten, gleich denen einer geplatzten Rakete. „Wir können hier kein Feuer zu Stande bringen", sagte endlich mein Bedienter zu mir, der bis dahin einen passiven, niemodh bei der Sache nicht unmittelbaren Antheil gehabt, „aber ich habe Ihnen ein wenig Pemmikan und etwas frisches Wasser mitgebracht, Sir."

Der 24. Juni wird als ein warmer Tag geschildert. Am 1. Juli

*) Ueber die Korallen vergleiche man den anziehenden Brief von Thomas Campbell in diesen Blättern Nr. 53.

**) Hat auch das Gewebe seinen seelaten Nutzen, so hat man doch in neuerer Zeit die Spinne selbst als den besten Wetter-Prophezeiten befunden. Der Franzose D'Isjonval entdeckte dies zuerst in den ersten Jahren der Revolution und behauptete, er habe durch seine Entdeckung Pächtern zum Einfall in Holland dreimahl, indem er ihm verschenkt, das Leiche und Flüsse bald gefrieren und gefahrlos in überschreiten seyn würden. Pächtern war schmeichelt ein Feldherr, der sich bei seinen Manövern von Spinnengewebe leiten ließ; es war ein anderes, nicht so ganz und durchaus Gewebe, welches seinen Marsch bestimmte, das Gewebe der Batavischen Krypto-Aristokraten, welche ihn einluden. Auch hat man nicht gehört, daß sich Napoleon in Rußland von den Spinnen die Zur hin sehr schlechte Zeit des Weges oder die spätere eingetretene, noch drückendere Kälte habe prophezeien lassen. Die Entdeckung aber bleibt dennoch wahr, sie ist auch von Anderen bestätigt worden.

Digitized by Google

Riefgen unſrer Reiſenden auf ein Lager der Indianer, die ihnen das bekannte: Stthenalyh, ettbem-ta-hauw (Kein Rothwild, das Rothwild iſt weg) zuriefen- und ſich mit einer Pettiten um Taback, mit Hinzufügung des Grundes, „daß ſie Appetit zum Rauchen hätten“, an ſie wandten. Am Aten paſſirten ſie einen kleinen See länge der Haywood-Reihe — einer unmittelbrochenen Kette von Hügeln. Gegen das Ende der Tagereiſe (um 13en) nahm das Land einen mehr bergigen und impoſanten Character an, blieb aber immer noch unedem und öde. Am 13ten verwandelten ſich die Berge in Hügel, und die Geſellſchaft erreichte einen See, der nach dem Capitain Bechey benannt worden. Am 16ten erreichten ſie einen Punkt, wo der Steom durch einen andern von Oſten her kommenden zuſammenfließt wurde, der ſo breit wie die Themſe an der Weſtminſterbrücke war.

„Am nächſten Morgen“, fährt Capitain Back fort, „gerietben wir in eine Strudelreihe, wo wir es nur der bewundernswürdigen Kraft und Geſchicklichkeit unſeres Steuermannes M'Leay zu verdanken hatten, daß das Boot nicht an die vielen hervorragenden Felſen anlief. Als wir durch den Engpaß zogen, erblickten wir rechts eine hohe, perpendikulaire, ſchieferartige und regelmäßige Felſenwand, daß ſie uns wie mit einem gewaltigen Schlage von der entgegengeſetzten Reihe losgeriſſen ſchien, welche ſchroff, uneben und überhangend in vielfardigen, aufgeſchichteten Maſſen bech über den einſtrenden Steom ſich erhob. Ich befand mich hier in einer ganz eigenthümlichen Verſtemmung, aus der ich mich erſt erholte, als wir wieder in den freien glänzenden Sonnenſchein hineinkamen. Das Boot wurde durch vier Mann Leinen und Ruderkraft, deſſen Schnelligkeit nicht weniger als zehn Meilen auf die Stunde betrug. Die Mannſchaft, frei, des Ruderns überhoben zu ſeyn, betrachtete nun entweder ſorglos die Gegenſtände, vor denen ſie vorbeipaſſirte, oder rauchte mit aller Gemächlichkeit ihre Pfeife.“

Am 19ten verlor ſich der Steom in einen breiten See (den Prbby-See) — der mit Eis bedeckt war. Den 21ten erreichten ſie nach vielen Mandbrieungen durch das Eis und die Engpäſſe eine andere glänzende Waſſerfederne, die der Garry-See genannt wurde und in einen Strudel oder vielmehr in eine Reihe von Strudeln ausfief, die ihr ederdrückes Boot in nicht geringe Gefahr ſetzten. Sodann kamen ſie nach dem Macdonald-See, einer regelmäßige Felſenwand, die alle ſeither an Pracht und Glanz übertraf.

„In einem verhältnißmäßig engen Kanal rauſchte die ganze Waſſermaſſe zwiſchen zwei ungeheuren Gneisfelſen, die, fünf- bis achthundert Fuß hoch, gleich Inſeln an beiden Seiten ſich erhoben. Unſere erſte Sorge war, das Boot in einer kleinen Krümmung nach der linken Seite zu in Sicherheit zu ziehen, da es unmöglich war, der Fluth in Regenſchauer ſich entgegen herabfiel. Wir fanden, daß wir hier nicht einen Waſſerfall vor uns hatten, wie uns aufangs das hohle Gebraus glauben machte, ſondern daß es eine ganze Reihe von Waſſerfällen war. Die ſelben erſtreckten ſich in einer Breite von vierhundert Yards und umſchloſſen einen inſelförmigen Felſen von dreihundert Fuß Höhe, der ein eben ſo nackter und kahler Felſen war, als die andern alle. Wen der hervorragenden weſtlichen Küſte ſtürzte ein anderer geſchlängelter Waſſerfall herab, während zur Rechten Fels und Wogen ſo gewaltig an einander ſchlugen, daß man das tofende Getracht weit und breit vernahm. Der Raum, welcher den Mittelpunkt bildete, war voll von hervorragenden Felſen von unglaublicher Höhe, über welche der Strudel ſchäumend und brauſend mit ſchrecterlicher Gewalt hindurchrauſchte. Hier wölbte ſich der Waſſerfall in Form eines Bogens, während die Seitenwände höhlenartig waren, die ungeheuer Eismaſſen in ſich verſchlangen und dann wiederum die zerſplitterten Bruchſtücke hoch in die Luft empor verſchleuderten.“

Am 25ten war der Fluß eine Meile breit. Einen oder zwei Tage darauf ſtießen unſere Reiſenden auf Spuren von Eskimos, und nachdem ſie einem vierten See, nämlich dem Franklin-See, vorbeypaſſirt, begegneten ſie einer Abtheilung derſelben. Capitain Back beſchreibt uns eine Eskimowerin, deren Portrait er ſkizzirte:

„Die Frauen“, ſagt er, „waren um das Geſicht herum, ſo wie um den mittelſten und vordern Finger, ſtark tättowirt. Die Dame, deren Portrait ich zeichnete, ſchien ſich durch dieſe Anzeichnung ſo geſchmückt, daß ſie das Beſorgnig, ich möchte ihre Reize nicht in ihrer ganzen Fülle und Herrlichkeit auffaſſen, mein Auge genau bewachte, und wenn ſie bemerkte, daß ich mich zu einem beſonderen Theile ihres Körpers wendete, ſo ſtreckte ſie denſelben hervor oder nahm eine Stellung an, in der ich nothwendig ihr Schönheit erſtaunen im vollen Glanze auffaſſen ſollte. Als ich ihre Augen zeichnete, glotzte ſie mich mit denſelben ſtechterlich an; eben ſo blies ſie ihre Backen auf, als die Reihe an dieſe kam, und endlich als ſie bemerkte, daß ich ihren Mund ſtizzirte, ſperrte ſie denſelben weit auf und ſtreckte die Zunge der ganzen Länge nach heraus. Sie hatte ſechs tättowirte Linien von den Nasenlöchern quer über ihre beide Backen gezogen, ferner achzehn von dem Munde quer über das Kinn und den unteren Theil des Geſichtes; eben ſo zehn kleinere, die von den Augenwinkeln in Form eines Leechenbaumes ſich verzweigten, und endlich auch von der Stirn bis zur Mitte der Naſe zwiſchen den Augenbogen. Aber das Merkwürdigſte an ihrem Aeußeren war die ſchiefe Stellung ihrer Augen, deren innerer Theil bedeutend gebrückt, während der äußere verhältnißmäßig erhöht war. Ihre Nasenlöcher waren ziemlich groß und der Mund gebörig breit. Das Haar war pechſchwarz und vorn einfach in zwei Locken oder vielmehr Schnüre abgetheilt, die durch ein Stirnband von weißem Leder um den Kopf zuſammengehalten wurden, während der Reſt loſe hinter den Ohren herabhing, oder über den Nacken und die Schultern herabflatterte. Die Frauen waren alle leicht, ſander in ihren Anzügen, und trotz der linienförmig tättowirten Geſichter, die manchen unſerer Mabdmaitere Steff zum ernſten Nachdenken gegeben hätten, gewannen ſie durch ihre Lebhaftigkeit ſo ſehr, daß ſie von unſerer Mannſchaft ſie „ſchöne Geſchöpfe“ erklärt wurden.“

Am 29ten erblickten unſere Reiſenden, während ſie zwiſchen einigen Sandbänken fuhren, ein majeſtätiſches Hochland in dem äußerſten Norden, das die Geſtalt einer Küſte hatte. Dies wichtige Vorgebirge ward zu Ehren Ihrer Königlichen Hoheit, der Prinzeſſin Victoria, mit ihrem Namen belegt. Bald darauf erreichten ſie die See an einer Breite von 67° 7' N. und 94° 40' W. Hier ſchifften ſie aus und ließen ſich auf einer Inſel nieder, in der Abſicht, bei einer günſtigen Gelegenheit nach dem Kap Turnagain vorzurücken; indeß ſollte ihnen dieſer Triumph nicht zu Theil werden.

„Die Stelle“, erzählt der Capitain, „wo wir landeten, war faſt ganz mit kleinen, muſchelartigen Schalen bedeckt. Unzählige Wächſtein friſchen Waſſers Tröpfen in entgegengeſetzten Richtungen von dem Abhange des Ufers nieder. Gegen 8 Uhr Nachmittags begann weiterum der Regen, der gleich den Tränen eines Kindes zu vorüberziehen, und der Nord-Weſtwind wuchs zu einem heftigen Sturme an. Ein lauter Ruf: „Was bebt Ihr hier niedergelaſſen?“ kündigte die Ankunft der Mannſchaft an; die ſcherzhafte Antwort: „ein Stück von dem Nordpol“ lockte mich und den Herrn King aus dem Zelte heraus, und wir fanden, daß ſie in der That ein Stück Treibholz von neun Fuß Länge und neun Zoll im Durchmeſſer, zugleich mit einigen Stämmen kleineren Treibholzes, mitgebracht hatten. Als der große Stamm durchgeſägt wurde, bemerkte ich zu meinem Erſtaunen, daß derſelbe gar nicht vom Waſſer durchdrungen war; ein Beweis, daß er noch nicht lange tem Steome ausgeſetzt geweſen ſeyn konnte. Aus dem eigenthümlichen Character des Holzes, das von einem Fichtenſtamme war, und zwar von jener Gattung, die wegen ihrer Weiterbeſtigkeit beſonders geſchätzt wird, konnten wir leicht entnehmen, daß es wohl irgendwo aus dem oberen Theile des Laudes, aus der Gegend des Mackenzie herkomme; dieſe Bemerkung gewann um ſo mehr an Wahrſcheinlichkeit, als ich mich noch an das weſtwärts von dieſem großen Fluſſe ſich zeigende Treibholz erinnerte, das dieſem genau ähnlich war. Obgleich wir Gründe genug hatten, uns über den unerwarteten Schatz zu freuen, ſo war es doch Mittel vorhanden, um ein warmes Mahl — das erſte ſeit mehreren Tagen — zuzubereiten, ſo beſchloß derſelbe doch für mich eine noch weit größere Wichtigkeit. Ich ſah nämlich in demſelben einen, wie ich glaubte, unwiderleglichen Beweis, daß weſtwärts längſt der Küſte zu unſerer Linken ein Steom ſich hinziehen mußte, und daß wir uns demnach im Innern des Feſtlandes befanden; denn es iſt eine Thatſache, die bekannter auf den Reiſen den Expeditionen Sir Jebn Franklin's wahrgenommen wurde, daß die Abwerfenheit des Treibholzes immer als ein unfehlbarer Zeichen angeſehen werden mußte, daß man von dem Feſtlande abwärts gekommen ſey.“

Das Weiter ward nun mehr abwechſelnd und unfreundlich, und gegen den 14ten fand es Capitain Back für nothwendig, an ſeine Rückreiſe zu denken. Wie fügen hier noch die Schlußbemerkungen des Capitains hinzu:

„Ich will hier nicht verſuchen, zu beſchreiben, was ich dabei empfand, als ich meine Bemühungen ſo zum größten Theil vereitelt ſah. Die Hinderniſſe, die vor uns lagen, waren durch nichts zu beſeitigen; jede Hilfsquelle war erſchöpft, und vergeblich waren alle auch noch ſo eifrige Bemühungen gewesen, die dicht geſchloſſene Eismaſſe eröffnen oder die anhaltenden Nebelwolken zerſtreuen zu wollen, die Alles in ein undurchdringliches Dunkel hüllten. Es bedauert's gewiß Niemand in einem höheren Grade als ich, daß die wichtige und intereſſante Unterſuchung, ob eine Durchfahrt längs der Küſte nach dem Kap Turnagain möglich ſey, noch zu keinem Reſultate führte; aber man glaube nur nicht, daß man in Vergleich zu dem projektirten Unternehmen zu wenig ausgeführt; man bedenke nur, daß bei allen auch noch ſo gewöhnlichen menſchlichen Beſtrebungen die Ausführung ſelten den neipeinlich gefaßten Vorſätzen entſprechen wird; nun erwäge man aber endlich einmal, wie weit größer die Schwierigkeiten in einer Gegend ſeyn müſſen, wo die Elemente ſelber gegen die Anſtrengungen des Menſchen ankämpfen, wo ſie alle kluge Berechnungen vereiteln und ſelbſt die Talente von Männern, wie Parry und Franklin, zunichte machen.“

Bibliographie.

Excursions in Switzerland. (Reiſen in der Schweiz.) Von J. F. Cooper. 2 Bde. 21 Sh.

Posthumous memoirs of his own time. (Nachgelaſſene Memoiren ſeiner Zeit.) Von Sir N. W. Wraxall. 1 Bde 42 Sh.

Schloß Hainfeld — oder ein Winter in Unter-Steiermark. Von Lop. Baſil Hall. 10½ Sh.

Noureddin — oder der Talisman der Zukunft. Von C. J. Finch. 4½ Sh.

History of Russia. (Geſchichte von Rußland.) 2 Bde. — Gebören auch zu der Lardner'ſchen Kabinets-Curoklopädie.

Sketches etc. (Skizzen der Schottiſchen Küſten und Inſeln, ſo wie der Inſel Man.) Von Lord Teignmouth. 2 Bde. 21 Sh.

Lord Roldan. — Hiſtoriſcher Roman, von A. Cunningham. 3 Bde. 31½ Sh.

Wood Leighton. — Roman von Mrs. Hewitt. 3 Bde. 31½ Sh.

Schweden.

Ueber die Geſchichte Karl's XII., von Lundblad.

Unter den in letzter Zeit im Schwediſchen Buchhandel herausgekommenen Schriften verdient die Geſchichte Karl's XII. von Knut Lundblad eine beſondere Aufmerkſamkeit. Es iſt vielleicht kein ungerechtes Vorurtheil, den man der literatur des Schwediſchen Volkes machen kann, daß ſie noch keine klaſſiſche Biographieen der ausgezeichnetſten Könige von Schweden beſitzt. Während die Gelehrten anderer Länder darin gewetteifert haben, ihre großen Könige zum Gegenſtande beſonderer hiſtoriſcher Forſchungen zu machen, und ſich ſelbſt dadurch einen unſterblichen Namen ſtifteten, herrſchte in Schweden noch eine Art von Scheu gegen ähnliche Unternehmungen. Entweder hat man, wie ein

Digitized by Google

Berch, versucht, die Geschichte mehrerer Könige zusammenzufassen, oder man hat, wie ein Lorenbom, ein Lagerbring, seine Mühe den unter-geordneten Personen, den Generalen und Staatsmännern gewidmet. Die Folge war auch, daß die größten Schwedischen Könige würdige Biographieen entbehren mußten, mit Ausnahme jedoch von Gustav I. und Erich XIV., die noch lange nach ihrer Zeit in den klassischen Werken eines Celsius verherrlicht oder verdächtigt wurden, und zum Theil auch Gustav Adolph, dem derselbe Vorzug durch Hallenberg's un-vollendete Arbeiten zu Theil ward.

Aber in Hinsicht auf die drei großen Karle ist der Mangel voll-ständiger Biographieen, welche die Gründlichkeit in der Forschung mit den Schönheiten des Styles vereinigen, noch gar zu fühlbar in der Schwedischen Literatur, und noch muß der, welcher das Leben dieser Könige genau zu kennen wünscht, seine Zuflucht zu Urkunden-Sammlern und Kompilatoren nehmen. Es wäre zu weitläuftig, hier die Gründe auseinanderzusetzen; wir wollen nur etwas über Karl XII. erwähnen. Was die jetzt die Biographen abgehalten hat, ihre Mühe auf die Le-bensbeschreibung dieses Königs zu wenden, scheint hauptsächlich die positive Stellung zu seyn, worein er sich in Beziehung auf sein Zeit-alter befand. Er gehörte demselben nicht an. Es stand da wie ein Gespenst aus der nordischen Vorzeit, oder in gewissen Fällen aus den ein-fachen Zeiten Rom's und Griechenlands. In Athen geboren und mit dem-selben Gefühle für republikanische Freiheit wie für die Vorrechte der Königsmacht, wäre er bei ein Aristides geworden seyn, so wie in Rom ein Fabricius, in Amerika ein Washington; er war jedoch in den einseitigen Begriffen seiner Zeit geboren und erzogen zum Könige von Schweden, und erfuhr schon in seiner Kindheit, daß er Nie-mand als Gott und seinem Gewissen wegen seines Thuns und Lassens verantwortlich sey. In dem Gedanken, daß es der Königsmacht Pflichtlicht und Pflicht wäre, seine treuen Völker über Verletzung ihrer Rechte zu belehren, hielt er diese, so wie er sie aufgefaßt hatte, für seinen höchsten Zweck und jeder Aufopferung werth. „L'état c'est moi!" dachte ge-wiß auch Karl XII., aber in einem viel höheren und ehrern Sinne als Ludwig XIV. und Napoleon. Er wollte keine Eroberungen machen, er wollte nur das Seinige behaupten und Genugthuung verlangen von seinen Feinden erzwingen, um seinen Charakter wiederstrebte, in die Schleichwege der modernen Staatskunst einzugehen, so wie ihn dieser oft zu manchen ritterlichen Aeußerlichkeiten hinführte; denn er war zu poetischer Natur, um die etwanigen Folgen oder Nachtheile einer jeden Sache erst im Voraus zu berechnen.

Fast ein Jahrhundert verfloß nach Karl's Tode, ehe man ihm vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ehe er rein als histe-rische Gestalt vor die Nachwelt treten konnte. Bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war es der allgemeine Ton unter den Ge-schichtschreibern, wenn sie auch seinen Heldenthaten ihre Bewunderung nicht versagen konnten, doch wegen seines Mangels an Klugheit und Staatskunst Beschuldigungen gegen ihn aufzuwerfen; und wenn auch auf solche jedoch ein neuer, mehr poetisches Zeitalter, welches Karl XII. eben so sehr erhob, als man ihn früher herabgesetzt hatte. Erst nach-dem der Konflikt der entgegengesetzten, auf beiden Seiten zu weit ge-triebenen Meinungen beschwichtigt war, konnte von einer ruhigen und unparteiischen Darstellung des Schwedischen Heldenkönigs die Rede seyn, die zugleich die Vollendung des Stiles heißt, wie sie die Wis-senschaft des Detailirten und die Würde der Geschichte erfordern. Wir glauben daher, daß die Zeit jetzt da ist, wo man Karl XII. auf wür-dige Weise schildern kann, und daß das Lundblatische Werk ein wirk-licher Gewinn für die Schwedische Literatur ist.

Da Karl's XII. Geschichte zugleich eine Kriegsgeschichte ist, so muß sein Biograph nicht nur die gedruckten Literatur-Lepo, sondern auch mili-tairische Kenntnisse besitzen, und in diesen beiden Hinsichten erfüllt die von Lundblad herausgegebene Biographie das, was die Kritik hauptsäch-lich wünschen kann. Das Werk zeigt, daß der Verfasser die wichtigsten Quellen zur Geschichte Karl's XII. sorgfältig studirt hat. Norberg's reichhaltige Sammlung aller der wichtigsten in jene Zeit gehörenden Urkunden ist eben so wohl benutzt worden, wie die von Rudenschöld selbst geschätzte Kriegsgeschichte Adlerfeld's und der immer anziehende, wenn auch wenig zuverlässige Voltaire. Auch die in neuerer Zeit entdeckten Quellen, die Geschichte Karl's XII. wie die Urkunden der Skandinavischen Gesellschaft und Faut's Sammlungen sind nicht unbenutzt geblieben. Neben dieser Gründlichkeit herrscht überall in Lundblad's Werk klare Ordnung und Anschaulichkeit, und eben so klar und sachkundig wie der Verf. die kriegerischen Ereignisse schildert, entwickelt er uns auch die diplomatischen Verhältnisse und die Absichten, welche die politische In-trigue dem Nordischen Löwen auf seiner glänzenden Laufbahn zu legen suchte. Vorzüglich in dieser Hinsicht wünschen wir auch die Fortsetzung dieses Werkes, die uns vielleicht auch mehr Licht über einen bis jetzt noch sehr wenig aufgeklärten Punkt in der Geschichte Karl's XII. geben dürfte, nämlich über die Entwickelung des aristokratischen Mißvergnügens während der letzten Jahre des Königs, so wie über die Organisation des Bundes, der, in der Stille wirkend, die Auflösung zur Beotheirigung des Vaterlands lähmte, die Frage über Absetzung des Königs erweckte und nach des Helden Falle sein Werk durch eine vollkommene Staats-umwälzung krönte. Der Styl des Verf. ist leicht, rein, mannigfaltig und lebendig, und mit Geschick ist die ermüdende Einförmigkeit vermie-den, die so oft die Details einer Kriegsgeschichte begleitet.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Adolf Findling, eller tre år under Deotning Christinas regering. (Adolf Findling, oder drei Jahre unter der Königin Christina Regierung.) Von Pehr Sparre (dem Verfasser „des letzten Freisgrers"). 3 Bde. Stockholm.

Swensk Sprätlära. (Lindberg's Schwedische Sprachlehre.) Her-ausgegeben von Joh. Gust. Ek. Lund.

En ung mans memoirer. (Denkwürdigkeiten eines jungen Man-nes.) Bilder aus dem Leben in Stockholm. 3 Bde. Stockholm. De fyra Normännen. (Die vier Normänner.) Novellen-Cyklus von Henrich Steffens. Aus dem Deutschen übersetzt.

Mannigfaltiges.

— In den Grundsätzen über den Schutz des literari-schen Eigenthums. Das Pariser Polizei-Gericht hat am 4ten d. M. einen interessanten Prozeß entschieden. Die Buchhändler Eberhard und Comp. hatten nämlich einen Kenographirten Abdruck der angekündigten Vorlesungen auf der Pariser Universität nicht bloß angekündigt, sondern zum Theil bereits (die Lieferung zu 5 Sous) ausgegeben. Sämmt-liche Professoren der drei Fakultäten*), mit alleiniger Ausnahme des Hrn. Cuvier, erklärten sich dadurch in ihrem Eigenthume beeinträch-tigt und trugen auf Beschlagnahme der nachgedruckten Vorlesungen und auf Bestrafung des Hrn. Eberhard an. Der Letztere wurde durch Hrn. Berryer vertheidigt, während Hr. Marie für die Professoren der juristi-schen und für Chabrol d'Estange für die der medizinischen Fakultät auf-trat. Herr Marie suchte in einem beredten Vortrage zuvörderst den Begriff des literarischen Eigenthums festzustellen, der unter allen For-men, gleichviel ob ein Autor sein Werk dem Druck übergebe oder es bloß mündlich vortrage, derselbe bleibe. Das Honorar, das der Pro-fessor für seine Vorlesungen erhalte, gehe seinen Zuhörern eben so we-nig das Recht, dieselben abzudrucken, als der Preis, den Jemand für ein Buch oder ein Gemälde erhalte, dem Käufer auch gleich das Recht gebe, das Buch oder das Gemälde auf mechanischem Wege zu vervielfä-ltigen. Hr. Berryer, der darauf das Wort nahm, gab zwar zu, daß jedes Erzeugniß der Intelligenz ein literarisches Eigenthum begründete; dieses könne jedoch, wie alles andere Eigenthum, nur unter gewissen Bedingungen wieder in Anspruch genommen werden. In dem vorlie-genden Falle sey in jedem ähnlichen Falle bestehe diese Bedingung in der Formalität der vorgängigen Deponirung des Werkes. Dem übrigens unter gewissen Umständen, wie z. B. durch den Verlauf der Zeit, auch das literarische Eigenthum Gemeingut werden könne, so sogar es wer-den müsse, sey hinlänglich bekannt; zu diesen Umständen sey aber auch der zu zählen, daß Jemand ein Erzeugniß seines Geistes dem Publikum unbedingt übergebe, wobei es im Interesse des Vortragenden liege, daß die Publizität seines Werkes so gehemmt als möglich sey. Schwierig würde es außerdem auch seyn, in solchen Fällen den Nachdruck zu konstatiren, da ja gar kein Original vorliege, mit dem der aus dem Stegreif ge-haltene und stenographirte Vortrag verglichen werden könne. Hr. Marie entgegnete hierauf, daß es also bloß auf die Entscheidung anzukommen scheine, ob das improvisirte Wort überhaupt das unter gewissen Bedingungen ein literarisches Eigenthum konstituire. Der Schutz dieses Eigenthums werde übrigens durch das Gesetz an sich verbürgt, und die Deponirung des Werkes sey eine ganz äußerlich dieser Garantie beigezogene Vorschrift. Hr. Chaix d'Estange erklärte, er sey mit dem Plaidoyer seines Kollegen so einverstanden, daß er nichts Schlagenderes hinzuzufügen wisse. Nach einer langen Berathung entschied darauf der Gerichtshof, daß Eber-hard des Nachdrucks schuldig sey und eine Strafe von 100 Franken zu zahlen habe, so wie daß die stenographirten Vorlesungen zu kon-fiszirren seyen.

— Lichtenberg in England. Als ein Hauptbeweis dafür, wie wenig im Grunde die Deutsche Literatur auch jetzt noch in England ge-kannt ist, dürfte wohl der Umstand anzuführen seyn, daß man erst in diesem Jahre dort etwas von Lichtenberg's geistvollen Erklärungen zu Hogarth erfahren hat; zu Hogarth, dieses in England so populairen Künstler, dessen Werke aber doch keinen Englischen Kommentar gefunden haben, der dem Deutschen an die Seite zu stellen wäre. Lichtenberg, der bereits vor sechzig Jahren zur Verbreitung der Englischen Literatur in Deutschland durch seine trefflichen „Briefe über Garrick und das Engl. Theater" beitrug, steht sich jetzt erst in England anerkannt, findet jetzt erst einen Dank, den er sich vor einem halben Jahrhundert verdient hat. Unter der Ueberschrift „Lichtenberg and Hogarth" wird nämlich im letzten Januar-Hefte der Foreign Quarterly Review eine ausführ-liche Kritik von Lichtenberg's Erklärung Hogarthischer Kupferstiche und einigen Uebersetzungen daraus mitgetheilt. Der Kritiker scheint ebenfalls seine Verwunderung darüber aus, daß diese Erklärung bisher noch niemals in einem Englischen Gewande erschienen sey; „ja nicht einmal die Auf-merksamkeit des Landes ist jemals darauf hingelenkt worden, und so viele Engländer auch über Hogarth selbst oder über seine Werke geschrie-ben haben, scheint doch Keiner auch nur eine Ahnung von der Existenz seines geistvollen Deutschen Kommentators gehabt zu haben." — Diese Ungründlichkeit, aus der namentlich wir Deutsche jedem Biographen und Kunstkritiker, und gewiß mit Recht, einen ernsten Vorwurf machen würden, erklärt sich zunächst wohl aus dem Nationalstolze der Engländer, der jede Anerkennung von Seiten des Auslandes als einen schuldigen, aber kaum beachtenswerthen Tribut angesehen gewohnt war. Fremd mit uns daher, in der nachtheiligen Schuld-Abtragung gegen unseren Lichten-berg einen neuen Beweis zu finden, wie sehr dieser selbstsüchtige, jedem Forschereifer wahrhafter Humanität feindselige Stolz im Verschwinden ist, und wie wir immer freudiger der von dem gegenseitigen Werth der Na-tionen durchdrungenen Zeit einer allgemeinen Welt-Literatur entgegen-sehen können.

*) des Rechts, der Medizin und der Wissenschaften (sciences); dies sind bekanntlich die drei Zweige der Pariser Universität.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 24); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Montag den 20. Juni 1836.

Frankreich.

Ein Besuch bei Bernardin de St. Pierre.*)

Von Leon Goslan.

Ich weiß ein Ereigniß, von dem die Pariser nicht ihre offizielle Kenntniß haben werden, als wenn es vorüber ist; sie, die doch Alles gleich erfahren, was die Welt von einem Pol zum anderen gehen, die von den feinsten Dingen unterrichtet sind, von der Gesundheit des Königs von China und von den Sitten im Monde; diese simple, gewöhnliche Ereigniß, das den Leuten auf dem Lande so schnell bekannt wird, ihnen, denen es doch an Zeitungen, belletristischen Blättern und Telegraphen fehlt, ist ganz simpel — ich bitte um Verzeihung, daß ich meine Erzählung mit einem Logogryph begonnen habe — ist — der Frühling.

Der Pariser kennt Alles, nur den Frühling nicht. Und doch beschäftigt sich seine civilisirte Stadt so viel mit dem Frühling wie Paris. Noch sind die schrägen Schießfenster mit einem Schneetreppvid bedeckt, noch steigen weißgraue Rauchsäulen von diesen Schießerdhäufen empor, da denkt Paris schon sehr ernstlich an den Frühling. Ihr glaubt vielleicht, der Pariser grabe die Erde um, wie Virgil es im ersten Gesange der Georgika empfiehlt; er beschneide seine Bäume, baue Gehäuse aus Stroh und Binsen für seine Bienen und sehe nach seinen Melonenbeeten; — weit gefehlt. Er beschäftigt sich mit dem Frühling auf seine Weise. Zuvörderst nimmt er seine von den Winterregen durchweichten und von den Regenrinnen ausgehöhlten Dachsteine fort und befestigt sie, mit großer Gefahr für die Vorübergehenden, durch neuen Schiefer, dem im nächsten Jahre oder ein ähnliches Schicksal bevorsteht. Der Schieferstein ist sein erster Frühlingskranz; dann pflastert er seine Straßen, streicht die Fenster seiner Kaffeehäuser an, vergoldet die Simse seiner Läden, während seine Journale mit Anpreisungen von Stoffen, Zeugen und Moden für den Frühling gefüllt sind, und wenn er sich so einen papiernen und steinernen, einen Zeug- und Schiefer-Frühling zurecht gemacht hat, kauft er nachdrücklich noch zwei Klafter Holz und läßt sich von neuem einheizen. So leben die Pariser und der Frühling zusammen, so lange es einen Frühling und Pariser giebt.

Ich kann also den Parisern gis eine wirklich erlebte Begebenheit melden, daß ich für sie den Frühling von 1836 gesehen habe. Ich bringe ihnen die hehre Botschaft voll Wohlgeruchs, das lieblich duftende Evangelium unserer Felder. In diesem Augenblick ist der Baum ein Blüthenstrauß. Nicht den abscheulichen Flieder, diese verpestete Schandblume, die auf den Misthaufen von Romainville wächst, um den Busen der Dirnen in der Vorstadt des Tempels zu schmücken, nein, den blühenden Zweig eines Apfelbaums schwinge ich in meiner Hand. Sey mir gegrüßt, du lieber Apfelzweig! Warum soll die Laube von ihrer Wanderschaft über die Gewässer der Sündfluth den Oelzweig, ein so bitteres, beedes Gewächs, mitgebracht haben? Warum nicht einen süßen Apfelzweig? Gewiß, es ist ein Fehler in der Uebersetzung der heiligen Schriften; die Taube kehrte mit einem Apfelzweige im Schnabel zur Arche zurück. Der Apfelbaum eilt allen Bäumen des Frühlings voran, auch der Rückkehr der Blüthe, der Früchte, noch geruhig von geschmolzenem Winterschnee, die Saat ist noch nicht länger als das Haar eines Kindes, da erfüllt schon der Apfelbaum die Luft mit seinem Wohlgeruch, die Erde mit seinen rosa und weißen Blättern.

Dieser Anfang sieht beinahe aus wie ein Hirtengedicht. Warum giebt es keine Hirtengedichte mehr? Nachdem man die Todesstrafe soll abgeschafft, hat man doch das Spaßverbrechen der Lüge nicht getilgt, oder hier Tausend Versen über eine lügenhafte Person, über einen Heldenlied? Man besingt Helden. Die Heldengedichte sinnen auf ein Heldengedicht und leiten es mit einer Vorrede ein! Heldengedichte also giebt es noch, aber keine Hirtengedichte. Und doch findet man wohl noch schöne Mädchen, Sonnen-Untergänge wie zu den Zeiten Virgil's, grüne Eidechsen und müde Reisende! Wo ist die Poesie, die diese Seite der Natur verherrlicht? Das Drama und der Roman verschlingen Alles. Ohne Zweifel erklärt das Drama die bürgerlichen Leidenschaften, während der Roman sie schildert; aber darin beruht nicht das ganze gesellige Leben. Man schreibt zu viel bloß für die, deren Sitten man kopirt. Die Literatur nimmt ihre Gemälde nur aus der Stadt. Unbekannt sind ihr die Felder und die zwanzigtausend Gemeinden Frankreichs, Vernachlässigt von der Poesie, hat sich die Eloge zur Malerei geflüchtet und ihr die Sorge anvertraut, sie nicht ganz in Vergessenheit gerathen zu lassen. Ein großer Dichter wird kommen und die Natur wieder zu entdecken, wo Virgil sie gelassen hat, damit sie auch in der Poesie wieder zu Ehren gelange. Nicht daß ich an das goldene Zeitalter der Felder und an die Milchstraße, woran nichts Erfreuliches zu sehen sein würde, an die goldenen Aepfel und an die Tugenden der Landleute glaubte, aber mir scheint, daß die Literatur zu städtisch und nicht ländlich genug, doch bedeutet, daß sie zu Pariserisch geworden ist.

Werden wir aber noch lange bäuerliches Wesen in den Dörfern finden, wird man fragen, und ländliche Sitten auf den Feldern? Ach, ich suchte mich, darauf zu antworten. Die Civilisation folgt dem Lauf des Wassers, wie die Cholera; die Industrie kletert auf die Bäume; der Rasen weicht schon, um den Esseudahnen Platz zu machen.

So sprach ich bei mir mir selbst, indem ich meine Bürgerschaft zum Landsaue Bernardin de St. Pierre's antrat, wo in Folge einer Todesfalles ein Mobiliar-Verkauf stattfinden sollte. Unterwegs hoffte ich die Eloge zu finden; aber ich suchte nur, den Frühling gefunden zu haben, zu dessen Boten ich mich machte, — einen noch unbefleckten Frühling und zu fern von der Stadt, um bald verstinn zu stinken.

Wer meinen Augen hatte ich schöne grünende Oehmden, geschmückt mit breiten Blumengürteln, von der Art, die man später vertilgt, weil sie, wie man sagt, den Wachsthum des Futterkrees, des Heilgbeus und des Buchweizens erstickten. Alles, was nicht unter den Zahn des Menschen oder des Pferdes fällt, wird ausgerottet. So vor mir hinschienen dort Felder, ich, wie der gute Bernardin, sie nannte, voller kleiner Blumen begrüßen zu können, da sah ich plötzlich, als mein Blick sich erhellte, daß die farbigen Streifen, die ich für Blumengürtel gehalten hatte, bunte Leinewand waren, die einen Raum von mehreren Meilen bedeckte! O du bunte Leinewand-Natur! du warst es nicht, die Virgil besang. Der Wiesengrund von St. Jean-en-Isle, dieses Meer von Rasen, ist ein Trockenplatz für Leinewand. Es waren allerdings Blumen, was ich gesehen hatte, aber Blumen von der Art, wie sie zu Mühlhausen in den Gärten der Herren Oberkampf wachsen, Blumen, aus der Indigo-Färberei hervorgegangen. Drei Viertelmeilen weit bedeckten Lumpen die schönsten Fluren der Brie. Hier war es nicht, wo sich die Eloge mit dem langen grünen Haar, im Schilfe kräuselnd, zu suchen hatte.

Mit schmerzlichem Gefühl eilte ich an dieser künstlichen Prairie vorüber, um so schnell als möglich nach dem poetischen Mekka zu gelangen, wo ich mich von meiner Täuschung erholen wollte. Meine Eloge war sehr krank.

Als ich eine kurze Anhöhe erreicht hatte, eine in der Brie ziemlich seltene Erscheinung, so daß man wohl dabei verweilt, hatte ich mich einen Augenblick an der Aussicht rings um mich her; acht bis zehn Meilen weit gründe ich nach allen Richtungen hin. Die Brie ist ein Meer ohne Wasser, eine ganz gleiche Fläche. Die Mühle, an der man vorbeigekommen, steht man noch eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden lang, wie einen unbeweglichen Mühle will nur gar nicht verlosen. Sie verfolgt uns wie ein ungeheurer grimmiger Maltäser. Auf diesem Ozean ohne Inseln und Vorgebirge schwimmen in weiten Fernen einige Meierhöfe, die man für Dörfer hält, so groß sind sie, und einige Dörfer, die man für Meierhöfe hält, aus dem entgegengesetzten Grunde. Nichts ist ermüdender, als diese drei monotonen Dinge, die man in unendlichen Zwischenräumen auf dem Wege zerstreut findet, die Meierhöfe, die Dörfer und die Mühlen.

Ein Meierhof verreinigt in sich eine Nation, ein Land, eine Civilisation, welches Wort man übrigens hier nicht in seiner vortheilhaftesten Bedeutung zu nehmen hat. Das Huhn ist der ganze Inbegriff des Meierhofs; ganze Schwärme dieser Thiergattung sieht man auf den Dächern und in den Höfen einer Meierei unaufhörlich mit Fressen beschäftigt. Man tritt hinein, da stößt man auf Hühner; man schaut in die Pferdeställe, unter die Schuppen, in das Wohnhaus, überall Hühner, nichts als Hühner! Ein Meierhof ist eigentlich ein großes Bund Stroh, auf dem ein Huhn sieht.

Diese Tausende von Meierhöfen, aus denen kein Ton hervordringt, die keine Spur von Leben verrathen, außer einigem spärlichen Rauch zu Mittag und Abend, stehen in gar keiner Beziehung unter einander. Man kann weiten, daß sie alle ihre besonderen Aufsprache und ihren eigenthümlichen Gebäudekreis haben.

Vermöge einer oder zweier jährlicher Sendungen von Hühnern, Eiern und Heu wissen die Meierhöfe bis auf ungefähr zehn Meilen,

*) Unsere Leser bedürfen nicht erst der Hinweisung, daß hier der liebenswürdige Verfasser der Erzählung „Paul und Virginie“ und der „Natur-Etudien“ gemeint ist. Freilich ist Bernardin de St. Pierre schon seit dem J. 1814 nicht mehr am Leben, doch ist sein Geist noch oft erwähnt in seinen Werken, als der durch seinen Geist noch belebten ländlichen Wohnung des Abgeschiedenen.

Digitized by Google

wie weit sie nach Mekun oder Meaux haben; ich sage nicht Paris, denn Paris ist für den Bewohner der Brie so gut wie China; und ein Dorf von demselben Umfange wie diese Meierhöfe hat nicht einmal ein Bewußtsein von seiner eigenen Topographie. Ein Dorf der Brie weiß nicht, wo es liegt. Sie, wenn ihr bei den Einwohnern danach fragt, wie lange ihr wohl noch bis da oder dort hin zu gehen habt, wird der Eine euch sagen eine Viertelstunde, der Andere zwei Stunden, der Dritte einen Tag. Da über ich die Staatswirthe aussehen: Ja, das ist, weil es ihnen an großen Landstraßen fehlt, um zu reisen, ihren Wohnsitz zu vertauschen, das Land kennen zu lernen. Ich bitte aber die Herren Staatswirthe um Verzeihung. Es giebt herrliche und in gutem Stand erhaltene Landstraßen in der Brie, aber Niemand benutzt sie. Zum Beispiel auf der nach Meaux führenden sah ich von zwei bis fünf Uhr, wie viel Reisende und Wagen glaubt man wohl? — Gar keine, nicht einen einzigen.

Da ich dort, wo ich mich aufwuhte, um den prächtigen Anblick eines der von der Etampe durchfurchten Thäler, des reichen Thals von Maux, zu genießen, nicht ganz in der offenen Ebene der Brie war, so hatte ich das Glück, nicht das verfolgende Gespenst einer Müdle vor mir zu haben, sondern zwei herrliche Besitzungen, die einen von der schönsten Vegetation strotzenden Landsitzen einnehmen. Wasser, Schatten, zwanzigste Pappeln, die sich zu einander hinneigen, wie Muskete, wenn sie ihre Instrumente in Einklang zu bringen suchen, das sind die geringsten Vorzüge der beiden Bürgerpaläste im Hintergrunde des Thale, auf denen ich mit staunenden Blicken verweilte. Vielleicht ist dort die aus den Hütten verbannte Eliege, murmelte ich bei mir selbst, denn um Ende sind doch die Reichen und Wohlhabenden auf Erden die Engel des Landlebens zu empfinden, von denen sie auch niemals sprechen. Wenn also die Eliege bei ihnen ist, ohne sie sie zu seyn, so ist sie, wenigstens des Gegenstandes, bei den Stadtbewohnern, die dazu geboren sind, sie zu würdigen und zu lieben. Wäre Biegil stets Pachter in Mamma geblieben, er würde seine Georgika nicht geschrieben haben. Am Hofe des Augustus gewann er erst sein Talent wieder.

Also wohl denen, sagte ich zu mir, deren Familie, Ruhe und Daseyn unter jenen heiden Dächern Schutz findet. Gewiß, da ist die einzig mögliche und wahre Eliege; so habe ich sie endlich gefunden! Es ist die Wohlbehabtheit auf dem Lande, zwanzigtausend Livres Einkünfte und dabei ein einfacher Geschmack.

Ein Landmann ging vorüber. „Sagt mir, lieber Mann", redete ich ihn an, „den Namen der glücklichen Eigenthümer jener beiden stattlichen Häuser." — „Den Namen der beiden Eigenthümer? J, der eine, der besitzt die Regierung, und der andere auch." — „Ich was?" — „Ei wohl. In dem Hause da fabriziren sie Schießwolle und im anderen Papier."

Da war plötzlich mein ländliches Gemälde zerstört, die Eliege löste sich in Dunst auf. Eine Pulver-Fabrik in diesem frischen schönen Thal, unter diesen Rosengebüschen, am Fuß dieser Rasenteppiche, beim Gesange der Nachtigall, wo die grünen Eidechsen wohnen, die Biegil besungen! Eine Papier-Fabrik dicht daneben, da, wo der Epheu sich an der Ulme emporrankt, wie es in den Idyllen heißt. Also hier und da Stoff zum Umsturz der Welt und ihrer Ideen! Schaaren von bezahlten Schießpulver- und Papier-. Ich wollte nichts mehr hören, ich fürchtete, wenn ich den freundlichen Landmann weiter gefragt hätte, auch noch zu vernehmen, daß die Landschaft schon ihr Juvenal habe. Das hatte ich wahrhaftig nicht auf dem Lande suchen wollen, und ich begann bereits, an der Eliege zu zweifeln.

Der Leser wird es sich schwerlich vorstellen, daß ich ihn einen so weiten Umweg habe nehmen lassen, um nach dem Hause Bernardin de St. Pierre's zu gelangen, wohin ich ihn zu führen unternommen habe, wenn ich überhaupt noch vorhin gelange; vor Allen derjenige Leser, der nicht weiß, daß ein Ausflug unter einer ungeschickten Hand ein Paß ist, mit welchem man nach Havre zu reisen sich verpflichtet, mit mit dem man nach Batavia kommt.

Ich glaubte indeß wenigstens ein Echo der Eliege, nach der ich strebte, ihren leisen Seufzer im tiefen Gedüsch erhascht zu haben, als ich eine Gruppe kleiner niedlicher Bäuerinnen erblickte, die am Ufer eines Bruns der Etampe im Schatten eines Aborns, wie unter einem grünen Sonnenschirm, gegen die Mittagshitze Schutz gesucht hatten und die Fischfischerei versuchten. Gnter, die große Maler, würde diesen Reigen junger Mädchen in pneumatischer Jugendglnth, schlenkernd und über Nichts plaudernd und mit einem wahren Ziegen-Appetit begabt, vor trefflich nachgeahmt haben. Ich nahte mich leise, ganz leise, aus Furcht, meine Eliege möchte verschwinden, und ich kam ihnen so nahe, daß ich, als sie mich bemerkten, zu ihrem Kreise gehörte. Ich saß neben ihnen; ich hatte das Hirtengeheimniß erkannt!

Die Eine fragte ich, ob sie Tuteel- oder Ringeltauben aufzöge, die Andere, ob sie die Milch zu meinem Käse hätelte, die Dritte, ob sie die Käse in Weidenkörben zu Markte trüge, die Vierte, ob sie die Kübde dazu flechte, die Fünfte, ob sie in den Abendstunden den Flachs spänne, die Sechste, ob sie Holz im Walde sammle, und die Siebzigste, ob sie irgend ein Ähnliches ländliches Geschäft verrichteten. Auf meine Fragen fingen sie wie närrisch an zu lachen. Ich kam mit vor wie ein um Mitternacht mitten unter die Wachsterzen eines Salons der Chaussée d'Antin verirrter Schäferspieß. Von allen Seiten sah ich mich zum Besten gehabt und lächerlich gemacht.

Was lag denn so Seltsames in meinen Fragen? Ich sprach doch zu Bäuerinnen, zu Landwäbchen. Ich war ernsthaft ärgerlich. Ah, meine Schönen, sollte ich mich getäuscht haben, und wären Sie vielleicht kleine als Bäuerinnen verkleidete Herzoginnen oder Göttinnen, die zur Erde herabgekommen, um mit den Faunen, Sylvanen und Satyrn zu spielen? Obgleich ich nur die Hälfte von meiner Ironie verstanden hatten, so lachten sie doch von frischem ganz unbarmherzig.

Ich stand auf, um mich zu entfernen, da hielt mich Eine von ihnen zurück, indem sie mit verzweifelter Naivetät sagte: „Wir machen weder weißen Käse, noch Weidenkörbe, wir sammeln weder Reisbündel im Walde, noch spinnen wir in den Abendstunden; nein, wir drucken die Romane des Herrn Frederic Soulié, der Frau von Abrantes und des Herrn Alphonse Karr; heute werden wir den ersten Band eines Romans der Madame Gay sehen."

Die Ueberraschung war zu gewaltig, um mich nicht rein niederzuschlagen. Ich schwieg und sammelte mich wieder. — „Noch einmal, wie sagten Sie, ich bitte?" — „Ja, ja, mein Herr, wir drucken Romane; wie sind Setzerinnen. Es ist jetzt Frühstückszeitunde, darum haben Sie uns hier getroffen; und so oft wollen wir uns nach der Druckerei begeben, wenn Sie erlauben." — „Wie, das ist Ihr Stand, Setzerinnen sind Sie?" — „Nicht anders. Wie gingen sonst zum Theil auf Felb, zum Theil in die Baumwollenspinnerei, zum Theil in die Papierfabrik; da verdienten wir aber nicht so viel, um davon zu leben. Die Druckherr von Corbeil kam auf den Einfall, uns in Arbeit zu nehmen, nachdem er selbst uns mit großer Geduld lesen und schreiben gelehrt hatte." — „Und Sie verdienen jetzt?" — „Vierzig Sous, den Franken täglich." — „Sie fühlen sich also wohl sehr glücklich?" — „Ganz glücklich, die auf die Schrift des Herrn Frederic Soulié, die wir nur mit vieler Mühe lesen können; aber was? jeder Stand hat seine Unannehmlichkeiten."

(Fortsetzung folgt.)

Passagiere zur See.

Der Seefahrer ist ein Mann, der sich entweder freiwillig oder aus Geille und Nothwendigkeit allen Entbehrungen unterwirft. Wenn er mit seinem Schiffe abgeht, weiß er im Voraus, was ihn erwartet, und sein nach Abenteuern begieriger Sinn gefällt sich bereits in den Schilderungen, der langwierigen Reise und den Mühseligkeiten aller Art, die ihm bevorstehen. Von seiner Kindheit an sieht er allen Gefahren und Eigenthümlichkeiten der Laufbahn, welcher er sich einst widmen wird, ins Auge; seine Ideen, seine Vergnügungen teagen einen seemännischen Charakter, und wenn er endlich sein Handwerk zu treiben beginnt, findet er sich sogleich heimisch darin; er ist in seinem Elemente; ein Tau umterhält, ein Segel beschäftigt ihn, die geringsten Ereignisse bieten ihm Zerstreuungen dar, die für uns Bewohner des Festlandes keine sind. Ich überlasse einem Anderen das Geschäft, die Vergnügungen des Seemanns, die Wechselfälle seines Lebens zu beschreiben; ich will mich damit nur mit solchen Leuten beschäftigen, die seltener zum Zufall sind, nämlich mit den Passagieren der sogenannten langen Reise.

Begebt Euch nach Havre in eines der zahlreichen Wirthshäuser, welche den Hafen und die Quais begränzen, und Ihr werdet von nichts Anderem sprechen hören, als vom Winde, von ankommenden Schiffen, oder von solchen, die nicht unter Segel gehen können. Einer ist nach St. Domingo bestimmt, ein Anderer nach der Havana, ein Dritter nach den Vereinigten Staaten, ein Vierter nach Bassilien. Bald setzen sich diejenigen, welche eine und dieselbe Bestimmung haben, mit einander in Verbindung, und die öffentliche Wirthsstaß gewährt ihnen zwei- bis dreimal des Tages ein Stelldichein. Die jungen Leute nehmen einen hohen Ton an, der Ton der kühnen Unternehmung, die Alten lassen schrecken, zu fassen scheint; die Greise haben jene zuversichtliche Miene, die dem grauen Haare und der Erfahrung so gut kläd. Man überbietet sich in Kathschlägen: „Tragen Sie solche Mützen!" — Schaffen Sie sich einen solchen Anzug an!" — Dergleichen Schuhe tangen nicht dazu, auf das Verdeck damit zu gehen! — Besehen Sie sich ja mit allerhand Instrumenten Ihrer Kajüte!" — Nehmen Sie ein Mysser von Eis!" — Und dazu erzählt man tausend Anekdoten, die zu den obigen guten Rathschlägen einen Belag geben sollen. Ost wird man von dem Rufe: „Es ist guter Wind gewonden!" aufgeschreckt, aber es selbt noch ein Viertel- oder ein Drittel-Compostelich, und man kann nur die Zagthaftigkeit des Capitains oder des Lootsen beklagen. Man sieht, daß die Ungeduld steigt, der man in solchen Augenblicken hätte zudringen können; hätte man es vorher gewußt, würde man acht Tage später abgereist seyn oder hätte seine Passage mit einem anderen Schiffe verdungen. Man wird zornig, die Köpfe erhitzen sich; in dem Augenblick, da man sein Geld und seine Koffer zurückfordern will, läuft der Wind um, es weht günstig, und das Signal zur Abfahrt wird gegeben. Man sieht die Mütze von Fischotter auf und verlangsamt den Lauf der Seemanns-Jacke; nur einige Elegante verschieben die Veränderung ihrer Toilette bis zum folgenden Tage, und man schifft sich ein, Einige seblich, Andere mißvergnügt.

Welch' ein Getöse erhebt sich dann, allen Seiten, wenn man an Bord kommt! Das Kommandowort mischt sich mit den Zurufen und Anrufungen der neuen Passagiere; die Matrosen wiederen ihnen alle Tauseil auf den Hals wünschen, wenn sie nicht beobachten, daß sie mehrere Monate zwischen denselben Planken mit ihnen hindringen müssten. Jeder sucht sich aus dem Gedränge zu retten, die Kajüte, welche anfangs eine unübersehbare Ausdehnung zu haben schien, ist jetzt von den Fellissen und den Koffern der Reisenden so eingeengt, daß man nicht weiß, wo man die Füße lassen soll, wenn man aufrecht stehen, oder wohin man den Kopf legen soll, wenn man schlafen will; an einen benennen Sitz darf man gar nicht denken. Der Anker wird gelichtet, und das Schiff geht ab; die Wellen beginnen, es zu schaukeln. Niemand sagt ein Wort; man sieht stumm auf die vielen und großen Vorbereitungen, welche auf dem Verdeck getroffen werden; dort werden die Hühnerbeete und die Wafferfäßer festgezurrt, die frischen Gemüse und das frische Fleisch werden vom Koch an der Gallerie und in der Herdspalte befestigt, das Langboot findet seinen Platz zwischen dem großen und dem Fockmast, und das Gig wird am Steuerbord aufgehißt. Diejenigen, welche sich den seemännischen Schritt noch nicht zu eigen gemacht haben, sind unterdessen, von den Anderen verlacht und desphtiert, drei bis vier Mal auf das Verdeck hingeflogen. —

Die Scene wechselt; die Gesichter verzehen, die selbere Fröhlichkeit schwindet, die Augen leren umher, und man sucht einen Winkel, um

Digitized by Google

das Pochen der Herzens zu belauschen. Der Lärm steigt; die Seekrankheit bemächtigt sich jedes Magens und jedes Kopfes. Man fängt mit einem Lächeln an und endet mit herzzerschneidenden Seufzern; die Reihe kommt an Jeden; die Krankheit ergreift Alle, den Einen mehr, den Anderen minder. Diejenigen Passagiere, welche die größte Unerschrockenheit zeigten haben, sehen ihren Mund immer mehr schwinden; sie verlangen eine Citrone, oder eine Bigeffine, deren erfrischender Geruch, deren erquickende Saft sie für einige Augenblicke stärkt; aber bald darauf fordern sie das Spuckschüsselchen, und das ganze Verdeck, die Kajüten sind mit Kranken bedeckt, die man nicht anrühren darf, wenn man nicht mit Verwünschungen überschüttet sein will. Das Mittagessen wird angekündigt. Unmöglich! Jeremann trinkt Thee und empfiehlt dem Steward, so wenig Zucker als möglich in die Tasse zu werfen. Aber während des Essens mischt sich der Geruch der Speisen mit dem des Theers, dieser belästigende Dunst, welcher sich vorzugsweise entwickelt, wenn das Wasser, das sich im unteren Raume gesammelt hat, durch das Schlingern und Stampfen des Schiffes hin- und herrollt. Alles dies steiget die Krankheit, und man überschüttet die Esser, Trinker und Taschen mit Verwünschungen, vorzüglich aber diejenigen, welche dem Meere schon ihren Tribut bezahlt haben, der Gefahr muthig entgegen gehen und sie ohne Schwierigkeit überwinden. Welcher Jammer ringsumher! Die eine Familie sängt an, das unglückliche Schicksal der anderen zu bemitleiden; Einer erbricht sich zum Krankenwärter des Anderen, und der Hochmuth, der nur zu gern sich zu Tische setzt, um sich des Ekels des Meeres vertraut sind, läßt uns alle jene kleinen Geschäfte ohne Ueberdruß verrichten.

Am anderen Morgen werden mehrere gelbe und bleiche Gesichter aus den Kojen gestreckt; von Stunde zu Stunde steht man Genesende, die zwar noch Gesichter ziehen, aber doch schon ohne bedeutende innere Erschütterung zum Frühstück und den Schinken auf dem Frühstückstisch sehen; man gewinnt wieder Haltung, das Gleichgewicht stellt sich her, der Tisch ist besetzt. Am dritten Tage werden die am meisten Mitgenommenen sichtbar; sie erscheinen mit einem langen Barte, die Citrone immer der Nase; schmutzige Gesellen, jeden Augenblick bereit, die unschuldigste Bemerkung übel zu nehmen, um so mehr, als sie bei ihrem Anderkommen die Bemerkungen scheuten.

Am vierten und fünften Tage werden auch die Frauen sichtbar. Gewaltiger als die Männer und gewohnt, mehr als diese zu leiden, haben sie die Zeit der Prüfung fern von allem Tumulte hingebracht; und kein zukreilender Blick hat ihre niedergeschlagenen Augen und ihre blassen Wangen entdecken können. Sie haben ihre natürliche Farbe, auch in Schmerze nicht verleugnet, und ihr kleiner Spiegel hat sie belehrt, wann sie sich wieder dem Anblick der Menge preisgeben durften. Alle Arme sind bereit, sie zu unterstützen, damit sie auf der Treppe nicht ausgleiten, die auf das Verdeck führt. Sie treten in ihre Welt ein, und alle Männer lassen es sich angelegen sein, so viel Aufmerksamkeit als möglich zu erregen, denn jeder Blick ist für sie Geschmack für einen Frau und bedarf des Wohlthuns ihrer Stimme, um die Einförmigkeit seiner Umgebung zu vergessen, die keine Abwechselung hat, als den heranwachsenden Sturm und den klatschenden Regen, einen vorüberfliegenden Segler, oder einen gefangenen Fisch.

Endlich befindet man sich wohl. Die Essstunden folgen in klösterlicher Ordnung auf einander; das Aufstehen und Niederliegen richtet sich nach dem Frühstücke und den Abendessen. Jedermann macht seine kleinen Einrichtungen. Am Morgen, wenn das Verdeck gereinigt ist, steigt man hinauf, und macht seine Toilette mit dem dazu täglich bewilligten Glase Wasser. Einige verteuren herzhaft ihr bedauertes Kinn dem Messerlein, der das Kinn eines Nachbarsliefe, die Mehrheit kommt, bis die Kajüte leer ist, um sich in Ruhe des Bartes zu entledigen. Hierauf kommen die Karten, das Domen- und Schachspiel an die Reihe. Die Zigarren des Schach- und Domenbrettes sind stets defekt, und man ersetzt die kunstvollen Arbeiten des Schnitzers und Drechslers durch rectreue farbige Bohnen oder Pfefferkn. Um zwölf Uhr, wenn man die Mittagsglocke ertönen hört, stürzt man sich in die Fenster, um den angenehmen Geschmeinert oder Limonade, und nach wenigen Augenblicken machen die Offiziere das Resultat ihrer Beobachtungen bekannt; sie geben den Punkt an, wo man sich befindet, das zunächst liegende Land, so wie die Klippen und Sandbänke, welche man zu vermeiden hat. Diese Mittheilungen werden durch Spiele und Geschwätz unterbrochen; der Kaufmann findet, daß er sehr langsam gehe, der trockene Spaziergänger neigt sich von seinen Hin- und Herzügen, die alle bei weitem angenehmer gewesen sind, als der jetzige; dann fängt man wieder an zu lesen, sich zu dürsten, zu spielen und über Nichts ein neues Buchts zu schwatzen. Die lustigen Wortsche machen sich über die wohlverwahrten Leckerbissen in der Kammer der Zeugkammer her, die Eingeborenen der Spiele gehen den Steff zur Conversation. So ist das Begetiren der Schiffspassagiere beschaffen. Aber mit welcher Leichtigkeit entwickeln sich die Charaktere bis in die kleinsten Nuancen! Kaum ist das Land dem Gesichtskreise entschwunden, und kaum sind die Spuren der Seekrankheit verlilgt, als sich auch schon Cliquen bilden und Intriguen angefponnen werden; Koterieprodukten werden angezettelt, Haß und Eifersucht schleichen sich in die kleine Kolonie ein. Nicht durch Liebe allein geht Troja unter, sondern alle Leidenschaften werden auf einmal losgelassen. Der Geizige tadgt alle seine Aengstlichkeiten zur Schau, der Sorgiose seine Nachlässigkeit und seine Unerschrockenheit, der Faule seine ganze Indolenz, und der Politiker seine Leidenschaftlichkeit. Man erräth ihn an seinen Bewegungen, an den Büchern, aus denen seine kleine Bibliothek besteht, aus den Journalen, in welche seine Schachzeln und Briefe gewickelt sind; ein Wort, das er gesagt oder nicht gesagt hat, ist von großer Bedeutung und giebt zu allerlei Verwunderungen Anlaß. Eine Frau gebeidet sich wie ein Mann, ein Mann besser als der aus und wartet Kinder; die Kinder zeigen sich mit allen ihren Begebenheiten und Launen. Jeder Weise flüchtet sich in den Mastkorb, um ungestört zu sein, ein Anderer leicht aus gleicher Absicht in die Heckfolle, die Liebhaber belauschen ihre Schönen und halten sich am liebsten zu den verheiratheten Männern. Wenn der Abend naht, geht der Melancholiker nicht vom Verdeck, er wirft schmachtende Blicke nach dem Mond und läßt sich von dem lauschenden Tauwerk wiegen; ist er musikalisch, so greift er zur Guitarre und singt; eine Unterhaltung, die Jedermann bis jetzo über angenehm ist, spätter aber wird sie unerträglich. Er unterbricht sich von Zeit zu Zeit in dem Vortrag seiner Romanze, um das Kielwasser des Schiffes zu beobachten, seine Augen leuchten sich, und sein Geist weilt nicht mehr in der Zone, die sein Leib durchwandert. Er spricht, wie Maria Stuart, mit den Wolken, den „Segleru der Lüfte", und mit den Winden, die von der Heimath zu ihm herüberwehen.

Morgen passirt man den Teopilus! — Wetten werden geschlossen. Welche glänzende Frühstücke will man geben, sobald man landet; aber der Morgen bricht an, und der Teopilus mit seinem Taufpate lassen vergeblich auf sich warten. Die Wetten werden erneuert, est von Sucre und Zant begleitet, und nicht selten legen zwei oder drei Dutzie den Bernis kaffir ab, daß die Menschen geboren sind, um mit einander zu leben. Glücklicherweise ist es ag Bord nicht erlaubt, sich den Hals abzuschneiden, und der Sturm, Hitze und gute Nächte, die man zusammen überstehen muß, tragen das Ihrige zum Vergessen bei. Wie dem aber auch sey, gegen das Ende der Reise werden die Passagiere so verdrießlich, daß der Reisenhalt am Bord unerträglich wird. Der einzige Russ „Kapitän" ist noch der Einzige, der sich seine Heiterkeit bewahren darf, von der Stirn der Langweiligen verscheuchten die Runzeln, die gehörten Töpel werden liebenswürdig, und der Geizhals sucht in seinem ledernen Beutel nach kleiner Münze, um dem Steward und dem Kajütenjungen ein Douceur zu geben. Aller Augen sind nach der noch sehr entfernten Küste gerichtet. Ist es ein Leuchtboot, was dort am Horizont erscheint? — Nein, es ist nur eine Fischerdorfe. — Es währet lich, und man erkennt nach und nach seine Signalflagge. Der Lootse steigt auf das Verdeck und bemächtigt sich des Steuers, während jeder ihn mit Fragen bestürmt und taufenderlei Neuigkeiten von ihm zu erfahren sucht, von denen selbst der Werewolf nie eine Silbe gehört hat. Einige halten ihre Briefe für das Postpacket in Bereitschaft, Andere verrücken ihre Cravattenknoten, um sie den Augen der Zollbeamten zu entziehen; diese unterhandeln mit einem Boote, welches sie an Land spediren soll, jener ziehen ihre schönsten Kleider an, um Aufsehen zu erregen, so wie sie den Fuß aus Ufer setzen. Die Frauen sind nicht minder ungeduldig, aber zu ihrem großen Mißvergnügen bricht der Aufland sie warten, bis sie den Boden betreten. Sie sind sich sicher, daß sie ihre verdrießlichen Gesichter und die entrieten Duelle sind vergessen, und zwei Tage später liest die ganze Stadt in den Zeitungen, daß der Capitain seine Passagiere mit großer Achtung behandelt und mit Artigkeiten überhäuft habe, und daß man seiner Liebenswürdigkeit die vollkommene Einigkeit danke, welche während der zwei- oder dreimonatlichen Reise am Bord geherrscht habe.

Bibliographie.

Poésies morales et historiques, ou Suite et seconde édition des Loisirs d'un ancien Magistrat. — Vom Bicomte von Billiers du Terzage. 2 Bde. 15 Fr.

Don Juan de Marana, ou la Chute d'un auge. Mystère en cinq actes. — Von Alexander Dumas. 6 Fr.

England.

Philosophie der Naturgeschichte.

(Schluß.)

Wir kommen hierauf zu den Reptilien, als mehr oder weniger von unangenehmen Anblick, und einige flößen uns, von dem über sie beim Skindenfall aufgeschreckenen Fluche, einen instinktmäßigen Abscheu ein. In dieser Klasse finden wir die riesenhaftesten und anomalsten Thierformen einer untergegangenen Welt. Hierher gehört der ungeheure Megalosaurus, der 70 Fuß lang und 8 Fuß hoch sey und der Iguanadon, welcher 60 Fuß haben soll. Noch anomaler erschienen die Pterodactyli, welche nach den Aussichten der meisten Naturforscher fliegende Reptilien gewesen sein sollen. Cesimi hält sie für Fische; Sömmering und Wagler zählen sie zu den Säugethieren; Letterer erklärt ihre augenscheinlichen Flügel für Finnen und hält sie für schwimmende Thiere. Cuvier und Meyer stimmen Cuvier bei, der sie für Reptilien erklärt. Zu den Reptilien gehören auch die von vielen Völkern angebeteten Schlangen, und die von der heiligen Schrift als der Lppus des Uebels dargestellt werden. Der ungeheure Boden der alten Welt kömmt ganz der Amerikanischen Bau gleich. Die Geschichte der Schlange aber, die dem Negatus und seiner ganzen Armee in Afrika so viel zu schaffen gemacht hat, und die 120 Fuß lang gewesen sein soll, ist gemiß übertrieben.

Werfen wir im Vorbeigehen einen Blick auf die Bewohner der Lüfte. Wie schön, mannigfach und lieblich ist die Scene hier; vielleicht ist diese Geschlecht im Thierreiche für den Menschen das schönste und angenehmste, neben dem großen Nutzen, den sie meistens einzelnen für ihn gewähren. Unsere Wälder und Gefilde sind von ihrem Gesange belebt, unsere Tafel ist durch sie mit den schmackhaftesten Leckerbissen versehen, ihre Daunen geben uns Gemächlichkeit und Erholung, und ihre Kleine sind die Werkzeuge, wodurch sich der menschliche Geist einer gewissen Welt mittheilt.

Den Uebergang von diesen Thieren zu den Säugethieren macht ein sehr merkwürdiges Geschöpf, Ornithorhynchus paradoxus genannt, welches in sich selbst Eier ausbrütet und daraus Junge erzeugt. Sein Vaterland ist Neuholland, ein Land, welches wegen seiner eigenthümlichen Thierformen und Thiere-Welt merkwürdig ist; an den Hunterlippen hat das Thier einen Sporn, woraus es Gift gegen seine Angreifer spritzen soll, und dieses wäre in der einzige Fall, wo Säugethiere mit Giftorganen ausgerüstet wären. In der Klasse der Säugethiere trifft es

Digitized by Google

Mensch die größte Annäherung an seine Natur, durch Form, Organisation und Verstand. Hier findet er auch die Schätzer seines Lebens, die Uebelnehmer und Geschrecker seiner Ruhen und dieserigen, die seine vorzüglichsten Bedürfnisse befriedigen. Merkwürdig ist's, daß die nützlichsten darunter keine scheußerscheine sind, sondern sich von Vegetabilien nähren, und daß der Mensch mit diese zu seiner Nahrung nimmt, gleichsam als hätte er einen natürlichen Abscheu gegen den Kannibalismus, wo er ihn findet. Man hat genau nachgewiesen, daß der Mensch nicht in die Reihe der Thiere gehört, obgleich er durch leibliche Bande mit ihnen verwandt ist. Der gelehrte Burdach*) hat physiologisch dargethan, daß nur beim Manne die thierische Natur noch hervortritt; die Humanität aber, das heißt der Gegensatz zum Thierischen, in der Form, dem Baue und der Entwickelung des Wirbes ihren Zenith erreicht hat.

Möglich wir nach obiger kursorischen Eintheilung der von der Naturgeschichte umfaßten Wesen die Reihen geschieden darstellen, so verhält es sich doch nicht so in der wirklichen Natur; hier ist das Verhältniß der Wechselwirkung Aller überall sichtbar, und nicht nur ein Naturreich dem andreen, sondern die einzelnen Gattungen eines Reiches dienen einander zum Werkzeug und Werkstoff. Die große Maschine der Natur läßt Rad in Rad wirken und zeigt uns allerwärts den lebendigen Umriß einer allmächtigen und allgegenwärtigen Weisheit. Was hier ein Uebermaß von Produktion scheint, ist auf der andreen Seite wieder durch Verrath sie Consumtion; wir erstaunen über die Fruchtbarkeit dieser Fische, Pflanzen u. dgl. und sehen oft im ersten Augenblick nicht ein, wie nothwendig sie zur Erhaltung des Gleichgewichts des allgemeinen Daseyns ist. Einige wenige Beispiele werden diese Reciprocität bestreichen, welche uns an die gemeinsame Mutter Erde bindet.

Um wieder mit einem Pflanzenreich anzufangen — welche zahllose Heere wähnen sich in ihm, vom Lederkraut an der Mauer an, bis zur Ceder des Libanon! Fast jede Pflanze, jeder Strauch oder Baum besteht aus mehreren Vegetabilien, und diese sind nicht alle zu gleicher Zeit für die Existenz der Pflanze nöthig; sie können daher zur Nahrung dienen, ohne ihrem Stamme Nachtheil zu schaden. Jeder einzelne Theil dieser Nahrung für ein Heer von Insekten, Vögeln und Menschen; manchem Geschöpfe dient die Wurzel, manchem der Stamm zur Nahrung, und andreen die Blätter, Knospen, Blüthen, Blumenstaub und Frucht. Doch scheint das Pflanzenreich nur einen Tauschhandel mit dem Thierreiche zu haben, denn nicht nur, daß es von diesem die Kraft, seinen Wachsthum zu befördern, in den animalischen Dünger empfängt, es wird auch eben durch die Consumtion des Ueberwuchs eines üppigen Wachsthums gebremmt, durch welchen die Pflanze sehr schnell erschöpft und vernichtet seyn würde. Die sogenannten kryptogamischen (blüthenlosen) Pflanzen, wie die Moose, Pilze und Farrenkräuter sind zwar nicht direkt zur Nahrung bestimmt, aber sie helfen doch einen Boden kultiviren und befördern die Ablagerung, wo die Humuserde am langsam zu Werke gehen. Was von einem isolirten Geschöpfe aus betrachtet als Uebermaß und Verschwendung erscheint, das nimmt eine ganz andre Gestalt an, wenn man es in seinem nothwendigen Zusammenhang mit der allgemeinen Harmonie des ganzen Systems betrachtet.

Die unermeßliche Mannigfaltigkeit der organischen Wesen wird noch deutlicher erscheinen, wenn wir das Verzeichniß der bekannten und der wahrscheinlich existirenden Geschöpfe geben, welches Swainson liefert. **)

Bekannte:	
Säugethiere	1,000
Vögel	6,000
Fische	6,000
Insekten	120,000
Mollusken	5,100
Radiata (Strahlthiere)	1,000
Schthiere Polypen	1,500
Zusammen	140,600

Man sieht, daß die Reptilien in dieser Liste ausgelassen sind; die Zahl der Vögel ist nach der Zahl der im Berliner Museum befindlichen, und die Zahl der Fische nach der Antorität Cuvier's angenommen. Wir haben demnach außer Reptilien und Pflanzen, deren letzte nach Drandolle 60,000 an Zahl sind, eine Summe von 140,600 bekannter organischen Wesen.

	Wahrscheinlich existirende:	
1) Wirbelthiere	Vierfüßige	1,200
	Vögel	6,800
	Reptilien und Amphibien	1,500
	Fische	8,000
2) Annulosa (Ringelthiere)	Insekten	350,000
	Würmer	2,500
	Radiata	1,000
3) Mollusken	Polypen, Korallen	1,500
	Nackte Mollusken	600
	Testacea (mit einer Kalkschale versehen)	4,500
		577,600

Diesen Tabellen wollen wir noch eine sehr genaue und reichere von dem Deutschen Naturforscher Keferstein beifügen. Er hat auch die festen Thiere mit in die Liste aufgenommen, die dadurch in zwei Klassen zerfällt***):

	Noch lebende.	Fossile.
Säugethiere	883	270
Vögel	4,099	20
Reptilien	1,270	104
Fische	3,386	386
Insekten		247
Spinnweben		
Crustacea		
Xyphosura		
Entomostracea		211
Isopoda		
Myriapoda		
Mollusken	3,816	6,036
Anneliden	202	214
Radiata	187	411
Polypina	816	907
Testrathien	32,000	803
	46,759	9,629

In diesem Register sind die Insekten und entomostracea ausgelassen, welche nach der runden Zahl Swainson's das Ganze zu der Summe von 185,000 bringen würden. Aber eine andere Rechnung der wahrscheinlichen Zahl der Insekten-Stämme allein bringt die ungeheure Summe von einer Million heraus.*)

Es liegt am Tage, daß bei einem so großen Zusammenfluß organischer Wesen die Kenntniß derselben nur dann erlangt und erhalten werden kann, wenn man die heterogenen, durch die ganze Natur theilweis zerstreuten Massen methodisch ordnet. Die erste Bedingung einer solchen Ordnung ist, daß jeder Gattung ihren unterschiedenden Namen habe. Man kann sie nachher in Reihen, Gruppen oder Reiche, Klassen, Ordnungen, Stämme, Geschlechter, Familien und Species eintheilen. Um es aber dahin zu bringen, daß einer Verwirrung gesündlich vorgebeugt wird, mußte man auch eine eigene Sprache für diesen Gegenstand adoptirten, die sogenannte Kunstsprache, wodurch die Gegenstände eine genauere Bezeichnung erhalten. Man nennt diese Sprache jetzt nicht mehr Terminologie, sondern Glossologie oder Orsomologie. Linné ist es, der Vater der neuren Naturgeschichter, welchem man auch diese Methode zu verdanken hat; man reicht ihr mit einem sonderlichen Namen aus, wo die älteren Naturforscher eine ganze Beschreibung nöthig hatten.

Cuvier sagt, daß die nothwendige Classification in der Naturgeschichte ein großes Mittel sey, den Geist zu üben und zu schärfen, daß auch die Studien, welche von der Naturgeschichte ganz fern liegen, mit mehr Nutzen dadurch betrieben werden können, indem die Fertigkeit, zu klassifiziren, sich überall unter denselben Gesetzen geltend machen kann.

Ueber andere Vortheile, die aus dem Studium der Naturgeschichte entspringen, läßt sich derselbe Cuvier folgendermaßen vernehmen: „Die Naturgeschichte ist nicht weniger nützlich in der Einsamkeit. Sie ist groß genug, den umfassendsten Geist zu ersüllen, wie sie mannigfaltig und anziehend genug ist, den Neugierigsten zu unterhalten. Sie tröstet den vom Glück Verlassenen und lindert die Bitterkeiten des Lebens. Ich bekenne offen, daß mein Streben, in dieser ruhigen Wissenschaft etwas zu thun, von der Aussicht ausging, daß sie wie keine andere fähig ist, jenen Thatendrang zu stillen, welcher seit den letzten 30 Jahren so viele Verheerungen angerichtet hat."

Mannigfaltiges.

— Gedankenflüge. Nächst den Sonnenstrahlen macht jetzt nichts einen raschern Kreislauf um die Welt, als ein neuer oder dirimehr ein daroder Gedanke. Denn ein noch so trefflicher Schnellfegler kehrt doch, an dem Ziel seiner Reise angelangt, nicht sogleich wieder um, sondern erholt und verproviantirt sich wenigstens vorher; ein Gedanke aber, der, heute in Druschland ausgesprochen, durch seine Selbsamkeit einiges Aufsehen macht, kommt uns schon in wenigen Tagen aus England und in zwei Monaten sogar aus Nord-Amerika als ein freilich nicht immer ganz treues Echo zurück. Ein Spaßvogel in New-York kam im vorigen Herbste auf den Einfall, den berühmten Astronomen Sir John Herschel eine wunderbare Entdeckung nach der andreen auf dem Monde machen zu lassen; die ganze Erzählung hatte zwar für Kundige das Gepräge des Fabelhaften an der Stirn: aber das trug nur um so mehr zu ihrem enormen Glücke bei. Sie machte die Reise um die ganze Welt; binnen zwei bis drei Monaten erschienen in Druschland, Frankreich, Spanien, Italien, Schweden und Rußland Uebersetzungen jener Verkündigung, so zuweß in einem beschiedenen New-Yorker Zeitungsblatte gestanden. Ein anderer Spaßvogel in Frankreich gründete darauf die Ankündigung eines bei Murray oder Bentley in London erscheinenden, dem Könige von Großbritanien dedizirten Werkes von Herschel in drei oder vier dicken Quartbänden, die über das Welt-System einen ganz neuen Aufschluß geben sollten, und es dauerte nicht lange, so kam auch diese Ankündigung, gleichsam als Revanche, mit Amerikanischen Blättern nach Europa zurück. Wundersames Glück eines tollen Einfalls! Viel weniger gelingt es einer wissenschaftlichen Idee, einer wirklichen Bedeutung im Reiche des Gedankens, sich Bahn zu machen. Eine Englische Review hat berechnet, daß zwanzig Jahre vergehen müssen, bevor eine Verbesserung in der Wissenschaft oder in der Kunst das Bürgerrecht der Aufnahme in einer Encyclopädie erhalte, daß aber mindestens ein halbes Jahrhundert erforderlich sey, bevor eine solche Idee, besonders wenn sie etwa in ein bestehendes System nicht hineinpaßt, auch von den Universitäten anerkannt oder gar sanctionirt werde.

*) C. T. Burdach, die Physiologie als Erfahrungs-Wissenschaft. Th. I. p. 284. § 218.

**) Swainson's Zoology vol. II in der Lardner'schen Encyclopädie.

***) Keferstein, Naturgeschichte des Erdkörpers, in ihren ersten Grundzügen dargestellt. 2 Bde. 8. 1834.

*) C. Reich, Beitrag zur Lehre von der geographischen Verbreitung der Insekten. Nova Acta Acad. Caes. Leop. Carol. Nat. Cur. Vol. 16, part. 2, p. 836.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Mittwoch den 22. Juni 1836.

Holland.

Das Haus des Admirals de Ruyter.

Aus Eug. Sue's Geschichte der Französischen Marine.

Auf der linken Seite des Platzes der Kathedrale zu Amsterdam sah man ein einfaches Haus. Das hohe und steile Dach senkte sich bis auf die geschnörkelten Fensterziegel herab. Auf der Vorderseite des Hauses befanden sich fünf Fenster; eine sorgfältig geschwenzte Treppe von Sandsteinen führte zu einer Thür von hartem Eichenholz, die mit kupfernen, belöwenköpfen Nägeln beschlagen war. — Das war das Haus de Ruyter's.

Am 25. Juli 1675 kehrte er, in Folge eines neuen und heftigen Anfalls seiner alten Krankheit, eines Nierensteinkampfes, dahin zurück. Es war ungefähr sieben Uhr Abends, der Himmel war durchsichtig blau, die Luft warm. Die nachfolgende Scene ereignete sich in dem Garten, der sich hinter dem Hause des Admirals befand.

Der Sitte jener Zeit gemäß, waren die Alleen gerade, breit und durchaus regelmäßig beschnitten, die Wege mit feinem weißen Kies bestreut und mit Buchsbaum eingefaßt. Dieser war auf die mannigfachste Weise zugeschnitzt; hier bildete er Festungen, dort Gruppen von Menschen und Thieren, höchst fremdartigen Ansehens; wiederum bildete er eine Nische, geräumig genug, um die Statue eines dreißehnten Germanen aufzunehmen, die ein kunstfertiger Zimmermann der Werften von Amsterdam aus starkem Eichenholz geschnitzt und mit den schreienendsten Farben angestrichen hatte.

In der Mitte dieses Gartens befand sich ein mit dem klarsten Wasser angefülltes Bassin. Die Ufer desselben waren mit weißen und blauen Fliesen von Japanischem Porzellan ausgelegt; in der Mitte erhob sich ein riesiger Neptun, aus Marmor gemeißelt, der an manchen Stellen bereits durch die Zeit gebräunt war; die Statue ruhte auf granitnen Felsen, die hier und dort Moos bewachsen waren. Sie bildeten den gewöhnlichen Hafen für eine auf dem Bassin schwimmende Flotille kleiner hölzerner Schiffe, das würdige Spielwerk der Enkelin de Ruyter's. Ganz in der Nähe des Bassins erblickte man eine große Anzahl gelber und schwarzer Flamändischer Hühner, besonders Lieblinge des alten Admirals. Unter diesen Thieren befanden sich mehrere Perlhühner mit grauem Gefieder und scharlachrothem Kopf, und ein Pfau, der seinen prachtvollen Schweif ausbreitete und die belglänzenden Farben desselben von der Sonne bestrahlen ließ. Am äußersten Ende der großen Allee, in deren Mitte das Bassin lag, stand ein Gewächshaus, umgeben von einer Hecke hochblühender Rosen aller Arten und Farben. Die Rose war die Lieblingsblume des Admirals. Einige Zweige hatten sich um den glatten und silberglänzenden Stamm junger großer Linden geschlungen, die vor dem Eingange einer Grotte standen. Sie rankten in Gestalt von Guirlanden von der einen Seite des Einganges zur anderen, deren duftende Blüthen und grünende Blätter gegen die dunkeln Wände der Grotte, in welcher sich der Admiral mit seiner Familie befand, scharf, aber lieblich abgrünten.

Es bedarf des lieblichen und doch so kräftigen Pinsels eines Gerhard Dow, Holbein oder Vandyck, um das Gemälde, welches man im Innern der Grotte erblickte, würdig wiederzugeben; und wir manches würde dennoch dem Maler entschlüpfen, was dieser Scene einen so unwiderstehlichen Reiz gab: die tiefe Stille, welche im Garten herrschte, der kräftige, erfrischende Duft der Rosen, der liebliche Gesang der Vögel, die durch das Gedicht schlüpften; — endlich die herrliche Harmonie, die durch diesen Duft, dieses Gedicht, diesen Zaubergesang über das Ganze verbreitet wurde, können wohl die höchste Freude, die größte Bewunderung erregen, aber man kann sie nicht malen.

Was aber diesem Orte den größten Werth verlieh, war, daß er den beschiedenen Ruhestuhl de Ruyter's bildete, des Mannes, der auf allen Meeren die Ehre der Flagge zu behaupten wußte, welche die Republik ihm anvertraut hatte; des Mannes, der, stark durch sein Wissen und muthig unter dem Krachen des Donners, oft den wüthenden Sturm in seinen Nächten beherrschte, wenn furchtbar gestaltete Wolken durch den im Feuer glühenden Himmel hingezogen; des Mannes, der oftmals einer Flotte von zweihundert Segeln den Befehl ertheilte, eine feindliche Flotte von zweihundert Segeln zu schlagen; des Mannes endlich, der in den blutigsten Schlachten, die mit dem frühesten Morgen begannen und erst mit dem Einbrechen der Nacht endeten, siegreich befehligte.

Dazu aber kommt der traurige niederdrückende Gedanke, daß nach kaum sechs Monaten von so vielem Ruhme nur noch ein Name übrig blieb; denn sechs Monate später fand diese jetzt so glückliche Wohnung verlassen und öde, der Sarg des alten de Ruyter ward, mit dem Hermelinmantel*) bedeckt und mit Königlicher Pracht umgeben, aus derselben getragen.

Das sind, mit einem Worte, die großartigen Gegenstücke, die heiligen Erinnerungen, die der Pinsel des kunstreichsten Malers nicht wiedergeben kann und die doch der sonst so einfachen Wohnung de Ruyter's den hohen Charakter einer stillen Gehöre verleihen.

Der Admiral hatte den Wunsch geäußert, den Abend in seinem Garten-Grotte zuzubringen; Anna van Geldern, die dritte Gemahlin de Ruyter's, hatte einen großen Lehnstuhl darthin bringen lassen, auf den der alte Seehelb sich niederließ. Er war mit einem langen grauen Schlafrock bekleidet, den ein rother Gürtel umschloß. Die Strahlen der sinkenden Sonne stahlen sich durch das dichte Laub und umleuchteten das ehrwürdige graue Haupt des alten Seemannes, das sich auf die Rückstehne seines Stuhles stützte.

De Ruyter war damals sechzig Jahre alt. Seine Erscheinung war immer einfach und fremdlich; nur der Schmerz hatte sein Gesicht, sonst voll und blühend, gebleicht und gefurcht, während seine grauen lebhaften Augen in der Zierlichkeit von ungewöhnlichem Glanze strahlten.

Hinter der Stuhllehne des Admirals stand ein junger Mann von ungefähr vierundzwanzig Jahren und betrachtete den alten Helden mit der innigsten, schmerzlichsten Theilnahme. Seine Gestalt war schlank, aber kräftig, er trug ein einfaches braunes Kleid, eine orange Schärpe und Strümpfe von gleicher Farbe. Seine frische Gesichtsfarbe, sein langes, kastanienbraunes Haar, sein lebhaftes graues Auge gaben Zug für Zug das Bild von de Ruyter's Jugend; denn dieser junge Mann, Engel de Ruyter, ein Sohn des Admirals, sah seinem Vater sprechend ähnlich.

Die Gemahlin de Ruyter's, angethan mit einem schwarzen Kleide, eine blendend weiße Mütze auf dem Kopfe und mit einer breiten Flamändischen Halskrause geschmückt, saß an der Seite ihres Gatten auf einem bequemen Stuhl und drehte das Spinnrad, während seine Tochter, Madame Somers, welche unfern von ihr saß, den Spickennadelspot fleißig durch die Finger gleiten ließ. Dem Admiral gegenüber saß sein Schwiegervehn, der Pastor Bernhard Somers, ein Mann von sechsundvierzig Jahren, in einfacher, schwarzer Kleidung. Auf seinem Schooße hatte er die Bibel aufgeschlagen; während seine Tochter, die achtzehnige Anna, de Ruyter's Enkelin, in dem heiligen Buche mit vielem Wohlgefallen einen Holzschnitt betrachtete, der Tobias darstellt, wie er seinem Vater das Augenlicht wiedergiebt; der Prediger hatte sich zu ihr herabgebeugt und deckte einen Kuß auf ihre blonden Locken.

Das Lesen der heiligen Schrift gewährte de Ruyter das größte Vergnügen, und es verging kein Tag, weder am Lande noch am Bord, an dem er sich nicht aus derselben vorlesen ließ. Als er hatte ein Gesang auf einen Augenblick unterbrochen, und alle Mitglieder der Familie horchten mit großer Aufmerksamkeit auf die Worte des greisen Admirals.

„Der Name Jonas", sagte de Ruyter, „erinnert mich an die Belagerung von Chatam (um das Jahr 1666); ich befand mich am Bord des „Jonas" mit meinem armen Cousenlise de Witt, den sie auf eine so unbarmherzige Weise niedergemetzelt haben." De Ruyter seufzte bei der Erinnerung an den schmachvollen Tod seines Freundes tief und schmerzlich auf; dann fuhr er fort: „Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß es am Bord des „Jonas" war, als ich den Befehl gab, die Brander auf der Themse vorrücken zu lassen, um vier große Schiffe in Brand zu stecken, die von dem Kastell Upnor vertheidigt wurden; und obgleich sie die Kanonen des Forts passiren mußten, erreichten sie doch glücklich ihr Ziel." — „Und wer beschligte jene Brander, mein Vater?" fragte Engel de Ruyter. — „So viel ich mich erinnere, mein Sohn, so war es der alte Kruvenbowen, dann Willem Willems, . . . und wer noch? . . . ich glaube Poyinga . . . ja, ja! Poyinga kommandirte den Brander der goldene Apfel." — „Und haben Sie die Namen der anderen braven Captaine vergessen, mein Vater?" fragte der Pastor Somers mit dem lebhaftesten Interesse, das man erklärlich finden wird, wenn man bedenkt, daß es alle nur mögliche Data sammelte, um einst die Lebensgeschichte seines Schwiegervaters zu schreiben. Er mußte oder sein Vorhaben mit ängstlicher Sorgfalt verbergen und das lebhafte Interesse, welches er an den Erzählungen des Admirals nahm, mit einer endlosen Reugier beschönigen, denn von dem Augenblick an, wo de Ruyter den Verdacht geschöpft hätte, man lasse ihn die Einzelheiten alle Gefechte erzählen, um sie als Materialien für seine Biographie zu benutzen, würde er verstummt sein. Er wurde dann unruhig und verdrießlich,

*) De Ruyter wurde, nach seinem Tode, von dem König von Spanien zum Herzoge ernannt.

Digitized by Google

denn er glaubte sich an Mut dem Worte, welche er oft zu sagen pflegte: „Daß es der sündlichste Hochmut sey, für die zukünftigen Generationen Thaten in seinem Namen verrichten zu lassen, die nur durch den Willen des allmächtigen Gottes hätten geschehen können.“ Dessenungeachtet wiederholte der Pastor Somers seine Frage nach den Namen der Captaine, welche die Brander während dieser Epoche der Belagerung von Chatam kommandirt hatten; denn diese Belagerung, deren Folgen für England so unbeidringend waren, gehörte zu den glorreichsten Waffenthaten des Admirals.

Weit entfernt, die litterarischen Prosjekte seines Schwiegersohnes auch nur zu ahnen, dachte der Admiral einen Augenblick nach und sagte nach kurzem Schweigen: „Nein, nein! Ich erinnere mich der anderen Namen nicht mehr. Aber welche habe ich denn schon genannt?“ — „Den alten Feuerbohnen . . . Willem Willems . . . und Poppinga, der den „goldenen Apfel“ kommandirte“, sagte der Pastor mit großer Sicherheit des Gedächtnisses, die glücklicher Weise bei dem Admiral keinen Verdacht erweckte, denn dieser, in Erinnerungen versunken, fuhr bald darauf fort: „Das sind nur drei Expeditionen . . . es waren ihrer sechs . . . Warten nur einen Augenblick . . . Da war Van der . . . Doryen . . . richtig Van der Hooven . . . und Meyndert Sentjes.“ — „Das sind schon fünf, liebes Vater!“ entgegnete der Pastor, „bestinnen Sie sich noch einen Augenblick, und Sie werden auch des sechsten sich erinnern.“ — „Fünf! Weißt Du das gewiß, Bernard!“ fragte der Admiral mit Erstaunen. — „Allerdings!“ antwortete etwas übereilt der Pastor. „Wir haben schon Feuerbohnen, Willem Willems, Poppinga, Meyndert Sentjes und Van der Hooven, . . . das sind fünf; nun, Vater, wer war der sechste?“

Der Knyter, betroffen von dem außerordentlichen Gedächtnis seines Schwiegersohnes, sah ihn erstaunt an und begann plötzlich Mißtrauen in seine Neugier zu setzen. Doch antwortete er ruhig und ohne seinen Verdacht laut zu äußern: „den Namen des sechsten weiß ich nicht.“ — „Und die Brander stecken die Schiffe, trotz der Kanonade, an!“ fragte Engel. „Ja!“ antwortete lakonisch der Knyter.

„Aber ist es wahr, Vater“, erwiderte Engel, „daß sich mehrere unserer Schiffe kühn unter das Feuer von ihrem Schloß legten, um unseren Brandern das Einlaufen zu erleichtern, indem sie zwischen diesen und den Kanonen des Forts Posto faßten.“ — „Ja, so war es, mein Sohn.“

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Besuch bei Bernardin de St. Pierre.

(Fortsetzung.)

War das die Erlesene, auf die ich endlich getroffen? Junge Mädchen, die Lesterinnen sind? O Natur! o Hirtengedicht! o Virgil! Dein Wiesen mit Leim gefärbt, hier Pulver- und Papier-Fabriken in den Gebäuchen versteckt! Was harrte meiner dann bei Bernardin de St. Pierre, bei ihm, dem teutschen, schwärmerischen Liebhaber der Wiesen, der Täuerinnen, der Natur und des Virgil!

Die jungen Mädchen sagten mir Lebewohl und sprachen mit einander von Lebekatze, von Spitzen, von antiqua-petit, von Leichen, von cicero, von Kupferschrift und von alinea. Und die Apfelbäume standen in Blüthe! Die Industrie hat die Landmädchen in Sezer umgewandelt! Nun dürfte nur ein Eisenhammer in der Gegend seyn, so würden sie Schmiedegesellen werden, bis man sie endlich auch an der National-Garde Theil nehmen läßt oder zuletzt gar Männer aus ihnen macht. Wenigstens ist es logisch, daß die Täuerinnen denken, wenn die Bürgerinnen schriftstellern.

In einigen Minuten war ich endlich am Gitter vor Bernardin de St. Pierre's Landhause angelangt, aber weg war die poetische Weide, ich glaube an nichts mehr, denn es hatte mich zu sehr enttäuscht, daß ich Sezer auf den Lettern gefunden. Sezer, denn ich in Paris täglich zu sehen bekam. Also nur im Himmel gibt es keine Prodedegen zu kreuzigen!

Am Gitter klingelten zwölf oder funfzehn Auvergner.

Hier erfuche ich den Leser zum dritten oder vierten Mal, mich zu verlassen, wenn er hofft, daß ich ihm nun doch endlich von Bernardin de St. Pierre erzählen werde. Quer muß dazwischen mitten in meiner Erzählung noch einen Abstecher machen. Uebrehaupt wird man nun wohl wissen, daß ich nicht schreibe, sondern im Gehen plaudere; so folge mir denn und höre zu, wer will.

Napoleon sagte einmal, — und man ließ es sich angelegen seyn, einen tiefen Sinn in dem Ausspruch zu suchen — es sey Europa's Bestimmung, entweder ein Kosakenstaat oder eine Republik zu werden. Weder das Eine, noch das Andere wird der Fall seyn; es wird weder den Republikanern, noch den Kosaken in die Hände fallen; und wem denn? Den Auvergnern! Man höre worum. Die Welt neigt sich weder zum Bürgerkriege, noch zur Invasion, sondern zum Handel hin. Seit tausend Jahren und länger schlägt man sich nur um des Handels willen. Wie kann man sich darüber wundern, ihn dominiren zu sehen? Als ob er den Thron usurpiret hätte, auf den man ihn durch eigene Wahl vorgeboden hat!

Der Handel war es, der vor vierhundert Jahren die Portugiesen in den beiden Indien zum Kampfe trieb; der Handel, der in den elisäischen Sirenen Peter den Großen und Karl XII., die wilbesten und am wenigsten kaufmännischen Könige Europa's, der Gefangenschaft aussetzte; der Handel, der Napoleon zu den ewigen Kriegen trieb, von denen seine Herrschaft stammte; nur der Ruhmesglanz seiner Eroberungen täuschte über die Ursachen, die ihn gegen England und gegen Rußland bewaffnet hatten. Es handelte sich ferilich um Lorbeern und Krieger, um Ruhm und Sieg, aber es kam Napoleon, ganz offen gesagt, darauf an, den Englischen Waaren den Eingang in Rauwerpen und Danzig zu verspertren. Die Kontinental-Sperre, diese first Zree Napoleon's, war eine große Börsen-Spetulation, die fehlschlug. Der Handel hat endlich die Oberhand über den Krieg behalten, der doch nur um den Handel geführt wurde. Unter Allen nun, die sich damit abgaben, muß die Welt den Geschicktesten verbleiben, und die Geschicktesten sind die Auvergner.

So entschlossen Einer auch seyn mag, sich durchs Leben zu helfen, so mag er sich doch immer mit Einem Bein brechen. Giblas hat ein paar Realen in der Tasche; der Eine hat seine Schreibfeder, der Andere seinen Degen. Der Auvergner hat nichts. Seine Mutter giebt ihm weder Degen, noch Feder, noch Realen. Ich irre mich, er hat doch etwas, er bringt nach Paris, nach London, nach allen Städten, wo er sich auf funfzehn oder zwanzig Jahre einwärgern will, vierschrötige Schultern, lange Nägel und herkulische Knie mit. Er fängt damit an, daß er im Straßenschmutz umherkreucht, um an die Füße der Leute übergehenden heranzukommen und ihre Schuhe und Stiefeln rein zu bürsten; ist er so fünf Jahre lang im Stande gebrochen, so erhebt er sich halb, wie das Kameel, und wird aus dem Stiefelputzer zum Eckensteher; dann erhebt er sich noch einmal und klettert in die Schornsteine hinauf, wenn er nicht zu dick ist; ist er es, so bricht er mit Kaninchenfellen. Einmal am Giebel des Schornsteins angelangt, und das Haus gehört ihm. Er hat Land erblickt! Der kühne Columbus hat Amerika zu seinen Füßen entdeckt. Findet er kein Land, so behilft er sich mit dem Wasser. Auch mit der Seine macht er sein Glück; der Auvergner schöpft sie mit hohl Eimer, wo wir Anderen nur saule Fische und Ertrunkene finden. Die Seine, sagen die Bergsteiger, ergießt sich in den Ocean; — sie ergießt sich aber in die Auvergner.

Der Schmutz also, der sich an unsere Stiefeln setzt, das faule Wasser, das wir trinken, der ungesunde Rauch, der um unsere Augen schwebt und unsere Brust bellemmt, das sind die drei Quellen des Reichthums der Auvergner. Die wichtigste Schein von Engel, wenn sie die Mühe sehen, die sich die Industrie giebt, um Zucker aus Runkelrüben zu gewinnen. Und wozu Zucker? fragt sich der Auvergner. Ohne Zweifel um Gold zu gewinnen! Zu Gold aber kommen sie, ohne Runkelrüben zu bauen!

Haben sie erst Gold, so kaufen sie Häuser, ganze Straßen, zu Stadtviertel an, um sie nach Belieben von zehn Jahren wieder zu verkaufen, denn es war nicht ihre Absicht, sich wie große Lehnsherren darin festzusetzen, sondern nur um sich zu bereichern. Die Auvergner nehmen uns nichts fort, außer unser Gold; sie nehmen uns weder unsere Künste, noch unsere Gewerbe, noch unsere Lustbarkeiten, ja nicht einmal unsere Parlerweisen. Man hat wenig Beispiele, daß Kinder von Auvergnern und Parisierinnen geboren wären, und noch weniger, daß ein Auvergner mit seinem Willen in Paris gestorben wäre. Wenn sich deren einige Dutzend auf dem Kirchhof des Pater Lachaise vorfinden, so sind sie gewiß bloß dorthin gekommen, um die Commissionaire der Todten zu machen, und aus keinem anderen Grunde. Was wird denn aus den Todten? Das weiß man nicht. Was weiß man, daß es aus Paris fortkömmt, nicht in Paris bleibt, nicht in Paris begraben, sondern in Napoleondoren und Duadrupeln. Ich würde nicht dagegen wetten, daß es nicht in Auvergne eine ganz aus Zwanzigfrankenstücken gebaute Stadt gebe.

Diese Leute nun, der ausgeprägteste Typus des eingefleischten Raubritterthums, das Schrecken von dem, was die Bürger werden müssen, wenn das Geschwür des Handels an ihren Herzen frißt, bewohnen eine Straße in Paris, die den Namen Lapp-Straße führt. Meistentheils sind sie Kupferschmiede. Aber das Kupfergeschirr dient ihnen nur zum Vorwand, um ein Magazin oder vielmehr eine Bude für sie zu haben, wo sie mit ihren Landsleuten Geschäfte abmachen können. Diese Lapp-Straße ist prophetisch wie eine alte Kaffeeale; man kann dort verstehen und Roststand ein. Im Innern der Magazine sieht man Kinder in Kesseln herumtanzen, junge Weiber auf Haufen von Nägeln sitzen und Arbeiter auf Amboßen ihr Frühstück zu sich nehmen. Kupferschmiede auf dem Ruhbängerstuhle, sind sie doch eigentlich Künker und Werkzeugverkäufer von Kleidern, Büchern, alten Möbeln, dauerlichen Häusern, morschen Fahrzeugen und abgenutzten Eisen. Sie wissen in dem Winkel ihrer Lhde alle Auctionen in Folge von Todesfällen. Sie riechen die Todten, wie die Hausfische sie auf offenem Meere riechen sollen. Jenes Stadtviertel, sie wissen es, wird bald drei große Todte haben: einen Notar, einen Aktenmann und einen Maler. — Und wann wird der Maler sterben? Das wissen sie auch. Beim — wird er sterben, wenn er mehr lange machten. — Und wann der Aktenmann? — Man kann nicht wissen: der Aktenmann lebt lange. — Du hast also immer noch Hoffnung auf sein Testekn? — Und Du? — Wie, wenn wir ein Geschäftchen zusammen machten? — Ich bin dabei. — Wenn wir beide auf dies Testekn bei der nächsten Versteigerung bören? Wenn wir uns verstän den? — Das läßt sich thun, gegen eine gleiche Gefälligkeit in ähnlichem Falle. — Und so wissen der Aktenmann und der Maler, daß ihre Minuten von dem bei ihrem Tode interessirten Auvergnern schon gezählt sind. Kömmt es mit ihnen zum Tode, so schleichen die Auvergner um ihre Wohnung herum, warten auf die Absahme der Siegel und suchen sich gegenseitig den Wind abzugewinnen, um die Ersten bei der Beute zu sein; der Tapezier hat die Kette noch nicht angebeftet, so sitzen sie schon um einen Tisch, den Auctions-Katalog in der Hand. Man verlasse sich nicht auf ihre bäuerische Gestalt und auf ihre groben Westen, die noch nach dem Schaaf riechen; sie verstehen sich auf den Werth der Bücher besser, als Rodier und Lebey. Sie wieder kennen Rodier zuweilen in einer Minute auseinander. Kaum daß sie den Sou kennen für den Preis der Ausgaben, den genauesten Preis derjenigen, die manchmal mit einem Nachdruck verwechselt werden; und nicht nur die Bücher fallen in ihren unterfränkischen Bereich, sondern auch die Münzen und die feinsten altronomischen Instrumente. Ja, die Münzen; nur würden sie sich keine stehlen lassen.

Endlich trat ich ein in das Eigenthum Bernardin de St. Pierre's. Ein Zelt war vor der Freitreppe des Hauses ausgespannt, die über und über mit Zitzern beladen war, auf denen Breiter lagen. Dies Zelt

Digitized by Google

schätzte ein Dreißig Auvergner, die auf diesen von den Fässern getragenen Brettern saßen, vor der Hitze des Tages. Auf acht Meilen weit hatten sie eine Auction in Folge eines Todesfalls gewittert.

Ich kannte die Schicksale dieses reizenden Landguts nicht genau und wußte nicht, ob etwa der Tod irgend eines Verwandten des poetischen Naturfreundes die peinliche Maßregel nöthig gemacht, die man eine Auction nennt. Dieser Tod hatte vielleicht andere Erben geschaffen, die für heilige Reliquien seinen Sinn hatten. So verschlechtert sich Alles in dieser vergänglichen Welt: das Portrait, an dem sich ein geliebtes Weib hin in das Innerste ihrer Seele ersann, und das selber das heiligere Bild eines Mannes geworden ist, noch früher das minder geliebte, aber auch noch werthe Bild eines Großvaters, dann das gleichgültige Bild eines Großonkels, endlich das Portrait eines ehrenwerthen Unbekannten, beschließt zuletzt seine Laufbahn als Kaminschirm! O, mißhandelt doch nie ein Portrait, so alt es auch sein mag; ihr wißt nicht, wie viel Thränen der Treude und des Schmerzes vor ihm gefloffen sind!

Meine Auvergner waren ganz bei ihrer Sache. Der Pup-de-Dome hätte neben ihnen einstürzen können, sie würden doch, ohne sich stören zu lassen, auf die Sachen weiter geboten haben, die der Auctions-Kommissarius unter den Hammer brachte. Bis ich aufam, rief er gerade: „Eine Gießkanne, zehn Sous!“ — „Zehn Sous, mein Herrn, schaun Sie! Wenn auch etwas deutlich, hat sie doch noch einen ziemlich guten Henkel. Zehn Sous, meine Herren!“ — Tiefes Stillschweigen folgte dem Ausruf des Kommissarius. Niemand sagte ein Wort. „Zehn Sous, eine herrliche Gießkanne!“ — Bernardin de St. Pierre hat sich über ohne Zweifel Verdient, sagte ich zu mir selbst. Wenn der Abend kam, nahm dieses Thier mit dem weißen Hauptbaar, der Freund Rousseau's, diese Gießkanne, um irgend einen Strauch zu erquicken, den er über den Atlantischen Ocean mitgebracht hatte. Alles schwindet dahin: der Indische Strauch ist gestorben, der Dichter auch; die Gießkanne ist noch da, aber Niemand sagt ein Wort auf die Aufforderung des Auctions-Kommissarius. Ich hätte sie doch einen Thaler, wie gern wollte ich diese Gießkanne des Dichters kaufen; nicht zehn Sous nur, zehn Franken gäbe ich dafür! Was aber sollte ich in Paris mit einer ungehemmen Gießkanne machen?

„Zwanzig Sous“, rief plötzlich ein Auvergner. „Dreißig Sous“, versetzte ein anderer. Die übrigen Auvergner lehen sich an. Es steht wohl eine Gießkanne in dieser Gießkanne, denken sie. Man bietet dreißig Sous darauf! Und die beiden Konkurrenten fahren fort. — „Vierzig Sous.“ — „Funfzig Sous.“ — „Drei Franken“, ruft der Auctions-Kommissarius. Ich hätte dem letzten Bieter um den Hals fallen mögen. Braver Mann! So hat ihm doch das Herz bei der Erinnerung an Bernardin de St. Pierre geschlagen; er hat sich geschämt, das ehrwürdige Bildniß mit Füßen getreten zu sehen. Nicht alle Auvergner, sehe ich also, sind zu verdammen; allen Respekt!

„Zum ersternmal, zum zweitenmal drei Franken die Gießkanne!“ Alles schweigt; keine Gewissenhafte! Keine Reue! „Zum zweitenmal drei Franken; zum zweitenmal, — zum drittenmal! Zugeschlagen die Gießkanne!“ Den Auvergner fällt über Gewissenhaftigkeit und Reue mit einem Schlüssel daran. — „Meines Lieber, meine Herren! ihren Sie den Ton. Grün angestrichener Kupfer. Sie haben gezlaubt, es sey Blech. Reines Kupfer! Mir gebührt die Gießkanne; zugeschlagen!“ — O ich Thor, der ich denken konnte, die Erinnerung an Bernardin habe den Auvergner bewogen, sich die Gießkanne zuzueignen; das spezifische Gewicht des Kupfers war es!

Voll Schmerz entfernte ich mich von diesem widerlichen Wucherort, um das Haus zu besichtigen, welches der Verfasser der „Indianischen Hütte“ erbaut und einst bewohnt hatte. Es ist ein gewöhnliches Bauernhaus; die Mauern sind niemals aufgeputzt worden, sondern verwittert wie mit Erde vermischter Fels. Man könnte es für eine Scheune halten. Unter einem Dach, das sich zu beiden Seiten gegen einander gestemmte Ziegelsteine, springt ein Balkon hervor, der ehemals von hölzernen Pfeilern getragen wurde, jetzt aber ungemessener, wenn auch nicht so malerisch, durch eiserne Stützen gehalten wird. Oben auf dem Gebäude ist ein Glockenthürmchen, eine Art von Belvedere, angebracht.

Bei seinem Bau hatte der Architekt weder den Spritzfaul, noch die Kelle, noch die Wandschränke, noch überhaupt irgend eine bei Leuten erleichternde häusliche Bequemlichkeit vergessen. Die ehemalige Ingenieur hatte dem harmonischen Schriftsteller beim Entwerfen des Plans seiner Hütte nicht geschadet. Der Maler der Virginie, dieses jungen Mädchens, welches wir alle gelieht und so sehr bemweint haben, mit dem wir im Pompelonas-Wäldchen bei Regen und Wind im Heiligen Haine gingen, das wir so gern aus dem Schiffbruch gerettet hätten, wenn der Capitain des „Saint-Geran“ uns hätte zu Hülfe rufen wollen, und wenn wir damals schon auf der Welt gewesen wären; Virginie, das einzige Mädchen, das uns und dem wir treu geblieben, trotz Attalo, seiner jüngeren und viel jüngeren Schwester; der Maler der Virginie, sage ich, hat sich einen Keller, eine Vorrathskammer, einen Hühnerstall, sanfter rein nützliche Dinge, gebaut. Dies Alles war noch gut erhalten und zeigte, wie sehr der anmuthige Maler der beiden Liebenden Paul und Virginie das Positive geschätzt hatte.

Oben von dem kleinen viereckigen Zimmer aus, wo Bernardin de St. Pierre seine Bibliothek aufgestellt hatte, überfah ich das ganze Gebiet seines Eigenthums und die Landschaft, die es umgiebt, wie große grüne Blätter im Herbst einen Korb voll Pfirsichen und Weintrauben umgeben. Das Gut liegt in der Tiefe des Thals von Vesanz; die Gewässer der Juine und der Stampe umfließen es von allen Seiten. Hier war es, wo er, den Arm auf des Fenster gestützt, das Haar im Winde flatternd, der das Zimmer durchwehte und nur Licht und Düfte zurückließ, die „Harmonieen der Natur“ schrieb, ein Werk, in welchem sich alle Bilder, alle Empfindungen Gedanken vereinigen, mit denen er seine ersten Werke geschmückt hatte, denn Bernardin de St. Pierre ding so sehr an seinen Ideen, daß er sie gern und freudig immer wieder von neuem auffrischte. Seine Phantasie war kein wilder Wald wie Shakespeare's Phantasie, auch kein wohlgeregelter Garten, wie Buffon's Einbildungskraft, sondern sie war ein einziger Baum. Es nahm Alles von diesem Baum, so wie der Kokosbaum den Indianern soll all ihren Lebensunterhalt liefern: mit der Milch der Kokosnuß erquicken und berauschen sich die Indianer; von dem Fleisch der Frucht nähren sie sich; aus der Schale derselben schnitzen sie sich Trinkbecher; aus dem Holz des Baumes bauen sie sich Häuser; aus seiner Rinde drehen sie Taue für ihre Kähne; mit seinen Blättern kleiden sie sich.

In ein „Harmonieen der Natur“ richtet Bernardin den Baum auf, wenn er alle Früchte seines Stils gepflückt hat. Die Ihee brechselben ist sehr poetisch, wenn es auch die Aufschrung oft etwas zu sehr ist. Zwischen dem anerkannten Zusammenhange der Naturerscheinungen einerseits und der Personifizirung und mythologischen Verwandtschafts-Darstellung der Alten ist ein so geringer Abstand, daß Bernardin ihn oft überspringt und sich, wenn er von der Neigung der Zilfte und der Regenwassers sprach, unwillkürlich fortreißen ließ, die Nereiden zu besingen. Diese Mängel abgerechnet, ist in den „Harmonieen der Natur“ eine grängenlose Liebe für die Schöpfung zu loben, und ein überaus feiner Sinn, der die Alles durchströmende, Allem einwohnende, in Allem sich offenbarende Weltseele überall herausfühlt. Vom höchsten Gedanken bis zu der Wasserscheue, die auf dem Abhange des Strohdaches wächst, verfolgt er überall die Kette der von Gott unter allen Wesen begründeten Verwandtschaft.

Er zeigt, wie Gott den Völkern, denen die Sonne fehlt, leuchtendes Eis gegeben hat, und denen, die das ganze Jahr die Sonne ohne ihren Hauptern haben, die beständigen Dämmde. Er erklärt durch die Einwirkung der Sonne auf die in allen Himmelsstrichen Schiefelgattung, die im Munde der Theologen sehr geroöhnlich ist, unter seiner Feder aber eine neue Gestalt erhält. Seine schönsten Blätter sind nichts als eine Entwickelung jenes Pythagoreischen Verkettungs-Systems, das aus der Natur seines Geistes neu geschaffen hervorgeng. Als er eines Tages über den Pflanzengarten geht, trifft er in einem Winkel der St. Victor-Straße zwei Kinder, die sich, von einem starken Regenguß überrascht, unter einem gemeinschaftlichen Schutzdach gegen diesen; dies Schutzdach war der Reifrock des kleinen Mädchens, das es wie ein Gewölbe über seinen und über den Kopf des kleinen Knaben neben sich ausgebreitet hatte. Man wird sich erinnern, wie schön er diesen Reifrock in seiner beiden Kinder und der St. Victor-Straße in „Paul und Virginie“ zu benutzen wußte; man wird sich der beiden Indianerkinder erinnern, die sich im Sturm, baarfuß und fern von ihrer Wohnung im Walde verirren. Ueberall kömmt der Dichter in seinen Gemälden immer wieder auf diese weise Verknüpfung des Bedürfnisses und der Humanität zurück. So halten, sagt er, Schmetterlinge, Vögel, Pflanzen, Thiere und Menschen, in Mitt Alles mit dem Himmel zusammen, eines durch das andere unterstützt. Neben einer Schwäche stellt er immer die Stütze einer von der Vorsehung bestimmten Hülfe, und so dehnt er jenes Bild, das er an einem regnichten Tage im Winkel einer schmutzigen Pariser Straße fand, in dichterischer Entfaltung von einem Pol zum andern aus. Er geht von den genialen Mängeln mit Alles. Gott läßt ein paar Regentropfen fallen; aus diesen flüssigen Wassertropfen macht Bernardin ein Gedicht, und aus denselben gefrornen Wassertropfen bildet Hauy seine Krystallographie.

Ich habe ganz vergessen, dem Leser in dem Zimmer, wohin er mich so freundlich begleitet hat, um den Möbel-Verkauf und den Auvergnern zu entrinnen, den Sitz anzuweisen, auf dem ich in tiefen Gedanken-Anblick von meinen Wanderungen und Schilderungen ausruhe. Beliebt es ihm jetzt, Platz zu nehmen und mit seine Phantasie zu stehen, so will ich ihm an Wahrheit zurückgehen, was er mir an Poesie geschenkt, und ihm von einer Unterhaltung erzählen, deren Andenken dieses Zimmer aufbewahrt hat.

Es war an einem Morgens bewunderte Bernardin de St. Pierre, indem er durch die vier Fenster sah, die sich rings um uns öffnen, den Lachtreichthum des anbrechenden Tages. Das goldene Geld der Orange schmückte den Himmel, ihre Düfte erfüllten die Luft. Vielleicht dachte er in diesem Augenblick darüber nach, von welcher Farbe die Jugend der Staatsmänner in Revolutionsstürmen sey, und ob die Wunderbare Thränen in den „Harmonieen“ der Luft sich aufzuführen, da trat ein Fremder mit leisen Schritten herein, vernatigte sich ehrerbietig vor dem Dichter und ließ sich erst nach wiederholten Aufforderungen neben ihm nieder.

Dieser junge Mann war braun und blaß wie die schönen Köpfe des Südens; schwarze lockten wallten wie ein Wasserfall in langen Massen auf den weit zurückgeschlagenen Kragen seines Sonntagsrocks herab. Sein Blick war ekel, traurig und beschelden. Der lange Zuschnitt seiner Tracht, die hohen Stiefeln, die er trug, die weißen ausgefaserten Handschuhe, die seine nervigen Hände bedeckten, dies Alles bezeichnete ihn als einen Offizier der Französischen Republik, der von dem Italiänischen Feldzuge zurückkehrte. Er gehörte in der That zu der tapferen Armee dieses Planeten, wovon er sogleich Bernardin de St. Pierre in Kenntniß setzte, als der Eindruck, den der Anblick des Schriftstellers auf ihn gemacht hatte, ihn zu Athem kommen ließ.

„Ich wünsche Ihnen Glück dazu, mein Herr“, sagte Bernardin de St. Pierre zu ihm, „daß Sie unter dem großen Feldherrn gedient haben, der diese Campagne so glänzend beendigt hat. Ich weiß seinen Ruhm wohl zu würdigen. Auch ich war Soldat.“ — „Ich für mein Theil möchte es gern nicht mehr seyn, mein Herr. Der Krieg ist mir verhaßt. Ich bin weder von Ehrgeiz noch von Haß erfüllt. Was hilft mir der Sieger? Was kann ich dem Besiegten Gutes erweisen? Ich habe gewettet, das ist Alles. O über das prächtige Handwerk! Man hat mir Lorbeeren auf die Arme! dieses Recht gestickt, aber ich sehe nur das Blut, von dem diese Stiefeln gerötet wurden.“

Der Dichter reichte dem Krieger die Hand. Der Krieger drückte diese Hand. „Das“, sagte er in seiner kurzen Ausdrucksweise, „ist der wahre Ruhm, den die Diese bereits Hand errungen, die uns Paul und

Digitized by Google

Virginie zeichnete, Namen, die ewig im Gedächtniß der Menschen und in ihren Herzen wohnen werden. Ach, mein Herr, dieser Tag ist der schönste meines Lebens. Ich hat das Schicksal, daß es mich so lange möchte leben lassen, um Sie kennen zu lernen, um Ihnen, wenn ich zum Mann heranzereift wäre, die köstlichen Augenblicke zu schildern, die meine Jugend Ihnen verdankte; mein Traum ist in Erfüllung gegangen. Hier ist er, der Schaß meiner Kindheit, den ich im Staub der Schule las, den ich als junger Mann stets bei mir hatte, bei mir, neben mir, auf den Ebenen von Montenotte und von Lodi."

Der Fremde zog ein abgenutztes Exemplar von „Paul und Virginie" aus der Tasche; die zerrissenen Blätter wurden kaum noch durch ein paar alte Fäden zusammengehalten. So beschieden auch Bernardin de St. Pierre war, so ward er doch tief gerührt durch den Enthusiasmus des jungen Offiziers; in der bewegten Zeit, in welcher man lebte, wo im Ins- und Auslande die Kriegsfackel loderte, war es nichts Gewöhnliches, einen Soldaten an einer Indianischen Idylle und an einem Dichter, der zwischen ein paar Büchsen, Pappelstämmen und Mühlen in stiller Zurückgezogenheit lebte, so warmen Antheil nehmen zu sehen.

„Sie gefallen mir", sagte Bernardin de St. Pierre, „nicht wegen Ihrer gar zu nachsichtsvollen Bewunderung für das Werk eines Tages, sondern weil eine gemeinsame Liebe für die Humanität, von der mein Werk nur ein schwacher Abglanz ist, und für die Natur, die mir die Farben dazu lieferte, uns vereinigt. Man muß sich jetzt verbergen, junger Mann, wenn man bekennen will, daß man Gott, den Himmel, die Blumen und den Frieden auf Erden liebt. Herrscht nicht noch immer die Zwietracht in Paris?" Der junge Offizier blickte mit seinen schwarzen, melancholischen Augen zum Himmel empor. „Kommen wir auf etwas Anderes, mein Herr", sagte er, „wenn es Ihnen recht ist. Dies Gespräch ist zu peinlich für Sie. Arbeiten Sie an irgend einem schönen Werk? Sind dies da die ersten Blätter davon?"

Bernardin lächelte. „O Gott", versetzte er, „alte Bittschriften an den Direktorial-Ausschuß in Paris. Ich war Secretair oder Literat des Revolutions-Klubs zu Essonne. Die Republikaner von Essonne, die mehr Patriotismus als Stil hatten, drangsragten mich mit der Redaction ihrer Berathungen; ich mußte das Amt annehmen; nur so konnte ich meinen Kopf retten." — „Der Verfasser von Paul und Virginie hat das Protokoll eines revolutionairen Jacobinerklubs geführt!" — „Ja, mein Freund, die Sache ist freilich nicht poetisch, aber sie verhält sich so. Seitdem aber habe ich einige Muße gehabt, die ich auf ein Werk verwandte, über das ich mein ganzes Leben lang nachgedacht, dessen Plan mich nach den Einöden Schwedens und nach den Korallen-Riffen von Isle de France begleitet hat. Ich suche darin, vielmöge der allgemeinen Verwandtschaft aller Wesen unter einander, die göttliche Vernunft der menschlichen zu offenbaren. Aus der Ordnung der Natur leite ich das Gute ab, aus dem Guten das Moralische, und aus dem Moralischen Gott: dies Buch will ich die „Harmonieen der Natur" nennen. (Schluß folgt.)

England.

Zur Statistik der Verbrechen in London.

Uebersicht

der Anzahl von Personen, welche wegen Kriminal-Verbrechen in den verschiedenen Bezirken von London und Middlesex in Untersuchung gewesen sind; und zwar während des Zeitraums der letztern 21 Jahre, mit Angabe der Zahl in jedem einzelnen Jahre.

Jahr.	Anzahl der Personen					
	männlich.		weiblich.		Summe.	
1814	1,216		430		1,646	
1815	1,514		491		2,005	
1816	1,729		497		2,226	
1817	2,137		529		2,666	
1818	2,108		557		2,665	
1819	2,193		498		2,691	
1820	2,274		499		2,773	
		13,191		3,501		16,692
1821	1,998		482		2,480	
1822	2,003		536		2,539	
1823	1,955		548		2,503	
1824	2,042		579		2,621	
1825	2,228		674		2,902	
1826	2,734		723		3,457	
1827	2,719		662		3,381	
		13,679		4,204		19,883
1828	2,767		749		3,516	
1829	2,763		804		3,567	
1830	2,960		830		3,390	
1831	2,733		761		3,514	
1832	2,873		866		3,739	
1833	2,829		863		3,692	
1834	2,699		848		3,547	
		19,244		5,721		24,965
Summe	48,114		13,426		61,540	

Zahl der Personen, welche in dem obigen Zeitraume in London und Middlesex Kriminal-Verbrechen begangen haben, überführt, verurtheilt, entlassen sind ꝛc.

Vor das Gericht gezogene Personen.	In den sieben Jahren bis zu Ende des Jahres		
	1820.	1827.	1834.
Männlich	13,191	15,679	19,244
Weiblich	3,501	4,204	5,721
Summe	16,692	19,883	24,965
Ueberführt und zum Tode verurtheilt	1,327	1,448	867
Deportirt auf Lebenszeit	638	590	825
" " 21 Jahre	—	—	1
" " 14 "	516	457	1,097
" " 7 "	2,909	3,218	5,084
Beschaftet und verurtheilt zur Ausperrschung, Gefängnißstrafe, zum Stehen am Schandpfahl und angehalten zu strenger Arbeit.			
5 Jahr lang	2	—	—
3 " "	9	3	7
2 " " oder mehr denn 1 Jahr	123	136	174
1 " " " 6 Monate	389	781	673
6 Monate und darunter	3,208	5,140	7,349
An dem Schandpfahl gestanden	246	424	352
Mit Geld gestraft	620	732	655
Summe der Verurtheilten	10,439	12,929	17,084
" Freigesprochenen	3,555	4,713	5,078
" die auf weiteren Grund nicht fortgesetzten Untersuchungen	2,698	2,241	2,803
Hauptsumme	16,692	19,883	24,965
Hiervon sind hingerichtet	167	133	64

(Tables of the Revenue, population, commerce etc. of the united Kingdom I. c. Part. IV. — London, 1835.)

Bibliographie.

Laocoon — von Lessing. Uebersetzt von W. Roß. 15 Sh.

De Wyrhale. — Erzählung in 5 Gesängen, von P. J. Duvarel. The broken font. (Der zerbrochene Taufstein.) Erzählung aus dem Bürgerkriege, von Mayer Scherer. 2 Bde. 21 Sh.

Opinions etc. (Ansichten der Europäischen Presse in Bezug auf die orientalische Frage.) Herausgegeben von David Ross. 10½ Sh.

Enoch restitutus. (Das verlorene gegangene Buch Henoch.) Von E. Murray. 12 Sh.

An essay etc. (Ueber den Geist und den Einfluß der Reformation Luthers.) Von C. Villiers. 4½ Sh.

An inquiry etc. (Ueber die Pädologie, so wie über die Ursachen und die Behandlung des Kindbett-Fiebers.) Von C. Moore. 6½ Sh.

Saul and David. — Ein dramatisches Gedicht, von E. Bagnall. 6 Sh.

Mannigfaltiges.

— Bildung durch Bilder. In Genf ist bekanntlich ein Preis für die beste Reihefolge von Zeichnungen ausgesetzt worden, die in der Weise, wie Hogarth's guter und schlechter Lehrling, moralische Gegenstände darstellen und den wahren Nutzen, welchen die Jugend gewährt, recht lebhaft zur Anschauung bringen. An das Programm, das bei dieser Gelegenheit aufgegeben worden, knüpft die in Genf erscheinende Bibliothèque Universelle eine Reihe von Aufsätzen, in welchen, unter besonderer Hinweisung auf den demoralisirenden Einfluß mancher literarischen Erscheinungen Frankreichs, als ein Gegenmittel derselben die Vortheile bezeichnet werden, welche die religiöse so wie die innere Bildung überhaupt von der Verbreitung solcher Bilder, wie sie nun Holzschnitte oder Kupferstiche — ziehen könnte, die zugleich das Gemüth erheben und einen gesunden ohne weitläufige Erklärung verständlichen Begriff darstellen. Es wird darauf aufmerksam gemacht, mit welchem Interesse man gemeinhin auch das niedere Volk in den Städten vor den Schaun-Fenstern die Bilderläden, oder auf den Jahrmärkten bei den Ausstellungen der herumziehenden Holzschnitt- und Liester-Verkäufer stehen und in der Regel auch am meisten von dem ergriffen sehe, was wirklich zum Herzen spreche. Die Bibliothèque meint, es sey dies ein Wink für Erzieher und Bildner der Menschheit, einen Wirkungskreis, der bisher fast ausschließlich der Gewinnsucht oder der Talentlosigkeit überlassen gewesen sey, zu ihren edlen Zwecken zu benutzen und bei einem Theile der Gesellschaft, der entweder durch die Last der täglichen Arbeit oder durch indolente Gesinnung von dem Lesen moralischer Bücher und selbst der Bibel zurückgehalten werde, Eindrücke und Besterungen hervorzurufen, die zu innerer Anschauung, zur Richtung des Gemüthes und zur Erkenntniß Gottes führen.

Es wird ersucht, die am 30. d. M. am Ende gehenden Abonnements baldigst zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes nicht unterbrochen werde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Freitag den 24. Juni 1836.

England.

Zwei verschiedene Weisen, eine Geschichte zu erzählen.

Als König Jakob VI. von Schottland nach London zog, um als Jakob I. den Thron Großbritanniens zu besteigen, wurde er von einem Spanischen Gesandten begleitet, der ein Mann von vieler Gelehrsamkeit war, aber dabei den wunderlichen Grundsatz hatte, jedes Land sollte einen öffentlichen Lehrer der Zeichensprache haben, bei welchem Leute seines Gleichen sich durch Zeichen einander verständlich zu machen lernen könnten.

Als er vor dem Könige dieses große in ganz Europa herrschende Desideratum beklagte, sagte ihm dieser zu spaßhaften Streichen bekanntlich sehr geneigte König: „Wohl habe ich einen solchen Zeichenlehrer auf der nördlichsten Universität meiner Reiche, nämlich in Aberdeen; leider ist aber ein Weg von beinahe 600 Englischen Meilen dahin." — „Und wären 10,000 Stunden hin", versetzte der Ambassadeur, „so muß ich die Bekanntschaft dieses würdigen Mannes machen, und ich bin fest entschlossen, in einigen Tagen zu ihm zu reisen." Der König sah seinen anderen Ausweg, als daß er schnell an die Professoren zu Aberdeen schreibt, ihnen die Sache vorstellt und sie ersucht, sie möchten sehen, wie sie am besten mit dem Herrn Gesandten fertig werden.

Dieser kömmt kurz nach dem Königlichen Schreiben zu Aberdeen an, wird mit großer Feierlichkeit vom Corps der Professoren empfangen, fragt aber gleich, welcher von den Herren die Ehre habe, Professor der Zeichensprache zu seyn. Man sagt ihm, dieser Lehrer wäre unglücklicherweise nach dem Hochlande gereist, und Niemand wisse, wann er zurückkehren werde. „O, dies thut nichts", entgegnete der Gesandte, „ich werde seine Zurückkunft abwarten, und sollte ich mich ein Jahr gedulden müssen."

Die Herren der Universität sahen jetzt ein, daß sie es mit einem entschlossenen Manne zu thun hatten, dessen Unterhalt ihnen daneben noch große Kosten verursachen würde; sie nahmen daher zu einer List ihre Zuflucht. In der Stadt lebte ein gewisser Geordy, Fischer von Gewerbe und einzigig von Natur, aber ein ausgemachter Schalk, mit Witz und Schlauheit vollkommen ausgerüstet. Man ließ ihn herbeiholen, erzählt ihm die Geschichte, und ernennt ihn auf einen Tag zum Professor der Zeichensprache, mit der Weisung, keine Silbe zu sprechen. Geordy übernimmt mit Freuden sein neues Amt, und dem Gesandten kündigt man zu seinem ausnahmsprechlichen Freude an, daß der Professor den folgenden Tag zu Hause seyn werde.

Den anderen Morgen wird Geordy mit Mantel und Perücke bekleidet und auf einen Katheder im großen Saale der Universität gesetzt, während alle Professoren und der Gesandte im angränzenden Zimmer sind. Dieser wird in den Saal geführt, wird dort mit Geordy allein gelassen, um sich nach Herzenslust mit ihm in der stummen Sprache zu unterhalten, und die Professoren kehren in ihr Zimmer zurück, wo sie unter einiger Besorgniß dem Ausgange der Konferenz entgegensharren. Der Gesandte hebt einen Finger in die Höhe; Geordy antwortet dadurch, daß er zwei Finger aufhebt. Der Gesandte erhebt hierauf drei seiner Finger; Geordy ballt die Faust und drückt ihn mürrisch an. Darauf nimmt der Gesandte eine Orange aus der Tasche und hält sie in die Höhe; Geordy holt ein Stück Gersten-Brod aus seiner Tasche und hält es in die Höhe, worauf sich der Gesandte achtungsvoll verbeugt und sich zu den Professoren zurückzieht, welche ängstlich um sein Urtheil über ihren Kollegen bitten.

„Er ist ein wahrhaftes Wunder", sagte der Spanier, „nicht für die Schätze Indiens würde ich ihn gehen!" Ich hielt einen Finger vor ihm in die Höhe, um anzuzeigen, es gäbe nur einen Gott; er erhob zwei Finger, um anzuzeigen, es gäbe Vater und Sohn; ich erhob drei Finger, die heilige Dreieinigkeit symbolisch zu bezeichnen; er ballte die Faust zusammen, um anzudeuten, daß die Drei nur Eins wären. Ich zeigte ihm sodann eine Orange, um anzudeuten, wie gütig die Gottheit gegen die Menschen sey, daß sie ihnen nicht blos die dringendsten Bedürfnisse des Lebens, sondern auch die Süßigkeiten desselben reiche; worauf der wunderbare Mann ein Stück Brod hervorzog und mir zu verstehen gab, daß dieses „den Stab des Lebens sey" (wie die heilige Schrift sagt) und allen Byras-Artikeln vorzuziehen wäre."

Der Gesandte war glücklich und reiste mit großer Genugthuung ab; die Professoren waren noch glücklicher, daß die Sache für sie eine solche günstige Wendung genommen, und waren nun noch neugierig, die Auslegungen ihres ehrwerthen Kollegen zu hören. „Nun Geordy, wie ging die Sache", riefen sie, „und was hielt Du von Deinem Manne." — „Der Schändliche", schrie Geordy, „was glauben Sie, womit er anfing? Er hob einen Finger in die Höhe, um mir zu sagen, ich hätte nur ein Auge! ich aber erhob zwei Finger und wandte damit, er solle sich in Acht nehmen, ich hätte zwei Fäuste. Darauf hob der Bursche drei Finger auf, welches beißen sollte, wir beide zusammen hätten nur drei Zähne; dies machte mich so wüthend gegen den Schuft, daß ich die Faust ballte und schon entschlossen war, ihm eins zu versetzen, hätte ich Euch nicht schonen müssen. Der Kerl ging aber noch weiter, mich zu reizen, und nahm eine Orange heraus, mit der verdöhnenden Bedeutung: „Dein armes kaltes Land kann keine Frucht wie diese hervorbringen!" Ich zeigte ihm ein Stück Gerstenbrod mit der Meinung, daß ich seinen Heller für ihn und seine Lumperei gebe, so lange ich dieses habe. „Doch", schloß Geordy, „bei allen Heiligen, es verdrießt mich herzlich, daß ich dem Schurken das Fell nicht durchgebrochen habe!"

So viel über die Zeichensprache oder zwei Weisen, eine Geschichte zu erzählen.

Bibliographie.

Travels and adventures in eastern Africa. (Reisen und Abenteuer im östlichen Afrika.) Von Nat. Isaacs. 2 Bde. 21 Sh.

History of England. (Geschichte von England, vom Utrechter bis zum Aachener Frieden.) Von Lord Mahon. Erster Bd. 16 Sh.

Historical recollections etc. (Geschichtliche Erinnerungen aus Podet-Parl.) Von T. Smith. 2½ Sh.

Covetousness. (Ueber den Geiz, seine Nachtheile und seine Beseitigung.) Von Esther Copley.

Materiae lectae. — Von B. Rammell.

On the progress of philosophy. (Ueber den Fortschritt der Wissenschaft.) Von Smith. 8 Sh.

Frankreich.

Ein Besuch bei Bernardin de St. Pierre.

(Schluß.)

„Als Sie eintraten", fuhr Bernardin fort, „arbeitete ich eben an meinem neuen Buche; ich dachte an die weise Vorsehung der Natur, die da sie verschiedenen Wesen nicht gleicht Organe geben konnte, diese Ungleichheit der Vortheile durch besondere Eigenschaften ersetzte, mit denen sie dieselben begabte. So sieht die Amsel die Kirsche, die das Kind nicht bemerkt; das Rothe blitzt der Amsel in die Augen, das Grüne dem Schaf. Wenn andere Thiere in dieser Beziehung keinen so feinen Sinn haben, so werden sie dagegen oben so sicher vom Gehör und Geruch geleitet. Das Huhn fühlet das Korn auf, das Pferd riecht das Heu. Und ein Gelehrter sieht nicht weiter, wenn er sorgfältige in allen Pflaumenbäumen der Welt nur eine einzige Pflaumenart; ein Kind aber, wäre es auch blind, unterscheidet mit seinem Gaumen alle Gattungen derselben. Diese Sonne, die sich über unseren Häuptern erhebt, verbreitet die Farben, den Geschmack, die Wohlgerüche und vertheilt sie von der Höhe der Pflanzen unter Gottes Finger. Hoch Verehrung, Sie gebrauche Ihre Wissenschaftlichkeit, indem ich Sie mit einem Buch aufhalte, dem Ihre Beurtheilungen nichts beisen können, denn wer weiß, wann es erscheinen wird." — „O ich bitte, reden Sie, mein Herr, reden Sie immer", versetzte der Offizier; „ich höre Ihnen zu, wie man noch nie zugehört hat. In Ihren Harmonieen, sehr ich, wollen Sie Alles ausdrücken, was wir Schönes in dem ganzen Schaus spiel der Schöpfung gefühlt haben, ohne daß wir das geistige Band ahnten. Sie wollen sich zwischen Gott und uns stellen, und Ihr Werk wird Gesang seyn."

Die nachdenkenden Blicke des Kriegers möchten nicht von dem Haupte des Naturforschers, dessen weißes natürliches Haar vom Glanze des anbrechenden Morgens hell beleuchtet wurde. „Ich will", sagte dieser, „auch von den Harmonieen der Geschirne sprechen. Glauben Sie mir, ich verdanke mein Wissenschaft nur meiner Erfahrung und meinem Unglück. Das Nordlicht, dessen Ursachen ich erkläre, knüpft sich in meinem Gedächtniß an die traurigen Jahre, die ich in Rußland verlebte, wo ich mit einem Dreifaschenstück und dem Plan zu einer Republik landete, was zusammen nicht zwei Dreikaschenstücke werth war. Die Lustspielzeugung des Indischen Nebels ward mir zugleich mit dem Verlust meiner schönsten Träume offenbar; doch ich vermesse mich nicht, mich zu beklagen, Frankreich hat immer noch schöne Nächte!" — „Und die Nächte Italiens, mein Herr; jeder Stern ist dort ein lebendiges Zeugniß der Freundschaft oder der Liebe. Zwei Freunde in der Verbannung verabreden sich, zu derselben Stunde denselben Stern zu be-

Digitized by Google

teachten, und der Strahl, der in breiter Augen fällt, ist das Band, welches sie vereinigt. Die jungen Mädchen taufen die schönen Sterne der Sommernächte mit ihrem Namen und mit dem ihrer Geliebten. Das Firmament ist mit Antonietten und Cipriane's, Lucien und Giacomo's bevölkert. Wird ein Zwirig dieser Verschwisterungen durch den Tod abgetrift, so tröstet es den Ueberlebenden in seiner Traurigkeit, wenn er das Andenken an den geliebten Gegenstand am Rande des Horizonts, wo er seiner haust, in himmlischem Glanze aufstrahlen sieht."

„Eine zarte Harmonie des Südens", bemerkte Bernardin de St. Pierre, entzückt in dem Gefühl, daß er verstanden wurde, „eine zarte Harmonie, die den Gegensatz bildet zu einer Thatsachen, nur in ihrer Neigung verschiedenen Harmonie des Nordens. Im Süden leben die Bäume nicht lange; das Herz vertraut ihnen daher seine Sinnbilder und seine geliebten Namensjüge nicht an; aber im Norden, dem Vaterlande der ewigen Bäume, pflanzt man zwei Eichen bei jedem Wohnsitz zweier Leuten. Im Süden die Sterne, im Norden die Eichen, die Liebe überall! Neben Eine einmal zu den Athenaeumen des Pariser Observatoriums so von der Natur, wie wir hier sprechen, und sie werden lachen, die Athetsten. Wissen Sie wohl, daß Herr Cabanis in voller Versammlung des Instituts auf sein Ehrenwort versichert hat, es gebe keinen Gott? Und diese Erklärung wurde in das Sitzungs-Protokoll aufgenommen." Eine bittere Ironie spielte hier um die Lippen des Greises, „Kaffen Sie uns noch einmal den Gegenstand des Gespräches wechseln, ich bitte Sie jetzt meinerseits darum. Sind Sie Schriftsteller? Mit einer so feurigen Seele wie die Ihrige, warum sollten Sie da nicht ein paar nützliche Gedanken in dies von Schwert und Flammen durchzuckte Jahrhundert werfen, wenn sie auch erst nach hundert Jahren Wurzel schlagen. Die Soldaten wissen Alle mit der Feder umzugehen." —

„Ich habe geschrieben", erwiderte der junge Offizier erröthend, „und da Ihre Aufmunterungen meiner Schüchternheit entgegenkommen, so möchte ich Sie wohl bitten, dies Manuskript durchzusehen, ich bin in meinen schlaflosen Kriegsnächten aufgestiegen, es sind die Leiden einer Soldaten, und faßt könnte ich sagen, eines Kunstlers." — „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen", antwortete Bernardin de St. Pierre, „bofferlich wird der Freund nicht nöthig haben, den Richter bei dem Urtheil zu bestechen, welches Sie von seiner Unpartheilichkeit erwarten."

Der junge Offizier stand auf, zog ungestüm seinen Handschuh ab und drückte beengt Bernardin's Hand. „Nicht wahr, Sie verachten mich, Jedermann meine Bewunderung für Ihre Jugend mitzutheilen und manchmal zurückzukehren, um mit Ihnen die Morgenluft auf dem Lande einzuathmen?" — „Nur diese letztere Erlaubniß ertheile ich Ihnen", versetzte lächelnd der Einsiedler von Essonne. Das Gitter des Gartens schloß sich zwischen ihm und seinem Gast, und lange noch verfolgte Bernardin de St. Pierre mit seinen Blicken den Staubwolke, hinter welcher der junge Offizier der Italiänischen Armee und das Pferd, das ihn nach Paris trug, verschwunden waren. „Wahrhaftig", dachte der Philosoph von Essonne, als er in seine Hütte zurückkehrte, „es giebt noch außerwählte Seelen, die das herrschende Fieber des Ehrgeizes nicht berührt. Ich hätte nie zu träumen lassen, daß mich ein Naturfreund in republikanischen Epaulettes besuchen würde. Es ist eine antike Einfachheit in diesem jungen Manne; wie bescheiden sprach er nicht mit mir, mit wie wahrem Schmerz bejammerte er den Krieg, und wie schien er als Weiser und als Dichter diesen herrlichen Morgen zu genießen. Das Manuskript, das er mir zurückgelassen, ist ohne Zweifel irgend eine geheime Abhandlung von Zeit, zu der ihn seine Stellung veranlaßt hat. Die Kriegskunst, o Jenüe! die Kunst, die Künste zu tödten!"

Bernardin de St. Pierre hatte sich getäuscht; das Manuskript war ein Hirten-Roman. Neues Entzücken! Wie glücklich wird es ihn machen, dem braven Offizier, sobald er ihn wiedersieht, sein Erstaunen über die Wahl der Gegenstandes zu seinen Buch auszudrücken. Ein Hirten-Roman! Der Mann hat also, gleich ihm, wahree Gefühl für die Natur und ihre erquickenden Bilder! Ja, ja, denkt er, diese Seelen bedürfen der Zustucht zu den Phantasie-Gemälden einer sanften Literatur, wenn der Zustand der Gesellschaft ins Auge gerath. In seinen unsäglichen Bedauern über sloffen die Tage dahin, ohne daß der Offizier der Republik zurückkehrte.

Einige Monate später saß Bernardin eben an einem Tisch voll Blumen, die er zum Gebrauch hrs irgend einer Schilderung gepflückt hatte, und labte sich unter den eigenhändig gepflanzten Bäumen an der Ruhe der letzten Stunden des Tages; da lief sich ein Offizier bei ihm anmelden. „Ein Offizier! Das ist der Erwartete, dem Zweifel, den ich seit drei Monaten nicht wiedergesehen; er kommt. Führt ihn hierher."

Aber welche Ueberraschung für Bernardin! Er sah zwar die Gestalt des Offiziers vor sich, den er erwartete, sein dunkles schlichtes Haar, die schwarzen umschattenten Augen, den Afrikanischen Teint, die Melancholie um den ironischen Mund, und doch war es nicht derselbe Mann. Ein Unterschied von mindestens zehn Jahren mußte zwischen dem Alter des Ersteren und dessen sein, der hier vor ihm stand. „Ich bin der Bruder eines Offiziers der Italiänischen Armee, mein Herr; er hatte die Ehre, vor einigen Monaten von Ihnen empfangen zu werden." — „O, ich erinnere mich sehr wohl, mein Herr." „Ich bin sein älterer Bruder." — „Er kam von der Armee zurück." — „So wie ich." — „Er verteaute mir das Manuskript eines Romans an, das ich Ihnen zurückzugeben bereit bin, mit der Bitte, ihm zu sagen, wie sehr mich die Empfindung gerührt hat, die ihn für die Wunder der Schöpfung beseelt, und besonders seine bereite Entrüstung gegen Irononeen und Ehrgeizige. Sein Buch wird noch lange an der Zeit sein. Nehmen Sie ihm auch in meinem Namen die ausgezeichnete Art seines Stils, die so reich an Bildern und Formen ist ....." — „Genug des Lobes, mein Herr, ich dritte sonst würde ich es Ihnen bald nicht mehr gestehen dürfen, daß ich der Verfasser des Buches bin. Da ich selbst den Muth nicht hatte, es Ihnen vorzulegen, so wagte es mein Bruder statt meiner; er schätzte sich zu glücklich, in seinem Leben eine Gelegenheit zu finden, um in Ihre Einsiedelei zu gelangen. Sie verzeihen uns doch die kleine List."

Nachdem noch einige Höflichkeiten zwischen dem republikanischen Offizier und Bernardin de St. Pierre ausgetauscht worden, zeigte dieser auf die Blumenbeeranrete, die auf seinem Studentisch aufgehäufe lagen, und sagte: „Ich dachte eben an Ihren Bruder, mein Herr, als man Sie anmeldete. Wie er mich vor drei Monaten besuchte, arbeitete ich gerade an den Harmonieen des Lichts; ein Beet gab das andere, und so erfuhr ich von ihm, daß man in Italien den Steinen die ihnen zu Namen gelieben Perfonen beilege. Ich finde diese Sitte höchst poetisch, und ich begreife nicht, wie die Blumen bis jetzt noch immer unter dem Joch der alten Nomenklatoren haben verbleiben können. Mir der größten Kaltblütigkeit von der Welt kreet ein Botaniker vor Ihren Augen seine mit Sämereien aller Art gefüllten Beutel und sagt Ihnen: „„Das hier ist die Königin der Blumen, dies die Königin der Blumen.““ Was kann man von einer Wissenschaft erwarten, die man Kornblumen überlassen hat? Sie muß in ihren Händen nur verhaft werden." — „Sie werden sie uns lieben lehren, mein Herr. Ihre „Naturstudien" haben den Geschmack daran schon in ganz Europa verbreitet. Entzückt von den reizenden Lehren, die Sie in Ihrem Werk darüber erheben, hatte ich mir in einer Villa bei Florenz, wo ich mit meinem Regiment stand, eine botanische Uhr eingerichtet. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht hatte ich eine Blume, die sich öffnete, denn ich bin ein leidenschaftlicher Blumenfreund, und ich begreife es sehr gut, wie der Holländer sein Vermögen im Ankauf von Tulpen verschwenden und sein Leben damit zubringen kann, neue Farbenschattirungen an ihnen zu erzielen."

Welche schlichte Familie! dachte Bernardin, als er seinen Gast so sprechen hörte. Der eine Bruder preeket die Pracht der Gestirne, der andere verwendet seine Mußestunden im Lauriet auf die Kultur der Blumen, um zu jeder Stunde des Tages eine aufbrechen zu sehen. Und diese beiden jungen Leute sind Soldaten; eine Revolution hat sie mit ihren Schlachtgetümmeln umwunden, der Krieg hat sie umtobt, Belagerungen hätten sie verdärten und der Stolz des Siegs ihnen den Rest geben können. „Da Sie die Blumen so sehr lieben, mein Herr, so ist es Ihnen vielleicht gestattig, daß ich Ihnen die zeige, die ich in meinem kleinen Garten ziehe. Ach, es sind freilich nicht die Blumen Ihren Bruders, aber sie sind sympathisch. Aber ich habe sie gepflanzt, und ihr Duft ist dem Geiste angenehm."

An den Arm seines neuen Freundes gelehnt, verließ der Philosoph das Boskett, um ihn in die Gänge zwischen seinen Blumenbeeten zu führen. Der Abend im Thal war still, die Stampe deuchte lachend die auf ihrem Wasser sich ausbreitenden Staubkreen der Wasserlilien; vom nahen Dorfe herüber vernahm man das Geläute der Glocken, das Heerde ihre Staddien in den gekrönten Rasen. Und wie der Greis an der Seite seines Gastes langsam einherwandelte, rezitirte er, ein großer Liebhaber schönen Lateins, folgende Verse:

Felix qui potuit rerum cognoscere causas
Atque metus omnes et inexorabile fatum
Subjecit pedibus, strepitumque Acheruntis avari!

Der Offizier fuhr mit leiser Stimme fort: „Ja, glücklich der Weise, der die Geheimnisse der Natur buchdringt und die Vorurtheile der Welt mit Füßen tritt." Eine Röthe pflückend, setzte er hinzu: „Der Weise, der die Lautgeschtieen verehrt und ohne Neid den kostlarischen Wonn und den Glanz des Diadems anblickt." — „O, mein Herr, Sie lieben auch den Virgil; das ist mein Dichter, ja, ja!" Und so ergötzten der Krieger und der Dichter von Blume zu Blume und von Vers zu Vers sast das ganze zweite Buch der Georgika auf ihrem Spaziergange.

Erinnerte durch die Naturerkenntniß seines Schülers, zeigte Bernardin ihm die botanischen Schätze seiner Treibhäuser, schön gepeckte Blumen, als wären sie mit der Scheere aufgeschnitten, andere, die stets nach der Sonne schauen, deren Bild sie sind, und andere, die von dem Stengel, auf dem sie sich schaukeln, aufstiegen zu wollen schienen. Nachdem der Offizier der Republik um die Erlaubniß gebeten hatte, ein paar Blumen als Andenken an seinen Besuch mitnehmen zu dürfen, nahm er Abschied von Bernardin de St. Pierre. „Was haben Sie nach Paris zu bestellen, mein Herr, wenn ich bitten darf?" — „Bringen Sie dies fer gepflogten Stadt meine Wünsche, bringen Sie ihr meine aufrichtigsten Gedete für ihre Einteachy, und das mag bald weniger Schwierigkeit und mehr solche Männer wie Sie dort finden mögr." — „Möchten Sie nicht irgend etwas auf Paris haben? Ich wünschte Ihnen einen Vorwand, um wieder zu Ihnen kommen zu können." — „Bringen Sie mir Ihren Bruder wieder." — „Wie wollen zusammen zurückkehren, wenn Sie erlauben." Damit schwang sich der Offizier in den Wagen, der am Gitter auf ihn wartete.

Als Bernardin in seine Hütte zurückging, blieb er an der Freitreppe noch einen Augenblick stehen, um dem glühenden Abendroth einen letzten Blick voll Ehrfurcht, Religion und Liebe zu schenken. „Wären alle Republikaner wie diese beiden Brüder, o Gott, dann wäre die Republik ein Himmel, und man würde nie sterben mögen." Bernardin konnte sich wohl freuen, er hatte das Herzensgeheimniß gefunden, an demselben Ort, wo ich vierzig Jahre später nur auf Auvergner stieß.

Während ich aber in der Bibliothek Bernardin de St. Pierre's verweilte, hatte der Wind sich gedreht, und der höllische Lärm der Auction drang mit seinen Gebeten, seinen Wiederholungen und seinen Preisen gerade zu mir herauf. Da schrie es: „Mathematische Instrumente, 20 Franken, meine Herren." „Sechs Fuß Bierhaspier, 12 Franken." — „Kanekatten, 6 Franken." — „Sechs Paar grüne Pantoffeln, 3 Franken." — Der Kopf hätte Einem von dem Spektakel zerspringen mögen, und das Herz vor Unwillen. Also auch die Pantoffeln der Dichter verschleppt man nach ihrem Tode, verkauft das Paar zu zehn Sous! Jwar sehen sich viele Dichter vor und sterben lieber, ohne

Digitized by Google

nach nur ein Paar Schuhe auf Erden zurückzulassen. Das ist noch ein Trost. Ich wachte die Fenster zu, um von dem abscheulichen Geschrei nichts mehr zu hören, und ich will meine Einsamkeit benutzen, um still und schlicht, wie sie sich entwickelte, die Geschichte der beiden Offiziere der Italiänischen Armee zu beendigen.

In dieser Wüstenhaft schimmernden eines Abends ein schwaches Licht auf die gestreckt unbeweglichen Wüster und auf das gefeuchte, unbewegliche Haupt eines Greises. Bernardin arbeitete in diesem Augenblick an der letzten Abtheilung seines großen Werks „die Harmonieen der Natur;“ er war bei den Harmonieen der Menschheit. Da wird an die Thüre gepocht; er steht auf, um zu öffnen; und wie die Thüre aufgeht, glaubt er, die Gestalt eines von beiden Offiziere der Italiänischen Armee zu erblicken. Er hatte sie seit dem Besuch, den Beide einzeln bei ihm gemacht, nicht wiedergesehen, und er konnte daher nicht gleich unterscheiden, ob der Jüngere oder der Aeltere war, der vor ihm stand. Bei näherer Prüfung wurde er ganz verwirrt, denn es war seiner von Beiden. Diese dritte Offizier der Italiänischen Armee, — sein Costüm glich fast ganz dem der beiden anderen — war eben so bloß wie jene; er blickte eben so gedankenvoll, eben so düster unter seinen schwarzen Augenbrauen hervor, wie die beiden Brüder; er mochte aber etwas älter seyn, als der Erste, und etwas jünger, als der Zweite. Diese dreifache Aehnlichkeit machte natürlich einen wunderbaren Eindruck auf Bernardin de St. Pierre, der in den Ereignissen zum Skeptiker nöthigte. Dieser sieh ihn nicht lange in seiner gespannten Erwartung, forderte sagte ihm sogleich, er sey der Bruder der beiden Offiziere der Italiänischen Armee, die noch einander in Ssemut gewesen. Aufgemuntert durch die Güte, womit sie empfangen worden, habe auch er dem Fremde Jean Jacques Rousseau's, dem vortrefflichen Verfasser der „Naturbilder“ sein Zusammenent machen wollen und wüßte sich entschuldigen, daß er nur in ungefähme Bewunderung eines Kriegers in das Asyl der Weisen mitbringen könne.

Der Philosoph sühlte sich wider Willen dazu hingezogen, diesen Letzten der drei Brüder nachdenkender zu beleachten, als die beiden anderen, welche nun die unwiderstehliche Wirkung, die schon damals die dumpfe Stimme und der scharfe Blick dieses Offiziers hervorbrachten, aber sein unvergleichlicher Feldherrenruhm ihm diese besondere Beachtung zuwenden.

Zwischen diesem dritten Bruder und dem Dichter war weder von Landschaften noch von Sternen, noch von Sonne, Wasser oder Blumen die Rede. Die Unterhaltung war ernst, streng nicht ohne höhere Weihe; sie sprachen von der Eitelkeit, von der Philosophie und von der Leitung der Zeit; der Greis mit ein wenig Bitterkeit und viel Nachsicht, der junge Mann mit Hoffnungen, kühn wie seine Siege. Er schilderte die Zukunft mit prophetischer Klarheit, indem er die gegenseitige Verwichtung alter Parteien durch einander und die baldige Rückkehr des Friedens verkündete. „Gott ordne Sie“, rief Bernardin. — „Gott erhört diejenigen immer, die einen festen Willen haben.“

Dieses andeutevolles Schweigen machte oft eine Pause in diesem Gespräch, das weniger ein Austausch von Worten als von Gedanken war. Vergebens bemühte sich Bernardin mehrere Male, den Offizier auf die Ebenen Italiens zu bringen, um nur natürliche Gegenheit zu haben, den Mann, die Kaltblütigkeit und die seltene Einsicht seines Gastes zu sehen. Dieser mich diesem Thema beständig aus, zweifelsohne oben so sehr aus Bescheidenheit wie aus jenem hohen Schicklichkeitsgefühl, welches sein ganzes Leben hindurch auch seine geringsten Handlungen begleitete. Seine Vermuthung hatte ihn frühzeitig belehrt, daß ein Kriegsmann einer Festung gleiche; wenn er nicht Bonnetkeit schleudert, wird er doch von Stein sein, er muß Verdrieß, wie Schwert, den Stoß des Weisen werde, den Triumphe des Degens Beifall zu zollen, wenn dieser auch nicht gegegen worden, um dem Ehrgeize der Eroberer zu fröhnen.

„Das stammende Italien zeugt von Ihrem Namen.“ — „Ich habe Lebensstühle für Philosophie, Geschichte und Beredsamkeit in den meisten eroberten Städten gründen lassen.“ — „Monumente sind einer der herrlichsten Siege der Feuzösischen Armee bleiben.“ — „Ich habe alle Gelehrte zu Bologna, Florenz und Mailand mit Pensionen ausgestattet.“ — „Sie haben den Ruhm der ausserdichten Feldherren des Alterthums erreicht.“ — „So oft ich eine Stadt einnahm, war meine erste Sorge, Achtung für die Frauen, für die Denkmäler und für das Privat-Eigenthum zu gebieten. Aber ich Wachen vor meine Thüre stellen ließ, damit wandrte ich Posten an den Eingang der Tempel und der Hospitäler.“ — „Bei Ihrem Alter müssen Sie noch schöne Träume von der Zukunft haben.“ — „Ich habe mich in ein kleines Gemach zurückgezogen, um ungestört meine Lieblings-Studien, Mathematik und Geschichte, fortzusetzen.“

Bernardin konnte seine Bewunderung sie einen so schönen und reinen Charakter nicht länger zurückhalten; er hörte auf, sich zu Lobpreisungen des Kriegsglücks seines Spartanischen Gastes zu zwingen, und ergoß sich dagegen in Enthusiasmus über seine edles Eigenschaften als Gesetzgeber und Menschen. Es entstand daß ein so rühiger Einklang zwischen diesen beiden Seelen, daß Bernardin seinem Gast keinen besseren Beweis von seinem Vertrauen geben zu können glaubte, als indem er ihm einige Stellen aus seinen „Harmonieen der Menschheit“, dem letzten Gewälte in den „Harmonieen der Natur“, vorlas. Den Himmel hatte er dem Einen der drei Brüder gezeigt, dem Anderen die Blumen, und dem Letzteren, als dem Ernstesten, enthüllte er die ernsten Blätter seines Buches. Welchen Dank bin ich Ihnen schuldig, sagte Bernardin bei sich selbst, gegen das Ende meines Lebens, in dem Augenblick gänzlicher Entzauberung, noch drei Männer kennen gelernt zu haben, wie ich sie nie zu denken nie gewagt hätte: der Eine würdig, die ruhige Majestät des himmlischen Reiches zu fassen, der Andere sanft wie Rousseau, der Dritte weise wie Marc-Aurel, so weiser noch als dieser, denn er würde nie Kaiser seyn wollen; und alle drei Soldaten.

So weit war ich in den Begebenheiten gelangt, die meine Phantasie im Zimmer Bernardin de St. Pierre's wieder aufzuwecken und die ich hier so nachlässig erzähle, da hörte ich wieder die heisere Stimme des Auernfees, der eben eine Büste unter den Hammer brachte. — „Eine Büste drei Franken.“ — „Die Büste Bernardin de St. Pierre's drei Franken! Welche Entwebung! Fünfzig Franken“, rief ich, das Fenster öffnend. „fünfzig Franken!“ — „Sind Sie von Sinnen“, versetzte der Auctions-Kommissarius, indem er zu mir herauf sah, „ist es eine ganz schlechte Gipsbüste.“ — „Was thut das, wenn es die Büste Bernardin de St. Pierre's ist!“ — „Bernardin de St. Pierre's? Es ist ja die Büste des Mannes von diesem Hause, dessen Möbel wir hier verkaufen, eines ehrlichen Papier-Fabrikanten.“ — „Wie diese Möbel, die Gestanne, die Büste, das Alles ist nicht aus dem Nachlaß der Herrn de St. Pierre?“ — „Ei bewahre! Seit zweiundzwanzig Jahren stehen wüste dies Haus von dem Papierhändler bewohnt, der es nach Bernardin einnahm.“ — „Ich bin also falsch berichtet worden?“ — „Wohl möglich, indeß lassen Sie sich nicht irre machen; das Haus Bernardin de St. Pierre's, welches heut zu verkaufen ist, hat seine Geschäft nicht verändert. Die Gärten und die Wächte sind noch ganz in dem Zustande, wie er sie verlassen hat; bis auf das Mobiliar, sind Sie nicht im Irrthum.“ — Und der Auctionator sahe sort: „drei Franken die Büste.“

Ich will nun die Geschichte von den drei Offizieren der Italiänischen Armee zu Ende bringen. Der erste Offizier, der die Sterne und die Sonnenkathedrale liebte und seinen Ehrgeiz besaß, war Ludwig Bonaparte, nachmaliger König von Holland. Der zweite Offizier, der die Blumen pflegte, botanische Ideen anlegte und seinen Ehrgeiz besaß, war Joseph Bonaparte, nachmaliger König von Spanien und Indien. Der dritte Offizier der Republik, der Bruder der beiden Anderen, der die Menschheit, den Frieden und die Philosophie verehrte und keinen Ehrgeiz besaß, war Napoleon Bonaparte, nachmaliger Kaiser der Franzosen und König von Italien.

Das war also die Eflege, das war das Hirtengedicht, das Bernardin de St. Pierre sand: zwei Könige und ein Kaiser! Nun die klagte ich mich nicht mehr, daß ich, als ich meinerseits die Eflege suchte, nur mit Indigo bemalte Wesen antraf, Puter-Fabriken unter den Rosengebüschen und junge Bäuerinnen, die Wächer trugen!

Leon Gozlan.

Bibliographie.

Traité de Prononciation, ou Nouvelle Prosodie française. — Von Madame Sophie Dupuis. 3 Fr.

La Chine, ou Description générale de tout ce que cet empire offre de plus remarquable. Par J. Francis Davis, ci-devant président de la compagnie des Indes en Chine. — Aus teu Englischen, von Bajin. 10 Fr.

Les Avantages des Caisses d'épargne, rendus sensibles par divers exemples du résultat de leurs opérations. — Von J. B. Gorizaud.

Du Droit des Officiers ministériels de présenter leurs successeurs à l'agrément de Sa Majesté. — 3 Fr.

Aide-Mémoire à l'usage des officiers d'artillerie. — Mit Abbildungen. 6 Fr.

Application de la Géométrie descriptive à la Perspective ordinaire, réduit en 6 leçons. — Von einem Hauptmann vom Genie-Corps. Mit 19 Abbildungen. 3½ Fr.

Nouveaux procédés d'arithmétique et d'arpentage sans instruments. — Von J. Masclary. 3 Fr.

Cours sur la génération, l'ovologie et l'embryologie. — Gehalten im Museum der Naturgeschichte von Prof. Isidore. Herausgegeben von Deschamps.

Théorie des volcans. — Von Grafen v. Bylandt-Palstercamp. 3 Bde.

L'Hérétique et l'Apostat, ou les Matinées de Saint-Barthélemy. — Von Edouard Sturne. 2 Bde. 15 Fr.

Tam, ou Aventures et Voyages d'un jeune sauvage. — Von Claviere. 3 Fr.

Un secret d'état. — Von Mortemval.

Holland.

Das Haus des Admirals de Ruyter.

(Schluß.)

An dieser plötzlichen Zurückhaltung de Ruyter's merkte der Pastor, daß sein Schwiegervater den Grund seiner Fragen durchschaut hatte; drückhalb wandte er sich, auf die Gefahr hin, den Admiral zu kränken, mit entschlossener Gleichgültigkeit zu demselben und sagte: „Aber ist es denn wahr, daß der sonst so wackere Cornelius de Witt sich bei dieser Gelegenheit sieg betragen hat und dennoch den Ruhm des Sieges mit Euch theilte?“

Diese Falle war geschickt gelegt, denn de Ruyter, — der nun einmal das Vorbedacht gefaßt hatte, daß sein Schwiegersohn die Geschichte dieser Feldzüge schreibe — war zu gewissenhaft, als daß er seinen Freund Cornelius, der bei dieser Gelegenheit die größte Unerschrockenheit an den Tag gelegt hatte, in einem zweideutigen Lichte hätte erscheinen lassen sollen. So zwischen dem Gefühl seiner Beschiedenheit und der Stimme seines Gewissens schwankend, war nicht daran zu zweifeln, daß der Admiral alle jene Details mitgetheilt wäre, um die Ehre seines Freundes aufrecht zu erhalten, sollte es auch auf die Gefahr geschehen, seine eigene Bescheidenheit ein wenig aufzuopfern.

Die Frau und die Kinder de Ruyter's, die genau wußten, welche innige Freundschaft zwischen diesem und Cornelius geherrscht hatte, wussen dem Pastor bittende Blicke zu, da sie sahen, wie schwerzlich diese Zurückweisung den alten Seemann berührte, der erröthend antrief: „Er suchthaft! Er! Cornelius de Witt! Wer hat es gewagt, eine solche Verleumdung aufzulösen? Ist sein schrecklicher Tod den unbesonnenen Feinden dieser unglücklichen Familie noch nicht genug! ... Er surchte-

Digitized by Google

sam! . . . o, mein Gott! Er furchtsam! . . . Gerade an diesem glorreichen Tage des Brandes von Chatam sah ich ihn in seiner schönsten Glorie. Ich bestieg meine Jolle, um das Kommando über den Brander, der „der Drache“ genannt, Schnell kam er herbei und sagte mich, wohin ich wolle? und als ich ihm antwortete, ich ginge, um nachzusehen, was meine Kinder machten, antwortete er mit der größten Ruhe: Ich werde Euch begleiten. Und er begleitete mich in der That an Bord des Branders; trotz dem Feuern eines Linienschiffes von achtzig Kanonen, das wir vernichten wollten, blieb er bei mir auf dem Verdeck des Branders aus, bis wir diesen mit unserm Entschluß an das feindliche Schiff befestigt hatten. Kaum zwei Minuten hatten wir ihn verlassen, als er in die Luft flog; die umherfliegenden Trümmer tödteten fünf Mann in unserer Schaluppe. Ist das die That eines feigen Mannes? Gehen Sie, Bernard, es ist nicht christlich gedacht, auf solche Weise das Andenken eines Mannes, der sich nicht mehr vertheidigen kann, zu verunglimpfen; ja ich wiederhole es, es ist schlecht, auf solche Weise die Ehrfurcht vor einem Helden zu schmälern, besonders schrecklicher Tod ihn zu einem Märtyrer seiner Nation machte.“

Aber der Pastor, wenig auf diese Vorwürfe achtend, ließ, die Hände faltend, mit Verwunderung aus: „Ach, Vater, das ist herrlich! Welche Größe liegt in den zwischen Euch und Cornelius gewechselten Worten. Ihr setzt Euch allen Gefahren aus, wenn Euch ein entschlossener Mann der bedroht, bloß um zu sehen, was Eure Kinder, Eure Matrosen machen, und er, der Deputirte der vereinigten Niederländischen Provinzen, antwortet mit den einfachen Worten: Ich will Euch begleiten, und dahin ging er, um an Eurer Seite allen Gefahren Trotz zu bieten. Ach, mein lieber, theurer Vater, das ist wieder ein unsichtbarer Blatt in dem Buche Eurer Geschichte und in der Cornelius de Witt's.“

Bei diesen unbedachten Worten zeigten sich Verdruß und üble Laune auf dem Gesicht de Ruyter's, und er sagte mit schmerzlichem Tone: „Bernard! . . Ich habe mich also doch nicht geirrt . . . das ist schlecht . . . mir so meine Geheimnisse zu entlocken; und Ihr wißt Alle, wie tief mich das kränkt . . . Er hob die Augen zum Himmel und sagte mit Bitterkeit: „Johann, man kann nicht mehr in Frieden und verteauungsvoll in dem Kreise seiner Kinder leben? Muß man auch hier seine Worte abwägen, aus Furcht, daß sie einer feindlichen Geheimheit zur Beute werden? Ah, das ist in der That grausam!“ — „Verzeihe Dich nicht so, mein Freund“, bat die Gattin de Ruyter's; „Bernard hat einen solchen Gedanken nicht gefaßt.“ — „Wohlan; er sage es mir selbst, und ich will ihm glauben.“

Der Pastor, nicht im Stande, zu lügen, senkte den Kopf und schwieg.

In diesem Augenblicke erschien ein bejahrter Diener am Eingange der Grotte, um dem Admiral den Herrn von Wildt, Rath bei der Admiralität zu Amsterdam, zu melden, der ihm eine dringende Botschaft seitens der Admiralität zu bringen kam. „Führt Herrn von Wildt in den Saal und sagt ihm, daß ich sogleich kommen werde“, sprach de Ruyter. Er erhob sich mit Mühe, und auf den Arm seiner Sohne gestützt, ging er langsamen Schrittes dem Hause zu; seine Frau und die übrigen schickten sich an, ihm zu folgen.

Der Abend brach herein, de Ruyter in den ziemlich großen Saal trat. Die Wände derselben waren mit grünen Tapeten bedeckt, sechs Kerzen von gelbem Wachs, die auf einem blankgeputzten kupfernen Armleuchter brannten, erhellten den weiten Raum, rings umher standen grüngenostete Stühle mit hohen Lehnen, und vor denselben Fußschemel; auf einem Fußschemel standen reich gewirkte und bestickte Polster von Ebinesischem Porzellan, und ein mit künstlerischer Vollendung aus Elfenbein geformtes Bild von Luther hing an der Wand; dazu ein großer Tisch, mit einem Türkischen Teppich bedeckt, dessen Franzen bis auf den Fußboden herabhingen: so war das einfache Ameublement des Saales beschaffen, wo der Admiral den Herrn von Wildt, einen Mann von mittlern Jahren, mit greisem Kopf und in schwarzem Sammet gekleidet, vorfand.

„Guten Tag, Herr von Wildt“, begann der Admiral, indem er sich, mit Hülfe seines Sohnes, auf einen Stuhl niederließ. Der junge Mann verließ alsobald den Saal. „Wie geht es Ihnen, Herr Admiral? Bietet Ihre Krankheit Ihnen noch immer nicht die Hand zum Frieden?“ — „Ich leide immerfort“, sprach de Ruyter, „doch, Gottlob! nie es Gottes Wille ist. Nun, welchen Entschluß hat das Kollegium hinsichtlich der Expedition nach dem Mittelmeere gefaßt?“ — „Das Kollegium, Herr Admiral, beharrt bei seinem ursprünglichen Plan.“ — „Kennt man die Stärke der Französischen Flotte in der Levante genau?“ „Achtzehn Schiffe und zwölf Galeeren. Sie setzen also, Herr Admiral, daß das Kollegium sehr unvernünftig handelt, wenn es Ihnen achtzehn Schiffe und vier Brander bewilligt; das giebt Ihnen, wenn Sie sich mit der Spanischen Seemacht vereinigen, ein großes Uebergewicht über die Franzosen, die anderthalb mehr Seeleute sind.

Ohne dem Herrn von Wildt zu antworten, wiederholte der Admiral seine Frage und sagte: „Werden die Generalstaaten wollen mir nur achtzehn Kriegeschiffe geben?“ — „Ja, Herr Admiral.“ — „Nun denn, mein Herr, die Herren Generalstaaten begehen hier einen Fehler, den sie eines Tages schwer bereuen werden.“ — „Wie das?“ — „Weil diese Streitmacht, gegen die Französische gehalten, viel zu gering ist.“ — „Zu gering, Herr Admiral? Zählen Sie denn nicht auf die Spanische Flotte?“ — „Nein, mein Herr! die bringe ich durchaus nicht in Anschlag.“ — „Aber, sie ist doch vierzig Segel stark.“

„Die Spanischen Seeleute“, sagte de Ruyter, „sind heutiges Tages die erbärmlichsten von der Welt. Mit einer Macht, die der des Feindes sechsfach überlegen war, haben sie die Meerenge von Gibraltar nicht vertheidigen können . . . und wenn ich das Kommando über die Flotte übernehme, wird es mein Erstes sein, die Generalstaaten zu bitten, mir serie Hand und vor allen Dingen diese Don's aus dem Spiele zu lassen, die, weit entfernt, uns zu nützen, nur überall im Wege sehen würden. Aus diesem Grunde behaupte ich, daß die Generalstaaten zu diesem Zuge nicht Schiffe genug anrüsten lassen.“ — „Herr Admiral, die Staatsausgaben waren während der letzten langen unglücklichen Jahre groß; die Politik erfordert es, die dargebotene Hülfe der Spanischen Krone nicht auszuschlagen.“ — „Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich finde die Oekonomie mit einer solchen Expedition nicht vereinbar. Was kümmert uns die Oekonomie, wenn es sich um die Ehre der Flagge unserer Republik, wenn es sich um Menschenleben handelt! Das wäre ein großer Fehler, mein Herr! es wäre ein Verbrechen, das wir begingen. Oekonomie! Ja, mein Herr, Sie sparen vielleicht drei bis vierhundertdreit tausend Gulden, aber Sie setzen die Ehre und den Ruhm Ihrer ganzen Flotte aufs Spiel.“ — „Herr Admiral! Wir brauchen nur in See zu gehen, um die Franzosen in die Flucht zu jagen; die Seeschlacht des 1772 zu Southwood und in der Schlacht von 1773 bewiesen.“ — „Eben, weil ich sie kenne, weiß ich auch, welche Mißregeln man begangen muß. Sie stehen unter dem Befehl eines Mannes, der in Frankreich lange nicht genug geschätzt wird, das ist Duquesne. Man schätzt ihn gering, man giebt ihm Postente zu Oberbefehlshabern, einen Estrées, einen Bivonne. Aber so bald sich die Gelegenheit bietet, werden sie ihn kennen lernen. Ich kenne ihn und möchte mich nicht mit einer geringeren Schiffsadl der seinigen gegenüber legen, denn sobald er zu Anker sitzt, jährt seine Kanonenbahn zehn Schiffe mehr in der Linie.“

Herr von Wildt erstaunte und sagte: „Wie, Herr Admiral, Sie sicherten sich, den Admiral mit geringerer Kraft anzugreifen.“ — „Ja, mein Herr! und ich entgegnete Ihnen mit großer Gelassenheit.“ — „Wir, Herr Admiral, nachdem Sie so viele Proben Ihrer Tapferkeit gegeben haben, werden Sie zurchtsam?“

Diese dumme Frage konnte einen Mann nicht beleidigen, der wie de Ruyter einen unerschütterlichen Muth besaß; er dachte nicht daran, daß man ihn der Feigheit beschuldigen könne, und antwortete deshalb mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Ich bin nicht furchtsam, mein Herr, aber ich kann wie nicht denken, daß die Republik die Ehre ihrer Flagge auf eine so unklüge Weise preisgeben wird.“ — „Das Admiralitäts-Kollegium kann niemals thöricht handeln, Herr Admiral, und es hat gewiß eine große Weisheit kundgegeben, als es Sie ersuchte, das Kommando seiner Flotte zu übernehmen.“ — „Die Republik hat nichts von mir zu erbitten, sie hat mir zu befehlen; nur wenn sie mir befiehlt, die feindliche Flotte mit einem einzigen Schiffe anzugreifen, ich würde es thun.“ — „Wie, Herr Admiral! Sie würden?“ — „Ja, mein Herr; denn ich bin immer bereit, mein Leben aufs Spiel zu setzen, wenn es der Republik gefällt, ihre Flagge preisgegeben.“

Diese Versicherung hatte den Admiralitätsrath so verdutzt, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Sobald er daher den Admiral gefragt hatte, ob er morgen in der Sitzung erscheinen würde, und dieser, trotz seiner Schmerzen, mit Ja geantwortet hatte, entfernte er sich, um sich in die Versammlung zurückzubegeben.

Die Nacht war völlig hereingebrochen. Alle in dem Hause versammelte sich die Familie de Ruyter's zum Essen. Darauf trat die Dienerschaft ein, und der Admiral ließ sich auf sein Knie nieder. Alle folgten ihm nach und brachten mit großer Andacht auf das Abendgebet, welches der Admiral mit heller und vernehmlicher Stimme sprach. Nach dem Gebet nahm der Admiral, seiner Gewohnheit gemäß, den rührendsten Abschied von seinen Kindern und seinen Enkeln, die vor ihm niederknieten; darauf kam die Dienerschaft. Einer Menge alter Seeleute trat ein, um ihm ehrfurchtsvoll die Hand zu küssen . . . . Gestützt auf den Arm seines Sohnes, verließ der Admiral das Zimmer, seine Frau leuchtete ihm vor, und bald darauf lag die Familie in den Armen des Schlafes.

Mannigfaltiges.

— Aus Norwegen. In Christiania befanden sich zu Ende des vorigen Jahres 6 Buchhandlungen und 11 Buchdruckereien, welche letzteren sich ausschließlich mit dem Verlage von Schulbüchern, Kalendern und kleinen Broschüren beschäftigten. Zwei Wissenschaftliche Journale, die wöchentlich erschienen und hauptsächlich aus Uebersetzungen Deutscher und Englischer Blätter ähnlicher Art bestehen, erfreuen sich einer bei weitem größeren Abonnentenzahl als die übrigen Zeitschriften, von denen das Morgenblad, eine politische Zeitung, noch die beliebteste ist. Eine andere Zeitschrift, die „Sammlungen zur Geschichte des Volkes und der Sprache von Norwegen“, erscheint unregelmäßig und hat bereits sehr viel zur Förderung der Nordischen Alterthumskunde beigetragen. Im Jahre 1834 ist die erste in Norwegen gedruckte Bibel bei Grondahl in Christiania erschienen.

— Orientalisches. Die Türkisch-Englische Grammatik des ausgezeichneten Orientalisten Arthur Lumley Davids, der vor drei Jahren im Jünglings-Alter verstorben ist, ist von seiner Mutter ins Französische übersetzt worden, und eben so, wie der Sultan die Widmung des Originals angenommen, hat jetzt auch der König der Franzosen gestattet, daß ihm die Uebersetzung gewidmet werde. Die Einleitung zu dieser Grammatik gehört zu dem Erschöpfendsten, was bis jetzt über den Geist der Türkischen Sprache geschrieben worden ist. (For. Qu. Rev.)

Es wird ersucht, die am 30. d. M. zu Ende gehenden Abonnements baldigst zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes nicht unterbrochen werde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Von pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Montag den 27. Juni 1836.

Afrika.

Eine Mission nach Tunis.

Es war zur Zeit der Zurückkunft der Expedition nach dem Atlas, im Monat Dezember des Jahres 1830, als General Clausel mit dem Bey von Tunis einen Vertrag in Bezug auf das Betkik von Konstantine schloß. Der glänzende Erfolg jener Expedition bewirkte sogleich einen raschen und günstigen Abschluß des Traktates. Der Bey von Tunis nahm das Verbot von Konstantine als Französisches Lehn für seinen Bruder Sidi Mustappha an und ging zu gleicher Zeit die Verpflichtung ein, denselben mit eigener Heeresmacht einzusetzen. Ich ward dem Chef des Generalstabs, Herrn R. Guy, der die Operationen der Tunesischen Armee gegen Konstantine leiten sollte, adjungirt und theile in den nachfolgenden Blättern die Resultate unserer Mission, und was mir von interessanten Umständen auf dieser Reise vorgekommen, mit.

Wir schifften uns gegen Ende Dezembre auf dem Dampfschiff „Sphinx" unter dem Kommando des Lieutenant Catel ein. Der bevollmächtigte Minister des Bey von Tunis, der nach Algier gekommen war, um mit dem General Clausel zu unterhandeln, stieg mit uns zu seinem Herrn zurück. Ihm zu Ehren hatte man auf dem Hinterdeck des Decks ein bequemes und sonstiges Zelt aufgeschlagen. Auch fanden wir das vollständige Musik-Corps eines Regiments, das der Ober-General dem Bey von Tunis auf einige Tage geliehen, auf dem Schiffe. So wie der Minister an Bord stieg, begann die Musik, die Tunesische Flagge wurde aufgezogen, die Anker wurden gelichtet, und wir fingen dahin.

Die Fahrt von Algier nach Tunis dauert zweimal vierundzwanzig Stunden. Mein ganzes Leben lang werde ich der köstlichen Momente gedenken, die ich in wonnevollen Betrachtungen auf dem Verdeck dieses Schiffes verlebt. Frohen Herzens sahr ich von Algier ab, eine glückliche Zukunft lächelte mir, und mit ihren Zauberfarben vergoldete meine Phantasie Alles, was sich meinen Blicken darbot; Alles lag im Rosenschimmer vor mir, Alles entzückte mich. Es war am zweiten Tage unserer Fahrt, die Sonne stand über unserem Scheitel, ihre Strahlen waren heiß, aber nicht sengend, dennoch suchte man den Schatten. Ich habe diese Stunde der Hitze und des Lichtes sehr gern, wo die Sonne weder steigt noch sinkt, wo sie in der Höhe ihrer Bahn, wie ein König auf seinem Thron, uns einen ewigen Tag zu versprechen scheint. Meer und Himmel waren köstlich schön — ringsum erhabene Stille und friedlicher Glanz — alles Uebrige schweigend, undewegt, und nur das Schiff im schnellen Laufe über den Wasserspiegel dahingleitend. Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, so über das ruhige Meer dahingetragen zu werden. Die Küsten in einer Entfernung von der Küste, daß wir die Berge derselben im Duft schwimmen sahen; bald erschienen sie uns wie leuchtende Wolken, bald wie weiße Wolken oder wie aufrauchende Schwimmer von Meteoren. Auch in nächster Nähe hatte Alles, was sich erblicke, einen zauberhaften Anschein. Ich sah den Minister ernst und schweigend auf einem Divan im Grund des Zeltes sitzen, neben ihm zur Rechten seinen Kadi, einen ehrwürdigen Greis, dem ein weißer Bart über die Brust herabwallte, und zur Linken den Dolmetscher Hassonna. Drei junge Mamelucken saßen auf einem Teppich zu Füßen ihres Gebieters, in ehrfurchtsvoller Unterwürfigkeit, durch Mienen und Lächeln mit einander sprechend, ohne ein lautes Wort zu wagen, in reizender Gruppe an einander gelehnt, wie drei junge Mädchen, denn mädchenhaft waren die Züge ihrer Gesichter so wie die ganze Weise hingebenden Behagens und freundlicher Zärtlichkeit, in der sie erschienen. Der Minister und der Greis hatten ihre langen Pfeifen in der Hand und blieben die leichten Dampfwolken von sich mit einer Luft, einem so tiefen Vergnügen, einer solchen Sicherheit des Glückes und Genusses, daß ihre Physiognomie einen ganz eigenthümlichen Charakter dadurch erhielt. Sie verfolgten mit den Augen den wirbelnden Dampf, der das ganze Zelt duftend erfüllte und sie wie ein leichtes Gewölk umgab. Wie ein Paar Geister, im magischen Nebel schwebend, kamen sie mir vor — der Minister wie ein Prinz, der eine Reise in ein fernes Land unternommen, und der Kadi mit sein gutes Gewissen, der ihn beschützte und geleitete. Und ich selber? Träumend fragte ich mich, wohdahb ich da wäre und wohin ich zöge? Mein Pferd, das ich mitgenommen und das auf dem Verdeck gebieben war, streckte den Kopf über die Umfriedung, in der es stand, und betrachtete mit fixirem Auge den stahlenden Wiederschein der Sonne im Meer. Plötzlich erdnte, vom äußersten Ende des Vorderbeitls, eine liebliche Musik. Fern hin über die Wogen schwangen sich die melodischen Akkorde oder schienen vielmehr von der Fluth her zu kommen. Ich senkte mein Haupt in meine Hände, mich den eigenen Träumen, die mich umgaukelten, völlig hingebend. Als ich die Augen erhob, sah ich die Muselmänner auf den Knieen. War's die Pracht dieser Szene, vor der sie andrtend sich niedergeworfen — oder war gerade ihre Gebetsstunde? Sie nahmen keinen Anstand, mit freiem Himmel, im Gegenwart der ganzen Mannschaft, Gott nach ihrer Weise zu verehren. Keiner unter uns folgte ihrem Beispiel, aber sämmtlich betrachteten wir sie mit geziemender Ehrfurcht, und vielleicht wurde mancher Matrose durch diesen Anblick dazu bewogen, im ersten Moment des Müßigseins auch sein Herz im Gebete zu Gott zu erheben, was ihm lange vielleicht nicht eingefallen war.

Gegen zwei Uhr Nachmittags kamen wir auf der Rhede von Tunis an; der Anblick, der uns empfing, war höchst trist; es ist keine Spur von der Stadt am Ufer, kein einziges wohnliches freundliches Gebäude belebt es. Still und öde ist das ganze Gestade. Nur einzelne kleine Festungswerke in verschiedenen Abständen von einander erblicken wir, von Zeit zu Zeit ragte der Turbon einer Schildwache über den Wall hervor — und links vor uns, am Fuß des kahlen Berges de la Marsalise, stellte sich ein langes weißes Haus unseren Blicken dar, um welches herum wir eine große Anzahl von Gezelten zu sehen vermeinten; aber auch dort war Alles stumm und todt, wie am Ufer. Einzelne nackte Schiffe, ohne Segel, so zu sagen, nur Skelette von Schiffen schaukelten träge auf dem Meer. Drei Kanonenschüsse, die in Intervallen von einem der Forte abgefeuert wurden, kontenstirten seltsam mit der Oede des Ortes und hallten in dumpfem Echo von den Bergen wieder; die drei Rauchwolken, die sich nach einander erhoben, blieben das einzige Gewölk an dem klaren Himmel. Die tiefe Stille, die auf diese donnernden Donner wieder erfolgte, der langsam in die Höhe steigende Rauch ließen die Oede und das Schweigen noch stärker hervortreten. Doch plötzlich sahen wir, wie am Fuß des Mamelufe ein Gewimmel sich regte und eine Schaar von Reitern und Rossen dem Gestade zueilte. Es war der Bey von Tunis, der aus seinem weißen Hause, das sein Gefolge hinter sich, herbeigekommen war. Dieser hatte ihn aus der weitesten Ferne, ehe ein anderes sichtbares Auge in Gegenstände unterscheiden konnte, erkannt; die Augen nach seinem Herrn hingerichtet, begrüßte er ihn ungeachtet der Entfernung, durch die er von ihm getrennt war, mit ehrfurchtsvollen Gebärden; er legte die rechte Hand auf sein Herz und neigte den Kopf. Es lag etwas Rührendes in dieser stummen Sprache, in diesen Manifestationen echter Ergebenheit, in diesem durchaus nicht erklärlichen Zeichen von Freude, die er beim Anblick seines Souverains kund gab. Er bestieg ein Boot, pfeilschnell flog es über die Wellen, und in einem Moment war er am Ufer. Die „Sphinx" ihrerseits salutirte mit einigen Kanonenschüssen; als der Pulverdampf sich verzogen hatte, waren der Bey und sein Gefolge verschwunden, und einsam und öde, wie vorher, lag das Ufer wieder vor uns.

Die „Sphinx" warf Anker auf der Rhede, und eine Schaluppe brachte uns nach Tunis. Die Stadt liegt ungefähr zwei Meilen vom Ufer entfernt, am Rande eines Sees, der mit der Rhede durch einen Kanal in Verbindung steht, an dessen Ufern eine Gruppe von Häusern und Festungswerken liegt, welche die Goletta genannt wird. Der See ist von großem Umfang, aber sein Gestade ist unbedaut und unbewohnt, wie das der Rhede. Die Stadt Tunis erhebt sich einsam im Hintergrunde, mit ihren mit Forts bekrönten Hügeln und ihren zahlreichen Minareets, die schlank in die Luft emporragen. Die Sonne war eben untergegangen; die Stadt schwamm in Purpurduft, Goldgewölk lagerte um sie her Schnitel und spiegelten sich im See; je näher wir kamen, desto täuschender wurde der Schein, als bewegte sie sich auf dem Gewölk uns entgegen. Die Schaluppe legte an einer Stelle an, die die Marine genannt wird; durch ein Thor desselben Mauers traten wir in die Stadt ein, und nachdem wir zwei oder drei Straßen durchwandert, standen wir vor der Wohnung des Französischen Konsuls, Herrn von Lesseps. Die Spielleute, die unser Gefolge bildeten, erregten eine große Sensation unter den Mauren. Sie waren bei unserem Abgange von Algier mit Säbeln bewaffnet und ihre Cyacks mit schönen rothen Grenadierhüschen versehen worden, um ihnen so viel als möglich ein imponirender Ansehen zu geben. Auch konnten wir deutlich an ihren von Bestürzen mahnenkamen, für Soldaten zu gelten; mit martialischer Miene, in zwei Gliedern, die Tambours voraus, marschirten sie in Tunis ein; die Mauren hielten ihre Stadt für verloren. (!) Die in schwarzen Ueberzügen befindlichen Instrumente waren in ihren Augen gedrimmlichste Gegenstände des Schreckens, und die Freude der Spielleute über die Wirkung, die sie hervorbrachten, war zu groß, als daß sie den trotzigen Stolz ihrer Blicke hätte beradstimmen sollen. Sie fa-

Digitized by Google

den in der That grimmig und verwegen genug aus. Eine große Menge Volks folgte ihnen nach bis vor das Haus des Konsuls, und der einmal erregte Schrecken ließ sich auch später nicht sogleich dannen, als sie im Hof der Gesandtschaft einen regelrechten Bolero zum Besten gaben. Die gesteigerte Bewunderung, die Chateaubriand in seinem kürzerer über den National-Charakter der Franzosen macht, fiel mir unmittelbar ein und bewährte sich auch an diesem Beispiel. Wir waren kaum eine Viertelstunde in Tunis, als auch schon von einem Ball daselbst geisprochen wurde; Herr von Lesseps hatte zwei Söhne, junge liebenswürdige Leute; die Offiziere der „Bayadere" waren nicht minder aufgewedt und heiterer Laune, die hübschen jungen Damen fehlte es auch nicht, der Amerikanische und Holländische Konsul konnten in dieser Beziehung ein treffliches Kontingent stellen, einige Kaufmannsfrauen, deren Männer aus Neapel hierher geflüchtet, kamen noch dazu, und so war im Nu eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, eifrigst bemüht, sich durch ein rasch ergriffenes Vergnügen für die Leiden des Exils und die Trennung vom Vaterlande, so lange uns so gut es gehen wollte, zu entschädigen. Unsere Musik kam wie gerufen, und die ganze Zeit über, daß sie in Tunis blieb, war ein großer ununterbrochener Festtag.

Am Morgen nach unserer Ankunft schicken wir uns an, dem Bey unseren Besuch abzustatten. Er war zu Mamelise, wo wir ihn zuerst von der See aus erblickt hatten. Der Französische Konsul sollte mit dem Fürsten vorhergehen, wir folgten ihm in zahlreicher Gesellschaft ab, und die beiden Söhne des Konsuls begleiteten uns auf köstlichen Arabischen Rossen. Wir waren ungefähr eine halbe Meile von Mamelise noch fern, als wir eine glänzende Reiterschaar, den Bey an der Spitze, uns entgegenkommen sahen; er nahete sich uns Anfangs mit ziemlich ernsthafter Miene; aber indem er die rechte Hand, nach der Landesart, an die Stirne, wie die Muselmänner grüßen, auf das Herz legte, wurde sein Blick milder, ein leichtes Lächeln spielte um seine Lippen, und die Güte, der herrschende Zug seiner Seele, spiegelte sich deutlich in seinen Zügen. Die beiden Söhne unseres Konsuls sprangen von ihren Pferden und küßten dem Bey die Hand. Dieser war außerordentlich freundlich gegen Ihr, und man sah es ihm an, wie dieser Zeichen von Achtung, welches sie ihrem Vaterlande, ohne daß sie dazu verpflichtet waren, aus freiem Willen gezollt wurde, seinem Herzen wohl that. Er hatte seinen ältesten Sohn zur Seite, einen Jüngling von schöner Gesichtsbildung, aber matten Ausdruck. Das Feuer seiner Augen schien fast erloschen in Lüften. Sein weichlicher weibischer Körper zerreicht nur zu deutlich, daß er seine Lebtage nicht weniger in Festlagen als seinem Harem zubrachte. Aber die Anmuth seiner Erscheinung, wie er sich zu Pferde uns präsentierte, war unvergleichlich und wurde durch sein geschmackvolles reiches Kostüm aufs Beste unterstützt. Dieser junge Prinz und sein Roß sind mir gleichsam als Typus des Orientalen in einem Grade von Reinheit und Feinheit, wie ich mir bis dahin nie vorgestellet worden, im Geiste festgehalten.

Nachdem der Bey einige Worte mit dem Französischen Konsul gewechselt hatte, setzte er seinen Weg fort. Sein Gefolge gab Raum zu beiden Seiten, und mit wahrem Vergnügen sahe ich durch diese goldschimmernde Schaar von Mamelucken hindurch. Das bunte Gemisch der Farben, die Goldstickerei der Kleider, die Gewehre, die Pferdegeschirre, alles das wußte das Auge ergötzen; und den Sinn einzunehmen. Aber einen um deto auffallenderen Kontrast bildete dies bunte lebhafte Gesämmel gegen den ehren Charakter der Landschaft. Man konnte sich der Frage nicht entziehen, warum der Bey gerade diesen Punkt zu seinem Wohnsitz erwählt habe? die Antwort erhielt das Bey, sein Aufenthalt zu Mamelise hat durchaus etwas Tatarisches, und fast alle Eingeborenen jener Klimate neigen sich dazu hin; sie verlassen die Städte und suchen sich einen Wohnsitz in der Oede, gleichsam im Gedächtnis ihres Ursprungs. Die Wüsten haben einen unwiderstehlichen Reiz für sie — und ihren Augen mag sich wohl eine Schönheit daran offenbaren, für die wir nicht empfänglich sind und die uns entgeht. Am ganzen Horizont gewahrten wir auch nicht einen einzigen Baum; in unserer Linken hörten wir das ferne Brausen des Meeres; wir verfolgten unseren Weg an Fuß des Berges entlang auf einem Damme, der mit weißen Felssblöcken besäet war. Plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, aus der Oede hervorgehoben, stand der Palast von Mamelise vor uns; so in der Nähe betrachtet, erschien er uns minder ohne eine gewisse Majestät. Die Architektur ist äußerst einfach, ohne allen Schmuck und Zierrath, in einem strengen oder vielmehr wilden Charakter, fahl und in Uebereinstimmung mit dem Sterilen der ganzen Gegend. Es ist ein großes rechteckiges Gebäude mit einer Menge kleiner Fenster, die mit gräulen Gittern verwahren und durchaus unregelmäßig und bizarr eingeschnitten sind. Ich weiß nicht wie so, aber das Gebäude erinnerte mich an das fantastische Haus des Raths Crespel, wo die Fenster, nachdem die Mauern völlig aufgeführt waren, von innen nach außen eingeschnitten wurden. Zwei Löwen, in kolossalem Maßstab, groß gemalt auf der blendend-weißen Wand über dem Hauptportale, vollendeten den seltsamen und fremdartigen Anstrich, den das ganze Gebäude hatte. Vor der Façade waren eine Menge Zelte aufgeschlagen. Gruppen Türkischer Soldaten, die nachlässig hingestreckt auf dem Boden lagen und ihre Pfeifen rauchten, ließen uns kubig vorüberpassiren, ohne das geringste Zeichen von Erstaunen oder Verwunderung hierüber zu lassen: viel mehr Verwunderung, als ihre Herren, verriethen die Pferde, die mit den Füßen an Pflöcke angebunden waren, über unseren Anblick.

Es währte nicht eine Stunde, so war Alles um Mamelise verändert, der ganze Ort war verwandelt. Statt des Schweigens, der Stille, war Alles Bewegung, Lärm und Gesämmel. Von allen Seiten sprengten Reiter heran, Roßerdanken, kam die Mitglieder des Divans, die zur Gerichtssitzung kamen. Es war der Tumult, die Verwirrung, das Durcheinander eines Messegewühls. Die Menge, die von Minute zu Minute noch immer mehr anwuchs, drängte sich nach dem Zelte des Bey zu. Es giebt nichts Imposanteres, als das Schauspiel, von dem wir ein Zeuge waren, zu sehen und zu hören, wie dieser oberste Gerichtshof auf seinem Felde Recht sprach. Das weite Zelt, das einmal sehr schön und prächtig gewesen sein mußte, nun aber schon ein wenig abgenutzt aussah, der Fürst auf einer Art Bank sitzend, die ihm als Thron diente, zu beiden Seiten die Reihen der Räthe mit langen weißen Bärten auf der Erde sitzend, unter einem Dach, womit der Wind spielte — dies Gemisch von Pracht, Größe und wilder Einfachheit machte auf mein Gemüth einen tiefen Eindruck und versetzte mich mitten unter die schweifenden Stämme der Wüste. Wie hatten die Ehre, dem Bey vorgestellt zu werden; er sagte uns, daß wir ihm in Angelegenheiten unserer Mission nach Tunis von Sadatada (ersten Minister) Auskunft erhalten würden, der gegenwärtig nicht anwesend war, aber in kurzem zurückerwartet wurde. Dann, der üblichen Sitte zufolge, bot man uns Kaffee an. Unsere Musik hatte sich am Eingang des Zeltes in einem Halbkreis aufgestellt und hielt sich bereit, ihre Künste vernehmen zu lassen. Ich war äußerst gespannt, welchen Eindruck sie auf den Bey und seine Räthe machen würde; wie einem unserer Virtuosi in dem feierlichen Moment des Beginns einer Oper war mir zu Muth; mir klopfte förmlich das Herz; die Instrumente glänzten in der Sonne, und die Musiker schienen von der Bedeutsamkeit ihrer Sendung und ihres Geschäfts durchdrungen zu sein, so würdig und ernsthaft, so tauber in ihrem Ausdruck und voll Haltung im ganzen Wesen standen sie da.

Sie begannen mit unserem großen National-Gesange, der Marseillaise. Ich erwartete, daß der Bey und die ganze Versammlung bei diesen mächtigen feurigen Klängen vor Entzücken außer sich gerathen würden. Aber dem war durchaus nicht so; Alles blieb kalt und stumm. Bloßer Ernst, der eine ganz fremden so imponirten, die Menge zu bewegen und ergreifen gekonnt, daß sie entblößten Hauptes auf den Knieen davor gelegen, diese Hymne wurde hier ganz gleichgültig vernommen. In der That, ich konnte mich von meinem Erstaunen gar nicht erholen; ich war ganz starr und sprachlos, wie ein Autor, der nach dem ersten Akt seines neuen Stückes sein Beifallsgeschrei des Publikums vernimmt. Nach der Marseillaise spielten sämmtliche Lieblingsstücke aus unseren Opern; aber auch nicht das geringste Zeichen von Vergnügen oder innerer Bewegung ließ sich auf den Gesichtern und in den Geberden des Auditoriums blicken. Mit einziger Miene sah der Bey da, seine Finger spielten mit dem wallenden Haar seines Bartes oder mit der Zehe seines nackten Fußes; in einzelnen Momenten schien er mit dem Kopfe den Takt der Janitscharen-Musik zu begleiten und betrachtete dies Instrument überhaupt mit neugierigem Blick. Er bewegte leicht die Lippen, und ein Lächeln entstand ihm, so oft die große Trommel seine Ohren auf sich zog. Ich konnte aber nicht herausbringen, ob es das Instrument oder der Musiker war, was ihn interessirte. Meine Hauptbesorgung hatte ich auf das letzte Stück gesetzt, den schönen Marsch aus der Vestalin, und ich hoffte, daß er mich trösten sollte. Dieß dies Beste Stück, welches eingermaßen gefallen und erfreut hatte, war ein Belero gewesen. Ich war zuvor wir; als die gewaltigsten Barbaren erschienen mir der Bey und sein ganzes Volk. Nun hoch überzeugt ich mich später. Daß dies Beste die Musik insgemein liebt, nur keine eigne, eine, die uns völlig wunderlich erscheint, für jenes aber voller Reiz ist, die als der einfache Ausdruck seiner Gefühle mit seinem gewohnten Seelen-Zustande harmonirt und schmeichelnd zu seinen Neigungen und seinem Lieblingsbange spricht — denn sie besteht entweder in einem sanften Singsang, der zur Ruhe einladet, wie die Wiegenlieder, mit denen die Mütter ihre Kinder in Schlaf lullen, oder in einem wirren Rausch lüsternen Töne, der die Sinnen und Weben wollüstiger Begierden aufregt.

(Schluß folgt.)

Belgien.

Eine Fahrt auf der Eisenbahn von Brüssel nach Antwerpen.

Ich denke mir, lieber Leser, du hast noch keine Eisenbahn gesehen, du kommst aber so eben aus dem Büreau in der „Grünen Aller" zu Brüssel, wo du ein Billagiers-Billet die Antwerpen gelöst hast, und mich also dahin erwartest, um das Ding mit mir zu machen. Ich bin Dampf zu reisen. In der Hauptstadt Belgiens ist deines Bleibens nicht lange gewesen; das Faxspiel reizt dich nicht, sogar deine Bewunderung für „Mamelen-Bie" ist längst verflogen. Während eines halbstündigen Marsches zu Fuß wird dir die ganze Barrierefrieden der Einrichtung klar, daß man das Centrum Belgiens der Residenz vor die Stadt hinaus verlegt hat, um wenn du Staubbedeckt, triefend von Schweiß, mit glühendem Gesichte am Ort der Abfahrt anlangst, wenn du deinen Athembeuten wie eine kleine Dampfmaschine arbeitest und schnaubst, so wirst du Gott danken, daß man am äußersten Ende der Residenz und nicht gar am äußersten Ende der Welt aussteigt.

Jedoch fassest du dich in Geduld, du siehst dich auf den dir angewiesenen Platz, versteht sich in einem unbedeckten Wagen, wo du die Gegend sehen kannst, und bis das Zeichen zur Abfahrt gegeben wird, musterst du die Maschine, die Berliner, die Diligencen und die offenen Sitzwagen, wo aristokratische Distinctionen, reiche Kaufleute, Kleinhändler von jederlei Stand und Gewerbe, endlich auch Arbeiter und Tagelöhner sich zusammen, Jeder findet seinen Platz für einen Preis, der ihm behagt. Binnen kurzem ist Alles in Ordnung, die Maschine ist gebeizt, der ganze Apparat eingeeicht, der Maschinenmeister und die übrigen Dienstthuenden befinden sich auf ihren Posten, die Lokomotive stoßt an der Spitze des ganzen Zuges und entsendet den Dampf in ungestümen, abgekürzten Stößen und mit einem Geräusch, wobei du selbst, wenn dein Verstand nicht seit langen Jahren aller Verwunderung bei den Wundern der Mechanik entwöhnt wäre, glauben könntest, und wobei ein Wilder an Ort und Stelle glauben müßte, es sey das Schnau-

Digitized by Google

den eines Ungeheuers, eines verzauberten Drachen, welcher den Lande ringenumher Verderben droht.

Der vermeinte Drache, Dampfwagen, Remorqueur oder Locomotive genannt, ist nun freilich nichts Anderes, als Dampf im Dienste der Industrie. Diese Vorrichtung, gebürtig mit Feuer und Wasser versehen, bringt sich, wenn der Maschinenmeister, bald hätte ich gesagt, wenn die Maschine nur ein bischen Geschick und guten Willen hat, in 80 Minuten eilf und eine halbe Lieues fort. Der Weg ist nicht viel kürzer, als jener berühmte von Liverpool nach Manchester, wovon so viel gesprochen und geschrieben, woron Aufrisse, Zeichnungen und Kupferstiche zu Tausenden verbreitet worden sind. Ich weiß, mit welcher fast fun diebischen Neugier in ehemals den adlichen Leuten zugelacht und sie bereitet hat, der erste Wagen auf jener hochgerühmten Eisenbahn gemacht hatten, damals der ersten und einzigen, wo die gewaltige Entdeckung sich in allen ihren Wirkungen bewährte. Nun wohl! Deine Wünsche sind erfüllt: die Glocke hat das Zeichen gegeben, und zu fliegt auf der Schienenbahn hinaus.

Ihre Bewegung, sagar die auf der Eisenbahn, braucht einige Zeit, bis sie in den Gang kommt; die Maschine arbeitet daher anfangs mit mäßiger Schnelligkeit und verdauet die, Alles genau zu betrachten.

Um nun zweckdienlich zu wissen, wie du denn eigentlich weiter kommst, nimmst du die eisernen Dielen oder Schienen in Augenschein, die auf Englisch rails heißen; es sind Eisenbarren. Sie 3 Centimeter breit; darauf gehen die eisernen Räder, ungefähr einen Decimeter tief, aber nicht alle von gleichem Durchmesser. Die innere Fläche des Rades setzt sich in einem übergebogenen Rande fort, der zu beiden Seiten einige Millimeter über das Rad hinaus reiche, so daß es immer auf der Schiene bleiben muß und weder zur Rechten noch zur Linken abweichen kann. Wenden sich nämlich das linke Rad rechts, so wird es sehr bald von dem rechten Rade abgehalten, dasselbe thut das rechte von dem linken. Betrachte z. B. den ersten besten Wagen aus dem Zuge: du siehst vier eiserne Räder; davon stehen je 2 und 2 dieser einander auf 2 in den Boden gelegten eisernen Balken, welch andere, als wie die Räder unserer gewöhnlichen Fuhrwerke mit Gewölbe über das unebene Pflaster rollen. Hier rollt also Eisen auf Eisen, und zwar sorgfältig gearbeitet auf sorgfältig gearbeitetem Eisen; wenn man daher diese unter Art von Straßen Eisenbahnen genannt hat, so ist der Name wohlgewählt. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Schienen auf dem Erdboden, und zwar auf einer sehr festen, unverrückbaren Grundlage ruhen. Wenn du dich beim Ingenieur Stephenson und bei vielen anderen Leuten sein eines Schlages erkundigen willst, so kannst du noch viel Schönes über den Dampfwagen, den Dampf, die Gleichförmigkeit erfahren; mit wie Laien aber beflissen uns nicht viel mit technischen Ausdrücken und Einzelheiten. Wer der Hand genügt die zu wissen, daß auf einer ebenen wohlbeschaffenen Straße zwei Eisenbalken etliche Fuß neben einander am Boden festlaufen; auf diesen Balken rollen der Dampfwagen, die Lastwagen, die Schwagen, die Diligencen und die Omnibus hinter einander her, oder, wenn Extrazüge zu verführen sind, so viel es sein springen Sorgung der Eisenbahnen vor den bisherigen Fahrsteigen, daß die Roe aufahrenden keinen Staub aufstehen, den die Nachkommenden verschlucken müssen.

So geht es nun im Zuge vorwärts, der Dampfwagen voran, der ganze übrige Convoi hinten nach. Statt des Pferdeschalls und der Fuhrmannspeitsche, statt des Lärmens der Räder auf dem Steinpflaster, vernimmst du ein dumpfes Rollen, welche aber weniger stark je nach der Beschaffenheit des Terrains, worüber man hinfährt; vor Allem aber hörst du das rasche, ungestüme, rastlose Sausen und Schnauben des Dampfes, der zu beiden Seiten der Maschine hinausgetrieben und gern seinem Laufe sprengend möchte, um frei in die Lüfte zu fahren. Beständigt dich vielleicht seine Hitze, seine Gluth und die feine Regen von Asche und Kohlenstaub, womit er dich dann und wann beschüttet? Halte sie ihm zu Gute; wäre er nicht, und wäre die Gluth nicht, die er rastlos schürt und an der er sich nährt, so wäre auch dieser ganze schnell dahinrollende Zug eine todte Masse, und viele hundert Personen würden, gerade als ob sie Gefangene wären, genöthigt sein, solches alles hier nicht verdauten, — sondern vielmehr im freien Felde auf die Eisenbahnstraße abgesetzt. Nun ist diese Straße zwar sehr sauber und wohlgehalten, aber statt auf ihr 7 bis 8 Lieues in der Stunde zurücklegen, würdest du, auf deine natürliche Kraft beschränkt, höchstens etwas schneller als eine Schildkröte fortkommen und dabei nicht weniger schwitzen, als bei dem Maschi von Wolfsiel bis Herzogenbusch. Ja, wenn du bei der reinen schnellen und bequemen Fahrt auf dem Wagen trotzen einigen Stolz über die Gottähnlichkeit menschlicher Intelligenz empfunden hast, so wird du als Fußgänger sehr bald verspären, wie gering, wie schwach, wie elend der Mensch ist, wenn er zerfallen einen jämbis, mit der verzweifeltsten, zum zweifach unerträglichen Langsamkeit ein paar Lieues fortbewegt. Ach wenn die der Mut den Herzen gehen: was für eine schöne Sache ist's doch mit den Eisenbahnen!

Während dieser Betrachtungen hat die Dampfmaschine ihre ganze Kraft entwickelt; und nun du über die neue Erfindung mit der selbst auf dem Rennen daß, ist auch deine Freude und dein Vergnügen an der Zweckmäßigkeit und Tresflichkeit dieser schnellen und wohlerdachten Transportmittel größer, als früher dein Erstaunen war; du überlässest dich mit vollem Behagen der sonderbaren sanften Bewegung, die dich von hinnen führt. Wie sollte du nicht entzückt davon sein? Hast du je mals den Raum mit so wunderbildlicher Geschwindigkeit, so ohne Lärm und Erschütterung, ohne die geringste Spur äußerer Anstrengung, ohne endlich arme Thiere zu plagen, zurückgelegt? Dein Wunderwerk klingt an zu geben, du preisest ein und daßselbe jedesmal in einer Minute; schon bist du ganz vertieft auf Eisenbahnen: du willst in deinem ganzen Leben nicht anders reisen, als auf Eisenbahnen; du nimmst dir vor, zu fahrbleiben, zu voiturer, in alle Journale zu schreiben, daß man in ganz Belgien Eisenbahnen anlegen soll, — was Belgien in der ganzen Welt! Ich höre dich schon dein Wort daherin geben: Was? ist es nicht eine abgeschmackte, eine bloßische Zumuthung an mich und an alle Eisenbahnfreunde meines Gleichen, daß wir zu Fuß eine Stunde auf die Lieue brauchten sollen, da wir doch im Stande sind, in anderthalb Stunden mehr als 10 Lieues zu fahren? Sagt mir um Gottes willen: schickt sich ein so barbarisch stupider Gedanke in einem Lande, wo es Eisenbahnen giebt und sie alle Zeiten geben wird? Ich soll mich von einem Omnibus, den einen plumpen Schwagen und 4 Gäulen die zur Eisenbahnstation herbeischleppen lassen? Schämen Dank, ihr Herren! Die Eisenbahn, das ist der wahre Omnibus, der Expreßbus, der Omnibus aller Omnibusse; binnen 3 Minuten nistet sie mich hinschaffen, und die Pantoffeln muß ich dabei anbehalten können.

Um dergleichen Gedanken-Abschweifungen kümmert sich indeß der Dampf nicht, er zieht dich fort mit aller Macht; kein Hinderniß, nicht Wind, noch Last, verzögert seinen Lauf, und Krümmungen der Straße von ich weiß nicht wie viel Minuten im Halbmesser sind ihm ein Spaß. Der Dampfwagen an der Spitze des Zuges heißt „der Blitz" und ist der beste oder einer der besten unter den 13 oder 14, welche die Engländer und unser Jobn Cockerill für die Eisenbahn zu liefern die Ehre gehabt haben. Ein paar Wochen früher hätten du den „Elephanten" haben können; der war aber schon ein wenig schwerfällig, und aus Stolz, auf seinen Namen hat er sich etwas übrenemmen und sich die Hüfte vertrenkt, so daß sein Kontrat alle Hoffnung aufgiebt. Davon hast du indeß den Vortheil, daß du jagen kannst, da unschicklichkeit die Last, war aber du schuld wie eine Schnecke, oder eine Lende, aber doch so schnell wie „der Blitz". Kaum bist du abgefahren, so kommst du auch schon ans; ehe du recht daran denkst, daß du aus Weissel seid bist, bist du schon in Antwerpen, und kaum aus Antwerpen heraus, wirst du schon wieder in Brüssel sein und wirst in 3 Stunden 23 Lieues zurückgelegt haben. Um 12 Uhr verließest du in der „Gelben Löwe" zu Brüssel deinen Freunde zu Mittag, um 3 Uhr bist du wieder bei ihnen, stellst interessen sichst du dir in Antwerpen die Schelde an, und wenn du zu deinem Freunde zurückkehrst, ist ihr ganz Mann noch nicht zu Hause, — er hat nur einige Gänge in Brüssel zu machen gehabt.

In der That: das heißt reisen und nicht reisen. Kaum hast der Zug zwei Minuten anhält, wenn einige Reisende ab- und andere ein steigen, wobei zunächst der Kessel mit Wasser und Kohle; kaum hast du beim Fahren Zeit hast, die verschiedenen Landhäuser gewahr zu werden, oder die Städte und Dörfer zu zählen; wir ein Schattenspiel, wie ein bewegliches Gemälde schiebe sich Alles vor deinen Augen vorbei. Auch wird nicht etwa angehalten, um hier oder dort einen, zwei, drei ringsher Reisende aufzunehmen; wie der Wind fährt sich die Dampfmaschine an das Zeil deiner Wünsche: an Wald und Heide, an Alles und im Nu; Felder, Hecken, Wiesen, Gärten, Gräben und Flüsse liegen, ehe du dich dessen versiehst, hinter die. Du kannst weder auf das Gesang der Nachtigall, noch auf das Lied des Landmädchens lauschen, kannst dich weder am süßen Wiesenduft, noch an den duftig blühenden Sträuchern, noch an sonstigerzeigen Land, noch an der rubigen Spiegelfläche des Wassers ergötzen: es ist Schade, daß du selbst ein einen Kuß kannst, und was ihre strenge Tugend dazu sagt, kannst du unmöglich gewahr werden: ja führte der günstigste Zufall einen Freund des Weges, den du zehn Jahre nicht gesehen hast, und dein Auge erkennte trotz der reißenden Eile die wohlbekannten und geliebten Gesichtszüge in einer Entfernung von neunzig Schritten, du könntest dennoch nicht Zeit, ihm im Vorüberfliegen ein Siebenzweiwörtchen zuzurufen.

So hast du denn während der ganzen Fahrt eigentlich nichts gesehen und nichts gehört. Die Menschen und die Häuser, die langgezogenen Alleen, die Hügel und die Thäler, Alles scheint sich rechts und links zu umherbewegender Verwirrung um dich zu drehen; es ist, als wankte der Boden unter den Bäumen des Weges und als müßten sie mit Krachen gegen einander stürzen; du fühlst dich fortwährend aufgeregt und empfindest auch wohl einige Beängstigung. . . . . Aber freilich, wenn du dem stärkenden Wasser zusehen und die Heimlichkeit des Waldes entdecken und dich an der Betrachtung der Raine, ihrer Schönheiten und Wunder sättigen willst, so bleibe von der Eisenbahn weg. Willst du aber nur die Strecke zurücklegen, so leistet die Eisenbahn Alles, was du verlangst, und mehr.

Frankreich.

Geschichte der Schachmaschine.

Nach Franzöfischen Darstellungen.

Nicht leicht hat eine Erscheinung, auch die glänzendste nicht ausgenommen, die gelehrte Welt in solchen Erstaunen und in eine solche Aufregung versetzt, wie die Schachmaschine der Herrn von Kempelen.

Diese Automat erschien in Preßburg im Jahre 1770. Es bedurfte die interessschaftlichsten und geschicktesten Schachkenner zu einem Wettkampfe daraus, und fast immer ging es als Sieger aus demselben hervor. Man kann sich von dem Eifer, von der wohlwollenden Dienstfertigkeit, von der Begeisterung kaum eine Idee machen, mit der die Zeitungen die erstaunenswürdigen Thaten dieser wunderbaren Maschine auseinandersetzten. Kaum eine Idee von den sympathischen Lebhaftheit, mit denen sie den Erfinder derselben überhäuften; er war ein neuer Prometheus, der das Feuer des Geistes, den Odem der Verewigt vom Himmel geholt und seinem Werk eingeblasen hatte. Und in der That, alle nur erdenkliche Combinationen des Schachspiels schien sein Genie vorausgesehen zu haben, so sicher, so unfehlbar und bewunderungswürdig waren alle Bewegungen und Züge des Automats im Verhältniß zu denen des Gegners.

Die Neugier und Spannung, durch so pomphafte Anpreisungen aufs Höchste erregt und gesteigert, hatte bald in Preßburg eine zahlreiche Schaar von Schachspielern, Mechanikern, Künstlern und Kunstfreunden versammelt, und das Empfangszimmer des Herrn von Kempelen wurde

Digitized by Google

den ganzen Tag über nicht leer. Das Automat, einen Tuchau um das Haupt gewunden und in dem prächtigen Kostüm eines Asiatischen Sultans, saß vor einem Schachbrett, auf dem sämmtliche Figuren aufgestellt waren und welches auf einem auf Rollen ruhenden Büreau oder Buffet von drei Fuß Höhe, zwei Fuß Breite und drei Fuß Länge stand.

In diesem Büreau befanden sich das Werk der Maschine, die übrigen Räder, Walzen und Hebel. Bevor der Erfinder die Maschine spielen ließ, öffnete er mit großer Vorsicht und Sorgfalt die Klappen zu beiden Seiten des Büreaus, um sich und den Anwesenden zu beweisen, daß im Innern keine Räderwerk die Gegenwart einer Person, wenn man eine solche etwa dahin versteckt vermuthen möchte, durchaus unmöglich mache. Sobald dann der Mitspieler bereit war, nahm Herr von Kempelen einen langen eisernen Schlüssel, zog sein Werk mit großmüthischer Miene auf, und man vernahm ganz deutlich, wie bei einer Uhr, das Eingreifen des Getriebes ins Rad.

Alsdann senkten sich die Augen des Automats auf das Schachbrett, und nach einigen Minuten, wie es schien, der Ueberlegung, erhob es langsam den Arm, führte ihn die über die Figur, die es wählte, nahm sie fest zwischen die Finger, bob sie in die Höhe und stellte sie auf den Platz, wo es sie hin haben wollte. Es durch irgend einen unbeachteten Zug in Verwirrung zu setzen und aus dem Text zu bringen, wie man versuchte, mißglückte völlig; sogleich bei dem geringsten Versuch dieser Art schien es die Stirn zu runzeln, schüttelte mißfällig mit dem Kopfe und setzte die in unrechtester Richtung bewegte Figur wieder auf ihrer vorige Stelle zurück.

Mußte ein Schach geboten werden, so bewegte das Automat die Lippen, und ein heiserer Ton, der augenfäbe wie aus der Brust oder aehle klang, und der, obwohl schwach artikulirt, dennoch hinreichte, den Mitspieler in Kenntniß zu setzen, daß sich bören.

Mit einem Wort, Nichts, was die Täuschung vollständig machen konnte, war vergessen. Die erste Empfindung des Zuschauers, hier mißte ein Räderwerk im Spiele sein, verschwand bald, und er konnte je bestimmter, je sichrer und leichter die Bewegungen des Automats von statten gingen, desto deutlicher mußte es einem Jeden werden, daß sie nicht einem mechanischer Natur, sondern durch eine bewußte Kraft geleitet wurden. Der Erfinder selbst gestand dies ein; aber welches war diese Kraft, und wo war sie? hierin geschickte, einstudirtevolle, zu geübter Hand in der Kunde eines Spiele, wie es den sich ohne tiefes Studium und lange Uebung nichts Außerordentliches leisten läßt? Aller Augen waren auf Herrn von Kempelen gerichtet und bemühten sich, in seinen Blicken, seinen Wendungen, seinen unbedeutendsten Bewegungen und Geberden irgend eine Spur der Hülfsmittel, deren er sich bediente, zu entdecken — aber vergebens. Er wandelte in dem Kreis des Publikums, bald entfernte er sich gar einige Schritte davon und ließ den oder jen Zug hinter einander thun, bevor er an den Tisch wieder herantrat. Auch wurde der Tisch selbst hingerückt, wohin der Zuschauer wollte, und so jeder Verdacht auf eine Verbindung des Büreaus mit dem Fußboden oder einem nahestehenden Möbel als unzugänglich erwiesen.

Das Treffen der Spieler, die Unterstützung, der sie sogleich der Anfang des Spieles unterwerfen wurde, entfernte eben so die Annahme, es könnte ein Kind oder ein Zweig darin versteckt seyn; und wer hätte aus diesem Kasten heraus, der gleichsam hermetisch verschlossen war, das Spiel sehen und dirigiren können, das auf einem Schachbrett, welches oben auf dem Tische stand, vor sich ging?

So blieb das Geheimniß lange Zeit in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt. Die Schachmaschine besuchte die Hauptstädte Deutschlands, Englands und Frankreichs; überall wurde sie mit großer Neugier aufgenommen und erregte vielfach das Erstaunen und die Bewunderung der Schachmißigen. In Paris, wo das Automat im Jahre 1783 erschien, blieb es von seinem Vorbereiter einige Wätter ein, als es sich mit den berühmten Schachspielern Philidor und Mendonville wagte. Aber man konnte sich ohne Schaam als besiegt durch die Philidor's und die der Legal bekannen und immer noch sehr hoch stehenden Ruf der Rückreise von Paris, in Berlin, warf das Automat allen Herren vom Hofe des großen Friedrich den Fehdehandschuh hin und wurde sogar der Ehre gewürdigt, sich mit dem Könige, der das Schachspiel ungemein liebte, messen zu dürfen. Ein Deutscher Fürst schien die Maschine und ihr Geheimniß für eine große Summe; eine sehr detaillirte Unterweisung enthüllte ihm die Mysterien dieser unschuldigen Magie. Die Gunkeln kam an den Tag, und das Automat wurde in eine Polterkammer geworfen, wo es beinahe dreißig Jahre lang in Staub und Moder begraben und vergessen lag.

Der Annäherbeit Napoleon's in Deutschland verdankte es seine Auferstehung; es wurde aus seinem Dunkel hervorgezogen, mit seinem alten Glanze wieder angethan, und stolz, auch über den Siegze von Austerlitz triumphirt zu haben, begann es von neuem seine Reisen. London und Paris sahen es nun zweien Male mit neuem Vergnügen.

So erregungen einige Tahre, wo zuerst in der Schule des Herrn von Kempelen gebildeten Jüdger begleitet und natürlich stets unter den Fittigen jener dirigirenden Kraft, ohne die es sich keinen Schritt bätte hinauswagen dürfen, ergriff das Automat sichtlich jede Gelegenheit, sich hervorzuthun, und verließ fast nie mehr das Schachbrett, ohne Säle's Ausspruch: Veni, vidi, vici, erfüllt zu haben. Endlich, mit höchstem Ruhme gekrönt, kam es nach München. Dort hieg das Erstaunen, die Erfase, in die sein Spiel stets das Publikum zu versetzen pflegte, aufs Aeußerste, und der Eindruck, den es hervorbrachte, war so mächtig, daß Prinz Eugen der Versuchung nicht widerstehen konnte, in Besitz dieses Meisterwerks zu gelangen und in das Geheimniß seiner Mechanismus eingeweiht zu werden. Der Besitzer erklärte sich seinem Wunsche geneigt, und die Summe von 30,000 Franken wurde als Kaufpreis bestimmt.

In dem Moment, wo der Schleier fallen, die verborgene Kraft enthüllt werden sollte, wurden alle Zeugen entfernt, der Prinz blieb mit dem Besitzer allein. Dieser, statt alle weiteren Explication, öffnete zugleich die beiden Klappen der Maschine; das Räderwerk war verschwunden . . . und ein Mensch, ein Schachspieler von Fleisch und Bein nahm die Stelle desselben ein. Er saß auf einem ganz niedrigen auf Rollen ruhenden Bänkchen, offenbar in der unangenehmsten Position von der Welt. Man kann sich vorstellen, welcher Art bei seinem Anblick die Enttäuschung des neuen Besitzers war — das ganze Problem entpuppte sich auf eine gemeine Taschenspielerei — der Prinz war im ersten Moment ganz klare vor Verwunderung. Das ganze Räderwerk, all diese Walzen, der Cylinder waren völlig unbrauchbar, das Ganze nichts als eine Faze, und wurde nach Belieben bei Seite geschoben.

So oft eine Untersuchung des innern Mechanismus angestellt wurde, da die Klappen nur immer eine nach der andern geöffnet wurden, zog sich der im Büreau versteckte Spieler in den Körper des Automats zurück, die Beine dicht an sich ziehend, oder krümmte sich auf die entgegengesetzte Seite hinüber, den Kopf gebückt und die Hände davor; so war er jedesmal durch diejenige Klappe, die nicht geöffnet wurde, gedeckt. Eine oder zwei Wiederholungen dieses Manövers reichten hin, es ihm gelüngen zu machen, eben so wie das Drehen der Kurbel, durch die der Arm des Automats gehoben wurde, der Druck auf die Springfeder, durch welche die Finger in Bewegung gesetzt wurden, und das Ziehen des Fadens, die nach dem zur Ankündigung des Schach bestimmten Blasebalg führte.*)

Der Originalität kommt in seiner Art ein Wachsbild und hat ein Reisschachbrett vor sich, auf dem sämmtliche Felder numerirt sind; am innern Deckel des Büreaus, dem Spieler zu Häupten, befindet sich ein zweites auf gleiche Weise numerirtes Schachbrett, welches die Rückseite desjenigen bildet, auf welchem das Automat spielt. Die Figuren, am Fuß sind magnetisirt, bringen, so wie sie versetzt werden, kleine eiserne Stäbchen, die an jedem Felde der Gegenseite des Schachbretts befestigt sind, in Bewegung; der Diriguent giebt mit Rücksicht auf das Fallen und Emporziehen der Stifte und weiß so jedesmal ganz genau, welchen Zug der Gegner gethan hat; er wiederholt diesen Zug sogleich auf dem Schachbrett, welches er vor sich hat, thut dann auf eben demselben den seinigen und läßt ihn hierauf durch das Automat ausführen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Azgr et Ismael, épisode. — Von Hrn. v Chauvreicuet. 2½ Fr.
L'Ecole du bonheur, contenant des contes instructifs et amusans. — Von J. Boccur.
Examen de la Philosophie de Bacon, où l'on traite différentes questions de philosophie rationelle. — Nachgelassenes Werk des Grafen Joseph de Maistre. 2 Bde. 12½ Fr.
Histoire des progrès de la civilisation en Europe, depuis l'ère chrétienne jusqu'au dix-neuvième siècle. — Von P. Roux Ferrand. Th. III.
Biographie des Champenois célèbres, morts et vivans; précédée des illustres Champenois. Poëme lyrique. — Von Le Tilleul. 5 Fr.
Histoire de la Révolution dans les départemens de l'ancienne Bretagne. Ouvrage composé sur des documens inédits. — Von R. Duchatellier. Th. I. 6 Fr.
Une Révolution au seizième siècle. Chronique messine. — Von Favree. 7½ Fr.
Albert, ou Moeurs du siècle. — Von Ebafferet. 2 Bde 15 Fr.
Genievres complètes de Raban. T. I. Le Conscrit. — 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Die Englische Sprache in Indien. Es ist den Verehrern der Sanskrit-Kolleginne zu Calkutta gelungen, das Studium der Englischen Sprache und Literatur in dieser Anstalt zu proscribiren, und zwar 1) weil es mit den Schastra's nicht vereinbar sey; 2) weil es den Werth orientalischer Kenntnisse vertingere; 3) weil es die Studenten zu geistlichen Pflichten unfähig mache und den Samen des Unglaubens in ihre Gemüther streue. Eine in Kalkutta erscheinende Zeitschrift, — der Freund von Indien" theilt diese Beschlüsse mit Entschaftlichkeit. Es heißt darin unter Anderem: „Keiner wäre fähiger gewesen, den bigotten Vorstehern des Kollegiums diese Art Selbstmord zu verwehren, als Babu Ramkomul Sen. Dieser gelehrte Eingeborne ist einer der besten Kenner des Englischen im Lande; sein Englisch-Bengalisches Wörterbuch begründet seinen Ruf. Aber trotz seiner Vorliebe für die Sprache der Weißen und die Wissenschaften der Europäer, trotz seines ausgesprochen Wunsches, seine Landsleute aufzuklären, ist er gezwungen worden, dem Strom des Indischen Vorurtheils nachzugeben und nun als Werkzeug zur Verdummung der Sprache zu dienen, welche die Beherrscher Indiens reden, und zwar aus einem Instinkte, das durch ihre Großmuth unterdrückt wird." — Wer diesen Gegenstand unparteiisch zu beurtheilen vermag, der muß die anzeblische „Freund von Indien", der wird in dem fühnen Schritte der Direkteren des Sanskrit-Kollegiums nur eine gerechte Wiedervergeltung für die Unklugheit und Ungerechtigkeit sehen, mit der die orientalische Literatur erst vor kurzem durch die Regierung (?) proscribirt worden ist. (Asiat. Journ.)

*) Baldaar in seinem berühmten Buche über das Maschinenwesen erklärt auch den Mechanismus der Schachmaschine aus weist der dirigirenden Person ihren Platz in den über einander geschlagenen Schäften des Turchis gelegte den Automaten an.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Stuben-Straße Nr. 34); in der Provinz in die im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Mittwoch den 29. Juni 1836.

Türkei.

Eine Feuersbrunst in Konstantinopel.
Nach Russischen Darstellungen.

Mit einem Türkischen Führer auf der Straße von Bujukdere reitend, sah ich dem Spiel von Flammen zu, die sich in einer Entfernung von 10 Werst zwischen Rauchwolken vor unsern Blicken erhoben. Die Feuersbrunst hatte so eben begonnen. Wie Pferdewölfen zagte der Wind die Flammen durch die dunkeln Gebäude. Ich eilte dieser Richtung zu, um die Anstalten der Türkischen Polizei zu beobachten, die bei Feuersbrünsten ihre ganze Thätigkeit an den Tag legt. Außerdem hieß die Stimmung der Bewohner Konstantinopels, die in Folge der Aufregung der Gemüther nach dem Kriege mit Aegypten sehr zweifelhaft geworden war, angewöhnen, daß vielleicht politische Gründe die Feuersbrunst veranlaßten oder dieselbe Stunden früh unter dem Schein der Flammen vorbereiteten. Ich war neugierig, dieses Alles in der Nähe zu sehen; man sagt ja, daß nichts so leicht die Gefahr vergessen läßt, als die Neugier; auf jeden Fall konnte ich, wenn den Türken die Lust ankam, sich die Hälfe abzuschneiden, auf einer benachbarten Anhöhe ohne Gefahr einen Zuschauer daher abgeben. Bald entschwanden die Flammen meinem Auge, bald zeigten sie sich zu erneuerter Kraft, je nachdem mein durch ein Labyrinth von Hügeln sich hinziehender Weg in ein Thal hinein- oder eine Anhöhe hinaufführte. Nach einem Ritt von zwei Stunden hatte ich die Ebene des süßen Wassers und die Ruinen des Schlosses Blacher passirt und langte über Eyub-Kapussi an dem Ort der Feuersbrunst an, die sich gerade der massiven unter dem Namen „Moschee des Eroberers" (Fluhammet II.) bekannten Moschee genähert hatte. — Auf dem Hofe der Moschee stand der alte Seraskier Ebeerw-Pascha im Kreise aller Minister und Großen des Reichs und eines zahllosen Gefolges von Offizieren; Alle waren beschäftigt. Schon hatte man einige Häuser abgebrochen, um dem Feuer Luft zu machen. Aber die zunächst belegene Straße brannte von beiden Seiten; wie ein Strom ergoß sich das wüthende Feuer, und legte die verwegensten Tulumbadschi's (Feuer-Leute) wetgerten sich, Hand anzulegen. Schon waren über 300 Häuser ein Opfer der Flammen geworden, und noch eben so viele brannten auf einmal; ein ganzes Quartier war, wie ein Scheiterhäufen, an drei Seiten von Feuer umringt. Hier rangen sich unter meinen Augen Scenen zu, die dem Gemälde eines Schreckens hinzufügen. Denn der Seraskier hatte man drei Menschen vorgeführt, die Feuer angelegt haben sollten. Ob sie das Feuer ursprünglich angelegt oder, die bereits ausgebrochene Feuersbrunst benutzend, die Absicht gehabt hatten, es durch Feuteranlegung an einer anderen Stelle bis zum Mire teilpunkt der Stadt zu verbreiten — darüber konnte ich aus dem Gange Verhör, welcher mit ihnen vorgenommen, keinen bestimmten Schluß ziehen. Man hatte bei ihnen brennbare Stoffe und die von den Türkischen Brandstiftern gewöhnlich gebrauchten Packete mit Lunten gefunden, die sie in das Innere unbewohnter Räume werfen, um sie in Feuer zu setzen. An Händen und Füßen gebunden, lagen sie vor dem Seraskier am Boden und flehten um Tode der Verzweiflung und unter Verbennung Allah's um Gnade. Ein bekannter Türkischer Offizier näherte sich mir und fragte, ob ich wüßte, was mit ihnen geschehen würde? — „Ich kann es errathen", antwortete ich, indem ich die Kaltblütigkeit des Seraskers sah und die Art und Weise, wie er die Sache aufnahm. — „Kennen Sie auch ihre Schuld?" — „Wahrscheinlich legten sie Feuer an." — „Vielleicht aber", flüsterte er mir ins Ohr, „ist es nöthig, zwei oder drei unschuldige Sklaven in die Flammen zu stürzen, um die übrigen Liebhaber des Brandstiftens in Furcht zu setzen und diejenigen Bewohner des Quartiers, die ihr Obdach verloren haben, zu beschwichtigen. Unser erhabener Seraskeer-Pascha ist ein kluger Mann!" — Dergleichen Züge Türkischer Grechtigkeitspflege sind mir oft zu Ohren gekommen, und der Seraskier hat schon mehrere Male Gelegenheit gehabt, auf die aufsallendste Weise die ganze Zerrheit seines Verwaltungs-Talents an den Tag zu legen; doch mich erschütterte der Gedanke tief, daß die Dofer seiner Politik vielleicht in der That unschuldige Menschen waren.

Inzwischen fertigte der Seraskier nach allen Richtungen die Adjutanten mit Aufträgen ab und befahl, da er sah, daß die Volksmasse um ihn der sich immer vergrößerte, seinen Leuten, das Volk mit Prügeln aus einander zu jagen und auf jeden Fall zwei Bataillone regulairer Truppen herbei zu holen. Darauf, als gebe er dem Flehen der Angeklagten Gehör, befahl er, ihre Retrret aufzureißen, um zu sehen, ob sie auf ihren Armen nicht das Zeichen der Janitscharen-Corps trügen. Bei Dritten fand man dieses unglückliche Zeichen. Der Seraskier gab ihnen einige Wortweise zum Besten, aus denen ich nur so viel begriff, daß ihnen wahrscheinlich seit der Zeit, daß ihnen der Dschak fehle, kalt zu Muthe sey, und daß sie daher mitten im Sommer Lust gehabt hätten, sich an einer Feuersbrunst zu erwärmen. Der unbarmherzige Blick des Seraskers gründete sich darauf, daß Dschak im Türkischen ein Feuerherd oder ein Kamin bedeutet und zu gleicher Zeit die Janitscharen ihren Bund mit diesem Namen belegten. Die Kinder Ebadrich Bektascha's sahen jetzt wohl ein, daß ihr Loos entschieden sey; das Unglück gab ihnen den Stolz und die Charakter-Festigkeit der Janitscharen wieder. Anstatt zu flehen und zu klagen, sprachen sie Verwünschungen gegen den Seraskier und den Sultan aus und nannten mit Fanatismus den Namen Allah's und des Propheten. „Ins Feuer mit ihnen!" schrie Ebeerw, und sogleich wurden die Unglücklichen, fest an einander gebunden, zu einem noch brennenden Hause hingeführt und in die Flammen geworfen. Ihr letztes Klagegeschrei ertönte mitten unter dem Krachen zusammenstürzender Gebäude, dem Zischen der Flammen und dem Rauschen des Windes unter Ihr nicht mehr. Den Dritten ließ der Seraskier ins Gefängniß führen, um vermittelst der Folter die Namen anstiftender Beamtstiter von ihm auszupressen. Bekanntlich entdeckt man in Konstantinopel häufig ganze Banden solcher Böswichter; sie dienen als Organe, um die Unzufriedenheit des Volkes oder irgend einer Partei auszusprechen, und ihr Zweck nimmt überhaupt alle Begriffe. Man hat Beispiele, daß diese von ihnen, die von der Polizei verfolgt wurden, sich selbst in das von ihnen angesachte Feuer stürzten. Auch anderen Ruchlosigkeiten ist man auf die Spur gekommen: bisweilen nehmen die zum Löschen angestellten Leute an der Verschwörung Theil, und man hat mit die Verstörung gegeben, daß Letztere manchmal, anstatt zu löschen, bei ihren Arbeiten und andere brennbare Flüssigkeiten gebraucht hätten. Gewöhnlich ist dies der Fall, wenn das Feuer ein Rendrock Kummer Unzufriedenheit mit der Regierung, mit den Ministern und mit der inneren oder äußeren Politik des Divan's ist. Während Napoleon's Feldzug in Aegypten, Selim Feindseligkeiten gegen den Krieg nicht erklären wollte, fanden drei Nächte hinter einander große Feuersbrünste in Konstantinopel statt; das Volk fürchtete, die heiligen Städte Mekka und Medina würden in die Hände der Ungläubigen fallen, und war unwillig über Selim, daß er zögerte, sie zu vertheidigen. Bekanntlich hatte ein Weib aus der niederen Volksklasse, als sie Selim nach der zweiten Feuersbrunst begegnete und ihn trotz seines Jukogmio's erkannte, ihn angeredet: „Worauf wartest Du, Padischah, und warum erbedist Du nicht, sie Ungläubigen umzubringen, oder willst Du, daß wir Alle anstehenden sollen?" — Selim gingen jetzt die Augen auf, und klar war ihm die Ursache des Feuers. Am nächsten Tage ward der Groß-Vesir Jüsi Mehmed Pascha, der gegen den Krieg mit Frankreich und ein Bündniß mit England war, abgesetzt und zugleich mit ihm der Mufti, dessen Einwilligung zur Kriegserklärung verlagt hatte, ohne welche in den Augen der Gläubigen gesetzmäßig weder Krieg erklärt noch Frieden geschlossen werden darf. Es ward ein anderer Mufti mit der Bedingung ernannt, die Franzosen als Hunde des Islam's zu erklären, und von dem Augenblick an nahm Selim die entschiedensten Maßregeln gegen sie. Ihren Bevollmächtigten, den Republikaner Ruffin, stieß man in die Sieben Thürme, und mehr als 1000 in Pera wohnende Franzosen wurden auf 4 Jahre in die Admiralität und in die Festungen des Bosporus gebracht, und zwar Alles in Folge der Feuersbrünste und der Kühnheit eines Türkischen Weibs.

Der Sturz Selim's, die Thronbesteigung Mahmut's, die Vernichtung der Janitscharen — alle gezge Ereignisse in der Tiefei waren bestandig von Feuersbrünsten wie von Feuerwerken zu Festtagen begleitet, und die Chronologie der Konstantinopolitanischen Feuersbrünste kann füglich als Leitfaden der politischen Geschichte der Ottomanischen Herrschaft und als Thermometer des Volksgeistes während der einzelnen Regierungen dienen. In der gegenwärtigen Epoche der Unumgeschränktheit des Sultans mit dem Pascha von Aegypten und während des Ersterem erschütterte Herrschaft durch Vermittelung christlicher Mächte aufrecht gehalten ward, wurden die armen Bewohner der Residenz mit einigen nach einander folgenden Illuminationen erfreut. Die Feuersbrunst, der ich beiwohnte, war die erste von vieren, die im Laufe des Jahres 1833 mehr als 30,000 Gebäude in Asche legten.

Ich ergötze mich noch einige Zeit an der Kaltblütigkeit des Seraskiers bei allen seinen Verfügungen nach der Verbrennung der Janitscharen; darauf lockte mich die Neugier nach einer anderen Seite hin, wo die Breite der Straßen den Steigen mit vollem Erfolg zu wirken erlaubte. Die Häuser stürzten sich, Flammen stichterten nach anderen Stadtvierteln hin, und die Janitscharen bemerkten die Gefahrdrohe, in der

Digitized by Google

gentracht und in großer Unordnung, mit leichtumgewerfenen Mänteln und ohne Schleier, ihre Harems zu verlassen. Man glaube gar nicht, daß sich bei allem dem irgend eine Art von Furcht zeigte oder Töne der Besorgnißung zu hören waren. Es gab mehr beluſtigende, als Schreckens-Scenen, und man sah aus Fillem, daß den Türkinnen eine Feuersbrunst etwas Gewöhnliches war. Ich glaube gern, daß Viele sich sogar freuten, einige Tage in Freiheit jubringen zu können, bis ihre Männer neue Wohnungen oder neue Kerker für sie gefunden hatten. Ich vergaß zu sagen, daß man in Konstantinopel nur selse seiten durch Feuersbrünste zu Grunde gerichtet werde. Alle Gebäude dieser Stadt bestehen eine außerordentliche Erfahrung und wissen, wie man sich mit aller muselmännischen Kaltblütigkeit retten kann. Dabei leben die Türken in ihren Häusern wie in Gasthöfen; an Möbeln brauchen sie nichts als Divane; ihre Kleidungsstücke liegen beständig in leichten ledernen Koffern, die unseren Mantelsäcken gleichen; Tafelgeschirr, kleine Geräthschaften, Bücher, Gewehre, Spiegel, kurz Alles, was ein Europäer in seiner Wohnung aufstellt, wie in einem Magazin — sind dem Türken unnütze Dinge. Ich sah sehr achtbare Effendi's, die, mit zwei Pfeifenröhren in der Hand und einem am Gürtel hängenden Beutel, einem Träger folgten, der auf seinem Rücken des Effendi's ganze Habe trug, vom Festtags-Kaftan an, bis zu seinen alten Matratze. In der Nähe des feierlichen Zuges der Effendi's, der Türkinnen und der Träger bemerkte ein aus einigen alten Osmanli's sind aus Unterpfiffizieren der Schützenlinie zusammengesetzte Gruppe. In derselben flüsterte man sehr lebhaft unter einander, zankte sich, drängte sich und blickte auf das Feuer, mit leamspfhafter Aufmerksamkeit seiner Richtung folgend. Ich trat näher und hörte ein lebhaftes Gespräch: es waren Handelsherr, welche die Unterpfiffizier lebendlich beobachten. Häuser, in welchen ihnen dafür reichliche Belohnung anboten. Ein Tulumbadschi brachte seinen versengten Kinkelbart in Ordnung und antwortete mit Memuliscer Kaltblütigkeit: „Es geht nicht.“ Nun ging das Handeln los. Die Türken sprachen unter sich und boten dem Kommando 40 Beutel oder 30,000 Piaster, um den Tulumbadschi unterbrechen sein: „Es geht nicht.“ Es war mir nicht möglich, allen Operationen dieser Feuerwehr zu folgen; die Lage der Hausbesitzer ging mir gar zu nahe. Alles ward mit baarem Gelde abgemacht; in dergleichen Augenblicken giebt es keinen Kredit; wie es schien, stiegen die Forderungen des Kommandos immer höher, je mehr sich die Flammen den in Rede stehenden Häusern näherten; auch mochten sie deutlich, daß bei den Spritzen Niemand an den den Gang des Handels ihrer Gefährten instinktmäßig begriffen und sehr träge spritzten. Endlich, als die Flammen bereits die Karniese der Häuser belechten, verstanden die Eigenthümer verstehen sich zu den Forderungen zu der Tulumbadschi's; Beutel wurden herbeigebracht, aus den Taschen Gold handvollweise hineingeschüttet, und die Sache war abgeschlossen. Jetzt nahm Alles eine andere Wendung, und die Spritzenleute begannen vor meinem Augen ihre ganze Geschicklichkeit. Fünf oder sechs Menschen waren sich mit Haken und Aexten auf das letzte von den Flammen ergriffene Haus; ihre Kameraden brachten unterdessen die Spritzen herbei und überschütteten es mit Wasser. Andere waren damit beschäftigt, eine Menge alter Teppiche zusammen zu nähen, aus denen sie einen großen Vorhang vor der Schirm Mündung einigen Minuten war das Haus durchgebrannt, und nun richtete man die ganze Wasser-Kraft auf den Raum, wo das niedergetroffene Haus gestanden. Der Teppich-Vorhang bedeckte die ganze Seite des benachbarten Gebäudes, das in Folge der Hitze schon zu krachen anfing. Da ward ein Theil der Spritzen auf den Teppich gerichtet, der fortwährend begossen wurde und den Wasserstrahlen gegen Wolken von Dampf entgegensandte. Die übrigen Spritzen richtete man auf die Flamme selbst. Der Richtung des Windes folgend, begegneten sich, doch in der Luft, Feuer- und Wasserbogen, und ihr Kampf mit einander hatte etwas Phantastisches, das an die Drachen und Ungeheuer orientalischer Märchen erinnerte.

Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln ist niemals ein Kinstrengungen der Tulumbadschi's, bevor sie Herren des Feuers wurden und seinem weiteren Vorschreiten nach derjenigen Richtung hin ein Ziel setzten, die, unter dem Winde liegend, der größten Gefahr ausgesetzt war. Als die letzten Wände der brennenden Gebäude zusammungestürzt waren, eröffnete sich unseren Blicken ein großer Flächenraum, auf welchem nur noch, unter Schutt und Kohlen, die abgebrochenen Theile der Häuser brannten. Noch eine Stunde ungefähr arbeiteten die Spritzen und übergossen den ganzen Platz, um die nebenstehenden Gebäude vor neuem Feuer zu schützen, das beim ersten Windstoß den brennenden Balken wieder entsteigen konnte. Im Ganzen waren während einer dreistündigen Feuersbrunst, ohne starken Wind, ungefähr 1200 Gebäude aufgebrannt, mit Ausnahme sehr weniger steinerner Fundamente sah man von dem ganzen Stadtheil keine Spur mehr.

Frankreich.

Geschichte der Schachmaschine.

(Schluß.)

Das sinnreich erdachte Mittel, eine Verbindung zwischen dem Aeußeren und Inneren der Maschine zu bewerkstelligen, war für den Beginn das einzige der Aufmerksamkeit Würdige. Er ließ seinen Gemüth über die Verfahren nicht merken und umfaßte sich sogar einen Augenblick damit, in Gegenwart einiger vertrauten Freunde, die Rolle des demonstrirenden Besitzers zu spielen. Um sie aber längere Zeit durchzuführen, hätte er sich einen geschickten Schachspieler dazu halten müssen, was bald genug bekannt geworden wäre und Jedem das Räthsel gelöst hätte.

Der Prinz befand sich demnach in der Alternative, entweder jenen geübten Dirigenten bei sich zu engagiren oder das Automat von neuem zur Unthätigkeit zu verurtheilen. Er war noch ungewiß, was er thun sollte, als Herr M.-l. der ehemalige Besitzer, der sich nur ungern von seinem Kunstwerke trennte, mit dem Vorschlag hervortrat, ihm für die Interessen der gezahlten Summe die Benutzung des Automats wieder zu überlassen. Der Prinz ging darauf ein, Herr M.-l. zog aus Bayern ab und führte sein Automat zu neuen Erfolgen durch die Welt. In Frankreich und England wurde es wie ein alter Bekannter aufgenommen und setzte immer wieder durch das Spiel seines Mechanismus und das seines verborgenen Spielers in Verwunderung und Erstaunen. Denn immer wurde die gehrime Leitung des Automates nur einem der besten Spieler anvertraut, in Paris Herrn B—t, in London Herrn Lwe; und so war es natürlich, daß es fast immer den Sieg davontrug über alle Gegner, die sich ihm stellten. Herr M.-l. faßte den Plan, der Neugier weiterer anderer Städte Englands, Schottlands und Hollands, wo das Automat noch nicht gewesen war, auszubeuten; er sah sich zu diesem Entzweck noch einem geschickten Schachspieler als Begleiter um, und bald war Herr M—t, der mit der außerordentlichen Fertigkeit im Spiele auch noch einen sehr liebenswürdigen und heiteren Charakter verband, für das Unternehmen gewonnen.

Der glücklichste vorübergehende Erfolg begleitete die Reisenden auf Tritt und Schritt. Wo sie verweilten, strömten die Zuschauer schaarenweise herbei, die interessanten Scharmützel auf dem Schachbrett mit anzusehen. Mit jedem Kämpfer nahm das Automat es auf, gab ihm den ersten Zug gewaltthätig voraus und ging dennoch aus jedem Streite als Sieger hervor.

Die Entreepreise wurde über alle Maßen einträglich, und das beste Vernehmen herrschte zwischen den Associés, die auf jeder Station mit gewissenhaftester Genauigkeit den Gewinn mit einander theilten. Ein Mal indessen war der Mechanismus dem Dirigenten doch eine ziemlich bedenkliche Maschine schuldig geblieben und verschob seine Abreise um denselben von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. So verstoß ein Jahr, und Herr M.-l. weigerte sich noch immer, die Summe zu zahlen; da fand Herr M—t ein unfehlbares Mittel, ihn dazu zu bestimmen.

Das Automat war gerade in Amsterdam. Der König von Holland, Ludwig Bonaparte, hatte von Morgen an den Saal für die bestellen lassen und eine Stunde vor 9000 Gulden dafür eingeschickt. Herr M.-l. eilt ins Zimmer zu seinem Associé und theilt ihm die frohe Nachricht mit. Beide nehmen hochergnügt ihr Frühstück ein und freuen sich schon im Voraus auf den Königlichen Gegner. Herr M.-l. beeilt sich, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, und dieser Alles auf, der Maschine die möglichst feierlichste Einführung zu geben. Um halb ein Uhr soll die Partie beginnen; es schlägt zwölf, und der Dirigent ist noch nicht auf seinem Posten. Herr M.-l. ungeduldig, läuft nach seinem Zimmer, um ihn zu holen. Wer beschreibt sein Erstaunen, seinen Schreck, als er die Thür öffnet und Herrn M.-l im Bett und schwindsüchtig krank findet... „Gott im Himmel! Was ist Ihnen?“ — „Ach habe das Fieber!“ — „Ist's möglich! Heute früh noch so rasch eben frisch und gesund?“ — „Ja, es hat mich wie ein Blitz vom Himmel getroffen.“ — „Heiliger Himmel! der König wird gleich hier seyn.“ — „Se mag er wieder gehen.“ — „Aber was soll ich ihm sagen?“ — „Das Automat hat das Fieber.“ — „Ungeheure Spaß!“ — „Nein ist wahrhaftig nicht spaßig zu Muthe.“ — „Gerade deswegen! Noch nie hat man eine so gute Einnahme gehoben worden.“ — „Ja, wir müssen sie wieder beraustrücken.“ — „Thun Sie mir den Gefallen, stehen Sie auf.“ — „Es ist mir nicht möglich.“ — „Ich will einen Arzt holen.“ — „Was hilft das?“ — „Gehst es denn gar kein Mittel gegen dieses verwünschte Fieberk?“ — „O ja, ein einziges.“ — „Welches? reden Sie!“ — „Daß Sie mir die 1500 Franken bezahlen, die Sie mir schuldig sind.“ — „Gut, wirnetwegen; auf den Abend.“ — „Nein, diesen Augenblick.“

Herr M.-l. sah wohl ein, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als das Geld zu holen. Die Kur schlug vortrefflich an. Das Automat war noch nie so feurig, so begeistert gewesen. Der König spielte selbst gegen ihn. Ein Kniff um den andern, und er stand ihm mit seinem Rath zur Seite. Das Ende war, daß die Coalition vollständig geschlagen wurde; die Niederlage kam natürlich nur auf Rechnung des Ministers.

Kaum war die Exhibition unserer Reisenden beendigt, als Herr M.-l. eine andere, und zwar für die neue Welt, vorbereitete. Diesmal wählte er sich einen jungen Menschen, aus Mühlhausen gebürtig, einen würdigen Zögling der vorzüglichsten Spieler des Café de la Regence, zum Begleiter und Vertrauten. In einer halben Stunde lehrte er ihm die Kunst, sich in der Maschine unsichtbar zu machen, und verspühl ihm aufs dringendste, unter keiner Bedingung auch nur das leiseste Geräusch in seinem Verstecke zu machen — er schloß seine Unterweisung mit den Worten: Und wenn Sie Feuer rufen hören, rühren Sie sich nicht; verlassen Sie sich ganz auf mich, ich werde Ihnen schon zu Hülfe kommen. Zu dieser Weisung, die Herr M.-l. jedesmal einem neuen Associé ertheilte, bestimmte ihn folgender Vorfall:

Auf seiner ersten Reise war er in einer Deutschen Stadt, ich weiß nicht gleich welcher, angekommen, wo gerade ein berühmter Taschenspieler Vorstellungen gab. Bald hatte das Automat den Taschenspieler aus dem Sattel gehoben; sein Saal stand leer, und Alles strömte dem Schachbrett zu. Der Taschenspieler, ärgerlich darüber und neidisch, ging ebenfalls hin, seinen Nebenbuhler zu sehen; bald erriet er das Geheimniß; er gab seinem Hilferufen, den er bei sich hatte, einen Wink, und Jener fing an, Feuer zu schreien. Man kann sich einen Begriff machen von der Verwirrung, welche die Zuschauer ergriff; aber noch ein viel größeres Entsetzen, als sie Alle, ergriff das Automat; sein Gegner lag am Boden, es hatte ihn über den Haufen geramnt und rollte selber wie besessen im Saale umher. Glücklicherweise packte es Herr M.-l. bei der allein die Gegenwart des Geistes behalten hatte, und schob es hinter einen Vorhang, worauf denn bald die Ruhe wieder hergestellt ward. — Dem Taschenspieler schlug bei alle dem sein Pfiff nicht zum Vortheil aus. Nach wie vor lief die Menge zu seinem Nebenbuhler und ließ sich täuschen.

Digitized by Google

Mehrere Jahre lang hat das Automat Nord-Amerika durchwandert und der Reihe nach sämmtliche Hauptstädte der Vereinigten Staaten und Kanada's besucht: gegenwärtig probirt es in Süd-Amerika seine Künste. Im Palamedes, der dem Schachspiel gewidmeten Monatsschrift der Herren de la Bourdonnaye und Méry in Paris, wird, wie man hofft, nächstens ein Bericht über diese letzte Reise erscheinen.

Bibliographie.

Histoire philosophique, politique et critique du christianisme et des eglises chrétiennes, depuis J.-C. jusqu'au dix-neuvième siècle. — Von Br Potter. Th. I. 7½ Fr. (Das Ganze wird aus 8 Bänden bestehen.)

La Famille Lazy, ou Désintéressement et Cupidité. — Von Henri Marg... 3 Bchen.

Les petits Astronomes et les petits Physiciens. — Von P. P. Bennequin. 3 Fr.

Lettres du Cardinal Mazarin à la Reine, à la Princesse Palatine etc. — Geschrieben in den J. 1651 und 1652. Herausgegeben von Ravenel. 9 Fr.

Mémoires et souvenirs du général Lamarque. — Zweiter Theil. La musique, simplifiée dans sa théorie et dans son enseignement. — Von Bussel.

Napoléon en 1812. — Historische Memoiren über den Feldzug in Rußland. Herausgegeben vom Grafen Roman Sołtyk. 8 Fr.

La Marquise de Parabère, Comédie-vaudeville en un acte. — Von Bayard und Dumanoir.

Afrika.

Eine Mission nach Tunis.

(Schluß.)

Nach dem Bey waren es seine Frauen, die wir mit unserer Musik regaliren zu müssen glaubten. Wir wurden mit den Spielleuten in einen dädchen inneren Hof geführt, auf den eine Menge kleiner vergitterter Fenster hinausführte. Es war unmöglich, zu sehen, wie unsere Musik aufgenommen wurde — doch war mir dies auch ziemlich gleichgültig, und nur um mein Selbst willen riß ich die Augen auf, so weit ich konnte. Indessen all mein Spähen half nichts; bisweilen glaubte ich wohl, ein hübsches Gesicht hinter einem Gitter zu erblicken, doch kann ich nicht darauf schwören, ob's nicht vielleicht ein alter Eunuch gewesen. Die Frauen regaliren uns nicht wieder mit Musik, sondern mit einmal, das uns in seinem Werthe war; sie gaben uns nämlich eine Probe ihrer Talentes im Fach der Bäckerei, und es wurde uns in ihrem Namen in einem der nach dem Hof hinausführenden Zimmer eine allerliebste Collation aufgestellt. Es war dies eine Galanterie, die dort zu Lande nicht häufig vorkommt und uns für unsere politischen Bezeigungen zu Tunis gute Hoffnungen fassen ließ. Die Collation war mit größter Reinheit auf reizendste zugerüstet; sie bestand aus Kuchenwerk, Pistazien, Orangen, Granaten, frischen Datteln und allen möglichen Arten von Confituren. Nur die Spielleute, die ihre Tafel mit eben so leichten Gerichten besetzt sahen, schienen nicht sehr erbaut zu seyn von der muselmännischen Galanterie. Sie hatten hier entschieden Mißgriff in Tunis auf zurückgelassen, und Kehr und Wend war ihnen ganz trocken vom Blasen; Hunger und Durst peinigten sie um die Wette. In einem Nu waren die trefflichen Kuchen, die feinen Confituren verschlungen; ihr Durst wurde hierdurch nur noch mehr gesteigert: sie verlangten mit Ungestüm zu trinken. Schwarze Sklaven brachten schöne Krystallvasen voll köstlichen kühlen Wassers, in das man ein paar Tropfen Rosenwasser gemischt hatte. Darüber aber brach die Ungeduld und der Unwille der Leute in lautes Murren aus, und sie ließen ihre Stimmen zu einer Musik erschallen, von der die armen Schwarzen nicht wußten, was sie denken sollten. „Was? Rosenwasser für Soldaten?“ schrieen sie erbittert; sie haben es für eine Beleidigung, für eine Schmach an, daß man ihnen dergleichen reiche. „Soll Gott unser Feind“ fügten sie hinzu, „sie sollen ihr Rosenwasser in Gottesnamen behalten und sich ihre Gesichter damit waschen.“ Aber was half es ihnen? Sie mußten es doch hinunterschlucken so gut wie wir; ihr Verdruß machte sich in Spottreden und Witzen auf den Bey und seine Damen Luft.

Kurz nachher waren wir mit dem Bey auf der „Sphinx.“ Er hatte das Schiff zu besichtigen und es manövriren zu sehen gewünscht. Wir wurden Sydi-Mustapha, seinem Bruder, und Sydi-Achmed, seinem Neffen, vorgestellt. Der Letztere drückte uns vertraulich die Hand und versicherte uns mit Lebhaftigkeit, er sey ein aufrichtiger Freund der Franzosen und glaube an ihre Loyalität. Es dauerte sich, während dieses Besuches an Bord der „Sphinx“, darum, den Bey zum Abschluß einer Traktats in Bezug auf Oran, nach denselben Grundlagen, auf denen der Konstantine betreffende beruhte, zu bewegen. In denselben Moment, als Herr von Lesseps dem Bey vorstellte, daß es in seinem wohlverstandenen Interesse wäre, die Freundschaft Frankreichs zu suchen und sich uns in die Arme zu werfen, sahe die „Sphinx“ ab, mächtig die Wellen mit ihren Räder durchschneidend. Endlich verwiderte der Bey dem Konsul: „Du siehst wohl, daß ich mich ganz Frankreich anvertraue, Tunis verschwindet uns im Rücken, und ich bin hier mit meinem Bruder und allen meinen Kindern.“ In der That waren sämmtliche Prinzen des regierenden Hauses von Tunis am Bord des Schiffes. Der Bey mit seinen Kindern und seinem dürftigen Gefolge hielt sich auf der einen Seite des Verdecks, Sydi-Mustapha und Sydi-Achmed auf der anderen; und so lange beide Brüder auf der „Sphinx“ verweilten, blieben sie so getrennt — so vorherrschend und eingewurzelt ist bei diesem Volke das Gefühl für die Würde des höheren Ranges. Der Bey und Sydi-Mustapha waren groß von Gestalt und schienen von robuster Leibesbeschaffenheit zu seyn. Das Gesicht des Bey's drückte Unverschlossenheit und Zweifel aus; unaufhörlich warf sein Auge ungewisse schwankende Blicke umher. Sydi-Mustapha hingegen (der gegenwärtig regierende Bey) schien mit großer und energischer Entschlüsse thätig; sein Blick war bedimmt und fest, seine Stimme sicher, und er lebte in einem viel höheren Grade als sein Bruder die äußeren Eigenschaften in Anbruch und Gestalt, die in jenem Lande der Maße imponiren. Der Bey sah aus wie ein gewöhnlicher, durch Wohlleben und Lüste entnervter Mensch; nie wagte er in Abwesenheit seines Sahaiba, Sydi-Schakir, zu dem er ein unbegränztes Vertrauen hatte, einen Beschluß zu fassen. Sydi-Schakir, ein Mameluk von großem Verstande, war der Ansicht, daß sein Gebieter in einer Allianz mit uns einen Stützpunkt suchen müsse; er hatte nicht vergessen, daß der Dey von Algier für einen unglücklichen Schlag mit dem Fliegenwedel sein Dyplik eingebüßt; das drohende Ungewitter, das sich im Occident zu sammeln anfing, um demnächst gegen den Orient, war seinem Blick nicht entgangen, und er hielt es für gerathen, sich unter das Protektorat Frankreichs zu begeben, um nicht früher oder später unter die Herrschaft irgend einer anderen Europäischen Macht zu kommen. Der Bey theilte alle seine Besorgnisse. Die Juli-Revolution, und in Folge derselben das Wiedererscheinen der dreifarbigen Fahne, hatte einen großen Eindruck auf ihn gemacht. Er sagte, daß er unter Fahne oder der Wohnung des Konsuls flattern gesehen, sey es ihm vorgekommen, als würde sie die Welt mit ihren Falten umhüllen.

Von den jungen Prinzen hatte Achmed das interessanteste Gesicht; es zeichnete sich nicht grade durch Regelmäßigkeit des Profils und durch schöne Harmonie der Züge aus, als vielmehr durch den Ausdruck der Energie in der Seele, die sich darin auszuprägen und es belebt eigenthümlich belebte. Die Blässe seiner Stirn, die feste Schärfe seines Blickes, das unordentliche Stehen seines Turbans, die Magerkeit der Beine, die rasche Beweglichkeit seines Körpers, Alles verkündigte an Achmed einen von seinen schönen weiblichen Brüdern bloß verschiedenen Mann an. Bei den Europäern in Tunis galt er für den Tapferſten unter ihnen, wie der des Bey — doch das hieß eben nichts Anderes, als ein Jüngling voll Feuer und Leben, der seinem Vaterlande mit glühender Liebe anding. Der Französische Konsul trug darauf an, daß Achmed zum Bey von Oran ernannt werde. Nach einigen Unterhandlungen von Seiten des Bey mit seinem Bruder Sydi-Mustapha willigte er ein, für Oran das Gleiche zu thun, wie für Konstantine, mit Ausnahme der jährlichen Zwölfe Sydi-Achmed zum Bey der Provinz Oran. — Die „Sphinx“ flog wie ein Pfeil durch die Wogen, wir segelten bis um das Vorgebirge von Karthago herum; die Prinzen bedahen die Dampfmaschine aufs sorgfältigste. Als wir wieder auf der Rhede ankamen, hörten wir, daß als die „Sphinx“ hinter dem Vorgebirge verschwunden war, die Prinzen in Mamelukischen Geschirr und Waffen sich aufgeputzt und gesichtet hätten, man entführe den Bey mit seinem ganzen Hause. Der Fürst verließ das Schiff nicht, ohne reichliche Geschenke an die Spielleute und Matrosen austheilen zu lassen; es war schon finster, als er in Mameluk wieder anlangte, und wir machten uns ebenfalls, so schnell es gehen wollte, auf den Rückweg nach Tunis.

Sydi-Mustapha war uns entgegen; auf dem halben Wege zwischen Mameluk und Tunis holten wir ihn ein. Wir fuhren nun langsamer, denn obwohl er uns sagen ließ, wir möchten doch vorfahren, so lehrten wir dies Anerbieten wohlweislich ab, aus Furcht, durch einen Uebergiebigkeit in ihm etwa zu machen. Denn ein solcher Umstand, ein solches Einverständniß mit Uebrigen nach einem Bruch unseres Vertrag wäre ihm als eine üble Vorbedeutung erschienen. Wir hielten also mit seinem Mameluken gleichen Schritt und beobachteten wie sie ein tiefes Stillschweigen. Dieser langsame stille Nachtmarsch, beim röthlichen Schein der Fackeln, wird mir stets in der Erinnerung bleiben. Als wir vor Tunis ankamen, waren die Thore geschlossen. Sydi-Mustapha ließ öffnen; wir umfuhren sie und fuhren nach unserer Wohnung; er verfolgte seinen Weg außerhalb der Stadt, den Wall entlang, nach Barbo, der Residenz des Bey's, eine halbe Meile von Tunis.

Einige Tage darauf, nachdem uns ein Zimmer in einem prachtvollen Hause, das unter der Kastellschaft Sydi-Hassonna's Kand, angewiesen worden, bezogen hatten, ging der Bey hin eingeladen. Nichts sieht seltsamer aus, als eine Französische Einrichtung in diesen weiten Sälen mit vergoldeten Kuppeln — Tische, Sopdas, Kommoden, Secretairs, von welchen allen die Muselmänner nicht Anwendung und Gebrauch kennen, und die sie mit sonderbarem Ungeschick in komischer Unordnung in den Zimmern aufstellen und über einander packen. Zur Ehre des Bey's übrigens muß ich sagen, daß ich von dem Moment an, wo ich ihn die Treppe meiner Adresse seine Gewogenheit und Freigebigkeit gegen uns im Kleinsten wie im Größten nie ermüdete. Mit erbeten einen Französischen Koch, Neger zur Bedienung, einen Kutscher nebst Kabriolet, kurz Alles, was dazu beitragen konnte, uns den Aufenthalt in Tunis leidlich zu machen. Herr Ouo hatte einen Französischen Bedienten von Algier mitgebracht, ich bekam einen Mauritschen und hatte große Lust, ihn mitzunehmen. Als Eierene hatte man uns einen Neapolitaner, Namens Angeline, beigegeben, einen verschmitzten, lebhaften, gewandten Kerl. Er war schon einigemale in seinem Leben reich gewesen und wieder arm geworden; seine zeitigen Verhältnisse schienen gerade nicht sehr glänzend zu ſeyn, aber bedauungeachtet war er aufgeräumt und heiter von ungemeiner Weise mit Sentenzen um sich, und bei allen seinen Schnacken und Possen entdeckte seine Philosophie bisweilen feinesweges der Tiefe. Eines Tages, als ich ihn fragte, wie er es mache, sich trotz aller Unfälle seines Schicksals immer den guten Humor zu bewahren, gab er mir zur Antwort: „Muß man sich nicht trösten; ist doch Napoleon auf Sanct Helena gestorben!“

Angeline empfahl mir einen Mauritschen Bedienten Namens Habib, den er mir als groß, von ungeheurer Stärke und als über alle Maßen treu schilderte: „Er würde Ihnen besser Dienste leisten als ein Säbel“, setzte er hinzu. Ich war geneigt, auf seinen Vorschlag einzugehen, obwohl er mich darauf aufmerksam machte, daß Habib zu einer feindlichen Krankheit leide, die übrigens dort zu Lande ziemlich häufig vor-

Digitized by Google

kommt: daß er nämlich, wenn im Juli und August die Sonne ihm schaef auf den Kopf brennt, in ein Angstfum und eine Wuth geräthe, die ganz unglaublich ſeyen — ſo leide er noch an den Nachwehen einer ſehr ſchmerzlichen Bastonnade, die er vergangenen Sommer als Strafe für einen Auflauf verübter Raſerei auszuſtehen gehabt. Er wurde wie vorgeſtellt; trotz ſeiner Anſtrengungen, ſich gerade zu halten, ſah ich doch, welche Wuthe es ihm koſtete. Er muthmaßte, daß mir die Baſtonnade nachgeſchichte mitgetheilt worden; ſeine Phyſiognomie geſtel mir, und ich bedeute ihn. Später erfuhr ich das ganze Detail dieſer Geſchichte, um die ihm der Rücken ſo herrlich worden war. Es war keine Kleinigkeit, wie Angelmo ſich auszeichnete, und da ſie dazu beitragen kann, eine Vorſtellung von den Sitten des Landes zu geben, ſo will ich ſie erzählen.

Habib ſchwärmte ſeit einem Jahre für eine Jüdin, ein hübſches Kind von vierzehn Jahren, von kleiner Geſtalt, aber blühendfriſch und wohlgebildet, Mammara genannt. Ihr Vater, ein ehemaliger Greis, war in Tunis allgemein geachtet, wenigſtens ſo viel, als es dort ein Jude ſeyn kann. Er wohnte mit ſeiner Tochter in einem Hauſe, das nach der landesüblichen Form aus einem von vier Zimmern umgebenen Hofe beſtand, und an das des Konſuls (ich weiß nicht, war es des Amerikaniſchen oder eines anderen), bei welchem Habib in Dienſten ſtand, angränzte. Von der hohen Terraſſe dieſes Hauſes konnte man in den Hof des Juden ſehen. Oft ſchon hatte Gammara, wenn ſie hinaufſtieg, den Kopf eines Mannes geſehen, der ſich über die Terraſſe herüberbeug und ſie unverwandt mit ſtammenden Blicken betrachtete. Mehr als einmal war dieſer Kopf in ihren Träumen ein Gegenſtand des Schreckens für ſie geweſen — denn wir ein Geier, der über der zitternden Taube ſchwebt, ſah Habib oben auf ſeiner Terraſſe aus. Der Zwang der Verhältniſſe war ſo, daß Habib bei ſeiner Unbeſchuldt nur auf ſchlechte Gerathen gerathen konnte — zwiſchen ihm, dem Mauren, und der Jüdin war an keine Heirath zu denken, und ſo dachte er nur auf Liſt und Gewalt. Im Sommer 1830 bot ſich für ſeine Hoffnungen eine günſtige Gelegenheit dar. Der Jude wollte mit ſeiner Tochter zu Verwandten nach Bizerta zum Beſuch reiſen. Es war gerade im Monat Juli, und was der arme Habib noch von Beſonnenheit und kaltem Blute beſaß, hatte ihm die glühende Hitze der Jahreszeit vollends weggeſengt und aufgezehrt. Dazu eine ſeit Jahresfriſt gehegte und bis zur heftigſten Spannung gediehene Leidenſchaft. „Es koſte, was es wolle“, rief er aus, „ich muß ſie haben!“ Er ſteckte einen Dolch in den Gürtel und eilte voraus auf den Weg nach Bizerta. Der ganze Landſtrich von Tunis bis Bizerta iſt eine vollkommene Wüſte; ich ſelbſt habe ſie durchmeſſen, als ich die Ruinen von Utika beſuchte. Auf der ganzen Strecke in dieſer weiten ungeheuren Einöde erinnert ich mich, nur ein großes Gebäu von weiten Diven geſehen zu haben — eine liebliche Oaſe, zu der Abends alle Vögel aus der ganzen Gegend und den Ruinen von Utika der Nächtigen, Quarren, die noch einzelne wohlriechende und ſehr intereſſante Gräſer darbieten. Von dieſer eigentlichen Straße iſt keine Rede — jeder Wanderer nimmt ſeinen Weg, wie es ihm gerade zweckmäßig erſcheint — und dadurch wird die Landſchaft noch öder und einſamer, denn ſelten begegnen ſich Reiſende — wie die Schiffe auf dem Meere, ſo durchkreuzen ſie dieſe Wüſte, der eine hier, der Andere dort, in weiter Ferne von einander.

Habib hatte ſich unweit Tunis auf einem Hügel poſtirt, von wo aus er die Ebene überſehen konnte; ſicht lange wähnte es, ſo ſah er den Greis mit ſeiner Tochter auf Eſeln daherkommen, denn auf Pferden zu reiten iſt den Juden nach muhammedaniſchem Geſetz verboten. Er ſtieß ſie derb und folgte ihnen in geringer Entfernung. Die kleine Gammara blieb oft hinter dem Vater zurück, um ihn wieder im Galopp wieder einzuholen. Zweimal war Habib ſchon auf dem Punkt, über ſie herzufallen, aber immer ſtand er wieder ſtill und freute ſich an ihrem Anblick, ihrer Fröhlichkeit, ihrem Lächeln, ihrem unſchuldigen Glücke. Als ſie aber das Gebäu erreicht hatten, da, entſchloſſen, ſich nicht länger zurückzuhalten, ſchlug er einen Umweg ein, um ſie zu überfallen, auf dem er ſie abſchneiden konnte, und plötzlich aus dem Dickicht hervortretend, ſtand er vor Gammara. Das Mädchen erblaßte, als es ihn ſah, ſchrie laut auf vor Schrecken und blieb ſtill. Auch Habib ſtand unbeweglich; der Mund entwich ihm, und er wußte ſich an einen Baum zu lehnen.

„Wie Du uns erſchreckt haſt, Habib!“ rief der Greis, auch noch halb zitternd, „oder nicht Du, ſondern vielmehr dieſe Thörin, die Gammara, mit ihrem albernen Geſchrei. Bei Abraham, mein Freund Habib iſt's und kein Anderer! Sag' an, was führt Dich hierher und wo willſt Du hin?“

Der Maure erwiederte nichts, die Lippen bebten ihm, er rang noch in einem Kampfe mit ſich ſelber.

„Wir wollen nach Bizerta“, fuhr der Greis fort; „wenn Dein Weg in derſelben Richtung geht, ſo laß uns gemeinſchaftlich die Reiſe zurücklegen; nach dem Gewitter dieſer Nacht iſt die Meyerda ſicher angeſchwollen, und Du kannſt uns beim Durchreiten hilfreiche Hand leiſten.“

„Gern“, verſetzte Habib; „ich bin ſo raſch gegangen, und die Hitze iſt ſo drückend, daß ich mich für den Moment ganz benommen fühle — doch das geht bald wieder vorüber.“ Und ſo zogen ſie mit einander vorüber.

Gammara hatte in Habib gleich den Mauren erkannt, der ſie ſchon ſo lange mit ſeinen Blicken verfolgt. — darum war ſie ſo zuſammengeſchreckt, als ſie ſeiner anſichtig geworden. Da ſie aber hörte, daß ihr Vater ihn Freund nannte, ſo ſchwand ihre Angſt, und ſie überließ ſich der heiteren Sorgloſigkeit ihres Alters und der Unſchuld; ja ſie ſuchte ihn ſogar gewiſſermaßen zu entſchädigen für ihren früheren Verdacht, deſſen Urſach ſie ſich ſelber nicht erklären konnte, und redete mit freundlichem ſanftem Tone zu ihm, daß ſein Herz von Wonne und Rührung ergriffen ward. Denn Habib war kein eigentlich ſchlechter Menſch — und bei Erwägung des Verbrechens, das zu begehen er im Begriff ſtand, müſſen wir zu ſeinen Gunſten anführen, daß in jenem Lande, wo es an der Tagesordnung iſt, den Juden ungeſtraft allen möglichen Schimpf anzuthun, eine gegen ſie verübte Gewaltthat in den Augen des Muſelmanns durchaus nicht als ein Verbrechen erſcheint.

Seitdem genug wurden Beide plötzlich mit einander ſo vertraut, ſchwatzten und ſcherzten mit einander, als wenn ſie ſich Jahre lang gekannt hätten. Das Mädchen wurde ſo munter und ausgelaſſen, trieb Poſſen über Poſſen, derartig, daß ſie das Gleichgewicht verlor und vom Sattel zur Erde glitt. Habib bot ihr an, hier weiter auf ihr Thier zu helfen. Gammara, ohne darauf zu antworten, ſtand vor ihrem Greis, die Arme beraubangend, das Haupt ein wenig geneigt; Habib umfaßte ſie, ſie ſtützte ſich mit der Hand auf ſeine Schulter, und leicht emporgehoben ſaß ſie wieder auf ihrem Platz. Was in Habib vorging, läßt ſich beſſer fühlen als beſchreiben — Blut ging er neben ihr, die rechte Hand auf den Rücken des Eſels gelegt, die Finger unmerkbar auf Gammara's ſchönſt Fäſer gebeſtet. So kamen ſie an das Ufer der Meyerdha — das Waſſer war groß, wie ſie vorausgeſehen hatten. Habib wußte eine ganzbare Furt; es wurde beſtimmt, es ſolle Einer nach dem Anderen hindurchfahren, erſt Gammara, dann den Alten. Es geſchah. Mitten im Waſſer that der Eſel einen falſchen Tritt und fiel in ein Loch; Gammara ſtieß einen Schrei aus und umklammerte Habib. Mit ſtarkem Arm bob er ſie doch empor und ſchritt eilend dem Ufer entgegen — an einen Punkt gelangt, wo das Waſſer minder doch war, nahm er die ſüße Laſt, die er bisher über ſeinem Haupte getragen, an ſeine Bruſt und trug ſie ſo mit ſchnellerem Schritt vorwärts. Gammara, die ſich von ihrem Schrecken noch immer nicht erholt hatte, hielt ihn feſt umſchlungen, ihre Wangen berührten die ſeinigen, ihr Buſen bebte, ihre Bruſt ſchlug an dem ſeinen. Sie ſelbſt ſchien nichts zu ſehen und zu hören, denn Habib war ſchon aus dem Waſſer heraus; am Ufer hielt er entlang, und wie ruſchlummert in ſeinen Armen war das Mädchen ganz ſtill und ließ ihn gewähren. Der Greis dagegen auf dem anderen, als er dem Mauren am weiteſten hinter einem Hügel verſchwunden ſah, brach in Jammer und Wehgeſchrei aus. Andere kamen des Weges und brachten ihn durch die Furt. Aber gegen ſein Flehen um Hülfe blieben ſie taub und zogen ihrer Straße weiter. Die Luft mit ſeinen Klagen erfüllend, irrte der Unglückliche in der Wüſtenei umher, den Himmel anſchreiend um ſein Kind — endlich fand er es.

Was das Mädchen muhammedaniſcher Religion geweſen, ſo wäre Habib jedenfalls auf die Galeeren gekommen.

J. L. Lugan.

England.

Bibliographie.

History of Brazil. (Geſchichte von Braſilien, von 1808 bis 1831.) Von J. Armitage. 2 Bde. 24 Sh.

Ireland etc. (Irland, ſeine Beſchaffenheit und Fähigkeiten.) Von Donald Baine. 2 Sh.

Ascent etc. (Beſteigung des Mont Blanc im J. 1834.) Von Dr. M. Barry. 4 Sh.

Comparative view etc. (Vergleichender Blick auf die Lehrſätze der anglikaniſchen und der katholiſchen Kirche.) 7½ Sh.

Lingards History. (Lingard's Geſchichte von England.) Abgekürzt und fortgeſetzt von P. Sadler. 2 Bde. 12 Sh.

Autobiography of Martin Luther. (Luther's Selbſtbiographie.) Von J. F. Lawſon. 5 Sh.

Etymotonia. (Grundſätze der Accentuirung.) Von Dr. A. Mar Jones. 3½ Sh.

The english entomologist. (Die Inſekten Englands.) 42 kolorirte Platten, von Martin. 3 Pfd. 13½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Buchhändler-Verkehr in Rußland. Im Laufe des vorigen Jahres wurden in Rußland 300,000 Bände ausländiſcher Druckſchriften eingeführt, was der Einfuhr im Jahre 1834 gleichkommt. Gedruckt wurden in dieſer Zeit: Original-Schriften 384 auf 7304 Bogen; Ueberſetzungen 124 auf 3062 Bogen. An periodiſchen Schriften erſchienen 31 auf 4208 Bogen. (C. H.)

— Weſtindiſche Bier-Uhr. Eine der merkwürdigſten Pflanzen von Jamaika iſt die Jalapa mirabilis, gewöhnlich die Bier-Uhr Blume, oder auch die Weſtindiſche Bier-Uhr (Westindian Four o' clock) genannt. Sie hat dieſen Namen davon erhalten, daß ihre Kelchblätter während der dreizehn Stunden des Tages immer geſchloſſen ſind und immer nur des Nachmittags, wenn die Luft ſich gewerden, ſich öffnen.

— Das Alter der Strümpfe. Vor zwei Jahrhunderten hat noch nicht Einer unter Tauſend gewebte Strümpfe getragen; vor einem Jahrhundert noch nicht Einer unter Fünfhundert. Jetzt iſt kaum Einer unter Tauſend, der keine Strümpfe trägt, und doch konnte William Lee, der Erfinder des Strumpfſtuhles, keinen Patron ſie feine ſpitzen von alle Welt ausgebeutete Erfindung erhalten. Der arme Lee iſt vor Gram geſtorben. (E. P.)

Es wird erſucht, die am 30. d. M. zu Ende gehenden Abonnements baldigſt zu erneuern, damit die weitere Verſendung des Blattes nicht unterbrochen werde. Titelblatt und Regiſter werden wie gewöhnlich nachgeliefert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064300559

Digitized by Google